Die Frau

Helene Lange, Gertrud Bäumer

Digitized by Google

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Vierter Jahrgang

Berlin

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

1897.

Digitized by Google

HQ1103
F7
v.4
1896/97

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 31 1978

51673

Digitized by Google

Inhalt des vierten Jahrganges.

Abhandlungen.

Seite

Armenpflege, Die Frau in der öffentlichen 245

Arnstein, Ph. Der Anteil der Frauen an der englischen Romanlitteratur 296

Bauer, Alma. Kleinkindererziehung 257

Bremen, Dr. v. Die körperliche Erziehung der weiblichen Jugend 210

Buch, Dr. Hans. Die Naturheilung und ihre praktischen Konsequenzen 628

Bülow von Dennewitz, Gräfin Gertrud. Das moderne Weib 427

Fürth, Henriette. Die Ehefrage und der Beruf 710

Gebser, Dr. phil. Anna. Die verbesserte Frauenkleidung 559

Gemberg, Adine. Die sozialen Aufgaben der Diakonie-Genossenschaften . . . 292. 362

Gleim, W. Der moderne Mann 669

Hardenberg, A. Die Stellung der Frau beim Theater 174. 215

Hecht, Marie. Die Hausbeamtinnen 494

„ „ Jugendzeit 742

Heilborn, Ernst. Weihnachtsgeschenke 147

„ „ Frauen in ihrem Schaffen 385

„ „ Das Frauenstudium vor dem Abgeordnetenhause 555

Henri-Moor, B. Mein „Fräulein" 484

Henschke, Margarethe. Ferienkurse in Jena 503

Lamb, Charles. Moderne Galanterie 563

Lange, Helene. Schulkinderthorheiten 36

„ „ Die akademische Frau 193

„ „ Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau 321

„ „ Man muß sich beeilen 138

„ „ Kinderpsychologie 449

„ „ Bahnbrechende Frauen unter Victorias Regierung 617

„ „ Das Elend unserer Jugendlitteratur 641

Ludwig, H. Die Ehe im vierten Stande 43. 105

„ Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder 513. 585. 658

Digitized by Google

Seite

Martindale, Mrs. Frauen in Indien. Aus dem Englischen von E. Neuhaus . . . 372
Mellien, Marie. Bei den „Jugendlichen" im Frauengefängnis 138
„ „ Die Frau als Apothekerin 609
Pfleiderer, Prof. Dr. Otto. Die Frau und die Religion 65
Salomon, Alice. Das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderheim in Bornstedt . . . 179
Schettler, Paul. Auf den Spuren des Lichts 477
„ „ Etwas Küchenchemie 646. 733
Schliepmann, H. Die Frau als Förderin „großer" Kunst 265
Schohl, Natalie. Freundinnen junger Mädchen 757
Schüler, Dr. Paul. Moralische Personen, Vereine und Frauen 202
Tiburtius, Dr. Franziska. Krankenpflege in der Familie 405
Bely, E. Vom internationalen Frauenkongreß in Berlin 50
Winter, Elisabeth. Der Brüsseler internationale Frauenkongreß 739
Wohlbrück, Olga. Die Frau in Rußland und ihre geschichtliche Entwicklung 27
„ „ Die Frau in Rußland 456

Romane, Novellen und Skizzen.

Adelmann, Helene. Unsere Schulzetante 368
Blüthgen, Victor. Mama kommt 224
Busch, Regine. Großmutter spricht 435
Busse, C. Das Dreigespann 112
Ebner-Eschenbach, Marie v. Das Nilpferd 6
Eisler, K. Der Bazar 309
Faber, Paula. Das Glück des Hauses Conried 543
Hindermann, Adele. „Schnut" 39
Janitschek, Maria. Land 129
„ „ Ins Leben verirrt 334. 392. 461
Lapidoth, Frits. Der Phonograph des Wybrand Longus 746
Poppenberg, Felix. Nordische Reise 7. 76
Röckner, Marie. Künstlertraum 688
Rösing, Therese. Sommertage in Schottland 537
Rust-Roest. Ellys erster Ball. Aus dem Schwedischen von O. A. Palme 162
Schmidt, Auguste. Marietta 674
Schönort, H. Die Jüngste 85
Siewert, Elisabeth. Maienfrost 423
Tschechow. Pech 499
Bely, E. Kuratel 270

Digitized by Google

Seite

Bely, E. Guſtel 521. 594. 650. 719
Bermont, H. Die Mücke 620
Biebig, C. Das Märchen von der Treue 304
Bollmöller, Carl G. Es war einmal 200
Zehren, Claus. Nach der Trennung 15

Biographieen und Charakteriſtiken.

Arnſtein, Ph. Mary Wollſtonecraft Godwin 754
Bettelheim, Anton. Emil Marriot. (Mit Porträt) 1
„ „ Charlotte Wolter. (Mit Porträt) 705
Groſſe, A. Frieda Lipperheide. (Mit Porträt) 101
Heilborn, Ernſt. Annette von Droſte-Hülshoff 242
Höhnk, Helene. Dorothea Chriſtiane Erxleben, geb. Leporin 529
Niemann, Dr. Fred. Ada Negris „Stürme". (Mit Porträt) 152
Poppenberg, Felix. Nietzſche-Epiſoden 350
„ „ Zwei Frauenſilhouetten aus der Romantik 418
„ „ Maria Baſhkirtſcheff 577
Schettler, Paul. Lenaubriefe 96
Silling, Marie. Barbara Uttmann. (Mit Porträt) 357
Treumann-Koner, Bertha. Käthe Freiligrath-Kroeker. (Mit Porträt) 219
Ullmann, Regine. Dr. Freiin Gabriele v. Poſſanner. (Mit Porträt) 534
Bely, E. Marie Seebach. (Mit Porträt) 414
Wenckebach, Prof. Karla. Frances E. Willard. (Mit Porträt) 285

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Blum, Anna. Der Obſt- und Gartenbau als Frauenerwerb 119
Eiſenbahndienſt, Frauenerwerb im 760
Hebamme, Die. Ein Wort zu Ehren eines vernachläſſigten Frauenberufs 246
Hebammenberuf, Noch ein Wort für den 698
Jakobi, H. Frauenarbeit im Gebiete der Buchbinderei 54
„ Frauenerwerb durch Seidenraupenzucht 633
Ichenhäuſer, Eliza. Die Krankenpflegerin 505. 566
Landwirtſchaftliche Hochſchule, Die Zulaſſung der Frauen zur 441
Letteverein, Neue Kurſe im 375
Telephondienſt, Frauen im 313
Telephonie, Die 183

Digitized by Google

Gedichte, Aphorismen, Von Frauen und über Frauen.

Seite

Bauer, Alma. Aphorismen aus der Kinderstube 161. 312
Busse, Carl. Trost in Gott 14
„ „ Erste Liebe 199
Friedrich der Große über Mädchenerziehung 361
Lohmeyer, Julius. Gedankenstifte 26
„ „ Die Schattenrast 118
„ „ Das zweite Los 520
Port, Frieda. Das Auge Gottes 349
Schettler, Paul. Waldgang 536
Schwartzkoppen, Clotilde v. Lehrerinnenverein im Harz 178
„ „ Notturno 303
Sydow, Clara v. Unvermerkt 118
Tyrol, Marie. Trost 413
„ „ Auf der Höhe 673
Vanselow, Karl. Abendschein 632
Von Frauen und über Frauen 460. 732
Zoozmann, Richard. Kopf oben 95
„ „ Arktische Weihnachten 182
„ „ Mutter 440
„ „ Frühlingsgleichnis 565
„ „ Meisterspruch 759

Frauenleben und -Streben.

Seite 56. 122. 184. 250. 315. 376. 443. 507. 568. 634. 694. 761.

Frauenvereine.

Seite 58. 123. 248. 314. 378. 442. 570. 636. 763.

Für Haus und Familie.

Seite 57. 185. 251.

Digitized by Google

Bücherſchau.

Seite 59. 124. 186. 252. 316. 380. 444. 508. 572. 637. 701. 764.

Kleine Mitteilungen.

Seite 190. 256. 383. 446. 511. 703.

Anzeigen.

Seite 61—64. 126—128. 189—192. 254—256. 318—320. 381—384. 446—448.
510—512. 574—576. 637—640. 702—704. 766—768.

W. Moeſer Hofbuchdruckerei, Berlin S.

4. Jahrg. Heft 1. Oktober 1896.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Emil Marriot.

Von

Anton Bettelheim.

Nachdruck verboten.

I.

Anfang der Achtziger Jahre erschien im Romanfeuilleton der neugegründeten Wiener Allgemeinen Zeitung „Die Familie Hartenberg“ von Emil Marriot. Die scharfen, strengen Sittenschilderungen des bis dahin unbekannten Autors wurden von den Lesern und zumal den Leserinnen mit wachsendem Anteil aufgenommen; der stoffliche Reiz dieser mit kühner Hand aus dem Leben des niedergehenden Mittelstandes gegriffenen Geschichten packte die Massen, indes die Kenner an der Kraft der Bildnismalerei ihre Freude hatten. Um so größer war dann die Überraschung, als unter dem männlichen Leihnamen unversehens eine Dame — Emilie Mataja — zum Vorschein kam, deren Art und Kunst gleich dazumal Paul Heyse wahr und warm gerecht zu werden suchte in dem Urteil:

„Ein so entschiedener Wahrheitsdrang den Problemen des wunderlichen Menschenlebens gegenüber; eine so schlichte und doch nicht cynische Rücksichtslosigkeit des Ausdrucks; so viel gereifte und sichere Kraft der Darstellung — mir ist nie ein dichtendes Fräulein begegnet, das diese männlichen Gaben in so hohem Grade besessen hätte, ohne aus den Schranken ihres Geschlechts herauszutreten. Es weht freilich eine herbe Luft in dem Buche, und die Zärtlinge werden sich dadurch unsanft berührt fühlen. Aber der Überschuß persönlicher Kraft und künstlerischer Energie, die all diese peinlichen und unerquicklichen Scenen überwiegt, hebt diesen Roman für mein Gefühl hoch aus der Masse der landläufigen pessimistischen und naturalistischen Produktionen heraus, die sich mit der photographischen Schilderung der menschlichen Armseligkeit befassen.“

Bald nachher — 1884 — veröffentlichte Emil Marriot in der „Bibliothek für Ost und West“ das Buch, das ich bis zur Stunde für ihre bedeutendste Schöpfung

Digitized by Google

halte, den Roman „der geistliche Tod," ein Werk, das nicht nur seine Meisterin lobt, sondern dauernd seinen Platz behauptet in der Geschichte der deutschösterreichischen Litteratur unseres Jahrhunderts. Wie kein Unbefangener die Dichtung des protestantischen Nordens ganz unabhängig von Fluch und Segen des Pastorentums betrachten und behandeln wird — (sind doch mit Recht Bände geschrieben worden über das evangelische Pfarrhaus in seinen Beziehungen zur deutschen Litteratur) — so vermag kein Österreicher die Spuren zu verkennen, die der Katholicismus in dem Sinnen und Ringen ganzer Künstlergeschlechter zurückgelassen hat. Selbst der voltaireanische Grillparzer spricht sich in überlegener Selbstkritik wiederholt unumwunden über die mächtigen, schädlichen und heilsamen Einflüsse seines angestammten Glaubens auf seine Geltung und Stellung aus. Lenaus Verhältnis zu den letzten Fragen, jede tiefergehende Beschäftigung mit den Albigensern und Savonarola führt mitten in die heikelsten Fragen der geistlichen und weltlichen Papstherrschaft; ja, vielleicht hat sich sein Geist zuerst in der selbstquälerischen Versenkung in mittelalterliche Mystik umdunkelt. Daß und wie unlöslich die Anfänge Anzengrubers, die Priestergeschichten und Hildebrand-Tragödien von Ferdinand v. Saar mit den politischen Zeitkämpfen wider das Konkordat zusammenhängen, bedarf kaum der Andeutung.

In dieser reichen und gewaltigen Entwicklung gebührt — ich wiederhole es — Marriots „Geistlichem Tod" ein Ehrenplatz. Unbekümmert um das alte Verbot mulier taceat in ecclesia wird sie nirgends redseliger als in der Kirche. Ohne vorgefaßte Meinung, ja, ihrer ganzen religiösen Naturanlage und Erziehung nach von Haus aus eher als gläubige Katholikin, fragt sie dem Cölibat seine Rätsel und Widersprüche ab. Allerdings nicht als kühle Kasuistin, die mit der Ruhe des Statistikers die Notwendigkeit eines bestimmten Prozentsatzes verfehlter Ausnahme-Existenzen als selbstverständlichen Preis ansieht für Tausende von normalen Lebensläufen katholischer Geistlicher. Vielmehr als warmblütiges Weib, das, angesichts erlebter Leidensgeschicke echt weiblich, nur etwas pathetischer, derselben Wahrheit bewußt wird, die Anna Birkmeier naiv und zugleich volksmäßig schalkhaft in dem Gespräch mit dem Pfarrer von Kirchfeld zum Ausdruck bringt. Als Hell arglos seiner Jugendträume gedenkt, mit Mutter und Schwester gemeinsam zu hausen und zu wirken: „eine Familie haben, ja nur ihr angehören, ist doch etwas Schönes," lautet die unergründlich launige Antwort Annerls: „Nicht wahr? Oft hab' ich mir's schon gedacht — selbst im Himmel kommt erst die heilige Familie und dann die einschichtigen heiligen Männer und Jungfrauen." Im „Geistlichen Tod" der Marriot ist das in Kunst und Leben gleich unerschöpfliche Motiv ganz ins Tragische gewendet. Zwei Existenzen — ein liebendes Mädchen von starkem Charakter und edlem Gemüt und ein gutartiger, zu allem andern eher als zum Geistlichen taugender echtösterreichischer Schwächling — gehen daran zu Grunde, daß dieser unbedacht, den Seinigen zuliebe, ein Gelübde abgelegt, das er weder halten noch entschlossen lösen kann. Er erregt das Ärgernis engherziger, boshafter Oberer, die ihn auf eine Strafpfarre versetzen, die im Volksmund „der geistliche Tod" heißt. In Wahrheit geht der willensschwache Mann an dem Zwiespalt zwischen seinem Beruf und seinem Naturell zu Grunde. Lang bevor Föhn und Sumpfluft den Lungenkranken töten, hat ihn Sehnsucht nach einem anderen, seinem weichen, sinnlichen, liebebedürftigen Wesen gemäßeren Leben aufgebraucht. Für Leute seines Schlages ist der geistliche Stand an sich der geistliche Tod. Genügsamere oder stumpfere Naturen als der Held im „Geistlichen Tod" resignieren sich wort- und freudlos:

ſo z. B. der Kaplan in „Hochwürden, mein Sohn.“ Mutigere und ehrlichere verlaſſen rechtzeitig einen Beruf, dem ſie ſich nicht gewachſen glauben, wie „Unſer Anton“: zwei Genrebilder in den Geiſtlichen Novellen „Mit der Tonſur“ (1887), die, untadelig nach Form und Gehalt, inmitten der anderen faſt durchweg düſtern und trüben

Emil Marriot.

Geſchichten der Marriot doppelt willkommen erſcheinen durch ihren angeborenen, echten, ſonſt wohl gar abſichtlich zurückgedrängten Humor.

II.

Angeſichts ſolcher vollendeten Meiſterſtücke der Kleinkunſt, wie der beiden letztgenannten Skizzen, hoffen wir auf eine Reihe neuer, neuartiger Schöpfungen der Marriot. Wohl hat ſie in dem halben Menſchenalter, das ſeit ihrem ſtark und zu ſtark unter dem Zeichen Schopenhauers ſtehenden Erſtlingswerk Egon Talmors (1880)

verstrichen ist, redlich an sich, an ihrem Gedankenleben, wie an ihren künstlerischen Ausdrucksmitteln gearbeitet. Im wesentlichen lassen sich aber die meisten ihrer mittlerweile gedruckten Hauptwerke einem der zwei Stoffkreise zuteilen, die sie im „Geistlichen Tod“ und in der „Familie Hartenberg“ sich erschlossen hatte.

Priesterleben in den verschiedensten Abschattungen hat sie neuerdings mit gleichem Eifer und ungleichem Erfolg studiert in „Askese“, „Anathema sit,“ „Johannes“.

Der Misere und der Verlogenheit im Wiener sinkenden Bürgerstande ist sie nochmals nachgegangen in den „Unzufriedenen“.

Beide Motive hat sie endlich verschmolzen in dem Werk, das sie selbst am höchsten stellt unter ihren Schriften: „Caritas. Der Roman einer Familie (1895).“ Der Sprößling eines verarmten Kaufmannsgeschlechtes, Cornelius, ein tiefreligiöser Mann, hat alle theologischen Studien hinter sich; bei erneuter Gewissenserforschung erkennt er indessen, daß ihm die rechte „Liebe“ im Sinne des Evangeliums, die rechte Duldung und Schonung menschlicher Schwäche fehlt; er läßt sich deshalb nicht zum Priester weihen, sondern kehrt zur härtesten Kasteiung, in den Kreis seiner grausam und doch überzeugend glaubhaft geschilderten Angehörigen zurück. Die Mutter, eine naschhafte, knauserige Egoistin. Der Bruder, ein thatenscheuer, schwachmütiger Weiberknecht. Die Schwägerin, ein in der Schule der Entbehrungen zur schadenfrohen, boshaften, kleinlichen Verbrechernatur herausgebildetes Weib: jeder dieser drei Charaktere von erschreckender Treue, manche ihrer Niederträchtigkeiten sozusagen mit zähneknirschendem Behagen herausgestrichen. Daß Cornelius in dieser Umgebung keinen Trost findet, ist begreiflich. Daß er trotzdem auch für die Kontrastfigur, die opfermutige, empfindsame Schwester seiner Schwägerin, Hanna, nicht das rechte tapfere Mitempfinden aufbringt, mag seiner scheuen Sonderlingsnatur hingehen. Daß er aber, der seine Nebenmenschen so gestreng vivisiziert, seine ganze Liebesfülle nur an die Tierwelt hängt und im Kampf mit einem rohen Fuhrknecht sein Leben preisgiebt (wie der Held von Vischers „Auch einer“), macht uns diesen mitunter ausgesucht fühllosen Menschenquäler weder gewinnender noch verständlicher. Cornelius' Mitleiden mit aller Kreatur, das er kurz vor seinem Ende programmatisch als Vorboten einer neuen Weltreligion, zum mindesten als Probe einer neuen menschenwürdigeren Gesellschaftsordnung hinstellt, hat Jahrhunderte vor Christus Buddha gepredigt, Jahrhunderte vor Schopenhauer der heilige Franziskus von Assisi geübt. Sanftmut gegen zahme Haustiere verträgt sich aber schlecht mit der Mißhandlung der zweibeinigen Sterblichen als reißender Bestien. Durch so widerspruchsvolle Haltung wirkt Cornelius krankhaft. Zu heilen wäre seinesgleichen, wenn überhaupt, durch eine Liebende, die mehr geistige Schlagkraft besäße, als Hanna, oder durch einen Weisen von der Art des Leipziger Physiologen Carl Ludwig. Der sah seine Vivisektionen stets als schwere Pflichterfüllung an, die nach dem Wort seines Nekrologisten Professor Fick nicht zu entbehren ist, wenn unsere Kenntnis der Lebenserscheinungen zum Segen der leidenden Menschheit gefördert werden soll. Wie sehr Ludwig von Mitleiden auch für die Tiere durchdrungen war, bewies er durch seine aufopfernde Thätigkeit als langjähriger Vorsitzender des Tierschutzvereins. „Wer an den Leiden der Tiere bei den Vivisektionen Anstoß nehmen möchte, der bedenke doch, daß wohl jedes Tier in der freien Natur durch seine unerbittlichen Gegner im grausigen Kampfe ums Dasein weit mehr leidet und unter viel schwereren Qualen verendet, als ein Tier, das in tiefer Narkose auf dem Versuchstisch des Laboratoriums verblutet. Solang man noch zusieht, wie

Tausende, nicht um ihren Hunger zu stillen, sondern zum Vergnügen Auerhähne beschleichen und Rehböcke schießen, hat man wohl überhaupt kein Recht, an der Thätigkeit des Physiologen Anstoß zu nehmen."

Das thut aber auch die Heldin des jüngsten Romans der Marriot, „Seine Gottheit" [1]) (1896). Ein ungemein zartes, fast hysterisches Mädchen, die Tochter eines Modeprofessors, erregt die Sinnenglut eines genialen jungen Arztes, der, als Bastard einer Wiener Wäscherin, in trotzigem Sichdurchkämpfen wider die Streber der Zunft als Gewaltmensch sich durchsetzt. Seine Begabung als Chirurg führt ihn als unwillkommenen Nothelfer an das Krankenbett der Tochter seines akademischen Hauptwidersachers. Er rettet die Halbverlorene und heischt als Preis die Hand ihrer Schwester. Als Zeugen dieses ungewöhnlichen, mit ungewöhnlichem Talent geschilderten Brautstandes sehen wir Tag um Tag, daß diese zwei Menschen, die sanfte, halb nonnenhafte, aristokratische Dame und der plebejische, bis zur Brutalität begehrliche Freier nun und nimmer zu einander taugen. Ob und weshalb es dann zur Ermordung der Braut kommen muß — die Form der Erzählung ist, wie in Dumas' „Affaire Clemenceau" die Lebensbeichte eines Sträflings -- wird jeder Leser nach seiner Lebenserfahrung oder seinem Geschmack anders entscheiden. So lange man in der Gesellschaft der Erzählerin ist, wagen sich solche Zweifel nur zaghaft hervor. So mächtig ist ihre rednerische Fähigkeit, den Ausnahmefall als ein wirklich Geschehenes aufleben zu lassen. Und da sie nirgends unreine Mittel braucht, verdient sie vielleicht eher wegen vieler meisterhafter Einzelheiten mit Einsicht gelobt, als ohne Rücksicht um kleiner Mängel willen geneckt zu werden. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß sie in Ton und Wurf des Ganzen gewillt ist, die relative Gleichberechtigung beider Welten — des proletarischen Ursprungs des Mörders und der seraphischen Herkunft des Opfers — gelten zu lassen. All das und die außerordentliche, wie Erdfeuer hervorbrechende und fortlodernde Glut der Darstellung zugegeben, kann ich „Seine Gottheit" doch nicht auf eine Stufe stellen mit dem „Geistlichen Tod". Ein Zug der Übertreibung stört: das Übermaß der religiösen Ekstase der Braut, das Übermaß der hitzigen, in Blutdurst umschlagenden Erotik des Freiers. Der Zusammenstoß dieser beiden überheizten Gehirne ist ein aufregender, den Atem verlegender Unfall, keine echte Leidensgeschichte, wie der in aller Tragik rührende „Geistliche Tod".

Allein indessen wir alten Parteigänger und aufrichtigen Verehrer der Marriot an ihrem vermeintlich letzten, mit Recht vielgelesenen Buche allerhand ausstellen, nimmt die begabte Frau sicherlich die einzig würdige, einzig wirksame Künstlerrache, indem sie ein Werk zu stande bringt, das all ihre früheren Arbeiten überflügelt. Zutrauen kann, ja muß man ihrer Entwicklungsfähigkeit noch weit Größeres, Reiferes und Runderes als die meisten ihrer bisherigen Leistungen. So hohe Anforderungen aber darf man getrost an eine Frau stellen, der unter den Männern und Frauen des dichterischen Nachwuchses von Deutsch-Österreich niemand gleichkommt an Blut und Geist, an Schöpferkraft und Gaben des Gemütes. An ihre Zukunft knüpfen sich denn auch mit die besten Hoffnungen auf die Zukunft des Wieners Romans.

---

[1]) Sämtliche hier genannten Schriften von Emil Marriot erschienen im Verlage von Freund und Jeckel (Carl Freund) in Berlin.

Das Nilpferd.

Eine Fabel

von

Marie von Ebner-Eſchenbach.

Nachdruck verboten.

Eine Raupe legte ſich einmal — Abwechslung iſt gut, dachte ſie — zu ihrer Einpuppung in die Haut eines Nilpferdes. Was da geſchah, weiß man nicht, und es wird auch niemals erforſcht werden, aber ſtatt eines ganzen Schmetterlings krochen nur ein paar große, herrliche Schmetterlingsflügel aus; ſie hatten einen purpurnen Saum und bewegten ſich zierlich beim geringſten Luftzug und ſchimmerten im Sonnenſchein wie Kolibrigefieder. Ein anderes Nilpferd bemerkte die ſeltſame Erſcheinung auf dem Rücken des Genoſſen und ſagte: „Du haſt ja Flügel.“

„Was dir einfällt,“ erwiderte das Nilpferd und ging weiter. Aber nun begegnete es einer Nilpferddame, der es ſchon längſt zu gefallen wünſchte. Die ſah es ſo freundlich an wie noch nie und ſagte:

„Ei der Tauſend, Sie haben Flügel, wirklich, die reizendſten Flügel, die ich in meinem Leben geſehen habe.“

Da war das Nilpferd wie berauſcht, dachte aber im ſtillen: wenn nur ich etwas von meinen Flügeln wüßte. Es dachte auch: Hab' ich ſie, dann muß ich fliegen können, und ging tief hinein in den Wald und machte dort eine große Anzahl Flugverſuche. Alle mißlangen. Ganz enttäuſcht und traurig kehrte das Nilpferd zu den Genoſſen zurück. Sie empfingen es mit dem einſtimmigen Rufe:

„Du haſt Flügel, du haſt Flügel, du kannſt ganz gewiß fliegen!“

Und als es eine zweifelnde Miene machte, riefen die andern: „Verſuch' es nur, es muß gehen; o, wenn du doch einen Verſuch machen wollteſt!“

Das Nilpferd war zu eitel um zu geſtehen, daß es den Verſuch ſchon gemacht hatte, und daß er nicht geraten war. So erwiderte es denn mit Wichtigkeit:

„Reſultate, nicht Verſuche gehören vor das Publikum.“

Und als am nächſten Tage die Kameraden fragten:

„Nun, du Beflügelter, biſt du geflogen?“ da erwiderte es:

„Freilich, ſo eine Spritzfahrt nach Zanzibar hinüber habe ich unternommen.“

O, wie ſtaunten ſie ihn an, wie bewunderten und beneideten ſie ihn, den Adler unter den Nilpferden! Er fing an ſehr kritlich zu werden in der Beurteilung der Flüge der Vögel, zwinkerte zu ihnen hinauf und ſagte:

„Pah, wenn ich wollte, wie ganz anders würde ich das machen.“

Seine Anhänger wiederholten: „Pah, wenn er wollte, da würden wir was erleben.“

Eines Tages geſchah's, daß ihm der Wind ſeine Flügel wegblies. Ein Freund bemerkte es und rief ihn an:

„Wo ſind deine Flügel? du haſt keine Flügel mehr.“

Er erſchrak tödlich, faßte ſich aber ſogleich und ſagte: „Ich habe ſie abgelegt; ich will nichts voraus haben vor meinen Brüdern.“

Nun wurde er erſt recht angeſtaunt. Dieſe That hochherzigſter Beſcheidenheit erntete Lob und Preis, und bis an ſein Ende mehrten ſich ſeine Ehren. Und heute noch lebt er als Phönix in der Geſchichte und in der Dichtung der Nilpferde unſterblich fort.

Nordiſche Reiſe.

Von

Dr. **Felix Poppenberg.**

Nachdruck verboten.

I.

Der „Melchior“ ſchwimmt langſam heraus aus dem Maſtengewirr des Stettiner Hafens. Rechts und links bleiben die ſchwarzen Wallfiſchleiber der träge hingelagerten Schiffe zurück, die winklige, grämliche Stadt verblaßt allmählich, der Hauch des Meeres weht mit ſchmeichleriſcher Kühle über das Deck. —

Ein wunderbares Gefühl der Ruhe, der Erlöſung überkommt mich. Wir werden zwei Tage auf dem Dampfer bleiben bis Chriſtiania, zwei Tage Träumerei unter Zelten, auf den bequemen Armſtühlen; die Bilder werden vorbeiziehen, die Farben des Morgens und des Abends, das Leben wird nur wie von weitem vorbeigleiten — ein weicher, die Nerven ſtillender Übergang, um bald den Kampf mit den Koloſſaleindrücken der nordiſchen Natur aufzunehmen. —

An flachen, grünen Wieſeninſeln vorbei, bis allmählich die feſten Uferkonturen ſchwinden und verblaſſen, und als ſpät am Abend der langgeſtreckte, dicht bewaldete Rücken von Rügen mit den hellleuchtenden Kreidefelſen von Stubbenkammer an uns geſpenſtiſch vorbeigeſtrichen, da zieht das Schiff auf weiter, glitzernder Fläche dahin wie in die Unendlichkeit. —

Mit geheimnisvollen Reizen winkt die Nacht. Die lärmende Staffage des Schiffes — viele Mitglieder der nie ausſterbenden Familie Buchholz, denen auch angeſichts der größten Natur vor ihrem eigenen Witz nicht bange wird — ſchnarcht längſt in den Kabinen oder auf den Sofas der Salons. Das Licht der elektriſchen Lampen huſcht über dies wirre Lager menſchlicher Leiber. Ich gehe aus meiner Koje, dicht in den Mantel eingewickelt, durch die unheimliche Verſammlung der Schlafenden hindurch auf Deck, auf die Kommandobrücke.

Es iſt gegen zwei, die Stunde der Dämmerungen und der Lichtübergänge. Die Fernen duftig, wie hingehaucht; ſilberne und opaliſierende Märchenſtraßen im Waſſer. Hier und da ein mächtiges, ſchlafendes Segelſchiff, die weiten Flügel von den roſigen Farben des nahenden Morgens überhaucht, ſo körperlos, ſo unwirklich, wie eine Luftſpiegelung. Und die Leuchtfeuer und die roten Bojen auf der ſprühenden Fläche. Ein unnennbarer Farbenſchleier darüber, der die Plaſtik der Formen aufhebt und aus den Körpern maleriſche Flächen macht, aus der Wirklichkeit phantaſtiſche Illuſionen. Aber bald vergeht die Stunde der Märchen, l'heure bleue, und der Tag kommt; der Tag der Wirklichkeit, da die Dinge aus Traumgeſtalten wieder Körper werden. Im hellen Tageslicht laufen wir an der langen Linie von Kopenhagen an.

* * *

Für fünf Stunden ſind wir von unſerer ſchwimmenden Inſel auf das Feſtland verſetzt. — Die gewaltſame Reiſe nach den Bädeckerſehenswürdigkeiten einer Stadt iſt herbe Pflicht. Ich ging ihr aus dem Wege und ſchlenderte ſkrupellos durch die Straßen. Und die reizvollſte Schönheit, die ich mir da entdeckte, waren nicht die alten Barockpaläſte auf den weiten, öden Plätzen; nicht die düſtere Tragik des ausgebrannten Königsſchloſſes, das aus den ſchwarzen, ſtarrenden Fenſterhöhlen wie aus erblindeten Augen uns ſchickſalſchwer entgegenſieht; nicht die feierliche und höfiſche feſtliche Pracht von Roſenborg und Amalienborg; am wenigſten die kühle Thorwaldſengalerie: es war ein luſtig graziöſer Brunnen auf dem Amagertorvet. Drei lebensgroße Bronzereiher von wunderbarer Individualiſierung, voll Perſönlichkeitshumor, wie ſie ſonſt nur Oberländer ſeinen Tieren zu geben weiß, tragen auf dem Rücken eine Schale; aus ihrer Mitte ſprießt ein Binſenbündel in luſtig leichtem Schwanken auf, die goldenen Köpfe glänzen in der Sonne. Zu Füßen der gravitätiſchen Reiher aber ſpeien aufgeblaſene Fröſche mit drollig dumm-frechem Ausdruck das Waſſer.

Und dann lockte mich die Porzellanmanufaktur. Der Norden bietet kunſtgewerblich ungemein Originelles und Reizvolles. In Norwegen die kräftig geſunde Bauernkunſt, hier in Dänemark mehr eine raffinierte, verfeinerte Kultur. Das zeigen dieſe feingeſchwungenen Gefäße in ihren unbeſtimmten, mattfarbigen Laſuren. Auf weißem, blaugrau überhauchtem Grunde die flüchtig mit wenigen, aber fabelhaft lebendigen Strichen hingewiſchten und getuſchten Tierfiguren, die Reiher, die Störche, die wiegenden Gräſer. Der impreſſioniſtiſche Reiz und die Delikateſſe der reifen japaniſchen Kunſt hat hier Pate geſtanden. Manche dieſer Stücke, vor allem die großen Teller werden oft nur in einem Exemplar hergeſtellt und ſind natürlich mit koloſſalen Preiſen bewertet. —

Es geht ſchnell zurück auf das Schiff, und wir ſchwimmen nach Chriſtiania. Eine wunderbare Einfahrt. Aus dem Meer ragen kleine Felſeninſeln, grün-grau patinierte Schildkrötenrücken, an der Küſte Nadelbäume, verſtreut im Grünen weiße Häuſer mit roten Dächern. Vor uns mit breit ausgeſtreckten Inſel- und Waſſerarmen Chriſtiania, flimmernd in der Sonne. Am Ufer die Eishäuſer mit den Rinnen, die Türme mit den Nebelglocken, und nun legen wir an . . .

Eine ungemütliche, eine etwas triſte Stadt, architektoniſch reizlos, mit nur einem großen Bild, dem Panorama der Carl-Johannsgade — aus den „Müden Seelen“ wohlbekannt —, die in wirkungsvoller Steigung feierlich mit dem hochgelegenen Schloß in einfach-ſtolzer Linienführung ſich abſchließt.

Das Straßenbild wirkt ſehr bewegt. Als ruhende Pole in der Erſcheinungen Flucht überall die Wachtmänner, in ihrer Uniform voll grotesker Melancholie. In Venedig gleichen ſie mit ihren Galanteriedegen den Heldentenören der italieniſchen Oper, hier im Norden ſind ſie mehr den Totengräbern ähnlich mit ihren ſchwarzen, ſtumpfen Filzdeckeln, den trübſelig ſchleppenden Röcken, und an der Seite hängt ihnen kein ſtolzes Schwert, ſondern ein Knüppel in ein Lederfutteral geknöpft.

Die Stadt iſt unelegant. Wenig Läden, deren Auslagen locken. Nur einige Juweliere, die ſchöne nordiſche Emailware bieten. Jene transparenten Emails, farbige Glasflüſſe in Gold- und Silberfaſſung, von entzückender koriſtiſcher Wirkung, als Schalen und Löffel. Und dann die Fülle des Intereſſanten in dem Kaufhaus des „Norske Husflidsforening“, jener vom Staat unterſtützten Vereinigung zur Förderung der norwegiſchen Hausinduſtrie, der alten Bauernkunſt.

Man ſteht bewundernd vor dieſen bäuriſchen Erzeugniſſen, in denen ſich Vollendung und kraftvollſte Eigenart zeigt, vor allem vor den Textilprodukten und den Schnitzarbeiten. Es giebt in Norwegen alte Gewebetraditionen. Wie im Orient wurden Decken und Teppiche im Hauſe verfertigt und mit Pflanzenſtoffen gefärbt. Die einzelnen Familien hatten ihre beſtimmten Motive, die ſich bei ihnen vererbten, die einzelnen Landſchaften ihre beſondere Farbenzuſammenſtellungen. Die Seefahrten befruchteten dieſe Kunſt, die Vikinger brachten orientaliſche Muſter mit, die nachgeahmt wurden. So entſtanden Stücke, die an die perſiſchen Kelims erinnern. Nach dieſen alten Vorbildern läßt nun der Verein neue Decken weben.

Aber nicht nur Imitationen, ſondern auch direkte Neubelebungen giebt es auf dieſem Gebiet. Und ihr Vater iſt der norwegiſche Maler Munthe, aus einer bekannten Künſtlerfamilie, und ſeine Gattin. In Berlin und in München hat man die Bilder Munthes, krauſe Märchengeſchichten mit ſeltſam ſtarren, hölzern-eckigen Figuren geſehen, belacht und nicht begriffen. Man beurteilte ſie als Bilder, die ſie doch nicht ſein ſollten. Sie wollen dekorative Vorbilder geben; die bunten, grellen Farben und das Eckige der Formen gewinnt Sinn, wenn wir es in das Gewebe, in die Stickerei umgeſetzt ſehen. Und das leiſten kunſtvollendet die Hände der Frau Munthe. Sie wirkt all die Märchen, von den drei Prinzeſſinnen mit den drei Bären, die ſich in drei Prinzen verwandeln, den Springdans, die Trolls in bunte Gewebe. — Zuerſt wollte ich auch nicht an das bewußt Primitive dieſer ſtarren, aus mathematiſchen Winkeln zuſammengeſetzten Geſtalten glauben. Die feſten, ſchnell und leicht dahinſchreitenden Mädchengeſtalten auf den Straßen von Chriſtiania, zwar nicht voll des feinen, pariſeriſchen Chiks der Schwedin, noch von der koketten Zierlichkeit der Dänin, waren ſo friſch und beweglich, mit kräftigen Farben unter den weißen, überhängenden Friſuren der haubenartigen Hüte. Die goldenen Tellerchen und Becken, die an zierlichen Ketten von den großen Brochen herunterhängen, klappern ſo luſtig, das Meſſer wiegt ſich ſtolz am buntgeſtickten Gürtel. So viel Bewegung, ſo viel Leben, das kam mir gar nicht Munthiſch vor.

Im Innern Norwegens ging mir die Erkenntnis auf, und zwar durch Sigrit und Kunild. Die dieſe ſchönen balladesken Namen tragen, waren nicht zwei Königskinder, ſondern zwei kleine, vielleicht fünfjährige Bauernmädel, die am Wege nach Grungedal ſaßen. Das waren echte Munthes, grotesk, ſteif und voll rührender Komik. Flachköpfig, viereckige Geſichter, die kleinen Körper bis zu den Füßen in ſchwarze, lange Röcke gehüllt, ſo hockten ſie da, ſtarr und unbeweglich.

* * *

Zu Sigrit und Kunild war der Weg noch weit; einen langen Tag noch dauerte es, bis ich, der Eiſenbahn und dem Dampfſchiff Lebewohl ſagend, nach Urväter Art auf dem Reiſewagen durch nordiſche Einſamkeit fuhr. Dieſer Tag war ein reizvolles Vorſpiel zu dem koloſſalen Wandelpanorama, das dann folgte, — er brachte die Schleuſenfahrt nach Dalen.

Von Chriſtiania führt die Eiſenbahn in wenigen Stunden nach Skien, dem Geburtsort Ibſens. Auf den Chriſtianiafjord blickt man noch zurück mit ſeiner wimmelnden Flotte und auf das weiße Oskarshall, das aus den grünen Baumbüſchen leuchtend herniederſieht, ein märchenfernes Schloß am Meer. Dann wird die Landſchaft flach und reizlos, nur hin und wieder eine charakteriſtiſche Nuance: eine

Lokomotive, die Balder heißt, eine Koppel nordiſcher Pferde auf der Weide, jene großen fahlen Pferde mit den mächtigen Köpfen, die ſo unheimlich den geſpenſtiſchen Totenroſſen der Sagas gleichen; ein Fruchtgarten voll niedriger Apfelbäume, die ihre Zweige vom Boden an veräſten. So kommt man nach Skien und hier gleich auf den Dampfer, der uns in einer Tagesfahrt nach Dalen bringt. Eine einzige Fahrt, bei der das Schiff durch 17 Schleuſen gehoben wird und uns endlich mitten hinein in die nordiſche Welt trägt.

Am Anfang überwältigende Wirkung durch Vermiſchung von Natur und impoſanteſter Menſchentechnik. Ungeheure Granitdämme, die die Waſſermaſſen bändigen und ſie dienſtbar machen. Eiſerne Schleuſenportale, ſchwarz und gewaltig, wie die Pforten der Unterwelt. Klaffend reißen ſie ſich auf, und aus Rieſenrachen ſpeien ſie weißſchäumende Waſſermaſſen, in denen ſich die Sonnenſtrahlen prismatiſch brechen. Zwiſchen himmelhohen Mauern ſteigt, vom Strom gehoben, das Schiff nun immer höher, eine Schleuſe reicht's der andern. Und allmählich landen wir aus einem Reich der Waſſer- und Maſchinenwerke in einen weiten, ſchwarzen, erhaben ſtillen Hochgebirgsſee. Ragende Berge ſchließen ihn ein. Kein Ausweg ſcheint. Aber doch, wie ein ſchmaler Spalt öffnet ſich's, das Schiff ſchlüpft hindurch in eine neue Bühne, und die Vexierfahrt wiederholt ſich, die Berge ſchachteln ſich in einander. Immer ſcheint der Keſſel geſchloſſen, und immer zeigt ſich zum Schluß wieder der ſchmale Waſſerpfad, der uns zu neuen Scenen vorbereitet.

Schwarzblaues Hochgebirge ringsum. Kaum ein kümmerliches Haus. Tiefſte, düſterſte Einſamkeit. Die Natur hat hier etwas ſo Unberührtes, ſo Vorweltliches, wie eben erſchaffen. Und wir Kulturmenſchen ſchwimmen über die totenſtille Fläche, als wären wir die erſten Menſchen, die dies ſähen.

Es iſt ſchon ſpät am Abend. Aber es dunkelt noch nicht. Ich ſpüre zum erſtenmal den Zauber der hellen Nächte. Es iſt hell — aber es iſt nicht die Helle des Tages. Die Helle des Tages iſt hart und klar. Das hier iſt eine weiche, ſchwimmende Helle, eine Helle, die nicht die Konturen begrenzt, ſondern ſie auflöſt und ſie verſchwimmen macht. Eine abgedämpfte Helle, eine Helligkeit der matten Farben, matt und doch voll wunderbarer Leuchtkraft. Und nun ſieht man wunderbare Zeichen. Wie die Berge ſich in dieſen flutenden Lichtern baden, in dieſem üppigen Verbluten der Tageskolorite, wie ſie ſich violett färben und in den Ton der Wolken hinüberfließen.

Am Horizont flackern wie Irrwiſche Lichter auf. Dalen iſt in Sicht. —

Dalen — ſchon ganz der charakteriſtiſche norwegiſche Stationsort. Ein halbes Dutzend Häuſer an die Berge geklebt, Holzarchitektur mit Veranden und Balkonen, und in die weiße Nacht hinaus leuchtend die farbige Ampel, ſeltſam kokette Illumination für die ernſten, düſtern Berge. —

* * *

Am nächſten Morgen geht nun eigentlich erſt die wirklich nordiſche Reiſe an.

Vor der Thür hält der Karioler mit dem Falben, bereit, mich davon zu führen. Ein ſchmucker, kleiner zweirädriger Wagen. Zwiſchen den Rädern ein muſchelartig ausgewölbter Sitz für eine Perſon. Dahinter ein Brett für das Gepäck und für den Gud, den Kutſcher. Aber er kann ſich's bequem machen. Man nimmt die Zügel ſelbſt. Das iſt ein Reiſen voll der eigenſten, originellſten Reize. Das friſche Lebens-

gefühl, in der wunderbaren Einſamkeit dahinzufahren in ſchlankem Trab. Dieſe ganz andere, intenſivere Art des Genießens, voll dauernden Schauens. Dies Sichfortbewegen in Tagereiſen nach eigener Wahl in völliger Freiheit. Die Poeſie und die Romantik der alten Zeit wird wach, die Poſtkutſchen- und die Reiſewagenromantik. — Wo die Eiſenbahn brutal hinwegfegt, die Dinge im Sturm nehmend, nur bei den approbierten Hauptſachen haltend, fährt man hier verweilend. Die Andacht vor der Schönheit iſt hier eine reinere als im Coupé, wo auf das Kommando Bädecker's „Schöne Ausſicht, Rechts ſitzen" die Köpfe vor den ſchmalen Fenſtern zuſammenſtoßen. Und man ſieht tiefer in das Leben des Volkes bei dieſen Fahrten mit ihren Wagen- und Pferdewechſeln in elenden kleinen Flecken, wo man während des Aufenthaltes unter die niedrige Thür in die Stube mit den groben alten Holzmöbeln tritt und die Familie bei dem Mahl aus dem gemeinſchaftlichen Napf überraſcht. —

In drei Tagen fährt man von Dalen nach Odde am Hardangerfjord, dem ſüdlichſten der großen Fjorde, die das Hauptziel der Reiſen im ſüdlichen Norwegen bilden. Und in dieſen drei Tagen macht man eine Reiſe aus der Gebirgsidylle in die wildeſte Tragik der Hochnatur.

Am erſten Tag noch Almen, Alpenwieſen, Vegetation, die Hütten aus Holz mit dem Giebeldach, dicht mit Gras und Feldblumen bewachſen; der Schornſtein aus Steinen wie im Zuſammenſetzſpiel geklebt, die Leute auf den Feldern, die Männer mit den naturwüchſigen Freſenbärten um Kinn und Wange, das Meſſer an der Seite; die Poſt vertreten durch einen verwaſchenen Briefkaſten, an einem Baum aufgehängt, und durch Telegraphendrähte, deren Iſolatoren auch häufig verdorrte Baumſtümpfe krönen. Zur Nachtſtation in Grungedal.

Originell wirken dieſe Stationshäuſer, wie Oaſen. Mitten in anſiedlungbarer Gegend ein ſchmuckes helles Holzhaus. Auf dem Flur hängen Renntierfelle und Renntierſtiefel. Man tritt in den „Salon". Auch die Möbel ſind in hellem Ton. An den modernen engliſchen Stil erinnern die Schaukelſtühle aus gebeiztem Holz mit Stäbchenverzierungen. Häufig iſt ein nationales Gewebe darüber gebreitet. Das Klavier ſchrägt die Ecke ab. Auf dem Tiſch liegen meiſtens ein paar Bände. Ich fand Ibſen und Lie, aber auch die Marlitt und gar „Grevinde Ilſe", Kriminalroman von Fritz Friedmann.

Viel weniger, als ich glaubte, ſieht man die norwegiſche Kunſtarchitektur, den charakteriſtiſchen norwegiſchen Stil, den wir in der Matroſenſtation zu Potsdam und in einzelnen Bauten der Gewerbeausſtellung ſo gut verwendet ſehen. Man glaubt in ſeiner Unſchuld, in Norwegen wären nun alle Häuſer ſo. Aber man findet dieſen Kunſtſtil doch nur ſelten. Seine Anwendung iſt wohl zu koſtſpielig. Seine hübſcheſten modernen Denkmäler ſind die Rekonſtruktionen der alten nordiſchen Gebäude im Wald von Oskarshall, das Wirtshaus Sankt Hanshaugen bei Chriſtiania, und auf der Straße nach Odde der Haukeliſaeter, von Munthe gebaut. Hier iſt das charakteriſtiſche Giebeldach, bei dem die Winkel ſich nicht in der Spitze endigen, ſondern ihre Schenkel darüber hinaus verlängern zu Roßkämmen oder Drachenhäuptern; hier ſind die kurzſtämmigen Säulen mit den bunten, blau und rot gemalten Kapitälen. Und die ſchöne, weite Halle als Speiſeſaal, die getäfelten Wände und die geſchnitzte Decke, das Buffet aus der Wand herausgebaut mit farbigen Füllungen. Die Nebengebäude charakteriſtiſch dadurch, daß ſich auf dem ſchmalen Unterbau ein breiteres Obergeſchoß aufbaut. Und die Zimmer ſo ſchmuck durch das helle Holz, zu dem das blanke

Meſſingbettſtell ſo gut paßt. Und als ganz neue Senſation dazu am Fenſter an einem ſtarken Haken ein Rettungsſtrick gegen Feuersgefahr, unheimlich zugleich und beruhigend.

Der Haukeliſaeter liegt ſchon mitten in einſam großer Hochgebirgswildnis. Der nächſte Tag brachte uns nach der Hütten- und Almenlandſchaft dieſe Steigerung voll allmählicher Übergänge, wenn die Bäume immer mehr verkrüppeln, ſich demütig am Boden krümmen unter der Herrſchaft der Felſen, und nur ab und zu unter dem Zwergengeſchlechte eine auch ſchon halb abgeſtorbene Kiefer einſam aufgereckt ſich erhebt, wie wehklagend die Armgerippe ausbreitend. Allmählich ſchwindet auch dieſes Bild, die Vegetation ſtirbt ganz ab. Erhaben ſtarr herrſcht nur das ewige Reich des Geſteins. Und wir auf unſrem rollenden Wagen, die einzigen Lebenden, wir vorwitzige Eindringlinge, wie Zwerge in der Welt der Rieſen. Das iſt wirklich Rieſenheim, dieſe ungefügen, zum Himmel getürmten Blöcke, von Schnee und Eis mit Ewigkeitsrunen bemeißelt. Ein ungeheures verſteinertes Meer, Mondkrater, Gebirge eines anderen Planeten in ſeltſam toten, abgeſtorbenen Farben um die Abendſtunde. In der Tiefe aufrecht ſtarrende Steinmäler, wie drohende Finger aus Gräbern, ein Ruysdaelſcher Judenkirchhof. Und hoch überragend ein Brunhildenfelſen in Walkürenlandſchaft.

* * *

Am dritten Tage wieder hinab zu den Wohnungen der Menſchen. Bei dieſem Abſtieg gewann man den Maßſtab für dieſe Natur. Es iſt hier alles im Pluralis und im Superlativ, eine überreiche Wirkung durch unüberſehbare Maſſe. Bei dieſer Fahrt ins Thal überſah man ſtets viele Landſchaften auf einmal. Die Berge ſcheiden wie Zwiſchenwände die einzelnen Bühnen von einander; man ſieht in viele Thäler zugleich. Hier blenden meilenlange Schneefelder, dort ſtürzen toſende Fälle von den Bergen, die „Voſſe“, die verſchwenderiſch den Bergen entſtrömen. Welch eine Fülle und Mannigfaltigkeit in ihrer natürlichen Architektur: die ſcheinbar ruhenden, die gleich mächtigen Silberſchleiern vom Haupt der Berge majeſtätiſch zum Fuß herniederwallen, die breiten Bänder, ſchimmernd geädert wie Moirée antique, mit den vielen dünnen Franſen; die Etagenkaskaden, die von einem Felsplateau zum andern ſich ergießen in wunderbarer Rhythmik, den „römiſchen Brunnen“ Conrad Ferdinand Meyers vergleichbar:

„Aufſteigt der Strahl, und fallend gießet
Er voll der Marmorſchale Rund,
Die, ſich verſchleiernd, überfließet
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite giebt, ſie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und giebt zugleich
Und ſtrömt und ruht.“ —

Die Voſſe gaben auch kurz vor Odde, dem Ziel dieſer dreitägigen Fahrt, ein gewaltiges Finale. Kurz vor dem kleinen Ort ſtürzen links und rechts vom Wege zwei Rieſenfälle herab, die ſchönſten Fälle Europas, der Lotefos und der Espelandsfos. Der Lotefos, durch einen mächtigen Bergrücken in der Mitte auseinandergeriſſen, ſtürzt ſich in zwei Sturzſeen ins Thal, der Espelandsfos wallt in Schleiern von wunderbar graziöſem Wurf über das graue Geſtein. Und beider Tropfenſtaub grüßt ſich in ſchimmerndem Sprühregen auf der Mitte der Straße. Der Wagen rollt durch ein leuchtendes Spinngewebe, darin ſich die Sonne in Millionen Funken bricht,

und von weitem blenden die blauen Gletſcherſpalten des Buarbrä. Unten ſpeit er aus klaffenden Eiszacken die weißen Giſchtmaſſen des Jordal Elv. Wie eine Cavallerieattacke ſtürmen die Waſſerroſſe über die Steine.

Nach einer Viertelſtunde landen wir in Odde. Wir ſind am Hardangerfjord. Er iſt von den charakteriſtiſchen Rieſenbuchten des nordiſchen Landes, in die ſich das Meer hineinſchmiegt, die bekannteſte, und Odde der heiterſte der norwegiſchen Orte mit ſeinen hellen Holzhauſern, von deren Veranden man abends ſo weit über die ſchweigenden Waſſer ſieht, mit ſeinen ſchmucken Trachten, dem roten Mieder mit perlgeſticktem, dreieckigem Bruſtſtück, der weißen gefältelten Haube, die in einem dreiſpitzigen Schwanz auf den Rücken niederfällt. Die Kontraſte der nordiſchen Natur kommen hier am markanteſten zum Ausdruck. Bebaute Gelände mit Hütten und Heimſtätten an dem Fuß der Felſen gelagert, Vegetation im Thal, auf der Höhe die weiten Schneefelder und Steinwüſten, dazu der weite Spiegel des Fjords mit dem Dampfer, der in die Ferne lockt.

* * *

Auf dem Hardangerfjord ſchwimmt man mit dem Schiff in einem Tag nach Bergen. Eine Waſſerfahrt mit wechſelnden Panoramen. Der Fjord nimmt in immer wandelnden Variationen ſtets neue Erſcheinungsformen an. Bald gleiten wir auf einem Fluſſe an freundlichen Gebirgsdörfern in Baumbüſchen vorbei, bald auf einem Gebirgsſee zwiſchen Felſenwänden, Gletſcherausläufern und Schneefeldern, ſpitze Kegel ſpringen in großartiger Unmotiviertheit aus der Tiefe, zackige Vorſprünge drohen ſich herabzuſtürzen. Und ſchließlich weitert ſich die Fläche zum uferloſen Meer. Grünweiße Riffe durchwühlen das Waſſer, die Wellen des atlantiſchen Ozeans ſchaukeln das Schiff in unendlicher Melodie, und flatternder Mövenflug ſchwirrt flügelſchlagend um das Hinterdeck.

Am Abend ſteigt aus den Fluten Bergen, die dreigegipfelte Stadt auf, wie ein Polyp im Meere liegend mit ihren Fangarmen, zwiſchen die das Meer ſich Buchten geſpielt hat.

Ein intereſſanter Hafenplatz mit bunter Staffage. Die Männer im Südweſter, mit mächtigen wildblonden Freſenbärten, in ihren ſchweren Stiefeln tappend, auf dem Fiſchmarkt, der Pescheria in Trieſt und Venedig entgegengeſetzt, wie ein derbes, holländiſches Genrebild einer farbigen Operettenſcene. Die deutſche Brücke, die Lagerſtraße der deutſchen Kauffahrer mit ihren originellen Speichern in wechſelnden Farben, rot mit matthellem Grün und grünen Scheiben, weiß mit roten Dächern, alle aus Holz; die Wände, Rolljalouſien gleich, mit übereinander gelegten Leiſten, ſpitzgegiebelt. An der Giebelwand allerlei Wappen- und Hauszeichen: ein Eichhorn, ein weißer Engel, ein Königshaupt. Und vor den Speichern mächtige, offene Hallen, mit Krähnen, die ins Waſſer zu den ruhenden Schiffen führen.

In Bergen hatte ich ein reizvolles Erlebnis.

Ich ſchlendere durch die Oskarsgade und treffe einen ſeltſamen Häuſerkomplex. Ein weißes Mittelgebäude mit zwei weit nach vorn führenden Seitenflügeln. Alle einſtöckig, aber mit hochgiebligem Dach. Die Seitenflügel ſchließen einen Garten ein. An den Fenſtern weiße Gardinen und Blumenſtöcke. Über dem Hauſe lag eine Stille und ein träumender tiefer Friede. Ich mußte an die Bilder des Belgiers Franz

Melchers denken, über die Maeterlink geſprochen. Melchers malt ſolche Häuſer voll abſoluter Stille, die gleichwohl ſprechen; Häuſer, die eine Seele haben.

Ich trat in das Haus. Auf dem hohen Steinflur kam mir eine alte Frau entgegen. Das Haus war ein Aſyl des Alters.

Sie führte mich durch die Räume. Wie verwunſchen, unberührt von der Zeit, wirkten dieſe Zimmer, die Andachtsſtube mit den gravitätiſchen Bildern der Stifter, den ſteifen, großblumig bezogenen Stühlen. Allmählich verſammeln ſich, neugierig auf den fremden Gaſt, die ganzen Inſaſſen des Hauſes. Alte Frauen, zahnlos, auf den Stock geſtützt, mit großen Hauben, wie die Hexen in Märchen. Und das iſt ein Raſcheln und Flüſtern und Tuſcheln in der fremden Sprache um mich, wie in den Traumſcenen des „Hannele".

Sie umringen mich und führen mich in ein beſonderes Zimmerchen. Ich ſoll auch ihre Älteſte ſehen, verſtehe ich ſchließlich. Die Älteſte iſt neunzig. Sie liegt wackelköpfig in ihrem Sorgenſtuhl und weiß nicht, was dieſe Prozeſſion bedeuten ſoll. Es iſt ſo ſpukhaft, das alles, als trete man in eine Welt, die unter der Oberfläche der Dinge jahrzehntelang dagelegen; und dieſe alten Menſchenkinder ſind ſo erregt und lebhaft, als ſeien ſie aufgewacht, als ſei in ihrem abgeſtorbenen Frieden plötzlich das Leben des Tages hereingebrochen. Und ich ſuche den Rückzug. Aber ſie folgen mir bis zum Vorgarten, und aus dem blühenden Strauch bricht mir die Pförtnerin zwei volle rote Roſen.

Und mit dieſen Roſen ſchied ich aus Bergen. —

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Troſt in Gott.

Nachtvögel ſchrein aus fernen Fichtenwäldern,
Das Volk der Krähen zieht gemach zu Neſt,
Es wird ſo trüb auf unſern leeren Feldern —
Was thut es uns, wenn Gott uns nicht verläßt?

Er gab uns Brot; er wird uns dieſe Nacht
Friedlichen Schlaf und ſchöne Träume geben;
Und um ein Stündlein, über Herbſt und Leben,
Ruft uns ſein Wort in Salems ew'ge Pracht.

Ein Halm im Feld — wie ſtolz und hoch der ſteht!
Und muß doch fort, daß neue Saaten treiben.
Wer nennt ein Ding, das nicht im Wechſel geht . . .?
Nur Seine Gnade wird unendlich bleiben.

Carl Buſſe.

Nach der Trennung.

Studie

von

Ernſt Clauſen (Claus Zehren).

Nachdruck verboten.

Er liebte dieſes Licht, dieſes im ſelbſtgeſchaffenen Grün wieder verſinkende Sonnenlicht, das ſein kleines Zimmer durchdämmerte, trotzdem die Sonne mitleidslos heiß am wolkenloſen Julihimmel brannte. — Durch die mächtigen Linden und Ulmen, die im leichten Windhauch mit den Blättern ſich an den kleinen Glasſcheiben der Fenſter rieben, kamen weder Hitze, noch Staub, noch das Geräuſch der Welt zu ihm an den Schreibtiſch, nur die Stimmung drängte ſich beſcheiden hinein, eine Stimmung wie er ſie brauchte zum Arbeiten.

Eilig flog die Feder des tief über ſeine Arbeit gebeugten Mannes über das Papier, ſeit Stunden ſchon Bogen über Bogen füllend. So beantwortete er auch das Pochen an der Thür nur mit einem zerſtreuten, kaum vernehmbaren „Herein.“ —

„Entſchuldigen Sie, Herr Wiking, eine Dame möchte das Zimmer ſehen, nur für einen Augenblick!“

„Bitte ſehr, Frau Wollmann,“ und ohne ſich durch die Worte der rundlichen Logiswirtin ſtören zu laſſen, arbeitete er weiter, nicht einmal den Kopf wendend.

Was lag ihm daran, wer ſich, nachdem ſein Aufenthalt abgelaufen ſein würde, in dieſem Zimmer einzumieten beabſichtigte. Hatte ſich die Thür nicht ſchon ſeit einer Weile wieder geſchloſſen, nachdem von dort her flüſternde Frauenſtimmen an ſein Ohr geklungen waren?

Doch nein! Erſtaunt läßt er die Feder ruhen. Mit leichtem Druck legt ſich eine weiße Frauenhand auf ſeine Schulter.

„Guten Morgen, Heinz Wiking! Alſo hier ſehe ich Sie wieder!“

Iſt es der Klang der tiefen, ruhigen Altſtimme oder die freundſchaftliche Berührung ſeiner Schulter, die ihn verhindern, ſchnell aufzuſpringen, wie es bei ſolchem Gruß wohl natürlich geweſen ſein würde? Ohne das Haupt zu heben, nur mit einer leicht horchenden Wendung desſelben, ſagt er langſam, im Gleichmaß mit der allmählich aufſteigenden Erinnerung:

„Toska Wonitſchek!“

„Ja, Heinz Wiking! Sie haben ein gutes Ohr für den Klang der Stimme, die Sie ſeit acht Jahren nicht gehört!“

Jetzt erſt richtet er ſich zu ſeiner ſtattlichen Manneshöhe auf und ſteht, die linke Hand leicht auf die Schriften ſtützend, der ſchlanken, faſt ſeine Größe erreichenden Frau gegenüber. Der weltverlorene Ausdruck ſeines blondbärtigen Geſichtes iſt verflogen und macht einem freundlichen, konventionell-alltäglichen Begrüßungslächeln Platz, mit dem er ihr die Rechte entgegenſtreckt, den Oberkörper zur leichten Verbeugung neigend.

„Alſo wirklich, acht Jahre! Wie ich mich freue, Sie wiederzuſehen!“

„Nicht mehr Toska Wonitſchek, ſondern Toska von Willenburg, Wittwe ſeit einem Jahr!“ antwortet ſie mit einem Blick auf ihre noch Halbtrauer zeigende Toilette, während ſie ſich auf dem Sofa ihm gegenüber niederläßt.

„O!“ — Auch wieder in dieſer Silbe das konventionelle Bedauern, eine Höflichkeitsform im Klang der Stimme bei Erwähnung trauriger Begebenheiten, denen der Hörer doch innerlich kalt gegenüberſteht. —

Über ihr bleiches, ſchönes Antlitz geht ein nervös-ungeduldiges Zucken, um gleich wieder einem freimütigen Lächeln zu weichen.

„Heinz Wiking, laſſen Sie doch das — wir beiden — nun wir haben uns doch wohl anderes zu ſagen als Redensarten, die höchſtens für eine table d'hôte-Bekanntſchaft paſſen! So, nun ſetzen Sie ſich! Mich werden Sie ſo bald nicht wieder los! Ich möchte wiſſen, wie es Ihnen ergangen iſt, das heißt, dem perſönlichen Menſchen! den Schriftſteller Heinz Wiking kenne ich vielleicht beſſer, als er ſich ſelbſt!"

Er lächelt melancholiſch und läßt ſich auf dem alten Platz nieder, mit einer großen Bewegung die Papiere auf dem Tiſch zuſammenſchiebend.

„Gut alſo, Toska! Sie geſtatten mir doch, Sie mit Vornamen zu nennen?"

„Keine Redensarten, Heinz!"

Es liegt ein eigener Reiz in dem warnenden, tiefen Lachen, mit dem ſie ihre Worte begleitet, etwas burſchikos Friſches, wie Männer gleichen Alters mit einander verkehren — und doch iſt ſie in ihren Bewegungen, in ihrer Toilette ganz und gar die große Dame.

„Gut alſo! ich — ich bin — ich verlor vor zwei Jahren meine Frau." — Mit einer Handbewegung ſchon den teilnehmenden, traurig überraſchten Ausdruck ihres Geſichtes abwehrend, fährt er fort: „Ja, was ich ſagen wollte — vor zwei Jahren — ſie ließ mir zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen" — ſeine Stimme zittert merklich. —

„Und eine vornehme, edle Trauer und Erinnerung," ergänzt ſie ſeine Gedanken.

„Ja, Sie treffen den richtigen Ausdruck! Meine unverheiratete Schweſter lebt ſeitdem bei mir und müht ſich, den Kleinen die Tote zu erſetzen; doch nein, was ſage ich? — ſie erſetzt ſie ſchon."

„Und Ihnen, Heinz Wiking?"

„Laſſen wir das! — Ich ſuche mir jetzt in dieſem weltentlegenen kleinen Badeörtchen, das heißt — es will erſt ein ſolches werden, auf einige Wochen Ruhe, Nervenerholung!"

„Trotz der Arbeit dort?"

„O ja, gewiß!"

Unbewußt ſchiebt er mit einem faſt knabenhaft verlegenen Lächeln die Papiere noch weiter zurück.

„Etwas muß man doch thun! — aber ich arbeite ſonſt viel für die Tageslitteratur."

„Ich weiß, für die ‚Stimme der Zukunft'."

„Ganz recht! Und ſolche Arbeit ruiniert die Nerven. Da brauchte ich Ruhe, abſolute Ruhe, und die fand ich hier!"

„Und ich ſtöre Sie nun darin?" fragt ſie, doch in einem Ton, der nicht den Widerſpruch herausfordert.

„Das weiß ich noch nicht, Toska," meint er lächelnd mit feinem Humor. „Sie erzählten mir nichts von Ihrem Leben."

„Ach ſo! Auge um Auge," beginnt ſie mit einem etwas harten Lachen. — „Sehen Sie, Heinz, wir kennen oder kannten uns zu gut, als daß ich Ihnen etwa einen verwendbaren Romanſtoff zubringen möchte! Damals, nachdem wir uns getrennt, das heißt, nachdem Sie ſich von mir getrennt — war's nicht ſo, Heinz?"

„Toska, wozu?"

„All right! Alſo ſagen wir, nachdem wir von einander nichts mehr hörten, ging ich mit meinem Vater nach Rußland zurück, trotzdem mir die erſtrebte Civiliſation des Weſtens kaum die Haut gefärbt hatte. — Ich wollte zurück, und der Vater nahm eine entfernte Verwandte, ein junges Mädchen, nur wenige Jahre älter als ich, zu meiner Geſellſchafterin. Jene aber fand bald heraus, daß die Geſellſchaft eines reichen Grundherrn, meines Vaters, meiner meerestief melancholiſchen Gemütsatmoſphäre vorzuziehen ſei, und ſie wurde meine Stiefmutter."

Sie ſchwieg einige Minuten nach dieſen, mit mühſam verhaltener Bitterkeit herausgebrachten Worten.

„Arme Toska!"

„Nun, im Grunde wäre das ja recht gut gegangen, wenn jene ſchon eine Matrone geweſen wäre, aber ſo! — Es war abſcheulich, dieſes Spiel einer Koketten mit meinem wie ein Jüngling werbenden Vater. Nun, ich ging mit einer Geſellſchaftsdame, aber mit einem wirklich uralten, gebrechlichen Mütterchen — das war ſo eine Art von Märtyrerſtolz in mir — nach Weſten und vagabondierte zwiſchen Droſchkenkutſchern, Kellnern, Portiers und Speiſekarten in verſchiedenen Städten Deutſchlands umher. — Nur eine Stadt vermied ich, weil man von ihr als dem Aufenthaltsort des leidlich bekannten Heinz Wiking viel redete, den wiederzutreffen ich jedoch nicht die geringſte

Neigung hatte. A propos, Heinz, ich hätte wirklich nicht gedacht, daß Sie ſobald ſich einen Namen machen würden und zwar vorzugsweiſe bei dem leſenden Herrenpublikum. Das will heutzutage viel ſagen."

„Ich war ſelbſt darüber erſtaunt," wehrte er beſcheiden ab.

„So! — Ich glaubte, Sie würden ſich in einer ganz anderen Richtung entwickeln; doch was weiß ſolch ein dummes Ding von geiſtiger Entwicklung geſcheiter Männer!"

Er ſteht etwas ungeduldig auf und tritt mit der ihm eigentümlichen raſchen, haſtigen Bewegung an das offene Fenſter, während ſie ihm mit den Blicken folgt.

„Doch noch der alte Heinz," lacht ſie — „ich werde Ihnen hier keine Lorbeerblätter ſtreuen, aber in recht ſelbſtzufriedenen Stunden, wiſſen Sie, in kleinen Anfällen von Größenwahn — jeder Menſch hat ſolche — da kommt es mir vor, als hätte ich der Welt und Ihnen einen Dienſt geleiſtet, indem ich Ihnen die erſte große Enttäuſchung bereitete. — Man ſagt, das ſoll Dichtern und Künſtlern für ihre ſchaffende Entwicklung ſehr zuträglich ſein, uns andren giebt es nur eine Frühreife, ziemlich dumme Menſchenverachtung und uns Frauen Bleichſucht und Migräne."

Der am Fenſter Stehende knickt ein trockenes Reis und zerpflückt es in kleine Stücke. Dieſe ironiſche, halb ſentimentale Art ihres Sprechens reizt und feſſelt ihn gleichzeitig.

„Es lag etwas Richtiges in Ihrem ſogenannten paſſiven Größenwahn!" ſagt er kaum hörbar mit tiefer Stimme.

Sie ſtützt den Kopf in die ſchlanke Hand und ſchaut ſinnend auf das Muſter der Sofadecke. —

„So, alſo wirklich, Heinz! Vielleicht las ich in Ihren Schriften mehr als der größte Grübler; auch fand ich Ihr großes Glück darin, das war wunderſchön, aber vorher und nachher war es intereſſanter."

„Sie ſind grauſam! wozu dies Nachblättern in meiner Seele?"

„Schon gut, ich will nicht daran rühren; ich hatte ja auch mein großes Glück gefunden!"

Bei dem eiskalten Spott in ihrer Stimme wendet er ſich kurz um:

„Das lügen Sie, Toska!"

„Nicht ſo ganz, Heinz Viking! Es ſind nun vier Jahre vergangen, ſeit ich ſein Weib wurde. — Wirklich bereut habe ich den Schritt nie; er war eine vornehme Natur."

„Auch nicht die Lüge, mit der Sie ſelbſt ohne Neigung jenen Bund ſchloſſen?"

„Sie ſind hart, Heinz, ſehr hart! Ich war elend, krank an unſagbarem Heimweh nach irgend einem lebenden Weſen, das nach mir verlangte. — Möpſe und Vögel helfen da nicht, und in mein Vaterhaus hätte mich keine Gewalt gebracht. Meine alte Begleiterin lag im Sterben, da bot er mir ſeine Hand — und ich nahm die Hand — nicht mehr, und gab ihm die ganze Toska dafür!"

„Die ganze Toska?"

„Ja, mit Ausnahme der Seele, die läßt ſich nicht geben, ſie will genommen ſein."

„Arme Toska!" ſagt er, ihr unwillkürlich näher tretend, erſchüttert von dem reſignierten Ton ihrer Stimme.

„Laſſen Sie nur, Heinz! Nicht ſentimental werden; dazu habe ich noch ein ganzes Leben Zeit! — Mein Gatte ſtarb infolge eines Sturzes mit dem Pferde. Kinder hatten wir nicht. — Und weil mich die Menſchen, auch die Männer, Heinz, gar zu ſehr bedauerten und zu gefliſſentlich Kondolenzbeſuche machten, auch noch, nachdem das Trauerjahr vergangen war, ſo riß ich aus, heimlich hierher, aber ich wußte nicht, daß ich Heinz Viking hier treffen würde, ſonſt wäre ich ſicher nicht — oder doch —" ſie blickt ihn aufrichtig an mit den klugen, grauen Augen — „dann wäre ich erſt recht gekommen, weil ich wußte, daß auch er einſam war!"

„Schade, daß Sie nicht früher kamen!"

„Sie müſſen ſchon in einer Woche fort, wie mir die Wirtin ſagte?"

„Müſſen nicht, aber wollen; ich halte es nicht aus ohne meine Kinder."

„Gut, Heinz; dann haben wir acht Tage vor uns. Ich nehme das Zimmer eine Treppe höher; es hat zwar nicht den grünen Schatten wie dieſes, aber man blickt über die Bäume weg in das Flußthal. Iſt es Ihnen recht ſo?"

„Gewiß, ja," antwortet er mit einem verlegenen Räuſpern und einem raſchen Blick über die formenſchöne Geſtalt dort, die ſo nachläſſig graziös in dem verblichenen Sofa lehnt.

„Eigentlich könnten Sie auch dies Zimmer nehmen, und ich zöge eine Treppe höher.“

„Nein, nein; davon kann keine Rede sein! Schon um der Arbeit willen nicht, die dort auf dem Tiſche liegt; mir iſt es, als fühlte ich, daß ſie nur hier fertig werden könnte.“

Er nickt nur mit dem Kopfe. Wie fein die Frau doch zu denken verſteht!

„Und dann —“ fährt ſie fort — „wenn ich hier oben über Ihnen zu weit geblickt habe, kann ich ja dieſes Zimmer mit ſeiner beſchaulichen Abgeſchloſſenheit immer finden — beſonders wenn Sie ſpäter fort ſind.“

Der Nachſatz kommt nur zögernd heraus, wie unter dem Eindruck der feinen Röte, die bei ihren Worten ſeine Stirn höher färbt.

„Ja gewiß, Toska! und hier unten iſt eine Veranda, bei gutem und ſchlechtem Wetter gleich behaglich. Wollen wir ſie zu unſerem Salon machen?“

Sie beißt ſich auf die Lippen, ſteht ſchnell auf und ſtreicht mit der Hand einige Löckchen des braunen Haares aus der weißen Stirn.

„Gut, Heinz! Alſo verzeihen Sie, wenn hier oben in der nächſten Stunde das Reiſegepäck ſeinen Einzug hält. Auf Wiederſehn!“

Mit raſchen Schritten verläßt ſie das Stübchen und denkt, die Treppe hinaufſteigend: etwas Philiſter iſt er doch geworden!

Langſam, mechaniſch nimmt der Zurückbleibende wieder ſeinen früheren Platz ein, die unterbrochene Beſchäftigung fortſetzend. — Aber über die Zeilen, mit denen er den letzten halbfertigen Satz vollendet, kommt er nicht hinaus; es geht abſolut nicht!

Den Kopf in die Hand geſtützt, ſtarrt er in das Blattgrün vor dem Fenſter. Sein Blick haftet auf einem dunkel ſich abhebenden Buchenſtamm, aus deſſen feſt gefügter, anfänglicher Einheit ſich gabelnd die mächtige Krone entwickelte. In gleicher Stärke, in gleichmäßig ſpitzem Winkel hat ſich der Stamm gezweigt. So wuchs er in zwei Teilen nebeneinander, eins und doch zwei, nie wieder ſich vereinigend.

Nervös ſpringt er auf und zündet eine Cigarre an, unruhig auf- und abſchreitend. — Seine Gedanken wandern weit zurück, über arbeitsreiche, inhaltsvolle Jahre zurück.

Er war damals noch ein ganz junges Blut von einigen zwanzig Jahren und ſie, Toska, ein halbes Kind. Auf einer Reunion in Schandau, wohin er im Sommer mit einigen luſtigen Freunden von Dresden öfter zu gehen pflegte, lernten ſie ſich kennen. Ja, ja, er hat ſpäter oft darüber gelächelt — es war eine tolle, große Leidenſchaft für die hübſche Ruſſin! nur Leidenſchaft mit all ihren Schmerzen und Hoffnungen, mit all ihren wilden, verwegenen Gedanken. Und ſie, die Toska, ebenſo empfindend wie er, warf ſich ihm mit urwüchſiger Naturliebe faſt in die Arme. Es war nichts Kleinliches in dieſer Liebe, kein Abwägen und Abzählen! — Und dann, ja dann? Toskas Vater hatte im Grunde nichts dagegen einzuwenden, die Tochter konnte heiraten wen ſie wollte, nur verlangte er, daß der zukünftige Schwiegerſohn irgend eine feſte Anſtellung, eine Garantie für die Zukunft bieten ſolle, etwas Solideres als dies zigeunerhafte Schriftſtellertum. Ohne Heinz zu fragen, erwirkte er ihm eine Anſtellung an einer deutſchen Zeitung in Rußland, ſehr ehrenvoll, ſehr gut bezahlt, aber Wiking wollte abſolut nicht. Es gab einen heftigen Streit, und Toska ſtand auf des Vaters Seite.

Wenn ſie ſich heiraten konnten, dann mußte ihm alles recht ſein!

Das war die erſte Disharmonie; es folgten bald andere; allmählich dämmerte es ihm auf, wie unreif ſie noch war. —

Endlich eine Kleinigkeit: er las ihr eine Novelle vor, ein Liebesidyll in einem entlegenen Waldwinkel. — So möchte er einmal mit ihr leben! Da lachte ſie ihn aus — das ſei nicht ihr Geſchmack. In großen Städten wolle ſie leben, mit ihm reiſen, das Daſein genießen.

Jetzt fühlt er es wieder deutlich, wie kalt es ihm damals ums Herz wurde, eiſigkalt und mitleidslos! Das ließ die Verwöhnte ſich nicht gefallen. Jetzt muß er wieder lachen über ſeinen Einfall, damals Knall und Fall davon zu reiſen, ſoweit ihn die paar Groſchen brachten, die er beſaß. Weltſchmerz, Selbſtmordgedanken! in die Wildnis gehn! das ganze Jugendregiſter einer beleidigten und enttäuſchten Seele!

Aber nun ſteht ihm ihr Anblick wieder deutlich vor Augen. Der trotzige Mund — und doch der traurige Blick in den Augen!

Der Anblick hatte ihn verfolgt bis — ja, bis er ſeine Frau fand. —

* * *

Wie raſch flogen die Tage dahin für die beiden Menſchen.

Sie aßen zuſammen in demſelben Reſtaurant, ſie ſchweiften gemeinſam durch die nahegelegenen großen Waldungen, ſie ſaßen viele Stunden an den lauen Sommerabenden in ihrem ſogenannten Salon, er mit ſeinen Büchern und Schriften, ſie mit einer Stickerei in den geſchickten Händen. Und er hatte wieder gelacht — es war wohl zum erſtenmal ſeit zwei Jahren — herzlich gelacht über ihren Übermut.

„Ich fühle mich garnicht alt," pflegte ſie dann zu ſagen — „am liebſten kletterte ich noch auf die Bäume, das heißt, wenn Sie nicht dabei wären!"

So geiſtig regſamer Verkehr, ſolcher Austauſch von Gedanken, ſolch blitzſchnelles Verſtehen und Erkennen ſeiner Abſichten und Ziele, auch in politiſcher Richtung, war ihm etwas ganz Neues, ihm, der gewohnt war, ſelbſt Männern gegenüber verſchloſſen, ſein Geiſtesleben allein mit ſich ſelbſt zu führen.

Nun ſchien es ihm oftmals, als ſei er recht einſeitig geworden, wenn ſie in ihrer lebhaften Art, mit ihrer Kenntnis anderer Länder und Nationen, in geiſtvollem Widerſpruch ihn zur Verteidigung ſeiner Anſichten zwang und herausforderte. — Zwar hatte ſie nichts frauenhaft Weiches in ihrer Art, nichts, was im entfernteſten an Unterordnung erinnerte, und dennoch fühlte er heraus, wie ſie in unbegrenzter Bewunderung zu ihm aufblickte; es war oftmals, als hole ſie mit raffinierter Geſchicklichkeit ſeine beſten Gedanken erſt aus ihm heraus. Zuweilen ertappte er ſich auf dem Wunſch, daß Toska ſeine Frau ſein möchte, weil er ſelbſt ehrlich genug war ſich einzugeſtehen, daß er nicht blind ſei für ihre Reize, und er hatte doch geglaubt, daß niemals wieder ein Weib ihm etwas hätte ſein können.

Einmal las er ihr die während ſeines Aufenthaltes faſt vollendete Novelle vor. Ganz Feuer und Flamme faßte ſie den Stoff auf, pries die Arbeit als das Beſte, was er geſchaffen. Das that ihm wohl. Dann ſprachen ſie über den Abſchluß der Arbeit, obgleich er, wie gewöhnlich beim Schaffen, nur dunkel gefühlt hatte, wie derſelbe ſein müſſe.

„Und wie denken Sie ſich das Ende?" fragte er ſie, das Manuſkript aus der Hand legend und ihr in die forſchend auf ſein Antlitz gerichteten Augen blickend.

„Wie können Sie mich danach fragen, Heinz, da Sie es doch ſelbſt fertig im Kopfe haben?"

„Und wenn es ſo wäre, muß es mich doch lebhaft intereſſieren zu erfahren, wie ſich ein anderer in dieſen Stoff hineinlebt."

„Nun gut! es giebt nach meiner Anſicht zwei Wege, die beide ihre pſychologiſch richtige Begründung finden."

Er nickte eifrig mit dem Kopf und horchte geſpannt auf ihre Auseinanderſetzung; aber in dem Maße, wie ſie, ſich an ſeiner Aufmerkſamkeit erwärmend, lebhafter wurde, nahm bei ihm die Spannung ab. Es langweilte und verſtimmte ihn ſogar endlich. Gerade das Geheimnisvolle im Arbeiten, das ihm ein unerläßliches Bedürfnis war, ging nun verloren.

„Ich will einmal ſehen; jedenfalls muß ich darüber eine Nacht ſchlafen," meinte er, nachdem ſie geendet, aber er blieb ſchweigſam und wortkarg während des Abends. — Hatte ſie ihn ſo nachdenklich gemacht?

Ein Stolzgefühl ſchwellte ihr die Bruſt; faſt als hätte ſie einen Sieg errungen, ſo blickte ſie mit leuchtenden Augen auf ſein geſenktes Antlitz.

In wunderbarer Klarheit ſtieg der Mond über dem Walde herauf; langſam, als zöge er ſich ſelbſt in geſättigter Rundung an den Wipfeln der rauſchenden Tannen empor, um dann, wie losgelaſſen im dunklen Nachthimmel ſchwimmend, mit ſeinem ruhigen Licht über Wieſen und Blumen zu gleiten, bis hinein in die Weinranken der Veranda.

Toska iſt aufgeſtanden und blickt, leicht ſich an einen der Holzpfeiler lehnend, zu dem Nachtgeſtirn auf. — Stumm ſchaut er zu ihr hinüber; wie ein Märchenbild umfängt die ganze Scenerie ſeine Sinne. Entwürfe, poetiſche Gedanken, eine nur ſelten gefühlte Schwellkraft der Seele nehmen Beſitz von ihm, und dabei ſieht er doch mit halbem Bewußtſein, wie ſchön die Frau dort iſt, welch wundervoll bläuliche Lichter auf ihrem hellen Gewande lagern, wie herrlich ſich die von einer ſeltſamen

Digitized by Google

Lichtwirkung umrahmte Kontur ihres Kopfes abhebt, als ſchmiege ſich ihre ganze Perſönlichkeit in unbewußter Harmonie in die Abend- und Lichtſtimmung hinein.

Heiße Wünſche ſteigen in ihm auf, wie er ſie nicht mehr gefühlt ſeit dem Tage, wo ihm das erſte Kind geboren wurde. So — ſo wie jene dort hatte er ſeine Frau nie geſehen und angeblickt, nein, aber im übrigen? — Er faßt ſich an die Stirn, als hätte er eine Roheit begangen. — Und doch — ſie kam wohl zu ihm, den ſeinen Kopf von rückwärts an ſeine Wange ſchmiegend und ſagte: „Sieh nur, Heinz, wie ſchön die Welt iſt! — Mit dir und den Kindern, ſonſt iſt ſie wohl oft roh und gefühllos," hatte ſie flüſternd hinzugeſetzt.

Ein Nervenſchauer lief ihm den Rücken hinunter, als fühle er leiblich die Nähe der Toten.

„Sie war wohl gut und ſchön, Heinz?" fragte Toska ſanft, ohne ſich zu regen.

Ein unheimliches Gefühl will ihn überkommen, als gehörten ihm nicht einmal die eigenen Erinnerungen mehr allein. Wie ſehr hatte er es vermieden, grade mit jener dort von der Toten zu ſprechen. Nun war die Frage da und that ihm wohl, ſo wohl, daß er darauf antworten mußte.

„Schön? o nein, Toska, nicht grade das. Man dachte bei ihrem Anblick nicht daran, ob ſie es ſei. Dazu war ihre ganze Erſcheinung, das blonde, freundliche Geſicht zu anſpruchslos, aber gut war ſie, ſehr gut! Man ſagt das Wort ſo leicht hin, und wenige wiſſen, wie viel es bedeutet!"

Schweigſam gleitet Toska zu einem Stuhl an ſeiner Seite.

„Wie müſſen Sie gerade dieſe Güte entbehren, Heinz!"

Er ſchweigt eine Weile.

„Ja, und auch wieder nicht! — Entbehren kann man wohl nur etwas, was wiederzuerlangen wäre. Man fühlt nur hier in der Bruſt einen leeren Platz, Saiten im Gemüt, die nie wieder einen Akkord finden. Sehen Sie" — lebhafter werdend faßt er nach ihrer Hand — „ſehen Sie, das iſt das Wunderbare, meine Frau ſprach nie mit mir über meine Arbeiten, meine geiſtigen Beſtrebungen, und doch gab es kein Wort, das ich ihr nicht vorgeleſen hätte. — Auch dann ſagte ſie meiſt ſehr wenig, aber mir war es, als ob ich in dem Blick, mit dem ſie mich anſah, ein ſtummes, bewunderndes Urteil läſe, mir tauſendmal wertvoller, als meine eigene Kritik und die der ganzen Welt. Mich machte das ſo ruhig und ſo ſchaffensfreudig! Warum mußte es ſein?"

Eine tiefe Rührung läßt ſeine Stimme zittern.

„Armer Freund!" Sie ſtreichelt leiſe ſeine Rechte, ganz leiſe mit ihren kühlen Fingern. „Gerade dieſe Frauen," ſagt ſie ſinnend, „möchte man die Größten unſers Geſchlechts nennen! — Was haben z. B. die ſogenannten geiſtreichen Frauen der Welt genützt? Hier und da haben ſie vielleicht kluge Männer um ſich geſammelt, mit einem gewiſſen neutralen Verſtändnis ſolche Männer in ihren Salons zuſammengeführt, aber genützt, wirklich genützt und begeiſtert wohl ſelten, während ſolche wie Ihre Frau — — oft ſcheint es mir, als ſei es deren Lebensaufgabe, der Welt große Männer zu erhalten oder zu ſchenken."

Und nach einer Pauſe fortfahrend, fügt ſie hinzu: „Wie ſieht Ihr Kleiner aus? Gleicht er der Mutter?"

„Nein, im Äußern wenig — ein wilder, trotzköpfiger Knabe — vielleicht, wenn ihm die Mutter erhalten geblieben —" er läßt den Satz unvollendet.

Sie ſchweigen eine Weile. Von dem Raſenplatz herauf ſchwirren Glühwürmchen im Zickzackflug durch die warme Luft. Schwer aufatmend lehnt ſich Toska zurück.

„Wie weiſe von der Vorſehung, mir Kinder zu verſagen."

Erſtaunt blickt er ſie an. Nun kommt ihm zum erſtenmal der Gedanke, wie fremdartig es ſein müßte, ſich dieſe Toska als Mutter zu denken. Er bringt kein Wort der Erwiderung heraus. In ihrem Antlitz arbeiten wechſelnde Ausdrücke; nervös ſpringt ſie endlich auf.

„Ja, ſo iſt es. Das heißeſte Begehren, alles iſt mir verſagt worden, alles, alles, nur die Einſamkeit ſchleicht neben mir her, wie ein Schatten, wie ein klapperndes, ſtill mahnendes Gerippe."

Die leidenſchaftlichen Worte klingen hart in die Nachtſtille hinaus.

„Toska!“ beginnt er.

„Nein, nein; es iſt ſchon gut ſo, Heinz. Gute Nacht!“ und ohne ihm die Hand zu reichen eilt ſie hinaus.

Er bleibt noch eine Zeit lang allein, allein mit dem Mondſchein und mit ſeinen Gedanken. Es fällt ihm plötzlich auf die Seele, als hätte er ſich an dieſem Menſchenkind verſündigt, ihr Seele und Herz getötet im Frühlingsmond ihres Lebens. Hatte er denn damals ein Recht dazu? Wie zartfühlend war es doch von ihr, nie wieder nur mit der leiſeſten Andeutung an das Verhältnis zu rühren, in dem ſie zu ihm einſt geſtanden!

Oben ſummt ſie ein melancholiſches, ruſſiſches Volkslied, deſſen Klänge durch das offene Fenſter zu ihm hinunter klingen. Dies Lied hatte ſie damals ſo oft geſungen — vor acht Jahren! — Er iſt nicht proſaiſch genug, nicht umſonſt ein Mann, deſſen Phantaſie durch den geringſten Anlaß erregt wird, als daß ihn nicht der Zauber dieſer leiſe herabklingenden Weiſe packen müßte. Nun hört er, wie oben das Fenſter geſchloſſen wird. Fröſtelnd ſpringt er auf.

„Iſt dieſe Frau eine Kokette?“ murmelt er vor ſich hin, aber nicht, weil ſich ihm dies als Überzeugung aufdrängte, ſondern mehr in dem inſtinktiven Gefühl, als müſſe er ſich vor einer Gefahr ſchützen, ſich hinter dieſen kleinlichen Argwohn verkriechen. —

Heinz Viking ſchlief ſchlecht in dieſer Nacht. Schon früh auf, ſetzte er ſich ſofort an die Arbeit.

Geſtern war ihm der Schluß ſo leicht erſchienen, ſo wollte er ihn nun heute zu Papier bringen. Nun ſtolpern ſeine Gedanken; er beginnt ſeinen Entwurf zu zerfaſern, mathematiſch, kritiſch zu zerlegen. — Das war ja Unſinn! Vielleicht iſt Toskas Löſung doch beſſer; in der Veranda hört er ſie mit der Wirtin ſprechen. — Kurz entſchloſſen beendet er das Manuſkript in dieſem Sinne, ganz anders, als er gewollt, mit ängſtlicher Haſt, mit einem Seufzer der Erleichterung die letzten Worte hinſetzend; aber er fühlt ſich unbefriedigt, faſt beſchämt, als hätte er mit geſtohlenen Steinen ein Gebäude vollendet.

Was iſt das nur mit ihm? Übellaunig, nicht wie gewöhnlich mit gehobenem Gefühl nach einer fertigen Arbeit, geht er hinunter zum Frühſtück. Es iſt ihm ſelbſt nicht klar, daß jene Frau ihm die Naivetät des Schaffens geraubt hatte.

„Guten Morgen, Heinz Viking,“ empfängt ihn Toska, „Sie waren ſchon früh auf.“ —

„Ja, ich habe ſchlecht geſchlafen.“

Seine üble Laune iſt verflogen bei ihrem friſchen Gruß und beim Anblick ihrer leichten, morgenſchönen Geſtalt; auch glaubt er ihre Wangen nie vorher ſo roſig geſehen zu haben. Der Sonnenſchein, der ſauber gedeckte Frühſtückstiſch unter der ſchattigen Buche ſtimmen ihn friedlicher. Mit einem gewiſſen Behagen läßt er ſich von ihr eine Taſſe duftenden Kaffees reichen.

„Ich ſchlief auch ſchlecht, Heinz; faſt die ganze Nacht hindurch grübelte ich über den Ausgang Ihrer Novelle. Schließlich kam ich zu einem ganz andren Reſultat als geſtern Abend. Eigentlich iſt es ganz unwahrſcheinlich, daß Ihr Held, ſo wie Sie ihn ſchildern, ſich von dem Mädchen zurückzieht!“

„Der Schluß iſt geſchrieben!“ ſagt Heinz, unangenehm berührt, „wir laſſen das beſſer jetzt ruhen. Vielleicht iſt es eine üble Angewohnheit von mir, aber ich pflege nie zu ändern, wenn eine Arbeit wirklich fertig iſt!“

Sie ſchaut betroffen in ſein verdroſſenes Geſicht und kämpft nur mit Mühe die Empfindlichkeit über den rauhen Ton ſeiner Stimme nieder.

„Nun gut, ſprechen wir nicht mehr davon!“

Geſchickt ſucht ſie ſeine Gedanken auf ein ſein Intereſſe feſſelndes Thema hinüberzulenken. — In kurzer Zeit war die kleine Mißſtimmung vergeſſen. Ihr geiſtvolles Plaudern riß ihn mit fort. Da er keine neue Arbeit vor ſeiner Abreiſe beginnen wollte, verbrachte er ſeine Zeit ganz in ihrer Geſellſchaft. Er konnte es nicht mehr allein aushalten, es zog ihn zu ihr hin, ſelbſt wenn er nur wußte, daß ſie auf einem der ihm bekannten Plätze im Garten ſaß. Er kämpfte gegen dieſe Anziehungskraft mit dem unbeſtimmten Gefühl, als müſſe er es, ja ſogar mit einem ſchlechten Gewiſſen, als denke er zu wenig an ſeine Kinder, um ſich im nächſten Augenblick über der Erwägung zu ertappen, ob er nicht doch noch einige Tage länger bleiben ſolle. — So kam der Tag vor

seiner Abreise heran; es herrschte eine tropische Hitze, eine lastende Sonnenglut, welche die Nerven erschlaffte. Die beiden hatten sich nicht aus dem Schatten der Bäume, die das Haus umstanden, hinausgewagt.

Heinz war wortkarg. Was sollte er nur sagen? Mußte er sie nicht auffordern, einmal in sein Haus zu kommen, seine Schwester und seine Kinder kennen zu lernen? Wie sollte er sich überhaupt von ihr trennen?

Sie mochte ahnen, was in ihm vorging, denn auch in ihrem Wesen lag etwas Unklares heute, während sie ihn oft prüfend von der Seite betrachtete, mit einer Grübelfalte zwischen den Brauen. — Am Abend, als sie sich trennten, grollte im Westen dumpfer Donner, und helles Wetterleuchten fuhr am Nachthimmel auf mit flackerndem Schein.

„Ich habe Angst vor schwerem Gewitter," meinte sie — „seitdem einmal in Rußland ein Mann in meiner nächsten Nähe vom Blitz erschlagen wurde!"

Sie sah erregt aus, trotz der Blässe, die ihren brünetten Teint fast gelblich erscheinen ließ.

„Also ich reise erst morgen Nachmittag ab!" sagt er gegen seinen Willen, nur um den Abschied auf den nächsten Tag hinauszuschieben.

Sie hatte etwas Hilfesuchendes in ihrem Blick heute Abend. Mit müden Schritten klomm sie die steile Treppe hinauf. —

Nachdem auch er sein Zimmer erreicht, beginnt er seinen Koffer zu packen. Selbst hier ist es heiß und dumpfig; über sich hört er Toslas raschen Schritt hierhin und dorthin sich bewegen, unregelmäßig, nicht wie der Schritt eines Menschen, der etwa im Sinnen auf und nieder wandelt. — Sollte sie auch an die Abreise denken? Es klingt fast so, auch häufiges Öffnen und Schließen von Schubfächern ist vernehmlich. Eigentlich wollte sie sich doch auf Wochen hier niederlassen.

So, nun war er fertig. — Der Donner schallt näher, und helle Blitze sieht er durch das Blattwerk flimmern. An Schlaf ist vorläufig nicht zu denken, auch giebt es für ihn kein anziehenderes Schauspiel, als solch ein Gewitter.

Das Licht löschend, stößt er Fenster und Läden weit auf und wirft sich in eine Ecke des Sofas, sinnend das Heranziehen des Wetters mit den Augen verfolgend. —

Windstill hängt noch das Laub, wie schlummernd; eine starre tote Ruhe in der Natur, nur die finstern, schwarzen Wolken reden vom Himmel herab eine grollende, ernste Sprache. Von allen Seiten des Horizonts quillt es herauf, fast ununterbrochen dies Grollen und Flammen.

Sie ist wirklich etwas unheimlich, die Totenstille ringsum! nur im Dorfe heult ein Hund auf, und das dumpfe Brüllen der Kühe schallt herauf aus den Ställen. Das thut ihm so wohl, dem stillen Beobachter, die ungebändigte wilde Naturkraft, die näher und näher kommt. Es bringt die Phantasie, den Kampfesmut, die Leidenschaft in seiner Natur zum Wallen.

Nun ist es ihm, als höre er einen Ton, dem Wimmern oder Schluchzen einer Menschenstimme gleich! Das war wohl der erste Windstoß, der durch das Geäst der Bäume strich. Wieder versinkt er in Träume.

„Heinz Wiking!"

Gespannt horcht er auf. War das ein Gaukelspiel seiner Sinne? Es kam wohl vor, daß er in einsamen Stunden glaubte, seinen Namen rufen zu hören, doch nein! Nun wieder: „Heinz Wiking!"

„Was ist?" Rasch beugt er sich zum Fenster hinaus und schaut nach oben.

„Heinz Wiking, ich komme um vor Furcht!"

Es liegt ein solch wahrer Ausdruck eines geängsteten Herzens in den Worten, daß die Sprecherin dort oben ihm leid thut.

„Es ist ja noch garnicht sehr nahe," ruft er beruhigend hinauf.

„Aber es kommt, kommt immer näher! O, diese Blitze! mir graut, hier oben ganz allein zu sein."

„So kommen Sie in die Veranda herunter; ich erwarte Sie an der Treppe."

Kaum ist er hinausgetreten, da ist sie auch schon bei ihm, in einen großen, grauen Regenmantel gehüllt. Ein glückliches Lächeln wie das eines verängstigten Kindes, zu dem Vater oder Mutter tritt, erkennt er beim Schein der Blitze auf ihrem Antlitz.

„Dank, tausend Dank Heinz! Sie wissen nicht, wenn man das einmal erlebt hat —

es wird immer ſchlimmer mit mir von Jahr zu Jahr!“

„Nun gut, kommen Sie, wir laſſen die Glasſcheiben an der Veranda herunter und erwarten dort das Ende dieſes Schauſpiels! Nehmen Sie meine Hand, es iſt dunkel hier im Flur.“

Ihre Hand iſt kalt, fühlt ſich faſt feucht an in dem nervöſen Zucken, mit dem die Frau ihre Finger um ſeine Rechte preßt. — Nun ſind ſie unten und ſetzen ſich nebeneinander auf die Bank hinter dem Gartentiſch. — Rings umher nur durch die Glasſcheiben vor Regen und Wind geſchützt, ſcheint ihnen der Anblick des Gewitters überwältigend großartig. — Bei jedem Blitz fährt Toska zuſammen, inſtinktmäßig näher an ihren Beſchützer heranrückend; ſchon berührt ihre Schulter ſeinen Arm, während ſie mit beiden Händen ſein Handgelenk umkrampft.

„Lachen Sie nicht, Heinz! es mag ja ſo albern erſcheinen, und ich bin ſonſt nicht ſo ſchwach, aber mir iſt, als zitterten alle Nerven, als müßte ich einen Winkel ſuchen, mich zu verſtecken! In die Erde möchte ich kriechen!“

Heulend fährt ein gewaltiger Windſtoß durch die Bäume.

„Ich glaubte, Sie wollten noch einige Wochen hierbleiben, Toska?“ fragt er, um ihre Gedanken abzulenken, „und doch ſchien es als ob auch Sie Vorbereitungen zur Abreiſe träfen?“ —

„Ja, ich that es! Es überfiel mich die Angſt, hier allein zu bleiben, ganz allein gerade nach dieſen gemeinſam verlebten Tagen. Da, da, der Blitz!“

Sie fliegt förmlich an ihn heran, das Antlitz an ſeine Schulter preſſend. Mit betäubendem Knattern folgt dem Flammenſchein der Donner. — Selbſt ſeine Nerven entziehen ſich nicht ganz dieſem Eindruck; dazu das leiſe wimmernde Weib an ſeiner Seite. Jetzt praſſelt auch ein Regenguß mit Schloſſen vermiſcht herunter. —

„Nun wird es bald beſſer, Toska!“ tröſtet er und legt unwillkürlich den freien Arm um ſie. Er fühlt deutlich, daß ſie zittert, aber zugleich auch die weichen, jugendlichen Formen ihres Körpers unter dem loſe übergeworfenen Mantel. Iſt es die eingeſchloſſene, ſchwüle Luft in dieſem Raum, die ihm das Blut ſo heiß in die Schläfen treibt? Er möchte aufſpringen, hinauslaufen in das tobende Wetter, und doch hält es ihn feſt auf dem Platz, ein aus Mitleid, Rückſicht und dem Gedanken, hier der Beſchützer zu ſein, gemiſchtes Gefühl, und dann — noch etwas andres! — Ohne zu wollen, ſtraffen ſich die Muskeln ſeines Armes um ihren Körper. —

Es iſt wirklich, als hätte mit dem ſchweren Schlage das Unwetter ſeinen Höhepunkt erreicht. Wohl folgt noch Blitz auf Blitz, taghellen Schein entflammend; aber der Donner grollt wieder gezogener, würdevoll ernſter als vorher. Ihr an ſeiner Bruſt vergrabenes Antlitz kann er nicht ſehn, nur die weiße Rundung der einen Wange und des vollen Nackens, der ſich aus dem Kragen des Mantels herauswölbt.

Er atmet ſchwer.

„Toska, Sie ſollten noch hier bleiben.“ —

Sie antwortet nicht. —

„Toska!“ Nun flüſtert er den Namen dicht an ihrem Ohr.

„Laß nur, Heinz! Wie ſchrecklich das war! Und nun wird es ſtiller, meinſt du nicht? Und du biſt ſo gut, ſo gut zu mir! und ſo wohl und ſicher iſt mir bei dir!“

Sie neſtelt ſich noch näher an ihn heran. Halb wie im Traume ſpricht ſie weiter:

„O, wie ich mich fürchte vor der Einſamkeit, vor den leeren Räumen in meinem Hauſe und den leeren Menſchen rings umher, mir graut davor! Ich möchte vergehen vor Heimweh! Doch nein, Heimweh iſt es nicht; ich habe ja kein Heim in der weiten Welt. Wo meine Koffer ſtehen, da iſt mein Heim! — Wie das wohlthut, das Rauſchen des Regens ringsumher. Hörſt du's? Wie eine Wand, die uns abſchließt von der ganzen Welt, dich und mich! Man könnte ſo ſchlafen und träumen!“

„Toska!“ flüſtert er. „Arme, liebe Toska,“ ſeine Hand legt ſich wie ſchützend auf ihr Haar. „Armes einſames Ding, ſo allein biſt du! Aber ich bin doch hier bei dir.“

Seine Stimme klingt tief, wie erſchüttert vom eigenen Beben des Herzens. Nun wendet ſie den Kopf; faſt rücklings in ſeinem Arm liegend blickt ſie zu ihm auf, ſchweigend, mit geöffneten Lippen, und durch die zerriſſenen Wolken fällt ein ſchmaler Streifen bläulichen Mondlichts auf ihr Antlitz. Langſam beugt

er ſich vor; ihre Lippen hängen an den ſeinen; ihre Arme, nun frei, umklammern ſeinen Nacken.

„Du, du! Ach Gott im Himmel, iſt das Seligkeit! Du, du, Heinz Wiking, du haſt mich doch noch lieb, ſo ein ganz klein wenig lieb? — O, du, der Starke, der Kluge!“

Er iſt keines klaren Gedankens mehr fähig. Dieſe Weibesliebe, dieſe bewußte Leidenſchaft, die den Körper in ſeinen Armen durchbebt, nimmt ihm jede Selbſtbeherrſchung.

„Ich habe dich lieb, Toska!“ Er küßt ſie wieder.

Da, über ihnen ſchlägt der Fenſterladen krachend zu; ſie ſchrecken beide empor.

Ein Fröſteln geht ihm durch die Glieder; mit zwei Schritten iſt er am Eingang und reißt die Thür weit auf, ſo daß die abgekühlte, friſche Luft in breitem Strom hereindringt.

Die Hand auf die Tiſchplatte geſtützt, mit geſenktem Kopf, wie ſchuldbeladen ſteht ſie da. — Schweigend ſtarrt er ſie an. Plötzlich wirft ſie mit einem Ruck den Kopf zurück; ein Lächeln, müde und doch zufrieden, ſchwebt um ihren Mund, wie ſie ſo langſam auf ihn zukommt.

„Gute Nacht, Heinz Wiking! haben Sie Dank für — für —“ ſie vollendet nicht, ſondern, ihm beide Hände auf die Schultern legend, blickt ſie in ſeine Augen. —

Groß, ernſt, nicht mit den Ausdruck eines ſeiner Sinne kaum mächtigen Weibes, nein, dankbar, freundlich, mit einem Blick, als nähme ſie Abſchied von etwas ſehr Schönem, Liebenswertem.

„Gute Nacht, Heinz Wiking.“ —

Ihre Lippen legen ſich noch einmal auf die ſeinen, aber nicht heiß und leidenſchaftlich, nein, kühl und ruhig; dann flieht ſie haſtig hinauf. —

* * *

Das war eine bange Nacht. Kein Schlaf kam in ſeine Augen, auch dann nicht, als das Blut ihm kühl und ruhiger durch die Adern floß. — Gerade nun hatte er den entſetzlichen Argwohn, als ſei das alles von ihr beabſichtigt worden. — Er wehrte ſich gegen dieſen abſcheulichen Gedanken. Das war nicht ihre Art, lag ſonſt ihrem Charakter ſo fern! und doch immer wieder bei kühlem Denken kroch dieſer Argwohn an ihn heran. Er war doch kein Kind, kein Jüngling mehr, ein Mann über dreißig Jahre. Und ſeine Kinder! Dieſe Schweſter, die ſich für jene und ihn gemüht, mit Liebe gemüht, die tote Gattin im Hauſe zu erſetzen. An ihr hingen ſeine Kinder mit unbegrenzter Liebe, und er wußte, die kleinen Seelen waren in guten Händen.

Um 5 Uhr erhob er ſich und packte den Koffer fertig. Sein Entſchluß ſtand feſt. Sie mußte ihn verſtehen und wenn nicht — nun dann wollte er lieber in ihren Augen niedrig erſcheinen, als ſeine Pflicht vergeſſen. —

Deutlich hörte er nun auch in ihrem Zimmer das Klappern von Stiefeln auf den Dielen. Es mußte ſein! — —

„Kann ich eintreten, Toska?“

„Bitte ja, ich bin ſchon vollſtändig ſalonfähig!“

Wie friſch und klar und feſt die Stimme klang! Jetzt ſtand er auch ſchon vor ihr und ließ ſich von ihr die Rechte ſchütteln.

„Guten Morgen, Heinz Wiking! Da, nun ſetzen Sie ſich!“ Sie deutet auf einen Seſſel.

„Toska,“ beginnt er mit gepreßter Stimme. — Sie hebt die Hand.

„Bitte, Heinz, laſſen Sie mich reden, ich weiß ja genau, weshalb Sie jetzt kommen. Ich will es Ihnen erleichtern. Sprechen wir ruhig und vernünftig miteinander.“

Betroffen blickt er ihr in das ſchöne, jetzt ſo ſtille Geſicht; nur ein ſchwermütiger, müder Ausdruck liegt in ihren Augen. —

„Ja!“ ſie glättet mechaniſch einige Falten an ihrem Reiſekleide, langſam mit der flachen Hand daran herunterſtreichend. „Ich habe vor langer Zeit in einem Buch ungefähr folgende Worte geleſen: Die Blutwellen, in denen einmal ein leidenſchaftliches Menſchenherz gepocht, vergehen nie. — Aus Wogen werden Wellen, aus Wellen ſchwache Schwingungen, immer ſchwächer und ſchwächer, aber ſie hören nie ganz auf. Der erſte Anſtoß, ähnlich dem Sturm, der einſt die Wogen erregte, läßt auch ſie erwachen in alter Kraft, in alter Wahrheit, in ungebändigtem Toben! — Sehen Sie, ſo ging es uns beiden! — Nun iſt der Windſtoß vorbei, und weil wir beide reifer und älter geworden, ſind nur noch Schwingungen

da. — Und deshalb ſage ich: „Heinz, Sie kommen mit dem Vorſatz hier herauf, mir ungefähr dies zu ſagen.“ —

Hier unterbricht er ſie.

„Toska, nein! Weshalb wollen Sie mich beſchämen, niederdrücken, mich vor mir ſelbſt klein machen? In dieſer Nacht, bei Gott, was ich Ihnen gezeigt habe, war wahr und echt!“

„Ich weiß, Heinz!“

„Ich liebe Sie, Toska! Ja, etwas zieht mich zu Ihnen mit tauſend Gewalten, es iſt die alte Leidenſchaft, die —“

„Nicht weiter, bitte nicht! O, Heinz brauchen Sie nicht ſolche Worte! ſehn Sie mich nicht ſo an — ich könnte ſonſt — doch nein, all die Tage hat es mein Nachdenken beſchäftigt. Ich, meine Perſon, mein egoiſtiſches Wollen muß und ſoll aus dem Spiel bleiben. — Ich ſtehe allein, bin unabhängig, kann über mich frei verfügen, und glauben Sie mir —“ ihre Stimme zittert vor innerer Erregung — „ich legte dieſe Verfügung gern in Ihre großen, ſtarken Hände.“

Ihr Edelmut, die Art ihres Sprechens beſchämen ihn, bringen ſein ganzes Gebäude von logiſcher Vernunft ins Wanken. Eine Frau, die ſo ſprechen kann, muß doch auch im ſtande ſein — ja, was denn? — hier verwirren ſich ſeine Gedanken. — Als läſe ſie das von ſeiner Stirn, fährt ſie fort:

„Alſo, ich ſagte, daß ich darüber nachgedacht. — Wir könnten gute Freunde ſein, Heinz, als Kameraden mit einander leben, nur ſchade, daß alle überſpannten Köpfe Unrecht haben! Dieſe Kameradenfreundſchaft zwiſchen Mann und Frau iſt ein Unding. Mann und Frau ſind und bleiben zwei verſchiedene Weſen, trotz aller Verſuche der Neuzeit, dies leugnen zu wollen. Es giebt geheimnisvolle Fäden, die ſich zwiſchen den Geſchlechtern ſpinnen, über welche dieſe ideale Freundſchaft ſtolpern muß. Und Ihr Weib zu werden, Heinz Wiking, dazu paſſe ich nicht, jetzt nicht mehr, es iſt zu ſpät.“

„Toska! zu ſpät? Wirklich zu ſpät? und damals —“

„Damals! ja vielleicht, und nur vielleicht! Sie thaten recht, mich zu laſſen! Was wollten grade Sie mit mir unreifem, verzogenem Kinde? Nein Heinz, es iſt zu ſpät, weil eine zwiſchen uns ſteht, eine, die ſie nie vergeſſen können, und weil ich Ihnen nie das ſein kann, was jene war. — Ich habe es wohl gefühlt, wenn wir täglich mit einander verkehrten, ich würde Sie zu Tode quälen mit meiner geiſtigen Unruhe, Ihr Schaffen lähmen. Ein Künſtler, Heinz, kann nur mit einer Frau leben, wie jene war, aber nicht mit mir, mit meinem unruhigen Kopf und Herzen!“

„Toska! wie iſt es möglich, ſo zu ſprechen!“ Erregt ſpringt er auf. „Leugnen Sie, daß Sie mich lieben! kann die Liebe nicht alles?“

„Wie grauſam, Heinz, mich ſo zu fragen? — Ja, die Liebe kann viel, nicht alles! ſie kann nicht Naturen und Charaktere wandeln; ein Thor, wer das glaubt! Geſchaffen ſein muß man für einander; wohl denen, die ſich finden! — Und wir, Heinz, ſind nicht geſchaffen für einander!“

Er ſenkt den Kopf tief herab.

„Nun, habe ich nicht recht? Aber die Hauptſache — ich getraue mich nicht, Ihren Kindern eine zweite Mutter zu werden. — Das kann ich nie! In Ihnen würde ich aufgehen, ganz und gar, zu ausſchließlich! Sollen ſich die kleinen Seelen begnügen mit dem, was übrig bleibt? Ich bin ein leichtſinnig herzloſes Geſchöpf geweſen, Heinz, aber grade Ihre Schriften haben viel in mir gewandelt; dieſer Verkehr mit Ihnen hat mich gereift. — Daß es in dieſer Nacht ſo kam — nun wir ſind Menſchen und können uns vergeſſen, aber man muß nur ſtets das Rechte wiederfinden; grade das habe ich aus Ihren Büchern gelernt, die zwar grade von Frauen wenig verſtanden werden. Dann Ihre Schweſter; ſoll ſie nun ſtill bei Seite ſtehn? Jetzt braucht ſie ja der Bruder nicht mehr.“

„Toska!“ Zwei große Thränen rollen dem Manne in den Vollbart.

„Ja, und nun lebe wohl, Heinz Wiking! vielleicht ſehen wir uns wieder, können wir uns wiederſehn nach Jahren, vielleicht! — doch daran wollen wir jetzt nicht denken. Ich bin eine gereifte Frau jetzt, und grade deshalb hätte ich kaum zum zweitenmal die Kraft — — leben Sie wohl, grüßen Sie Ihre Kinder und, Heinz“ — es klingt ein Schluchzen aus ihrer Stimme — „an jenen Augenblick in der Nacht will ich denken, denken wie man

an ſelige Stunden denkt mit Wehmut und auch mit Stolz! — Leb' wohl, Heinz Wiking!"

Sie ſtreckt ihm die Rechte entgegen, tief beugt er ſich darauf hinab.

„Toska, ich habe nie geglaubt, daß eine Frau ſo groß, ſo edel, ſo ſehr im ſtande ſein könne, mich zu beſchämen!"

„Halt!" Mit einem gezwungenen Lächeln wehrt ſie ihn ab. „Genug! Frauen können ſo etwas einmal; ich weiß nicht genau, aber ich glaube ich könnte es nicht zum zweitenmal vollbringen!" Sie ſtützt ſich ſchwer auf den Tiſch. — „Nun gehen Sie Heinz!"

Er ging; und hinter ihm, als die Thür ſich geſchloſſen, brach ſie zuſammen, den Kopf in die Kiſſen des Bettes vergrabend.

* * *

Es iſt Winter geworden und wieder Frühling. Durch die geöffneten Fenſter von Heinz Wikings Arbeitszimmer weht milde Luft herein, und an ſein Ohr klingt jubelnder Vogelſang und das Jauchzen ſeiner Kinder.

„Ein Brief für dich, Heinz." Seine Schweſter legt das Schreiben neben ihm nieder.

Die Handſchrift iſt ihm unbekannt; raſch erbricht er das Couvert. —

„Mein lieber Freund!

Wollen Sie einer Einſamen eine große, große Freude machen? ich verſchmachte hier allein auf meinem großen Landſitz und ſehne mich nach Menſchen, das heißt nach kleinen, luſtigen Menſchen. Schicken Sie mir Ihre Schweſter mit den Kindern! Sie werden es thun, gewiß, ich weiß es, Ihrer alten Toska zu Liebe."

Das war das erſte Lebenszeichen von ihr ſeit jenem Abſchied. Er ſchickte die drei dorthin, in dieſem und allen folgenden Jahren zu der guten Tante Toska; aber er ſelbſt blieb fern. — Genau zehn Jahre wollte er warten, ja, dann vielleicht — — aber eine große Photographie von ihr ſtand auf ſeinem Schreibtiſch, neben der ſeiner toten Frau, und ihre Augen blickten ihn ernſt aus dem ſtillen Geſicht an.

Gedankenſtifte.

Vornehme Geiſter ſind liebenswürdig, denn ſie ſind innerlich frei und unantaſtbar; Vornehmthuende werden meiſt unliebenswürdig, denn ſie ſtehen den vermeintlichen Zweiflern an ihrer Vornehmheit gegenüber ſtets auf der Menſur.

*

Raupenfraß hat dir im Frühling die Krone des Baumes verheert, aber ſei getroſt, der Sommer-Nachtrieb ſchafft dir immer noch eine ſtattliche Wipfelkrone.

*

Der Humor iſt der Nachſommer der Weiſen.

*

Der Humor iſt ein Herzbefreier, ein Erlöſer, denn er lehrt uns die Dinge einmal von einer anderen Seite, heute aus der Adler-, morgen aus der Froſch-Perſpektive, betrachten, und giebt uns darum unſere geiſtige Freiheit wieder.

Julius Lohmeyer.

Die Frau in Rußland und ihre geſchichtliche Entwicklung.

Von

Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

„Die Henne iſt kein Vogel, die Frau — kein Menſch," ſo ſagt ein uraltes ruſſiſches Sprichwort, und in der That hat ſich die ruſſiſche Frau erſt ſeit etwa 60 Jahren auf ihre Menſchenwürde beſonnen, in dieſen 60 Jahren aber allerdings ebenſoviel, wenn nicht mehr, erreicht, als die weſteuropäiſchen Frauen in all den Jahrhunderten ihrer langſamen Entwicklung.

Die Stellung der Frau bei den alten Slaven war die der Frauen aller unkultivierten Völker: totale Abhängigkeit vom Mann, abſolute Unfreiheit im Handeln und Wollen. Der Slave nahm ſich eine Frau „zum Dienſt", und ſtarb er vor ihr, ſo mußte ſie ihm in den meiſten Fällen in den Tod folgen, d. h. ſich mit ihm verbrennen laſſen, um ihm im Paradieſe „weiter zu dienen". Starb ein junger Mann unverheiratet, ſo wurde ein junges Mädchen ſeinem Leichnam angetraut, nur damit er im Jenſeits nicht ohne Frau, d. h. ohne Dienerin bliebe. Um jedoch die Frauen zur Verbrennung nach dem Tode ihres Herrn und Gebieters zu beſtimmen — denn ſie wurden nicht gezwungen, ſondern mußten quaſi freiwillig dem Leben entſagen — wurde ihnen ſuggeriert, daß Frauen nur dann Einlaß in das Paradies finden, wenn ſie in Begleitung ihrer Männer erſcheinen.

Allmählich kam die Sitte der Witwenverbrennung ab; aber noch lange hielt ſich der Glaube, daß die Witwe ihrem verſtorbenen Manne ewige Treue ſchulde, auch nach ſeinem Tode nur ihm allein gehöre, und nun ihrerſeits mit Ergebung auf den Tod zu warten habe, der ſie mit dem Verſtorbenen wieder vereinigte. Später, unter dem Einfluß des Byzantinismus, entſprang daraus für die Witwen die moraliſche Verpflichtung, nach dem Tode des Mannes ins Kloſter zu gehen.

Das Leben einer kinderloſen Witwe war allerdings troſtlos, ſie wurde allgemein verachtet und konnte auf Schutz und Beiſtand von keiner Seite rechnen. Selbſt zu Lebzeiten des Mannes waren die Tage einer kinderloſen Frau nichts weniger als beneidenswert, und Frauen, die ihren Männern nur Töchter gebaren, ſahen ſich oft den größten Mißhandlungen preisgegeben. Noch heutzutage iſt im Archangelſchen Gouvernement die Angſt der Frauen, ihrem Manne eine Tochter zu gebären, ſo groß, daß ſie oft zum Kindesmord ſchreiten.

Das Familienleben trug in Rußland von jeher einen ſtreng patriarchaliſchen Charakter, und der Vater war der abſolute Herr über das Leben von Frau und Kindern. Da die Frauen ſich dieſem Abſolutismus nicht immer fügen mochten, ihre Kräfte zu einer offenen Oppoſition aber zu ſchwach waren, ſo ſuchten ſie ihre Perſönlichkeit auf alle mögliche andere Art zur Geltung zu bringen, indem ſie „Zauberei trieben", Gifte bereiteten und ſich ihrer Peiniger auf hinterliſtige Weiſe zu entledigen ſuchten.

Nun geſellte ſich zu der Verachtung, die der Slave für die Frau hegte, auch eine gewiſſe feige Furcht, und als im Jahre 1024 in der Stadt Susdal eine große Hungersnot ausbrach, machte das Volk alle in der Stadt lebenden alten Weiber dafür verantwortlich und metzelte ſie nieder.

Digitized by Google

Mit der Einführung des Christentums, unter dem Einfluß des asketischen, finsteren Byzantinismus, wurde die Stellung der slavischen Frau noch schwieriger. Man begann sie als ein unreines Wesen zu betrachten, und die Männer wurden ermahnt, sich so fern als möglich von den Weibern zu halten, da ihr Seelenheil durch sie gefährdet werde: „denn jedes weibliche Wesen ist mit dem Teufel im Bunde.“ Einer der humansten russischen Kirchenfürsten des XI. Jahrhunderts, Statousk, äußert sich folgendermaßen über die Frauen: „Gute Frauen giebt es nicht, und eine böse Frau ist der Quell alles Bösen, das Verderbnis der Seele, eine unheilbare Krankheit, ein wilder Nordwind, ein jüdisches Gasthaus, ein Hirte der Sünden, beißender Frost, ein Auge des Satans, die Leere des Hauses, der erste Feind. Besser ist es am Fieber zu kranken, als eine Frau zu besitzen: das Fieber schüttelt einen durch und läßt nach; ein Weib saugt einem das Mark aus den Knochen.“

Alle diese und ähnliche Äußerungen über die Frau fanden im russischen Volke einen geeigneten Boden und trugen nicht wenig dazu bei, die Selbstherrlichkeit der Männer zu steigern und die Frau zu erniedrigen.

Die östliche Asketik ließ die Frau nur dann gelten, wenn sie sich ihres Geschlechtes völlig begab und ein asketisches Leben führte; sei es, daß sie in ein Kloster trat oder — wenn auch in der Welt lebend — auf Liebes- und Mutterglück verzichtete. Und so sehen wir denn im XIV. Jahrhundert, wie unzählige kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen ihre Eltern, verheiratete Frauen ihre Männer verlassen, wie vornehme Fürsten- und Bojarenfrauen ihr Hab und Gut an die Armen und Kirchen verteilen — und alle ins Kloster eintreten.

Andere wieder legen bei ihrer Verheiratung das Gelübde ab, niemals in nahe Beziehung zu ihrem Manne zu treten, sondern bis zu ihrem Tode ihre Jungfräulichkeit zu wahren.

Um diese Zeit herum entstehen auch die meisten religiösen Sekten, Sekten, deren übertriebene Asketik sehr oft einen erotischen Hintergrund hat.

Die finstere Macht einer asketischen Religion ertötete in den Frauen allmählich jeden Rest persönlichen Willens, und so bedingungslos sie sich der Kirche unterordneten, so widerspruchslos fügten sie sich dem Willen ihrer Männer. Weniger noch im westlichen Rußland, in Polen — dort wehte noch ein leiser Hauch westeuropäischer Kultur; die Frauen bewegten sich freier und durften thun und lassen, wovon die Frauen von Großrußland, also im Umkreis von Moskau nicht einmal zu träumen wagten. Und hier ist es, wo das Leben der russischen Frau seine starren Formen, seinen klösterlichen Charakter annahm, wo die Russin fast zwei Jahrhunderte lang wie eine Odaliske in verschlossener Zelle schmachtete, wie eine Sklavin unter der stets bereit gehaltenen Knute des Mannes zitterte.

„Wer seiner Frau Freiheit giebt, nimmt sie sich selbst fort,“ sagten die Moskowiter jener Zeit und hüteten dementsprechend ihre Frauen genau wie die Türken es jetzt noch thun.

Im XVI. Jahrhundert galt nur die Frau für anständig, die völlig abgeschlossen in ihrem Hause lebte und sich nirgends zeigte; selbst der Kirchenbesuch wurde auf ein Minimum reduziert, und im intimen Freundeskreise ihres Mannes durfte sie sich nur dann zeigen, wenn ihr Alter sie vor allen Verdächtigungen schützte. Wie in der Türkei Eunuchen die Tugendwächter der Frau sind, waren es in Rußland halbwüchsige Knaben. Sie allein hatten Zutritt in die Frauengemächer, die sich weitab von den Zimmern der Männer befanden, sie bedienten ihre Herrinnen, begleiteten sie auf ihren Ausfahrten, die winters und sommers stets in geschlossenen Wagen stattfanden, und berichteten den Männern, wie sich ihre Frauen aufführten, was sie gesprochen, wen sie angeblickt u. s. w.

Diese Knaben erfreuten sich eines großen Ansehens im Hause, erhielten von den Frauen, die sich ihr Schweigen erkaufen wollten, kostbare Geschenke und wurden sogar von ihren Gebieterinnen, deren Tugendwächter sie waren, zuerst in der Liebe unterwiesen.

Im Volke natürlich bewegte ſich die Frau viel freier, was ſchon durch die Arbeit bedingt war, die ſie ſowohl in als auch außer dem Hauſe verrichtete; je höher die Frau jedoch auf der geſellſchaftlichen Leiter ſtand, deſto mehr glich ihr Leben einer drückenden Gefangenſchaft. Beſonders troſtlos war das Leben der Zarenſchweſtern und -Töchter. Sie waren wie eingekerkert in ihren Gemächern und verbrachten ihre Tage, wie ein alter ruſſiſcher Hiſtoriker ſchreibt, „im Faſten, Beten und Weinen.“ Ehegluck lernten ſie nicht kennen, „weil die Fürſten und Bojaren des ruſſiſchen Reiches ihre Diener ſind, und es ſich für eine Herrin nicht ſchickt, ihren Diener zu heiraten; die Fürſten und Königsſohne anderer Länder ſind wiederum fremder Religion, kennen nicht ruſſiſche Sprache und Politik . . . und es wäre eine Schande.“

Die Zarin ſelbſt hatte es nicht viel beſſer als ihre Töchter und Schwägerinnen. Sie lebte ganz iſoliert von ihrem Manne im Kreiſe einer zahlreichen weiblichen Dienerſchaft.

Nur an hohen Feſttagen empfing ſie einige Würdenträger im Beiſein ihres Mannes. In der Kirche entzog ein Vorhang ſie allen Blicken, und den Weg bis zu ihrem Wagen legte ſie zwiſchen zwei Reihen eigens dazu aufgeſtellter hoher Wandſchirme zurück, die ſie für die Menge unſichtbar machten. Selbſt der Arzt bekam ſie niemals zu ſehen.

Als man während der heftigen Krankheit einer Zarin ſich endlich dazu entſchloß, den Arzt kommen zu laſſen, wurden zuvor alle Fenſter dunkel verhängt, damit er nicht ſehen könne, und als er den Puls zu fühlen verlangte, wurde das Handgelenk der Kranken mit feinem Stoff umwickelt, damit er nicht in direkte Berührung mit ihrem Körper käme.

Dieſe Abſonderung der Frau hatte natürlich die nachteiligſten Folgen für ihre geiſtige Entwicklung.

Während im weſtlichen Europa die Frauen in der Geſellſchaft eine Rolle ſpielten, ſich mit Kunſt und Wiſſenſchaft befaßten, Politik trieben und durch ihre Schönheit und Grazie Künſtler und Poeten begeiſterten, bedeutende Männer durch ihren Geiſt feſſelten — vegetierte die ruſſiſche Frau in ihrer Kammer, umgeben von abergläubiſchen alten Weibern, die ſie mit dem Erzählen unwahrſcheinlicher Geſchichten und Ammenmärchen, mit Klatſchereien und Zaubereien unterhielten.

Blöde und ſchwerfällig war der Geiſt der ruſſiſchen Frau, plump und ſchwerfällig wurde ihr Körper, der nach dem ruſſiſchen, ſpezifiſch Moskauer Schönheitsideal nur „weiß und voll“ zu ſein hatte.

Heute noch hat nach Moskauer Begriffen eine Frau: „voll, weiß und rot zu ſein“, um ſchön genannt zu werden.

Im XVI. Jahrhundert jedoch wurde es geradezu als eine Mißbildung betrachtet, wenn eine Frau eine feine Taille und kleine Füße hatte. Frauen, deren Gewicht nicht an 200 ruſſiſche Pfund heran reichte, konnten nicht auf den Namen „Schönheit“ Anſpruch erheben. Um dieſes Schönheitsideal zu erreichen, lagen die Frauen der Reichen den ganzen Tag auf dem Bett, ſchliefen und aßen ſoviel ihnen möglich war und tranken ſogar Schnaps, wovon ſie in der That aufquollen.

Daß unter dieſen Verhältniſſen die Liebe im romantiſchen Sinne ſich nicht entwickeln konnte, iſt kein Wunder. Die Männer heirateten, um eine Nachkommenſchaft zu haben und begehrten ausſchließlich mit ihren Sinnen. In der Art wie Ehen geſchloſſen, außereheliche Verhältniſſe angebahnt wurden, liegt eine unglaubliche Roheit.

Vor allem war bei der Ehe jede freie Wahl, ſowohl ſeitens des Mannes als des Mädchens ausgeſchloſſen. Nur der Zar durfte nach eigenem Ermeſſen ſich eine Braut wählen, und die verſchiedenen Fürſten, Bojaren und Gutsbeſitzer wurden durch Cirkulare aufgefordert, ihre Töchter nach Moskau zur Brautſchau zu bringen, unter Androhung der Todesſtrafe, „im Falle jemand ſeine Tochter verbirgt und nicht nach Moskau bringt.“

Hohe Würdenträger und Bojarenfrauen waren beauftragt, die Kandidatinnen zu prüfen und zu unterſuchen. Schönheit, Geſundheit, Jungfräulichkeit und die Fähigkeit, Mutter zu werden, waren die Hauptbedingungen, und die Intriguen, die da

Digitized by Google

spielten, damit diese oder jene zur Zarenbraut erwählt wurde, sind zahllos. Ja, selbst die bereits erwählte Braut wurde öfters das Opfer dieser Intriguen. Da überfütterte man die eine, damit sie sich den Magen verdarb, was dann als „große, gefährliche Krankheit" dargestellt wurde, oder man schnürte eine andere bei der Brauttoilette zu fest, so daß sie ohnmächtig wurde — was man sofort für „hinfallende Krankheit" ausgab.

In allen diesen und ähnlichen Fällen wurde die Braut mit ihrer Familie erbarmungslos vom Hofe verbannt und eine neue Brautschau veranstaltet.

Am Hochzeitstage des Zaren heirateten auch alle ihm nahe stehenden Bojaren die ihnen vom Zaren bezeichneten ehemaligen Konkurrentinnen seiner Braut, wobei natürlich die persönlichen Wünsche jedes einzelnen wenig berücksichtigt wurden.

Überhaupt waren Heiraten auf „allerhöchsten Befehl" nichts Seltenes und kommen noch bis auf den heutigen Tag vor, wenngleich die Form eine andere ist und mehr einem Wunsche oder einem Rat gleicht, den nicht zu erfüllen für den Betreffenden jedoch von den bedenklichsten Folgen wäre.

Im XVII. Jahrhundert waren die Mußheiraten in Sibirien etwas ganz Alltägliches. Um die Bevölkerung Sibiriens zu vermehren, erging unter dem Zaren Alexei ein Ukas an die sibirischen Bauern, ihre Töchter mit den nach Sibirien verbannten ledigen Männern zu verheiraten. Die Bauern, die sich weigerten, Diebe und Spitzbuben zu ihren Schwiegersöhnen zu machen, wurden mit hohen Geldstrafen belegt. Im Jahre 1759 ordnete die Regierung an, daß alle nach Sibirien verschickten und zur Ehe tauglichen Frauen mit in Sibirien Ansässigen verheiratet würden. Die meisten dieser verbannten Frauen waren Gatten- und Kindesmörderinnen. Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen ein anständiger Sibirier in die Ehe mit einer Verworfenen trat. Weigerte er sich, die ihm Bezeichnete zu heiraten, so wurde er mit Rutenhieben dazu gezwungen.

Wie der Zar nach seinem Belieben seine Unterthanen, so verheiratete der Familienvater nach Belieben seine Söhne, Töchter und Leibeigenen.

Nach russischem kanonischen Recht ist das heiratsfähige Alter für Knaben 15, das für Mädchen 12 Jahre. Die alten Russen verheirateten ihre Kinder jedoch schon mit 12 resp. 8 Jahren. Es kam auch vor, daß man gewisser pekuniärer Vorteile halber siebenjährige Knaben mit 40jährigen Jungfrauen verheiratete, oder aber mit einem jungen, bereits entwickelten Mädchen, das bis zur Mannbarkeit ihres Gatten dem Schwiegervater angehörte.

Das Recht des Vaters resp. Schwiegervaters war unbegrenzt in allen Schichten der Gesellschaft, und ist es heute noch in den Dörfern einiger russischer Gouvernements. Der Vater wählte — falls nicht pekuniäre Erwägungen seine Wahl beeinflußten — nicht eine Braut, die seinem Sohn etwa gefallen konnte, sondern eine, die ihm selbst — und zwar als Weib — zusagte, wobei er denn meist das jus primae noctis ausnutzte und sich in den ersten Jahren der Ehe seines Sohnes nicht einmal damit begnügte. Die Frau war vollständig machtlos dem sinnlich-groben Despotismus des Schwiegervaters gegenüber, und wagte sie es, sich dagegen aufzulehnen, so wurde sie nicht nur vom Schwiegervater, sondern auch von der Schwiegermutter und — was schier unglaublich klingt — von ihrem eigenen Mann durch Stock- und Peitschenschläge gezwungen, „das Alter zu ehren", d. h. dem Schwiegervater zu Willen zu sein.

Die Frau, das Mädchen war zu jener Zeit — und ist es in den Dörfern teils heute noch — eine Ware, die die Eltern, wie die Russen sich ausdrücken, „dem Mann herausgeben"; im Archangelschen Gouvernement „giebt man" das Mädchen nicht „heraus", sondern man „vertrinkt" es einfach „an den und den".

Da die Brautleute einander von der offiziellen Brautschau bis zum Tage der Hochzeit nicht sahen, so fanden sehr oft Betrügereien statt, indem man dem Bräutigam ein schönes Mädchen zeigte, sie für seine Braut erklärte und ihn mit einer anderen verheiratete. Eine häßliche Braut wurde mit allen zu Gebote stehenden Mitteln künstlich verschönt, hatte sie aber gar zu auffällige Mängel, ein Gebrechen u. s. w., so

wurde an ihrer Stelle eine andre zum Altar geſchickt, und erſt im Brautgemach fand ſich der junge Ehemann ſeiner wirklichen Frau gegenüber, an der er nun ſofort durch Mißhandlungen ſeinen Zorn ausließ.

„Nirgends," ſchreibt ein ruſſiſcher Hiſtoriker, „kamen dieſe Betrügereien öfter vor, als im Moskauer Gouvernement."

Der betrogene Gatte durfte ſich bei der kirchlichen Behörde beſchweren, und war die Betrügerei erwieſen, ſo wurde die Ehe für ungiltig erklärt und der Schuldige mit der Knute beſtraft. Aber ſelten nur raffte ſich der Betrogene zu einer Klage auf, erſtens, weil die Klagen der Kinder gegen die Eltern nur ausnahmsweiſe berückſichtigt wurden, zweitens, weil es immer ſehr ſchwer hielt, den Betrug nachzuweiſen. Meiſtens wurde die Frau das unglückliche Opfer der Familienintrigue, indem ſie den weiteren Mißhandlungen des liebloſen Gatten ausgeſetzt war, der ſie durch die Härte ſeiner Behandlung in einen frühen Tod jagte oder zu dem Entſchluſſe trieb, ins Kloſter zu gehen, was ihm die Möglichkeit bot, ein zweites Mal, diesmal nach eigener Wahl, zu heiraten.

Der Gatte fühlte ſich als der abſolute Herr über Tod und Leben der ihm angetrauten Frau, und ſie war ſeine ergebene Dienerin, die Mutter ſeiner Kinder, ohne perſönlichen Willen, ohne perſönliches Recht.

Der alte berühmte „Domoſtroï", in dem alle Pflichten der Familienmitglieder gegeneinander und die Einrichtung des häuslichen Lebens auf das genaueſte bezeichnet ſind, der Domoſtroï, der uns das Ideal der altruſſiſchen Familie ſchildert, ſagt:

„Für jede Schuld ſoll man die Frau nicht ins Geſicht und um die Ohren ſchlagen, auch nicht mit Holz- und Eiſenſtangen prügeln, weil Taubheit und Stummheit dadurch entſtehen kann, auch Zahn- und Kopfſchmerzen, und die Kinder im Mutterleibe davon Schaden nehmen können. Mit der Peitſche aber ſchlagen iſt vernünftig und ſchmerzlich, furchteinflößend und geſund. Für eine große Schuld, Ungehorſam und Nachläſſigkeit, iſt das Hemd abzunehmen und, bei den Händen haltend, höflich mit der Peitſche zu ſchlagen, der Schuld angemeſſen."

Die Frau ſchlagen, hieß ſie „lehren", und über dem Ehebett hing ſtets die Peitſche, zu welcher der Mann bei jedem, oft ganz geringfügigen Anlaß griff.

Die Fälle, daß ein Mann ſeine Frau zu Tode mißhandelte, waren im alten Rußland ſehr häufig und kommen auch jetzt noch vor. Manche Frau verſchied ehemals unter den Peitſchenhieben ihres Gatten, der vor dem Geſetze frei ausging, wenn er bewies, daß er ſeine Frau für ein großes Vergehen geſtraft. Viele Männer entledigten ſich auf dieſe Art der Frauen, deren ſie überdrüſſig geworden. Frauen jedoch, die ſich an dem Leben ihrer Männer vergingen, mußten einen entſetzlichen Tod leiden. Sie wurden lebendig bis zum Halſe in die Erde eingegraben und in dieſer Stellung gelaſſen, bis der Tod ſie von ihren Qualen erlöſte. Man gab ihnen natürlich weder zu eſſen noch zu trinken, und Wächter achteten Tag und Nacht darauf, daß ihnen von Vorübergehenden nicht etwas zugeſteckt würde. Nur Geld durfte ihnen zugeworfen werden; das wurde dann auf den Sarg und die Wachskerzen der Unglücklichen verwendet, die oft mehrere Tage lang am Leben blieben.

Gattenmorde ſind Verbrechen, die in Rußland bis auf den heutigen Tag mit am häufigſten vorkommen, und zwar meiſtens von ſeiten der Frauen. Wie viel Jammer und Elend muß eine Frau an der Seite ihres Mannes erlitten haben, wie verbittert und verzweifelt muß ſie ſein, wie jeder Hoffnung bar, ſich jemals aus den troſtloſen Verhältniſſen zu befreien, wenn ſie zu einem ſo grauenhaften Verbrechen als zu dem einzigen Mittel greift, ſich ihres Peinigers zu entledigen.

Nicht wenig ſeltſam iſt die Thatſache, daß viele dieſer Gattenmörderinnen zum zweiten Mal heiraten und in glücklicher Ehe den Reſt ihrer Tage verbringen.

„Liebe" in unſerem Sinne gab es zwiſchen Männern und Frauen des alten Rußlands nicht. Nur der geſchlechtliche Trieb war es, der den Mann damals zur Frau zog, und nur die Sinnlichkeit, die manchen Verbindungen eine gewiſſe Wärme oder Leidenſchaftlichkeit verlieh. Dennoch war der alte Ruſſe eiferſüchtig wie Othello; vielleicht aber war es mehr die Eiferſucht des Herrn, der einen ihm gehörigen Gegen-

stand nicht gern in anderen Händen sieht, oder auch nur der Despotismus, der zeitweise die Form der Eifersucht annahm. Denn derselbe Mann, der seine Frau für einen mit einem Fremden ausgetauschten Liebesblick beinahe zu Tode mißhandelte, schlug sie, wenn sie sich nicht den Forderungen seines Vaters fügte.

Die Frau hatte einfach als die Sache des Mannes nicht das freie Verfügungsrecht über sich. Der Mann hingegen konnte mit ihr machen, was er wollte: sie versetzen und verkaufen. Und wenn dieses Recht auch nicht gesetzlich anerkannt war, so kamen solche Fälle so oft vor, daß der bekannte Patriarch Filaret im siebzehnten Jahrhundert öffentlich auf diese Unsitte aufmerksam machte und sie mit strengen Worten geißelte.

Es kam vor, daß der Mann, statt seinem Gläubiger die ausgemachten Prozente zu zahlen, ihm seine Frau für eine Zeit lang überließ; löste er die Frau nicht durch die Bezahlung seiner Schuld aus, so verkaufte der Gläubiger sie an einen Dritten, dieser an einen Vierten u. s. w.

Wie konnte unter diesen Verhältnissen die Frau im alten Rußland das Bewußtsein ihrer weiblichen Würde haben? Die meisten fügten sich stumpfsinnig der brutalen Herrschaft ihrer Männer und suchten im Branntwein Vergessenheit ihrer traurigen Lage. Die russischen Frauen jener Zeit tranken nicht viel weniger als die Männer — es war ja auch ihr einziges Vergnügen. Selbst die Zarinnen und Zarentöchter waren dem Branntwein nicht abgeneigt, und als ein ausländischer Prinz sich einst um eine Zarentochter bewarb, und man die Eigenschaften der künftigen Braut rühmte, hob man als besonderen Umstand hervor, daß sie *nur ein einziges Mal* betrunken gewesen sei.

Eine große Anzahl von Historikern behauptet nicht mit Unrecht, daß das alte Rußland — was die Stellung der Frau anbetrifft — sogar hinter der Türkei zurückstand. Die Demoralisation im Lande war eine unglaubliche, sowohl in den höchsten als in den untersten Schichten der Bevölkerung.

Im XVII. Jahrhundert jedoch fing die russische Frau an zum Bewußtsein ihrer Persönlichkeit zu kommen. Die Frauen erscheinen zu Ende des Mahles im Speisesaal und begrüßen die Gäste ihrer Gatten mit einem Gläschen Branntwein und einem Kuß, die Zarentöchter und Frauen zeigen sich dem Volke in offenen Wagen, feiern ihren Namenstag und empfangen Gäste bei sich.

Die energische Zarina Sophie, die Schwester Peters des Großen, bricht am entschiedensten mit der Tradition und zeigt sich überall an der Seite von Männern; eine andere läßt Stücke aufführen, spielt selbst einige Rollen und übersetzt einige französische Lustspiele. Was aber das Wichtigste war: die Frau gewann gesetzliche persönliche Rechte auf Eigentum und Vermögen. Und es ist eigentümlich, daß das Land, in dem die Frau am längsten in Abhängigkeit vom Manne gehalten worden, gerade das Land ist, das der Frau die größten und selbständigsten Besitzrechte zugesprochen hat. Die Frau wurde vollständig selbständig, was die Verwaltung ihres Vermögens betraf, und nannte sogar ganze Dörfer ihr eigen, mit denen sie nach Belieben und ohne Einmischung ihres Mannes schalten und walten durfte.

Peter der Große war es, der die Frau auch gesellschaftlich zur Geltung brachte, indem er mit dem Absolutismus eines russischen Selbstherrschers allen Traditionen zum Trotz befahl, daß zu den Gesellschaften in Privatkreisen, sowie zu den Hoffestlichkeiten auch Frauen geladen würden.

Freilich war das bloß eine ganz äußerliche Reform, die sich lange Zeit nicht über die ersten Schichten der Gesellschaft erstreckte. Der Mittelstand verhielt sich gegen alle Neuerungen ablehnend, und bis zu Anfang des XIX. Jahrhunderts ließ das gesellschaftliche Leben viel zu wünschen übrig, besonders in der Provinz. Wohl lud man Männer und Frauen zugleich ein, aber man setzte sie nicht an einen Tisch, nicht einmal in dasselbe Zimmer, und so blieb die Zuziehung der Frau zur Gesellschaft nur eine nominelle.

Einen besonders fördernden Einfluß auf die Entwicklung der Frau als Persönlichkeit hatte die Herrschaft der Zarinnen; besonders *Katharina die Große* nahm sich der damaligen Frauenfrage lebhaft an. So wurden die Mädchen nicht

mehr — wenigſtens nicht mehr offiziell — zu einer ihnen mißliebigen Heirat gezwungen; es war ſomit ihr Recht der freien Wahl anerkannt.

Infolge der Selbſtändigkeit der Frau in vermögensrechtlicher Beziehung und der nun anerkannten freien Wahl ihres Gatten ſehen wir, daß nun häufig ſtatt des Mannes die Frau die erſte Stimme hat und ihre Perſönlichkeit — Jahrhunderte lang geknechtet — dadurch weit mehr zur Geltung kommt, als ſelbſt im weſtlichen Europa, in Deutſchland, Frankreich und England, wo die Frau materiell vollſtändig vom Manne abhängig iſt und nicht ihren Toilettentiſch ohne ſeine Einwilligung verkaufen kann.

Die deutſche Gutsbeſitzerin iſt bei Lebzeiten ihres Mannes völlig unfrei in allen das Gut betreffenden Beſchlüſſen; die ruſſiſche Gutsbeſitzerin iſt abſolute Herrin über das Land, wie ſie zur Zeit der Leibeigenſchaft Herrin über das Leben ihrer Leute war. Und dieſe Vermögensfreiheit gab ihr allmählich eine große Macht ihrem Manne gegenüber und half ihr mehr als alles übrige, mehr als alle Gewaltreformen weſteuropäiſch geſinnter Herrſcher, jene Freiheit, die ſie in den gebildeten Klaſſen des Landes zu den freieſten Frauen Europas ſtempelt.

Daß ſich aber trotzdem die ruſſiſche Frau des XVII. und XVIII. Jahrhunderts nicht zu der Geltung aufſchwingen konnte wie die Deutſche und die Franzöſin, lag hauptſächlich an der kraſſen Unbildung der Ruſſin.

Die Frauen beſchäftigten ſich Jahrhundertelang mit nichts anderem als mit Handarbeiten, und ſelbſt die Frau Peters des Großen, die Zarin Katharina I. konnte weder leſen noch ſchreiben, die Zarin Eliſabeth wußte nicht, daß England eine Inſel iſt, ſuchte ihre Zerſtreuung einzig in den Späßen ihrer Hofnarren und liebte es, einzuſchlafen, während man ihr Märchen erzählte und leiſe ihre Fußſohlen kitzelte.

Katharina II. ſtach wirklich hervor mit ihrem nicht gewöhnlichen Wiſſen und dem regen geiſtigen Intereſſe, das ſie für Kunſt und Wiſſenſchaft zeigte. Ihr zur Seite ſtand eine ungewöhnlich gebildete, geiſtig hervorragende Frau, die Fürſtin Daſchkoff, die von Katharina zur Präſidentin der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt wurde und in dieſer Stellung mehr leiſtete als man ſelbſt von einem Mann erwarten durfte.

Dieſe beiden bedeutenden Frauen waren es auch, die durch ihre litterariſche Thätigkeit den Frauen den litterariſchen Beruf eröffneten; auch ſehen wir jetzt zum erſtenmal Frauen als Lehrerinnen an öffentlichen Anſtalten und als Erzieherinnen in Privathäuſern, was nicht wenig zur Hebung der Frau beitrug.

Die große Menge der Frauen war jedoch, wie geſagt, beinahe bis zu den vierziger Jahren völlig ungebildet. In einem im XVIII. Jahrhundert viel geſpielten ruſſiſchen Stück hieß es: „Was ſoll man die Mädchen leſen lehren? Das iſt ihnen nichts nutz. Je weniger ein Mädel weiß, deſto weniger lügt es.“

Und ſo ſuchte man denn die Wahrheitsliebe auf Koſten der Bildung zu erhalten.

Ein alter ruſſiſcher Ariſtokrat erzählt in ſeinen Memoiren, daß in einem kleinen Ort unweit der Großſtadt viele Edelleute mit ihren Familien lebten, und von allen dort Wohnenden nur ein Leibeigener leſen und ſchreiben konnte, ſo daß die ſtolzen Ariſtokratinnen, wenn ſie ihren abweſenden Männern Nachricht von ſich geben wollten, ſich gegenſeitig den Leibeigenen liehen und ſeine Dienſte in Anſpruch nahmen.

Das Wort „Erziehung“ hatte bei ihnen denn auch eine ganz andere, drollige Bedeutung, eine Bedeutung, die es auch jetzt noch für viele aus dem Volke behalten hat. „Ich kann wohl behaupten,“ ſo äußert ſich eine Dame im Anfang dieſes Jahrhunderts, „daß wir bei meinen Eltern eine vorzügliche Erziehung genoſſen; wir bekamen mehr zu eſſen als wir vertragen konnten.“

Dieſe Unbildung und Roheit der ruſſiſchen Frau legte der ruſſiſchen Gutsbeſitzerin das Gepräge blöder Tyrannei und unverantwortlicher Grauſamkeit auf. Es klingt wie ein böſes Märchen, wenn man hört, daß eine Gutsbeſitzerin 139 ihrer Leibeigenen hat zu Tode peitſchen laſſen, hauptſächlich Frauen und Mädchen, deren einziges Vergehen geweſen, die Wäſche oder die Dielen nicht ſauber genug gewaſchen zu haben, und doch iſt es ein unleugbares, gerichtlich feſtgeſtelltes Faktum.

Der Schriftſteller Daniloff erzählt in ſeinen Memoiren, daß ſeine Tante, wenn ſie Hammelfleiſch mit Kohl — ihr Lieblingsgericht — aß, ſtets während des Eſſens und in ihrem Beiſein ihre Köchin peitſchen ließ; „ſcheinbar ſchärfte das Geſchrei der Unglücklichen den Appetit meiner Tante.“ Das Peitſchen der Leibeigenen war für die ungebildeten und plötzlich frei gewordenen müßigen Frauen eine Zerſtreuung wie es heutzutage für ſie das Leſen eines aufregenden Romans iſt.

Eines Tages kommt zu der Staatsdame Fürſtin Galitzin eine Freundin zu Beſuch und wird mit den Worten empfangen: „Ach, wie froh bin ich über Ihr Kommen, meine Liebe; vor lauter Langeweile wollte ich ſchon einen meiner Leute peitſchen laſſen.“

Der grenzenloſe Despotismus erſtreckte ſich auch auf die eigenen Kinder, und im Anfang dieſes Jahrhunderts verkaufte eine Frau der mittleren Stände ihre eigene Tochter als Leibeigene, aus Rache, da ſie dem Vater einige unliebſame Mitteilungen gemacht hatte.

Allmählich aber fing man an einzuſehen, daß die Mädchen auch einige Bildung erhalten müßten. Man nahm Gouvernanten ins Haus, meiſt Franzöſinnen, ungebildete eingewanderte Stubenmädchen, Kammerfrauen, die ſich für Erzieherinnen ausgaben. Die Mädchen alſo lernten vor allem franzöſiſch, „Manieren,“ ein wenig ſingen, tanzen und — Männerfangen.

Der Ruſſe nennt auch jetzt noch jedes erwachſene Mädchen: Braut. Ein Mädchen war nicht Weib, nicht Menſch, nicht Tochter: nein, ſie war Braut, d. h. dazu beſtimmt zu heiraten. Kein Wunder daher, daß das Mädchen auch nie einen anderen Gedanken in ſich aufkommen ließ, als den: wen und wie heirate ich?

Man lernte franzöſiſch, ſingen, ſich verbeugen und tanzen — um einen Mann zu bekommen; war dieſes Ideal, nein, dieſe Beſtimmung erſt erreicht, dann ſchlummerten alle Bildungstriebe wieder ein, und das ätheriſche Fräulein verwandelte ſich in eine grauſame Despotin, die nicht mehr franzöſiſche ſentimentale Romanzen flötete, ſondern die Peitſche ſchwang.

Auch die öffentlichen Lehranſtalten für Mädchen, von denen die meiſten bis auf die neueſte Zeit nach dem Plan des von Katharina II. gegründeten Smolnaſchen Inſtituts errichtet wurden, erzielten keine glänzenderen Reſultate.

Das Smolnaſche Inſtitut hatte zwei Abteilungen, eine für die „wohlgeborenen Fräulein,“ die andere für die „kleinbürgerlichen“ Mädchen. Die erſteren erzog man zu „Damen,“ die zweiten zu Dienerinnen dieſer Damen, wobei man ſie auch im Intereſſe ihrer zukünftigen Herrinnen im Franzöſiſchen unterwies. Das Programm der „wohlgeborenen Fräulein“ zeigt deutlich, nach welcher Richtung hin ihre Bildung verfolgt wurde. Sprachen, Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Architektur, Heraldik, Skulptur, Zeichnen, Tanzen, Muſik — das waren die Hauptfächer; Geographie, Geſchichte, Arithmetik u. ſ. w. wurden eigentlich nur nebenbei betrieben.

Die Zöglinge wurden in dem Inſtitut völlig abgeſchloſſen von aller Welt gehalten, in völliger Unkenntnis der realen Vorgänge des Lebens. Eine ehemalige Elevin von Smolna erzählt folgendermaßen die Wirkung des 14. Dezember vom Jahre 1825 auf die Zöglinge:

„Wir Mädchen erſchraken furchtbar, als wir die Kanonen donnern und die Waffen klirren hörten: die Vorſteherin kam zu uns und ſprach: ‚Gott ſtraft euch, ihr Jungfrauen für eure Sünden. Eure ſchwerſte und ſchrecklichſte Sünde aber iſt, daß ihr ſelten franzöſiſch ſprecht, ſondern immer ruſſiſch ſchwatzt wie die Köchinnen.‘ Eingeſchüchtert wie wir waren, ſahen wir das Schreckliche unſerer ſchweren Sünde völlig ein und ſchworen unſerer Vorſteherin, indem wir uns in Thränen aufgelöſt vor den Heiligenbildern auf die Kniee niederwarfen, daß wir von nun an nie mehr ruſſiſch untereinander ſprechen würden.“

Das Ziel all dieſer Inſtitute war, den Mädchen eine „elegante und moraliſche“ Erziehung zu geben. Das Moraliſche beſtand darin, daß man z. B. in der Zoologieſtunde der Natur ins Handwerk pfuſchte, indem man die Tiere auf den Abbildungen mit einigen „moraliſchen Veränderungen“ darſtellte. In einem Inſtitut wurden bei

der Rezitation eines harmloſen Monologes von Puſchkin die Schlußzeilen ausgelaſſen, weil darin die Worte vorkamen: „Die Knaben mit Blut in den Augen,“ und die Vorſteherin meinte, es ſei beſſer, „die Mädchen hörten ſo wenig wie möglich von Knaben ſprechen.“

Äußerliche, gezierte Sentimentalität war damals ein Hauptzeichen guter Erziehung. Die, welche ſich im Laufe der Jahre nicht in grauſame Despotinnen verwandelten, verſenkten ſich meiſt in überſpannte myſtiſche Religionsſchwärmerei, und ſchlaue Sektirer, franzöſiſche, weltliche Abbés ſchlichen ſich im Anfang dieſes Jahrhunderts in die beſſere ruſſiſche Geſellſchaft ein und gründeten „neue Religionen“, die faſt alle einen ſinnlich-lasciven Kultus aufwieſen.

Die ruſſiſchen Frauen fangen an, ſenſitiv, nervös zu werden, leſen mit Vorliebe myſtiſche Abhandlungen und ſentimentale Gedichte, ſprechen nur noch von Sympathie der Seelen, ſpielen die Weichherzigen und Romantiſchen, taufen ihre Kinder nach modernen Romanhelden und Heldinnen und verlangen von ihren Männern „höfliche Behandlung“. Noch ſind die ruſſiſchen Frauen keine Menſchen, aber ſie beſinnen ſich darauf, daß ſie Damen ſind, und verlangen von den Herren dieſelbe Galanterie, die in Frankreich ſchon ſeit Jahrhunderten den Frauen gegenüber angewendet wurde.

Es entſtehen im Jahre 1804 ruſſiſche Zeitſchriften für Damen, an denen Frauen auch ſelbſt mitarbeiten. Der Schriftſteller und Journaliſt Mackaroff iſt der erſte, der auf die geſellſchaftliche Bedeutung der Frau hinweiſt; er fordert ſie auf, ſich zu bilden, ſelbſt wiſſenſchaftlich zu bilden, da ſie nur durch Geiſt und Wiſſen die Stellung erreichen könne, die ſie im weſtlichen Europa ſchon ſo lange einnimmt.

Aber auch Mackaroff betrachtete die Frau nur als eine Zierde des Salons, nicht als ein thätiges, ſelbſtändiges, nützliches Glied der Geſellſchaft.

Erſt in den Dreißiger Jahren, und zwar hauptſächlich durch den Einfluß von Georges Sand, raffte ſich die Frau vollſtändig zum Bewußtſein ihrer Bedeutung und ihrer menſchlichen Freiheit auf, und in der großen geiſtigen Bewegung der Vierziger Jahre treten Männer wie der Kritiker Belinski, Herzen, Stankewitſch u. a. energiſch für die geiſtige und teilweiſe auch die ſoziale Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne auf. Die Frau ſteht nun beinahe im Mittelpunkt des Intereſſes, und ihre Stellung, ihr Kampf ums Recht und ihre Freiheit wird auch litterariſch von Schriftſtellern wie Avenarius, Gontſcharoff u. a. zum Vorwurf ihrer Romane genommen.

Frauen, die ihre Anonymität wahren, ſchreiben Artikel, in denen ſie die Männer um Hilfe anflehen, ſie beſchwören, ihnen einen Wirkungskreis zu öffnen, die Möglichkeit zu bieten, eine ernſtere, wiſſenſchaftliche Ausbildung zu genießen.

Die Befreiung der Leibeigenen hat vielleicht mehr als jedes andere ſozialpolitiſche Ereignis die Frauenbewegung gefördert. Bis dahin hatte die Frau auf fremde Koſten gelebt, mit dem Schweiße ihrer Leibeigenen ihre koſtbaren Toiletten, ihr herrſchaftlich großartiges und müßiges Leben beſtritten — jetzt war ſie plötzlich auf ihre eigenen Kräfte angewieſen. Sie ſelbſt mußte — falls ihr nicht ein Gatte zur Seite ſtand — arbeiten, um ihre Exiſtenz zu friſten.

Gymnaſien für Mädchen wurden errichtet, die denſelben Lehrplan wie die Knabengymnaſien hatten. Die Bildung für Mädchen wurde billiger und leichter zugänglich gemacht.

In den Siebziger Jahren wurden in Petersburg Fortbildungskurſe für Frauen eröffnet, und nun nahm die Frauenſache in Rußland einen ſchnellen Aufſchwung, über den in einem zweiten Artikel berichtet werden wird.

Schulkinderthorheiten.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

„Hast du eine ‚Bummelage?'" Mit dieser Frage wurde ich als Sechsjährige bei meinem Eintritt in die unterste Klasse der höheren Mädchenschule empfangen. Es ist schon etwas lange her, aber deutlich erinnere ich mich noch des tiefen Gefühls von Beschämung, das mich überkam, da ich garnicht wußte, was eine „Bummelage" war. Und die zwischen Staunen und Mißachtung wechselnden Mienen der mich umstehenden kleinen „höheren Töchter" waren nicht eben geeignet, mein Selbstgefühl zu heben. Um so mehr schwoll das aller Besitzerinnen von „Bummelagen", die solche mit hurtiger Hand aus dem Kleiderausschnitt hervorholten und mir entgegenstreckten. Es waren kleine Spielereien aus Achat — bei minder Bevorzugten aus Stahl gearbeitet; Anker, Kreuz und Herz bildeten als „Glaube, Liebe, Hoffnung" den unentbehrlichen Stamm; Hämmerchen, Sternchen, Würfelchen ꝛc. gesellten sich dazu; das Ganze wurde durch einen Ring oder eine Schnur zusammengehalten und an einem Bande um den Hals getragen, in der Schule aber meist vor Späheraugen in den Kleiderausschnitt versenkt. Je schwerer das Ganze herunter„bummelte", — manche besaßen förmliche Bündel — um so höher die Geltung der kleinen Besitzerin in den Augen der Genossinnen. Ich aber habe damals, inmitten all der Besitzenden, zum erstenmal tief empfunden, was es heißt, ein Proletarier zu sein.

Zwar, vorgehalten hat die Empfindung nicht; dazu habe ich zeitlebens zu wenig Gefühl für „Bummelagen" gehabt. Überdies wurde die Bummelagen-Rage sehr bald durch eine andere, minder schwer zu befriedigende, aber bedeutend aufregendere Leidenschaft abgelöst: die für „Knallgummi". Sie ergriff die ganze Stadt zugleich, das heißt, was für uns die ganze Stadt bedeutete: die weibliche und männliche Schuljugend, während die Bummelagen-Epoche selbstverständlich nur in der Mädchenschule zu verzeichnen war. Die Naturgeschichte dieses Knallgummi ist mir entschwunden. Es war wohl eine besondere Art von Gummi elastikum, das aber erst durch — Kauen und nachfolgendes eifriges Kneten mit den Fingern für unsere Zwecke brauchbar gemacht wurde. Nach dieser Prozedur wurde es ganz dünn gereckt, zusammengebogen und mit den Rändern festgedrückt. Die in die so entstandene Tasche eingezwängte Luft bildete bei weiterem Pressen eine Blase, die sie endlich mit hörbarem Knall sprengte, und dieser Knalleffekt war das Resultat, um das man alle vorhergehende Mühe und Sorge willig auf sich nahm.

Reiz hatte die Sache natürlich nur in der Schule. Schon die Gefahr, beim Kauen ertappt zu werden, war nicht ohne Anziehungskraft. Wenn aber gar mitten in einer langweiligen Rechen- oder Handarbeitsstunde der ominöse Knall ertönte und unfehlbar die Frage hervorrief: „Wer hat hier Knallgummi?" der dann die handgreifliche Untersuchung folgte, so fühlten wir die ganze Spannung und das angenehme Gruseln wie bei den heimlich gelesenen Temmeschen Kriminalnovellen. Die Heldin einer solchen Affäre trug in unsren Augen eine Art Nimbus, besonders, wenn es ihr gelang zu entwischen.

Diese Episoden und einige nachfolgende „Ragen" fielen mir wieder ein, als ich jüngst eine Anzahl Schulmädchen auf dem Nachhauseweg eine Droguenhandlung förmlich stürmen und den in abweisender Haltung hinter dem Ladentisch stehenden

„jungen Mann“ um „Liebigbilder“ angehen sah. Nachdem die kleine Schar sich enttäuscht verzogen hatte, bat ich um Aufschluß und erfuhr, daß die kleinen, den Liebigschen Fleischpräparaten von der Firma als Gratiszugabe beigelegten Reklamebildchen seit geraumer Zeit einen leidenschaftlich begehrten Sammel-, Tausch- und Handelsartikel bei der Schuljugend bilden. Die Sache erschien mir im ersten Augenblick in demselben komischen Licht wie meine eignen Erfahrungen auf dem Gebiet. Je mehr ich ihr aber nachforschte, um so bedenklicher erschien mir ihr Charakter.

Ein Gang zu einem „Grossisten“ in dem Artikel — es sind in Berlin bereits Spezialhandlungen und förmliche Liebigbilder-Börsen entstanden, wohin die Sammler ihre Kärtchen zum Verkauf oder Umtausch bringen — brachte eine Fülle lehrreichen Materials. Eine Mutter mit zwei kauflustigen Kindern, Knabe und Mädchen, war eben anwesend, denen der Händler, geschickt die Kauflust anspornend, zwei dicke Bände mit eingeklebten Liebigbildern vorfingerte. Auf jeder Seite befand sich eine „Serie“ von je sechs Bildern in Kartengröße, die ein zusammenhängendes Ganzes bildeten, zum Teil hübsch ausgeführte Sächelchen, Darstellungen aus der Glocke, aus Opern, aus Märchen, von der Berliner Ausstellung ꝛc. Aus der Unterhaltung der Kinder ersah ich, daß eine große Anzahl dieser Bilder bereits in ihrem Besitz waren. Es lockte nicht etwa die besondere Schönheit dieser oder jener Bilder, sondern lediglich die mit dem Preise zusammenhängende Schwierigkeit, sie zu erlangen. Die leidenschaftlichste Begier wurde nach solchen geäußert, die sich etwa im Besitz befreundeter Kinder befanden oder auch von diesen lebhaft begehrt wurden; eine Begierde, die sofort der augenscheinlich völlig orientierten Mutter geäußert und von dieser geteilt und — befriedigt wurde. Im Besitz einer viele Mark repräsentierenden Menge von Bildern zog die kleine Gesellschaft ab, nur mit dem Gedanken beschäftigt, was „die andern“ dazu sagen würden.

Ich ließ mich nun von dem Händler über die Preise dieser kleinen buntbedruckten Kärtchen unterrichten. Eine große Anzahl von Serien war für Preise von je 50 Pf. bis 1 Mark zu erstehen; für Schulkinder auch schon ein Vermögen. Eine nicht geringe Anzahl aber stand im Preise von 2, 4, 6, 8, 10, 20 ja 25 Mark. — Die Höhe des Preises steht natürlich in erster Linie im Zusammenhang mit der Schwierigkeit, die älteren Bilder, die seiner Zeit selbstverständlich wenig beachtet und in den seltensten Fällen aufgehoben wurden, jetzt noch zu bekommen. Der landläufige Marktpreis für eine bestimmte Serie, Scenen aus dem Leben der Königin Viktoria von England darstellend, stelle sich, so wurde ich belehrt, auf 60 80 Mark! Sechzig bis achtzig Mark für sechs buntbedruckte Reklameblättchen! Der Besitz der vollständigen, alle Serien umfassenden Sammlung würde sich auf 4000 Mark stellen, belehrte mich weiter der Händler.

Seither habe ich meine Erfahrungen wesentlich erweitert. Ich habe eine thörichte Tante einem Buchbinder zehn Mark bieten hören, wenn er ihr — ich weiß nicht, ob die Tannhäuser- oder die Lohengrin-Serie — für ihr Nichtchen verschaffen wolle, die keinen andren Wunsch mehr kenne. Ich sah ein kleines Mädchen 5 Mark, die sie ihrer Mutter durch standhaftes Betteln abgepreßt hatte, für sechs solcher Blättchen hingeben, die an sich vielleicht einen Wert von 20—30 Pfennig repräsentieren. Ich habe „Liebigbilder-Albums“ gesehen, die bis zum Preise von 25 Mark von einer findigen Industrie hergestellt werden sollen; ich habe gesehen, wie diese Bildermanie taumelartig ganze Schulklassen ergriffen hat und von den höheren schon in die Gemeindeschulen gedrungen ist; ich habe auch verschiedene sonst verständige kleine Mädchen nach dem Grunde dieser Manie gefragt — sie haben mir keinen andern anzugeben gewußt als: „Die andern thun es auch alle.“

Man soll nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen und Schulkinderthorheiten nicht vom Standpunkt des Pendanten behandeln. Aber diese Thorheit erscheint doch mehr als bedenklich — sie ist überdies nicht nur eine Thorheit der Kinder sondern eine Thorheit der Großen. In wie hohem Grade, das zeigt eine dieser Tage die Zeitungen durchlaufende Notiz, wonach ein „Liebigbilder-Interessenten-Verein“ gegründet worden ist. Wenn nun Erwachsene Thoren sein wollen, so ist das schließlich

ihre eigene Sache. Was aber die Kinder betrifft, so trifft hier einmal „Demokrit der Jüngere“ (Leipzig, Fischer, 1893) den Nagel auf den Kopf, was ihm durchaus nicht immer passiert: „So gut es sein mag, die Phantasie und die freie Zeit der Kinder in gewisse Kanäle abzuleiten, so wenig taugt es, hierfür eine Strecke zu wählen, wo ein starkes Gefälle vorhanden ist und das Spiel leicht zur brausenden Leidenschaft wird. Kinder dürfen keine andren Steckenpferde bekommen, wenn sie den eigentlichen schon entwachsen sind. Derartiges sollte ihnen ebenso wie geistige Getränke so lange wie möglich fern bleiben. Zwischen beiden besteht überhaupt eine bedenkliche Ähnlichkeit, eine gleichartige Tendenz, die auszurotten die erste Aufgabe einer verbesserten Lebensanschauung wird sein müssen. Es ist ein verzweifelter Pessimismus, der uns veranlaßt, uns selbst mit eitlem Tändelzeug über das Dasein fortzutäuschen. Das Leben als leeren Balg zu betrachten, den wir mit Kleie oder Häcksel ausfüllen, steht nur um einen Grad tiefer als die Doktrin, es einzig für ein Jammerthal zu halten.“

Wir stehen im Zeitalter der Fexe. Bergfexe, Sportfexe, Wasserfexe, Wollfexe beherrschen die Situation. Unter den Sammelfexen sind jedenfalls die Liebigbilder-Fexe eine der merkwürdigsten Spielarten. Aber die durch Weiterzüchtung entstehenden Variationen übertreffen sie noch in der Fähigkeit den „Balg des Lebens mit Häcksel und Kleie zu füllen“: sie sammeln bereits die bunten Bildchen der Chokoladen-, Bonbons- und Garnfabrikanten; ja, das Neueste sind Sammlungen von Pferdebahnbillets! Vielleicht ist das auch für die Liebigbilder-Jünger der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, der ihnen die Augen öffnet.

Gehen wir der Sache auf den Grund, so stellt sie sich so: wer seinen Schwerpunkt nicht in sich hat, sucht ihn außer sich. Wer nicht durch seine geistige Persönlichkeit imponieren kann, will es durch etwas thun, was er besitzt. Menschen dieser Art ist nicht zu helfen. Eltern aber, die ihre Kinder bei einer so geist- und sinnlosen Manie unterstützen, wie die in Rede stehende, bedenken wohl kaum, daß sie künstlich solche Menschen heranzüchten, daß sie zu einer bedenklichen Verschiebung der Lebenswerte beitragen, zur Bildung einer Lebensanschauung, bei der nicht das, was einer *ist*, die Hauptrolle spielt, sondern was einer *hat*. Das ist es, was die Sache so ernst macht. Und gerade die Teilnahme der Erwachsenen macht diesen Sport so viel bedenklicher als die bald vorübergehenden, von den Erwachsenen höchstens belächelten, niemals geteilten Schulkinderthorheiten *unserer* Jugendzeit. Man blieb sich damals der Nichtigkeit dieser Dinge und des Abstandes gegen die ernste Welt der Erwachsenen doch dunkel bewußt. Hier aber ist dieser Abstand aufgehoben. Hier lehren die Großen die Kleinen, Geld für imaginäre Werte fortzugeben, oder, besser gesagt, für wertlosen Tand. Es ist natürlich krankhaft, bei jedem Genuß, den man sich gönnt, an das Stück Brot zu denken, das man einem Armen statt dessen reichen könnte; wenn man sich aber die Summen vorstellt, die hier so sinnlos verschleudert werden, so kann man doch nicht umhin, der zahlreichen Schulkinder zu gedenken, die jahraus, jahrein treppauf, treppab laufen mit Frühstück oder Zeitungen, und von denen manch eines durch das Geld, das von ihresgleichen, von anderen Schulkindern und ihren Eltern so weggeworfen wird, aus seinem Elend erlöst werden könnte. Der Thatendrang der Kinder kann fast ebenso leicht auf emporsteigende wie auf abschüssige Bahn gelenkt werden; sie sind dem wirklich Idealen nicht unzugänglich. Sollte sich da nicht statt dieser Fexerei, die Reich und Arm selbst in der Kinderwelt einmal wieder gründlich trennt und den Neid groß zieht, etwas finden lassen, das sie verbindet?

Videant consules — mögen Schule und Haus, Eltern und Erzieher zusammenwirken gegen diese Unsitte, deren Duldung man nur als eine bedenkliche pädagogische Verirrung bezeichnen kann.

„Schnut."

Scene aus dem Kinderleben

von

Adele Hindermann.

Nachdruck verboten.

Die kleine Leni konnte nicht mehr laufen. Immer mit dem Schlitten die abſchüſſige Straße hinab in vollem Galopp und wieder hinauf und hinab, ſtundenlang — das ging über ihre Kräfte.

Sie war überhaupt immer ſo leicht müde, oder ſie fror, und das Bewußtſein ihrer nie ganz zureichenden Kräfte machte ſie verdrießlich und eigenſinnig.

„Ich ſpiele nicht mehr mit, Lisbeth, ich gehe nach Haus," rief ſie mit ihrem dünnen Stimmchen ihrer Schweſter zu, die eben einen Stuhlſchlitten ſchiebend an ihr vorübergerast kam in ſo haſtigem Lauf, daß die Sohlen ihrer Knöpfſtiefel gen Himmel ſchauten.

„Bring mir 'n Butterbrod mit," war die einzige flüchtige Erwiderung des rotbackigen, friſchen Mädchens.

Weiter nichts; kein Wort des Bedauerns. Sie hätte doch wenigſtens ſagen können: „ach Unſinn, bleib doch hier," dann hätte es Leni noch einmal verſucht dazubleiben und mitzuſpielen, trotzdem ſie durchfroren iſt wie ein kleiner Eiszapfen; denn gern geht ſie jetzt nicht nach Haus; mit wem ſoll ſie ſpielen, wenn Lisbeth draußen iſt?

Aber niemand hält ſie zurück — ihr Gehen reißt keine Lücke. Sie iſt ja immer nur „Freiläufer," die belangloſeſte Perſon bei jedem Spiel, die als Zahl nicht mit in Betracht kommt. Man rechnete beiſpielsweiſe nur ſechs Mitſpielende, wenn Leni als ſiebente dabei war. „Alle Naſelang kann ſie ja nicht mehr," ſagten die Kinder, und ſo wurde Leni „Freiläufer", denn das Mitlaufen geſtattete man ihr gern.

Leni verzog weinerlich das blaſſe, hübſche Geſichtchen und trampelte vor Kälte von einem Fuß auf den andern. Dann wiſchte ſie ſich ein paar Thränchen aus den Augen und wandte ſich, um ins Haus zu gehen.

„Leni! Leni Markgraf!"

Ein ſtämmiger kleiner Burſche war ihr nachgelaufen, den roh zuſammengeſchlagenen Eisſchlitten an einer Strippe hinter ſich herziehend.

„Wo willſt du hin, Leni?"

„Nach Haus, ich habe ſo ſchrecklich kalte Hände."

„Ach, bleib' man hier, ich ſpiele mit den andern auch nicht mehr. Soll ich dir mal die Hände warm machen?"

„Kannſt du das denn?"

„Und ob! Feſte mit Schnee abreiben."

Das kleine Mädchen vergräbt die Hände ängſtlich in dem hübſchen, weißen Pelzmuff.

„Mit Schnee? Dann werden ſie ja noch kälter," ſagt ſie verdrießlich.

„Nee du, im Gegenteil, dann werden ſie ganz warm; ich hab's auch gemacht. Da, faß mal an, wie warm!"

Wahrhaftig!

Und vertrauensvoll ſtreckt die Kleine ihre eiskalten Händchen hin.

Sie hat ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Er imponiert ihr, weil er nie friert, trotzdem er viel dünner und ärmlicher angezogen iſt als ſie, weil er nie bange iſt, weil er auf den Händen laufen und ſechzehn Pflaumenſteine verſchlucken kann.

Ja, ſie ſtaunt ihn an, den Schnut.

„Schnut" — eigentlich hieß er Alfred Gothe. Über die Entſtehung dieſes Spitznamens kurſierten die verſchiedenſten Gerüchte. Thatſache war, daß der kleine Junge ſtets mit offenem Mäulchen herumlief, gerad als wolle

er mit ſeinen hübſchen, ſchneeweißen Oberzähnen kokettieren. Böſe Zungen wollten behaupten, Alfred habe in ſeiner erſten Kindheit das ſaubere rot karrierte Taſchentuch, das ſeine Mutter ihm jeden Morgen mit einem Zipfel am Täſchchen feſtnähte, nur höchſt ſelten ſeiner natürlichen Beſtimmung gemäß verwendet; das ſomit als Atmungsorgan außer Thätigkeit geſetzte Näschen habe durch den ſtets offenen Mund, die „Schnute“, einen Erſatz finden müſſen — eine Lesart, die der Kleine auf das heftigſte beſtreitet; nötigenfalls hilft er dabei mit ſeinen derben kleinen Fäuſten fühlbar nach.

Zweifellos hat er recht, wenn er ſich energiſch dagegen verwahrt; aber mag nun ein chroniſcher Stockſchnupfen oder eine etwas zu kurz gebildete Oberlippe die Urſache ſeines offenen Mundes ſein — „Schnut“ heißt er unrettbar, ſeit er ſeine erſten Höschen trug, bei Alt und Jung, bei Eltern, Geſchwiſtern und Nachbarskindern!

Ja, es geht die Sage, er habe, als er in die Schule kam, die Frage des Lehrers nach ſeinem Namen mit „Schnut Gothe“ beantwortet. —

Hübſch ſah Schnut gerade nicht aus an dieſem Januarnachmittag, als er Lenis Hände mit Schnee abrieb. Seine tief über den Kopf gezogene Mütze mit den ſchwarzen Ohrenklappen ließ nur ein kleines Stückchen Geſicht ſehen: die rotgefrorene Stumpfnaſe, die viel verſpottete Schnute und eine in allen Regenbogenfarben ſchillernde Beule über dem linken Auge.

Schön war er nicht, aber ein Ritter, ein Schutz und Schirm, wie ihn ſich ein kleines, zimperliches Mädchen nicht beſſer wünſchen konnte.

Ihre Freundſchaft war nun ſchon dreiviertel Jahr alt. Im Frühling war's geweſen, da hatte der Wilhelm Rademann, der größte Rowdy der Straße, der kleinen ängſtlichen Leni zwei Maikäfer an den Nacken geſetzt. Auf das Zetergeſchrei des Kindes war Schnut auf der Bildfläche erſchienen — der Kleinen die krabbelnden Tiere vom Halſe nehmen, dem Rowdy eine ſchallende Ohrfeige verſetzen, war das Werk eines Augenblicks geweſen, und im direkten Anſchluß daran ſah Leni einen auf der Erde ſich wälzenden Klumpen von Armen und Beinen, aus dem ſie kaum Feind und Freund herauszuerkennen vermochte.

Zitternd ſtand ſie dabei, drückte ſich an die Wand und wußte nicht, was ſie thun ſollte. Da erinnerte ſie ſich plötzlich, daß ſie ja drei blanke Pfennige in der Taſche habe, die ſie der Mama geſtern abgebettelt; raſch lief ſie zum Kaufmann, holte für Schnut, als Zeichen ihrer Dankbarkeit, eine Düte voll Zuckerſand und Mohnſamen, durcheinander gemiſcht („Mondſamen“ ſagt jedes Kind), und ſah mit Entzücken zu, wie der Junge nach Beendigung des Kampfes mit ſeiner kleinen Zunge den ſüßen Inhalt direkt aus der Düte herausfiſchte.

Dieſem erſten Ritterdienſt war noch mancher gefolgt, und die erſte Düte blieb nicht die einzige. —

„Wirſt du noch nicht warm?“

„Ja, ein bißchen, aber noch nicht viel.“

„Na, ſei man ſtill; ich reibe noch, bis deine Finger garnicht mehr ſteif ſind. Haſt du auch kalte Füße?“ Es iſt auffallend, wie dieſe rauhe Jungenſtimme weich klingt, wenn er mit dem kleinen Mädchen ſpricht.

„Ja, furchtbar kalt!“ ſagt Leni kläglich.

„Dann müſſen wir mal tüchtig laufen; komm, faß meine Hand an.“

Und dann geht es in vollem Galopp die Straße hinunter und wieder zurück, und mit einem Mal fühlt Leni eine behagliche Wärme in allen Gliedern.

An der Seitenwand eines Bäckerhauſes, die vom Backofen ganz warm iſt, machen die Kinder halt.

„So, hier können wir uns verpuſten,“ ſagt Schnut befriedigt, „hier iſt es mollig!“

Um die Gemütlichkeit vollkommen zu machen, findet ſich ſogar noch eine alte umgeſtürzte Kiſte, die man als Sitz benutzen kann.

Leni lehnt behaglich den Rücken an die warme Wand. „Das iſt nun unſere Stube,“ lacht ſie leiſe; ihr iſt ſo wohl zu Mut, ſie möchte ſchnurren wie ein Kätzchen am Ofen.

Lisbeth ſauſt auf einem Eisſchlitten vorüber. „Haſt du mir 'n Butterbrod geholt, Leni?“

„Nein,“ ſagt die Kleine ſtolz, „ich gehe garnicht nach Haus, mir iſt nicht mehr kalt!“

Schnut ſteckt einen Finger in den Mund.

„Du, Leni, du ſollteſt doch man hingehen und Butterbrode holen, für dich auch eins.“

„Ich mag nichts.“ Aber dann lag etwas wie Verſtändnis in ihren blauen Augen. „Ach, ich laufe doch raſch hin,“ ſagt ſie, „warte hier auf mich, Schnut, ich bringe dir auch eins mit.“

„Oooch — nee — danke — das brauchſt du nicht.“

Sehr energiſch klingt die Abwehr gerade nicht. Und als Leni nach einigen Minuten mit ein paar prachtvollen Butterbroden zurückkommt, ziert er ſich auch nicht lange eins anzunehmen.

Aber erſt klappt er die oberſte Schnitte ab.

„Donnerwetter, Schinken! Kriegſt du immer ſo was Feines, Leni?“

„Immer nicht; ‚das muß immer was Beſonderes bleiben‘, ſagt Mama; aber wenn ich manchmal ſo blaß ausſehe und nicht ſo tüchtig laufen kann, wie Lisbeth, dann giebt mir Mama alles Mögliche, damit ich auch ſolche roten Backen kriege, wie Lisbeth. Mama hat ſich eben furchtbar gefreut, daß ich ſo viele Butterbrode holen wollte,“ ſetzt ſie pfiffig hinzu.

„Kannſt du zu Haus immer ſo viel eſſen, wie du magſt, bis du ganz ſatt biſt, Leni?“

Leni ſieht ihn erſtaunt an.

„Natürlich! Du denn nicht, Schnut?“

„Na, nee, ſo recht nicht,“ ſagt der Kleine zögernd, nachdenklich, „wenigſtens ich könnte immer noch.“

Lenis Augen ſind erſtaunt auf ihn gerichtet; das Butterbrod, an dem ſie nur herumgenagt hat, nimmt ſie unſchlüſſig von einer Hand in die andere. „Schnut,“ ſagt ſie endlich, „wenn du vielleicht das noch möchteſt — aber ich habe es angebiſſen!“

„Ach deswegen! Aber biſt du auch ganz ſatt, Leni?“

„Ja, ganz!“

„Sag’ mal ‚wahrhaftig‘.“

„Wahrhaftig.“

„Na denn — danke auch.“

„Du brauchſt garnicht zu danken; du haſt mir ja auch die Hände ſo ſchön warm gerieben! Du biſt überhaupt ein guter Junge, Schnut.“

„O,“ ſagt Schnut beſcheiden abwehrend und kaut mit vollen Backen.

„Aber was ſagt denn deine Mama, wenn du nun zum Abendbrod nichts mehr eſſen kannſt?“

Schnut lacht. „Deſto mehr bleibt für die andern. Wir ſind ja auch ſieben Jungens, ‚da hat man ſeine Not‘, ſagt meine Mutter. Aber, denk mal, unſer Fritz, der verdient jetzt ſchon zwölf Mark die Woche, ſeit er ausgelernt hat.“

„Zwölf Mark!“ Leni ſtaunt gehörig mit.

„Du, ich weiß noch was von unſerm Fritz.“

Leni hört auf, mit den Abſätzen an die Kiſtenwand zu trommeln und beugt das Köpfchen neugierig herüber.

„Er hat ſich ’n ſeinen Siegelring gekauft,“ raunt Schnut, „das darf Vater und Mutter aber nicht wiſſen; er ſetzt ihn Sonntags immer erſt auf der Treppe auf. Mir hat er ’n Groſchen gegeben, damit ich’s niemand ſage; den hebe ich mir auf bis zum Sommer, dann kaufe ich mir ein Glas Limonade dafür. Wenn ich erſt was verdiene —“

„Was willſt du denn werden, Schnut?“

„Schuſter, wie mein Vater. ‚Schuſter iſt immer noch ’n gutes Brot‘, ſagt Mutter. Und wenn ich groß bin, dann heirate ich dich, Leni.“

Das kleine Mädchen fühlt ſich ungemein beſchützt bei dem Gedanken, Schnuts Frau zu werden, aber ſie nickt doch etwas zaghaft.

„Ja, aber Schnut, dann braucht man viel Geld! Da muß man Stühle kaufen und Tiſche und Sofas und Gardinen und Kochtöpfe und Teppiche und ’ne Kaffeemühle und Lampen und ’n Beſen und ’ne Bratpfanne und —“

„Und ’n Schuſtertiſch und Handwerkszeug,“ ergänzt Schnut, „na ja, das kaufen wir uns dann einfach.“

Leni ſieht etwas nachdenklich aus.

„Sag mal, Schnut, könnteſt du nicht doch am Ende etwas anderes werden? Schuſter iſt ja ſehr ſchön, aber weißt du, ich mag — ich kann — ich mag das viele Leder nicht riechen!“

Schnut reißt erſtaunt die Augen auf.

„Nicht, du nimmſt es mir doch ja nicht übel, Schnut?“

Der Junge ſieht die kleine feine Perſon mit dem empfindlichen Näschen nachdenklich an.

„Übel? nee. Wenn du das durchaus nicht gerne willſt, dann — ich frage mal meine Mutter, was die dazu meint, nicht?“

Leni nickt eifrig.

„Früher wollte ich durchaus Milchmann werden, weil man da immer mit dem Wagen in der Stadt herumfährt,“ erzählt Schnut, „dann hätteſt du immer viel Milch trinken können, Leni.“

„O, die mag ich ja garnicht! Ich bitte immer unſere Rike, daß ſie mir Kaffee hineinſchüttet, wenn's Mama nicht ſieht.“

„So? Na, das iſt ja nun auch nichts geworden; ‚n ordentliches Handwerk lernen,‘ ſagt meine Mutter, ‚das iſt immer noch das beſte, wenn man fleißig iſt und ſeine Kundſchaft gut bedient.‘“

In Lenis Kindskopf taucht ein Gedanke auf, ein ſüßer, entzückender:

„Sag mal, Schnut, könnteſt du nicht vielleicht — Konditor werden?“

Schnut ſteckt die roten Hände in die Jackenärmel und macht ein geſcheites Geſicht.

„Konditor, ja, das möchte ich wohl,“ und dabei ſpielt ſeine kleine rote Zunge über die Oberlippe, „aber wenn dann die Leute den Kuchen nicht kaufen, dann wird er uns alt und verdirbt, und wir haben kein Geld!“

„Ach, vielleicht kaufen ſie ihn doch!“

„Ja, vielleicht. Ich will mal meine Mutter fragen.“

Leni hängt ſchon wieder einem andern Gedanken nach.

„Und wenn wir Hochzeit haben, bekomme ich einen Brautkranz und ein ſchönes weißes Kleid mit einer langen Schleppe,“ ſagt ſie träumeriſch.

Aber Schnut iſt hierin anderer Anſicht.

„Nee, Leni, kein weißes. Meine Mutter ſagte noch geſtern, als die Lina Rademann Hochzeit hatte und in ihrem Staat die Treppe herunter kam: ‚ſolch ein Unſinn, ein weißes Kleid! Ein ſchwarzes kann unſereins doch immer wieder anziehen, das iſt viel praktiſcher.‘ Aber die Lina Rademann iſt überhaupt ſolch 'ne unordentliche Perſon, die kriegt von ihrem Mann noch mal Prügel, ſagt Mutter. Prügelt dein Vater deine Mutter, Leni?“

Die Kleine iſt aufgefahren. „Wie du nur ſo etwas ſagen kannſt!“

„Na, ich meinte man ſo. Mein Vater thut's auch nicht. Aber die Frau Rademann oben kriegt jeden Tag Wichſe, wenn er ſo viel Schnaps getrunken hat. Mein Vater ſäuft auch nicht. Deiner? Nee, ich glaub's wohl. Mein Vater iſt überhaupt der ordentlichſte Mann im ganzen Hauſe; wir ſollten nur ſehen, daß wir auch ſo tüchtige Kerle würden, ſagt meine Mutter. Ich ſchlage dich auch nicht, Leni, wenn du erſt meine Frau biſt.“

„Nein,“ ſagt die Kleine mit dem Bruſtton der Überzeugung.

Ein ſchmuckes Dienſtmädchen mit weißem Häubchen tritt heran.

„Endlich; wie hab ich dich geſucht, Leni; du ſollſt nach Hauſe kommen, gleich. Wo iſt Lisbeth?“

Leni legt willig ihre kleine weiche Hand in Rikes große.

„Adieu, Schnut!“

„Adieu, Leni.“

Dann, ſchon im Davongehen: „Du Schnut, wegen ‚Konditor‘ frag mal deine Mutter, ja?“

Die Ehe im vierten Stande.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Die Proletarierehe hat, verglichen mit der Ehe in den andern Ständen, einen Schein des Vorzugs auf ihrer Seite. Sie will sich selbst, die Ehe, da giebt es kein Schielen nach rechts und links, sie wird nicht zur Versorgungsanstalt, nicht zur sozialen Leiter. Die ganz geringen Ausnahmen bestätigen die Regel. Dann schließt sie zwei Menschen aneinander, die auf gleichem geistigen Niveau zu stehen pflegen, sie haben den gleichen Bildungsweg, gleichartige Eindrücke, gleiche Sorgen und Kämpfe hinter sich, bewegen sich in den gleichen Interessen und verfolgen gleiche Ziele. All dieses Gleichartige ist eng, klein, dürftig, aber beide „kennen sich darin aus", und es giebt keine Unverstandene und keinen Unverstandenen. Sie beginnt in gewissem Sinne mit einem fair start. Aber ihr Weg ist ein Spießrutenlaufen. Not, Krankheit, Armut, Leichtsinn, Schwäche, Unglücksfälle, Fehltritte greifen sie an, und nun schiebt sich ein Keil der Ungleichheit zwischen die beiden Ehehälften und macht das Elend, das aus den Verhältnissen erwächst, noch größer. Dieser Riß klaffte von Anbeginn an, man sah ihn nur nicht oder wollte ihn nicht sehen, und mit dem fair start ist es nichts als glückliche Täuschung.

Jede Ehe gleicht einem zerschnittenen Apfel. So fein ist der Schnitt, so fest sind die Hälften aneinander gefügt, daß er selbst scharfen Augen entgeht, aber eine unvorsichtige Berührung, und die Einheit ist zerstört. Diesen Schnitt besorgt das Eherecht. Es zerschneidet durch Vorurteile, veraltete Anschauungen voll Gesetzeskraft, die Ungerechtigkeit erzeugen, durch das Hineintragen der Ungleichheit, wo Gleichheit herrschen müßte. Die Versuche, die eigene Härte zu mildern, seine Abschwächungsparagraphen, kennt der Proletarier nicht; ihm ist nur eins gegenwärtig, daß es sich mit dem Bibelworte: Und er soll dein Herr sein, deckt. Diese gemachte Ungleichheit beginnt ihr Zerstörungswerk, sobald aus einer Ehe die Einigkeit weicht und findet einen mächtigen Bundesgenossen in der zweiten, natürlichen Ungleichheit der Geschlechter, der größeren Körperkraft des Mannes.

Der Proletarier heiratet in der Regel jung, zu jung. Die Ursachen sind leicht ersichtlich. Der gesunde Zwanzigjährige hat die Einnahme des Dreißigjährigen, er hat sie und weiß nicht, wie lange er sie noch haben wird, seine Kraft verbraucht sich schnell, er altert früh. Ein Fünfzigjähriger ist in seinen Augen ein Greis. Eine eben verwitwete Frau, deren Kind eine Dame zu adoptieren geneigt war, meinte, die gewandten, herzenswarmen Briefe der Fünfundfünfzigjährigen könnten unmöglich von ihr selber geschrieben worden sein, sie sei zu alt dazu. So urteilen die Proletarier alle, und sie sind berechtigter dazu als die guten „Leute von Seldwyla". Auch blickt der einundzwanzigjährige Arbeiter schon auf sieben Jahre der Selbständigkeit, des Junggesellentums und des „Vorlebens" zurück, die Ehe scheint ihm ein Hafen nach manchem Sturm. Dasselbe gilt von der Proletarierin, die er heimführt; sie ist von ihrem vierzehnten Jahre an eine Verdienende oder Mitverdienende und mit ganz geringen Ausnahmen beginnt sie bald nach dem Verlassen der Schule ihr „Vorleben". Beide kennen und ersehnen die Ehegenüsse, keiner hat sich je die Pflichten des Ehestandes klar gemacht. Er kommt ihnen einfach zu und steht ihnen wohl an, weil alle ringsum heiraten und geheiratet haben. Junggesellen giebt's unter den Proletariern kaum,

unverheiratete Mädchen wohl, aber sie haben meist ihre Kinder und gelten nicht als alte Jungfern.

Aus der völligen Gedankenlosigkeit und dem Fehlen des Gefühls der Verantwortlichkeit für die Zukunft erklärt es sich, daß junge Leute eine Ehe eingehen, ohne ein eigenes Heim gründen zu können. Sie besitzen kaum Wäsche genug, um in wünschenswerten Zeiträumen zu wechseln, und mieten sich nun bei andern Leuten ein, bald nur als Schlafgänger, bald mit dem Recht der Küchenbenutzung, bald beanspruchen sie auch Kost. Es kommt vor, daß ein eben vermähltes Paar die Schlafstube mit Unbekannten teilen muß. Über diese Ehen ist von Anbeginn an der Stab gebrochen. „Auf dem Bauche sollst du kriechen und Erde essen dein Lebelang." Roheit oder stumpfe Verthierung sind das Ende, nur selten vermag außergewöhnliche Willenskraft und Tüchtigkeit durch allmähliches Aufbessern der Verhältnisse vor dieser Verelendung zu retten.

Der Durchschnitt der Ehen aber kann sich eines günstigeren Anfangs rühmen. Ein kleiner Haushalt wird von den beiderseitigen Mitteln hergerichtet, des Mannes Arbeit verspricht ein ausreichendes Einkommen; fehlt es daran, so hilft die Frau mitverdienen, einige Stunden genügen zur Verrichtung der häuslichen Arbeiten. Jetzt kommt die Entscheidung, die Gabelung des Weges, von der Wahl hängt die Zukunft ab. Beide Teile müssen ihre Pflichten erkennen lernen, die Pflicht der Selbsterziehung, der Selbstverleugnung, der Geduld, der Rücksichtnahme, des gegenseitigen Beeinflussens zu Gunsten des Ganzen, der Familie, die sich bald vergrößern und immer wieder vergrößern wird. Die Verschiedenheit der Charaktere, schwerwiegende Fehler auf beiden Seiten, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Geburten, Todesfälle stellen diese Ansprüche in immer größerem Maße. Eine Statistik des Eheergebnisses für das Lebensglück der Beteiligten würde uns am besten zeigen, wie die Ehe in ihrer heutigen Gestaltung auf den einzelnen und durch ihn auf die Gesamtheit wirkt.

Vor mir liegen 495 Notizen über Proletarierfamilien. Ich gebe zu, daß 495 Ehen nur eine Stichprobe liefern. Vieles aber wiederholt sich so häufig, fast wie ein Abklatsch, daß man es bei verzehnfachten Beispielen gewiß auch verzehnfacht wiederfinden würde. Ich gebe einige Notizen wieder.

* * *

L., Zimmermann, große Allee. Eine winzige Stube, eigene Küche. Sechs Kinder. Ältestes: Mädchen, 13 Jahre alt, das jüngste ein Jahr. Zimmer ziemlich ordentlich, gut gelüftet. Schlafstellen: 2 Töchter ein Bett, 3 Jungen ein Bett, Kleinste bei den Eltern. Frau gut aussehend, verarbeitet, noch jung; Mann trinkt, alle Tage betrunken, Mutter und Tochter holen ihn fast jeden Abend aus der Stadt. Er dann sehr zärtlich, zu zärtlich. Frau Angst vor ihm, „schimpft ihn in die Ecke." Er verspricht, bittet ab, macht's dann um so toller. Tochter lacht verschmitzt bei diesem Bericht. Frau wäscht für die Nachbarn, kann nicht immer, viel krank. Zwei Knaben, sechs- und siebenjährig, verdienen sich im Café Ludwig 15 - 30 Pf. für Holen der Lawn-tennis-Bälle. „Damit helfen wir uns durch." —

Paul F., Maschinist, beim Durchstich beschäftigt, fährt auch mit dem Regierungsdampfer. Seine Frau ein uneheliches Kind mit in die Ehe gebracht, Grete B., dreizehnjährig, Mann haßt und quält es. Trinker, schlägt seine Frau alle Tage, „so lange sie verheiratet sind." Vier Kinder, zweijährig das vorjüngste, sechs Wochen alt das jüngste. Wohnung geräumig, Auskommen gut, Frau nur in der Wirtschaft thätig. Vor einem Vierteljahr Paul F. und fünf Kameraden gelobt, keinen Branntwein zu trinken, Strafe 3 Mark. Vor sechs Wochen das Geld verjubelt, sich gegenseitig des Gelübdes entbunden, Umschlag fiel gerade in die Krankheitszeit der Frau. Sie muß sehr schön gewesen sein, hat keinen Willen. — 24. Mai, Grete B. meldet weinend, ihre Mutter habe den Vater verlassen, nachts, als er schlief. Er vorher alles zertrümmert, gedroht, die Frau tot zu schlagen. Grete weiß nicht, wo die Mutter ist, fürchtet sich nach Hause zu gehen. — 28. Mai, Frau F. freiwillig zu ihrem Manne zurückgekehrt. —

Rudolf G., Arbeiter. Ein Zimmer, eine Küche. Frau sehr tüchtig, handelt mit Fischen, lange die Familie allein ernährt. Mann, ein prächtiger Mensch, vor zwei Jahren von zwei Leuten überfallen, die nach der Lohnauszahlung Branntwein von ihm verlangten und nicht erhielten. Von 9—11 auf dem Markte gelegen, fast verblutet, linker Oberarm Hauptader durchschnitten, zu fest verbunden, nun gelähmt. War früher linkshändig, muß jetzt mit der Rechten arbeiten lernen. Eben Werft angestellt. Finde alle bei Tisch, Kaffee, Brot, Wurst, keiner hat Zeit Mittag zu kochen, Abendbrot warm. Zwei Arbeiter, Freunde des Mannes, in Pension, gut aussehend, schlafen auf dem Boden. Kinder, zwei Knaben, ein Pflegekind, sitzen an einem Fußbänkchen in der Küche. Der Pflegling Tochter einer unverheirateten Schwester der Frau; gebar das Kind mit 17, starb mit 22 Jahren. Vater gab sich für einen Zimmermann aus und war nichts als „ein Lump". Eltern der Frau früher auf dem Lande gewesen, bessere Tage gesehen, viel Unglück. Erquickliche Häuslichkeit.

Ähnlich sind sämtliche Notizen gehalten, mehr oder minder ausführlich, je nach Lage der Sache. Sie liefern folgendes Resultat: 48 ½ Prozent dieser Ehen sind so zerrüttet, wirken so entsittlichend, alle Menschenwürde untergrabend, daß der Wunsch nach Zulässigkeit der Zwangsscheidung auftaucht; sie hätte den rettenden, vorbeugenden Wert der Zwangserziehung. Dazu kommen 12 ½ Prozent unglücklicher Ehen, bei denen es keine Explosionen, keine empörenden Gewaltthätigkeiten giebt; sie mahlen wie Gottes Mühlen langsam, aber trefflich fein; nur daß sie Teufelsmühlen sind. Bei 36 Prozent ist das Familienhaupt dem Alkoholismus verfallen, davon gehören 24 Prozent den „bösen Trinkern" an, die fast allabendlich das Eigentum und das Leben der Familienglieder gefährden. Die Zahl der arbeitenden Frauen beläuft sich auf 30 Prozent, davon sind 15 Prozent die alleinigen Ernährer der Familie, weil der Mann sein Einkommen vertrinkt, 10 Prozent die Miterwerbenden trotz übergroßer Kinderschar, weil der Mann trinkt, und 5 Prozent die alleinigen Ernährer, weil der Mann krank oder träge ist. Auf je hundert Ehen kommen zwei geisteskranke Männer, Folge des Alkoholismus. In wie vielen Fällen die Frau ein uneheliches Kind mit in die Ehe brachte, ließ sich nicht feststellen. Die mit Sicherheit erwiesenen 10 Prozent dürften kaum ausreichend sein, immerhin aber ist die Zahl geringer, als die stetig sich mehrenden unehelichen Geburten glauben machen könnten. Die erschreckend große Sterblichkeit der unehelichen Kinder in den ersten Lebensjahren kommt den von den Müttern später eingegangenen Ehe zu gute.

* * *

Der schlimmste Feind der Proletarierehe ist, wie es voraus zu sehen war, der Alkoholismus. In einem Lande, das wie Deutschland jährlich 2 ½ Milliarde für geistige Getränke ausgiebt, wovon 261 Millionen Mark auf Preußen entfallen, wird er zum Würgengel, der Hekatomben, nicht Einzelopfer fordert. Die ganzen Lebensverhältnisse des Proletariers, die mangelhafte Ernährung, die Wohnungsnot, die ungünstige Lage der Arbeitsstätte, die ungünstige Arbeitszeit, die ihn vom Familientisch ausschließt, die überreich gebotene Gelegenheit, die fehlende Erziehung und Einsicht, die Verführungskunst, die ererbte Gewohnheit, die Unzufriedenheit mit den sozialen Zuständen und mit dem eignen Los, die Aussichtslosigkeit, es je zu verbessern, sie machen ihn zu einem Sklaven des Alkohols.

Die Trinkerehen sind, wie bereits erwähnt, in zwei Gruppen zu teilen, da der Mann ein „böser" oder „guter" Trinker sein kann. Die Ehen, in der die Trunkenheit den Mann zur grausamen Bestie macht, sehen einander zum Verzweifeln ähnlich. In wie großen Zwischenräumen der Mann betrunken heimkehrt, hängt von den Lohnzahlungen und dem Grade des sittlichen Verfalls ab. Es giebt unregelmäßige Trinker, Monatstrinker, Sonnabendstrinker und solche, die fast Tag für Tag ihrer Sinne nicht mächtig die Familie aufsuchen. Je häufiger dem Laster gefröhnt wird, um so mehr muß die Frau von dem, was sie erworben hat, direkt zur Befriedigung des unseligen Bedürfnisses beitragen, es wird ihr Morgen für Morgen durch Drohungen und Mißhandlungen abgerungen. Die Haupttragödien aber spielen sich abends ab. Der

Mann kommt nach Hause, eine Gelegenheit wird vom Zaune gebrochen oder auch das nicht einmal, und nun beginnt das Toben und Wettern. Es richtet sich in erster Linie gegen die Frau, dann gegen die Kinder, die durch ihr Weinen und Schreien zu erkennen geben, daß sie für die Mutter Partei ergreifen. Die wüsten Schimpfreden werden zu Drohungen, die Drohungen zu Thatlichkeiten, Gegenstände werden zertrümmert, andere dienen als Wurfgeschosse. Die Bedrohten flüchten sich hinter Stühle, der Wütende ergreift sie zu kräftigem Schlage. Oft beginnt das Messer schon seine verhängnisvolle Rolle zu spielen, ehe es der Frau gelingt, die so lange wie möglich versperrt gehaltene Thür zu erreichen. Aber sie hat sie erreicht und schlüpft hinaus. Die Kinder suchen mit ihr zu entweichen. Vor der Thür, auf der Treppe, in den Gängen haben sich längst schon die Hausbewohner versammelt, jung und alt, Männlein und Weiblein. Es sind durchaus nicht lauter entsetzte Gesichter, die den Unglücklichen entgegenwarten. Auf weitaus den meisten Gesichtern spiegelt sich begierige, lüsterne Schaulust. Das Ohr hat einen hochbewegten Auftritt hinter der Scene erlauscht, nun verlangt das Auge sein Teil. Ein paar junge Burschen kichern und geben sich Rippenstöße, Kinder recken die Hälse, von demselben Gemisch von Scheu, Bangigkeit und unerklärlichem Wohlbehagen durchschauert, das sie hinter jedem „scheenen Begräbnis“ hertraben läßt, an jeden Volksauflauf kettet und zu den Jahrmarktsbildern von Mordthaten und deren Singsang zieht. Aber ein paar ernste Gesichter voll Trauer und Teilnahme zeigen sich auch. Sie gehören Menschen an, die trotz allem an sich und andern durchkosteten Elend sich nicht zu einem bloßen „Da—sein“ herabdrücken lassen, die immer noch ein bewußtes Leben führen und für Zustände und Geschehnisse ihren eignen Wertmesser haben. Einer von ihnen oder eine abwechslungsfrohe, aufregungsbedürftige Person, eigentümlicherweise sind dies meist thatkräftige Witwen, nimmt sich der Bedrängten an, die schon verschwunden sind, wenn ihr Bedränger erscheint. Eine Flut roher Schimpfreden entströmt seinen Lippen. Das ist für die jungen Burschen der Höhepunkt des Genießens. Was die übel beleumdeten Weiberzungen selbst der am übelsten beleumdeten Weiber aller Zeiten je hervorgebracht haben, reicht an diese Auslese nicht heran. Es ist die Quintessenz des rohesten Cynismus. Das Weib muß herhalten, weil es Weib ist, weil Gott es so und nicht anders geschaffen. Mit einer Schamlosigkeit ohnegleichen giebt der Mann die Mutter seiner Kinder fremden Ohren preis. Seine Kinder erhaschen noch einige Worte im Fluge, sie prägen sich ihnen fest ein zu verschiedener Wirkung. Die Frau hat einen Unterschlupf gefunden, keiner der Anwesenden weiß recht, wo. Der Mann sucht, er wird überall abgewiesen und muß sich grollend zurückziehen. Oft führt dies Suchen noch zu Gewaltthätigkeiten. Die kleinen Verzweigungen des Hauptstroms zu verfolgen ist unmöglich, und doch fließen in ihnen gar oft die unheilvollsten Gewässer. Die verfolgte Frau weilt in ihrem Versteck, von dem aus sie in Abwesenheit ihres Mannes ihrer Arbeit nachgeht, bis die schützenden Freunde ihr für Nüchternheit und Zugänglichkeit des Mannes bürgen können. Nun wagt sie sich zu ihm. Ein paar Tage vergehen leidlich, dann wiederholt sich die Geschichte mit allerlei Variationen.

Eine große Anzahl der Trinker besitzt selbst im Rausch eine gelassene, eisige Härte. Spott und Hohn vertreten die Stelle des Fluchens und Drohens. Die Hand greift zu keiner Waffe, sie ist sich selbst genug, mit erhabener Ruhe vollführt sie, was das preußische Landrecht „Eheleuten gemeinen Standes“ — unter Eheleuten ist doch wohl hauptsächlich der Mann gemeint — zubilligt, und hält er das Züchtigungsmaß für ausreichend, dann weist er seiner Frau die Thür, recht handgreiflich natürlich. Hat sie ein uneheliches Kind oder auch ein ihm gehörendes, schon verständiges, das auf der Mutter Seite steht, dann muß es mit hinaus. Er will beweisen, daß er der Herr im Hause ist mit alleinigem Verfügungsrecht über alles. Er beweist es immer zu so später Nachtstunde, daß die Hausgenossen schon schlafen und alle Thüren verschlossen sind; die Ausgestoßenen müssen die Nacht auf der Treppe zubringen. Oft will es der Zufall, daß die Hausthür offen geblieben ist, dann bietet die Straße eine willkommenere Zufluchtsstätte als die enge, dunkle Treppe mit ihrer unheimlichen

Nachbarschaft. Am Morgen öffnet sich dann die verschlossene Pforte. Dieses Ausschließen der Frauen ist übrigens bei allen Arten von Trinkern sehr beliebt. Ein Schulkind hat einmal fünf Nächte hintereinander mit seiner Mutter frierend auf Treppe und Hausschwelle gesessen. Viele Männer ziehen auch am Morgen den Schlüssel ab, um ihre Frauen zu hindern, ihrem Erwerb nachzugehen; andere schließen sämtliche Lebensmittel ein und stecken alles Geld bis auf den letzten Pfennig zu sich. Das geschieht, nach dem Gesetze der Steigerung des eigenen Lustgefühls in genau dem Maße, in dem bei dem andern Unlust erweckt wird, mit Vorliebe Frauen gegenüber, die um kleiner, kranker Kinder oder um eines bald zu erwarteten Kindes wegen nicht zur Arbeit gehen können. Es giebt der Quälereien neben den Thätlichkeiten und groben Mißhandlungen mehr als eine Legion.

Es ist unglaublich, wie lange die Mehrzahl der Frauen diese unwürdigen Zustände erträgt. Der Beobachter kann sich der Empfindung nicht erwehren, daß hier eine Entartung vorliegt.

Aber es giebt Frauen, die sich zu einem Befreiungsversuch aufraffen, und da zeigt sich's, daß diese Entartung nicht nur trauriger Gewöhnung, nicht nur jener Art eines düstern Fatalismus entspringt, der sich der untersten, eng umfriedeten Klassen auf ihrem chaotisch häßlichen, licht- und luftlosen Erdenwinkelchen so leicht bemächtigt. Nein, die weitere Umgebung hilft mit, diesen Niedergangsprozeß zu beschleunigen.

Die ungeheure Erschwerung der Ehescheidung bei einseitiger Beantragung, die Langsamkeit des Verfahrens, die Gefahr, der die Frau während dieser Zeit der Ungewißheit ausgesetzt ist, schrecken viele zurück. Beispiele werden ihnen zugetragen; sie wirken nicht ermutigend. Neue Pein gesellt sich zur alten bei den vielen, haarscharfen Verhören. Weiß scheint schwarz und schwarz weiß zu werden, die eigenen Begriffe verwirren sich, die eignen Erlebnisse liegen hinter dem undurchdringlichen Schleier dieser Verwirrung, und die Frau zweifelt selbst, ob sie wohl wirklich wirtschaftlich, moralisch, physisch vor dem völligen Untergang stand. Dabei umfängt sie die alte Not: Krankheit, Sorge, bitterste Armut, Überarbeitung.

Ab und zu bringen die Zeitungen trockene Berichte über den Verlauf solcher Ehen. Ab und zu ist falsch, in jedem Monat kann man etliche male an ihnen unsere sozialen Zustände prüfen. Ich setze einen, den unsere Zeitung uns bietet, hierher, er ist vom 11. Juni dieses Jahres.

„(Gattenmord.) In der verflossenen Nacht hat der etwa 49jährige Maurergeselle F. R., welcher in Sch . . . wohnt, seine Ehefrau mit einem schweren Beile erschlagen. R. verließ heute früh 4½ Uhr wie gewöhnlich seine 2 Treppen hoch belegene Wohnung, teilte seiner Nachbarin, ohne besonders aufgeregt zu sein, mit, daß seine Frau aus dem Fenster gestürzt sei, und ging dann fort. Als später die 6 Kinder der R.'schen Eheleute, von denen der älteste bereits Maurergeselle ist, und eine Nachbarin die Wohnung der R.'schen Eheleute betraten, bot sich ihnen ein erschrecklicher Anblick dar." Es folgt eine grausige Schilderung des Thatbefundes und der Überführung in das Stadtlazarett und es heißt dann weiter: „Die Verletzte, welche erst 42 Jahre alt und bereits 25 Jahre verheiratet ist, scheint überhaupt einen sehr traurigen Lebenslauf hinter sich zu haben. Nicht allein, daß sie bei 6 teilweise unerzogenen Kindern schwer mit Arbeit und Sorgen zu kämpfen hatte, war sie auch noch den brutalen Mißhandlungen ihres Mannes ausgesetzt. Sie soll schon einmal im Januar d. Js. eine dreiwöchige Kur wegen Blutunterlaufungen am Körper im Stadtlazarett durchgemacht haben. Die Erhaltung ihres Lebens erscheint gänzlich ausgeschlossen. Der Mörder soll während des gestrigen Tages wiederholt geäußert haben, daß er heute noch seine Frau totschlagen wolle." Am nächsten Tage berichtet das Blatt: „Der stellvertretende Kriminalinspektor Herr Kommissarius R. . . versuchte noch abends eine Vernehmung der Ehefrau des Verbrechers, die aber nicht stattfinden konnte, da die Schwerverletzte noch immer bewußtlos darnieder liegt. An ein Aufkommen derselben ist nach den furchtbaren Verwundungen überhaupt kaum zu denken."

Wie viel ungewollte Ironie liegt zwischen den Zeilen! Die Frau *scheint* einen sehr traurigen Lebenslauf hinter sich zu haben. — Man hüte sich diesem Schein zu

trauen trotz der Thatsache, daß sie „schwer mit Arbeit und Sorgen zu kämpfen hatte“ und den „brutalen Mißhandlungen“ ihres Mannes ausgesetzt war. Fast jedes Wort reizt zu bitterem Spott. Die Frau liegt im Sterben, umringt von Ärzten, Richtern; vielleicht läßt der Geistliche, der ihre Kinder taufte, es sich nicht nehmen, auch dabei zu sein. Sie ist plötzlich ein hochinteressantes, wichtiges Objekt. Doch das ist gewiß zu viel gesagt bei der Häufigkeit solcher Objekte. Jedenfalls ist sie ein Objekt, um das man sich kümmern muß, der Buchstabe des Gesetzes verlangt es also, und hier hat er einmal die Macht die Gleichgiltigen lebendig zu machen.

* * *

Aber wie gesagt, es giebt noch mutige Frauen unter diesen Geplagtesten unseres Geschlechts. Ein edler Selbsterhaltungstrieb beginnt sich zu regen. Sie klopfen nirgends an, weil sie die ungeheure Weitschweifigkeit des gerichtlichen Verfahrens und alle damit verbundenen Fährnisse kennen, sie nehmen ihr Recht in ihre Hand. Sie haben Vorbilder. Traditionen haben sich herausgebildet, die von ihresgleichen geachtet werden. Diese Usancen retten der Besonnenen auch ihr Eingebrachtes, das ihr nach den Gesetzen nicht zukommt; sie lebt natürlich mit ihrem Manne in Gütergemeinschaft. An diesem Eingebrachten, sei es eine kleine Aussteuer oder ein wenig aus eignen Mitteln angeschaffter Hausrat oder auch nur ein Satz Betten, hängen die Frauen mit ganzer Seele. In aller Heimlichkeit wird gerüstet, und wie ein zahlungsunfähiger Mieter rückt die Frau unter Mitnahme alles dessen, was ihr Rechtsgefühl ihr als ihr Eigentum zuspricht, in Abwesenheit ihres Mannes aus. Sie wird zur Aftermieterin bei entfernt wohnenden Eingeweihten. In einer eignen Wohnung hätte sie nicht das Recht, ihrem Manne die Thüre zu weisen. Der Mann kann nun freilich die Wirte seiner Frau bei der Polizei verklagen, aber mit der Polizei steht er auf gespanntem Fuße. Er hat ihr gegenüber manchmal von seinem Hausrecht Gebrauch gemacht, wenn die geängstigten Kinder sie zum Schutze der Mutter herbeiriefen, und den Eindringling über die unantastbare Heiligkeit des Hauses belehrt, indem er ihn ersuchte, schleunigst Kehrt zu machen und ihn in seiner berechtigten „ehelichen Züchtigung“ — zu einem scharfen Instrument hatte er noch nicht gegriffen — nicht zu unterbrechen. So hat er freilich über diese Aufsichtsbehörde des vierten Standes, die mit allen Familienvorkommnissen aufs traurigste verwachsen ist, triumphiert, aber er mag doch nichts mit ihr zu thun haben. Aber auch ohne sie findet der Mann allmählich den Unterschlupf seiner Frau heraus. Selten nur gelingt ihm ein Begegnen, denn sie kennt seine freie Zeit und hütet sich, dann unterwegs zu sein. Ihm fehlt etwas; die öde Häuslichkeit verursacht ihm Unbehagen, die kahlen vier Wände genügen nicht zum Austoben.

Da beginnt denn in weitaus den meisten Fällen das seltsame Schauspiel einer neuen Werbung. Es wirkt befremdend, es macht frösteln. Da pocht der Mann an die verschlossene Thür, an die geschlossenen Läden, bittet, fleht, verspricht; droht, wenn's nicht hilft, und bittet wieder. Die ungewohnte Zärtlichkeit bei endlich erzwungenem Zusammensein gemahnt die Frau an Entbehrungen, die eine eheloſe Zukunft ihr auferlegt, ihre Anschauungen verschieben sich, sie giebt nach. Natürlich wird's bald ärger denn vorher. Es kommt zur zweiten Flucht, zur dritten, und nie zu einem kräftigen Schnitt. Bei diesen Ehen leiden die Kinder am meisten, sie verlieren jeden inneren Halt, jeden Maßstab.

Andere Frauen sind willensstärker. Sie geben nicht nach. Unverdrossen ziehen sie von Wohnung zu Wohnung, bis endlich der Mann müde wird und andere Verhältnisse knüpft. Freilich ganz sicher sind sie nie, daß „der Lump“ nicht plötzlich vor ihnen steht und Geld von ihnen verlangt.

Am beklagenswertesten sind die arbeitsunfähigen, kranken Frauen der Trinker. Ihr Dasein gleicht einer Hölle. Zu rücksichtslosen Mißhandlungen kommt offener, ja prahlerischer Treubruch. Und doch hängen viele unter ihnen mit zäher Liebe am Leben, und manche sind so haßgenährt, daß sie sich ein langes Leben wünschen, weil sie ihrem Manne eine neue Freiheit nicht gönnen.

Und doch wird dieser Superlativ des Leidens und der Demütigungen noch übertroffen bei solchen Frauen, die nur ein Gefühl kennen, nur eins wollen und ihm alles opfern, Leib, Seele, ihr ganzes Ich mit all seinen feinsten Fasern. „Und wenn er mir gleich tot schlägt, ich laß ihm nicht", antworten sie jede , der zu einer Loslösung drängt. Mögen die Kinder Nacht für Nacht im Hemde auf die Straße laufen, um mit dem gellenden Ruf: Der Vater schlägt die Mutter tot! einen Schutzmann herbeizulocken, die blutende Frau verschmäht jede Hilfe.

Gewiß wird mancher geneigt sein, einen großen Teil der Schuld an diesen zerrütteten Ehen den Frauen zuzusprechen. Das muß entschieden abgelehnt werden. Ihre Schuld, wenn eine vorhanden ist, ist bei den Trinkerehen eine ganz minimale. Unter all den vorliegenden Trinkerehen befindet sich nur ein Fall, in dem die Frau als Urheberin des Unglücks anzusehen ist. Sie war bei Aufnahme des Thatbestands 34 Jahre alt, ihr ältester Sohn zählte bereits 17 Jahre, das jüngste Kind konnte noch nicht gehen und schon wieder war eins im Anzuge. Außer den acht noch lebenden Kindern, vier bis fünf sind bereits gestorben, hat sie noch zwei Kinder einer verstorbenen Schwester zu sich genommen. Sie liebt alle diese Kinder mit blinder Mutterliebe, sie hat keine Erziehungsgewalt und will keine haben. Sie ist unbeschreiblich unordentlich, unbeschreiblich apathisch und unbeschreiblich — gut. Ihr Mann, ein Schmied, hat ein ausreichendes Einkommen, aber die Unordnung verzehrt alles, das hat sie in Schulden gestürzt und ihn zum Trinker gemacht. Ihr thut das weh, aber sie hat nicht die Kraft sich zu ändern. Sie erträgt sein Schelten mit Geduld, kommt's zu arg, dann klagt sie: „Warum hast du mich von 17 Jahren geheiratet? Ich hab' ja nichts gelernt. Und nun — alle Jahr ein Kind! In dem Zustand kann ich nicht, ich kann nicht!" Bisher war sie immer in dem Zustand. Übrigens schlug ihr Mann sie nie.

Auch unter den andern Frauen waren viele recht unzulänglich in der Führung ihres Haushalts; sie ließen es zuerst an allem fehlen und kamen erst recht allmählich in erträgliche Bahnen oder auch gar nicht. Alles litt darunter, der Mann mit eingeschlossen, aber es war eine Not für sich, die das allgemeine Elend noch vergrößerte, aber mit der Trunksucht des Mannes in keinem ursächlichen Zusammenhang stand und ihre Erscheinungsform nicht beeinflußte. Man könnte ebenso gut behaupten, ein Blinder würde durch Arbeiten bei schlecht brennender Lampe noch blinder. Diese Frauen hätten bei einem nüchternen Gatten Veranlassung zu Streit und bösen Zerwürfnissen gegeben, und ihre Unverbesserlichkeit hätte schließlich dasselbe Elend heraufbeschworen, das die Trinkerehe zum Fluch für die ganze Umgebung macht. Aber hier thaten sie's wirklich nicht. Die Trunkenheit kann nicht Berg und Thal unterscheiden, sie nivelliert; daß es für sie nicht einmal die Möglichkeit der Gerechtigkeit giebt, wirkt auf die Angehörigen eines Trinkers so grenzenlos entsittlichend. Nirgends gedeihen Fehler, Untugenden, Laster üppiger als da, wo jede Lebensäußerung, die unschuldigste wie die widerwärtigste, mit Füßen getreten wird.

Zugegeben, die Frau ist nicht Ursache des Trinkerelends. Aber Mitschuldige ist sie doch! Alles, was sie ist und was sie hat, müßte sie einsetzen, um ihren Mann aus dieser unseligen Knechtschaft zu befreien. Wahrhaftig eine große Aufgabe! Aber was ist denn die Frau und was hat sie? Wer hat sie zu etwas gemacht und ihr etwas gegeben? Niemand, und sie selber auch nicht! Die Kinder des Volks sind frühreif und darum eben nie reif. Sie lernen alles kennen und nichts verstehen. Ihr Leben ist beständiger Anschauungsunterricht ohne ideellen Hintergrund, und zur richtigen Übung kommt's nie. Sie bleiben an dem Sinnfälligen, Thatsächlichen haften und finden nie das Gesetz heraus. Ist es zu verwundern?

Die Frauen sind selbst nicht erzogen, sie können auch nicht erziehen, es fehlt ihnen einfach alles dazu. Man kann sie deshalb nicht tadeln, es ist einfach Folge, Gesetz. Es giebt unter ihnen Ausnahmenaturen von so keimkräftiger Veranlagung, daß sie sich zu einer Weltanschauung, d. h. zu einer Stellungnahme zu bestimmten sittlichen Gütern hindurcharbeiten, das treibt sie dann zu bewußtem Vorgehen. Aber sie scheitern gewöhnlich an der alten Erfahrung, daß gerade das Weib der

Roheit gegenüber machtlos ist. Sie sind es, die dauernde Trennung durchsetzen, um sich und ihre Kinder zu retten. Die andern versuchen kaum zu erziehen. Sie wissen, daß es immer so auf der Welt gewesen ist und immer so bleiben wird, und wer etwas anderes behauptet, den belächeln sie.

Der wirklich vorhandene Zankapfel in diesen Trinkerehen ist das Geld. Der Mann giebt der Frau zu wenig, mahnt sie, so ist der Streit da. Der Mann rechnet immer mehr auf das, was die Frau verdient, entzieht ihr allmählich fast jeden Zuschuß, verlangt endlich von ihr noch Taschengeld, vermutet irgendwo versteckte Ersparnisse. Das Geld spielt auch hier seine brutale Rolle. Die Wahrheit schwindet immer mehr aus diesen Ehen. Ein Arzt fuhr einmal an einem Bauplatze vorüber, dem Armenviertel der Stadt zu. Er erhielt einen Gruß von einem Maurer, den er als den Mann der Kranken erkannte, die er seit einer Woche täglich besuchte. Der freche Mensch eilte schreiend dem Wagen nach und sagte, als er ihn erreichte: „Sagen Sie man nich meiner Frau, daß ich Arbeit habe, sonst giebt sie mir kein Geld nich, und sie hat noch was!“ Die Frauen pflegen allerdings nicht ihre Einnahmen dem Manne zu verraten; sie geben sie geringer an, vielfach bringen sie einen Teil ihres Verdienstes bei zuverlässigen Freunden unter, damit er nicht vertrunken wird und sichern sich so ein paar Spargroschen für Fälle der Not. Sie haben dabei nicht das Bewußtsein der Lüge. (Schluß folgt.)

Vom Internationalen Kongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen zu Berlin.

Von

E. Bely.

Nachdruck verboten.

In den Tagen vom 19. bis 26. September fand in Berlin ein Internationaler Frauenkongreß statt, der von Frau Lina Morgenstern und Frau Minna Cauer, denen sich ein erweitertes Komitee von Berlinerinnen angeschlossen, einberufen worden ist. Wohl in Nachahmung der Chicagoer Kongresse, die dort zur Zeit der Ausstellung stattgefunden haben. Der Gedanke wurde bei uns nicht mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Grade aus den Kreisen der sachverständigen, bewährten Führerinnen der Frauenbewegung hatten sich warnende Stimmen erhoben, die einen solchen Frauenkongreß für unsere deutschen Verhältnisse noch für verfrüht erklärten und die weitere Entwicklung der eben im Fluß befindlichen Fragen abzuwarten rieten — und der Bund der deutschen Frauenvereine, überdies durch seine Abmachungen mit dem „International Council“ gebunden, beteiligte sich nicht, als sich die Sache realisierte.

Vom Auslande ist die Idee weniger skeptisch aufgenommen als bei uns, und das Programm für die Kongreßtage wies eine Menge fremder Delegierter und die sehr große Anzahl von 96 Vorträgen und Berichten auf. Dazu kamen Sektionssitzungen und ein Programm geselliger Veranstaltungen und gemeinschaftlicher Besichtigungen von allerlei Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w.

Am Begrüßungsabend am 19. September im Englischen Hause nahmen über 1000 Personen teil, nur auf 400 war man vorbereitet gewesen, so war es denn schwer, daß sich die Persönlichkeiten zusammenfanden, die Interesse für einander hatten und

daß sich Bekanntschaften anbahnten, die für die Frauensache von Wichtigkeit waren. Am folgenden Tage fanden die ersten Vorträge im großen Saal des Rathauses statt — Verhandlungen kann man nicht sagen, da jede Diskussion ausgeschlossen war. Das Thema derselben war „Der Stand der Frauenbewegung". Als erste Rednerin trat die gewandte Frau Marie Stritt aus Dresden auf; sie gab eine kurze Beleuchtung der bekannten deutschen Verhältnisse, zu denen sie bemerkte, daß die Regierung zwar mütterlich für die Söhne, aber stiefmütterlich für die Töchter des Landes sorge, die Frauen der oberen Zehntausend ständen all den Bestrebungen ziemlich kühl gegenüber, der vierte Stand glaube aber immer, die Frage sei nur für die Bürgerkreise aufgeworfen. Nachdem in Berlin die Gymnasialkurse für Frauen gegründet und die sechs Abiturientinnen eine glänzende Prüfung abgelegt hätten, wäre die Forderung einer eigenen Universität für Frauen eine gebotene. Die verschiedenen Vereine, die das Wohl der Frauen bezwecken, marschierten zwar getrennt, der Bund deutscher Frauenvereine sei dem Kongreßruf nicht gefolgt, aber wenn auch getrennt marschiert, müsse es doch „vereint siegen" heißen.

Eine junge armenische Dr. med. Margareth Melik-Beglarian aus Tiflis nannte die dortige Frauenfrage eine Bildungsfrage; man habe im Hinblick auf das Familienleben den Wunsch zu lernen, damit die auswärtig studierenden Männer möglichst ebenbürtige Genossinnen fänden. Sehr sympathisch war das Auftreten der Engländerin Mrs. Ormiston Chant, welche die Grüße der ferngebliebenen großen Führerin der Frauensache in England, Lady Somerset und der berühmten Miß Frances Willard aus New York überbrachte. Sie selber ist die Delegierte der World's Woman's Christian Temperance Union in London. Miß Snoad verlas den Bericht ihrer Mutter, der Vorsitzenden der „International Woman's Union" — deren radikale Tendenz bekannt ist und die nicht zu verwechseln ist mit dem International Council, an dessen Spitze z. Z. Lady Aberdeen steht. Frl. Dr. Käthe Schirmacher brachte einen Bericht der Mad. Potonié-Pierre aus Paris, der die dortigen Verhältnisse und die Forderungen der Frauenrechtlerinnen beleuchtete — sie verlangen die Kandidatur für das Parlament.

Baronesse Gripenberg aus Helsingfors gab ein Bild der finnländischen Zustände und plädirte hauptsächlich für die hart arbeitende Frau der unteren Klassen. Frau Haighton aus Amsterdam ging ziemlich schneidig vor, scharf gegen die Männer, radikal in ihren Wünschen — Gleicher Lohn, Gleiches Wahlrecht. Mit einem kräftig hinausgeschleuderten „dixi!" schloß sie. Die Delegierte der Associazione femminile in Rom, eine junge Dottoressa med. Maria Montessori brachte den Gruß der Frauen aus der ewigen Stadt, erzählte, wie man auch dort jetzt einsähe, daß die Frau auf eigenen Füßen stehen müsse, daß sich viele Mädchen den ernsten Universitätsstudien widmeten und daß sie sehr brave und honette junge Damen wären. Die Sprache Dantes, die Anmut der jungen Medizinerin rissen die große Versammlung zu ganz besondern Beifallsbezeugungen hin — so daß eigentlich ein „Anmutserfolg" hier zu konstatieren wäre.

Am zweiten Tage beschäftigte man sich mit Kindergärten, Mädchenerziehung, Lehrerinnenbildung. „Die internationale Bedeutung Friedrich Fröbels für Familien- und Volkserziehung" hatte sich Frau Henriette Goldschmidt aus Leipzig zum Thema erwählt. Diese über ein Vierteljahrhundert im Dienste der Frauenbewegung und Erziehung stehende Matrone bildete schon in der ehrwürdigen Erscheinung ein eigenartiges Gegenstück zu mancher „Modernen", so auch in dem von einem Hauch von Idealität durchwehten Vortrag. Sie wies darauf hin, daß schon Fröbel die Gleichstellung der Frau mit dem Manne gewünscht und daß er sie aus einem „passiven, instinktiven Geschöpf" zu einem freien gemacht sehen wollte. Sie verlangt ein Dienstjahr des jungen Mädchens — und zwar in den Fröbel-Kindergärten.

Ein russischer weiblicher Arzt, Anna v. Tschabanoff, teilte mit, daß in Petersburg seit kurzer Zeit ein Frauenverein bestehe, der die gleichen Ziele erstrebte wie die deutschen Frauen: geistige Freiheit, Recht auf Arbeit. Frl. Ey, deutsche Lehrerin in Porto, skizzierte die Unbildung und Indolenz der Frauen Portugals.

Eine der interessantesten Rednerinnen des zweiten Tages war Mademoiselle Pauline Dupont aus Paris, Direktorin der professionellen Realschule „des Ternes.“ „Quelques idées pédagogiques nouvement pratiquées à Paris“, benannte sie ihren Vortrag. Sie sprach ihr elegantes Pariserisch mit dem Pathos, der Modulation, den Gesten, die dort bei Vortragenden Stil sind — die romanischen Völker haben ihn alle gemeinsam. Sie empfahl sich zu Eingang der Rede als Französin dem deutschen Wohlwollen — stolz und glücklich sei sie zum Kongreß in das Land der Intelligenz, der Gelehrten und Denker gekommen. Sie hat ihre Ideen bei der Erziehung der ihr anvertrauten Zöglinge entfaltet und empfiehlt sie zur Nachahmung.

Zuerst verlangt sie Abschaffung aller Strafen und Belohnungen in den Schulen — die Strafe demütigt, das fehlende Kind soll ohne solche sein Unrecht gut zu machen suchen; es soll recht thun und fleißig sein und die Belohnung in sich finden. Das hat für die französische Pensionserziehung sicherlich in unsern Augen seine Berechtigung; nirgends herrscht solche Äußerlichkeit mit Lob, Medaille, Graden, als in den französischen Schulen. Sie will die Individualität und Originalität des Kindes entwickelt und gewahrt sehen — der besser Begabte soll das Gefühl höherer Verantwortlichkeit haben u. s. w. Sie nennt ihre Methode „une éducation libérale“. Lebhafter Beifall folgte dem längeren Vortrage.

Mädchengymnasien, Universität, Kunststudium standen am folgenden Tage auf dem Programm.

Aus Rom war die rühmlichst bekannte Malerin Hermine von Preuschen-Telmann gekommen, die sich auch in den letzten Jahren als sehr talentvolle Dichterin in die Reihe der Modernen gestellt hat. Das Thema, über das sie sprach, war „Das Kunststudium der Frau“. Es war eine Jungfernrede, die sie hielt; sie trug ihr rauschende Zustimmung und manches Bravo ein; knapp, mit geistreichen Einfällen, behandelte sie ihr Thema. Die Hauptfrage sei noch heute bei Betrachtung eines Kunstwerkes, bei Annahme einer Arbeit: von einem Mann — oder einer Frau? Die hübsche, junge, dilettantische Frau wird geduldet in der Konkurrenz mit einem Blick von oben herab; wehe aber der Frau, die Erfolg hat. Sie darf sich des allgemeinen Hasses der Kollegen rühmen. Die Zustände in der Litteratur wären die gleichen. Sie spricht dann von der Schwierigkeit des Fachstudiums der Frauen; nur in Rom sei es dem weiblichen Geschlecht erleichtert. In Deutschland und Frankreich haben die berühmten Professoren ihre Ateliers gefüllt mit Schülerinnen, deren Sparpfennige ihnen Villen bauen hülfen, besser, als es der Erlös für ihre Werke könne — und die dann, mangelhaft für den Kampf auf dem Kunstgebiet ausgerüstet, das Proletariat der Malerinnen vermehren hülfen. Daß das Wort: „viele sind berufen und wenige auserwählt“ auch für die Männer Giltigkeit habe, vergäßen sie. Das Genie binde sich nicht ans Geschlecht — das möchten die Männer doch beherzigen.

Frl. Ottilie v. Bistram gab statistische Nachrichten über das Mädchengymnasium in Karlsruhe, Frl. Schaffé über Universitätskurse der Frauen in Petersburg, Dr. Käthe Schirmacher aus Paris sprach über das Studium auf Hochschulen und Universitäten. Sie hält es für durchaus nötig für die Frauenbewegung, daß sich recht viele Frauen demselben zuwenden, jetzt sind die einzelnen, die studieren, nur erst Vorposten. Gründliches, umfassendes, festes Wissen sei notwendig; vorerst werde man sich der Medizin, den philosophischen Studien, der Jurisprudenz, den Naturwissenschaften zuwenden, aber vor den Blicken in die fernste Zukunft tauche auch die Frau als Forscherin und Erfinderin auf. Man applaudierte ihr lebhaft, ebenso dem Universitätsprofessor Dr. Alexander Bernhard aus Budapest, der über das dortige Frauengymnasium sprach. Angeregt durch den Vorgang in Berlin, die Bildung von Gymnasialkursen für Frauen, hat der ungarische Landes-Frauen-Bildungsverein die erste öffentliche Lehranstalt dieser Art ins Leben gerufen. Der Frau ist die Universität geöffnet; hat sie das Abiturientenexamen bestanden, so erhält sie damit das Recht auf Immatrikulation. Einst gab es dort einen Unterrichtsminister, der sagte, es sei genug, wenn die Frauen stricken könnten; heute ist Ungarn, wie man sieht, weit voran. An der Spitze all der Bestrebungen steht die Frau des Ministers.

Der Mittwoch Vormittag gehörte der Arbeiterin. Über die Wiener Arbeiterinnen-Enquete sprach Frau Therese Schlesinger-Eckstein aus Wien, die dadurch zu Tage geförderten Übelstände scharf beleuchtend.

Frau Lily Braun erklärt, daß die Frauenfrage durch bürgerliche Kräfte nicht lösbar sei; das sei die Meinung der Arbeiterinnen und sie teile die ihrer Genossinnen mit voller Überzeugung. Sie lehnt wie jene jede Arbeit in der bürgerlichen Frauenfrage — die meistens eine Damenfrage sei — ab, es handle sich dort doch nur um den Doktorhut und den Wahlzettel. Beifall, Zischen. —

Frau Daszynska, Dr. phil. Berlin (an der Humboldtakademie), gab interessante statistische Details zu ihrem Thema: Die weibliche Übervölkerung. Die Dottoressa Maria Montessori trat warm für die Arbeiterinnen ein. Auch sie sind dem Manne unterworfen und zwar nicht nur dem Ehemanne, sondern auch dem Brotherrn. Es folgten statistische Angaben, die geeignet waren, das Arbeiterinnenelend in Italien zu illustrieren, wo auf 9 600 000 Arbeiter 5 900 000 Arbeiterinnen kommen. Sie verlangt bei gleicher Arbeit gleichen Lohn, und bittet den Kongreß der Forderung zuzustimmen, man solle in jedem Lande durch die vertretenen Genossenschaften eine praktische und wirksame Arbeit ins Werk setzen, darauf ausgehend, daß in den staatlichen und unter staatlicher Kontrolle stehenden Fabrikstätten die Löhne der Arbeiterinnen und das Gehalt der weiblichen Beamten denen der Männer gleichgestellt werde. —

Was ich hier geben konnte, ist nur ein Überblick über die vier ersten Tage des Kongresses, da der Druck dieses Bogens drängt — ich habe das Interessanteste ausgewählt. Meiner Ansicht nach ist das Programm zu umfangreich und die Wahl der Vorträge hätte eine sorgsamere sein müssen; neben Gutem und Bestem tauchte ganz Alltägliches und Überflüssiges auf. Zudem ließ sich an keinem Tage das Programm ganz festhalten, denn statt der bestimmten 15 Minuten brauchte manche Rednerin 45 und die, welche später kamen, mußten oft frühzeitig abbrechen. Wie es mit den programmmäßigen Nebendingen, den Besichtigungen u. s. w. geworden, wie sie sich eingefügt bei den Stundenüberschreitungen, kann ich nicht sagen.

Und das Ergebnis der Tage? Ein gewisser äußerer Erfolg läßt sich dem Kongreß nicht absprechen — so weit sich das wenigstens heute übersehen läßt. Mit heißem und redlichem Bemühen ist gewiß gearbeitet, aber ich fürchte, man ist so klug — wie zuvor, und das Erreichte bleibt weit hinter den Erwartungen zurück, wenn anders etwas erreicht wird, außer daß eine gewisse Anregung in etwas weitere Schichten dringt. Positives wird man nicht aufweisen können; Leute, „die es angeht," haben sich ganz zurückgehalten; auch aus dem Auslande fehlten die bedeutsamsten Namen.

Welchen Eindruck nehmen die Ausländerinnen mit hinweg? Sie haben uns teilweise recht interessante Dinge erzählt, und man hat ihnen applaudiert. Sie haben aber die Bekanntschaft derjenigen nicht gemacht, die, führend in der Frauenbewegung, Deutschland hinter sich haben, die an der Spitze des Bundes deutscher Frauenvereine stehen. Jene großen Namen, auf welche die Frauenwelt mit Stolz blicken darf, fehlen, die jener Frauen, deren sachverständiger Leitung und energisch geführtem Vorsitz ähnlicher Versammlungen oft genug Anerkennung geworden ist.

Und das Publikum kommt wohl vom Rathause, wie es hinaufgegangen — es hat sich unterhalten, aber es hat den radikalen Rednerinnen wie den reaktionären Gedanken der anderen Beifall gezollt, gleich stark; es hat die Emphase höher geschätzt, als den Geist; eine eigene Meinung hat es nicht bewiesen. Der Internationale Kongreß in Berlin hat keinen Mißerfolg bedeutet, wie ihm die Gegner der Frauenbewegung prophezeiht, er mag auch mancher einzelnen Frau Anregung zum Nachdenken über die Lage ihres Geschlechts geben; es ist aber der volle Erfolg noch nicht, den man zu erwarten gehabt hätte, wäre er noch Jahre hinausgeschoben worden in eine kommende Zeit, wo der Boden besser bearbeitet und günstiger war und Beschlüsse von weitester Bedeutung gefaßt werden konnten.

Erwerbsthätigkeit.

Frauenarbeit im Gebiete der Buchbinderei.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Seitdem das Kunſthandwerk in ſeinen verſchiedenen Zweigen auch in Deutſchland endlich wieder aus dem langjährigen Hindämmern erwacht iſt und neu pulſierendes Leben zeigt, hat ſich mit dem Angebote beſſerer Leiſtungen auch der Geſchmack des Publikums in den letzten Jahrzehnten derart geläutert, daß die Herſtellung beſſerer Arbeiten erfreulicher Weiſe zur Notwendigkeit wurde. Das gilt auch von der Buchbinderbranche. Und in dieſer bietet ſich den Frauen (auch der gebildeten Stände, ja Bildung und verfeinerter Geſchmack würden ſich hier vortrefflich verwerten) ein neues Arbeitsfeld dar, das ſie ſich nicht entgehen laſſen ſollten. Da die eigentliche Buchbinderei wegen der dabei notwendigen Handhabung ſchwerer Maſchinen eine nicht geringe Körperkraft erfordert, ſo dürfte ſich die Ausführung der Geſamtbuchbinderei, im gewöhnlichen Sinne genommen, nicht für Frauenhand eignen. Dagegen bietet die kunſtgewerbliche Seite der Buchbinderei, die ſich jetzt ſo vielſeitig entwickelt und einen hohen Aufſchwung genommen hat, eine um ſo lohnendere Arbeit, bei welcher der den Frauen eigene Geſchmack, ihr Schönheitsſinn und ihre Handgeſchicklichkeit ſehr zur Geltung kommen.

Wir wollen hier einige der geeigneten Zweige herausgreifen. Und zwar zuerſt die Handvergoldung, mit der man ja heute vielfach nicht nur den Rücken eines Buches ſchmückt, ſondern auch deſſen Decken künſtleriſch ausſtattet. Der Titel giebt uns nicht nur den Namen des Buches und ſeines Verfaſſers an, ſondern die auf beſſeren Werken angebrachte Dekoration deutet in ſtilvoller Weiſe ſchon auf den Inhalt hin.

Ein beſonderes Talent iſt zum Erlernen des Vergoldens nicht unbedingt erforderlich, denn auch Fleiß und Ausdauer können es zu einer befriedigenden Technik bringen, wenngleich hier, wie überall, eine talentvolle Hand Hervorragenderes leiſten wird. Kenntniſſe im Zeichnen, in der Geometrie, der Farbenlehre und den Stilarten kommen hierbei — wie überhaupt die ganze Allgemeinbildung — zur Geltung, da es häufig gilt, für wiſſenſchaftliche oder fremdſprachliche Werke die entſprechende Dekoration zu finden. Die Beſichtigung der Muſeen, kunſtgewerblicher Inſtitute, Ausſtellungen größerer Städte werden gleichfalls dieſer Arbeit zu Gute kommen, da ſie den Geſchmack läutern und die Erfindungsgabe vervollkommnen. Fernere Bedingungen ſind peinlichſte Sauberkeit, Geduld und ein ausgeprägter Ordnungsſinn, denn das Hantieren mit den verſchiedenen Handwerkszeugen, die Behandlung der oft ſo feinen Gravierungen, die Anwendung des Goldes verlangen ſorgſamſte Akkurateſſe. Die erforderlichen Werkzeuge wie: Fileten, Rollen, Stempel, Vogen, Schriften, Gas- oder Spirituslampe, Goldkiſſen, Meſſer, Schriftkaſten, Näpfchen, verſchiedene Schwämme und Pinſel, Falzbein, Zirkel, Lineal, Winkel, Baumwolle, Gummi elaſtikum ꝛc. ſind nicht allzu koſtbar.

Die Anwendung des Handvergoldens geſchieht auf den verſchiedenartigſten Stoffen wie: Papiere aller Art, Marmor-, Titel-, Gelatine-, Schreib-, Poſt-, Moiré- und Glacé-Papier, Kaliko, ferner auf allen Sorten Leder, Saffian-, Baſtard- oder imitiertem Kalbsleder, Pergament, Juchten, Wachstuch, Seide, Sammet, Aluminium, Silber ꝛc. Jedes Material will verſchiedenartig behandelt werden, und ſchon dieſer kurze Überblick zeigt die große Reichhaltigkeit der Anwendung. Ebenſo vielſeitig iſt die Verwendung der mit Golddruck verſehenen Stoffe. Mit den einfachſten Linien und Schriften bis zu den komplizierteſten Zeichnungen verſehen, finden ſie Verwendung auf Bücherdeckeln, Einbandmappen, Mappen aller Art, Taſchen, anderen Galanterie-Arbeiten; zu Umſchlägen mit kunſtvoller Ausſchmückung für Diplome und Widmungen ꝛc.

Ferner iſt die Lederauflage, der Lederſchnitt und die Lederpunzarbeit den Frauen als Erwerb warm zu empfehlen, beſonders ſeitdem es der Mode beliebte, die ſchönen, würdigen Leder-

Digitized by Google

arbeiten früherer Jahrhunderte wieder bei uns einzuführen. Die Lederauflage, auch fälschlich Ledermosaik genannt, steht mit der Handvergoldung in engem Zusammenhang. Diese Technik, im Verein mit der Handvergoldung, erfordert ebenso die peinlichste Sorgfalt und Aufmerksamkeit, um wirklich gute, saubere Arbeiten zu liefern. Ganz unerläßlich für das Verfertigen ausgelegter Lederarbeiten ist Kenntnis der Farbenharmonie, ferner gute, scharfe Augen und eine sichere, im Zeichnen geübte Hand, um die scharfen Messer geschickt zu führen und die gegebenen Konturen genau zu verfolgen. Ohne diese Vorbedingungen wird niemand im stande sein, dem Auge wohlthuende und den Schönheitssinn befriedigende Gebilde zu erzeugen. Die Schaufenster einer Großstadt mit all den prächtigen, altdeutschen Lederplastik-Arbeiten als Ornamente für Truhen, Wandschirme, Möbel, Wandbekleidungen, Schreib- und Zeichenmappen, Visite-, Brief- und Cigarrentaschen, Kassetten, Buchdeckel, ja auch zur Ausschmückung der Kleidung dienend, zeigen am besten, welch ein ausgedehntes Gebiet lohnender und gut bezahlter Arbeit sich uns hier eröffnet. Das erforderliche Werkzeug nebst erstem Ledervorrat kostet ungefähr 100 Mark. Die Lehrzeit dauert 2—4 Monate.

Ebenso sind Kenntnisse im Marmorieren und im Preßvergolden gut zu verwerten; jedenfalls ist es empfehlenswert, diese Spezialzweige mit zu erlernen. Weiter ist die Anfertigung von Galanteriearbeiten und speziell deren Dekorierung, Plüschumrandung u. s. w. anzuraten. In dies Fach schlagen alle die Handarbeiten, die in Taschen, Kästchen, Mappen, Ständer, Wandschirme u. s. w. eingelassen werden sollen; jede Dame weiß, wie hoch man diese letzten Handgriffe bei den Handarbeiten bezahlen muß, wie viel derartiges schon allein das Weihnachtsfest verlangt. Ist nun eine solche Werkstätte, besonders als Ersatz in der stillen Geschäftszeit, mit dem Verkauf von feinen Papeterien, Schreibmaterialien, Luxuspapier und Galanteriewaren verbunden, so ist auch hier ein angenehmer Lebenserwerb gesichert.

Das erforderliche Anlagekapital würde für feinere Buchbinderarbeiten etwa 500—600 Mark betragen. Dann wäre noch in kleineren Städten eine Kleindruckerei für Visitenkarten, Anzeigen, Einladungen, Widmungen damit zu verbinden, die auch gewinnbringende Arbeit sichert, da dergleichen Aufträge gern in Buchbindereien aufgegeben werden.

Ganz besonders würden mittelgroße Städte den Frauen Aussicht bieten, die erlernten Fertigkeiten mit Erfolg zu verwerten, da in diesen noch wenig Werkstätten für derartige feine Arbeiten vertreten sind. Aber auch hier, wie überall, empfiehlt es sich, daß die Frauen möglichst den gleichen Bildungsweg wie die Männer durchmachen, um Tüchtiges, nicht nur Stümperhaftes, zu erlernen. Die bedeutendste Lehranstalt dieser Branche, die wir in Deutschland haben und die seit ihrer Begründung einen Ruf ersten Ranges besitzt, hat sich bereit erklärt, auch Frauen ihre Lehrkurse zu eröffnen. Es ist dies die Lehranstalt für Handvergoldung (erste deutsche Fachschule für Buchbinderei) von Horn und Patzelt in Gera. Keine Anstalt bietet eine so vortreffliche, gediegene und vielseitige Ausbildung für alle Zweige der Buchbinderei. Der praktische Unterricht geht mit dem theoretischen stets Hand in Hand, die Dauer desselben hängt von der Befähigung des Schülers ab; es werden im allgemeinen zum Erlernen der Handvergoldung circa 2 Monate nötig sein. Das Schulhonorar beträgt pro Monat 30 Mark. Der Lehrplan zerfällt in drei Haupt-Abteilungen.

A. Praktischer Unterricht.

I. Handvergoldung:
   a) Rückendruck
   b) Titeldruck
   c) Dekorationsdruck
   } von den einfachsten bis zu den schwierigsten Mustern.

II. Lederauflage mit Handvergoldung:
   a) Rückendruck b) Dekorationsdruck.

III. Der regelrechte Büchereinband, der Halb- und Ganzfranzband nach den besten und solidesten Manieren.

B. Theoretischer Unterricht.

IV. Flach-Ornamentik.

V. Freihand- und technisches Zeichnen.

VI. Vorlesungen über den Stil mit erklärenden Beispielen.

C. Auf besonderen Wunsch wird gelehrt:

VII. Intarsia-Ledermosaik.

VIII. Lederplastik.

IX. Farbige mit Gold verzierte Schnitte, Goldschnitte, ziseliert und gemalt.

X. Marmorschnitte.

XI. Preßvergoldung.
   a) Blind-, Gold-, Schwarz- und Reliefdruck.
   b) Farbiger und Irisdruck.
   c) Bronzedruck.

Spezialkurse:

1. Marmorieren (Dauer 14 Tage).
2. Gold- und Zierschnitte (Dauer 4 Wochen).
3. Preßvergolden (Dauer 6 Wochen).
4. Lederschnitt (mindestens 2 Monate).

Das Schulhonorar beträgt auch für diese Spezialkurse pro Monat 30 Mark; 15—25 Mark werden durchschnittlich monatlich für das Arbeitsmaterial gebraucht.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Statistik des Familienstandes** wird, wie man amtlich erfährt, leider auf die Ergebnisse der Volkszählung von 1895 nicht mehr ausgedehnt werden. Und doch ist dieser Teil der Statistik von grundlegender Wichtigkeit für die Beurteilung der Frauenfrage. In den verschiedenen Broschüren und Aufsätzen zur Frauenfrage findet man deshalb immer wieder die Ehestatistik herangezogen, allerdings mit merkwürdig verschiedenen Ergebnissen Es dürfte deshalb von Interesse sein, die genaueren Ergebnisse der letzten derartigen Statistik nach amtlichen Mitteilungen zusammenzustellen. Wir entnehmen das Material der Schrift von Prof. D. Zimmer, Der Ev. Diakonieverein, 3. Aufl. S. 1 f. Darnach wurden am 1. Dezember 1890 im deutschen Reiche weibliche Personen gezählt:

Im Alter von . . bis unter . . Jahren	Ledige	Verheiratete	Verwitwete	Geschiedene	Zusammen
15—18	1 518 406	4 030	98	3	1 522 537
18—20	859 708	27 895	265	24	887 892
20—21	413 844	45 056	375	33	459 308
21—25	1 174 838	512 558	4 871	782	1 693 049
25—30	692 928	1 186 398	20 437	3 201	1 902 964
30—35	332 794	1 338 572	47 842	6 054	1 725 262
35—40	198 935	1 202 742	82 347	7 418	1 491 442
40—45	158 461	1 094 358	131 887	7 790	1 392 496
45—50	132 756	940 826	186 620	6 911	1 267 113
Zusammen 15—50	5 482 670	6 352 435	474 742	32 216	12 342 063
18—50	3 964 264	6 348 405	474 644	32 213	10 819 526
21—50	2 690 712	6 275 454	474 004	32 156	9 472 326

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** wird in Sachen des bürgerlichen Gesetzbuches eine Petition an den Reichstag richten, zu der schon jetzt Unterschriften gesammelt werden. Sie hat folgenden Wortlaut:

Das neue bürgerliche Gesetzbuch versagt der Ehefrau im Widerspruch mit der ganzen sozialen Entwicklung der letzten Jahrzehnte die wirtschaftliche Selbständigkeit und die Stellung in der Familie, welche ihr in einem modernen Kulturstaate zukommt.

Es versagt ihr nach dem gesetzlichen Güterrecht die Verwaltung und Nutznießung ihres eingebrachten Vermögens und stellt sie dadurch nach dieser Richtung thatsächlich den Unmündigen gleich.

Es verweigert der Mutter den vollen Anteil an der elterlichen Gewalt und dadurch einen auch durch das Gesetz anzuerkennenden, von der Sitte bereits begründeten Einfluß auf das Schicksal ihrer Kinder, welchen sie so gut wie der Vater beanspruchen kann.

Es versagt den unehelichen Kindern dem Vater gegenüber diejenige rechtliche Stellung, welche Menschlichkeit und Gerechtigkeit erfordern.

Wir bitten demnach einen hohen Reichstag, das Familienrecht des bürgerlichen Gesetzbuches einer Revision zu unterziehen und insbesondere:

a) als gesetzliches eheliches Güterrecht die Gütertrennung einzuführen,
b) die elterliche Gewalt der Mutter nicht nach, sondern in Gemeinschaft mit derjenigen des Vaters wirken zu lassen,
c) der Mutter eines unehelichen Kindes die elterliche Gewalt über dasselbe zu gewähren und event. Zuordnung eines Beistandes, und die Ansprüche eines unehelichen Kindes seinem Vater gegenüber gerechter zu normieren.

* **Die Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin,** die bekanntlich zu Ostern einen so durchschlagenden Erfolg mit der glücklich bestandenen Maturitätsprüfung ihrer ersten sechs Schülerinnen erzielten, eröffnen diesen Herbst einen neuen Kursus. Die erste Aufnahmeprüfung hat schon Ende September stattgefunden, die zweite findet am 12. Oktober, unmittelbar vor Beginn der Kurse, statt. Meldungen sind an die Leiterin der Kurse, Frl. Helene Lange, Berlin W. Derfflingerstraße 23 zu richten.

Digitized by Google

* **In London** sind nach angestellten Berechnungen 360 000 Frauen in Geschäftshäusern beschäftigt, darunter 60 000 als Comptoirbeamte.

* **Die amerikanische Präsidentenwahl** bringt die Frage des Stimmrechtes für die Amerikanerinnen wieder in den Vordergrund. Die republikanische Partei erklärt, daß sie die Rechte und die Interessen der Frauen anerkennt. Eine Resolution, am 17. Juni in einer großen Versammlung in St. Louis angenommen, wo allein 400 000 Mitglieder der Temperance Union ihre Zustimmung erklären ließen, enthielt folgenden Satz: „Das Interesse der amerikanischen Industrie verlangt gleichen Lohn für gleiche Arbeit und Schutz des Familienlebens."

* **Totenschau.** Frieda Freifrau v. Lipperheide ist am 12. September plötzlich am Gehirnschlage im Alter von 56 Jahren gestorben. Sie hat sich um die Reform der weiblichen Handarbeit und damit um unzählige weibliche Existenzen durch vorzügliches theoretisches Unterweisungs- und Anleitungsmaterial sowie durch die Erneuerung mustergiltiger alter und Erfindung neuer Techniken hervorragende Verdienste erworben. Was sie als Persönlichkeit bedeutete, werden wir noch in einem eingehenden Artikel zeigen.

Für Haus und Familie.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— **Vom Sparen im Kindesalter.** Sollen Kinder sparen? Ganz gewiß! Je früher sie damit beginnen, um so besser. Aber was und wovon sollen jüngere Kinder sparen? Sie haben ja nichts. — Doch! Bisweilen haben sie etwas, beispielsweise einen Groschen, den ein vom pädagogischen Standpunkte nicht ganz einwandfreier Onkel dem kleinen Buben schenkt mit den Worten: „Da, mein Junge, kauf dir was!"

Ein Zehnpfenniger repräsentiert in den Augen eines jungen Kindes ein kleines Vermögen. Freudestrahlend bringt es ihn seinem Mutterchen, und es wäre vielleicht unweise, das Kind zu Gunsten der Sparbüchse auf das ganze Geschenk Verzicht leisten zu lassen. — Der Kleine würde wahrscheinlich ein zweites Mal in der Stille eine Näscherei kaufen, sein Mutterchen also der vollendeten Thatsache gegenüber stellen, und um seiner Leckerhaftigkeit willen getadelt, einer zukünftigen Moralpauke dadurch zu entgehen suchen, daß er das Lebkuchenherz, oder was sonst sein kleines Herz erwählt, nicht nur heimlich kauft, sondern auch heimlich verzehrt. — Nein, es ist schon besser, die Mutter gestattet, daß die eine Hälfte des Geldgeschenks im Sinne des Gebers verwendet werde, wenn auch nicht zu einer Näscherei, das andere Fünferchen aber läßt Heinz durch den bekannten Schlitz in die geheimnisvolle Tiefe des Spartopfes gleiten, allwo die Kupfermünzen und die Nickel bereits vergnüglich klimpern. Dafür kann man zu Weihnachten oder zu Vaters Geburtstag allerhand hübsche Dinge kaufen, — und es ist so nett, wenn man in der Zeit des Bedarfs gleich weiß, woher das Geld holen.

Neulich durfte Heinz dem Sparschatz zwanzig Pfennige entnehmen, um dem Sohne der armen Waschfrau, den der Lehrer wiederholt um seiner zerbrochenen Schiefertafel willen gescholten, eine neue zu kaufen; und als das Feuer im Nachbardorfe war, hat Heinz am anderen Tage die Mutter begleitet und der bedauernswerten Familie, die all ihre Habe verloren hatte, ein Scherflein aus der Sparbüchse selbst überreicht.

Kinder sollen sparen, nicht um Schätze zu sammeln, sondern um ihre Lieben erfreuen und den Dürftigen mitteilen zu können.

Wenn so zwischen dem zehnten und zwölften Jahre in der Schule die Zinsrechnung daran kommt, ist es Zeit, die Kinder mit der segensreichen Einrichtung der Sparkasse näher bekannt zu machen. Nota bene ein Sparkassenbuch mit womöglich regelmäßigen Einlagen von Seiten der Eltern muß in diesem Alter ein Kind längst besitzen.

Es empfiehlt sich, dem Kinde, welches für sich ja noch keine Einkünfte hat, daher Einzahlungen nicht wohl leisten kann, die elterlichen Ersparnisse zu persönlicher Besorgung auf die Sparkasse anzuvertrauen. Es lernt dadurch Freude empfinden an dem allmählichen aber sicheren Anwachsen des kleinen Kapitals, ersieht, wie nicht nur die Einlagen, sondern auch Zins und Zinseszins dasselbe mehren; es lernt sorgsam umgehen mit einem Wertobjekt, — denn immer und immer wieder wird ihm eingeschärft, wie der Verlust des Sparkassenbuches den Verlust der Ersparnisse nach sich ziehen würde — es lernt endlich die Güte der Eltern erkennen, welche vielleicht unter persönlichen Opfern ihm, dem Kinde, einen Notpfennig sichern wollen.

In dem großen Industrieort, in dessen Nähe die Schreiberin dieser Zeilen lebt, besteht die segensreiche Einrichtung der Konfirmandensparkassen, deren während der Schuljahre eines Kindes bewirkte Einzahlungen den Eltern desselben ein Vierteljahr vor der Konfirmation mit Zinseszins zurückerstattet werden. Um auch ganz Unbemittelten den Beitritt zu ermöglichen, ist der Mindestbetrag pro Monat und Kind auf 25 Pfennige festgesetzt. Ein Kassenbote holt an jedem Monatsersten das Geld gegen Quittung ab und übergiebt es der städtischen Sparkasse. Abhebungen vor der Konfirmation des betreffenden Kindes sind unzulässig.

Auf diese Weise erhielt eine arme Frau, die für ihre Tochter während deren achtjährigen Schulzeit pro Monat regelmäßig fünfzig Pfennige eingezahlt hatte, nicht nur den Betrag der bescheidenen Konfirmationskleidung, es blieb auch noch eine Kleinigkeit übrig, die sie dem Mädchen in Gestalt eines Sparkassenbuches mit in ihre dienstliche Stellung geben konnte.

Sollte die Idee der Konfirmandensparkassen nicht eine fruchtbare und den weitesten Kreisen zu empfehlende genannt werden dürfen? A. B.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Badische Frauenverein

hat eine nachahmenswerte Einrichtung getroffen, über die uns eines seiner Mitglieder, Frl. M. Wollmar, nachfolgende Mitteilungen zugehen läßt.

„Auf Anregung des Artikels im Juniheft der „Frau" über das Kostkinderwesen, möchte ich Gelegenheit nehmen, auf Einrichtungen aufmerksam zu machen, die sich hier in Heidelberg, innerhalb des Verbandes des Badischen Frauenvereins bis jetzt recht gut bewährt haben. Die VI. Abteilung des Vereins hat sich die Aufgabe gestellt, Aufsicht zu führen über die Kinder — Waisen und Halbwaisen —, die gegen entsprechende Entschädigung in sich freiwillig dazu meldenden Familien untergebracht sind. Nach dem Jahresbericht von 1895 stellt sich diese Abteilung aus 31 Damen zusammen, inkl. Vorsitzende, Schriftführerin und Rechnerin, unter welche 245 Kinder verteilt sind, und zwar nach Maßgabe der Lage der resp. Wohnungen und auch der Zeit, die jede Dame auf diese Thätigkeit verwenden kann. Eine jede übernimmt hiermit die Verpflichtung, für eine zweckmäßige körperliche Verpflegung, aber auch für eine geordnete Gesamterziehung der ihr überwiesenen Kinder einzustehen. Die Unterbringung derselben ist Aufgabe der polizeilichen Aufsichtsbehörde, die sich davon zu überzeugen hat, ob die in Aussicht genommenen Pfleger bürgerlich unbescholtene Leute sind und sich auch in solcher ökonomischen Lage befinden, daß sich, besonders in Bezug auf die Wohnung, mit einiger Sicherheit annehmen läßt, daß die Kinder in eine ihrer Entwicklung günstige Umgebung versetzt werden. Ein wirkliches Eindringen in die Art derselben ist doch aber erst der Aufsichtsdame möglich, der durch feste Vereinbarung die Möglichkeit gegeben ist, das Kind zu jeder Tageszeit bei seinen Pflegern aufzusuchen. Wie oft dies zu geschehen hat, hängt von dem Ermessen der betreffenden Dame ab; ein kränkliches Kind, oder ein solches, dessen Umgebung irgendwie Mißtrauen erweckt, muß natürlich öfter besucht werden, als ein Kind, dessen Gedeihen von selbst für die Güte der Pflege spricht.

In jedem Monat findet eine gemeinschaftliche Sitzung statt, im Zusammenschluß mit den Beiräten, welche sind: 1. der Bürgermeister als Vertreter der städtischen Armenpflege, 2. der Amtmann, als Vertreter des Bezirksamtes (Polizei), 3. ein dem Kreisausschuß zugehöriger Herr und 4. der Bezirksarzt; da die Kinder sich nach ihrer Herkunft einteilen: in städtische Waisen und Halbwaisen, von der Stadt unterhalten; kreisarme und verlassene Kinder, vom Kreis unterstützt und endlich die Kinder lediger Personen, welche, weil in Stellung, diese fremder Pflege überlassen müssen und hier unter polizeilicher Kontrolle stehen (Bezirksamt). Durch die Berichte der Damen in diesen Sitzungen und die persönliche Rücksprache mit den Vertretern der Behörden ist die Möglichkeit gegeben, eine immer größere Personen- und Sachkenntnis herauszubilden, die bei dem schwierigen Amte der Aufsichtsdamen sehr notwendig ist. Das Pflegekinderwesen hat sich allmählich zu einer Art Gewerbe herausgebildet, besonders für die Frauen und Witwen, denen es wegen Kränklichkeit oder ihrer Familienverhältnisse wegen nicht möglich ist, außerhalb des Hauses dem Erwerb nachzugehen. Der Gewinn, der für sie dabei abfällt, ist allerdings in den allermeisten Fällen nur gering oder fällt in manchen wahrscheinlich ganz weg, da das Kostgeld durchschnittlich 15 Mark monatlich beträgt, oft sogar bis auf 10 Mark hinuntergeht, selten 20 Mark erreicht und nur in Ausnahmefällen bis auf 30 Mark steigt. Aber die Leute empfinden es schon als Annehmlichkeit, zu bestimmten Zeiten, z. B. wenn die Miete fällig wird, eine größere Summe Geldes in den Händen zu haben.

Aus diesem Umstande heraus erwächst doppelt die Notwendigkeit, eine wachsame Aufsicht zu führen, um vor allem zu erkennen, mit was für Menschen man in den Pflegern zu thun hat. Nur Redlichkeit und Gutherzigkeit sichert schließlich dem Kinde eine ausreichende körperliche Pflege und den günstigen sittlichen Einfluß, der gefordert werden muß. Stellt sich heraus, daß diese Sicherheit fehlt oder thun sich gar geheime Schäden in der Lebensführung der Pfleger auf, dann ist es Pflicht der Aufsichtsdame, davon Mitteilung zu machen und bei den betreffenden Behörden auf Untersuchung des Falles und schließlich auf Wechsel der Pflege zu dringen.

Bei Krankheitsfällen der Kinder steht eine Kasse zur Verfügung, die ihre Einnahmen aus den Erträgen der Sammlungen des Frauenvereins bezieht. Sie gewährt den Aufsichtsdamen die Mittel, bei etwa notwendig werdender kräftigerer Ernährung helfend einzugreifen. Die ärztliche Behandlung wie die Medikamente sind frei und werden durch die hiesige Universitäts-Poliklinik nach Uebereinkunft mit der städtischen Armenbehörde gewährt. Seit einigen Jahren besteht auch die Einrichtung, daß kränkliche Kinder, deren Arzt die Kur für wünschenswert hält, auf Kosten der Armenpflege der Stadt oder des Kreises in das nahe Solbad Rappenau geschickt werden,

wo sie in dem Kinderbad Siloah während eines Monates im Sommer Aufnahme und Pflege finden. Zur Weihnachtszeit fließen dem Verein reichliche Spenden an Geld und allerlei Gegenständen zu. Dieselben werden unter die Aufsichtsdamen verteilt, die sie je nach den verschiedenen Bedürfnissen der Kinder an die Pfleger abgeben, die ihren Pfleglingen damit eine Weihnachtsfreude bereiten.

Nun haben die Besuche bei den Pflegern auch noch die andere gute Wirkung, daß sich oft ein vertraulicheres Verhältnis zwischen diesen und der Aufsichtsdame herstellt. Manche Gelegenheit wird derselben geboten, in schwierigen Lagen mit Rat und That helfend beizuspringen, sie lernt in der Unterhaltung, durch das Eindringen in die Freuden und Leiden der kleinen Leute deren Auffassungs- und Lebensweise kennen, sie kann aufklärend und erziehend einwirken, aber auch manchmal — lernen. Denn unstreitig ist ein stark hervortretender Zug gerade in diesen Kreisen die große Hilfsbereitschaft untereinander; sie stehen der Not näher und fühlen lebhafter die Notwendigkeit gegenseitiger Unterstützung. Das tritt nun auch den Pflegekindern gegenüber oft genug hervor. Wie oft, wenn ein Kind auch nur 1—2 Jahre in Pflege war, ist die Anhänglichkeit an dasselbe stark genug geworden, um sich nicht mehr von ihm trennen zu wollen, auch wenn eine ungetreue Mutter es im Stich läßt und damit das Kostgeld ausbleibt. Es kommt ja nur selten vor, daß der Vater für das uneheliche Kind eintritt, und ebenso selten kann er gesetzlich herangezogen werden. Für die Mutter allein ist es meistens nur mit der größten Opferwilligkeit möglich, die Kosten aufzubringen, bei zu geringem Lohn oder zeitweiliger Arbeitslosigkeit ist sie dazu überhaupt nicht mehr imstande, wenn sie kein Vermögen besitzt. In solchen Fällen soll, gemäß gesetzlicher Regelung, die Heimatsgemeinde für das Kind sorgen. Meistens werden dann die Kinder, besonders, wenn es sich um Dorfgemeinden handelt, eingefordert, um sie gegen geringeres Entgelt im eignen Orte unterzubringen. Dagegen sträuben sich dann die Pfleger, und solch ein Vorgehen der Behörden kann in der That grausam werden, wenn es sich um ein schon älteres Kind handelt, das seit den ersten Lebenstagen in der Familie der Pfleger aufgewachsen und darin festgewurzelt ist, oder auch wenn die Pflegemutter etwa eine alleinstehende Frau war, die nun, nach der natürlichen Entwicklung der Dinge, vom Ziehkinde Unterstützung in der Arbeit und Pflege bei eintretender Gebrechlichkeit erwartet. In solchen Fällen wird häufig der Entschluß gefaßt, das Kind unentgeltlich zu behalten, und gewiß meistens zu seinem Segen. Für die Gemütsentwicklung kann es nur heilsam sein, wenn dem Kinde das Heimatsgefühl erhalten bleibt, das Gefühl fester Zugehörigkeit zu dem Kreise, in dem es aufgewachsen ist, und es verstößt eigentlich gegen das Prinzip der Familienerziehung, wenn gewaltsame Trennungen nur aus pekuniären Rücksichten, die oft von recht geringem Belang sind, herbeigeführt werden. Hier ist Gelegenheit für die Privatwohlthätigkeit, die leicht soviel Schaden anrichtet, sehr nützlich einzugreifen.

Mit dem 14. Jahre hört die Beaufsichtigung auf. Die Knaben werden in eine Lehre gethan, und für die heranwachsenden Mädchen tritt, wenn die Lage der Verhältnisse es wünschenswert macht, hier in Heidelberg die „Mädchenfürsorge" ein, die die Kinder in der Dienstbotenschule der V. Abteilung des Frauenvereins einen einjährigen Kursus durchmachen läßt und dann dafür sorgt, daß sie in einen geeigneten Dienst treten. Verhängnisvoll wirkt in diesen Jahren manchmal, daß die Kinder, wenn Waisen und ohne Vermögen, keinen gesetzlichen Vormund haben. Es sind Fälle vorgekommen, wo sonst wohlmeinende, doch zu schwache und einsichtslose Pfleger gewissenlosen Dienstvermittlerinnen in die Hände gefallen waren, und nur ein gesetzlich gestellter Vormund erfolgreich dagegen auftreten konnte. Nun kostete es unendliche Schwierigkeiten, einen solchen nachträglich aufzustellen, einmal wegen der zu erfüllenden, sehr umständlichen Formalitäten, andererseits auch aus rein praktischen Gründen, weil die dazu herangezogenen Handwerker wenig Interesse und Geneigtheit für dies Amt zeigten. Was ging sie das fremde Kind an! Wäre es da nicht das Richtigste, wenn die betreffende Aufsichtsdame, die das Kind heranwachsen sah und allmählich ein persönliches Interesse für dasselbe gewann, sofern sie gewillt dazu wäre, als gesetzliche Vormünderin die Überwachung auch ferner in der Hand behielte? Zum Glück wird das neue bürgerliche Gesetzbuch, wenn es auch an der Unmündigkeit der Ehefrau festhält, die Möglichkeit der Übernahme einer solchen Vormundschaft geben."

Bücherschau.

„Dante." Von J. A. Scartazzini. (21. Band der Serie „Geisteshelden" herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Ernst Hofmann u Co. Preis 2,40 Mark.) Seit der 13./15. Band der Bettelheimschen Sammlung, der Meyersche Goethe erschien, ist uns in „Luther", „Cotta", „Darwin", „Montesquieu" eine Reihe vorzüglicher Arbeiten geboten worden, denen sich die vorliegende in würdiger Weise anreiht. Wie die früheren, so soll auch diese Biographie nicht kritisch-wissenschaftlichen Zwecken dienen, sondern populärer Belehrung; sie stellt daher zusammen, was an positiven Thatsachen aus dem Leben des Dichters bekannt ist und beschränkt sich auch seinem großen Gedicht gegenüber auf eine klare, übersichtliche Inhaltsangabe und einen Blick auf Quellen, Form, Sinn und Zweck der Dichtung, ohne sich mit dem Heer der Ausleger in fruchtlose Kontroversen einzulassen. Gerade in dieser Beschränkung aber scheint das Buch sehr geeignet zu einer vorläufigen Einführung im Wesen und Gedankenkreis des Dichters, ehe man sich an ein eigenes Studium seines Weltgedichtes macht. Dazu sei es warm empfohlen.

„Novalis." Eine biographische Charakteristik von Just Bing. (Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß, Pr. 4 M.) Bing folgt in seinem „Novalis" dem modernen Zug, dem wir den Bielschowskyschen und

Heinemannschen Goethe, den Wychgramschen Schiller verdanken: den Menschen vor uns lebendig werden zu lassen, aus dessen Wesen der Dichter doch erst zu erklären ist. Bei Hardenbergs ganzer Persönlichkeit erscheint das für einen modernen Litterarhistoriker doppelt schwer. Aber Bing ist es gelungen, den Schlüssel zu seiner Eigenart zu finden; er vermag dem eigentümlichen phantastischen und doch gedankentiefen Innenleben Hardenbergs gerecht zu werden und es verständlich zur Darstellung zu bringen. Aus ihm heraus entwickelt er folgerichtig die Dichtungen. Wer Hardenberg wirklich kennen lernen will, wird an Bings Buch nicht vorbeigehen können. Es ergänzt die in großen Zügen gegebenen Andeutungen Hayms und Diltheys über diese eigenartige Dichternatur.

„Licht und Schatten." Eine Hamburger Geschichte von Charlotte Niese. (Leipzig, Fr. W. Grunow. Pr. el. geb. 5 Mark.) Die Verfasserin der mit Recht so günstig aufgenommenen Bilder und Skizzen: „Aus dänischer Zeit," bietet uns hier eine jener behaglichen Geschichten ohne allzu raffinierte Probleme, bei denen man immer wieder gern ausruht. Behaglich, obwohl die Hamburger Cholerazeit den düstren Hintergrund bildet. Aber man kann mit den Menschen empfinden, da sie keine komplizierten Übermenschenzüge tragen, und man wird nicht jäh von einer Stimmung in die andre gestürzt, sondern die Erzählung fließt in gleichem Tempo wie das wirkliche Leben. Eine freundliche Hand, die die Geschicke, insbesondere der Liebenden lenkt, ist zwar nicht zu verkennen, aber gerade dafür wird ein dankbares Publikum nie aussterben. Und mit mehr Liebe noch als das junge Pärchen der Erzählung ist die gute „Tante Tine" gezeichnet, eine jener rührenden Seelen, die, äußeren Reizes bar, in stiller Selbstaufopferung nur andren dienen. Sie finden heutzutage, wo nur das Abnorme lockt, selten genug ihren Entdecker.

„Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins." Ein Auskunftsbuch, herausgegeben von der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. (Berlin, Carl Heymann, Preis 3 Mark.) Die Redensart von der „ausgefüllten Lücke" ist hier einmal nicht Redensart. Wer irgendwie für sich oder andere mit Armenpflege, Wohlfahrtseinrichtungen, Stiftungen und Legaten in Berlin zu thun hatte, hat bei der Weitschichtigkeit und Unübersichtlichkeit des Stoffs einen Führer schmerzlich vermißt. Ein solcher bietet sich ihm hier dar. Den Grundstock des Buches bildeten die von der Begründerin und Leiterin der Auskunftsstelle, Frau Jeannette Schwerin, im Verfolg ihrer Arbeiten angelegten Sammelmappen, die ein reiches, von ihren Mitarbeitern dann weiter ausgebautes und ergänztes Material boten. Diese Entstehung aus der praktischen Arbeit heraus merkt man dem Buche an. Schon die äußere Anordnung ist sehr übersichtlich; ein höchst sorgfältig angelegtes Sachregister erleichtert den Gebrauch noch mehr. Kein Berliner Verein und niemand, der Rats- und Hilfsbedürftigen ein zuverlässiger Berater sein will, wird das Buch entbehren können, das nebenbei eine interessante soziale Studie bildet.

Das im Spemannschen Verlage erscheinende **„Museum"** (Redaktion: Richard Graul und Richard Stettiner, Berlin) hat in seinen Lieferungen 8—13 wieder eine Anzahl feinsinnig ausgewählter Blätter veröffentlicht. Wir erwähnen nur: Rubens Selbstporträt und das seiner zweiten Gattin Helene Fourment, die Medusa Ludovisi, Tizians Himmlische und Irdische Liebe, die Athenagruppe vom Zeusaltar aus Pergamon, Donatellos heiligen Georg, Raffaels Sixtina, die Laokoongruppe, Michelangelos Grabmäler des Guiliano und des Lorenzo de' Medici, Rubens Maria mit dem Kinde, eine Landschaft von Camille Corot, Liotards Schokoladenmädchen und Albrecht Dürers Selbstporträt. Die Ausführung der Bilder ist eine überaus sorgfältige, so daß der Preis von 1 Mark pro Lieferung als ein sehr geringer bezeichnet werden muß. Unter den Textbeilagen befinden sich wertvolle kleine kritische Essays; u. a. möchten wir auf „Die Nachfolger der van Eyck" von Max J. Friedländer und „Porzellanfiguren" von Julius Lessing hinweisen.

„Lebens- und Charakterbilder deutscher Frauen." Für reifere Mädchen. Von Alice Boussет. (Berlin, L. Oehmigkes Verlag. El. geb. 3 Mark.) Die Bibliothek des Vereins zur Reform der Litteratur für die weibliche Jugend hat mit vorliegendem Buch ihren zweiten Band veröffentlicht. (Der erste: „Vor Tagesanbruch" von Sophie Stein, erschien im gleichen Verlag.) Der Gedanke, die reifere weibliche Jugend in das Leben hervorragender deutscher Frauen einzuführen, ist ein sehr glücklicher und zeitgemäßer. Frau Boussет hat es auch verstanden, geeignete Persönlichkeiten auszuwählen, nur hätten wir statt der fast unbekannten Ida Speyer die hochbedeutende Luise Otto-Peters als Kulminationspunkt des Buches gewünscht. Besonders interessant sind die Lebensbilder von Karoline Herrschel und Dorothea Schlözer. Hoffentlich findet sich das hübsch ausgestattete Buch zu Weihnachten an Stelle der üblichen „Helm" und „Clara Cron" auf manchem Bachtischchentische.

„Der erste Beste, die Neuenhofer Klucke, Maria Neander." Drei Erzählungen von D. Verbeck. (Leipzig Fr. Wilh. Grunow. Preis el. geb. 6 Mark.) Es ist ein feines Erzählertalent, das aus den kleinen Erzählungen spricht, von denen jede ein andres Genre repräsentiert. Die erste ist ein feines psychologisches Gemälde von geschickter Komposition; die zweite ein fesselndes Genrebildchen nicht ohne bittren Humor, während die dritte eine Kraft verrät, der auch die Ausgestaltung tragischer Konflikte nicht mißlingt. Die Darstellung ist einfach, ohne Effekthascherei, aber um so sicherer in ihrer Wirkung. Bei den Personen ist ein wenig Stilisierung nicht zu verkennen; dadurch sticht das Buch von der modernsten Richtung ab; das aber werden nicht alle bedauern.

„Der Evangelische Diakonieverein." Seine Aufgaben und seine Arbeit. Von Dr. Friedrich Zimmer. 3. Auflage. (Gerborn 1896. Verlag des Ev. Diakonievereins.) Das kleine Buch orientiert nicht nur über den Evangelischen Diakonieverein, der ja bekanntlich mit ungewöhnlicher Energie die Arbeit im Dienst des Gemeinwohls aufgenommen hat, sondern giebt auch in Bezug auf die Erwerbsthätigkeit der Frauen und Wohlfahrtseinrichtungen überaus nützliche Winke

„Die Frau im Kommunaldienſt.“ Vortrag von Frau Lippmann. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Pr. 60 Pf.) Im Anſchluß an eine inſtruktive hiſtoriſche Skizze zeigt die Verfaſſerin, die dieſen Vortrag auf dem 7. evangeliſch-ſozialen Kongreß in Stuttgart hielt, die Bedeutung der Frau für den Kommunaldienſt. Sie verlangt mit Recht für die Frau eine Stellung in der offiziellen Armenpflege, nicht nur bei Wohlthätigkeitsvereinen. Auf das Fehlen des weiblichen Einfluſſes iſt zum großen Teil mit die Verwilderung und Verwahrloſung der Jugend zu ſchieben, die dann ſpäter die Zuchthäuſer füllt. Es iſt lehrreich und beſchämend zugleich, daß in England, wo Frauen auch auf die öffentliche Knabenerziehung Einfluß üben, die Zahl der jugendlichen Verbrecher dauernd fällt, während ſie bei uns ſtetig ſteigt. Die Broſchüre ſei beſonders der Beachtung der Frauenvereine empfohlen.

„Deutſche Zeitſchrift für ausländiſches Unterrichtsweſen.“ Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. (Leipzig, A. Voigtländer. Jährlich 4 Hefte, Pr. 10 Mark.) Die Hefte III und IV, (ſowie ein Beiheft) enthalten wieder höchſt intereſſante Beiträge. Wir heben daraus hervor: Die ſchwediſche Volkshochſchule von Theodor Holmberg. — Wie nimmt man in England Stellung zu der Frage eigener Frauenuniverſitaten? Von Thereſe Dabis. — Die Bildungsanſtalten für Seminarlehrer und -Lehrerinnen in Frankreich von L. C. Bon (ein ganz beſonders intereſſanter Artikel, der mancherlei zu denken giebt) und: De l'enseignement des langues vivantes en France, M. Edme Arcambeau. — Sehr viel Lehrreiches bieten auch die kleineren, unter „Mitteilungen“ oder „Rundſchau“ gebrachten Artikel, ſowie die durchweg mit eingehender Sachkenntnis geſchriebenen Bücherbeſprechungen. Die Zeitſchrift iſt vorzüglich redigiert und für Fachleute, die ſich die Vorteile eines weiten Horizonts und vergleichender Studien auf dem Unterrichtsgebiet nicht entgehen laſſen wollen, unentbehrlich.

„Die körperliche Erziehung des weiblichen Geſchlechts“ mit beſonderer Berückſichtigung des

Anzeigen.

Die dreigeſpaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) koſtet 40 Pf.
bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“
Berlin S., Stallſchreiberſtraße 34/35.

Wer Milch nicht verträgt,

verſuche dieſelbe mit etwas **Mondamin** gekocht, eben nur ſo viel, daß ſie ein wenig ſeimig wird. Dies macht die Milch bedeutend leichter verdaulich. **Brown & Polson's Mondamin** hat einen eigenen Wohlgeſchmack und bürgt der vierzigjährige Weltruf dieſer berühmten ſchottiſchen Firma am beſten für die gute Qualität. **Mondamin** iſt zu haben in Packeten à 60, 30 u. 15 Pfg. in beſſeren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geſchäften. [29

St. Alban's College,

19, Lansdowne Crescent, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, ſchnellem Studium der engliſchen Sprache auf.
Penſionspreis, Unterricht eingeſchloſſen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorſteherin **Miß Bowen**; Frl. **Adelmann**, Vorſitzende des deutſchen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place; Frl. **Büttner**, Leiterin der Central-Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutſchen Lehrerinnen-Vereins, Leipzig, Pfaffendorferſtraße 17. (Frl. Büttner hielt ſich ſelbſt zum Studium in St. Alban's College auf.) [10

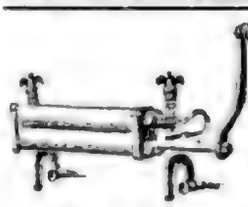
Kaiſer Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutſche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Verſicherung,
verſichert koſtenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entſprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Druckſachen verſendet
Die Direktion der Kaiſer Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerſtr. 85.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowſchen Reformkorſets,
ſowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorſet**, von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine ſchönere Figur als das geſundheitsſchädliche Panzerkorſet. Das **Reformkorſet** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider ſtatt auf den Hüften, durch die Achſeln tragen. Jede Dame, die ihre Geſundheit liebt, wird das **Reformkorſet** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorſets iſt von 3,00 Mark an.

Leipzig-Lindenau. Merſeburgerſtr. 41. **Frau Ferdinande Proskauer** in Firma **J. Proskauer**, Fabrik pat. Artikel.



Neu! D. R. P. **Corona-Wringer,**
unter 10jähriger Garantie,
ſowie ſeine als praktiſch bewährten
Waschmaschinen, Wäscherollen (Mangeln)
empfiehlt in großer Auswahl zu ſehr billigen Preiſen
Paul Knopp, Maſchinenfabrik,
BERLIN SW., Beuth-Strasse 16 a.
Proſpekte gratis und franko. [24

Preußiſche Renten-Verſicherungs-Anſtalt.

Leibrentenverſicherung zur Erhöhung des Einkommens. **Kapitalverſicherung** (für Ausſteuer, Militärdienſt, Studium). **Sparkaſſe. Gezahlte Renten 1895:** 3 440 000 Mark. **Vermögen:** 95 Millionen Mark. [4
Proſpekte und nähere Auskunft bei der **Direktion Berlin**, Kaiſerhofſtr. 2.

[illegible] Ein Buch und [illegible] an die [illegible] in Deutschland Frauen [illegible] Bericht über die [illegible] des Frauen[illegible] in Berlin und einigen [illegible] Verlagsbuchhandlung. [illegible] in dem eine [illegible] für das Frauen[illegible] wird, wenn [illegible] auf eine gesunde [illegible] wird.

Ein hübsches **Stickmusterbuch** zum Gebrauch für Schule und Haus, zusammengestellt von Marie Helfrich ist im Verlage von Hugo Andres & Co. in Frankfurt a. O. zum Preise von [illegible] Pf. erschienen.

„Die Kaiserin Josephine." Von Joseph Turquan. Mit 9 Illustr. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig, Schmidt und Günther, Preis 4,00 M.) Die Reihe der Napoleon-Veröffentlichungen von Schmidt u. Günther (Napoleon I. und die Frauen, Napoleon zu Hause, die Generalin Bonaparte) findet durch obiges Werk einen Abschluß. Es ist in demselben Charakter gehalten wie die Vorgänger, im leichten Plauderton geschrieben, giebt es zwar keine in den Details zuverlässige Geschichtsdarstellung, führt aber in die Stimmungen, das Intérieur, die intimen Beziehungen der Zeit nicht übel ein. Besonders interessant ist die Darstellung des Lebens der Kaiserin nach ihrer Scheidung.

„Hygieia." Monatsschrift für hygienische Aufklärung und Reform, herausgegeben von Dr. F. C. Gerster. (Stuttgart, A. Zimmer, Abonnementspreis pro Heft 60 Pf.) Heft 7 und 8 enthalten wieder einige besonders interessante Aufsätze. Wir heben hervor: Einiges von der bösen Nachtluft; der Verfasser tritt darin dem Aberglauben entgegen, der so viele Menschen noch immer dazu veranlaßt, nachts jeden Luftzug auszusperren. Der Fall Langerhans, vom Herausgeber selbst, der aus den bekannten Vorgängen den Schluß zieht:

Allgemeine Renten-Anstalt

Gegründet 1833. **zu Stuttgart** Reorganisirt 1855.

unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.

Versicherungsstand: Ende 1895 ca. 42 Tausend Policen.

Aller Gewinn kommt ausschl. den Mitgliedern der Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

[illegible] Eintritt zu jeder Zeit und in jedem [illegible] Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab.

[illegible] haben [illegible] und den gewöhnlichen [illegible] zu verzinsen.

[illegible] Auskunft, [illegible] bei den Vertretern und auf dem Bureau der Anstalt, [illegible] Nro. 44 46 in **Stuttgart.** [9

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

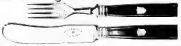
Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — **Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen.** — Probenummern **gratis** in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen. Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [25

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Plaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewitz,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Kab. Prosp.

Prima Solinger Messer und Gabeln.

No. 610



mit eingelöthetem nicht lösbaren Wappenschild.

Feinstes Ebenholzheft, Klinge poliert und schön gebogene Stahlgabel.

12 Paar Tischmesser u. Gab. nur M. 19.	12 Stück Tischmesser . . nur M. 9.50
12 „ Dessertmess. u. „ „ „ 17.	12 „ Dessertmesser „ „ 8.50

½ oder ¼ Dutzend gebe ich zu Dutzendpreisen ab. Umtausch gestattet. Versand gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrages.

Aufträge von 20 Mark an erfolgen portofrei. [26

Jul. Braun Wu. Stahlwaren-Fabrik, Solingen.

Preisgekrönt auf der Int.-Ausstellung in Dresden 1894 ***Silberne Medaille.***

Musterpaar versende gegen Einsendung von M. 1,75 franko.

Illustr. Preiscourant No. 59 mit Bez. auf d. Bl. umsonst und frei

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall**, genannt **Alpacca**, und aus garantiert **reinem Silber**. Die garantierte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln. Gravierungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Die Berndorfer Alpacca-Silber-Service sind dem praktischen Bedürfniss angepasst und für den **täglichen Gebrauch** berechnet; sie geniessen als sogen. **Hôtelsilber** einen Weltruf und sind **für grosse Hôtelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich.**

Der Werth der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu versilbern kann, und da Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke jederzeit im abgenutzten Zustande um $^2/_3$ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft werden.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.**, Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

Carl Schmidt,

Berlin W., Taubenstr. 23,
empfiehlt s. weltberühmten
Stoffbüsten
zur Anfertigung der [16
Kostüme.
Spez.: Büsten f. j. Körperform.
Keine Anprobe.
Illustrierter Hauptkatalog umsonst u. postfrei.
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Liebig Company's
FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT.
J. Liebig
wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

In unserm Verlage ist soeben
ein neues Bild der
Königin Luise
erschienen. Dasselbe ist direkt nach dem im Hohenzollern-Museum befindlichen Gemälde von

J. Grassi

vervielfältigt.

Den unzählig vielen Verehrerinnen und Verehrern der allbeliebten Herrscherin wird dieses schöne, neue Bild eine sehr willkommene Gabe sein.

Die Mattdruck-Ausgabe (Platinotypie) in Folioformat auf starkem, grauen Carton mit abgeschrägten Silberecken kostet . . . M. 5.—
Die Photogravure in Imperialformat (Bildgrösse 33 × 44 ctm.) „ 15.—

Bestellungen nimmt jede Kunsthandlung und der unterzeichnete Kunstverlag entgegen.

Hochachtungsvoll

[13] **Photographische Gesellschaft.**
BERLIN.
Am Dönhofsplatz. Unter den Linden 4a.
Krausenstr. 36.

„Wie die Chirurgie von der Künstelei der Antisepsis zur Kunst der Asepsis, so muß die innere Medizin von der bakteriologischen Künstelei zu wahrer hippokratischer Kunst gelangen", und: Über Reform des Mädchenschulwesens, von Frau W. Hornung.

Unter dem Titel **Nansens Nordpolfahrt 1893—1896** ist eine Karte im Verlag von G. Freytag und Berndt, Wien, erschienen, die für den geringen Preis von 30 Pfennigen in jeder Buchhandlung zu haben ist. Außer der Nansenschen sind noch die wichtigsten der letzten Nordpolfahrten eingezeichnet — das Kärtchen orientiert somit bequem über ein eben allgemein interessierendes Thema.

Gebild. j. Damen a. gut. Fam., welche
Klavierlehrerinnen
werd. weit. erb. unt. mäss. Bedingungen. Persönl. Anmeld. i. Klavierspiel, Theorie, Pädagogik etc. Pens. u. liebev. Aufn. in der Fam. d. Unterzeichneten. Nur Einzelunterricht, desh. schnellere Fortschritte als auf Konservatorien. Näh. brieflich durch den vorher d. **„Schule f. höheres Klavierspiel"** in Görlitz
F. Petri,
23] Blumenstraße 1, II.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
In Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten **Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften.** [7

Berlin, Brücken-Allee 6.

9klassige

höhere Töchterschule

und staatlich konzessionierte Selecta.

[illegible]

Frau Prof. **Hel. Aubert** geb. **Metzler.**

Beginn des Wintersemesters **15. 10. 96.**

Sprechstunde täglich: 12–2 Uhr.

Kirchengeschichte: Herr Pred. Hagenau.	Weltgeschichte: Herr Dr. Lange.
Litteratur: Frau Prof. Aubert.	Kunstgeschichte, Besuch der Museen: E. Wilm.
Französisch: Mademoiselle Ducomun.	Naturkunde: C. Schöne.
Englisch: Mr. Ford.	Zeichnen, Malen nach der Natur: M. Kempf.
Italienisch: Sig. Giovanna H. Flor.	Kunststickerei, Handarbeit: A. Boye.

Tanzen: Kgl. Tänzer Altroggen. [10

Direkter Versand zu unseren **Engros-Preisen!**

Bielefelder Leinen, Tischzeuge, * *

Halbleinen, Handtücher, Küchentücher, Taschentücher.

Nur **allerbeste, gediegene** Qualitäten. [41

Ganze Ausstattungen sehr vorteilhaft. Muster frk. an Jedermann.

W. Hinnenthal & Co., Bielefeld F., Gegründet 1871.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [5

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Internationales Heim,

Berlin SW., Halleschestraße 17, I. dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger Vorsteherin.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar $2\frac{1}{2}$% des ersten Jahresgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

Haushaltungspensionat und Fortbildungsschule f. junge Mädchen. Gründl. Anleitung in **Haus u. Küche, Handarbeitskurse, Sprach-, Mal-, Zeichnenkurse, Klavier- und Gesangunterricht.** [illegible] gesunde Wohnung, [illegible] Prosp. sowie nähere Auskunft d. **L. & C. Wolff,** Frankfurt a. M., Mittelweg 49 I. [19

Familien-Pensionat. franz. Schweiz.

[illegible] **gründl.** [illegible] der französischen Sprache, [illegible] Ferienaufenthalt bei [illegible] [illegible]

Mlle A. Rosselet, prof. de langues Couvet (Neuchâtel) [1..

Lehrerin, [illegible]

Privat-Kursus [illegible] das Oberlehrerin Examen [illegible] sucht ein bis zwei Teilnehmerinnen. [illegible] [1..

Färberei.

[illegible]

Frau Helene Frobenius.

Berlin W., [illegible]

Graphologie.

Charakter-Skizzen nach der [illegible]

L. L. Noltau, Bonn, [illegible]

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock u. Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf- u. Teppichdecken in den neuesten Mustern zu billigen Preisen durch **R. Eichmann,** [15

Ballenstedt a. H.

— **Leistungsfähigste Firma!** —

Muster umgehend frei.

Mit vorliegendem Heft beginnt der IV. Jahrgang.

[illegible] Zu [illegible] welche die **„Frau"** durch die **Postanstalt** zu beziehen wünschen, [illegible] **nach** dem 1. Oktober [illegible] ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.** [illegible] 2.– [illegible] Zusendung: In Berlin 2.– [illegible] **2,30** [illegible] **2,50** [illegible]

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 2. November 1896.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Die Frau und die Religion.

Rede zur Eröffnung des Viktoria-Lyceums in Berlin

von

Professor Dr. **Otto Pfleiderer.**

Nachdruck verboten.

In dem Frauenkongreß, der kürzlich in unserer Stadt tagte, ist über die Stellung der Frau auf den verschiedenen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens mancherlei gesprochen worden; nur von ihrer Stellung zur Religion und deren kirchlicher Organisation war meines Wissens nicht die Rede, vielleicht weil man dieses Gebiet als zu heikel und vielumstritten lieber außer der Debatte halten wollte. Auf die hierbei auftretenden Streitfragen einzugehen, möchte auch ich nicht wagen; wohl aber scheint es mir harmlos und nicht ohne zeitgeschichtliches Interesse zu sein, wenn wir einen Blick auf die Religionsgeschichte werfen und fragen, welche Stellung in ihr die Frauen zu verschiedenen Zeiten eingenommen haben.

Die Beantwortung der Frage hat darum einige Schwierigkeit, weil sich in den Lehrbüchern der Religions- und Kirchengeschichte darüber nur dürftige Notizen finden. Dies erklärt sich einfach daraus, daß in diesen Büchern zumeist nur die Geschichte der priesterlichen Religion beschrieben wird, d. h. der Religion, wie sie in bestimmten Satzungen, Lehren und Bräuchen fixiert, als gesellschaftliche Institution organisiert, kurz zur geschichtlichen Erscheinung geworden ist. Nun wissen wir aber seit Herder und Schleiermacher, daß in diesen äußeren Formen die Religion selbst nicht aufgeht, daß sie nur die abgeleiteten Erscheinungen ihres wahren Wesens sind, das seinen eigentlichen Ort im Innern der einzelnen Seele hat, im Fühlen und Schauen des Herzens, das einen Blick gethan in die höhere Welt, das ergriffen und begeistert ist von göttlichen

Digitized by Google

Geisteskräften. Die Priester arbeiten in den Vorhöfen der Religion an den mancherlei Zeichen und Mitteln, in welchen das Übersinnliche für das Auge der Menge sich verhüllt, versinnbildlicht, verkörpert; sie handhaben die Gesetze und Formeln, in denen das ursprüngliche Fühlen und Schauen sich verfestigt, zur dauerhaften Macht und gemeinsamen Ordnung wird. Aber im innersten Heiligtum der Religion, da walten nicht die Priester, sondern die Seher, die Propheten, die Begeisterten und Verzückten; sie kennen die Religion nicht aus zweiter Hand erst, als überliefertes Erbe der Vergangenheit, sondern sie schöpfen unmittelbar aus der Quelle selbst: aus der Offenbarung des Gottes in ihrer eigenen Brust; die Stimmen, die sie im Innern vernehmen, die Gesichte, die sie mit der Seele schauen, sind weder von außen gegeben noch willkürlich selbsterfunden, sondern entspringen jenen geheimnisvollen Tiefen des Unbewußten, wo die Menschenseele mit der Gottheit sich berührt; weil ihre Quelle dem Bewußtsein sich entzieht, darum erscheinen sie als Gabe geheimnisvoller Mächte, als Eingebungen eines göttlichen Geistes, und der Zustand des Menschen, in dem er solche Offenbarungen empfängt, wird als Entrücktsein aus dem gewöhnlichen Bewußtsein, als „Ekstase," oder als Erfülltsein von Gott und Sein in Gott, als „Enthusiasmus" bezeichnet. Dieses religiöse Hellsehen läßt sich nicht, wie die priesterliche Hantierung, als Kunst erlernen, auch nicht in festen, standesmäßig geordneten Formen regeln, sondern es beruht auf individueller Begabung und seelischer Veranlagung; darum bilden die Seher nicht wie die Priester einen Stand; aber doch bleiben ihre enthusiastischen Äußerungen nicht immer auf das Individuum beschränkt, sondern sie üben auf verwandte Seelen eine ansteckende Kraft, rufen ähnliche seelische Zustände und begeisterte Stimmungen in weiten Kreisen hervor und geben dadurch Impulse zu den wichtigsten Bewegungen der Religionsgeschichte.

Kehren wir nach dieser scheinbaren Abschweifung zu unserem Thema zurück, so sehen wir zwar in der Geschichte der priesterlichen Religion die Frauen kaum irgend eine nennenswerte Rolle spielen, dafür aber nehmen sie von Anfang an eine um so bedeutsamere Stellung ein unter den Sehern und Propheten, als die Hüterinnen des heiligen Feuers der religiösen Begeisterung. Es ist bekannt, daß unsere deutschen Ahnen den Frauen überhaupt etwas Heiliges und Ahnungsvolles zuschrieben („sanctum et providum": Tacitus) und daß bei ihnen die „weisen Frauen", die tiefer und ferner sahen als gewöhnliche Menschen, im höchsten Ansehen standen und bei den wichtigsten Entscheidungen des öffentlichen Lebens zu Rate gezogen wurden. Bei den Griechen war das delphische Orakel der Mittelpunkt des nationalen Lebens, von dem die maßgebenden Weisungen für das bürgerliche, religiöse und sogar künstlerische Leben der Hellenen ausgingen; und worauf beruhte diese welthistorische Autorität des delphischen Orakels? Auf dem Zusammenwirken der pythischen Seherin mit dem durch Überlieferung und Erfahrung geschulten Priestertum des Apollotempels. Auf die an sie gestellten Fragen erteilte die Pythia ihre Antworten im Zustand einer durch Erddünste bewirkten Hypnose; ohne Zweifel gingen also ihre Antworten aus Suggestion der Umgebung oder auch aus Autosuggestion hervor, trugen aber jedenfalls als Äußerungen des unbewußten Seelenlebens der Somnambule den Stempel des Geheimnisvollen, Übernatürlichen, göttlich Eingegebenen; die dunkeln Rätselworte, die von der Pythia in diesem somnambulen Zustand ausgestoßen worden, wurden dann allemal noch der verständigen Redaktion des delphischen Priesterkollegiums unterzogen; aus diesem Zusammenwirken von männlicher Verstandesreflexion mit der weiblichen

Intuition mochten immerhin Sprüche von hoher Weisheit hervorgehen, in denen die Griechen Offenbarungen ihres Gottes Apollon anerkannten. Auch bei der Verbreitung der Dionysosreligion, die für das ganze geistige Leben der Griechen so hochbedeutsam wurde, haben die hellenischen Frauen eine hervorragende Rolle gespielt; der orgiastische Kult des Thrakischen Gottes übte auf ihre sensitive Natur einen überwältigenden Zauber; aber indem sie diesem Zauber sich hingaben, übten sie doch zugleich eine mäßigende und sittigende Rückwirkung auf den Dionysosdienst und verwandelten seine überschäumende, trunkene Begeisterung in fruchtbare Triebkraft edelster Kulturentwicklung.

Ganz Ähnliches begegnet uns auf dem Boden der biblischen Religion. Gleich an der Schwelle derselben finden wir neben dem Mann Gottes Mose seine Schwester Mirjam, die begeisterte Prophetin, der die Überlieferung das schwungvolle Siegeslied über den Untergang der Ägypter im roten Meer in den Mund gelegt hat. (II. Mos. 15.) Ist diese Überlieferung auch nicht wörtlich richtig, so beweist sie doch jedenfalls, daß die Seherin Mirjam in der althebräischen Sage ein hochgefeierter Name war, und vielleicht nicht bloß als Name einer Person, sondern einer ganzen Klasse gleichartiger Personen, als Typus für die Prophetinnen und Heroinnen aus der Heldenzeit Israels. Eine solche begegnet uns in Debora, der tapferen Heldin, die ihr Volk vom Joch des Kananiterkönigs Jabin befreit und ihren Sieg in einem Lied von gewaltiger, dramatischer Kraft besungen hat (Richter 5). Aus der späteren Königszeit wird von einer Prophetin Hulda berichtet, deren Orakel König Josia befragte, als es sich um die Einführung des neuen, vom Oberpriester Hilkia gefundenen oder auch verfaßten Gesetzbuches handelte. (II. Kön. 22, 14 ff.) Nach dieser bedeutsamen Notiz hat also an der Wiege der theokratischen Gesetzgebung das Priestertum und das Prophetentum, dieses durch eine Prophetin vertreten, zusammengestanden — dieselbe Verbindung der beiden religiösen Mächte, die auch dem Orakel zu Delphi seine gesetzgebende Autorität unter den Griechen verschaffte. Daß aus der späteren Priesterreligion Esras, in der die Prophetenreligion zum gesetzlichen Mechanismus veräußerlicht war, die Frauengestalten verschwunden sind, werden wir begreiflich finden; übrigens wer kann wissen, ob nicht unter den uns unbekannten Verfassern der Psalmen auch Dichterinnen gewesen sein mögen? Die Innigkeit der religiösen Lyrik und der Wechsel von „himmelhoch jauchzend und zum Tode betrübt" in manchen dieser frommen Lieder könnte wohl diese Vermutung begünstigen.

Wenden wir uns zu den Anfängen unserer Religion, so werden wir uns nicht mit der Frage aufhalten, warum Jesus unter die Apostel, die den Kampf mit der feindlichen Welt aufnehmen sollten, nicht auch Frauen gewählt habe; es genügt uns zu wissen, daß zu seinem weiteren Jüngerkreise auch Frauen gehörten, die ihre Liebe zum Meister durch opferwillige Mitteilung von ihrer Habe bethätigten und die durch ihre ausdauernde Treue am Todestag des Herrn die anderen Jünger beschämt haben. Wenn wir auch das geschichtliche Dunkel, das über den Ostererzählungen liegt, nie ganz zu durchdringen hoffen dürfen, so dürfen wir doch soviel immerhin für höchst wahrscheinlich halten, daß es zuerst Jüngerinnen Jesu gewesen sind, von deren liebender Seele das Bild des Auferstandenen geschaut wurde; indem sie ihre Erfahrungen den Jüngern mitteilten, hat sich deren Kleinglaube am starken Glauben der Jüngerinnen wieder aufgerichtet. Ihre intuitive Gewißheit, die vom Herzen getragen wurde, war über den Zweifel von Anfang hinaus; bei den Männern erhoben sich naturgemäß die Zweifel des Verstandes, die dann überwunden wurden durch Reflexion auf die Weis-

ſagungen der Schrift, dieſen Anfang der theologiſchen Beweisführung. Wie an der Schwelle des Judentums die Prophetin Mirjam neben Moſes ſtand, wie zu Delphi die hellſehende Pythia vom Prieſterkollegium interpretiert wurde, ſo auch ſtanden an der Schwelle des Chriſtentums die ſchauenden Frauen neben den reflektierenden Männern.

Daß in den apoſtoliſchen Gemeinden die Frauen ihre Gaben geltend zu machen wußten, läßt ſich aus manchen Andeutungen ſchließen. In dem Schlußkapitel des Römerbriefes läßt der Apoſtel mehrere Frauen namentlich grüßen, deren Verdienſte um die Gemeinde lobend hervorgehoben werden. In der korinthiſchen Gemeinde hatte das lebhafte griechiſche Temperament manche chriſtlichen Frauen dazu verführt, mit Hinwegſetzung über die Sitte der damaligen Geſellſchaft unverſchleiert in den Gemeindeverſammlungen zu beten und zu weisſagen. Dies Unverſchleiertſein der Frauen tadelt der Apoſtel, weil er darin eine Emanzipation von einer Sitte ſah, die, wie er meinte und zu zeigen ſuchte, auf der göttlichen Naturordnung beruhe; aber gegen das Beten und Weisſagen der Frauen in der Gemeindeverſammlung *an ſich* richtet ſich hierbei ſein Tadel ſo wenig, daß dieſes vielmehr die Vorausſetzung der ganzen gegen das *unverſchleierte* Auftreten gerichteten Erörterung bildet. (1. Kor. 11, 5 ff.)

Wie ſollen wir es dann aber verſtehen, daß wenige Seiten ſpäter zu leſen iſt: „Die Frauen ſollen in den Gemeindeverſammlungen ſchweigen; denn es iſt ihnen nicht erlaubt zu reden, ſondern unterthan ſollen ſie ſein, wie auch das Geſetz ſagt.“ (1. Kor. 14, 34 f.) Ich finde den Widerſpruch dieſer Stelle mit der vorigen ſo auffallend, daß ich nur die eine Löſung dafür weiß: die zweite Stelle hat nicht Paulus ſelbſt geſchrieben, ſondern die beiden ſeltſamen Verſe (34 und 35) werden wohl frühe ſchon von einem Abſchreiber dem Brief des Apoſtels eingefügt worden ſein, wahrſcheinlich von einem Zeit- und Geſinnungsgenoſſen des Verfaſſers des 1. Timotheusbriefes, der im 2. Kap. V. 11 und 12 dieſelben rigoroſen Vorſchriften in ähnlichen Worten giebt; für dieſen kirchlichen Pauliner paßt auch die Berufung auf das Geſetz ebenſo natürlich, wie ſie im Munde des Apoſtels Paulus ein unbegreiflicher Widerſpruch mit allen ſeinen ſonſtigen Prinzipien wäre.

Eine Beſtätigung dieſer meiner Hypotheſe (die allerdings ſonſt noch nicht angenommen iſt) dürfte darin liegen, daß in den gnoſtiſchen Kreiſen, in denen gerade die Autorität des Apoſtels Paulus in höchſtem Anſehen ſtand, die aktive Beteiligung der Frauen bei den Gottesdienſten noch tief in das zweite Jahrhundert hinab durchweg im Schwange ging; wie wäre das möglich geweſen, wenn man damals ſchon in einem Brief des gerade bei den Gnoſtikern ſo hoch verehrten Apoſtels das Wort vom Schweigen der Frau in der Gemeinde geleſen hätte? Für die kirchlichen Gegner der Gnoſtiker im 2. Jahrhundert aber war das Auftreten der Prophetinnen in den Gottesdienſten eben ſchon darum, weil es in den häretiſchen Gemeinden vorzugsweiſe in Übung ſtand und natürlich viel zu dem Beifall beitrug, den die Häretiker gerade bei den Frauen fanden, mißliebig und verdächtig geworden; ſie erblickten darin ein hervorragendes Symptom des Geiſtes der enthuſiaſtiſchen Schwärmerei oder, wie wir ſagen würden, des zuchtloſen Subjektivismus, den in allen ſeinen Formen zu bekämpfen und zu unterdrücken den kirchlichen Lehrern eine Lebensfrage für den geordneten Beſtand der allgemeinen Kirche zu ſein ſchien. Wie weit ſie hierin Recht haben mochten oder ob ſie in ihrem Eifer für kirchliche Ordnung etwas zu weit gingen, können wir hier dahingeſtellt ſein laſſen; gewiß iſt jedenfalls, daß es das im Biſchofsamt repräſentierte Ordnungsprinzip der werdenden, allgemeinen Kirche war, dem die freie Bethätigung der individuellen Charismen überhaupt

und damit insbesondere dann auch die der weiblichen Prophetie zum Opfer fiel; das Charisma mußte weichen vor dem Amt, die Begeisterung vor der Ueberlieferung, die individuelle Freiheit und Originalität vor der kirchlichen Ordnung und Regel, die Seher und Seherinnen vor den Priestern und Theologen. Dieser Gang der Dinge mag bedauerlich sein, aber gewiß ist er unter den gegebenen Verhältnissen unvermeidlich gewesen, und man darf also auch darum keinen Vorwurf gegen irgend jemand erheben, am allerwenigsten aber gegen den Apostel Paulus, auf den das Verbot des Redens der Frauen in der Gemeinde nicht zurückzuführen ist, der vielmehr das große Wort gesprochen hat, daß in Christus Jude und Grieche, Knecht und Freier, Mann und Weib eines seien (Gal. 3,28).

Übrigens ist zu bemerken, daß die Kirche, auch nachdem sie das Reden der Frauen in den Gemeindeversammlungen verboten hatte, doch noch Jahrhunderte lang fortfuhr, die weibliche Sehergabe für kirchliche Zwecke zu verwerten. Für die Einsetzung kirchlicher Amtspersonen bedurfte man einer Legitimation durch göttliche Offenbarung, also eines prophetischen Organs derselben (vergl. 1. Tim. 4,14); solche waren aber unter den Frauen leichter zu finden als unter den Männern. Daher bestellte man einige ältere Frauen („Witwen"), die dafür veranlagt waren und durch Beten und Fasten sich dazu vorbereiten sollten, die jeweils erforderlichen Offenbarungen kundzugeben. Das individuelle Charisma bildete dabei die Voraussetzung, aber es wurde die Grundlage eines ständigen und durch künstliche Mittel gepflegten Berufs und seine Bethätigung war nicht der individuellen Willkür oder dem spontanen Geistesdrang anheimgestellt, sondern hatte nur bei besonderen Gelegenheiten und nach offizieller Aufforderung zu erfolgen; diese amtlich angestellten Prophetinnen hatten also eine ganz ähnliche Stellung zur organisierten Priesterschaft wie die delphische Pythia.

Auch sonst haben die Frauen, nachdem ihnen das öffentliche Lehren verwehrt war, doch immer noch eine höchst bedeutende Stellung in der alten Kirche eingenommen; die Bethätigung der christlichen Bruderliebe in den mancherlei Werken der Diakonie blieb ihr unbestrittenes Charisma; im Ernst der asketischen Heiligung, in der Geduld und Ausdauer des Martyriums standen sie hinter keinem christlichen Mann zurück; nur im Eifer des theologischen Disputierens und kirchenpolitischen Intriguierens konnten sie es den Männern nicht gleichthun, darum verschwinden sie — mit wenigen Ausnahmen — aus den Blättern der Kirchengeschichte der späteren Jahrhunderte — nicht zu ihrer Schande, wie mich dünkt! Die Kirche aber hat in demselben Maße, als sie gegen die irdischen Frauen spröder und exklusiver wurde, das Ideal der christlichen Tugend immer mehr in der himmlischen Frau, der göttlichen Mutter und Jungfrau Maria verherrlicht; indem der mittelalterliche Kultus in der Maria viel mehr als in dem gefürchteten Weltrichter Christus das spezifisch christliche Prinzip der erbarmenden und rettenden Liebe zum Ausdruck und zur Anschauung brachte, hat die Kirche in der That den von ihr sonst so niedrig beurteilten Frauen die allerglänzendste Genugthuung, die sich denken läßt, gezollt.

Doch auch in der praktischen Wirklichkeit hat sie den Frauen ebenso große Dienste geleistet, wie diese ihr. In den Klöstern öffneten sich den Wehrlosen Stätten des Friedens und der Ruhe unter den Stürmen der rohen und gewaltthätigen Zeiten. Und nicht bloß Frieden des Herzens, auch Bildung des Geistes haben manche Frauen in der Stille der Klosterzelle gefunden. Bekannt ist die Nonne Roswitha von Gandersheim, die als Verfasserin lateinischer geistlicher Komödien sich einen

geachteten Namen in der mittelalterlichen Litterargeſchichte erworben hat. Heloiſe, die unglückliche Gattin des Theologen Abälard, verſtand die Bibel alten und neuen Teſtaments in den Urſprachen zu leſen; eine Kenntnis, die nach dem Zeugnis Abälards in der Männerwelt längſt verloren war. Und Heloiſe wußte mit Verſtand zu leſen; Anſtöße und Bedenken, die ihr beim Bibelleſen da und dort aufſtiegen, veranlaßten ſie zu einer Menge von Fragen an ihren Gatten und Lehrer, deren kritiſcher Scharfſinn alle Achtung verdient; überhaupt gewinnt man aus dem Briefwechſel zwiſchen Abälard und Heloiſe den Eindruck, daß dieſe Frau ihrem gelehrten Gatten an Klarheit und Freiheit des Urteils vielfach überlegen war.

An den reformatoriſchen Bewegungen des 12. und der folgenden Jahrhunderte, welche die verweltlichte Kirche zur Einfachheit und Gottſeligkeit der apoſtoliſchen Zeit zurückführen wollten, hatten fromme Frauen hervorragenden Anteil. Das Ideal des heiligen Franziskus von der evangeliſchen Armut, Demut und Nächſtenliebe iſt vielleicht von keinem ſeiner Schüler ſo rein und innig nachempfunden und nachgeahmt worden wie von ſeiner Schülerin Clara Scifi, der Stifterin des Clariſſenordens. Zur Zeit des päpſtlichen Schismas trat die heilige Katharina von Siena als Prophetin und Bußpredigerin auf und forderte im Namen Gottes und ihres himmliſchen Bräutigams Chriſtus eine Reformation der Kirche durch das Papſttum; es waren die Reformgedanken des 15. Jahrhunderts, die den prophetiſchen Geiſt des Bürgermädchens von Siena ſo mächtig bewegten, daß ſie an Fürſten und Päpſte ihre Mahnworte richtete und erfolgreich in die Geſchichte ihrer Zeit eingriff.

Freilich blieben das doch immer nur vereinzelte Ausnahmen. Im allgemeinen hielt die Kirche ſtreng feſt an dem vermeintlichen Apoſtelwort, das den Frauen das Reden in der Gemeinde verbietet. Der hierarchiſche Geiſt der mittelalterlichen Kirche, ihre ſchroffe Scheidung zwiſchen Klerus und Laien und nicht am wenigſten die mit dem Mönchstum zuſammenhängende niedere Schätzung des Weibes überhaupt — das alles wirkte zuſammen zu Ungunſten der Stellung der Frauen in der Kirche. Auch ihnen hat die Reformation des 16. Jahrhunderts prinzipiell wenigſtens die „Freiheit eines Chriſtenmenſchen“ zurückgegeben. Indem Luther dem klerikalen Prieſtertum Roms das allgemeine Prieſtertum des Urchriſtentums entgegenſetzte, hat er den religiöſen Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Laien und zwiſchen Männern und Frauen aufgehoben und das Wort des Paulus zur Geltung gebracht, daß in Chriſtus Mann und Weib eins ſei. Aber wie die Gleichheit der Menſchen vor Gott ihre mannigfachen ſozialen und bürgerlichen Unterſchiede nie aufheben kann, ſo war es nie die Meinung der Reformatoren, daß aus dem allgemeinen Prieſtertum der Gläubigen das Recht eines jeden Chriſtenmenſchen, in der Gemeindeverſammlung zu predigen und Sakramente zu ſpenden, folgen müßte; vielmehr erklärten ſie es für eine Forderung der kirchlichen Ordnung, daß nur diejenigen den Dienſt an Wort und Sakrament in der Kirche üben, denen die Kirche den Auftrag dazu erteile; den Auftrag aber, das Schriftwort der Gemeinde auszulegen, kann ſie ſelbſtverſtändlich nur denen erteilen, welche die dafür unumgänglich nötige Vorbildung ſich erworben haben, d. h. den gelernten Theologen, die das Schriftſtudium (und zwar natürlich in den Urſprachen der heiligen Schrift) zu ihrer Berufsaufgabe gemacht haben. Da nun dies zur Zeit der Reformation wie vorher und nachher nur Männer zu thun pflegten, ſo kam allerdings die Beſchränkung der Berufung zum geiſtlichen Amt auf die ſchriftverſtändigen Theologen faktiſch wieder auf die Ausſchließung der Frauen vom geiſtlichen Amt hinaus. Darin lag doch eben-

ſowenig ein Widerſpruch mit dem Grundſatz vom allgemeinen Prieſtertum, wie es dem Grundſatz von der allgemeinen Rechtsgleichheit der Staatsbürger nicht widerſpricht, daß nur ſolche mit einem Richteramt betraut werden, welche die Rechtskenntnis ſich berufsmäßig angeeignet haben. Der Unterſchied der ſozialen Rechte nach Stand und Beruf gehört nun einmal zum Beſtand jeder geordneten Gemeinſchaft, ſei es bürgerlichen oder kirchlichen, unbeſchadet der Gleichheit der perſönlichen Menſchen- und Chriſtenrechte, die durch den Unterſchied der ſozialen Rechte garnicht berührt wird.

Es iſt alſo durchaus unbillig, wenn man den proteſtantiſchen Kirchen den Vorwurf der Inkonſequenz darum machen wollte, weil ſie, trotz des Grundſatzes vom allgemeinen Prieſtertum, nicht jedweden Chriſtenmenſchen, ſondern nur die ordentlich dafür vorgebildeten Theologen zu dem ordentlichen Dienſt am Wort für befähigt hielten. Aber giebt es denn außer dem ordentlichen Dienſt am Wort in der Gemeindeverſammlung nicht ſonſt noch genug Mittel und Wege zur Bethätigung der mancherlei geiſtlichen Gaben und Kräfte, mit denen nach unſerer evangeliſchen Überzeugung die Frauen ebenſogut ausgeſtattet ſind wie die Männer? Iſt nicht Haus und Familie die nächſte und natürlichſte Sphäre, in der die Frau ihre Gaben zum Beſten der Geſellſchaft, zur Pflege und Förderung nicht bloß des phyſiſchen Wohls, ſondern auch des ſittlich-religiöſen Heils der heranwachſenden Generationen bethätigen kann und ſoll? Indem die Reformation den Bann aufhob, den das mönchiſche Mittelalter auf Ehe und Familie gelegt hatte, hat ſie das Haus zum Heiligtum geweiht und die Hausfrau zur Würde einer Prieſterin erhoben, deren ſittiges und erziehendes Walten heiliger und gottgefälliger iſt als das Leben der müßigen Kloſterfrauen. Wahrlich, das war ein Fortſchritt in der Stellung der Frauen in der chriſtlichen Geſellſchaft, deſſen Tragweite gar nicht hoch genug zu ſchätzen iſt; es war damit der Grund gelegt zur Verwirklichung der vollen Ebenbürtigkeit der Frauen in allen, auch den höchſten Lebensbeziehungen. Für dieſen unſchätzbaren Dienſt, den ſie dem weiblichen Geſchlecht, zumal der germaniſchen Völker geleiſtet hat, der Reformation dankbar zu ſein, ſollten unſere heutigen Frauen nicht darum verſäumen, weil nicht gleich von Anfang alles erreicht wurde.

Denn das iſt ja allerdings zuzugeben, daß der direkte Einfluß der Frauen auf das religiöſe Gemeinſchaftsleben auch in den proteſtantiſchen Ländern zunächſt noch ſehr, allzuſehr beſchränkt blieb. Das hatte zwei ſehr begreifliche Gründe. Der eine lag in der allzu einſeitigen Wertlegung auf das häusliche Sorgen der Frauen — eine natürliche Übertreibung des berechtigten Prinzips der Heiligkeit der Familie und des Hausſtandes, das die Reformation zur Geltung gebracht hatte. Der andere aber lag in dem einſeitig doktrinären Charakter, den der Proteſtantismus frühe ſchon annahm; weil er von einer Erneuerung der Glaubenslehre ausgegangen war, legte er ein übermäßiges Gewicht auf die Reinheit der Lehre und auf die Genauigkeit ihrer theologiſchen Ausbildung. So kam es, daß an die Stelle der alten Prieſterkirche, die man überwunden hatte, jetzt bald eine Theologenkirche trat, in der die Laiengemeinde faſt wieder ebenſo ſehr wie vorher, nur aus anderen Gründen, zur Unmündigkeit und Unthätigkeit verurteilt war. Das komplizierte konfeſſionelle Dogmenſyſtem, in deſſen Ausbildung und polemiſcher Verteidigung die verſchiedenen proteſtantiſchen Sonderkirchen miteinander wetteiferten, wurde zur Zwangsjacke, in die der Glaube der Gemeinden eingepreßt wurde; da blieb natürlich kein Spielraum für das unmittelbare und urſprüngliche religiöſe Schauen und Fühlen, in dem vorzüglich das Charisma der Frauen liegt.

Aber so konnte es nicht immer bleiben. Es kam die Zeit, wo der deutsche Protestantismus seine dogmatische Kinderkrankheit zu überwinden begann. Als der edle Philipp Spener das Werk der Reformation fortzusetzen und die gottgefällige Besserung der evangelischen Kirche dadurch zu bewirken suchte, daß er anstatt des toten scholastischen Wissens und Disputierens auf lebendige Frömmigkeit des Herzens und ernste Zucht des Lebens drang, da war es, als wehe ein warmer, belebender Frühlingshauch über die öden und unfruchtbaren Gefilde der orthodoxen Lehrkirche und wecke neues Leben aus der langen winterlichen Erstarrung. Nun bildeten sich überall, nicht bloß auf den Hochschulen, sondern auch in bürgerlichen Kreisen, Bibelkränzchen, in denen schlichte Männer und Frauen sich zum Lesen der Bibel und zum Austausch ihrer frommen Erfahrungen vereinigten; neben die offiziellen Gottesdienste der Kirche traten die Erbauungsstunden der Hausgemeinden, in denen die Schranken zwischen Geistlichen und Laien niedergerissen und allen, insbesondere aber auch den Frauen die Zunge gelöst war, um ihr inneres Fühlen und Schauen den wahlverwandten Seelen zum Mitgenuß zu offenbaren.

Eine Erweiterung dieser pietistischen Hausgemeinden war die von Graf Zinzendorf gestiftete Herrenhutergemeinde, die in ihren Sitten und Einrichtungen, in ihrem Glauben und Lieben das Vorbild der ersten apostolischen Gemeinden sich zum Muster nahm. Hier vollends war aller Dogmenstreit verbannt, wurde alles Gewicht nur gelegt auf das fühlende Herz, auf die beseligende Liebe zum Heiland und zu den Brüdern und Schwestern. Hier konnten die Frauen sich als ebenbürtige Glieder einer religiösen Gemeinde fühlen und bethätigen, konnten ihr eigenartiges Licht leuchten und die Kraft ihrer frommen Liebe in mannigfacher Arbeit zum Besten der Gesamtheit wirken lassen. In dieser Gemeinde geschah es auch zuerst, daß Frauen als Verkündigerinnen des Evangeliums in die Heidenwelt hinausgesandt, also mit dem Dienst am Wort betraut wurden; damit war der Bann wieder gebrochen, mit dem die Kirche seit dem zweiten Jahrhundert das Reden der Frauen in der Gemeinde belegt hatte.

Es ist schwer zu ermessen, von welch tiefgehenden Folgen diese religiöse Befreiung und Mündigsprechung der Frauen für unser ganzes Kulturleben gewesen ist. Aus ihrem frommen Gefühlsleben und dessen Wechselaustausch in frommen Bekenntnissen ist jene allgemeine Verfeinerung und Wertschätzung des Gefühls, jene Gewöhnung an Selbstbeobachtung und an Teilnahme mit fremdem Seelenleben, kurz jene tiefere und reichere Herzensbildung hervorgegangen, an die wir bei dem klassischen Begriff der „schönen Seele" zu denken pflegen. Hatte man sich einmal in den pietistischen Kreisen daran gewöhnt, religiöse Fragen mit den Frauen zusammen zu verhandeln und ihre Kundgebungen dabei zu beachten, so konnte es nicht ausbleiben, daß man bald auch in Fragen des sittlichen und ästhetischen Geschmacks ihrer Stimme Gehör schenkte und auf ihr Urteil Wert legte. So bildeten sich allmählich weitere gesellige Kreise, in denen Männer und Frauen, durch gemeinsame ideale Interessen verbunden, ihre Gedanken und Gefühle über die großen Fragen des Lebens wechselseitig austauschten; die Frauen lernten dabei den Blick über die engsten Kreise des Haushaltes erheben und für allgemeinere Kulturbestrebungen Teilnahme und Verständnis gewinnen; die Männer aber lernten sich der Schulpedanterie und der Brille der Überlieferung entschlagen und die Dinge in Welt und Leben mit dem gesunden Menschenverstand und dem unverschrobenen gefühlsmäßig-intuitiven Urteil der Frauen betrachten.

Digitized by Google

Die ſo aus der geiſtigen Wechſelwirkung beider Geſchlechter entſtandene Kulturſphäre war der Nährboden, aus dem unſere klaſſiſche Poeſie, Philoſophie und zuletzt ſogar Theologie erwachſen iſt. Daß unſer klaſſiſches Bildungsideal nicht (wie bei unſeren weſtlichen Nachbarn) in der abſtrakten Aufklärung des Verſtandes und in der pietätloſen Verurteilung der geſchichtlichen Wirklichkeit aufging, daß es vielmehr den ganzen Menſchen in ſeiner ſozialen Bedingtheit und in der Harmonie ſeiner Anlagen umfaßte, alſo auch das fühlende Herz und die ahnende und ſchauende Phantaſie mit der Freiheit und Eigenart ihres Schaffens zum Recht kommen ließ — dieſe Höhe und Weite des deutſchen Humanitätsideals verdanken wir neben anderen Urſachen nicht zum wenigſten auch dem Einfluß der deutſchen Frauen, mit denen bekanntlich faſt alle unſere Dichter und Denker (mit Ausnahme von Kant und Schopenhauer) durch mannigfache Bande des Geiſtes und Herzens eng verknüpft waren. Insbeſondere hat Schleiermacher, der Reformator der proteſtantiſchen Theologie, zugeſtandenermaßen die tiefgehendſten Eindrücke von weiblicher Seite erfahren. Hervorgegangen aus der herrnhutiſchen Gemeinde, war er von Anfang erfüllt von der hier herrſchenden Stimmung der Herzensreligion, dieſer ſozuſagen weiblichen Nüance des proteſtantiſchen Chriſtentums. Und zu der Zeit, da er ſeine epochemachenden Reden über die Religion ſchrieb, ſtand er im engſten Verkehr mit jenen Berliner Kreiſen der ſogenannten „Romantiker," in denen geiſtreiche Frauen eine tonangebende Rolle geſpielt haben. Dem entſpricht es ganz, daß er das Weſen der Religion nicht im Wiſſen und nicht im Handeln, ſondern im Fühlen und Anſchauen fand, nämlich im Gefühl unſeres Zuſammenhangs mit Gott und im Anſchauen der Gegenwart des Göttlichen unter den Hüllen der Erſcheinungswelt, unter den mannigfachen Formen der Natur und den Geſtalten der Geſchichte. Aus dieſem Mittelpunkt und Quellpunkt, lehrte er, ſei alles andere, ſeien alle Dogmen und Bräuche der kirchlichen Religion abzuleiten; ſie ſeien die für das Gemeinſchaftsleben zwar unentbehrlichen, aber auch immer mangelhaften Ausdrucksmittel für unſere inneren Erfahrungen. Während man ſonſt die ſchulmäßigen Lehrſätze oder Dogmen für das Weſentliche und das Fürwahrhalten derſelben für das Wichtigſte in der Religion gehalten hatte, griff Schleiermacher auf das der Reflexion vorausliegende unmittelbare und urſprüngliche fromme Seelenleben zurück, dieſes prophetiſche Element der Religion, in dem die Frauen von Urzeiten her vorzüglich ihre Stärke hatten. Aber ſein großes Verdienſt war nun, daß er die religiöſe Myſtik fruchtbar zu machen wußte für das tiefere Verſtändnis der überkommenen Lehren, für die Erneuerung der wiſſenſchaftlichen Theologie. Er vereinigte in ſich den myſtiſchen Seher und den dogmatiſchen Denker und Lehrer, dieſe beiden Seiten, die in der Religionsgeſchichte immer neben und oft genug gegen einander ſtanden. Nicht als ob er die Vermittlung von Glauben und Wiſſen für immer vollendet hätte — das iſt eine Aufgabe für alle Zeiten — aber er hat der evangeliſchen Kirche ein für allemal die Aufgabe geſtellt, die feſten Formen der Überlieferung und Satzung immer wieder mit dem lebendigen Herzblut des fühlenden und ſchauenden Gemüts zu beleben und das Veraltete im Jungbrunnen der Myſtik zu verjüngen.

An dieſer Aufgabe hat nun zwar die proteſtantiſche Theologie ſeither immer fortgearbeitet; aber es muß leider zugeſtanden werden, daß ihre Erfolge für das Geſamtleben der Kirche noch viel, allzuviel zu wünſchen übrig laſſen. Für dieſen Mißerfolg laſſen ſich verſchiedene, in der Schwierigkeit der Sache und der Ungunſt der äußeren Verhältniſſe liegende Urſachen anführen. Aber auf eine Urſache hat man

Digitized by Google

meines Erachtens noch nicht geachtet, darauf nämlich, daß bei der Arbeit an der Verwertung der Schleiermacherschen Gedanken für Erneuerung und Verjüngung des religiösen Volkslebens die Mitwirkung der Frauen bisher so gut wie ganz zu vermissen war. Man ist auch in der evangelischen Kirche noch immer unter dem Bann des hierarchischen Grundsatzes, daß die Frauen in der Kirche, das heißt nicht etwa bloß in den gottesdienstlichen Versammlungen, sondern überhaupt in allen religiösen Angelegenheiten, zu schweigen haben. Sie sollen, so meint man, sich einfach passiv verhalten, das Überkommene in Demut hinnehmen und sich nie einfallen lassen, über dessen Sinn, Grund und Recht sich eigene Gedanken zu machen. Solche eigenen Gedanken über die Religion seien, wo nicht überhaupt vom Übel, wie viele behaupten, so doch jedenfalls nur ein Privilegium der Männer.

Ich muß nun gestehen, daß ich, wie über andere Vorurteile unserer Zeit, so auch über das ebengenannte meine eigene ketzerische Meinung habe. Ich glaube, daß das geflissentliche Fernhaltenwollen der Frauen von allen ernsthaften Fragen der Religion und Kirche ein doppeltes Unrecht ist: ein Unrecht gegen die Frauen und ein Unrecht gegen die Kirche. Ein Unrecht gegen die Frauen: denn die Zeiten sind nun einmal unwiderbringlich dahin, wo das Interesse der Frauen sich auf die Privatsorgen des Hausstandes beschränkte und gegen alle Fragen des öffentlichen Lebens und der allgemeinen Kulturbewegung hermetisch abschloß. Schon in der Volksschule lernen sie ja, daß die Erde nicht stille stehe, die Sonne nicht um sie sich bewege, die Sterne nicht als Leuchten am Himmelsgewölbe aufgehängt seien; sie erfahren von Gesetzen, nach denen die Erscheinungen in der Natur sich vollziehen: wie sollten ihnen da nicht Zweifel und Bedenken gegen manche religiöse Überlieferungen und Sagen aufstoßen? Dann werden sie in den oberen Klassen eingeführt in die Schätze unserer klassischen Dichtung, die erfüllt sind vom Geist des ethischen Idealismus, dessen Normen des Wahren und Guten sich nicht ohne weiteres decken mit den Vorstellungen der alten Israeliten oder der Kirchenväter und Scholastiker: wie wäre es da zu verwundern, wenn ihrem feineren sittlichen Gefühl manches an den biblischen Geschichten oder an den dogmatischen Vorstellungen von Gott anstößig und unerbaulich erscheint? Sucht man nun solche Anstöße und Bedenken einfach niederzuschlagen oder mit nichtssagenden Redeweisen zu beschwichtigen, so werden gerade diejenigen, denen es mit der Religion Ernst ist — und deren sind unter den Frauen ohne Zweifel viel mehr als unter den Männern — in schwere Bedrängnisse und Seelenkämpfe geraten, aus denen sie für sich allein kaum einen Ausweg finden. Ist es da nicht hart, ihnen die Hilfe vorzuenthalten, die eine wissenschaftlich geläuterte Erkenntnis der Bibel und des Dogmas darbieten könnte? Daß durch die Bekanntschaft mit den Ergebnissen der heutigen Religionswissenschaft die Frauen in ihrem unbefangenen Glauben irregemacht werden könnten, ist schon darum, weil dieser unbefangene und ungebrochene Glaube heutzutage eine große Seltenheit geworden ist, eine grundlose Befürchtung; vielmehr ist zu hoffen, daß dadurch die Religiosität der Frauen von manchem beschwerenden und störenden Ballast befreit und auf die Hauptsache konzentriert werde: die herzliche Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Aber auch der Kirche geschieht Unrecht und Schaden, wenn man fortfährt, die Frauen zur religiösen Unmündigkeit und Unthätigkeit zu verurteilen. Um der Entkirchlichung der Massen unseres Volkes zu steuern, hat man mit Recht eine umfassendere und intensivere Bethätigung der kirchlichen Seelsorge gefordert. Wer aber wäre geeigneter zur Unterstützung der Geistlichen gerade in dieser Thätigkeit als eben solche

Frauen, die mit der ſelbſtloſen Liebe eines reinen Herzens den praktiſchen Blick für das, was jeweils not thut, verbinden? Mit demſelbem Recht, mit dem man Ärztinnen für die Frauen fordert, wird man auch Seelſorgerinnen für ſie fordern dürfen, denn es liegt in der Natur der Sache, daß Mädchen und Frauen ſowohl ihre leiblichen Schäden als auch ihre geiſtlichen Kümmerniſſe leichter einer Frau als einem Manne anvertrauen. Dieſem natürlichen Gefühl des weiblichen Geſchlechts ſollte auch die Kirche Rechnung tragen und daher rechtſchaffene chriſtliche Frauen zum regelmäßigen Dienſt der Seelſorge an ihren Schweſtern heranziehen.

Überträgt aber die Kirche den Frauen ſolche *Dienſte*, ſo wird ſie ihnen auch die entſprechenden *Rechte* nicht vorenthalten dürfen; ſie wird ihnen Sitz und Stimme in den beratenden Kollegien, Einfluß auf die Pfarrwahl, auf die Armenpflege, auf die Kindererziehung, auf die Leitung des Religionsunterrichts in allen öffentlichen und privaten Schulen zugeſtehen müſſen; und wenn dann mit der Zeit die Frauen auch noch Zutritt zu den Synoden bekämen, ſo könnte auch das gewiß nichts ſchaden; der Formalismus und Hierarchismus, der Parteigeiſt und die liebloſe Streitſucht würde um ſo weniger in dieſen Verſammlungen aufkommen, je mehr Frauen darin ſäßen, deren hellſehendes Auge über den Formelkram hinweg auf das Eine blickte was not iſt. —

Wir haben geſehen, wie von Anfang der Religionsgeſchichte neben den Prieſtern und Lehrern die Seher und Seherinnen ſtanden als die Vertreter des Unmittelbaren und Urſprünglichen, der Intuition und Inſpiration. Eben dieſes iſt es, was der heutigen Kirche not thut, um den verknöcherten Formen der Überlieferung wieder neues Leben einzuhauchen, um aus der Stagnation des Dogmatismus wieder zum lebendigen Herzensglauben und aus der Zerriſſenheit des Parteiweſens zur einigenden Liebe zu gelangen. Dazu bedürfen wir dringend der Mithilfe der Frauen, von denen auch wir heute noch, wie unſere Ahnen zu Tacitus Zeiten, glauben, daß ihnen etwas Heiliges und Ahnungsvolles innewohne. Ihr hellſehendes Auge wird auch den Männern den Blick ſchärfen, daß ſie mehr als bisher lernen, durch die Form auf das Weſen zu ſchauen, vom Buchſtaben zum Geiſt zu dringen, im Vergänglichen das Ewige zu erfaſſen. Als ebenbürtige Mitarbeiterinnen an dem heiligen Werk der religiös-ſittlichen Volks- und Jugenderziehung werden die Frauen nicht länger müßig am Markte ſtehen, aber auch nicht ſchreien auf den Gaſſen, um die Verwirrung und Erbitterung noch zu vergrößern, ſondern ſie werden die Wogen der leidenſchaftlichen Parteikämpfe, die unſere Zeit ſo furchtbar bewegen, beruhigen durch das lindernde Öl der ſanftmütigen und duldſamen Liebe, eingedenk jenes echtchriſtlichen Wortes einer frommen Heidin:

„Nicht mitzuhaſſen, mitzulieben bin ich da.“

Nordiſche Reiſe.

Von

Dr. **Felix Poppenberg.**

Nachdruck verboten.

II.

Ja hjemme er det doch allerbedſt
Ja her hjemme:
Man rejſe oft og man reiſe weſt
Men her hjemme —

das iſt das norwegiſche Lied zum Preiſe der Heimat. Es ſind ſchlichte Volksliedtöne mit dem weichen, wie klagend verhallenden Refrain: Ja, her hjemme, ja, zu Hauſe. Ich hörte es zuerſt in Odde an einem Regenabend. Es ſteht in der Sammlung der nordiſchen Volksweiſen. Jeder kennt ſie. Die Melodie iſt ſo einfach und innig, man vergißt ſie nicht wieder.

Und wieder an einem Regentag war es, als ſie in meine Stimmung klang.

Ich war die kurze Strecke von Bergen nach Voßwangen mit der Bahn gefahren, die tollſte Eiſenbahnfahrt, die ich je gemacht. Man glaubt, der Lokomotivführer ſei wahnſinnig geworden oder abgeſtürzt, und man raſe nun mit einem Zuge, der, wie jener Zolaſche, zum entfeſſelten, ſchnaubenden Ungetüm geworden, in das Verderben. Die Wagen werden von rechts nach links geſchleudert und von links nach rechts; in irren Schlangenwindungen bewegen wir uns vorwärts. Jetzt verſinken wir in die ſchwarze Nacht des Tunnels, und jetzt taumeln wir auf haarſcharfer Schneide am Rande eines abgrundtiefen, unheimlich ſtillen Waſſers. — Dieſe Eiſenbahnſtrecke iſt dem Gebirge abgerungen. Ihre Geleiſe füllen nur einen ſchmalen Damm, ſtets am Waſſer entlang. Alle willkürlichen Unregelmäßigkeiten der Ufer, alle Krümmungen, Biegungen werden von der Bahn mitgemacht, 34 Tunnels werden paſſiert. Man fühlt am eigenen Leibe klar bei der Fahrt den Eindruck dieſer Uferphyſiognomie. Aber die Erkenntnis iſt ſchmerzhaft nur erkauft.

Umſo lieber ſtieg ich am nächſten Morgen auf den Carioler. Es ſtrömte zwar vom Himmel. Das Spritzleder mußte bis zum Halſe emporgezogen werden. Die ſchweren Tropfen peitſchten Pferd und Inſaſſen. Hinter mir auf dem ſchmalen Brett, wo mein Gepäck in einem See ſchwamm, hockte zuſammengekauert, wie ein trübſeliger Marabou mit zerzauſtem, ruppigem Gefieder, mein Kutſcher, der Gud. Es war ein trauriger Burſche mit ſchmerzlichen, weichen Augen und kümmerlicher, ausgefranzter Bartfreſe. Sonſt hatte ich immer friſche, luſtige Jungen, manchmal auch ein kräftiges rotbäckiges Mädel. Der hier aber war von melancholiſcher Art, er paßte zum Wetter; zu dieſem geladenen Himmel mit ſeinen Wolkenballen, grobgrauen verwaſchenen Rieſenſäcken; zu den Bäumen, deren niederſchleppende triefende Äſte mit ihrem langen Hängegezweig zerſchliſſenen Trauerfahnen glichen.

Sonst war's so hübsch und reizvoll, daß man die Sprache nur notdürftig verstand. Man konnte so von Herzen die teure Kunst des Schweigens üben. Alle jene überflüssigen und zwecklosen Gewohnheitsworte, die man sonst ja doch nicht lassen kann, blieben hier unausgesprochen. Die Sprache vergriff sich nicht mit Epitheten und Urteilen an der Heiligkeit und Schönheit ringsum; die Intensität des Stimmungseindrucks ward durch nichts gestört. Aber heut in diesen Regenwolken, unter diesem gleichgiltig unbarmherzigen Wetterhimmel, so ohne Größe wurde das Schweigen drückend und peinvoll.

Ich wandte mich um; mein Gud war noch tiefer in sich zusammengesunken. Da stieß ich ihn an und sang ihm mit halber Stimme zu:

Ja hjemme er det dog allerbedst,
Ja her hjemme.

Sein trauriges Gesicht leuchtete auf; er stimmte sofort ein:

Man rejse ost, og man rejse west,
Men her hjemme.

So fuhren wir singend durch den Regen, und das Einsamkeitsgefühl und der Druck schwand und wich. Die Landschaft bekam ein anderes Gesicht. An Seen ging es vorbei mit klappernden Mühlen, an weißen Holzkirchen im Grünen, an rauschenden Fällen, schließlich steil im Bogen bergan zu Stalheims Hotel.

Mitten im Hochgebirge eine Kulturoase.

Auf der Höhe einer steilen Felswand ein Hotel ersten Ranges. Natürlich wieder aus Holz mit Veranden, Balkonen, hohen Giebeln. Eine Empfangshalle mit schön geschnitzter Galerie und farbigen Glasscheiben, Polsterrondels und Schaukelstühlen. Eine Treppe hoch der riesige Speisesaal mit seinen Nationalitätstischen, auf denen bunte Fähnchen das englische, amerikanische, deutsche Lager bezeichneten. Franzosen sind seltener. Glänzende Table d'hôte mit Renntierrücken als pièce de résistance, wärmender Burgunder in bauchiger Flasche. Kein die Stimmung störender schwarzer Frack, sondern das farbenfrohe Nationalkostüm frischer Kellnerinnen in Miedern und gesticktem Brusteinsatz, schließlich unten in der Halle zur Musik ein schwarzer Café, wie man ihn in den Weltstädten nicht besser trinkt.

Und nun, nur ein paar Schritte, und man tritt aus dem Kulturraffinement in die wildeste Natur. Von dem Felsplateau sieht man hinunter in das nächste Ziel der Reise, in das Naerodal.

Wie eine Wendeltreppe windet sich der Weg hinab um den Felsen. Links und rechts stürzende Fälle. Aus dem Grunde des Thals richtet sich grad senkrecht auf ein ungeheurer grauer Kegel, wie von Riesenfäusten in plumper Laune in die Landschaft hineingestülpt, der Jordalsnut. Rechts wird das Thal begrenzt durch ganz flach abgeschliffene Kolossalwände, Labradorsteinberge, weißlich-grau, von den Wassern überspült. Unten in der Spitze dieses Trichters ein schmales, durchwässertes Wiesenthal.

Dahin ging der Weg. Der Regen hatte aufgehört. Die Nebel teilten sich. Die Wolkenschleier zerrissen; ihre Fetzen hingen an den Felsvorsprüngen; zusammengeballt zu phantastischen Gebilden lagerten sie seitlich auf den Klippen, Walküren auf Flügelrossen gleich, bereit sich aufzuschwingen. Der Ausblick durch die Mitte ist frei. Er zeigt einen freundlich begrünten Weg. Doch sein Ziel ist ein Inferno — Gudrangen am Sognefjord voll erdrückender Schwermut. Ein rings geschlossener,

enger Felszwinger mit dunklen, stummen Wassern. Im Winter sieht die Sonne über diese Berge nicht hinüber.

Es giebt ein nachtdunkles Bild von Siegfrieds Totenzug. Man sieht aber auf ihm den Zug nicht selbst, sondern nur sein Schattenbild auf einer Bergeswand. Zu solchen Riesenschatten, zu der Heldentragik des Siegfriedstodes stimmt dieser wie in einem Ewigkeitsschmerz erstarrte und erstorbene Felsengrund. Man fühlt durch Mark und Bein den Trauermarsch aus der „Götterdämmerung" voll Vernichtungsgröße und Sterbensmajestät. Und das schwarze Wasser vor uns, wie der Fluß der Unterwelt, mit dem düsteren Schiff statt Charons Nachen. Die Sirene schrillt grell ihren heulenden Ruf gegen die Felsen. Es klingt wie rettungslose Verzweiflung, Abschied für immer. Und nirgends ein Ausweg. Die Wände sperren den Blick; das Bewußtsein einer noch vorhandenen Außenwelt kann hier völlig schwinden.

Tragikomisch erscheint in dieser Scene voll Eddagröße, voll vorweltlicher Erhabenheit das kleine Volk der Touristen, vorwitzige Zwerglein im Riesenheim.

Der buntscheckige Engländer mit grell karrierten Hosen, Strümpfen, Jacke und Klappmütze, der sich aus der komischen Oper hierher verirrt hat. Der Herdenzug der Stangenschen Reisegesellschaft, der sich nicht aus Sympathie zusammengefügt, sondern nach der Bestimmung seines Impresario. Jeder bemüht sich, seine Reisekosten von vierzig Mark pro Tag gewissenhaft abzugenießen. Hauptthema des Gesprächs ist, daß der Kaiser ja auch vor wenig Tagen dieselbe Strecke gemacht und in Stalheim vierundzwanzig Zimmer gemietet hatte.

Versöhnlicher wirkt das Hochzeitsreisepärchen auf dem Zweirad; ein paar deutsche Schulmeister, die etwas ängstlich die Rechnungsfrage immer wieder ventilieren, und über Kursbuch und Bädecker gar nicht zur Anschauung kommen. Sie gehören zu jener auf Reisen stets von neuem zu begrüßenden Klasse von Leuten, die, wenn sie einen Ort erreichen, sofort den Plan für den nächsten machen, und so nie Gegenwartsgenuß erlangen. Sie machen die Reise nur theoretisch.

Voll rührender Würde und doch mit einem Stich ins Groteske erscheint ein alter norwegischer Priester, ein „Prest", im langen, schwarzen Rock, Vatermördern, weißem Halstuch. Über dem Gehrock ein Leinenkittel, auf dem kahlen Haupt ein Riesenstrohhut, darunter ein bartloses, mildes Gesicht mit schmalen Lippen. Unzertrennlich ist von ihm eine lange Pfeife mit mächtigem Meerschaumkopf. Der bunt gestickte Tabackbeutel hängt ihm am Rockknopf.

Und welch ein Kontrast zu der wilden Schwermut dieses Thales, als am Sonntag ein ganzer Trupp Seekadetten, fideles, junges Volk, lustig und lachend durch Gudrangen nach Stalheim kutschierte.

Ich ging auf schmalem Bergwege am schwarzen Wasser entlang und konnte nicht froh werden.

Wie war alles scharf auf den Kontrast gestimmt. Ein paar ärmliche, niedrige Hütten, dazu die beiden Hotels für die Fremden. Zwei Welten auf einem Fleckchen, das vielleicht überhaupt nur zehn Wohnstätten trägt. Die Menschen sind hier wortkarg, mürrisch, von einer abgemessenen Langsamkeit. Das Leben eilt hier nicht, man hat viel Zeit, es dauert so schon lange genug. Man bringt dem Fremden kein Interesse entgegen, man betrachtet ihn als Eindringling, man braucht ihn nicht. Mit welcher souveränen Verachtung bewegt sich der Wirt Hansen. Um die Wirtschaft kümmert er sich nicht. Das ist Frauensache. Er sitzt vor seiner Thür, ein alter See-

bär, das Geſicht bartlos, nur vom Kinn herab ein ſchmaler, kurzer, viereckiger Bartſtutz; im Mund hat er die Pfeife, und nun ſieht er erhaben ruhig zu, wie die Gäſte ihr Gepäck ſich ſelber aufſchnallen. Jetzt klingelt das Telephon — die einzige wirkſame Poſtverbindung in dieſen Gegenden, denn die Briefe brauchen viele Tage —, Hanſen rührt ſich nicht.

Es klingelt zum zweiten Mal, zum dritten Mal. Hanſen verzieht keine Miene. Es iſt ihm offenbar unendlich gleichgiltig, was ihm die Welt durch dieſe Errungenſchaft der modernen Kultur mitzuteilen hat. Es klingelt zum vierten Mal. Hanſen blinzelt etwas und macht einen Verſuch aufzuſtehen, aber erſt beim fünften Mal erhebt er ſich wirklich — doch nicht um zum Telephon zu gehen. Er ſchreitet nur bedächtig über die Straße und ſieht gemächlich nach dem Wetter. Das dauert ſeine fünf Minuten, während indes ein wahres Feuergeläut vom Apparat ertönt. Und erſt beim neunten Mal läßt Hanſen ſeine rauhe Polterſtimme zu dem Holzkaſten, den er als überflüſſige Neuerung tief verachtet, ungnädig herab.

* * *

Nur allmählich fand ſich der Weg aus dieſem Thal der Nacht in die Welt des Lichts. Das ſchwarze Schiff, das mich von hier entführte, glitt durch ſchmale, düſtere Waſſerſtraßen. Ein ungeheurer Gebirgſpalt bildet ſie. Iſt man in Gudwangen ſelbſt, ſo ſcheint der Kanal faſt geſchloſſen — die ſo häufige Illuſion in Norwegen —, erſt auf dem Waſſer, und auch da erſt, wenn das Schiff ſeinen Kurs nahe am Ausgang hat, ſieht man den rettenden Pfad. Aber auch über ihn ſchwingen noch die Flügel des Todes. Die ſtarren Felswände ſcheinen ſich zuſammmen zu ſchieben, als wollten ſie das Schiff in Stücke preſſen.

Ganz allmählich klärt ſich das Bild. Durch das fahlgraue Geſtein ziehen ſich die Silberadern der Fälle. Die Wände weitern ſich. Felspylonen, jäh aus dem Meer aufſteigend, bilden eine Pforte, und wir gleiten in das Becken eines Amphitheaters. Es iſt der Naerofjord, der großartigſte Teil des Sognefjords.

Die Motive der Fjordfahrten ähneln ſich. Ihr Hauptprinzip beſteht in der Fülle der kleinen Bühnen, in der ſie ſich abſpielen. Immer iſt die Scene rund und abgeſchloſſen. Die Berge ſind kuliſſenartig in- und voreinander geſchoben und runden den Proſpekt. Wandelpanoramenartig vollzieht ſich der Wechſel.

* * *

Die Tartarusſtimmung von Gudwangen hatte mich mit Schauern der Schwermut berührt. Auf der Fahrt durch den Sognefjord fand ich die Ruhe und die große Stille. Die Idylle von Balholmen gab ſie mir.

Balholmen, der grüne Badeſtrand an einer friedlichen Bucht des Fjords, ein heiterer Beſchauerplatz voll ſänftigender Aſyleinſamkeit. Man blickt weit über das Waſſer hinüber zu den Schneeregionen der Fjaerlandsberge, die die jenſeitigen Buchten bekrönen. Aber ſelbſt ſitzt man ſtill geborgen, die Größe ſcheint nur von weitem herein. Und jede Stunde hatte ihre eigenen Reize. Das Aufregende und Bedrückende der norwegiſchen Natur war hier aufgehoben. Für das moderne Naturempfinden hat in vielen Gegenden das allzu groß Stiliſierte dieſer Natur, die Rieſenmonotonie, die Koloſſallinien ohne die Reize wechſelnder, gebrochener Variation etwas Quälendes. Das Pathos dieſer Landſchaftſtimme ſchallt mit Donnerworten und zerſchmettert die

Digitized by Google

allzu Senſitiven. Der gigantesk Freskoſtil wirft ſie tief in Kleinmut und Verzagen. In Balholmen waren die Bilder nüancierter und ſtimmungswechſelnder.

Zur Mittagzeit die Uferidylle im Baumgang. Rote Giebelhäuſer mit weißen Pfoſten und weißer Fenſterumrahmung, wie aus der Spielzeugſchachtel, blank aus den Baumbüſchen leuchtend. Das Ufer dicht beſtanden. Durch die Äſte leuchtet mit wunderbarer transparenter Wirkung das Meer. Die ſchmucken Landhäuſer der Maler Normann und Dahl. Normanns viel einfacher und echter als das theatraliſch herausgeputzte „Strandheim“ des auch in ſeinen Bildern allzu friſierten Dahl.

Auf einem Hügel eine kräftig ragende Birke mit Bänken und einem ſteilen Bautaſtein. Darauf geritzt der Name Bele. Denn nach der Sage ſoll hier und drüben über der Bucht, in Tangnaes der Schauplatz des Fritjofsepos ſein. Ein alter, freundlicher Mann ſchleicht um dieſen Hügel, nach Fremden ſpähend. Und hat er ein Opfer, ſo erzählt er ihm die ganze Geſchichte ohne Furcht vor der Konkurrenz Eſaias Tegners. Man nennt den Barden von Balholmen daher den König Bele. Mir hat König Bele ſehr gefallen. Ihm war ſein Singen und Sagen ſchon ſo vertraut, er erzählte von Frithjof und Ingeborg mit ſo lieber Einfalt, als hätte er alles miterlebt, und wenn er auf König Bele kam, dann ſank ſeine Stimme, als hätte er ihn ſelbſt hier beſtattet, auf dem Hügel am Meer, wo der Bautaſtein ragt, unter der ſchimmernden Birke.

Von König Beles Grab geht es weiter durch den Laubengang. An einem Fall vorbei, nicht epiſch-gewaltig, ſondern volksliedmäßig, murmelnd und raunend, zur Lachsfangſtation. Ein Holzgeſtell, „Gilge“ genannt, ragt aus dem Waſſer mit einer Warte, oben ſitzt unbeweglich ein Fiſcher, der die Netze beobachtet. Nicht weit davon iſt der alte Baum mit dem bequemen heimlichen Laubenneſt in ſeiner Krone. Ich ſaß geborgen auf dem Bänkchen, von den Äſten dicht umſchirmt, und durch das Gezweig flimmerte das Meer. Wie ſich hier die Flut des Lebens ſänftigt und ſtill wird. —

* * *

Am Abend wandelt ſich die Idylle zur nordiſchen Märchenwelt. — Der Lärm des Hotels war verſtummt. Ich ſaß allein im tiefen Schweigen auf der Veranda und ſah über das Waſſer. Die Nacht war hell, die Berge körperlos, das Waſſer unbewegt. Und mitten in dieſer Welt hing oben in der Höhe die rote Mondſcheibe, ſie ſtand nicht am Himmel, ſie ſchwebte frei in der lichten Luft. Sie färbt das Schneefeld dort drüben und ſie ſchießt zitternde Flammenſpeere in den weichen Waſſerſpiegel. Am Himmel tummeln ſich Sagen und Märchen. Die Wolken führen ſie auf. Eine Rieſeneidergans ſtreckt den Hals lang und länger, als wollte ſie den Mond verſchlingen. Der blaue Mantel Wotans wallt darüber.

Was am Tage nüchtern und einfach, wird in den klingenden Farben der Nacht phantaſtiſche Illuſion.

Vor dem Hotel iſt eine kleine Steininſel mit einem verwaſchenen weißen Badehäuschen. Getaucht in die verſchwimmenden Tinten der Nacht, von all den unbeſtimmten irriſierenden Lichtern übergoſſen, wird die Inſel zu einem Märcheneiland und das Häuschen zu einem weißen Feenſchloß, das gar nicht weit vom Mond iſt. Und da wirft er auch ſchon eine goldgeflochtene Zauberbrücke zu ihm herab.

Und immer erzählte die Nacht Neues.

Am nächſten Abend ſaß ich bei Normann auf der Veranda. Wir hatten landesüblich zu Abend geſpeiſt, als Deſſert gab es den nationalen Nachtiſch, Multebeeren

mit Flöde, große rote, den Brombeeren ähnliche Früchte mit Sahne; Gamleoſt und Myſeoſt, den norwegiſchen Landkäſe.

Jetzt ſaßen wir da draußen beim roten Ingelheimer. Der blondbärtige Normann, mit dem wetterdurchfurchten Geſicht wie ein nordiſcher Seemann; ſeine Tochter, eine echt norwegiſche Erſcheinung, blond, friſch, geſundheitsvoll, das Meſſer in der geſchnitzten Scheide am Gürtel; ein zierliches Berliner Fräulein; der Eſſayiſt Willi Paſtor, der in der Stille von Balholm in einem weißen Giebelhäuschen ſeinen erſten Roman geſchrieben.

Wir ſtiegen den zum Waſſer ſich ſenkenden Garten herab zu dem kleinen, vom Steinwall umfriedeten Hafen, wo die Boote lagen, das Nordlandsboot mit dem hohen Vorder- und Hinterſteven und ein kleines mit ungefügen, grobgeſchnittenen Rudern.

Wir ſchwimmen hinaus in die ſchimmernde Nacht. Die Waſſerfläche war noch unbewegter als geſtern. Unheimliche Stille, die Berge ſchwarz und darüber der helle Himmel. Dies lautloſe Dahingleiten im Zwiſchenlicht zwiſchen Tag und Nacht hat etwas Beklemmendes, Spukhaftes. Jonas Lies Hellſeher, der innere Hang zur Myſtik bei den Norwegern geht uns in ſolchen Nächten auf.

Ein Gefühl der Unendlichkeit, die Ahnung ungemeſſener Fernen, ein Verlorenſein im ungeheuren Raum führt uns aus der Alltagswelt weit fort. Alles gewinnt rätſelvollen Sinn und Bedeutung.

Am Ufer ſtehen kurze Pfeiler im Waſſer. Drähte verbinden ſie in vier Reihen. An den Drähten hängen Tang und Blätter. Das Bild wirkt wie ein ſeltſames Notenblatt — ein Notturnomotiv. Und nun gehen wir wieder hinauf, und wir ſtehen in dem kleinen, hellen Zimmer mit den Korbmöbeln. An den Fenſtern weiße Hängegardinen, die Thür zur Veranda ſteht auf und läßt die leuchtenden Nachtwunder hereinſchauen. Es iſt das Fjordzimmer, das wir ſo oft in Ibſenſchen Expoſitionen geſehen. Schlichte Bürgerlichkeit des Interieurs, durch den ſchmalen Thürrahmen aber ſieht man über das unendliche Waſſer, das geheimnisvolle Welten birgt. Symboliſch für Ibſens Kunſt, die hinter den einfach ſimplen Worten des Alltags eine andere Welt voll Dämmermyſtik ſchauen läßt.

Es kommt der Abſchied, morgen in der Frühe reiſe ich ab. Wir ſchütteln uns die Hände mit dem wunderſchönen norwegiſchen Wort des Dankes: „Tak for idag" — Dank für den heutigen Tag. —

* * *

Es geht dem Ende der Reiſe zu. Die Motive wiederholen ſich. Cariolerfahrten wechſeln mit dem Dampfer, Gebirgsreiſe mit Meerfahrt. Und mählich verſchwimmen auch die Eindrücke und verſchieben ſich. Im letzten Teil mehr als am Anfang. Das iſt das Schmerzliche bei jeder Reiſe, daß das Auge ſo ſchnell ſich auch an die größten Erſcheinungen gewöhnt, daß es das Bewundern zu leicht verlernt. In dieſer Großnatur mit ihren Rieſenproportionen wird man vor allem ſchnell dazu erzogen, auch das Seltſamſte ſelbſtverſtändlich zu finden.

In der Schweiz und Tirol muß man ſich die Eindrücke mehr erobern; man macht Partien, um gewiſſe Schönheiten zu ſehen. Hier kommt alles auf den Menſchen zu, er iſt mitten darin in allem. Wie hoch muß man dort ſteigen, um zum Schnee zu kommen. Hier fährt man im normalen Verlauf ſeiner Reiſe, ohne eine beſondere Tour zu unternehmen, oft zwiſchen Schneefeldern.

Nur noch einige Bilder will ich, ohne den Rest der Reise tagebuchartig zu referieren, aus der Reihe herausgreifen.

Da war ein Gebirgsübergang von überwältigender Größe, als ich von Skej zum Nordfjord herabstieg. Hoch auf dem Plateau herrschte der Tod. Gewaltiges Gestein, hingelagert wie Mammutsrücken. Hier und da ein trüber Hochmoorsee voll unendlicher Trauer. Kein Vogel in der Luft. Das Ganze wie ein Schlachtfeld, auf dem ein Vernichtungskampf gekämpft ist, auf dem der Fluch ruht. Der Fluch des Schweigens, den Edgar Allan Poe in einer Dichtung so bedrückend beschworen. Über die unendliche Öde in langgedehnten Stunden. Und dann blickt man plötzlich tief herab in weite Gründe. Nebel füllen das Thal. Blinkende, schwimmende Nebel lasten tief unten. Und die Nebel wallen und wogen in schwebenden Reihen, und sie teilen und trennen sich. Und sie durchleuchtet die flimmernde Flut, das Meer, das sich in die weit ausgezackten Buchten geschmiegt hat: Thalatta! Thalatta!

Das war der Nordfjord.

Dann trank ich die Todesstimmung noch einmal in der feierlichen Einöde von Grotlid.

Grotlid ist eine Fjeldstue, entsprechend den Schutzhütten in den Alpen. Ein Komplex von einigen Unterkunftshäusern in menschenleerer Fjeldlandschaft. Von unheimlicher Wirkung am Abend. Ein ewiges kaltbleiches und schwefliges Übergangsdämmern. Fahlgelb glimmernde Lichter liegen über der weiten Fläche. Die Schneeberge, die die Ferne kränzen, gleichen phantastischen Gestirnen. Sumpfiges Leuchten kommt aus den flachen Moorseen. Es ist die ängstende Atmosphäre der Walpurgisnachtverse:

> Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
> Des roten Monds mit später Glut heran. —

Wieder hat man die Illusion einer Landschaft aus einer abgestorbenen Welt, einem vereisten Stern.

Doch, wenn man in das Haus tritt, so hört man die Stimmen des Lebens. In dem weiten Zimmer brennt keine Lampe. Aber flackernde Lichter huschen gespenstisch über die Versammelten. Die Lichter kommen aus der mächtigen dreieckig gemauerten Feuerstätte, der „Grue", einer Art Kamin.

Riesenklaftern werden zu hohen Pyramiden geschichtet und die Flammen verzehren sie mit Knistern und Knastern. Durch die kleinen Fenster sieht die fahle Nacht.

Um die Feuerstätte sitzt in Korb- und Schaukelstühlen eine internationale Gesellschaft: Engländer, Amerikaner, Deutsche, auch Norweger. Die Sprachen schwirren durcheinander. Man nähert sich leicht einander auf einer wüsten Insel. Und das Frösteln der Kälte und Einsamkeit schwindet vor den lachenden, tanzenden Funken, die durch die Esse wie Hexen herausfahren, vor der Wärme des Kamins mit dem dampfenden Grog, dem Toddy.

Am Tage drauf ging ich von Grotlid allein zu Fuß nach dem acht Stunden entfernten Märock am Geirangerfjord, daß ich auch die vierte der großen Meeresbuchten sehe.

Zuerst wieder der Weg des Todes, auf dem die Seele stiller wird. Kein Tier, kein menschliches Wesen rings. Nur das ewige, starre Reich des Gesteins. Vereinzelt großflockige Federblumen, Gespenster von Pflanzen, die in nichts zerstäuben, wenn man sie berührt. Verkrüppelte Sträucher, verkümmerte Bäume mit grausam entblößten,

verrenkten Wurzeln, tief zur Erde gekrümmt die Äste, mit verflattertem Gezweig — Trauerharfen mit zerrissenen Saiten. Die trüben Moorlachen, wie die eiskalten starren Augen der Landschaft. Schuttmassen voll Trümmergestein. Hereinhängende Schneefelder. So geht es stundenlang. Dann greift in diese unberührte Natur vollendete Menschenkunst ein. Es giebt einen Abstieg im Riesenzickzack, der nicht seines Gleichen hat. Die hohen Randsteine, die in Abständen den Weg gegen die Abgründe begrenzen, geben der Anlage den Charakter einer trotzig-ragenden Götterburg mit Mauerkronen, Zinnen und Bastionen, von Riesenhand erbaut. Man geht zwischen den Schneefeldern. Und — ein verwirrender Kontrast — in unendlicher Tiefe liegt unten eine zierliche Miniaturlandschaft mit einem krausgeschlängelten Flüßchen, mit den graden, abgezirkelten Heuspalieren, hellen Häuschen. Die Welt da unten wirkt von hier oben so künstlich, etwas eckig und hölzern, wie manche Naturbilder Trübners.

Doch von oben sah ich das alles nur. Und von oben auch nur, wie die Verheißung, den gezackten, hellgrünen Spiegel des Geirangerfjords. Auf ihn hinausfahren konnte ich nicht mehr. Ich mußte am nächsten Tage zurück nach Grotlid.

Auf diesem Rückwege war die Scenerie gar nicht mehr so tot und starr. Es war, als hätte sie Farben und Leben bekommen. Eine lustige Staffage gab sie ihr. Drei frische, junge Norwegerinnen aus Aalesund, Sophie, Henny und Aagot gingen den gleichen Weg. Das war hell und lustig, diese Touristinnen, stark und gesund, ihre Ränzel auf dem Rücken, dahinmarschieren zu sehen.

Das ist ganz üblich in Norwegen, niemand findet etwas dabei, daß die jungen Mädchen ihre Touren machen, genau wie die jungen Männer. Es sind so sichere, grade Geschöpfe, sie gehen so unberührt und frei dahin, daß sich kein unrechter Gedanke an sie wagt. Wir waren bald ganz kameradschaftlich, teilten unsere Vorräte und unterhielten uns in einem drolligen Volapük aus Norwegisch, Deutsch und Englisch. Fräulein Henny war Beamtentochter und wollte die Postkarriere einschlagen; Fräulein Sophie wollte Medizin studieren; Fräulein Aagot Musik. Jede hatte noch ihren kosmopolitischen Bildungsaufenthalt in Deutschland und England vor. Das ist selbstverständlich bei den besseren Familien, daß die Töchter und Söhne eine Zeit im Auslande gewesen sind. — Alle ihre Zukunftspläne plauderten die drei so ohne Prätension aus, mit so einfachem heiterem Ernst. Sie waren grade gewachsen, aufrecht, äußerlich und innerlich. Da war nichts Schiefes, Verrenktes. Da war alles ganz gesund und klar. Vielleicht zu klar, aber für den Typus der jungen Norwegerinnen von charakteristischer Echtheit.

* * *

Von Grotlid ging's auf die Heimfahrt. Ich mußte suchen, den Eisenbahnzug, der von Drontheim nach Christiania fährt, auf einer Station zu erreichen. Drei Tagereisen war es mit dem Carioler bis nach Troetten.

Auf dieser Fahrt konnte ich noch einmal ganz allmählich alle die Übergänge genießen, die so oft in immer neuen Variationen sich gezeigt hatten. Aus dem Hochgebirge voll Schnee und Einsamkeit in die Thäler der Menschen.

Anfangs scheint sich die Natur noch zu besinnen. Die obere Hälfte der Berge ist kahl, wie abgefressen; Riesenfelsstürze, kolossalen Steinbrüchen ähnlich; Felsbrücken, von denen man gleichzeitig in drei durch Bergkulissen geschiedene Thäler blickt. Dort am Fuße wachsen schon Tannen und gekrümmte Weiden, die das Wasser der Bäche

trinken. Dann kommt die Vegetation, jetzt fährt man nicht mehr auf den Höhenwegen. Jetzt fährt man durch Dörfer und Flecken, wo die Leute vor den Thüren ſtehen und aus den Fenſtern ſehen, wo die Hunde kläffend dem leichten Wagen nachlaufen; wo die Pferde uns aus den Ställen entgegen wiehern; jetzt fährt man auch mit müder Qual über ſtaubige Landſtraßen.

Das ſind die Dörfer und Flecken des Gudbrandsthales.

Ein ſtolzer Menſchenſchlag wohnt hier. Der alte norwegiſche Bauernadel. Der erbliche Adel iſt bekanntlich in Norwegen ſchon geraume Zeit abgeſchafft. Die alten Bauerngeſchlechter achten ſich für viel edler als die Ariſtokratie und das Königstum. Sie führen ihren Urſprung mit verwickelten, heilig gehaltenen Stammbäumen viel weiter zurück, als das jetzt regierende Königshaus. Man erzählt von einem Großbauern, der ſeinen Urſprung von Harald Harfagar herleitet. Als der König durch das Land reiſte, ſuchte er ihn auf; da ließ der Bauer zwei Tiſche decken. Den einen für das vornehme Gefolge des königlichen Gaſtes, den anderen mit zwei Gedecken für ſich und den Herrſcher — auch eine Scene aus König und Bauer.

Man verſteht die Geſchichte, wenn man dieſe großen, graden Geſtalten ſieht. Dieſer Bauer hat keinen Blick für die Fremden, ſie exiſtieren nicht für ihn. Er rückt nur kühl die Mütze, wenn er abends nach Haus kommt, ſieht ſie kaum an und läßt ſich ſeine Pferde vorführen. Die Frauen ſind das vermittelnde Element.

In dieſen altangeſeſſenen Familien findet man natürlich auch alt vererbte Möbel. Im Gudbrandsthal ſah ich die reizvollſten und charakteriſtiſchſten Intérieurs. Bunt bemalte Credenzer mit den Namen der Beſitzer als Hochzeitsgabe: „Peter Olſen und Anna Gudbrandsdatter Lindſen.“ Hohe Standuhren in grellen Gehäuſen; auch die Thüren mit bunten Blumenfüllungen. Hochlehnige Stühle. In der Ecke die ſchon aus Grotlid bekannte Feuerſtätte mit Birkenzweigen innen ausſtaffiert. Auch die Bettladen tragen in bunten Schnörkeln den Familiennamen.

An den Wegen grüßt man zahlreich die Kirchen. Kleine, eckige Holzhäuschen mit Türmchen, Pagoden ähnlich; alte „Stavekirken“ mit drei- und vierfachem Giebelbau, wo ſich ein Giebeldach über das andere breitet und das Ganze einer Rieſenſchildkröte gleicht. Im Innern ſind ſie einfach. Schlichte, rote, niedrige Holzbänke, der Altar bunt und grobgeſchnitzt. In der Kirche von Kirkſtuen hing von der Kanzeldecke an einem Faden die Heiligegeiſt-Taube, plump aus Holz gebosſelt, herab. Und über dem Eingang zum Altar das nordiſche Löwenwappen.

* * *

Dann kommen lange, langweilige Eiſenbahnfahrten. Die Augen fallen müde zu. Und nun ſitze ich wieder beim Sonnenuntergang am Hafen von Chriſtiania, da, wo ſich die alten grauen Feſtungswälle hinziehen, und ſehe zum letzten Male über das Waſſer, das in dieſen Übergangsfarben mir noch einmal die Phantaſtik der nordiſchen Meere zum Abſchied zeigt, wie ich ſie zum erſten Mal in jener erſten Nacht auf dem Schiff geſehen, mit florverhauchten Farben, verwiſchten Konturen und duftigen Fernen. Da hinaus fährt morgen mein Schiff — und mir klingt's im Ohre:

Ja hjemme er det dog allerbedſt,
Ja her hjemme:
Man rejſe oſt og man rejſe weſt
Men her hjemme.

Die Jüngſte.

Skizze

von

H. Schönort.

Nachdruck verboten.

„Lotti — haſt du auch ein Taſchentuch?“

„Lotti — vergiß deinen Regenſchirm nicht!“

„Lotti — zieh' lieber Gummiſchuhe an, — du haſt letzte Nacht gehuſtet!“

Dieſer Dreiklang war der ewig wiederkehrende Refrain in Lottis Lebensmelodie.

Es war ein bequemes Leben. Behütet und verhätſchelt und verzuckert, — ein echtes Neſthäkchenleben. Schweſter Luiſe beſorgte die Küche und die Wäſche und Schweſter Mathilde die übrigen Reſſorts im häuslichen Staate, und die Mutter ſchwebte als höchſte und durchaus nicht unthätige Inſtanz über allem.

Für Lotti gab es nichts zu thun — abſolut nichts.

Sie malte ein bißchen, ſie ſpielte ein bißchen Klavier und ſie handarbeitete ein bißchen. Im Sommer ſpielte ſie ein bißchen Tennis, und im Winter lief ſie ein bißchen Schlittſchuh. Daß dieſe beiden Sports nicht mehr als „ein bißchen“ von ihr getrieben wurden, kam daher, daß es im Sommer bisweilen ein bißchen zu warm und im Winter ein bißchen kalt war. Weil Hitze und Kälte mit Regenſchirm und Gummiſchuhen nicht beizukommen iſt, mußte Lotti zu Hauſe bleiben, wenn andere fröhlich vorbeizogen mit Rackets oder Schlittſchuhen. Ungern, aber ohne Widerſpruch, fügte ſie ſich dieſer Liebestyrannei.

Lotti war, ſo lange ſie denken konnte, daran gewöhnt, drei Autoritäten über ſich zu haben, und auch ihre innere Auflehnung war nicht groß — ihr Wille war aus Gebrauchsmangel eingeſchläfert.

„Lotti hat's gut!“ ſagten ihre Freundinnen, nicht ohne Neid. „Die braucht ſich nicht anzuſtrengen, weder in der Küche, noch im Hauſe. Die hat immer Zeit zu thun, was ſie Luſt hat!“

Lotti brauchte auch kein Seminar zu beſuchen und ſich mit Examen zu quälen; — man „hatte es“ gottlob. Und Lotti wäre dazu auch viel zu zart geweſen.

Worin die Zartheit beſtand, war nicht recht wahrnehmbar. Lotti blühte wie eine kleine Roſe und war fröhlich, wie ein kleiner Vogel; — auch Vögel im Bauer ſind fröhlich, wenn ſie's nicht anders kennen. Ob aber in ihren kleinen Herzen unter aller Fröhlichkeit nicht ein tiefes, unendliches Sehnen ſchläft, nach blauer Luft und Waldesgrün — wer weiß das? Wir nehmen an, daß ſie vollkommen glücklich ſind. Und das iſt auch weitaus das Bequemſte. Es fehlt ihnen ja an nichts.

Lotti fehlte es auch an nichts. Wenn ihr Rock eines neuen Stoßbandes bedurfte, hatte Mathilde es ihr ſchon angenäht, ehe ſie ſelbſt den Defekt bemerkt hatte. Wenn ihr Zahnpulver auf die Neige ging, füllte Luiſe die Schachtel auf, ehe Lotti noch ihren Mund aufgethan hatte. Sie führten Buch über alle Familien- und Freundesgeburtstage und erinnerten Lotti vom erſten des Monats täglich an die bevorſtehenden Briefpflichten. Gern hätten ſie die Briefe auch für ſie geſchrieben — aber das verſtand Lotti beſſer. Es gab überhaupt einige nicht-offizielle Dinge, in denen man ſich vertrauensvoll an Lotti wandte, z. B. bei Weihnachts- und Geburtstagsarbeiten. Luiſe und Mathilde fingen mit Löwenmut die feinſten und eleganteſten Sachen an, und nachher konnten ſie nicht damit zu ſtande kommen. Da hieß es denn: „Ach, Lotti mit ihren geſchickten Fingerchen kann das ja leicht machen“ — und ſie machte es auch. Aber es war doch nichts Eigentliches, nichts Befriedigendes. Und dann war es ihr

Digitized by Google

ſo unbegreiflich, daß Luiſe und Mathilde nachher den Dank einheimſen konnten, ohne vor Verlegenheit zu vergehen. Das war aber auch alles, was Lotti leiſtete. Sonſt nahmen Mutter und Schweſtern ihr alles ab, nicht nur alle häuslichen und perſönlichen Pflichten — ſie erſparten ihr auch das Denken. Lotti konnte wie ein Kind in den Tag hineinleben; ſie brauchte für niemand und nichts zu ſorgen, auch nicht für ſich ſelbſt. Stets waren ihre Sachen in Ordnung und für ſie zurechtgelegt, ohne daß ſie ihre Finger oder ihr Gehirn anzuſtrengen brauchte. Es war beneidenswert — ideal!

Durch die Bemerkungen ihrer Freundinnen darauf aufmerkſam gemacht, — ſie war durch die Gewohnheit abgeſtumpft und meinte, es müſſe ſo ſein — erklärte Lotti eines Tages, ſie wollte auch etwas thun im Hauſe.

Beſorgte Rührung auf den mütterlichen Zügen, befremdetes Erſtaunen auf Luiſens, ſpöttiſche Überlegenheit auf Mathildens Geſicht. Und alle drei nur Variationen eines mitleidigen: „Du! Kleine! — Neſthäkchen! Was fällt dir nur ein!“

Das war nicht ermutigend. Lottis Herz ſank; aber ſie verſuchte doch brav, ihre Abſicht auszuführen — ihr Ehrgefühl, auch etwas latente, unverbrauchte Kraft, regten ſich.

Aber es iſt nicht leicht, die eherne Methode eines wohlregulierten Haushaltes zu durchbrechen.

Wenn Lotti aufſtand, waren die Stuben in Ordnung; der Kaffee dampfte auf dem fertig gedeckten Tiſche, und von den Blumentöpfen rieſelten erfriſchende kleine Bächlein nieder. Mathilde war ſehr kurzſichtig und verſah das Amt der Flora in mitunter zu freigiebiger Weiſe.

„Alſo ich muß früher aufſtehen,“ ſagte ſich Lotti, „ſonſt giebt es nichts mehr zu thun für mich.“

Mit mißtrauiſchen und keineswegs wohlwollenden Blicken wurde ſie empfangen, als ſie eines Morgens um ſieben erſchien. „Kind, entziehe dir doch deinen Schlaf nicht unnötigerweiſe; junge Menſchen müſſen ausſchlafen,“ meinte die Mutter beſorgt.

„Minna iſt ſiebzehn und ſteht um halb ſechs auf,“ erwiderte Lotti prompt.

„Ach — ſo ein Mädchen iſt anders organiſiert als wir.“

Lotti kam ſich vor wie ein fremder Beſuch, den man aus gezwungener Höflichkeit nicht ins Bett zurückjagen kann, wenn er die unangenehme Gewohnheit hat, früh aufzuſtehen, der aber den Haushalt ſtört und allen eine Gêne iſt. Sogar das Dienſtmädchen ſtarrte ſie mit verletzender Verwunderung an.

„Laß mich den Kaffee machen,“ bat ſie Luiſe, deren Amt dies war.

Aber das nahm die ſonſt ſo ſanfte, gutmütige Luiſe ſehr krumm. „Schmeckt mein Kaffee dir nicht?“ fragte ſie piquiert. „Ich mache ihn doch auf echt Karlsbader Art, und andre Leute haben ihn immer ſehr gerne getrunken.“

Lotti ſeufzte. Sie holte ſich ein Staubtuch und wollte im „Salon“ abwiſchen. Aber es fand ſich, daß Mathilde dies ſchon in aller Frühe gethan hatte — ſie ſagte es wenigſtens.

Sie fragte zaghaft, ob ſie die Blumen begießen dürfte, aber da kam ſie noch weit ſchlimmer an, als bei Luiſe. Garnicht wie eine Flora ſondern wie eine Löwin, die ihr Junges verteidigt, pflanzte Mathilde ſich vor den Blumentöpfen auf. „Meinſt du etwa, weil mal ein paar Tropfen auf den Fußboden kommen, müßteſt du dich der Sache annehmen?“ fragte ſie erboſt. „Die wiſche ich ſtets wieder fort — du brauchſt nicht bange zu ſein.“

Wenn Mathilde ihren Kneifer aufhatte und von ihrer überſchlanken Höhe auf die zierliche Lotti herabſah, war dieſe immer ſchon ganz klein — ganz beſonders klein, denn groß war ſie nie.

„Aber Mathilde,“ ſagte ſie beſtürzt, „wie kannſt du! Ich wollte doch nur gern eine Beſchäftigung haben!“

„So, dann ſuche dir, bitte, etwas andres aus — von meinen Angelegenheiten bleibe gefälligſt davon,“ ſagte Mathilde mit Nachdruck.

Lotti ward ſich mit Schrecken bewußt, daß ſie, ohne es im mindeſten zu wollen, ihre Schweſtern in ihren heiligſten Rechten verletzt hatte. Sie wagte es kaum, ihre Hilfe in der Küche anzubieten.

Mama band ihr eine mächtige Küchenſchürze vor, in der ſie faſt verſchwand —

Lottis Morgenkleider waren immer ſo elegant, für keine häusliche Thätigkeit geeignet.

Luiſe gab ihr Eiweiß zu ſchlagen — eine Arbeit, die Lotti als Sechsjährige mit Paſſion verrichtet hatte; — jetzt zog ſie keine übermäßige Befriedigung daraus. Dann ſtand ſie müßig umher; ſie war Luiſe, die wie ein Irrwiſch umherfuhr, furchtbar im Wege; ſie fühlte es wohl und ging ſchließlich hinaus zu deren großer Erleichterung.

Mama kam mit der Benzinflaſche; es hätte doch durch einen Spalt in der Schürze ein Flecken auf das Empiregewand kommen können.

Mittags deckte Lotti den Tiſch — das Mädchen war zu einer Beſorgung fortgeſchickt. Lotti hatte die Gabe, alles leicht und gefällig zu thun, was ſie anfaßte — aber ſie hatte arg gegen die offenbar herkömmlichen Geſetze der Symmetrie verſtoßen, denn Mathilde kam herein, blinzelte mit ihren kurzſichtigen Augen über den Tiſch, und fing an, leiſe dies Stück und das Stück zu rücken, bis ſchließlich nichts mehr in ſeiner urſprünglichen Lage war. Lotti ſollte es nicht merken — ſie merkte es aber doch.

Nach Tiſch ſagte die Mutter zu ihrer Jüngſten: „Du ſollteſt dich etwas hinlegen, Lotti, du haſt dich ſo angeſtrengt, das iſt nichts für dich!“ Und die Schweſtern ſekundierten: „Das arme Kind!“ ſagte die gutmütige Luiſe, innerlich tief befriedigt, daß ſie Lotti aus der Küche herausgegrault und das Kaffeeamt nicht hatte fahren laſſen — „ſie ſieht ganz blaß aus.“

„Ja, unſer Mäuschen kann nicht viel vertragen“, ſagte Mathilde wieder ganz gnädig; — Lotti würde nie wieder nach einem Amt von Mathilde ambieren, deſſen war ſie ſicher. „Sie hat's ja aber auch nicht nötig.“

Und ſie meinten das alle durchaus nicht ironiſch.

Ein paar Tage verſuchte Lotti es noch, hier und da etwas anzufaſſen, wenn man ihr denn keine beſtimmten Pflichten übertragen wollte. Aber ſie erlahmte ſchließlich durch alle die mißtrauiſchen: „Kannſt du das auch?“ „Das verſtehe ich doch wohl beſſer.“ „Das haſt du ja noch nie gethan.“

„Und Fräulein Luiſe macht es ſo!“ oder „Fräulein Mathilde hat mir aber *das* geſagt!“ ſagte das Dienſtmädchen, der es eine innige Genugthuung war, daß jemand im Hauſe noch weniger zu ſagen hatte, als ſie. Denn ſie leiſtete etwas, ſie konnte man deshalb nicht ohne weiteres bei Seite ſchieben, und ſie konnte kündigen, wenn ihr etwas mißfiel.

Man ſah Lottis Nützlichkeitsbeſtrebungen teils wie die Laune eines verwöhnten Kindes, mit nachſichtigem Lächeln, — wenn Übergriffe in das eigene Gebiet befürchtet wurden, aber mit kampfbereitem Mißtrauen an, und es diente zur allgemeinen Erleichterung, als nach acht Tagen alles auf dem alten Standpunkte angelangt war, und Lotti wieder ein bißchen malte und ein bißchen Klavier ſpielte, ohne ſich um irgend etwas im Hauſe zu kümmern. Sie konnten es aber doch nicht laſſen, ihre Herzensfreude in kleinen Geſprächsſpitzen ausſtrömen zu laſſen, in mehr oder weniger witzigen Anſpielungen auf Babys Ikarusflug in häuslichen Sphären, das Hoſpitantentum von acht Tagen.

Lotti, die nicht ganz ohne Witz war, ſchwieg hierzu. Und endlich ſchlief die Sache ein. Lotti war wieder Beſuch.

Der Haushalt war eine feſtgeſchloſſene Phalanx, nirgends eine Öffnung, wo ſie hätte hineinſchlüpfen können. Überall ſtarrten ihr die Speere von Gekränktſein oder ſpöttiſcher Überlegenheit entgegen. Es war kein Platz da für ſie. Sie war im eigenen Hauſe Beſuch, ein verwöhnter, zärtlich gehüteter Beſuch, aber nichts weiter. Sogar um eine kleine Beſorgung in der Stadt wurde ſie wie um eine außerordentliche Gefälligkeit gebeten: „Würdeſt du wohl ſo gut ſein? Würde es dir keine Mühe machen?“ während die andern ſich einfach zuriefen: „Wir müſſen dies oder das noch haben!“ Grade wie ein Beſuch, den man ſchamhaft um etwas erſucht, das eigentlich ohne ſein Wiſſen und Sehen hinter den Couliſſen abgemacht werden müßte.

Man liebte und verwöhnte ſie ſehr, zu ſehr, aber hier wie überall machte ſich, unbeabſichtigt und unbewußt, der Grundſatz geltend: Wo keine Pflichten, keine Rechte! Lotti brauchte nichts zu thun, abſolut nichts, aber ſie hatte auch nichts zu ſagen, abſolut nichts.

Wenn drei reſolute Frauen zuſammen wirtſchaften, ſo geht es bei dem enormen Umfang, den kleine und kleinſte Dinge annehmen, wenn man ſich ihnen in unabgelenkter Liebe

Digitized by Google

widmet, ſelten ab ohne häufige Reibereien und gelegentliche Entladungen aufgeſpeicherter Energie. Diejenige, die aus ſolchem „Meinungſagen“ mit rotgeweinten Augen, aber ſiegreich hervorgeht, pflegt dann für einige Wochen oder Monate die Hegemonie im häuslichen Reiche zu haben, bis bei der nächſten Schlacht die Geſchicke vielleicht wechſeln.

In Lottis Familie waren „Meinungsverſchiedenheiten“ verhältnismäßig ſelten. Nicht daß man hier nicht auch gewußt hätte, wie ſüß es iſt, zu herrſchen; aber man herrſchte ja auch, alle miteinander herrſchten ſie über die Kleine, beherrſchten und verzogen die Jüngſte.

Ja — die Stoßbänder wurden nicht umſonſt angenäht! —

Die Schweſtern wurden älter, und ihre Eigenheiten prägten ſich ſchärfer aus. Zwar Lotti wurde auch älter, aber ſie war doch immer ſieben reſp. fünf Jahre jünger als Luiſe und Mathilde, und in deren Augen immer noch dasſelbe Kind. Etwas vom Kinde hatte ſie auch — vielleicht war's Anlage, vielleicht Anpaſſung, wahrſcheinlich kam beides zuſammen. Sie ſah nicht nur geradezu kinderhaft aus, ſondern in ihrer ganzen Natur lag etwas, was zum Verziehen und — was gewöhnlich dasſelbe iſt — zum Beherrſchen aufforderte.

Als ſie eben erwachſen war, kamen die Schweſtern ihr ſehr ehrwürdig vor, und ſie tröſtete ſich damit: Ich bin eben noch ſo jung! Wenn ich älter werde, wird von ſelbſt alles anders werden.

Aber ſie wurde älter, und es wurde nichts anders. Sie malte ein bißchen und muſizierte ein bißchen und machte langweilige Handarbeiten.

„Macht Ihnen das Vergnügen?“ fragte Doctor Hermann eines Tages, als Lotti ſich durch eine Rhapſodie von Liszt hindurchgearbeitet hatte und erſchöpft die Hände von den Taſten ſinken ließ.

Doctor Hermann war immer ſehr geradezu. Er hielt ſich dazu berechtigt oder entſchuldigt durch ſeine Eigenſchaft als langjähriger Hausbewohner und Freund. Von Lotti war er ſogar ein Nennonkel; wie er als junger Student in die Familie eingeführt worden, war Lotti erſt elfjährig geweſen und noch ein Baby nach der Familienanſchauung. Dann, als er nach achtjähriger Abweſenheit wieder in das Städtchen und in ſeine alte Wohnung zurückkam, war es bei dem „Onkel“ geblieben — Lotti war ja noch ſo klein! — nur das Duzen hatte man aufgegeben. Das würde nun nächſtens wieder hergeſtellt werden, denn Doctor Hermann war Lottis präſumptiver Schwager, — wahrſcheinlich durch Luiſe, denn Mathilde war zu unverkennbar mit „alte Jungfer“ geſtempelt. Indeſſen ſicher iſt nichts in dieſer Welt, am wenigſten eine mutmaßliche Braut. Luiſe kochte ſeine Lieblingsgerichte, und Mathilde ſetzte die Blumen in ſeinem Zimmer unter Waſſer. Er verkehrte zwanglos in der Familie, zwanglos im doppelten Sinne, denn er kam und ging, wie es ihm beliebte, und niemand fiel es ein, ſich ſeinetwegen zu genieren. Zwei Eigenſchaften waren charakteriſtiſch für Onkel Hermann: er war immer guter Laune, und er hatte ein unfehlbares Talent, den bequemſten Platz zu erwiſchen und zu behaupten.

„Nein — gar keins“, antwortete Lotti auf ſeine aufrichtige Frage eben ſo aufrichtig.

„Warum thun Sie es denn?“

„Mein Gott — irgend etwas muß man doch thun,“ ſagte Lotti, drehte ſich auf dem Klavierſeſſel herum und ſchlang ergeben die Hände in einander.

„Schade um die ſchöne Zeit,“ ſagte Onkel Hermann.

„Ja — aber ich kann doch nichts andres,“ ſagte Lotti verzweifelt. „Luiſe kocht, und Mathilde flickt und überſchwemmt, und beide laſſen mich an nichts heran. Ich bin zu klein, wiſſen Sie!“

Er pfiff leiſe und vielſagend vor ſich hin. Mit einer zukünftigen Schwägerin macht man nicht viel Umſtände.

„Es giebt auch noch andre Dinge auf der Welt zu thun,“ ſagte er orakelhaft und machte ſich mitſamt ſeiner Zeitung aus dem Staube, Lotti den orakelhaften Brocken zur beliebigen Verarbeitung zurücklaſſend.

Etwas Derartiges hatte Lotti ſich auch ſchon ſelbſt geſagt. Es mußte doch noch etwas andres in der Welt geben, etwas andres als Kochen und Wirtſchaften und etwas erquältes Malen und Klavierſpielen. Aber was?

Stockend und zitternd, nach etlichen verunglückten Anläufen brachte ſie es der Mutter

Digitized by Google

eines Tages vor: „Mama, ich bin im Hauſe eigentlich ganz unnütz, könnte ich mich nicht außer dem Hauſe irgendwie beſchäftigen?“

In dem mütterlichen Hirn ſtiegen ſofort die fürchterlichſten, extremſten Möglichkeiten auf: Bühnenkünſtlerin, Fabrikmädchen, Studentin.

„Gott bewahre mich!“ brachte ſie entſetzt heraus. „Wie kommſt du nur auf ſo was?“

Lottis Herz ſank. Sie bereute ſchon, davon angefangen zu haben; — ſie würde doch nicht durchdringen.

„Was meinſt du mit ‚außer dem Hauſe beſchäftigen‘?“ fuhr die Mama fort. „Wie denkſt du dir das? Willſt du ausgehen zu ſchneidern oder Privatſtunden geben?“

„Ich habe ja nichts gelernt!“ ſagte Lotti, den Hohn ignorierend, mit zuckenden Lippen.

„So — nichts gelernt haſt du!“ brach die Mama empört los. „Haſt du nicht die beſte Schule beſucht, bis zur Selekta — und haſt du nicht heutigen Tages noch die beſten Mal- und Klavierſtunden? Und dann wirſt ſolch ein undankbares Mädchen einem vor, man hätte ſie nichts lernen laſſen.“

„Aber Mama, ich meinte ja, keine Berufskenntniſſe,“ verſuchte Lotti zu begütigen. „Aber es giebt vielleicht ſonſt irgend etwas für mich zu thun — ich könnte alten Damen vorleſen oder vorſpielen, ich könnte kränkliche Kinder unterhalten und beſchäftigen —“

„Das fehlte auch noch! Schöne Idee das!“ Und dann brach das verletzte mütterliche Gefühl hervor. „Haben wir es dir je an etwas fehlen laſſen? Haben wir dir nicht alles an den Augen abgeſehen, dich bedient, wie eine Prinzeſſin? Mein Sinnen und Denken dreht ſich darum, dir das Leben angenehm zu machen; deine Schweſtern würden ſich das Fleiſch von den Händen arbeiten, nur damit du nichts zu thun brauchſt und deine Jugend ſorglos genießen kannſt — und nun dieſer Undank! Daß man ſo etwas an ſeinen eigenen Kindern erleben muß! Daß ſie einem aus dem Hauſe laufen wollen!“

Indignation und Rührung löſten ſich in hyſteriſches Schluchzen, und Lotti hatte alle Mühe, die Aufgeregte zu beruhigen und zu tröſten, — natürlich unter andrem mit der Verſicherung, daß es ihr garnicht ernſt geweſen ſei mit ihrer Idee, daß ſie nie, niemals wieder von etwas Derartigem anfangen würde.

Lotti war ganz entſetzt über das Unglück, das ſie angerichtet hatte. Sie wußte noch nicht, daß das immer ſo iſt im Familienleben, daß Liebe und Sympathie genau bis zu dem Punkte reichen, wo die Anſichten auseinandergehen, und daß der Gott der Familie ein eifriger Gott iſt, der keine andern duldet neben ſich. Familienliebe iſt faſt immer deſpotiſch. Individuen ſind nichts vor ihr, — was über den engen Kreis der Familie hinausſtrebt, iſt Wahnſinn oder Verbrechen.

Es war eine Erfahrung für Lotti. Und auch für die Mutter; — eine noch herbere vielleicht. Es iſt immer eine ſeltſame und ſchmerzliche Erfahrung für Eltern, zu entdecken, daß ihre Kinder — Fleiſch von ihrem Fleiſch, Blut von ihrem Blut — ihre Ideen, Anſchauungen und Neigungen für ſich haben, daß ſie ihnen entwachſen, Menſchen für ſich ſind und mit ihren Intereſſen in einer Welt leben, die den Eltern fremd und — faſt immer — unſympathiſch iſt. Ein Vorgefühl von dieſem Schmerz erfährt die Mutter, wenn ihr Baby zum erſtenmale, ohne die helfende, leitende Hand zu erfaſſen, ſelbſtändig läuft. Aber viel, viel ſchmerzlicher iſt der Moment, wo ſie fühlt, daß es ihrem zärtlichen Gängelbande geiſtig entwachſen iſt. —

Es iſt eine ſcharfe Klippe, und Liebe allein genügt nicht, ſie zu umſchiffen. Hüben und drüben iſt unendliche Geduld, Klugheit und Takt nötig, um zu vermeiden, daß ein innerlicher Bruch eintritt, den verwandtſchaftlicher Inſtinkt wohl wieder verkittet — aber nur verkittet.

Ihre Lotti, ihr Schoßkind, ihr Verzug, fühlte ſich nicht befriedigt zu Hauſe — wer hätte das je geahnt! Die Mutter fühlte ſich bitter gekränkt. „Da lebt man nun vierundzwanzig Jahre lang für ſo ein undankbares Kind, und nun kommt es einem ſo!“ war das wehmütige Leitmotiv ihres Ideenganges! Zwar die älteren Töchter waren ihrem Gängelbande längſt entwachſen, — um ſo mehr klammerte ſie ſich mit deſpotiſcher Zärtlichkeit an ihre Jüngſte. Daß auch ihr Baby eines Tages allein würde laufen wollen — wer ihr das je geſagt hätte!

Digitized by Google

Doktor Hermann hatte Ausſicht, eine Anſtellung am Krankenhauſe zu bekommen, und dieſe Ausſicht mit dem daran zu knüpfenden Familienereignis erregte die Gemüter in ſo angenehmer Weiſe, daß Lottis verrückte Idee in Vergeſſenheit geriet — auch bei ihr ſelbſt. Denn ſie war durchaus nicht unbeteiligt bei dem Ereignis. Ihr geheimes, aber ziemlich ausſichtsloſes Sehnen war, der Doktor möchte Mathilde wählen, — denn die Ausſicht, bis an ihr Lebensende an dieſe gefeſſelt zu ſein, verurſachte Lotti einen gelinden Schauder. Mit Luiſens Fortgang würde ſich für Lotti nichts beſſern — im Gegenteil: Mathilde würde einfach Luiſens Pflichten und Rechte noch zu den ihren übernehmen. Thatkräftig genug war ſie —, und das Fortgehen der gutartigen, bequemen Luiſe, die im häuslichen Reiche den Pufferſtaat bildete, würde in mehr als einer Hinſicht ein Verluſt ſein. Luiſe hingegen würde Lotti vielleicht einige von Mathildens Ämtern überlaſſen; wenn man nicht an ihre eigenen geheiligten Rechte rührte, war ſie eine gute Seele. —

Aber der Doktor wäre nicht zu beneiden mit Mathilde als Frau. — Lotti entſchied nach einem ſchweren inneren Kampfe, daß, wenn denn jemand lebenslänglich an Mathilde gefeſſelt ſein mußte, ſie dieſer Jemand noch lieber ſein wollte.

Und er dachte auch wahrſcheinlich garnicht daran. Die ertränkten Geranien konnten ihn doch nicht beſonders locken; hingegen Luiſe hatte eine geradezu beſtrickende Art, ſich in die Herzen der Männer hineinzukochen.

Der Doktor hatte ſeine Ernennung, aber er beeilte ſich garnicht. Er ging nach wie vor mit onkelhafter Zwangloſigkeit aus und ein, aß Luiſens Heringsſalat — eine feinempfundene Schöpfung! — mit bewunderungswürdigem Appetit, aber ohne andre Symptome, die armen Mädchen auf die Folter ſpannend. Lotti wandte die größten Liſten an, ihn mit Luiſe allein zu laſſen, aber Mathilde wich und wankte nicht.

Eines Abends im April, als Onkel Hermann grade ſehr bequem im Schaukelſtuhl lag und für die nächſte halbe Stunde offenbar nicht an Aufſtehen dachte — Luiſe ſaß am Fenſter und ſtickte im ſinkenden Tageslicht ein Monogramm in das zwölfte von einem Dutzend Taſchentücher für den Doktor und dachte noch weniger an Aufſtehen — ſagte Lotti in einſchmeichelndem Tone zu Mathilde: „Thildchen — willſt du nicht mal mit mir durch den Garten gehen? Ich möchte ein paar Veilchen holen für das Oſterei, und es iſt grade ſolch ſchöner Sonnenuntergang!“

Mathilde überſchaute die Situation — dazu reichte ihre Kurzſichtigkeit vollkommen aus — und ſagte, ihr Fuß thäte ihr wieder ſo raſend weh, daß ſie kaum auftreten könnte — ſie wäre froh, ſtill zu ſitzen. „Aber Luiſchen geht gewiß mit, — du ſtickſt dich ja ſtumm und dumm — lauf doch mal hinaus!“ ermunterte ſie.

Luiſe warf ihr einen Blick tiefen Vorwurfs zu und ſtickte ſchweigend weiter.

„Nun — dann bleibt ſitzen. Ich muß noch mal an die friſche Luft,“ und Lotti ging hinaus, innerlich empört über Mathilde. „Ich glaube keine Silbe von ihrer Fußgeſchichte,“ murmelte ſie; „den ganzen Tag war nicht die Rede davon, und es ſieht ihr garnicht ähnlich, ihre Leiden zu verheimlichen.“

Sie holte ein Körbchen für die Veilchen und lief hinaus.

Es war wirklich ein ſchöner Sonnenuntergang, wie ſie nur ſo auf gut Glück geſagt hatte. Leicht und weich ſtanden Pappeln und Weiden mit ihren zartgrünen Schleiern gegen einen grünlich-blauen, blaſſen Himmel, in dem goldige Wolken ſchwammen, während im Weſten alles in Gelb und Purpur flammte. Silberflockige und grünlich-gelbe Kätzchen wehten in Lottis dunkles Haar — ſie lachte darüber — das war ja der Frühling!

Eine Droſſel ſaß auf der höchſten Spitze einer Hängeweide und ſang ihr Abendlied.

Lotti vergaß ihren Ärger. Und die Veilchen dazu. Verträumt ſtarrte ſie ins Weite, dorthin, wo die goldigen Wolken in einem unbeſchreiblich zarten Luftmeer ſchwammen. Es überkam ſie etwas von der alten Kinderſehnſucht, hineinzufliegen ins Abendgold.

Nahende Schritte brachten ſie wieder auf die Erde. Hatte Thilde ſich noch beſonnen?

Es war nicht Thilde. Auch nicht Luiſe. Es war Onkel Hermann.

„Onkel Hermann — ich dachte“ — — — Sie ſollten ſich mit Luiſe verloben, konnte ſie

doch nicht gut ſagen, — „Sie wollten noch eine Ewigkeit weiterſchaukeln.“

„Ja — der Menſch denkt, Gott lenkt,“ ſagte Onkel Hermann voll Seelenruhe. „Sie ſtarren mich ja ſo entſetzt an, Kleine, — iſt irgend etwas an mir verrutſcht?“ Er taſtete an ſeinem Shlips.

„Nein, es iſt alles in Ordnung,“ ſagte Lotti mechaniſch. Wenn nun doch Luiſe käme, dachte ſie; dann würde ſie wieder zu Thilde gehen, die ſich mit ihrem Geflunker von dem kranken Fuß ja ſelbſt feſtgelegt hatte; und, hier draußen in dieſer zauberiſchen Frühlingsdämmerung mußte ſich's ja verloben laſſen, man wußte nicht, wie.

Aber Luiſe vermochte ſich nicht von ihrem letzten vom Dutzend loszureißen.

„Onkel Hermann,“ ſagte Lotti zögernd, „Sie ſagten neulich einmal, es gäbe auch für Menſchen wie mich alles Mögliche zu thun in der Welt, — ich habe darüber nachgedacht.“

„So,“ ſagte er, „das freut mich. Und was iſt dabei herausgekommen?“

„Ach, gar nichts,“ ſagte ſie betrübt. Und dann erzählte ſie ihm von ihrem verunglückten Anlauf, „etwas zu thun.“ „Ich habe ja nichts Ordentliches gelernt, das iſt wahr,“ ſagte ſie trübſelig, „und fortlaſſen würde Mama mich niemals. Ach — wenn ich doch zu irgend etwas Talent hätte!“

„O, Sie haben wohl eins. Jeder Menſch hat zu irgend etwas Talent,“ behauptete der Doktor.

Lotti ſah ihn zagend an. „Zum Klavierſpielen?“ Sie hatte nie das Gefühl gehabt, daß er von ihrer Muſik viel hielte.

Er lachte. „Nein, das weniger.“

„Aber welches denn? Sagen Sie mir's doch, welches?“ bat Lotti, durchaus nicht gekränkt und ſah ihn flehentlich an.

Der Doktor ſenkte ſeine luſtigen Augen tief und warm in die flehenden Sterne, während er ſagte: „Es giebt ein Talent, das nicht auf Konſervatorien und Akademien ausgebildet wird, und das doch das koſtbarſte und ſchönſte von allen iſt: das Talent, einen andern Menſchen glücklich zu machen, ſein Sorgenbrecher und Sonnenſchein zu ſein. Trauen Sie ſich dieſes Talent nicht zu, Lotti? Ich glaube, Sie haben es!“

Lotti wurde totenblaß und ſchwankte ein wenig. Nicht ſo ſehr ſeiner Worte wegen, die ſie noch gar nicht recht begriffen hatte, als wegen des Tons. Und dann der warme, ſonderbare Blick! —

„Nun, Lotti,“ ſagte er weich und hielt ihr ſeine Hand hin, „wollen wir's mit einander verſuchen?“

Lotti legte bleich und zitternd ihre Hände in ſeine. „Iſt — das — das — eine — Verlobung?“ ſtammelte ſie und ſah ihn mit rührender Faſſungsloſigkeit an.

„Es kommt mir beinahe ſo vor,“ ſagte er lächelnd, aber auch mit bebender Stimme. „Ich mache dies nämlich heute auch zum erſtenmal durch.“ Er küßte ſie zart und liebevoll auf die Stirn. „Das gehört, glaube ich dazu. Nun biſt du ganz ſicher, nicht Lotti —?“

Ein jubelnder Aufſchrei, der die Droſſel neidvoll verſtummen machte, denn ſolche Töne hatte ſie nicht, drang aus des Mädchens Bruſt. „Mich — mich willſt du, mich Kleine, Jüngſte, nicht die andern — mich —“ die Stimme brach zwiſchen Jubel und Weinen; ihre Glieder flogen vor Aufregung. Sie konnte es noch nicht faſſen und ſtammelte nur immer wieder: „Mich — mich!“ —

Er nahm ſie in den Arm und ſtreichelte ihr weiches Haar. „Mein Herzenskind,“ ſagte er einfach.

Einige ſüße Augenblicke verharrten ſie ſo. Lottis Kopf lag an ſeiner Bruſt, ſie ſchluchzte ein paarmal auf vor Glückſeligkeit.

Auf dem zarten Himmel ſtand die feine, blaſſe Sichel des zunehmenden Mondes. Und die Droſſel ſang leiſe und weich.

Nach einer Weile fuhr Lotti auf und ſah ihn an — das Geſicht, das eben noch höchſtes Glück verklärte, ſchmerzlich verzogen. „Du, ich muß dir was ſagen — etwas, das du wiſſen mußt!“

Eine beinahe tragiſche Entſchloſſenheit lag in ihren Zügen. Es ſtand darin: wenn du's weißt, wird mein kurzer Glückstraum zu Ende ſein, aber ich kann dich nicht betrügen.

Und einen Augenblick teilte ihr ahnungsſchweres Entſetzen ſich ihm mit — die Enthüllungen in modernen Romanen ſtanden momentan vor ſeiner Seele.

Digitized by Google

Und dann kam's. „Ich kann aber garnicht kochen — garnichts — nur Rührei, und das iſt auch ſchon ein Weilchen her —" ſie ſchleuderte ihr Geſtändnis mit Todesverachtung heraus und ſah ihm dabei tapfer in die Augen, bereit, ihr Urteil zu empfangen.

Er lachte erlöſt. „Meine liebe, thörichte Kleine! dann eſſen wir eben jeden Tag Rührei, und Sonntags gehen wir aus und eſſen ein Beefſteak. Luiſe kann uns ja auch von ihrem vortrefflichen Heringsſalat ſchicken. Überdies — haſt du noch nie gehört, daß es ſo etwas wie Köchinnen giebt? Wenn ich heiraten wollte, um eine unbezahlte Wirtſchafterin zu haben, dann hätte ich mir eine andere ausgeſucht — ich will aber einen Sorgenbrecher, eine Gefährtin, die mir die Falten wegſtreicht und mich lieb hat, und auch noch andres wird ſich für dich zu thun finden, mein Schatz. Die Frau eines Arztes hat ein ſchönes Arbeitsfeld, da iſt es viel wichtiger, wenn ſie ein hilfbereites Herz hat und und eine weiche Hand, als wenn ſie einen Kalbsbraten machen kann. Das thun bezahlte Kräfte eben ſo gut und beſſer, aber das andre, das kann man nicht für Bezahlung haben, das ſind Liebeswerke."

Lottis Augen ſtrahlten. „O, ich darf was thun, ich werde nützen!" jauchzte ſie. Und wieder lauſchte die Droſſel neidvoll.

Dann lehnte Lotti ihren Kopf an ſeine Schulter, ſeufzte tief auf und ſagte: „Kann man denn ſo glücklich ſein?" —

* * *

Strahlend vor Glückſeligkeit, aber doch voll geheimen Schuldbewußtſeins, kehrte Lotti mit Onkel Hermann ins Haus zurück. Sie kam ſich vor, als ob ſie ſich unrechtmäßig etwas angeeignet hätte, was ihren Schweſtern — wenigſtens einer von ihnen — zukam.

Luiſe war gerade mit ihrem Monogramm fertig und innig befriedigt über ihr Tagewerk. Die unglückſelige Thilde knirſchte in ihren ſelbſtgeſchmiedeten Ketten und that, als ob ſie läſe.

Mama ſaß friedlich in dem Stuhl, den ihr Schwiegerſohn verlaſſen, und überlegte, was ſie Luiſe alles von ihren Sachen mitgeben würde. Unter uns: Thilde hätte ſie ſie noch lieber gegeben!

Wie eine Bombe ſchlug die Senſationsnachricht in die friedliche Familiengruppe ein. Sie faßten es erſt überhaupt nicht — gerade wie Lotti — die Schweſtern meinten, Onkel Hermann habe ſich einen ſchlechten Witz gemacht.

Lotti hatte ſich in die Arme ihrer Mutter geworfen mit dem Ausruf: „O, Mama, ich bin ſo glücklich! Erlaubſt du, daß ich ihn heirate?"

Sie war es gewohnt, um Erlaubnis zu fragen.

Als ſie dann begriffen hatten, war ein Sturm von Ausrufen des Erſtaunens, des Schreckens, abwehrenden Bedenkens losgebrochen — ſchmeichelhaft für Lotti war es gerade nicht.

„Es iſt ja Unſinn," ſagte Thilde unwillig. „Es kann ja garnicht wahr ſein."

„Doch, es iſt wirklich wahr!" ſagte Lotti. „Es iſt kein Verſehen."

„Meine Jüngſte — das Kind!" ſagte die Mutter ganz faſſungslos, „Gott nein, daran hat meine Seele nie gedacht, nein, ich kann ſie noch nicht von mir geben — ſie iſt ja überhaupt ſo unſelbſtändig."

„Hier im Hauſe wird ſie auch niemals ſelbſtändig werden," ſagte Onkel Hermann, „und was ihr zartes Alter betrifft, zwei-, drei-undzwanzig muß Lotti doch ſein."

„Vierundzwanzig," triumphierte Lotti, und Mama ſagte kleinlaut: „Aber ſie iſt noch ein ſolches Kind."

„Na — ausgewachſen iſt ſie denn doch wohl," meinte der Doktor und ſah zärtlich auf ſeine zierliche Braut, die ganz verängſtet daſtand. „Es wird nichts nützen, zu warten, daß ſie größer wird."

„Nein," ſagte Lotti beſtimmt und ſah bekümmert an ſich herunter. „Es nützt nichts."

„Nein — unſer Kleines!" ſagte Luiſe ſtaunend, aber völlig gutmütig — jedenfalls gab es eine Ausſteuer zu nähen, und wenn ſie auch nicht für ſie war, ſo ſchwelgte ſie doch ſchon in Viſionen von Leinenbattiſt und Spitzenzwiſchenſätzen.

„Ja Lotti — die Ueberraſchung iſt dir vollkommen gelungen. Daran hätte ich niemals gedacht, daß du dich mit ſolchen Ideen trügeſt," ſagte Mathilde ſpinös.

„Ich auch nicht," ſagte Lotti beinahe weinend und ſah ihren Verlobten flehend an, als wollte ſie ſagen: „So hilf mir doch."

Selten iſt wohl eine Braut von ihrer Familie mit ſoviel Wehklagen beglückwünſcht worden als Lotti.

„Nein, das Kind, der man alles zurechtlegen und nachtragen muß — die will nun heiraten!“ klagte die Mutter. „Denken Sie ja dran, daß ſie nie ohne Regenſchirm ausgeht,“ wandte ſie ſich thränenden Auges an ihren Schwiegerſohn — „aber, Gott nein, es iſt ja einfach unmöglich!“

„Jedenfalls muß Lotti eine Kammerjungfer haben,“ bemerkte Mathilde, die in gänzlicher Selbſtvergeſſenheit in der Stube auf und ab raſte.

„Unſer Neſthäkchen! Weißt du noch, wie du mal im Hauſe helfen wollteſt?“ erinnerte Luiſe lächelnd, ohne jede böſe Abſicht. „Ich glaube Lotti hat noch keine Ahnung, daß Kartoffeln mit Waſſer aufgeſetzt werden.“

„Lotti iſt mir recht, genau ſo wie ſie iſt,“ beantwortete der Doktor alle dieſe Angriffe. „Und ich kenne ſie ja nun über ein Dutzend Jahre, — ich gehe alſo nicht blind in mein Schickſal hinein.“

Lotti faßte dankbar ſeine Hand.

„Jedenfalls muß ſie etwas kochen lernen — wenigſtens einen Braten machen!“ ſtöhnte die Mama. „Ach Gott, — Kinder!“

„Ach nein Mama, das iſt garnicht nötig. Einen Kalbsbraten machen, das thun bezahlte Kräfte ebenſo gut oder beſſer — wozu giebt es denn Köchinnen?“ ſagte Lotti mutig — der Druck der warmen, kräftigen Hand verlieh ihr Heldenkräfte, — ſo hätte ſie alles ſagen können. „Ich habe andre Talente!“ ſagte ſie ſtolz, aber doch errötend, und legte auch ihre andre kleine Hand in die geräumige Rechte ihres Auserwählten.

Die Mutter blickte in überwältigter Stummheit von einem zum andern, und Mathildens Blick und Lächeln ſagten deutlich: Seht nur, das kleine Ding ſpielt ſich ſchon auf uns gegenüber, weil ſie heiraten wird. Solch ein junges Gänschen!

Aber Lotti hatte geſiegt. Die Verlobung war eine — zwar widerwillig — anerkannte Thatſache.

Als der Doktor ſich nach der ziemlich flauen Verlobungsfeier — Luiſe hatte den Salat verſalzen und Mathilde wurde bei Tiſch von einem Weinkrampf befallen — empfahl, ſagte Lotti zu ihm auf dem Flur, wo ſie Abſchied nahmen — noch ſo einen Privatabſchied: „Onkel Hermann, ich habe eine Bitte.“

„Nun — was denn, mein kleines Mädchen?“

„Nämlich,“ ſagte ſie, während ſie verlegen an ſeinem Rockknopf drehte, „ich mag alle deine Liebesnamen gerne, jeder mit dem du mich nennſt, ſoll mir auch recht ſein — nur — bitte! — nenne mich nicht ‚Kleine.‘“ Sie ſprach das Wort ordentlich mit Widerwillen aus. „Es iſt ſo — ſo — ſo“ —

„Deſpektierlich,“ ergänzte der Doktor.

„Ach du!“ Sie lächelte. „Wenn wir ganz allein ſind, wäre es mir auch ſchon recht — aber nicht vor andern — bitte nicht vor andern.“

Sie drehte verlegen weiter.

„Gleich iſt er ab,“ ſagte der Doktor. „Und ich habe auch eine Bitte, Lotti. Nenne mich mit welchem Namen du willſt, — nur ſage nicht ‚Onkel‘, — willſt du? — Gott, es iſt ja nichts dabei, aber ſiehſt du, wenn wir erſt verheiratet ſind, würde es doch etwas ſonderbar ausſehen — verwandtſchaftliche Komplikationen ergeben, und da iſt es beſſer, du gewöhnſt es dir bei Zeiten ab.“

Lotti lachte und verſprach; — den Knopf hatte ſie glücklich abgedreht.

„Laß mich ihn behalten bis morgen,“ bat ſie. „Ich will ihn die Nacht in der Hand halten, und wache ich dann und weiß nicht, iſt's Wahrheit oder habe ich nur geträumt, dann iſt der Knopf da, und der ſagt mir: ‚Ja, es iſt wirklich wahr!‘“

Er küßte ſie gerührt. „Meine Kl — meine Süße. Und morgen kann ihn Luiſe mir annähen.“

„Nein, das thu' ich,“ fuhr Lotti ganz kampfbereit auf. „Das iſt meine Sache!“

Und ſie blieb mutig, ſeit ſie einen wußte, der zu ihr hielt, und dem ſie etwas andres war als ‚die Jüngſte‘, und das war gut, denn ſie hatte dieſen Mut oft nötig in ihrer Brautzeit.

* * *

Luiſe kam von der Bahn, wo ſie das zurückkehrende junge Paar mit einem Blumenſtrauß begrüßt hatte. Mama war durch Influenza

Digitized by Google

ans Haus gefeſſelt, und Mathilde hatte wieder Schmerzen im Fuß.

Atemlos ſtürzte ſie ins Zimmer. „Mama! — Thilde! Denkt mal, Lotti iſt gewachſen!“

„Undenkbar,“ ſagte die Mutter. „In drei Wochen!“

„Doch, wirklich — ſie ſah garnicht beſonders klein aus, ſelbſt nicht neben ihm — ſie trug etwas Schleppe — furchtbar unpraktiſch — und ſie hatte ordentlich Haltung!“

„Es wächſt der Menſch mit ſeinen größren Zwecken,“ bemerkte die ſarkaſtiſch veranlagte Mathilde. „Frauenwürde! Uns wird ſie wohl garnicht mehr anſehen! Ich mache ihr aber nicht die Cour — ſie kann uns ja kommen.“ —

Und ſchon nach wenigen Stunden kam die würdige Frau Lotti; ſie ſah wahrhaftig etwas größer und voller aus und ſo glücklich. Es ſtand ihr reizend, auch der veilchenbedeckte Capottehut.

Sie warf ſich ihren Angehörigen an den Hals mit der ganzen alten Impulſivität, und das ſtrahlende Kinderlächeln, mit dem ſie ihre auf der Reiſe gekauften Andenken auspackte, entwaffnete ſelbſt die geſpornte und geharniſchte Mathilde.

„Morgen früh kommen wir und richten ein,“ ſagte Luiſe, als Lotti fortging. „Alles ließ ſich noch nicht machen, — die Koffer müſſen ja auch ausgepackt werden. Wir müſſen auch Zwetſchgen einmachen, es geht noch gerade. Ich werde ſie durch Minna ſchicken, die kann ſie auch auskernen.“

„Ja, und ich werde die Betten doch wieder umſtellen laſſen müſſen,“ bemerkte Mathilde gedankenvoll; „wenn ſie quer ſtehen, bekommt man mehr Raum. Ich hatte es mir erſt anders gedacht. In Hermanns Zimmer ſteht auch einiges recht unpraktiſch, ich weiß nur noch nicht recht, wie ich es mache.“ Über ihren Augenbrauen arbeitete angeſtrengte Überlegung.

Lotti hatte ſchon die Thürklinke in der Hand. Jetzt ließ ſie ſie los und richtete ſich hoch auf. Sie war wahrhaftig gewachſen, Mathilde ſah es auch.

Das Lächeln wich nicht von Lottis Zügen, aber ihre Stimme hatte eine ganz ungewohnte Feſtigkeit, als ſie ſagte:

„Ich danke euch für eure gute Abſicht, liebe Schweſtern, aber ich muß euch ſagen — es iſt wohl am beſten, daß es gleich am Anfang ein für alle Mal geſagt wird — daß in meinem Haushalt niemand etwas zu beſtimmen und anzuordnen hat, als ich ſelbſt. Ich werde euch dankbar ſein, wenn ihr mir mit eurer Erfahrung und eurem guten Rat beiſtehen wollt, wenn ich euch darum bitte, — aber unberufene Einmiſchung kann ich nicht dulden. Jeden Tag, jede Stunde ſteht mein Haus euch offen, wenn ihr als Gäſte kommt — ja, ich hoffe ſogar, daß ihr es als eine zweite Heimat anſehen werdet, — aber die Hausfrau bin ich. Es iſt ja komiſch, das finde ich auch“ — Lotti lachte über ihren neuen Titel — „aber da ich es doch einmal bin, muß ich meine Autorität auch behaupten. Und vergeßt ja nicht, daß ihr Sonntag bei uns eßt — um halb zwei — aber ihr kommt wohl inzwiſchen noch mal.“—

„Nun — was habe ich geſagt?“ war Mathildens grimmiger Triumph, als Lotti leichtfüßig die Treppe hinabgelaufen war. „Das iſt Dankbarkeit, wie? — Wie ſie ſich aufs hohe Pferd ſetzte uns gegenüber, das dumme kleine Ding; vor ein paar Wochen hätte ſie das noch nicht gewagt. Alles der Capottehut. Ich werde ihr ſicher keinen Schritt ins Haus ſetzen.“

Aber die Neugier und Begier, ſich an Lottis hausfräulichem Fiasko zu weiden, überwog doch Mathildens ſtolze Grundſätze, und punkt halb zwei traten die drei Damen bei Hermanns an.

Lotti kam ihnen im Flur entgegen, roſig und ſtrahlend, ein paar roſa Aſtern in dem Gürtel ihres hellgrauen Kleides.

Man ging gleich zu Tiſch. Kein langes Herumſtehen und Warten und heimlich nach der Uhr und erwartungsvoll nach der Thür ſehen. Und o Wunder, das Eſſen war leidlich — eigentlich ſogar ſehr gut. Aber das hatte ja die Köchin gemacht; doch nicht das Verdienſt der Köchin war der Hauch von Schönheit und Behagen, der die hübſchen Räume durchwehte, jenes ganz und gar perſönliche Etwas, das nur die Bewohner den lebloſen Gegenſtänden aufzuprägen vermögen und das faſt immer die Perſönlichkeit der Frau des Hauſes iſt. Dieſelben anmutigen Hände hatten erſichtlich die Tafel ſo gefällig arrangiert. „Wo

ſie nur die Maſſen von roſa Aſtern her hat," dachte Luiſe ſtaunend.

Schalen mit roſa Aſtern ſtanden auf dem von einem Stück blaßgrüner Seide arrangierten Tiſchläufer; Feſtons von Weinranken und roſa Aſtern zogen ſich von der roſa verhängten Gaskrone zur Tafel hinab, und Aſternſträuße lagen vor jedem Gedeck. Rieſenſträuße ſtanden auf dem Kaminſims; Hermann hatte eine Aſter angeſteckt, und ſogar der aufwartende kleine Diener trug eine im Knopfloch.

„Lottis Werk," ſagte der Doktor ſtolz und ſtrahlend, als Bewunderung geäußert wurde; „ſie hat Feenhände. Den Bengel hat ſie auch angelernt; er ſchwebt ſchon, wie eine Libelle! Seht doch nur, wie er ſeine Herrin anäugt! Wenn er nicht ſo klein wäre, würde ich ihn entlaſſen. Ich glaube, weil er ſo klein iſt, hat ſie ſo viel Wohlwollen für ihn, — die Köchin hingegen iſt ihr unheimlich, die iſt ſo groß und dick, und überhaupt eine Reſpektsperſon."

Dann erzählte Lotti mit ſo reizender Selbſtironie ihre Leiden im Verkehr mit dieſer impoſanten Perſönlichkeit, — wie ſie, um ihr mütterliches Wohlwollen für ihre Dienſtboten zu beweiſen, einmal mit Aufgebot aller ihrer Würde „liebes Kind" zu der Köchin geſagt, und dieſe darüber in ein ſo breites, mitleidiges Grinſen ausgebrochen wäre, daß ſie, Lotti, errötend und unendlich blamiert entflohen ſei u. ſ. w., ſodaß ihre Gäſte ſich ſchüttelten vor Lachen und ſelbſt Mathilde ein klein wenig abließ von ihrer Überzeugung, daß Lotti den Größenwahn habe.

Und der Doktor war ein ſo liebenswürdiger Schwager und Schwiegerſohn und machte einen ſo ſtrahlenden Wirt, daß die Damen ganz entzückt von ihm waren; ſo war er doch früher nicht geweſen.

Die Mutter machte eine dahin deutende Bemerkung. Da faßte der Doktor Lottis Hand und zog ſie an ſeine Lippen — das mußte ſie ihm auch erſt beigebracht haben, ſo etwas lag ihm früher durchaus fern — und ſagte: „Das haben auch dieſe Feenhände vollbracht. Auch Bären brummen behaglich, wenn ſie richtig gekraut werden."

Thilde und Luiſe ſahen ſich hierbei etwas entſetzt an.

Aber alles in allem: ſie waren verſöhnt. Lotti hatte auch Luiſe um ein Einmacherezept gebeten und Mathilde gefragt, wie Dracänen behandelt werden müßten; — am Ende war ſie doch nicht ſo ſchlimm. Daß die neue Würde und teilweiſe Selbſtändigkeit dem kleinen Neſthäkchen etwas zu Kopf geſtiegen waren, konnte man ihr ſchließlich nicht übel nehmen.

Als ſie gegangen waren, flog Lotti auf ihren Mann zu und ſagte: „Weißt du, was deine Liebe aus mir gemacht hat?"

„Nun?" fragte er erwartungsvoll.

„Einen Menſchen!"

„Warſt du denn vorher kein Menſch?" fragte er erſtaunt.

„Nein — früher war ich nur ‚die Jüngſte!'"

Kopf oben!

Hat auch mit ſeiner herben Geißel
Ein tiefes Leid dein Herz berührt
Und durch die Stirn den ſcharfen Meißel
Mit ſeiner Furchenſchrift geführt —

Mag dir das Herz auch blutend zucken,
Im Aug' die Thräne brennend ſtehn:
Laß nur nicht kleinmutvoll ſich ducken
Die Kraft, im Sieg durchs Leid zu gehn.

Richard Zoozmann.

Lenaubriefe.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

„Bruder, ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen; mein ganzes Leben war ein höchst poetisches.“ So schrieb Lenau am 5. Oktober 1831 von Stuttgart aus an seinen „Schwestermann“ und späteren Biographen Anton Schurz nach Wien. Er war eben ein Vierteljahr lang Gustav Schwabs Gast gewesen, der ihm auf die erste Staffel zum Ruhme geholfen hatte, indem er ihm den Verleger fürs erste Gedichtbändchen besorgte. Das fernere Leben des damals neunundzwanzigjährigen Poeten konnte fortan ein „höchst poetisches“ bleiben. Er konnte in dem so rasch erschlossenen Freundeskreis jedes neuerstandene Gedicht vorlesen, der lebhaftesten Teilnahme, der „feurigsten Ermunterung“ gewiß, konnte von den Damen dieses Kreises sich bewundern, heimlich oder offen verehren und gehörig verhätscheln lassen; und wenn er zur Abwechslung einmal wieder heim mußte nach Wien, so konnte er seinen Briefen an die unvergessenen lieben Schwaben immer ein oder einige Gedichte seiner „neuesten Arbeit“ — seiner „jüngsten Feder“, wie er einmal schreibt — anfügen in dem angenehmen Bewußtsein, damit ein hochwillkommenes Weihegeschenk darzubringen: — „das folgende Lied werden Sie noch nicht kennen und erhalten Sie als eine kleine Festgabe.“

Alle lasen sie dort Gedichte und waren sehr beglückt, ein jeder von jedem das neueste, eben erst aus der Feder geflossene, gewissermaßen noch brühwarm, mitgeteilt zu erhalten. Als Lenaus Schwager Schurz, der „beachtenswerte“ Gedichte verbrach, mit der Freundesgesellschaft kaum bekannt geworden war, hatte er Gelegenheit, an die Hofrätin Emilie von Reinbeck, die eben Lenaus „mütterliche Freundin“ zu werden begonnen hatte, zu schreiben; er versetzt ihr am Schlusse seines Briefes mit sicherer Selbstverständlichkeit sein Neuestes: „Erlauben Sie, daß ich ein Sonett von mir hersetze, das Sie wahrscheinlich noch nicht haben.“

Das Sonett ist fürchterlich, aber der ergebene Freund weiß, daß er zu einer empfänglichen Seele spricht.

So ist der Menschenkreis, in den Lenau tritt, gefühlvoll bis zum Überschwang, empfänglich für jede künstlerische Regung und Äußerung und nicht minder für Kunstdilettantismus jeder Art; und wenn Lenau den Frauen dieses Kreises mit seiner klangvollen Stimme eines seiner Gedichte vorträgt, dann schwärmen sie verzückt, als „spräche jetzt nicht Niembsch, nicht Lenau, sondern nur der Genius.“

Da ist Sophie Schwab, die Gattin Gustav Schwabs, die in einem Briefe an eine Bremer Freundin vom 15. September 1831 das erste Auftreten Lenaus in dem Stuttgarter Freundeskreise schildert: „Es ist ein ungarischer Edelmann, Niembsch von Strehlenau, (wo du aber etwas von ihm liesest, wie z. B. im Morgenblatt, nennt er sich Lenau) — er kam hierher, um meinen lieben Mann kennen zu lernen, es blieb aber bei einiger Entfernung bis am letzten Abend seiner ersten Abreise; erst da lernte er meinen lieben Mann und den jüngeren Pfizer genau kennen, teilte ihnen seine Gedichte mit, und diese beiden waren so entzückt davon, daß mein lieber Mann nachts um 12 Uhr wie berauscht vor Freude heimkam über diesen Menschen und Dichter; noch unter dem Hause machten sie Brüderschaft und beklagten nur, daß er den andern Morgen in aller Frühe abreise.“

Da ist Emilie von Reinbeck, deren Haus hinfort Lenaus stets empfangsbereites Stuttgarter Absteigequartier werden sollte. Sie ist die Tochter des alten Geheimrats Hartmann, in dessen väterlichem Hause Goethe und Schiller verkehrt hatten, und hatte als dreiundzwanzigjähriges Mädchen den um mehr als das doppelte, nämlich einundfünfzig Jahre alten Hofrat Georg von Reinbeck geheiratet, den Gründer des Schillervereins und erfolgreichen Förderer des Stuttgarter Schillerdenkmals. Sie malt Landschaften mit Staffage und bemüht sich Lenaus Gedichte in Bildern wiederzugeben. Sie ist so fleißig, daß diese Gemälde einen ganzen Saal füllen. Sie teilt Lenau gewissenhaft ihre malerischen Ideen mit, und dieser unterläßt es dann nie, in seinen Briefen die Malerin zu weiterem fleißigen Schaffen zu ermuntern; er ist sehr erfreut, wenn sie ihm mitteilt, daß nach längerem Pausieren „ihre Lust am Malen wiedergekehrt ist", und von München aus schickt er ihr einen Vorrat von Malpapier und fragt an: „Benötigen Sie nicht Farben und Pinsel aus München?" Sie hat auch das Porträt des Dichters gemalt: „Aus dunkelm Grunde tritt lebensvoll wie ein van Dyk der edle Kopf hervor, ein herrliches Modell zu einem Faust, die Züge regelmäßig schön, von ernster Trauer überschattet, das große dunkle Auge erglühend von der Dichtung Flamme." So beschreibt es eine Besucherin des Reinbeckschen Hauses im Jahre 1843.

Da sind die drei Schwestern der Hofrätin, von denen die eine ebenfalls — nach Lenaus eigenem Urteil — „allerliebst malt", die andere „angenehm singt", die dritte „ungeheuer gebildet" ist. Ferner des Geheimrats Hartmann „nach Geist und Herz ausgezeichnete Freundin" Charlotte von Bawr, die ebenfalls malt und trefflich Klavier spielt; und Emma von Suckow, die unter dem Pseudonym Emma Niendorf Romane und Novellen schrieb und die gewissenhaft bewunderungsvoll alles notiert, was sie im Gespräch mit Lenau irgend ihr bemerkenswert Scheinendes von dessen Lippen vernimmt, um daraus später ein Erinnerungsbuch „Lenau in Schwaben" (Leipzig 1853) zu machen.

Da ist endlich Lottchen Gmelin, Tochter eines Oberjustizrats und Enkelin des berühmten Kupferstechers Johann Gotthard von Müller, — Lenaus „Schilflottchen", — so genannt, weil ihr die zart melancholischen „Schilflieder" gewidmet sind, die wohl zu den dauerndsten Gaben Lenauscher Liederkunst gezählt werden müssen. Er hat sie gleich im Anfang seines ersten Stuttgarter Aufenthalts auf einem Spaziergang mit Schwabs kennen gelernt. Ausführlich und mit köstlicher Aufrichtigkeit beschreibt er das in einem Briefe an Schwager Schurz vom 8. November 1831:

„Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und gesellte sich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir selber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg sich auch so ängstlich unter ihrem Hut und eilte mit Schwabs Sophie immer so voraus, daß ich wenig Muße hatte, sie zu beobachten. Wir kommen nach Hause, sprechen vom Klavierspiel, und mein schüchternes Lottchen muß sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielt ein sehr schönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das sah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn sie spielte bei aller Vollkommenheit mit bezauberndem Ausdruck. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor sich, und ich war heiter und unbefangen wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Gesellschaft an einem sehr schönen Nachmittag nach Gaißburg, einem benachbarten Dorf, wo ein hübscher Garten die lieben Stuttgarter oft zu versammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den ersten Eindruck auf sie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine ‚Waldkapelle' vor. Das gefiel allen, besonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier sang sie die ‚Adelaide' von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen und drückte und biß das harte Eisen, und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir setzen uns im Kreis zum Thee, und ich sehe Lottchen mit Schwab flüstern, nähere mich und höre, daß sie sich erkundigt, ob nicht

bald wieder ein Gedicht von mir im ‚Morgenblatt' erscheinen werde, und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte sich dieses Gedicht (die ‚Waldkapelle') abgeschrieben habe. Bruder, sage selbst, ob das alles nicht zum Teufelholen ist?"

Und als bei einem späteren gemeinschaftlichen Spaziergang Frau Schwab dem Dichter verrät, wie Lottchen eine Freundin gebeten, „den Herrn Niembsch schnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen," da bekommt er schlaflose Nächte und will vor schmerzlicher Glückseligkeit „des Teufels werden." Denn er will und muß ja entsagen, er fühlt „so wenig Glück in sich, daß er anderen keins abgeben kann," seine Lage ist „zu beschränkt und ungewiß," er hält sich überhaupt nicht geeignet zur Ehe: „Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heiraten. Mein Innerstes ist durch die Geschichte, die du wohl kennst, tief verletzt, und scheint mir darin eine Sehne zerrissen zu sein, die wohl nimmermehr ganz wird" — schreibt er an seinen Jugendfreund Klemm. Die „Geschichte" lag zwar ein halbes Dutzend Jahre zurück, spukte aber noch lange nach in Lenaus schwerblütigem Herzen. Es war die Heldin dieser „Geschichte" eine schöne Bertha, Haushälterintochter, mit der er als junger Student ein etwas bedenkliches Verhältnis gehabt. Das nahm ein Ende, als die schöne skrupellose Bertha sich einem reichen griechischen Handelsmann „anschloß", der auf den Altar der Liebe mehr Gold niederzulegen vermochte als der Dichter. Zweifellos hat das alles nachhaltiger und tiefer auf Lenau gewirkt, als seine eisenbeißerische Zärtlichkeit für Lottchen. Denn nachdem er sich einmal dafür entschieden, sie zwar ewig zu lieben, aber nicht zum Weibe zu begehren, und nachdem er dieser Stimmung außer seinen „Schilfliedern" noch eine Reihe düstererer Gedichte gewidmet hat, hört man nichts weiter von der jungen Dame, und mehrere Jahre später ist sie an einen tüchtigen Arzt in Göppingen verheiratet.

Überhaupt ist er seit jener trüben Liebeserfahrung seiner Jugend in Liebesangelegenheiten immer sehr vorsichtig gewesen, merkwürdig überlegend und verständig. Als er seine zweite Anwandlung bekam, heiraten zu wollen, und zwar die berühmte Beethovensängerin Karoline Unger, die es garnicht schnell genug erlangen konnte, „Karoline von Strehlenau, geborne Unger" zu werden, — begreiflicherweise, da sie schon die Vierzig überschritten — da erklärte er ihr, „daß es, solange sie der Öffentlichkeit angehöre, und solange er seine eignen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß er einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalt bringen könnte, an eine Verbindung nur als künftig denken könne." „Meinen Willen durchaus ehrend," berichtet er an Sophie Löwenthal am 22. August 1839, „nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Konventionalstrafen verbunden sein würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermögensvermehrung von fünfzigtausend Gulden zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst."

Auch diese resultatlose Neigung ließ keinen Stachel im Herzen unseres Dichters zurück. Ebensowenig, wie in dem Karolinens. Sie gaben sich freundschaftlichst ihre Briefe zurück, sicherten einander die Fortdauer der Freundschaft zu, speisten und spazierten noch einmal zusammen, wobei die Theaterdame ihren Namen in einen Baumstamm ritzte und darunter: „geboren den 24. Juni 1839 (der Tag, an dem sie Lenau zum erstenmale sah) und gestorben den 14. Juli 1840 (der Tag des Voneinandergehens). Karoline heiratete noch im selben Jahre den Franzosen Sabatier, und Lenau schrieb: „Jetzt ist der dumme Streich mausetot geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zu Mute darüber." Beim Verbrennen seiner Briefe an sie rief er laut: „O du Esel du!"

Und das dritte Mal, als er sich mit Heiratsgedanken trug, als er selbst, ein bereits alternder Junggeselle, mit überstürzter Hast Hals über Kopf sich in die Ehe mit der Frankfurter Bürgermeisterstochter Marie Behrends stürzen will, da weiß er wieder ganz verständig zu erwägen: „Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was

sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor einer ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. Außer der Verzinsung meines Kapitals (durch die Verlagsbuchhandlung) werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen." Seine künftige Existenzmöglichkeit als Gatte und Familienvater machte ihm die ernstlichsten Sorgen, tagelang konnte er sitzen und sein künftiges Ehebudget berechnen; und selbst wenn darüber auch nicht das große entsetzliche Unglück auf ihn hereingebrochen wäre, das ihn „sterben ließ, bevor er starb", es wäre aus diesem Heiratsprojekt gewiß wieder nichts geworden. Hatte er es doch bereits ausgesprochen: „In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heiraten kaum denken. Beinahe bin ich entschlossen, es fehlt nur noch sehr wenig, entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend notwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirge von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir." Während er rettungslos dem geistigen Tod verfiel, rettete ihm das Schicksal seine „höchst poetische" Lebensgestaltung, die er durch seine mißglückten Versuche, sich recht biedermännisch zu verheiraten, mehrfach so arg bedroht hatte.

Von einer überzärtlichen Mutter aufgezogen, die sich keine vier Wochen von ihrem „Niki" zu trennen vermochte und stets mit der ganzen Familie den Wohnsitz wechselte, sobald der Bildungsgang ihres Knaben eine Umsiedelung notwendig machte, hatte er sich von früh auf daran gewöhnt, seinen Neigungen zu leben und nach den praktischen Daseinsbedingungen wenig zu fragen. Seine Studien betrieb er als Liebhaber, einzig in dem Bestreben, sich zu bilden. Medizin, Juristerei, Philosophie, Landwirtschaft, wieder Jus und noch einmal Heilkunde trieb er nacheinander, und als er endlich sich herbeiließ, zwei Prüfungen zu bestehen, starb seine Großmutter, ihm ein kleines Vermögen hinterlassend, und — die dritte Prüfung hat er nie gemacht; er begann fortan sein „höchst poetisches Leben", seine Dichterfahrt zu Schwab und Kerner, der viele andere folgten, so daß sein ganzes späteres Leben sich als ein Hin- und Herreisen zwischen Stuttgart und Wien und ein Umherreisen in den österreichischen Alpen gestaltete. Er hat vielleicht ein Drittel dieses Jahrzehnts, das sein „poetisches Leben" umfaßt, im Postwagen zugebracht. Und hier und dort, in Stuttgart und in Wien, hat er seine Freunde und namentlich je eine Freundin sitzen, der er, wenn er gerade bei der anderen ist, herzenswarme Briefe schreibt, voll Sehnsucht nach dem eben verlassenen Freundeskreis. In Wien ist es Sophie Loewenthal, die Schwester seines Schulfreundes Kleyle, an die er die innigsten, teilnahmvollsten Briefe schreibt; nennt er sie doch seine Muse und betrachtet sie als sein ästhetisches Gewissen, dem er jede seiner künstlerischen Regungen und schließlich auch alle seine menschlichen zur Begutachtung vorlegt. In Stuttgart ist es die Hofrätin Emilie von Reinbeck, seine „mütterliche" Freundin, mit der er verabredetermaßen alle vierzehn Tage einen Brief wechselt. Ist Lenau auch nicht immer pünktlich, was bei seinem vielen Umherreisen auch nicht zu erwarten war, so entschuldigt er doch aufs eifrigste jedesmal sein Nichtinnehalten der getroffenen Verabredung.

Die Briefe Lenaus an Frau von Reinbeck und die ihnen meist kurz angeschlossenen Briefe an den Gatten Georg von Reinbeck liegen jetzt in einer vollständigen chronologisch geordneten Sammlung vor, von Anton Schlossar bei Bong & Co. in Stuttgart herausgegeben. Sie zeigen den Dichter von einer so liebenswürdigen, freundlich mitteilsamen Seite, daß man nur selten, etwa durch die kurze Erwähnung eines eben erst überwundenen Anfalls von Hypochondrie, daran gemahnt wird, daß es der trübe Sänger der Schwermut, des herben Verzichtens, des hoffnungslosen Herbstgefühls ist, der diese Briefe schreibt, der Mann, um dessen „wunde Brust geschlagen der Mantel der Melancholie" düster flattert.

Mit feingedrechselten Wendungen leitet er seine Briefe ein. „Jeden Tag nach unserer letzten Trennung wollt' ich Ihnen schreiben; allein immer war mir meine Stimmung nicht gut genug. Es giebt einen Pietismus der Freundschaft, dem ich, Ihnen gegenüber, nun einmal verfallen bin. Die Ängstlichkeit, mit der ich zum Schreiben an Sie gehe, ist ebenso groß, wie jene, mit der ich als Knabe zum heiligen

Abendmahl ging. Gott ist zu groß für die Eifersucht, darum wird er mir nicht zürnen über die Auswanderung meiner andachtigen Empfindungen aus seinen Tempeln in das Herz meiner Freundin." Er erzählt seine Reiseerlebnisse, — er ist ja immer auf Reisen — er bemüht sich sichtbar, daß ihm etwas Geistvolles einfalle. Einen seinen Wagen verfolgenden wunderschönen Schmetterling empfindet er als einen ihn „begleitenden Gedanken seiner Emilie, der die schöne Hülle angenommen hat." Er hört Musik, ein Quintett von Blasinstrumenten: „die fünf Instrumentalstimmen klangen wunderbar zusammen, wie fünf harmonische, liebende, in wechselseitiger Umschlingung hinscheidende Seelen, so, daß ich gar nicht erstaunt sein würde, hätt' ich im Gartenzimmer nach Beendigung des Stückes auf den Stühlen der Musiker fünf Leichen sitzen sehen. Die Blumen verstummten, d. h. es schwieg ihre einzige Sprache, sie hielten ihren Duft an sich. Ich drückte mein Gesicht in den Strauch, und wäre gerne gestorben. Die Musik verstummte, die Blumen blühten fort, mir aber that es fast weh, daß sie mit dem letzten Ton nicht abgefallen waren, wie mir's weh that, daß mein Herz manches Lebewohl gehört hat und doch so gesund fortschlägt, als wäre nichts geschehen." Er fährt den Rhein stromab: „Die Rheingegenden sind wirklich allerliebst. Stille, bescheidene Schönheit ist ihr Charakter, wie der einer schönen deutschen Seele, wie der Ihrige." Nur findet der reisende Poet und freie Magyar, daß man in Deutschland zu viel arbeitet: „schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Fleckchen Erde bändigen." Er reist nach Amerika und: „das letzte Wort, das ich in Europa zurücklasse, ist die Versicherung meiner tiefsten, wärmsten Freundschaft für Sie, diese wird auch das letzte sein, was ich einst auf dieser Erde zurücklasse." Er verspricht sich und seiner Freundin von der Amerikafahrt neue, ungeahnte poetische Eindrücke: „Ich spüre schon den Reichtum von poetischen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reise entgegenstreuen wird. Aber noch ist es erst eine dunkle Ahnung. Oft stirbt auch eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß sie je wieder geweckt wird. Vielleicht gebt's mir da auch so. Aber ich hoffe das Beste. Auch nur poetisch gefühlt zu haben, ist etwas für die Unsterblichkeit gethan; denn was in solchen Momenten durch unsere Seele geht, das ist Läuterung für die Ewigkeit, oder vielmehr es ist die Provision auf die Reise ins Himmelreich."

Er fühlt sich um ein gutes reicher, daß er auch das Meer kennen gelernt hat, das Meer ist ihm „zu Herzen gegangen," er findet: „Das sind die zwei Hauptelemente, die mich gebildet haben: dieses Atlantische Meer und die österreichischen Alpen," wenn er sich auch „vorzugsweise einen Zögling der letzteren" nennen möchte. Aber von Amerika ist er entsetzt, es ist ein rauhes Rebelland voll tückischer Lüfte, schleichendem Tod, eine Wüste, auf der ein poetischer Fluch liegt, darin kein mutiger Hund, kein feuriges Pferd, kein leidenschaftlicher Mensch, kein Gemüt und keine Phantasie, nur ausgebrannte Menschen und ausgebrannte Wälder, das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Er fürchtet, daß alles, was er hier in Amerika niedergeschrieben, „äußerst geistlos ist und langweilig" — „ich kann es hier nicht beurteilen;" — und er bittet daher seine Freundin geziemendst, alles was ihr abgeschmackter scheint, auf das amerikanische Klima zu schieben. Wieder in Europa, kann er ihr mitteilen, daß fast kein Tag vergeht, ohne daß er ein Gedicht schreibt. „Ich habe schon einen ziemlichen Vorrat neuer Lieder. Jeder Brief soll Ihnen eins davon bringen." Und so kann er wieder sein „höchst poetisches Leben" aufnehmen, sein Reisen hin und her, zwischen den beiden Frauen, die ihn abwechselnd anregen, unter die er seine poetischen Sorgen sorgsam gleichmäßig verteilt. Sein Herz ist ja geteilt zwischen den lieben Stuttgartern und den Wienern: „Müßte ich nur nicht immer die einen verlassen, indem ich die anderen wiedersehen will!" klagt er in einem der Briefe an Emilie Reinbeck, am 25. November 1839.

Er wird wohl düsterer mit den Jahren auch in den Briefen an Emilie. Die Erwähnung seiner Hypochondrie wird häufiger, immer häufiger berichtet er auch von „kleinen Störungen seines Wohlseins," er wird, fern von den Stuttgartern, einsamer, er fühlt das Alter, ja das Altwerden, und wir fühlen es mit ihm aus den Briefen heraus, die er schreibt; sie versuchen es nicht mehr, seine Rokokowendungen zu drechseln, sie geistreicheln nicht

mehr, sie vernünfteln höchstens; ja sie witzeln jetzt des öftern, was früher nie geschah. Aber immer bleiben sie herzlich mitteilsam, werden sogar dadurch, daß sie das Geistvollseinwollen aufgeben, um vieles zwangloser, intimer, persönlicher, dokumentarischer. Und am Ende findet man, daß sie das Bild des unglücklichen Dichters, den wir uns als die wandelnde Melancholie vorgestellt haben, unversehens retouchiert haben zu einer zwar mit mancher Eigenheit ausgestatteten, aber doch so eminent liebenswürdigen, nichts weniger als unharmonischen Gestalt. Leise nur streift der pathologische Prozeß, der sich in diesem „Menschen und Dichter" abspielte, die Blätter dieser schönen Briefsammlung; und erst der Anhang, die Aufzeichnungen von Emilie von Reinbeck über Lenaus Erkranken im Jahre 1844, wirft einen düstern Reflex auf manche Stelle in diesen Briefen, die sonst ganz harmlos erschienen wäre. Die Briefe ihrerseits aber werfen ihren Reflex auf die Lieder Lenaus und lassen nun viele von ihnen weniger als Produkt eines dumpfen subjektiven Weltschmerzes erscheinen als vielmehr einer künstlerisch objektivierten elegischen Naturanschauung. Mehr als das keimende Leben des Lenzes sah er ja das milde, heimliche Sterben des Herbstes, das Verstummen und Entfärben; und mehr als die frohe Hoffnung nahe heranjauchzen hörte er die leisen Erinnerungen fern vorbeiweinen. Aber er sah und hörte doch mit dem Herzen eines begnadeten elegischen Künstlers immer noch häufiger, als bloß mit dem verdüsterten Gemüt eines weltflüchtigen Hypochonders. Das zeigen Lenaus Gedichte am besten in der Beleuchtung der Reinbeck-Briefe.

Frieda Lipperheide.

Skizze

von

Antonie Grosse.

Nachdruck verboten.

Wenn Arbeit der köstlichste Inhalt des Lebens ist, so darf man das Leben jener Frau, die in der Nacht des 12. September unerwartet die hellen Augen schloß, als ein köstliches im höchsten Sinne preisen. Noch am Nachmittage desselben Tages hatte ihr prüfender Blick auf dieser und jener Einzelheit laufender Arbeit geruht; das rasche, sichere Urteil hatte Gutes von Minderwertigem gesichtet, und noch wenige Stunden vor der verhängnisvollen galt ihre liebevolle Fürsorge einer hilfsbedürftigen Genossin aus früheren Tagen — so daß in diesem letzten Thun sich gleichsam noch einmal der Inhalt ihres ganzen Lebens konzentrierte, der da hieß: Arbeiten und Wohlthun.

Frieda Lipperheides Name ist auf keinem Programm der Frauenbewegung zu finden; nie hat sie sich theoretisch mit dem heiklen Thema der Gleichstellung der Frau mit dem Manne befaßt, nie sich erhitzt über die Ungerechtigkeit gegen ihr Geschlecht, denn längst ehe diese Fragen akut geworden waren, hatte sie dieselben praktisch gelöst, nicht nur für ihre Person, sondern auch überall da, wo sie beratend und bestimmend auf Frauenschicksale einwirken konnte.

Zum Handeln, Schaffen drängte ihre starke Individualität; die Reflexion und die Kritik kamen bei ihr erst in zweiter Reihe. Es war ein Genuß, diese Frau bei der Arbeit zu beobachten: ihre Fähigkeit, eine Sache zu erfassen, und mochte diese ihr bis dahin ganz fern liegen — ihre Kraft, sich darauf zu konzentrieren, als sei die übrige Welt vollständig versunken, gleichviel ob es sich um eine in ägyptischen Gräbern neu

entdeckte Handarbeitstechnik oder um ein modernes Kunstproblem handelte. Und dann, kaum erfaßt, wie beherrschte sie die heterogensten Materien, übersah sie die Einzelheiten, ohne für das Ganze den richtigen Maßstab zu verlieren, gruppierte sie eigene und fremde Beobachtungen und zog daraus die richtigen Schlüsse. Dem männlich scharfen Verstand gesellte sich dabei jene feine weibliche Anpassungsfähigkeit, dem Wissen und Können, das ein erstaunliches Gedächtnis unterstützte, eine so anspruchslose Bescheidenheit, daß sie in den Augen ihrer männlichen Mitarbeiter und „Kollegen," wie Julius Lessing sich selbst bezeichnet hat, in keinem Augenblick als unbequeme Konkurrentin erschien, sondern stets als die liebenswürdige Frau im edelsten Sinne des Wortes.

Frieda Gestefeld war die Tochter eines Rentbeamten in Lüchow bei Hannover. Ihre Mutter entstammte einer alten hannoverschen Adelsfamilie, als deren Erbteil die klassisch schönen Hände der Tochter gelten mochten. Der Trieb zum Lernen, die Lust an der Arbeit zeichneten das temperamentvolle, begabte Mädchen schon unter ihren Altersgefährtinnen aus; sie führten sie aus der Enge der heimischen Verhältnisse in jungen Jahren nach Berlin, zunächst als Gesellschafterin einer vornehmen alten Dame, bis eben jener Selbstbethätigungsdrang sie aus der bequemen Stellung einer Tochter vom Hause in die ernsthafte Thätigkeit der Redaktion des „Bazar" trieb. Und nun hatte das energische Wollen und Streben seine richtige Bahn gefunden, auf der Frieda Gestefeld zunächst dem kongenialen Mann, dem jungen Buchhändler Franz Lipperheide begegnete, als dessen Gattin sie 1865 die Mitbegründerin und technische Leiterin der Modenwelt wurde. „Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten" steht unter dem Titel, und man verbindet mit einem derartigen weiblichen Fachblatt für gewöhnlich nicht den Begriff einer geistig bedeutsamen Erscheinung. Dem in seiner Thätigkeit sich wunderbar ergänzenden Paar aber gelang es, das Modenblatt weit über sein ursprüngliches Niveau hinauszuheben und es zu einem ernsthaften Kulturfaktor zu machen. An die Stelle kritikloser Nachahmung ausländischer Erzeugnisse trat von künstlerischem Geschmack geleitetes Prüfen und Wählen, freies Gestalten des Stoffes, lebendiges Schaffen.

Die Frauen sollten lernen die Mode beherrschen, statt sich von ihr beherrschen zu lassen; sie sollten dem berechtigten, uralten Gesetz des Wechsels sich nicht einerseits engherzig verschließen, andererseits ihm keine thörichte Wichtigkeit beimessen; sie durften Anmut und Schönheit schätzen und pflegen, aber nicht auf Kosten des Lebensernstes. Und so hat die „Modenwelt" versucht, auf ihre Weise beizutragen zur Erziehung der Frau, die jene längst nicht genügend erkannte und betonte Vorbedingung ist für die Ersprießlichkeit aller weitergehenden Bestrebungen.

Praktisch trat Frieda Lipperheide für ihr Geschlecht vor allem dadurch ein, daß sie ihm eine Thätigkeit erschloß, die bis dahin nur von Männern geübt worden war, — das Zeichnen der Mode- und Handarbeits-Darstellungen. Allmählich wurden sämtliche Plätze in den Ateliers der Modenwelt von Damen eingenommen, — die stereotypen Modepuppen mit ihren von mangelhaftem Können zeugenden Verzeichnungen verschwanden, und an ihrer Stelle erschienen künstlerisch durchgeführte Illustrationen.

Der Erfolg der „Modenwelt" war denn auch ein beispielloser; 1876 trat ihr die Ausgabe mit Unterhaltungsblatt als „Illustrierte Frauen-Zeitung" an die Seite; — die Aufgaben wurden immer größere, die Ziele höhere, besonders nachdem es Frieda Lipperheide auch auf dem Gebiet der Handarbeiten nicht mehr in den ausgetretenen Geleisen litt. In der Mitte der siebziger Jahre hatte die kunstgewerbliche Bewegung eingesetzt, und die Anregungen, die das Ehepaar zunächst von der Münchener Ausstellung 1876 empfing, dann von wiederholtem längeren Aufenthalt in Italien in den Jahren 1877—79 wurden von höchster Bedeutung für das Programm der Zeitung. Gelegentlich wurden bei römischen Antiquaren alte Stickereien entdeckt, und wie die bedeutende Frau stets über das Äußerliche, Zufällige hinweg in den Geist der Dinge einzudringen suchte, so erfaßte sie rasch den vorbildlichen Wert dieser in Vergessenheit geratenen Schätze weiblicher Kunstfertigkeit. Es beginnt nun die zielbewußte, emsige Arbeit, die sie von Museum zu Museum, in die Sakristeien der Kirchen, zu den Altertumssammlern der verschiedensten Länder führte, die sie in Truhen und Kasten der

Landbevölkerung den Erzeugniſſen früheren Hausfleißes nachſpüren läßt, um das Beſte aller Zeiten zu neuem Leben zu erwecken. Dabei entſtand, mit der verſtändnisvollen Unterſtützung des Gatten, eine Sammlung von Stickereien und anderen Handarbeiten, die von der erſten Entwicklung an ſämtliche Techniken und ſämtliche Stile des weiten Gebietes umfaßt, ſo daß ſie heute noch in erſter Reihe ſteht, nachdem auch die Kunſt=

Frieda Lipperheide.

gewerbemuſeen die Handarbeit als wichtiges Kulturprodukt erfaßt und ihr einen weiten Platz eingeräumt haben.

Zu einem Ereignis wurde vor allem die Wiederbelebung der altdeutſchen und altitalieniſchen Leinenſtickerei, deren edle Muſter in kurzem ſiegreich aus dem Kampfe mit perlengeſtickten Hunden und anderen Geſchmackloſigkeiten hervorgingen, nachdem durch neue, von Frieda Lipperheide ſelbſt erfundene Typen ihre Wiedergabe erleichtert worden war. Ganz von ſelbſt erwuchs dann die Forderung, das in den einzelnen Nummern und Extrablättern verſtreute köſtliche Material zu ſammeln. Julius Leſſing ſtellte das Material des Berliner Kunſtgewerbe=Muſeums und ſeine Wiſſen=

Digitized by Google

ſchaft in den Dienſt der Sache, und ſo entſtanden die klaſſiſchen Muſterbücher, die bald zum Gemeingut der Nation wurden. Ihnen reihte ſich mit den Jahren eine ganze Bibliothek von Lehr- und Muſterbüchern an, die nicht nur die verſchiedenen Handarbeitstechniken behandelten, ſondern auch die praktiſchen Gebiete der Schneiderei muſtergiltig bearbeiteten und dann den kunſtgewerblichen Arbeiten in umfaſſendſter Weiſe gerecht wurden. Als die Krone dieſer vielſeitigen, immer auf gediegenſter Baſis aufgebauten Werke erſcheint die dekorative Kunſtſtickerei, deren letzte Lieferung als die letzte abgeſchloſſene Arbeit Frieda Lipperheides eben jetzt zur Ausgabe gelangt.

Mit 56 Jahren war dieſes reiche Tagewerk vollendet; es hätte gereicht, um zwei lange Leben auszufüllen, denn keine Stunde war der Unermüdlichen in Müßigkeit unbenützt entſchlüpft. Sie hatte neben ihrer Thätigkeit in der Redaktion und am Schreibtiſch zu allem Zeit: zur perſönlichen Leitung eines großen Haushalts, zur Geſelligkeit im vornehmſten Stil, zu einer ausgebreiteten Privatkorreſpondenz, zum Beſuche von Vorleſungen, Kunſtſalons, zu ernſter Lektüre, zu Sprachſtudien, zur Sorge für nahe und entfernte Verwandte, zur Freundſchaft und nicht zuletzt zu reger Anteilnahme an den Intereſſen ihres Gatten. Keine Bitte um Rat und Hilfe blieb unberückſichtigt; die warmherzige Frau fand immer einen Ausweg und — ſie that nichts halb, wie ſie auch keine ihrer vielſeitigen Intereſſen in der oberflächlich ſpielenden Weiſe vieler Frauen pflegte. Was immer ſie erfaßte, ſtets war ſie voll und ganz bei der Sache; die Pflichten, die ſie ſich ſelbſt geſchaffen, erfüllte ſie mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit; nie begnügte ſie ſich mit bequem Erreichbarem, ſondern ſuchte und ſtrebte raſtlos nach dem Beſſeren, Vollkommenen. Und ſo beweglich war dieſer reiche Geiſt, daß Frau Frieda nach einem langen Tage angeſtrengter Arbeit als die Friſcheſte und Liebenswürdigſte in Freundeskreiſen erſchien, bereit ſich für alles zu intereſſieren, was andere intereſſierte, mit einer Intenſität, die im Verein mit einer ſeltenen Sprachgewandtheit ihrer Unterhaltung den beſonderen Reiz gab. Dann leuchteten die hellen Augen, die Farben des zarten Teints belebten ſich und bildeten einen wunderbaren Kontraſt zu dem ſilberweißen, ſchlicht geſcheitelten Haar.

Wenn wir den Lebensweg Frieda Lipperheides überblicken, der in ſo geraden, einfachen Linien ſich bewegte, aber ſo unvergängliche, tief und feſt gezogene Spuren hinterlaſſen hat, wenn wir Urſachen und Wirkung nachſpüren und das dem flüchtigen Ermeſſen perſönlich Dünkende auf ſein Verhältnis zum Allgemeinen zurückführen, ſo kommt uns erſt allmählich die volle Bedeutung dieſer Ausnahme-Erſcheinung zum Bewußtſein.

Aus dem jungen Mädchen, das mutig ſich auf eigene Füße geſtellt, war die reiche Frau geworden, aus Frieda Lipperheide die Freifrau; das alles aber hatte nichts an der perſönlichen Anſpruchsloſigkeit der ſtarken Natur geändert. Die Freude am Schönen und die Freude am Freudemachen, das war der Luxus, den ſie ſich geſtattete, und ziehen wir noch einmal die Summe dieſes Lebens, ſo war es ein köſtliches, reich an äußeren Erfolgen, reich an innerem Segen.

Die Ehe im vierten Stande.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 50 und Schluß.)

Ehen wie die zuletzt geschilderten zeichnen sich meist durch ihren Kinderreichtum aus, durchschnittlich mehr noch als die Ehen der „guten Trinker“. In letzteren führt die Frau das Regiment, oft mit Ohrfeigen und derben Prügeln; wir können also den tröstlichen Schluß ziehen, daß die Frau nur, wenn sie der rohen Kraft unterliegt, dem sinnlos betrunkenen Manne zu Willen ist. Um so unleidlicher ist der Gedanke, daß so viele menschliche Geschöpfe Kinder des Alkoholismus sind. Sie tragen das Wahrzeichen ihrer unglückseligen Abstammung an ihren verkümmerten Leibern und ihren noch trauriger verkümmerten Seelen. In der That stammt die Hälfte der Zöglinge in den Anstalten für schwachsinnige Kinder, für Epileptische, ja selbst für Taubstumme aus Trinkerfamilien. Eine Nachforschung unter den Strafgefangenen würde sicherlich ein ähnliches Ergebnis haben. Aber auch diejenigen Kinder, die, in einem glücklicheren Augenblick gezeugt, erst nach ihrer Geburt unter der Gebundenheit des Vaters zu leiden haben, werden sittlich und körperlich schwer geschädigt. Das ist ein großes, weites Trauerfeld voll zertrümmerter Kräfte, versengter Frische, niedergetretener, lichtbedürftiger Garben.

Freilich arbeiten sich unter den Kindern sehr tüchtiger Mütter etliche durch alle Hindernisse zu sittlich gefesteten Menschen hindurch. Ihnen haftet gewöhnlich eine große Weichheit und Schmerzempfänglichkeit an, die sich selbst bei starken Männern oft durch lautes Schluchzen äußert. Da giebt es Söhne, die durch Jahre der Selbständigkeit hindurch das Haus nicht verlassen, um die Mutter zu schützen und den Vater zu bändigen, solche, die selbst nach ihrer Verheiratung allabendlich zu gleichem Zweck bei den Eltern vorsprechen, Töchter, die allen Erwerb der Mutter ausliefern, die gute Stellungen ausschlagen, weil der persönliche Verkehr mit der Mutter durch sie beschränkt werden würde, die dem Vater furchtlos den Standpunkt klar machen und —

Ja, nun kommt der tieftraurige Schatten, der auch über diese Gestalten sich breitet. Sie alle haben wohl einmal — zweimal — dreimal den Vater geschlagen und sich dann niedergesetzt und bitterlich geweint. Sie lieben ihn nicht, sie ehren ihn nicht, aber sie fühlen, im Allerheiligsten ihres Menschentums stürzt eine Gottheit nieder, die ewig walten müßte. Sie besitzen nicht die Kaltblütigkeit jener englischen Bauerntochter, von der Mrs. Ward in Robert Elsmere erzählt. Die schlug ihren alten, kranken Vater mit dem Holzschuh auf den Kopf, daß das Blut aus der klaffenden Wunde strömte, weil er eben wieder die Mutter mit seiner Krücke zu Boden geschlagen hatte, spannte dann in aller Gelassenheit das Wägelchen an und holte den Arzt für beide Eltern.

Aber diese Kinder mit den schweren Herzen und den Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen, berühren sympathischer als eine Spöttergattung, die sich auch zur Nüchternheit und Rechtschaffenheit hindurchringt, ohne eine einzige tiefere Gefühlsregung mit hinüber zu retten. Ihr Gemüt ist verschrumpft, gestorben. Aus dem Munde elf- und zwölfjähriger, sehr tüchtiger Kinder stammen folgende Aussprüche: „Mein Vater, das besoff'ne Vieh, läßt sich all' wieder blicken.“ — „Ja, so was (der Vater) krepiert nich!“ — „Und der olle Lump spielt sich noch uff!“

Die Nemesis waltet auch hier, kein Verhältnis entgeht ihr. Überlebtes, Unsittlichkeiten, die zur Sitte geworden sind, Gesetze, Anschauungen, die nicht wie eine ewige Krankheit, sondern als eine ewige Krankheit sich forterben, sie bröckelt sie ab

oder schlägt sie nieder. Das Haupt der Familie wird hier zum „notwendigen Übel.“ Ohne den Mann für das Weib keine Ehe, ohne ihn keine Kinder, für beide ist er notwendig, an sich gilt er ihnen als Übel.

Hieran läßt sich die Betrachtung einiger Ausnahmeehen knüpfen, in denen etwas von einem derben Humor waltet. Es giebt derbe Frauen von thatkräftiger Ehrlichkeit. Das Notwendige begehren auch sie als ihr gutes Recht, das Übel stoßen sie ab. An physischer Kraft ihrem Manne gleich, moralisch ihm überlegen, jagen sie ihn fort, sobald er als wüster Trinker unverbesserlich scheint. Sie probieren es mit einem zweiten, einem dritten, einem vierten, und manche erreicht die aus dem Buche Tobias bekannte biblische Zahl oder geht darüber hinaus.

Auch die Versorgungsehen haben ihr Pfefferkorn grimmen Humors. Hier ist's fast nur der Mann, der die Versorgung sucht. Etliche Männer heiraten „in eine Wirtschaft“, d. h. sie erheben eine Witwe, die ein einträgliches Geschäft nach ihres Mannes Tode mit gutem Erfolge weiterführt, zu ihrer Gattin — hierzu liefern junge, aber fahrmüde Seeleute einen großen Prozentsatz — oder sie nehmen alte Mädchen und langjährige Witwen, die als „Einlogierer“ ihre Sparkassenbücher über ein paar hundert Mark stark gefährdet fühlen, in ihren sichern Schutz. Oft ist das Objekt, das den Mann in die „Versorgungsehe“ treibt, ein lächerlich geringes; manch einer heiratet in die guten Kleider eines jüngst Verstorbenen hinein, sie passen ihm so gut, er hat sie so oft in ihren einzelnen Teilen vor seinen begehrlichen Augen herumtanzen sehen, daß ihm der Gedanke unerträglich war, ein anderer könnte eines Tages in ihnen umherstolzieren. Diese versorgungshungrigen Männer sind jung, genußsüchtig, gewöhnlich arbeitsscheu, und ihre Auserwählten könnten in vielen Fällen ihre Mütter sein. Wie diese Ehen verlaufen, ist durch ein Beispiel schnell skizziert. Ein 26jähriger Seemann schenkte seiner 47jährigen Braut ein meergrünes Seidenkleid zur Hochzeit. Er wollte „ihr umtaufen, daß der Krämergeist mit einem Schlag ausfahren thät und sie merken sollt, daß zwischen einem jungen, weitgereisten Seemann und einem ollen, grämlichen Tütchendreher grad so ein Unterschied sei, als wie zwischen einer Heringstonne und dem salzigen Meer“. Es wurde flott auf der Hochzeit getanzt. Nach zwei Jahren ließ die „junge Frau“ sich ihr meergrünes Kleid schwarz färben und rauschte damit zur Kirche, damit alle Welt sehen sollt, daß eine ehrbare Frau oft mehr Ursach' hätt', um den lebenden Mann zu trauern, als um den Toten. Es gab „alle Tage Jahrmarkt im Städtchen“ und nach vier Jahren hatte die ganze Herrlichkeit ein Ende. Er „pfiff sich ein Liedel“ und ging wieder zur See, sie hatte „keine Wirtschaft“ mehr, ihre Sachen waren im Pfandhaus.

Die Unnatur dieser Ehen bedingt eine solche Entwicklung. Sie sind aus der anfangs aufgestellten Berechnung ausgeschieden, sie brächten eine zu einseitige Verschiebung nach abwärts, man könnte ebenso gut die durch Unglücksfälle verursachte Sterblichkeitsziffer eines hochgelegenen Alpenorts zum Gradmesser seiner Gesundheitszuträglichkeit machen. Diese Ehen aber ziehen unbarmherzig die Hülle von dem großen Schuldanteil der Frauen; es ist die ungeheure Leichtfertigkeit, mit der sie „Trinkerehen“ eingehen. Darin gleichen sie den Motten, die dem Lichte zuflattern trotz der verstümmelten Opfer rings um dasselbe her. Sie sind unempfänglich für Beispiele, sie schlagen jede Warnung in den Wind. Der Mutter trauriges Los hatte seine feste Form, als sie zu denken begannen; das war ein Fertiges, das so sein mußte und nicht anders sein konnte. Sie stehen vor dem Werdenden und „werden es schon machen.“ „Ich?“ Ein überlegenes Kopfschütteln. „Er?“ Ein überlegenes Kopfschütteln. Dieses Ich und Er sind einzig in ihrer Art, daß ihr's nur wißt! Es muß eben bei der ersten Gelegenheit geheiratet werden.

So unsäglich düster gestalten sich die Ehen der „guten Trinker“ nicht. Aber es bleibt noch Elend genug. Wirtschaftlicher Niedergang, Krankheit, Überlastung der Frau schaffen beständige Notlagen. Die Kinder werden vernachlässigt oder ausgebeutet und allzu häufig Zeugen weitgehender Zärtlichkeiten. Ihre Sinnlichkeit erwacht zu früh, findet reiche Nahrung und sucht immer noch mehr. Kleine Züge sind oft sehr beredt. So neigen diese Kinder fast sämtlich zum Horchen; Auge und Ohr lieben das Schlüsselloch.

Der Alkoholismus findet in seiner ehezerrüttenden Macht einen starken Mithelfer in dem „Vorleben" beider Geschlechter des Proletariats.

Der Mann des vierten Standes hat auch seine Herrenmoral. Er will Genuß vor der Ehe und ein reines Weib in der Ehe. Die Frauen aber des vierten Standes fühlen sich durch Herkommen und Sitte zu einem Vorleben just so berechtigt wie die Männer des ersten Standes, wie die Männer aller Stände. O, wie sie es genießen, wie sie sich als Elfjährige, als Zwölfjährige darauf freuen! Es bringt schöne Kleider und Geld, befreit von der Arbeit, schafft beneidenswerte Genüsse, Theater und Ausfahrten und köstliche heimliche Spaziergänge. Es liegt wie ein süßer Rausch zwischen zwei harten Jochen, zwischen dem entbehrungsreichen, geplagten Kinderleben und der nicht minder entbehrungsreichen, sorgenvollen Ehe oder gar nicht mehr so halber Berufsarbeit, die ernst genommen werden muß und bei der man bequem verhungern kann. Frauen, deren Ehrbarkeit außer allem Zweifel scheint, gönnen ihren Töchtern nicht nur dieses Vorleben, sie suchen es herbeizuführen. „Mein Gott, sie will doch auch ihre Jugend genießen, man ist ja nur einmal jung!" lautet ihre Erklärung. So schlürft denn das Proletariermädchen ohne jedes sittliche Bedenken aus dem mehr oder minder wertvollen Becher des Lebensgenusses.

Bei den Spartanern war das Stehlen erlaubt, man durfte nur nicht dabei ertappt werden. An diesem hochsittlichen Vorbild hat sich ohne Zweifel unsere Doppelmoral emporgebildet. Du darfst unkeusch und unzüchtig leben, es darf nur nicht herauskommen. Nun kommt's bei dem Manne auch nicht heraus, der Frau aber stellt die Natur ein Zeugnis aus. Das Proletariermädchen fühlt seine Stunde gekommen, es giebt einem Kinde das Leben. Jetzt verdunkelt sich plötzlich der blaue Himmel des Genußlebens. Zeus' goldener Regen versiegt, er selbst, des sterblichen Weibes überdrüssig, zieht sich auf den Olymp zurück und hält nach neuen Abenteuern Umschau. Für die junge Mutter beginnt ein harter Kampf. Manche prozessiert ihr bißchen Liebe und ihr Ehrgefühl ganz fort, mancher kommt die richtige Erkenntnis, manche wächst an der Mutterliebe, die alles überwuchert, manche steht genau, wo sie stand, sie läßt sich von den Verhältnissen treiben, sie sagt stets ja, nie nein. Das Kind wird Hütekind, Haltekind, ein bedauernswertes, rechtloses Geschöpf. Die Mutter geht zur Arbeit, sie hat Mühe sich und ihr Kind durchzubringen. Endlich findet sie einen Mann.

Wohl ihr, wenn das Kind schon tot ist; sie deckt ihr Vorleben mit Schweigen zu wie der Mann das seinige. Aber viele Kinder bleiben am Leben, und viele Mütter lieben ihre Kinder. Sie wünschen es zu sich zu nehmen. Der Bräutigam willigt ein. Als Ehemann kommt es ihm plötzlich bei irgend einem Anlaß zum Bewußtsein, daß der Mann „über so etwas nicht hinwegkommt." Er ist Idealist. Die Welt soll so sein, wie er sie haben will. Er, der Mann, jeder Mann, soll sein Vorleben haben und sein reines Eheweib dazu, jeder Mann, wohlverstanden, auch der Proletarier. Er rächt die ihm widerfahrene Ungerechtigkeit an Mutter und Kind. Sie müssen bitter büßen. In seiner Wut, seiner Härte, seiner Roheit gleicht er dem Trinker, wenn er nicht so wie so ein Trinker ist. Er überlegt garnicht, daß sechs Häuser weiter ein Weib bei dem kleinsten Anlaß geschlagen wird, weil es ein Kind mit in die Ehe gebracht hat, das seine Züge trägt und mit seiner Stimme redet, und daß des andern Mannes Kind samt seiner Mutter von einem Dritten geprügelt und gemißhandelt wird.

Noch manche andere Frucht bringt die Doppelmoral, die bei den Proletariern wohl oder übel ihre Gabelung aufgeben muß, der Ehe des vierten Standes. Da ist zuerst das maßlose Mißtrauen, mit dem Mann und Frau einander betrachten. Es bricht bei jeder Gelegenheit hervor in einer Form, von der ein Draußenstehender sich schwer eine Vorstellung machen kann. Bei dem kleinsten Zwist beginnt einer mit den widerwärtigsten Anschuldigungen, die der andere noch übertrumpft. Wäre es Eifersucht! Sie kann ihre Größe haben, etwas Edelmetall birgt sich meist in ihrer unreinen Mischung. Aber es ist nichts als das kläglichste Nichtloskommen von den schmutzigen Eindrücken des Selbstdurchkosteten, das zu genaue Vertrautsein mit dem Gemeinsten, das der Mensch in das Menschenleben hineinträgt.

Schlimmer noch sind die Krankheiten, die das Vorleben der Ehe übermacht. Von den Geschlechtskrankheiten der Männer und Frauen soll hier nicht die Rede sein, so furchtbar sie auch die Nachkommenschaft beeinflussen; sie werden verheimlicht und entziehen sich der Berechnung. Aber Frauenleiden aller Art sind unter den Frauen des vierten Standes in ungewöhnlichem Maße verbreitet. Die meisten Frauen haben bei der Geburt des ersten Kindes dauernden Schaden davongetragen. Da kam die zehrende Angst, der jähe Wechsel der Lebensführung durch den Verlust des „Geliebten", der Wunsch des Verheimlichens, kurz und gut, äußere und innere Drangsal jeglicher Art. Es fehlte an Schonung und Pflege vorher und nachher, es fehlte an Ruhe, an Geduld, an Vorsicht. Die später eingegangene Ehe ist auch nicht pflegsam. Weder der Mann noch die Frau hat gelernt, der Vernunft auch nur das kleinste Opfer zu bringen. Sie verschließen sich jeder Einsicht, der Augenblick herrscht über sie. Die Frau kann sich selten nur schonen, wenn sie in gesegneten Umständen ist, und sie ist es oft. Die vorliegenden Notizen weisen 48¾ Prozent kranker Frauen auf, deren Leiden ausschließlich auf die erwähnten Umstände zurückzuführen sind. Es ist eine ungeheure Zahl, eine ernste Anklage gegen unsere Zustände. Hierzu kommen 37 Prozent kranker Männer, da ist es leicht, einen Schluß auf den Nachwuchs zu ziehen. Die Krankheit der Frau aber wirkt ungünstiger auf die Ehe ein, als die Krankheit des Mannes. Des Mannes Geduld ist schnell erschöpft. Er verzichtet auf nichts, so lange die Frau sich aufrecht zu halten vermag; sie bleibt das Lasttier und das Genußmittel, bis sie zusammenbricht und dann — der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Manche seit Monaten bettlägerige Frau weiß genau, wer sie ersetzen wird und jetzt schon ersetzt. Es kommt vor, daß die eigenen Kinder es ihr verraten. Der Mann, der sie zu hüten hat, nimmt sie abends mit zu seiner „Geliebten".

So werden durch die Doppelmoral alle menschlichen Beziehungen des vierten Standes entweiht, entsittlicht, entwertet, sie schafft eine größere Kluft als der Unterschied des Besitzes. Sein bißchen Glück, sein bißchen Freude taucht unter in dem wilden Hafer, der zwar gesäet werden muß, aber die wohlgepflegten Ährenfelder der oberen Stände nicht berühren darf.

Ist der Mann kein Trinker und gehört er nicht zu jenen unüberwindlich rohen Gesellen, aus denen sich die Raufbolde, die Messerhelden, die Tierquäler rekrutieren, dann ist die Frau ausschlaggebend für Ton und Färbung der Ehe. Da zeigt sich denn ihre fehlergleiche Schwäche. Die meisten Mädchen wollen nicht mehr dienen, ihrer Freiheit, dem Vorleben zu Liebe. Sie gehen in eine Fabrik, lernen schneidern, Putz machen u. s. w., alles nur halb, weil die Mittel nicht weit reichen und der Arbeitsernst fehlt, stehen in kleinen Geschäften hinter dem Ladentisch und haben ihre Abende für sich, diese verheißungsvollen Abende, die sie geputzt in die Hauptstraße und auf die besuchtesten Spaziergänge führen. Nun haben sie ausgetändelt, der Ernst des Lebens tritt an sie heran. Die Ehe bringt Pflichten, denen sie nicht genügen können. Sie teilen dieses Los mit ihren unversehrten Schwestern, die als Sechzehn- oder Siebzehnjährige Hausfrauen wurden. Ein Arzt erzählt in seinem lesenswerten Buche: „Die Not des vierten Standes", daß eine junge Arbeiterfrau ihrem kranken Manne nicht einmal eine Haferschleimsuppe zu kochen im stande war. Das ist etwas Alltägliches. Etliche bringen es durch Jahre kaum zu etwas anderem als zu „Kartoffeln mit Speck übergebraten", ein Gericht, das das jüngste Proletarierkind zu bereiten vermag. Sie bieten Unzureichendes, Unschmackhaftes und verbrauchen doch mehr Geld als ihre Hausgenossinnen zu kräftigerer Kost. Ihre Unwissenheit zeigt sich auch bei der Kinderpflege und in Krankheitszeiten, ihr unpraktischer Sinn in der Kleidung und Einrichtung. Da segelt das Eheschiff zwischen gefährlichen Klippen, und es gehört viel guter Wille von beiden Seiten dazu, es vor dem Scheitern zu bewahren. Wenn solche Frauen sich dem Klatsch ergeben, was bei der widerstandslosen Mehrzahl leider geschieht, dann ist die Verlotterung des Hauswesens besiegelt und der häusliche Krieg in Permanenz erklärt.

Das sind die groben Geschütze, die die Ehe des Proletariers vernichten. Sie hat noch andere Feinde, die sie leise und langsam untergraben, Mann und Frau

gegen einander verbittern oder völlig gleichgiltig machen. Es sind dieselben Ursachen, die sie gegen die Welt und das Leben, gegen alle bestehenden Verhältnisse verbittern, die schlechte Wohnung, die schlechte Nahrung, Überarbeitung bei knappem Lohn, Krankheit, geistiger Stillstand, unbefriedigende Erholung. Ihre Unzufriedenheit und Müdigkeit tragen sie auch in die Ehe hinein. Sie reiben sich an einander, und jeder bleibt wohl einmal Sieger, wie sie sich an den ihnen verhaßten Zuständen reiben, aber immer als die Unterliegenden.

Mann und Frau können selten nur das richtige Verhältnis zu einander gewinnen, dazu fehlt ihnen die Zeit. Sie teilen zu wenig mit einander. In aller Frühe geht der Mann zur Arbeit, nicht immer kehrt er zu Mittag heim, erst der späte Abend führt ihn nach Hause. Er ist müde. Was ihm etwa im Kopfe herumging an Erlebtem oder an Gedanken, hat er auf dem Heimwege mit seinesgleichen durchgesprochen; er schweigt und die Frau darf ihm mit „ihren Geschichten" nicht kommen. Muß etwas zwischen ihnen verhandelt werden, dann ist es meist nichts Erquickliches, es sind Sorgen, die die ganze Enge ihres Daseins grell beleuchten. In vielen Häuslichkeiten ist auch die Frau den Tag über auswärts beschäftigt. Hier muß erwähnt werden, daß vorliegende Studien nicht in einer Fabrikstadt gemacht worden sind; die wenigen Fabriken hierorts beschäftigen kaum verheiratete Frauen. Unter den hier in Frage kommenden Frauen befand sich nicht eine Fabrikarbeiterin, sie alle erwarben ihr Brot als Wäscherinnen, Reinmachefrauen, Aufwärterinnen u. s. w. Diese arbeitenden Frauen bleiben durchschnittlich noch länger von Hause fort, als der Mann. Die deutsche Hausfrau des Mittelstandes und der besser gestellten unteren Stände ist so ungerecht, so ausbeutungsgewitzt, so gedankenlos grausam gegen die bezahlten helfenden Kräfte in dem kleinen Bereich ihrer Häuslichkeit, wie kaum ein anderer Mensch, der von dem Mißbrauch des Menschen lebt. Da waltet derselbe unschöne Geist, der ihr das „Handeln" zur hausfräulichen Ehrenpflicht macht. Um 9, um 10 kommen diese arbeitenden Frauen nach Hause mit ihrer Mark und ihrem Butterbrot, auch zu Mittag mußten sie fern bleiben. Es giebt Familien, in denen die Eheleute durch Jahre hindurch buchstäblich nichts anderes teilen als das Lager.

Weil Mann und Weib ohnedies zu wenig mit einander leben, sind die Vereine, die die Geschlechter trennen, so förderlich mancher unter ihnen auch sein mag, auch als Feinde des Familienlebens zu betrachten. Wo es sich nicht lediglich um Fachinteressen handelt, müßten die Geschlechter sich an einander schließen, um vorwärts zu streben. Die Männergesangvereine, deren es unter den arbeitenden Klassen eine stattliche Anzahl giebt, beanspruchen die einzigen freien Abende des Mannes, entziehen ihn oft den ganzen Sonntag der Familie, binden auch seine Gedanken in ihre Kreise. Sie haben ihren Wert, natürlich, aber gemischte Gesangvereine, in denen der Männergesang als ein Nebenzweig gepflegt wird, sind förderlicher, schon weil sie auch auf dem begrenzten Gebiete des Quartettgesangs musikalisch Wertvolleres bieten. Das soziale Gewissen ist in den letzten Jahren in vielen Kreisen erwacht, und sie gründen Vereine — Männerabende, Frauenabende. Laßt sie Vereine gründen ohne Geschlechtsbegrenzung, Familienabende, Elternabende, damit nicht auf der andern Seite geraubt werde, was auf der einen vielleicht gewonnen werden könnte. Man lehre die Geschlechter gemeinsam ideale Güter erstreben, gemeinsam in edlen Genüssen Erholung finden, gemeinsam auch als Geisteswesen mit einander verkehren.

* * *

Das Thema der unglücklichen Proletarierehen ist bei weitem nicht erschöpft, es kann es auch nicht werden. Aber selbst dieser kleine Beitrag muß sehender machen. Er berührt einen winzigen Bruchteil der großen, brennend gewordenen sozialen Frage, der von ihr nicht zu lösen ist, mit ihr steht und mit ihr fällt. Die Mitschuldigen sind auch hier die alten Bekannten, sie zeigen uns überall ihre pergamentnen Gesichter. Es ist das Familienrecht mit all' seiner Ungerechtigkeit und unser ödes Schuldrillsystem, das den Kindern des Volks das Hirn mit Ballast füllt und Seele und Geist hungern läßt.

Uns, die wir auf Selbsthilfe angewiesen sind, bleibt nur ein Weg zu unmittelbarer Einwirkung. Wir müssen die Töchter des Volks anders erziehen, erziehen im Hinblick auf die Ehe. Das ist kein Hinweis auf das Anstreben von Haushaltungsschulen mit obligatorischem Schulbesuch. Die Notwendigkeit, die Mädchen wirtschaftlich tüchtig zu machen, haben jetzt allgemach auch die harten Schädel, die Blödgesichtigen und die Schwerhörigen erfaßt. Die Mädchen müssen auch die sittliche Bedeutung der Ehe kennen lernen, die ganze Tragweite des ewigen, göttlichen Sittengesetzes, das seiner nicht spotten läßt, das sechste Gebot in seinem ganzen Umschließen von Saat und Ernte, Ursache und Wirkung. Man belehre sie über die Doppelmoral und deren Folgen für ihr Geschlecht, für ihren Stand, für das ganze Menschengeschlecht. Man zeige ihnen, daß auch sie eine Kulturaufgabe zu erfüllen haben, daß sie berufen sind, ihren getretenen und gedrückten Stand aus seiner Erniedrigung zu erheben und mitzuarbeiten an der Verwirklichung der höchsten Ideale der Menschheit, daß sie dieser Aufgabe gerecht werden, wenn sie vor der Ehe „keusch und züchtig" leben und zum Ehebunde nur einen Mann wählen, dessen Sünde nicht an den Kindern heimgesucht werden kann. Man weise ihnen die Quelle des Elends, an dem ihre Umgebung gleich ihnen dahinsiecht. Man zeige ihnen die Härte unserer Gesetze gegen uneheliche Kinder.

„Halt," höre ich rufen, „das geht zu weit! Einem Schulkind!"

Ja, einem Schulkind von dreizehn und vierzehn Jahren. Ihr wißt wohl nicht, daß wenn auch nicht in jeder Proletarierfamilie, so doch in jedem Proletarierhause ein paar uneheliche Kinder, deren Väter oft den „besten Kreisen" angehören, als Hütekinder aufgepäppelt werden, daß acht- und neunjährige Mädchen deren Pflegerinnen sind und ihren Ursprung kennen.

Man sage ihnen, fahre ich unbeirrt fort, daß das Wort Christi: „Wer aber ärgert dieser geringsten einen, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäufet würde im Meere, da es am tiefsten ist", zu einem furchtbaren Fluch für die Eltern wird, die ihre Kinder von der Geburt an zu rechtlosen, traurigen Ausnahmegeschöpfen machen, zu „vaterlosen Wesen", einem Unding, das es sonst auf der ganzen weiten Gotteswelt nicht giebt, und durch das „Vaterlose" fast zu „Vaterlandslosen", weil das Vaterland ihnen Thüren verschließt, die sonst allen offen stehen. Das lege man den Mädchen dar und noch viel mehr. Man thue es klar und fest, weich und warm, mutig und zart. Kopf und Herz müssen sich in die Aufgabe teilen, und die Arbeit wird eine gesegnete sein.

Aber auch über die verhängnisvolle Bedeutung des Alkoholismus müssen den Mädchen die Augen geöffnet werden. „Du sollst keinen Trinker heiraten, und so dein Mann in der Ehe zum unverbesserlichen Trinker wird, so gieb ihm einen Scheidebrief." Das Gebot muß ihnen auf gleicher Höhe stehen wie das fünfte: Du sollst nicht töten. Daß um dieses Gebot herum sich Vorbeugungs- und Abwehrvorschriften gruppieren müssen, daß das Spezialgebiet der furchtbaren Krankheit Alkoholismus nach allen Richtungen hin durchforscht und durchwandert werden muß mit fest einzuprägenden Leitsätzen als Wegweisern, ist selbstverständliche Forderung.

Und noch ein neues Gebot gebe man diesen Mädchen. „Du sollst nicht in Gütergemeinschaft leben mit deinem Manne. Sichere dir gerichtlich freie Verfügung über dein Eingebrachtes und alles von dir in der Ehe Erworbene." Erweist sich diese Vorbeugungsmaßregel als überflüssig, um so besser; sie schließt freies Teilen, thatsächliche Gütergemeinschaft nach dem Grundsatz der Liebe: Was mein ist, ist auch dein, nicht aus. Führt aber das Leben den Mann auf Abwege, ist er in Gefahr zum Schmarotzer zu werden, der zugleich der Gebieter seiner Ernährerin ist, dann hat die Frau ohne alle Anträge, deren Erledigung so jämmerlich lange auf sich warten läßt, einen Rechtsschutz, der sie und die Kinder vor dem Äußersten bewahrt. Jene früh gealterten, mit tausend Hunden gehetzten Frauen, denen der Mann jeden Morgen sein „Trinkgeld" erpreßt, deren Kleider, Schubfächer und Strümpfe er untersucht, denen er „auflauert", wenn sie mit ihrem kargen Lohn von der Arbeit kommen, sind die Opfer einer historischen Entwicklung, die lange nicht mehr Entwicklung, sondern

trostloser Stillstand ist. Im vierten Stand bedeutet diese Praxis verkommener Männer die rechtliche Nutznießung des in der Ehe erworbenen Vermögens der Frau.

Das Durcharbeiten eines „Ehekatechismus für die Töchter des Volks", der wahr, tief, ernst, mit allen Mißständen rechnend, alle Wunden berührend, alle Ungerechtigkeiten aufdeckend, alle Palliativmittel in ihrer Halbheit kennzeichnend, auf die einzigen Heilmittel, diese Früchte der Gerechtigkeit, Keuschheit und Wahrheit, in ihrer sittlichen Bedeutung für das gesamte Volkswohl hinweist, wäre für die weibliche Jugend doch wohl von größerem Wert als das Auswendigwissen der Regierungszeit aller brandenburgischen Kurfürsten, wie es bei Revisionen der Volksschule noch immer von Schulinspektoren verlangt wird.

* * *

Wir wollen es mit den glücklichen Ehen unter den Proletariern nicht ganz so halten wie die Griechen mit den besten Frauen, von denen nicht zu reden sie sich zur Ehrenpflicht machten. Diese Ehen sind wohl wert, daß man von ihnen spricht. Ihr Vorhandensein an sich scheint ein Wunder. Es sind zarte, bleiche Pflänzchen, Christrosen im Schnee. Ein Hauch der Schwermut ruht über ihnen, ein tiefes Leid, ein heißes Weh. Der Mann aus dem Volke und sein Weib wollten einen Gipfel erklimmen, der lockend in ihre Fenster grüßte. Er war nicht hoch, Bergsteiger redeten von einem Hügel. Sie wanderten bergauf, Hand in Hand. Die breiten Wege, die gepflegten Pfade waren besetzt, sie mußten über Stock und Stein, über Geröll und Schutt, über Abgründe und tiefe Spalten. Da erlahmte die Kraft auf halbem Wege, es fand sich kein Platz zum Ruhen. Hand in Hand wanderten sie bergab, alt und müde vor der Zeit. Aber wenn's auch zu schnell bergab ging und das Ende an Entbehrungen dem Anfang gleich kam, alles geschah Hand in Hand, das ist das Wesentliche.

In diesen Ehen herrscht unbewußt vollkommne Gleichheit. Wer just die Kraft und die günstigere Gelegenheit hat, springt in die Bresche. Bald bekleidet die Frau den Posten des Mannes, bald der Mann den Posten der Frau. Das bedeutet für letzteren ebenso wenig ein Abwärtssteigen, wie die Frau sich gehoben fühlt, daß sie eine zeitlang einzige Ernährerin der Familie sein muß. Das Leben kennt keinen Gipfel historischer Entwickelung, auf dem einmal behaglich geruht werden könnte zum Unbehagen Tausender von gequälten Geschöpfen; es drückt tagtäglich uralter Weisheit den Stempel der Kinderweisheit auf. Die uralte Weisheit stammt aus der Kindheit des Menschengeschlechts. In der Proletarierehe verlangt das Leben nicht: Dienen lerne bei Zeiten das Weib, sondern: Dienen lerne zu Zeiten ein jeder. In den glücklichen Ehen lernt's der Mann ohne jegliche Lehrzeit. Steht die Frau auf dem Ernährerposten, dann besorgt er die Kinder, er macht die Einkäufe, er kocht das Mittag, er hält die Wohnung in Ordnung. Er ist ein gewissenhafter Krankenpfleger, seine Frau erfährt's, so oft sie einem Kinde das Leben schenkt.

Hier waltet eine Gütergemeinschaft höherer Art, ein: Was mein ist, ist auch dein, das über Geld und Geldeswert hinaus geht. Ein so selbstverständlicher Austausch aller Kräfte, der schließlich zu völligem Ausgleich wird, findet sich kaum je in den besseren Ständen. Vielleicht liegt das daran, daß diese Gemeinschaftsgüter, wenngleich höherer Art, doch nur gering sind an Zahl, dazu schlicht, einfach, einheitlich, eigentlich nur Elemente, aus denen ein vielgestaltiges Leben sich nach und nach entwickeln soll. Zugegeben, daß dem so ist, der Accord bleibt rein und schön, wenn ihm auch die Fülle fehlt.

In solch eine Ehe hineinzublicken ist Wohlthat und Stärkung. Sie ruft dem, der an der Arbeit am vierten Stande verzagen möchte, zu: „Es möchten vielleicht zehn Gerechte in der Stadt sein, wolltest du dem Orte nicht vergeben um der zehn Gerechten willen, die darinnen wären?" Und er muß erwidern: „Ich will dem Ort vergeben um der zehn Gerechten willen." Denn nicht Ausnahmen sind die zehn Gerechten, sie sind ein Anfang. Ein Boden, der, von schwerer Schneelast gedrückt, noch solche Christrosen zu treiben vermag, hat Jugendkraft in sich.

Das Dreigespann.

Von

Carl Busse.

Nachdruck verboten.

Als die „Babuscha“ noch lebte, die alte Mutter des Zimmermanns Valentin, stand sie gar oft an ihrem schiefen Fensterchen und sah seufzend auf die Straße. „Hui, das Dreigespann!“ sagte sie kopfschüttelnd, — „wie das Dreigespann wieder um die Ecke tollt! Sie werden sich doch noch die Hälse brechen — ich sehe es kommen!“

Aber die „Babuscha“ wartete vergeblich auf die Erfüllung ihrer Prophezeihung. Sie starb schließlich, und das Dreigespann war noch immer frisch und munter. Nur etwas ruhiger war es geworden mit den Jahren. Und dann verlor sich der Name allmählich, da die drei immer seltener zusammen gesehen wurden. Diese drei waren: Aniela Jureck, Marya Jureck und Stanislaus Rembowski.

Es war sonderbar, daß man Aniela Jureck stets zuerst nannte und hinterdrein erst Marya, obwohl diese doch die ältere war. Aber die jüngere Schwester hatte Augen wie schwarze Edelsteine und drängte sich mit zappelnder Lebendigkeit überall vor, und wenn das Dreigespann an schönen stillen Sommerabenden um die Ecke nach dem freien Marktplatz jagte, dann hörte man sicher zuerst ihre Stimme heraus. Sie kommandierte immer und überall, und mehr als ein Mal hatte es Zank gegeben, wenn Marya und Stanislaus als ihre „Pferde“ an der Leine liefen und sie den Rücken dieser edlen Rosse allzu nachdrücklich verbläute. Aber ob die beiden sich wehrten — ohne Aniela war das Vergnügen nur halb, und so wurde Aniela immer wieder herangeholt. Sie kannte ihre Macht auch schon als kleines Persönchen recht gut. Wenn Stanislaus einmal nicht auf ihre Pläne einging und trotzig werden wollte, hatte sie ein verächtliches Achselzucken an sich und einen Blick — nun einen Blick aus ihren schwarzen Augen, dem sich keiner gern aussetzte, am allerwenigsten Stanislaus. Und so weinte er wohl oft, wenn das Mädchen ihn zu sehr gequält; doch er kam immer wieder.

Leider gab es in der kleinen Stadt ein großes rotes Gebäude. In dieses große rote Gebäude wurde Stanislaus Rembowski einst von seinem Vater, dem Gastwirt, geführt und bald mußte er tagtäglich dorthin wandern, Bücher mit Genusregeln unterm Arm und das Frühstücksbrot in der Tasche. Da hatte die Herrlichkeit ein Ende. Denn machte der Pedell die eiserne Pforte auch bald nach vier Uhr wirklich zu, so war man doch nicht frei. Dann hieß es: an die Arbeit für morgen! Stanislaus sah schließlich die beiden Mädchen nur noch an den Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen. Und endlich kam die Zeit, wo er sich überhaupt nicht mehr um sie kümmerte und lieber mit wichtigem Gesicht in einem Winkel seine Cigarette rauchte.

Aniela und Marya trennten sich auch von einander. Als ob der Junge ein Bindeglied zwischen ihnen gewesen wäre! Sie sympathisierten nicht recht. Die eine ward nur noch lauter und lustiger, die andere nur noch stiller. In derselben Klasse der Töchterschule saßen sie. Die ältere auf der ersten Bank, die jüngere meistens auf der letzten. Dann gingen sie in die Tanzstunde. Hier stand umgekehrt Aniela voran. Sie kokettierte mit den Gymnasiasten heut, und morgen mit den jungen Kaufleuten, verdrehte links und rechts allen die Köpfe, schrieb zärtliche Briefe und lachte die armen Menschen, die darauf hineinfielen, nach Kräften aus. Hatte Marya einmal einen Tänzer, der sich um sie bemühte, so dauerte es gewiß nicht

lange und Aniela zog ihn mit bestrickender Liebenswürdigkeit an ihre Seite. Der älteren that es weh, aber sie beschied sich. Erst beim dritten Mal griff es sie ernstlich an. Sie machte ihrer Schwester einen leisen Vorwurf, wurde jedoch ausgelacht. Da blieb sie aus der Tanzstunde fort.

Allmählich gewöhnte sie sich daran, immer zurückzustehen. Da die Mutter tot war, lag die Last der ganzen Wirtschaft auf ihren Schultern. Nie kam ihr in den Sinn, Aniela zu kleineren Arbeiten heranzuziehen. Denn Aniela durfte doch ihre weißen Hände nicht verderben, Aniela mußte doch ihre junge Schönheit und ihren neuen Putz spazierenführen. Der Vater liebte seine Jüngste, sein Nesthäkchen, über alle Maßen. Vielleicht, weil sie der Mutter glich, vielleicht weil sie so hübsch war, so lustig lachte, so witzig zu antworten wußte. Er wurde ungerecht, ohne es zu merken. Er hatte alle Augenblicke eine Apfelsine für Aniela in der Tasche oder irgend ein Stückchen Torte; er kaufte, ohne zu zanken, Kleider, Schmucksachen, Nippes für sie, nur den Bart brauchte sie ihm zu krauen, während Marya erst immer eine kleine Predigt zu hören bekam über schlechte Zeiten und putzsüchtige Weiber. Und wenn die Ältere einkaufen ging in die Stadt, ward sie zehnmal angehalten und mußte Rede stehen, was ihre Schwester mache, die schöne lustige Aniela. Sie gab Auskunft, sie bestellte die Grüße und arbeitete weiter, als ob sie eine vierzigjährige Hausfrau wäre und kein junges Ding von neunzehn Jahren ....

Um diese Zeit kam Stanislaus Rembowski aus Berlin zurück. Es waren seine ersten Universitätsferien. Aniela sah ihn, sie sprachen sich und die Folge davon war, daß er einen Besuch machte. Er studierte Philologie und war eifrig mit einigen Untersuchungen beschäftigt. Als er es gelegentlich im Gespräch erwähnte, bat Marya um nähere Aufklärung. Da hatte er eine Gelegenheit öfter ins Haus zu kommen, die er redlich ausnützte. Er brachte den Mädchen Bücher mit, plauderte von seinen hochfliegenden Plänen, scherzte — und das alte Dreigespann schien sich so wieder gefunden zu haben.

„Ein bischen langweilig ist er," sagte Aniela oft und rümpfte die Nase. „Thut, als ob er ein Allerweltsgenie ist. Unser guter Stanislaus!"

Marya antwortete gewöhnlich nicht darauf, aber sie hatte eine unangenehme Empfindung. Und als er zwei Jahre später nach den Osterferien zurückfuhr in die Universitätsstadt, da wußte sie, daß sie ihn liebte. Wie es gekommen — wer ihr das gesagt hätte! Aber ihr ganzes Herz war voll von ihm: Liebe, Dankbarkeit, glühende Bewunderung, es vereinigte sich zu einem einzigen Gefühl, das mit allgewaltiger Stärke ihr ganzes Innere erschütterte. Sie dachte erst gar nicht daran, ob er sie wieder liebte. Sie dachte nur, wie reich sie jetzt sei. Und wie ein beschenktes Kind, das halb erdrückt ist von der Fülle der Gaben, ging sie umher. Ihrer Schwester sagte sie nichts; ihrem Vater ebenso wenig. Und in diesem Glück fing allmählich an der Glaube in ihr aufzusprießen, daß ihr heiliges Gefühl erwidert würde. Sie wuchs in diesem Glauben vor sich selber und sie wartete. Sie wartete auf seine Rückkehr und auf die Stunde, wo er es ihr sagen würde.

Im August trat er wieder über ihre Schwelle. Er war wunderlich erregt. Oft blieb er ganze Tage fort, dann setzte er sich oft still ihr gegenüber, wenn sie eine Handarbeit machte, und schien sprechen zu wollen und es nicht über die Lippen zu kriegen. Sie erschauerte dann in tiefer Seligkeit. Er ist so schüchtern, dachte sie. Wenn sie ihn über seine Pläne befragte, gab er ausweichende Antworten oder machte nur eine müde Handbewegung. So rannen die Wochen dahin. Bald mußte Stanislaus nach Berlin zurück, sein Staatsexamen machen. Und er war zuletzt so bleich und nervös, er sah so krank aus. Wenn sie ihm nur helfen könnte!

Eines Donnerstags kam Marya vom Markte heim. Sie schleppte sich redlich an dem schweren Tragkorb. Noch in Hut und Schleier trat sie in die Wohnstube. Aber sie blieb wie gebannt auf der Schwelle stehn. Aniela lehnte, ein Liedchen summend, am Tisch und ihre schönen kühlen Augen lächelten. Neben der Kommode jedoch, auf dem nicht ganz kapitelfesten Stuhl, saß Stanislaus und hatte den Kopf in die Hände gelegt. Er sah nicht auf, als die Thür ging; er blieb ruhig.

Marya sah fragend von einem zum andern.

„Herrn Rembowski scheint nicht wohl zu sein," sagte Aniela schließlich und sie hatte wieder diesen verächtlichen Blick. „Vielleicht hast du ein Mittel."

Und mit recht lustigem, beabsichtigtem Lachen verließ sie das Zimmer.

Marya hatte eine plötzliche Todesangst, daß ihr der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Dann jedoch ging sie näher auf Stanislaus zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was Ihnen fehlt?" bat sie leise.

Er schwieg noch immer. Sie wartete und knotete den Schleier auf. Aber eben als sie die Nadel aus dem Hute zog, schrak sie jäh zusammen, denn Stanislaus war aufgesprungen, hatte sich über den Tisch geworfen und schrie: „Helfen Sie mir, Fräulein Marya, ich halt' es ja nicht aus, ich halt's nicht mehr aus!"

Er schluchzte wie ein Kind, und sein ganzer Körper zitterte.

Sie streichelte ihm in ihrem Schreck mechanisch das Haar.

„O wie ich sie liebe! wie ich sie liebe!" schrie er unter Thränen heraus. „Ich kann ja nichts mehr thun, nichts mehr denken, nichts mehr fühlen als nur das Eine! Fräulein Marya, mein Gott, erbarmen Sie sich; sprechen Sie doch mit ihr, sagen Sie es ihr, daß ich zu Grunde daran gehe! Zwei Jahre nun, zwei ganze Jahre! Sie hat mich zuerst geküßt und geliebt, ach und ich war so glücklich. Wenn Sie wüßten, wie! Und dann wurde sie launisch, gequält hat sie mich, gestoßen hat sie mich, beschimpft hat sie mich, behandelt hat sie mich wie einen Hund! Jawohl, wie einen Hund, sag' ich Ihnen! Und nun soll ich mein Examen machen, aber ich kann es ja nicht, ich weiß ja nichts mehr, nichts — nur das Eine!"

Es war ein Stammeln in rasendem Schmerz und wütender Leidenschaft, und dann, ewig wiederholt, die große Bitte: „Helfen Sie mir, sprechen Sie mit ihr, sonst geh' ich zu Grunde!"

Marya hatte regungslos dagestanden. Nur ihre Hände suchten etwas, woran sie sich halten könnten. Denn sie hatten längst aufgehört, ihm übers Haar zu fahren.

Der Mann vor ihr schluchzte leise. Sie hörte es. Ihre Glieder waren steif, ihr Kopf verworren. Sie hatte einen trocknen Gaumen, sie spürte es, und ein bittrer Geschmack lag ihr auf der Zunge.

„Wollen Sie mir helfen?" fragte er ruhiger.

Sie würgte ein „Ja" heraus. Es klang rauh und seltsam. Er hob erstaunt den Kopf. Ruhig sein! schrie es in ihr. Und mit harten Zügen und totenblassem Gesicht stand sie kerzengrade vor ihm.

„Warum arbeiteten Sie nicht? Sie sind so begabt. Arbeit macht viel vergessen!"

„Kann ich denn?" fragte er verzweifelnd. Und als ob ihn Wut, Liebe, Leidenschaft von neuem schüttle, brach es heraus: „Ich hab' gedacht, ich werde etwas leisten; ich habe geglaubt, ich kann mehr als die andern; ich hätt's auch gekonnt. Berühmt wollt ich werden, meinen Namen sollten alle Leute kennen, — aber da kam Aniela — da kam sie — o Gott, Fräulein Marya, glauben Sie mir doch, ich kann nicht mehr! Sie zerbricht mich; wie ein Spielzeug zerbricht sie mich! Meine Zukunft, meine Ehre, alles was ich habe — sie zertritt es. Und sie lacht dabei, sie lacht mich aus! Hast du denn kein Herz, du — hast du denn kein Herz?!"

Er hatte geschrien, als stände sie statt der älteren Schwester neben ihm.

Marya ging mit schweren Schritten ans Fenster. Draußen war Oktobersonne. Mitten darin, mit ihrem ewig lächelnden Gesicht stand, Aniela und plauderte mit einer Nachbarin. Kinder liefen mit kleinen Papierdrachen vorbei und lärmten wie sonst. Ihre fröhlichen Gesichter waren erhitzt.

Sie wußte nicht, was sie that. Sie legte ihre Stirn an die Scheiben. Das kühlte so gut. Ihr Auge blieb thränenlos.

So vergingen die Minuten. Dann kam ein unsichrer Schritt auf sie zu. Sie wandte sich. Mit etwas verlegenem Gesicht streckte Stanislaus ihr die Hand hin. Sie legte die ihre hinein. Weshalb eigentlich? Und sie sagte zu allem ja. Als er erzählte, wie er Aniela zum ersten Male geküßt, wie er sie mit jedem Tage wahnsinniger geliebt habe, wie sie heut ihn stürmisch umschlungen und morgen ihn fortgestoßen und ausgelacht habe, sagte sie ja.

Als er erzählte, wie ſich alles in ihm aufgebäumt, wie dieſe ewige Unſicherheit ihn von allen Arbeiten abgelenkt, wie dieſes Mädchen ihn zu einem armen, verlornen Manne ohne Zukunft, ohne Selbſtvertrauen gemacht habe, ſagte ſie auch ja. Und ſie that es zum dritten Male, als er ſie anflehte, mit ihrer Schweſter ſeinetwegen zu reden.

Er entfernte ſich, und ſie ſah ihn langſam, halb gebrochen die Straße entlang gehn. Eine ſchwere Müdigkeit hatte ſich auf ſie geſenkt. Wie Blei lag es in ihr und lähmte ſie. Aber ſie mußte ja das Eſſen vorbereiten.

Wirklich band ſie ſich die Küchenſchürze um, ſetzte ſich hin und fing an das Fleiſch zu hacken. Sie that es ganz mechaniſch. Sie that es ohne Thränen. Als ſie faſt fertig war, trat Aniela über die Schwelle. Marya ſah auf, ſah in das hübſche, lächelnde Geſicht. Und da zum erſtenmale ſchwoll etwas in ihr auf, eine heimliche Wut, ein Haß, daß ſich die Finger um den Stiel des Holzhammers krampften. Aniela ſchien auf etwas zu warten. Sie trat an den Schrank, guckte in die Töpfe, blieb bald hier, bald dort ſtehn und ſummte nach ihrer Art eine Melodie dazu. Als aber die Schweſter nichts ſprach, zuckte ſie mit den Schultern und öffnete die Thür zum Wohnzimmer.

„Aniela!“

„Na?“ fragte die Angerufene ſchnippiſch zurück.

Marya atmete kurz und ſchwer und klopfte auf dem Fleiſch herum. Und in dies Klopfen hinein ſagte ſie:

„Seit wie lange hat er dich lieb?“

„Wer? Stanislaus? Ach ſo, der! Der hat mich überhaupt immer lieb gehabt.“

Sie ſchlug ſich mit dem Handſchuh liebkoſend auf die weißen Finger.

„Und du?“

„Ich ihn? Nein, du glaubſt doch nicht im Ernſt, daß ich — — weißt du, du biſt manchmal zum totlachen!“

Marya warf den Hammer hin und drehte ſich ſchroff um.

„So,“ antwortete ſie rauh. „Aber geküßt haſt du ihn! Lüg nicht, du haſt es! Und ohne Liebe. Haſt ihn belogen und betrogen. Pfui!“

Aniela ward rot; ihre Stirn krauſte ſich. Aber als ob ſie ihren Zorn unterdrücke, verzog ſie geringſchätzig die Lippen und warf hin: „Als ob man jeden, den man küßt, heiraten müßte! Das wäre grade was. Er hat mir mal ganz gut gefallen, wahrhaftig, aber er nimmt alles gleich ſo tragiſch und iſt immer ſo — ſo verrückt und überhaupt — na, ich will eben nicht.“

Nach kurzer Pauſe fügte ſie noch hinzu: „Was geht dich die ganze Geſchichte übrigens an?“

Marya biß feſt die Zähne aufeinander.

„Stanislaus iſt mein — Freund!“ ſtieß ſie rauh hervor.

„Ach ſo. Und er hat dich um deine Vermittlung gebeten? Drollig iſt dieſer Menſch!“

„Aniela!“

„Reg dich nicht auf, ſonſt kriegen wir heut ſchlechtes Eſſen, und ich hab Hunger.“

„Warum ſagſt du ihm nicht: Stanislaus, es geht nicht, ich liebe dich nicht, raff dich auf, ich will deine Freundin ſein — warum zerrſt du ihn herum, warum biſt du heut ſo und morgen ſo?“

„Warum, warum und nochmals warum! Weil ich will! Weißt du, ich hab gern jemanden an der Leine. Das macht viel Spaß.“

Marya ſah, wie ſich ihre Schweſter trällernd auf dem Abſatz drehte. Sie konnte jetzt nicht reden; es wäre ein Keuchen und Stöhnen geworden. So wandte ſie ſich und begann wieder zu klopfen. Aber alle Pulſe ſchlugen ihr dabei.

„Das macht die Lie — be, ſo ganz allein,“ trällerte Aniela dazwiſchen.

Und da hielt ſich Marya nicht mehr.

„Satan!“ knirſchte ſie und ſtand mit funkelnden Augen vor der Schweſter.

„Was willſt du?“

„Du ſollſt ihn freilaſſen,“ ſchrie ſie heiſer, „du haſt kein Recht, ein Menſchenleben zu vernichten! Er hat — er iſt — jawohl, ein Genie iſt er, und du quälſt ihn, du vernichteſt ihn, du begräbſt ſeine Zukunft. Du ſollſt ihn freilaſſen, ſag ich dir, ſonſt — —“

Anielas Geſicht war immer erſtaunter geworden. Das die ruhige ſtille Marya, die glücklich war, wenn ſie hinter ihren Kochtöpfen ſaß, die

Digitized by Google

selten ein Wort dreinredete! Und plötzlich lachte sie scharf.

„Soll ich dir sagen, weshalb ich ihn freigeben soll? Weil du ihn haben willst, weil du ihn lieb hast. Eifersüchtig bist du — weiter nichts. Laß dich nicht auslachen!"

Und damit warf sie die Thür hinter sich zu.

Marya starrte ihr nach, halb vornübergebeugt. Sie zitterte und zuckte am ganzen Leibe; wie ein Baum, den die Axt bis ins Mark getroffen. Und in ohnmächtigem Stöhnen ging sie dann die wenigen Schritte und setzte sich auf den harten Küchenstuhl. —

Aniela hatte sich geärgert und ließ das ihren Verehrer entgelten. Sie war von bewundrungswürdiger Erfindungskraft darin. Jeden Tag heckte sie neue Bosheiten aus. Marya sah und hörte jetzt alles. Was sie früher nicht beachtet, es fiel ihr auf. Wenn ihr Vater seinem Nesthäkchen die gewohnten Kleinigkeiten und Näschereien mitbrachte, preßte sie die Lippen zusammen. Wenn sie am Herde stand und Aniela draußen lachte und plauderte, ballten sich ihre Hände. Und Tag für Tag schüttete Stanislaus ihr von neuem sein Herz aus, und Tag für Tag litt sie von neuem die Qual. Sie sah scharf und klar, sie sah, wie der Mann, den sie liebte, langsam zu Grunde ging, wie ihre Schwester ihn ruinierte. Und wenn sie nachts mit weit offnen Augen in ihrer Kammer lag, fielen ihr immer neue Züge ein, die sie früher kaum beachtet, und ihr Herz wurde schwer und voll, daß sie sich oft aufrichtete, weil sie meinte, jetzt müsse etwas geschehn, etwas Schreckliches — sie wußte nicht, was.

Und die Qual der Nächte ward größer. Stanislaus schien unrettbar verloren. All ihre Hoffnung hatte sie auf ihn gesetzt. Und wenn er sie auch nicht liebte — sie war es gewohnt zu entsagen. Aber glücklich sollte er wenigstens werden, er sollte wenigstens eine lichte Zukunft haben, und wenn sie ihn krönten, wenn die Welt von seinem Namen widerhallte, wenn ewiger Ruhm ihn kränzte — o, sie würde die Hand auf dieses klopfende Herz drücken, sie hatte ihn ja lieb. Keinen ging das etwas an, keiner brauchte darum zu wissen; er selbst am wenigsten.

Und nun? Verraten, mit Füßen getreten von der eignen Schwester, unglücklich und verzweifelt, gebrochen und gepeinigt von dieser herzlosen Puppe, zum Spielball gemacht, zum Hansnarren erniedrigt, den die hübsche Larve auslachte! Und jeder Tag richtete ihn weiter zu Grunde, jeder Tag stahl ihm ein Jahr seiner glänzenden Zukunft, jeder Tag zog ihn tiefer herab. Großer Gott, das kannst du nicht wollen! schrie es in ihr. Und Stanislaus hatte es selber eingesehn, er hatte sich ihr zu Füßen geworfen, er hatte ihre Knie umklammert, er hatte gefleht: „Erlöse mich, laß mich nicht untergehn!" Und sie? Sie hatte ja gesagt, sie hatte gesagt: „Ich werde dich erlösen!"

Ihr Kopf war dumpf, und in ihrer Brust saß etwas alle die Tage hindurch, das wie in furchtbarer Spannung ihr ganzes Wesen zusammenhielt. Ob sie still dasaß, ob sie arbeitete — dies Neue, Schreckliche war auch da. Und eines Abends — sie hatte ihrem Vater Gute Nacht gesagt, er hatte brummig erwidert, und sie nahm schon die kleine Lampe, um in ihr Zimmer zu gehn — hielt sie noch auf der Schwelle an. Denn eben sagte auch Aniela Gute Nacht. Ihr Vater brummte, lächelte und gab ihr schließlich einen Kuß. Und mit einemmale packte die noch immer starr an der Thür Stehende eine aberwitzige Wut, ein Haß, der ihre Finger in wildem Druck zusammenpreßte. Der schmale Griff der Küchenlampe brach darin, klirrend schlug sie auf die Erde. Sie verlöschte gleich.

„Fräulein Ungeschickt!" spöttelte Aniela, während der Vater finster hinübersah. Marya las schweigend die Scherben des Cylinders zusammen und ging. Aber sie schlief nicht. Auf dem Rand ihres Bettes hockte sie, die Hände in einander verschlungen. Sie schmerzten, in so wildem Druck preßten sie sich von Zeit zu Zeit aneinander.

Die Uhren schlugen im Hause. Wie spät war es? Sie ward nicht fertig mit dem Zählen. Einmal fröstelte sie. Da sah sie ihre Zukunft. Stanislaus ein Ehrloser, ein gebrochner Feigling; sie selbst dahingehend durch ewiges Grau, während ihre Schwester aus Licht und Glanz droben spöttisch lachte.

Nein, ſo ging es nicht weiter. Das konnte Jahre dauern. Noch einmal mit Aniela reden — ſie mußte fort, zu Verwandten, ſie mußte ihn freigeben, gleich heut, gleich jetzt . . .

Haſtig, mit zitternden Händen zündete ſie die Lampe an. Der Cylinder fehlte, die Flamme flackerte trübe hin und her. Aber es genügte. Anielas Kammer war ja gleich nebenan. Und ſie hatte gewiß noch Licht, ſie las oft im Bett.

Aniela las nicht mehr; es war dunkel in ihrem Stübchen. Einen Augenblick zögerte Marya. Ob ſie umkehrte? Aber wie von einer geheimen Macht gezogen trat ſie näher.

Da lag ſie ſchlafend. Um die Lippen noch das etwas ſpöttiſche Lächeln. Marya wurde es kalt und warm dabei. Sie hörte die tiefen Atemzüge.

Ihre Hände zitterten, daß ſie die Lampe hinſtellen mußte. Es gab ein Klirren dabei, aber Aniela wachte nicht auf.

Und wie ſie die Schläferin ſo anſah, dieſes hübſche lächelnde Geſicht, das da ſo gemütsruhig ſchlief, als ob es kein Wäſſerchen trüben könnte, während ſie hier in dunkler Nacht ſchlaflos umherlief, da ſtieg wieder die Wut auf. Warum die andre alles und ſie garnichts? Warum der andern alle Liebe und ihr kein Bröcklein?

Ihr Atem wurde immer kürzer; ein Brennen kam in ihre Augen. Sie ruhten unabläſſig auf dem Geſicht der Schlafenden. Und die lachte plötzlich leiſe im Traum, und dann, als blende ſie der Strahl des Lichts, bog ſie ſich etwas hinüber.

Es war totenſtill. Und noch immer ſtarrte Marya auf dies Geſicht. Und in dieſen Sekunden kam von allen Seiten, was ſie ein Leben lang erlitten — jede Zurückſetzung, jede Beleidigung, jede Schmach, und all die Schmerzen verdoppelten, verhundertfachten ſich, und ſie wußte, dieſe lächelnde Schläferin mordete den Mann, den ſie liebte, mordete ihr eignes Glück, mordete ihre Hoffnung für die Zukunft, und Gott ſtrafte ſie nicht, ſondern ſie lag da und ſchlief — ſchlief —

Sie bog ſich wie im Krampf und im Widerſtand gegen etwas, das ſie überwältigte. Und dann, mit einem rauhen Schrei, hatte ſie ſich über das Bett geworfen und ihre Finger preßten und ſchüttelten den Hals der Schlafenden und gruben ſich gierig ein in nicht endenwollendem furchtbarem Drucke, und ſie ſchrie — nein, das war mehr ein Keuchen in wahnſinniger Wut, in unſagbarem Haß, in wilder Rache für ein zerſtörtes Lebensglück.

Ob Aniela ſchrie, röchelte, ob ſie erkannte, wer ihr das that, ob ſie die Augen aufriß — ſie wußte es nicht. Sie wußte auch nicht, wie lange es dauerte. Sie richtete ſich nur auf, um beſinnungslos hinzuſtürzen.

Als ſie erwachte, waren ihr die Glieder wie zerſchlagen. Sie mußte ſich beſinnen, wie ſie hier auf den Fußboden kam, auf die harten Dielen. Dann ſaß ſie mit weiten, ſtarren Augen. Sie horchte. Aber ſie hörte nichts. Nicht einen Atemzug, nicht eine Regung in dem dunklen Zimmer. Die Lampe war erloſchen.

Sie wagte nicht, ſich zu rühren. Sie wollte an nichts denken. Aber es fiel ihr immer wieder ein: jetzt iſt er erlöſt! Allmählich kam in der Totenſtille ein Grauen über ſie. Auf den Knien rutſchte ſie bis zur Thür. Als ſie in ihrem Zimmer war, atmete ſie tief. Was nun?

Mechaniſch raffte ſie ein paar Kleider zuſammen und machte ein Bündel daraus. Dann ſteckte ſie ſich das Wirtſchaftsgeld ein.

Der Morgen graute ſchon. Um fünf Uhr ging der erſte Zug. Als ſie auf die Straße trat, fröſtelte es ſie. Es war ein grauer Tag im Anzuge. Ein Nebelregen fiel, das Pflaſter war naß. Den Schleier tief ins Geſicht gezogen, ſchritt ſie dem Bahnhof zu. Aber mit ſcheuen Augen wandte ſie ſich alle zwanzig Schritt um. Es war ihr, als käme etwas hinter ihr drein wie ein Schatten.

Sie hatte nicht viel Geld bei ſich. Um zu ſparen, löſte ſie eine Fahrkarte vierter Klaſſe. Ein paar Bauernweiber mit Tragkörben reiſten mit ihr. Sie ſah ſie nicht an. Sie mußte auch jetzt immer denken: er iſt erlöſt! Und dann fiel ihr ein: Das Dreigeſpann — ja das Dreigeſpann iſt nun für ewige Zeiten geſprengt!

Ihr Platz war gerade in einer Ecke, daß ſie aus dem halbvergitterten Fenſter nach dem Himmel blicken konnte. Und je heller es ward, deſto ſeltſamer hingen ihre Augen an den Wolken. Wie dunkle Särge ſchwammen ſie hin, und ſo ſehr der Zug raſte, die dunklen Särge flogen

droben mit, und neue kamen, noch ſchwärzere, eine endloſe Reihe — es war nicht zu ertragen. Aber wenn ſie auch die Augen ſchloß, immer waren die Särge da, und ſie mußte darauf ſchauen mit den brennenden, thränenloſen Blicken, während der Zug weiter und weiter brauſte durch den finſtren Tag der ruſſiſchen Grenze zu . . .

Die Schattenraſt.

Ich denke ſtets an eine ſel'ge Raſt
Nach heißer Wanderfahrt durch ſonn'ge Haide:
Der Bank am Steinborn in der Schattenweide,
Wo ich geruht, bis ſanft der Tag erblaßt,
Und tief erlabt zu höchſtem Lebensſinnen
Durch Abendgold und Dämm'rung ſchritt von hinnen;
Erlöſt, befreit von jeder Erdenlaſt
Der Sterne Dom betrat — das Herz voll Danken —
Die Seele voll Unſterblichkeitsgedanken — —
Am Born der Ewigkeit ſaß ich zu Gaſt?

Julius Lohmeyer.

Unvermerkt.

Die Sonne träumt in den Zweigen;
Da heben die Zweige ſich ſacht.
Und wie ſie wanken und ſchwanken,
Ein Chor von Geiſtern erwacht.

Die Geiſter des Lichts und der Freude
Durchklingen die flüſternde Luft;
Sie neigen und wiegen die Köpfchen
Im goldigen Mittagsduft.

Daneben rauſcht die Quelle
Eintönig ein Schlummerlied,
Indeſſen leiſe von dannen
Der ſelige Sommer zieht.

Clara v. Sydow.

Der Obſt- und Gartenbau als Frauenerwerb.

Von Anna Blum.

Nachdruck verboten.

Wer durch Obſt- und Gartenbau einen lohnenden Erwerb finden will, muß arbeiten lernen, nicht nur geiſtig, ſondern auch körperlich. Hacke und Schaufel, Rechen, Gießkanne und Baumſchere, unter Umſtänden Säge, Hammer und Zange ſind die Werkzeuge der Gärtnerin, deren Handhabung bedeutende Körperkraft und — Ablegung manches Vorurteils von der Minderwertigkeit der körperlichen im Verhältnis zur geiſtigen und künſtleriſchen Arbeit erfordert. Ein geſunder Körper, Widerſtandsfähigkeit gegen die wechſelnden Witterungseinflüſſe, Liebe zur Natur und endlich ein nicht zu geringes Maß allgemeiner Bildung ſind die Vorbedingungen, die ein junges Mädchen, das ſich der Gärtnerei als Beruf zuwenden will, erfüllen muß. Mit der praktiſchen Unterweiſung, die einen kräftigen Körper vorausſetzt, muß die theoretiſche Belehrung, die einen aufnahmefähigen, im Denken geſchulten Geiſt bedingt, Hand in Hand gehen. Allgemeine Pflanzenkunde, beſonders genauere Kenntnis der Dendrologie, Boden- und Düngerlehre, welche beide auf der Chemie und Mineralogie beruhen, Zoologie, ſoweit ſie ſich auf die Kenntnis der Gartenfreunde und -Feinde bezieht, ſind die Wiſſenſchaften, in deren Vorhof die Berufsgärtnerin eingeführt werden muß und die für die Theorie des Unterrichts unentbehrlich ſind. Das Bereiten des Bodens, das Säen und Pflanzen, das Warten und Pflegen, das Ernten, Aufbewahren und Verwerten der gewonnenen Erzeugniſſe erfordert theoretiſche und praktiſche Unterweiſung und viel Übung, durch welche die Schülerin nur dann zur Fertigkeit fortſchreitet, wenn ſie ſich vor keiner Arbeit ſcheut und überall ſelbſt mit Hand anlegt. Wenn ſie auch als ausgebildete Gärtnerin die gröberen Arbeiten nicht zu leiſten braucht, ſo muß ſie doch ſelbſt erprobt haben, welche Zeit- und Kraftanſtrengung ſie erfordern, um die Arbeit der Untergebenen leiten und beaufſichtigen und ihre Leiſtungen gerecht beurteilen zu können. Eine notwendige Ergänzung des Wartens und Pflegens der Gartenkulturen iſt das Schützen derſelben vor dem zahlloſen Heer ihrer Beſchädiger, deren Gefährlichkeit im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Größe ſteht, weil ihre unendliche Vermehrung auch in dieſem Verhältnis vor ſich geht. Nur unermüdliche Sorgfalt, von Sachkenntnis unterſtützt, kann den Kampf erfolgreich aufnehmen. So kommen in dem Beruf einer Gärtnerin alle dem weiblichen Geſchlecht als Vorzüge angerechneten Eigenſchaften zur Geltung: das Achten auf das Kleine, das liebevolle Vertiefen in die Bedürfniſſe anderer, die Fürſorge für die Schwachen und nicht zum mindeſten der Sinn für Ordnung, Sauberkeit und Akkurateſſe, der zur Pflege des Schönen und Künſtleriſchen anleitet.

Mit der Erſchließung des Obſt- und Gartenbaus iſt dem weiblichen Geſchlecht ein Erwerb eröffnet, dem nicht der Vorwurf gemacht werden kann, daß er die Frauen ihrem natürlichen Beruf entfremde, wie er häufig gegen die gelehrte und künſtleriſche Ausbildung — mit welchem Recht bleibe dahin geſtellt — erhoben wird.

Es kann nicht geſagt werden, daß der Beruf einer Gärtnerin die Frauen nervös, hyſteriſch mache, unfähig, beim Eintritt in die Ehe ein kräftiges Geſchlecht zu erzeugen und zu erziehen. Im Gegenteil, die hygieniſche Bedeutung der Ausbildung zur Gärtnerin, die einen fortwährenden Aufenthalt im Freien, ein Ablegen aller Verzärtelung bedingt, kann nicht hoch genug angeſchlagen werden.

Welche Erwerbsgelegenheiten eröffnen ſich nun der Berufsgärtnerin nach abſolvierter Lehrzeit? Für diejenigen, deren Mittel eben nur zur Deckung der ungefähr zweitauſend Mark betragenden Ausbildungskoſten reichen, bieten ſich nach vollendeter, etwa zwei Jahre umfaſſender Vorbildung, Stellungen als Gärtnerinnen auf Landgütern zur Pflege und Beaufſichtigung der Haus- und Nutzgärten, und ſchon jetzt, im An-

Digitized by Google

fange der Bewegung, ist Nachfrage nach solchen, ein Beweis, daß sie auch nach dieser Richtung wohl aus dem Bedürfnis erwachsen ist. Weiter dürfte, allerdings erst in Zukunft, eine Anzahl von Gärtnerinnen als Lehrerinnen an neu zu errichtenden Gartenbauschulen Anstellung finden. Die Zahl solcher Anstalten, die man gewissermaßen als Versuchsanstalten ansehen kann, ist gegenwärtig noch sehr gering — zum Schluß dieser Darlegungen soll eine Zusammenstellung der in Deutschland vorhandenen erfolgen — und sie können bei weiterer Beteiligung dem Bedarf nicht genügen. Auch als Leiterinnen von Kursen zur rationellen Erlernung des Obst- und Gartenbaues, die für die Frauen und Töchter von Landwirten besonders in Süddeutschland (Karlsruhe, Geisenheim) schon bestehen, aber von Männern geleitet werden, dürfte sich den Berufsgärtnerinnen lohnende Verwertung der erlangten Kenntnisse bieten. Für solche endlich, die ein kleines Kapital ihr eigen nennen, bietet sich die Aussicht, durch Erwerbung eines kleinen Gartengrundstücks eine selbständige Existenz zu gründen, damit eine Lebensstellung zu erringen, die mit weniger Mühen, Sorgen und Verantwortlichkeit verknüpft ist als die einer Schulvorsteherin, auch weniger Mittel erfordert als die Gründung eines Geschäfts. Die sich jährlich steigernden Unsummen, welche ins Ausland für von dorther importiertes Gemüse und Obst und für Konserven gehen, lehren, daß der inländische Bedarf durch die Erzeugnisse des Inlandes weder nach Quantität noch Qualität gedeckt werden kann, und keine Besitzerin eines Gartens, den in rationeller Weise zu bebauen sie vorgebildet ist, dürfte um den Absatz ihrer Erzeugnisse besorgt sein; vorausgesetzt, daß diese geeignet sind, die natürlich auch auf diesem Gebiet reichlich vorhandene Konkurrenz zu bestehen.

Dieser Ausblick leitet über zu der erweiterten Bedeutung, welche die Ausbildung der Frauen im Obst- und Gartenbau für die weiten Kreise der Landwirte hat, ohne Rücksicht auf den Umfang ihres Besitzes. „Unsere Landwirte leiden fast alle unter der Untüchtigkeit der Frauen" lautete ein harter Vorwurf, der vor einigen Jahren in einem Artikel in den „Grenzboten" gegen die Frauen der Gutsbesitzer erhoben wurde. Die Mitarbeit der Frauen ist in allen Landwirtschaften zur gedeihlichen Führung derselben notwendig, in den kleinen, indem sie selbst thatsächlich mitarbeiten, in den großen, indem sie es verstehen, den inneren Betrieb zu leiten und zu überwachen. Neben der Milchwirtschaft und Geflügelzucht, welche die Domäne der Landwirtinnen sind, deren Ertrag von ihrem größeren oder geringeren Verständnis dafür abhängt, müßten sie den Haus- und Nutzgarten mit in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen, wie das wohl hier und da geschieht, aber ohne eine geeignete Vorbildung der Frauen nicht mit rechtem Erfolg. Der bekannte Vers:

Im kleinsten Raum
Pflanz' einen Baum
Und pflege sein,
Er trägt dir's ein,

hat erst dann seine volle Berechtigung, wenn der gepflanzte und gepflegte Baum von der besten Art ist. Ein solcher nimmt nicht mehr Raum und Pflege in Anspruch als ein anderer mit geringwertigen Früchten und bringt den doppelten Ertrag. Wie der bemittelte Landwirt die Söhne, die er für den väterlichen Beruf erzieht, zu ihrer weiteren Ausbildung auf eine Ackerbauschule, bei größerem Besitz auf eine landwirtschaftliche Hochschule schickt, so müßten die Töchter einen Kursus in einer Gartenbauschule durchmachen, damit sie befähigt werden, sowohl im Elternhause wie auf dem eignen Besitztum den ihnen zufallenden Teil der Erwerbsarbeit zu leisten. Der vorhin erwähnte Vorwurf würde dann wohl allmählich verstummen und der Familienwohlstand direkt, der Volkswohlstand indirekt dadurch gehoben werden. Weiter würde die nach Quantität und Qualität vermehrte und verbesserte Erzeugung der mancherlei Gartenfrüchte, die rationellere Verwertung derselben, — wie viel Obst und Gemüse verkommt in besonders ertragreichen Jahren und in Gegenden, die seitab vom Verkehr liegen, nur, weil die Gartenbesitzer nicht verstehen, sie zu konservieren und in dieser Weise nutzbringend zu verwerten — die Einfuhr von Gartenerzeugnissen aus dem Auslande vermindern und damit ungezählte Millionen dem Vaterlande erhalten, was vom nationalökonomischen Standpunkt als Fortschritt zu begrüßen wäre.

Durch eine bessere Bewirtschaftung der Gärten, durch die Ausnützung manches für wertlos gehaltenen und daher unbeachteten Ackerstücks seitens der Frauen und Töchter der Besitzer würde vielleicht eines der kleinen Mittel gewonnen werden, wodurch die Not der Landwirtschaft zwar nicht beseitigt, ihr aber doch in etwas gesteuert werden könnte. Viele kleine Hilfsmittel ersetzen ein großes, und ihre Wirkungen sind oft weitgreifender, weil sie mehr in die Tiefe gehen. Wie manche brachliegende weibliche Kraft, wie manches brachliegende Acker- und Gartenstück könnten wirtschaftlich verwertet werden, wenn man erstere zu nutzbringender Arbeit erzieht und heranzieht.

Daß die Vorbildung der Berufsgärtnerinnen sowohl, wie der für die Pflege des Obst- und Gemüsegartens auszubildenden Töchter und Frauen der Landwirte nur in besonderen Lehranstalten ge-

wonnen werden kann, ist so selbstverständlich, daß weitere Beweise für diese Forderung wohl kaum erwartet werden. Es erübrigt also nur, auf die bis jetzt bestehenden, diesen Zwecken dienenden Anstalten, deren Zahl wie schon bemerkt in Deutschland nur gering ist, hinzuweisen und sie nach ihren Zielen und ihrer Ausgestaltung kurz zu besprechen.

Voll ausgestaltete Gartenbauschulen, in denen gebildete Frauen und Mädchen praktisch und theoretisch für die verschiedenen Zweige des Gartenbaus ausgebildet werden können, sind erst im letzten Jahrzehnt entstanden. Die Anregung zur Errichtung solcher Anstalten gab Frau Kommerzienrat Heyl in Charlottenburg, indem sie auf ihrem Besitztum eine Gartenbauschule für gebildete Mädchen einrichtete. In dieser wurde besonders die Blumenzucht und die damit verbundene Blumenbinderei gepflegt. Eine zweite Anstalt wurde von Fräulein Elvira Castner, Dr. D. S. als Obst- und Gartenbauschule zu Friedenau bei Berlin errichtet. Am 1. Oktober 1894 mit 7 Schülerinnen ins Leben getreten — gegenwärtig zählt sie 15 — hat diese Anstalt am 18. September d. Js. die Probe auf ihre Lebensfähigkeit bestanden. Die ersten 7 Schülerinnen haben an diesem Tage vor bekannten Fachmännern[1]) ihr Examen als Berufsgärtnerinnen abgelegt und haben alle gut bestanden. Einige haben Stellen als Gärtnerinnen angenommen, andere wollen das Erlernte als Lehrerinnen im Gartenbaufach verwerten.

Neben dem zweijährigen Kursus für Berufsgärtnerinnen gehen Spezialkurse für einzelne Zweige der Gartenbaukunst für solche Damen einher, die da lernen wollen, ihren eigenen Besitz rationeller zu bewirtschaften und ihre Gartenprodukte besser zu verwerten.

Die Aufnahme für den zweijährigen Kursus findet nur im Oktober jeden Jahres statt; die Zöglinge für den einjährigen Kursus können am 1. April eintreten. Spezialkurse für Obstbaumpflege und Gemüsebau finden vom Januar bis März und vom April bis Juli statt; vom Juli bis September können bei genügender Beteiligung 14tägige Kurse für Obst- und Gemüseverwertung eingerichtet werden. Als Vorbildung wird die Absolvierung der 1. Klasse einer höheren Töchterschule verlangt; das Aufnahmealter ist ein dem entsprechendes. In der Anstalt selbst kann eine beschränkte Zahl von Schülerinnen Aufnahme finden. Der Pensionspreis für die internen beträgt 80 Mark monatlich incl. Unterricht (Wäsche ausgeschlossen); externe Schülerinnen zahlen für den zweijährigen Kursus ein Unterrichts-Honorar von 15 Mark monatlich, für die Spezialkurse beträgt es 20 Mark, für den Obstverwertungskursus 10 Mark. — Prospekte versendet die Besitzerin und Leiterin der Anstalt Fräulein Dr. E. Castner, Friedenau-Berlin W, Fregestr. 41.

Am 1. Oktober d. J. wurde die Gartenbauschule „Schneckengrün" bei Plauen im Vogtlande in Sachsen von Elvira Baronesse v. Harmating-Barth eröffnet. Ihrem Prospekt nach ist sie in größerem Umfange, aber nach denselben Prinzipien und mit demselben Unterrichtsplan eingerichtet wie die oben genannte. Es werden nur interne Schülerinnen aufgenommen. Der Pensionspreis beträgt 60 Mark monatlich, das Unterrichtshonorar 25 Mark. Auch in dieser Anstalt soll Schülerinnen, welche nach Abschluß des II. Kursus sowohl im Theoretischen wie im Praktischen das von der Schule geforderte und im Prospekt festgesetzte Ziel vollständig erreicht haben, ein Reifezeugnis ausgestellt werden. Aufnahmebedingungen: Ein gesunder Körper, ein ernster Wille, der Bildungsgrad einer mittleren Klasse der höheren Töchterschule und ein Alter von mindestens 18 Jahren.

Älter als diese beiden Vollanstalten für Ausbildung gebildeter Frauen zu Berufsgärtnerinnen sind die mit Haushaltungsschulen verbundenen Gartenbaukurse, deren Zweck es ist, die Töchter und Frauen der Bauern und kleineren Gutsbesitzer für ihren Beruf als Hausfrauen auch in dieser Beziehung tüchtig zu machen. Unterweisungen im Obst- und Gemüsebau und in der Obstverwertung, freilich nur in beschränktem Maße, werden in der unter Leitung des landwirtschaftlichen Centralvereins der Provinz Sachsen stehenden Haushaltungsschule zu Nebra a. d. U. erteilt. Auch in den Lehrplan der Kieler Kochschule auf Wilhelminenhöhe bei Kiel, Gründerin und Vorsteherin Frau Sophie Heuer, sind theoretische Belehrungen über einige Zweige des Gartenbaus aufgenommen worden. Diese Schule ist ein Töchterpensionat und dient ebenfalls dem Zweck, die Töchter des gebildeten Mittelstandes für ihren Hausfrauenberuf vorzubereiten, auch werden in ihr Koch- und Haushaltungslehrerinnen ausgebildet. — Auch im Kanton Luzern (im Bühl, Station Rottwil) ist von dem „Gemeinnützigen Frauenverein" eine Haushaltungsschule für die Töchter der Landbevölkerung gegründet worden, an der jährlich

[1]) Bei der Prüfung waren anwesend und sprachen sich sehr lobend über die Resultate derselben aus: Der Königliche Garten-Direktor Mathieu in Charlottenburg, Professor Dr. Sorauer, ehemaliger Direktor der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Proskau; Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wittmack, Direktor der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, Königlicher Garten-Inspektor Lindemut und Königlicher Garten-Inspektor Bogeler in Charlottenburg.

Digitized by Google

dreimal, im Frühjahr vom 6.—16. Mai, an zwei Tagen im Sommer und an vier Tagen im Herbst Gartenbaukurse abgehalten werden, speziell für Obstbaumzucht und den Anbau des Gemüses.

Unter den deutschen Gartenbauschulen, die auch Kurse für Frauen eingerichtet haben, sind zu nennen: die Königliche Lehranstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Geisenheim am Rhein, und die Großherzoglich Badische Obstbauschule Augustenberg in Baden. Die Kurse werden, je nachdem sie dem Obst- und Gemüsebau oder der Verwertung der Produkte gelten, zu Beginn des Sommers oder während der Haupterntezeit im September abgehalten, sie umfassen 3, 4 oder 5 Tage. In letzterer Anstalt werden auch milchwirtschaftliche Kurse von 14tägiger und bienenwirtschaftliche Kurse von 10tägiger Dauer abgehalten. —

Aus dieser auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebenden Zusammenstellung ist ersichtlich, daß auf dem betreffenden Gebiet noch viel zu schaffen bleibt; aber ein fröhlicher Anfang ist gemacht, möchte er zu immer weiterer Nacheiferung anspornen.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Der Internationale Frauenkongreß in Berlin.** Über die letzten Versammlungstage (unsere Berichterstatterin mußte, des Drucks unserer Zeitschrift wegen, schon mit dem 3. Tage schließen) ist noch folgendes nachzutragen. Es wurden eingehende Berichte und Vorträge über die Lage der Arbeiterinnen gehalten; dieser Gegenstand fand noch besondere Beleuchtung in den von Frau Schwerin geschickt und taktvoll geleiteten Sektionssitzungen, die allerdings durch die sattsam bekannte Art des Auftretens der Sozialdemokratinnen zum Teil einen stürmischen Charakter erhielten. Die Gesundheitspflege und verwandte Gegenstände fanden ihre Vertretung in Vorträgen von Frau Lina Morgenstern, Frl. Anna Stoch (Oberschwester am Viktoria-Krankenhause in Berlin), Frl. Clara Müseler, Frau Jessen (die warm für die Ferienkolonien eintrat), Herrn Geheimrat Dr. Baer, Mrs. Ormiston Chant, der hochbegabten Vertreterin der Mäßigkeitsbestrebungen in England, Frau Bieber-Böhm, die mit gewohnter Energie und Hingabe für die Sittlichkeitssache eintrat und Frl. Ottilie Hofmann als Vertreterin der Mäßigkeitssache. Über soziale Hilfsarbeit berichtete ferner Frau Auguste Friedemann, über öffentliche und private Armenpflege die auf diesem Gebiet als Autorität bekannte Frau Schwerin, über die Rechtsstellung der Frau die Damen Sera Proelß, Marie Raschke und Anita Augspurg. Einen vorzüglichen Vortrag hielt Frl. Dr. Mensch über das Thema: „Was hat die Frau von der modernen Litteratur zu erwarten?" Großen Beifall fand der Vortrag von Natalie v. Milde über Frauenliebe und -Leben in der Litteratur. — Zum Schluß muß noch erwähnt werden, daß eine der Leiterinnen des Kongresses sich in wenig vornehmer Polemik, deren Ton hier anzuschlagen wir uns nicht entschließen können, gegen eine Äußerung unserer verehrten Berichterstatterin Frau Bely wendet, die es bedauerte, daß die Ausländerinnen die Bekanntschaft der Frauen nicht gemacht haben, die, führend in der Frauenbewegung, an der Spitze des Bundes Deutscher Frauenvereine stehen. Man habe sie, meint jene Polemik im Gegensatz zu fast sämtlichen Tagesblättern, „nicht vermißt." Daß andere anders darüber denken, daß jene Namen doch noch nicht so ganz der Vergangenheit angehören, wie die Verfasserin der Polemik andeuten möchte, beweisen uns zahlreiche Zuschriften aus unseren Leserkreisen, die uns zeigen, daß die warme Pietät, mit der Frau Bely dieser Frauen — bekanntlich sind es Auguste Schmidt und Anna Schepeler-Lette — gedenkt, noch auf recht viel Zustimmung in Deutschland rechnen darf.

* **Von den sechs Abiturientinnen** der Berliner Gymnasialkurse für Frauen sind drei (zwei Medizinerinnen und eine Naturwissenschaftlerin) uneingeschränkt in Halle zum Studium zugelassen worden — auch zur Anatomie und zu den Laboratorien. Drei studieren in Berlin, und zwar zwei Philologie (nur ein Professor hat ihnen hier die Zulassung zu seinen Vorlesungen verwehrt) und eine Medizin. Von den hierfür in Betracht kommenden Professoren hat nur der Anatom ihr die Zulassung verweigert. Die Immatrikulation würde ja solche Vorkommnisse, die ev. ein ganzes Studium in Frage stellen können, unmöglich machen; leider hat man sich immer noch nicht zu dieser einfachen Konsequenz der Zulassung zur Maturitätsprüfung entschlossen. — Die Gymnasialkurse haben zum Herbst eine Neuaufnahme von 21 Schülerinnen gehabt.

* **Der hochverdiente Verein deutſcher Lehrerinnen in England**, begründet und bis zum heutigen Tage geleitet von Helene Adelmann, konnte am 15. Oktober auf ein zwanzigjähriges Beſtehen zurückblicken. Die Feier des Tages wurde zwar auf Wunſch der erſten Protektorin des Vereins, der Herzogin von Teck, verſchoben; der Tag erhielt aber eine ganz beſondere feſtliche Auszeichnung durch ein Telegramm der Kaiſerin von Rußland, die dem Verein das lebhafte Intereſſe bewahrt, das ſie ihm ſchon als Prinzeſſin zuwandte.

* **Für Handarbeitsinſpizientinnen** iſt der Allgemeine Deutſche Lehrerinnenverein ſeit ſeiner Begründung eingetreten. (Vielen Leſerinnen der „Frau" wird die Thatſache, daß der Unterricht in weiblicher Handarbeit in Deutſchland durch Männer inſpiziert wird, ebenſo neu als amüſant ſein.) Ein kleiner Anfang in der Sache wird jetzt in Berlin gemacht, da der Magiſtrat beſchloſſen hat, eine Inſpizientin für den Handarbeitsunterricht an den Gemeindeſchulen anzuſtellen. Derſelben ſoll die Aufgabe zufallen, den geſamten Handarbeitsunterricht zu überwachen, die Lehrpläne desſelben an den einzelnen Schulen zu regeln, den Schulinſpektoren als Beirat zu dienen. Zunächſt ſoll eine Stelle geſchaffen werden, um Erfahrungen zu ſammeln, man darf aber darauf rechnen, daß in abſehbarer Zeit eine Vermehrung eintreten wird.

* **In Bremen** eröffnet das Komitee für das Mädchengymnaſium am 1. November ein Vortragslyceum, an dem Frl. Dr. Marianne Plehn über: Entſtehung der Erde und des Lebens auf der Erde, Frl. Dr. Ricarda Huch über: 1. die Romantiker, 2. die engliſche Revolution und Frl. Dr. Minkwitz über: 1. das Zeitalter Ludwigs XIV. und 2. das engliſche Theater vor Shakeſpeare Vorträge halten. Die Damen ſind gleichfalls für das Mädchengymnaſium gewonnen, das im nächſten Herbſt eröffnet werden wird. — Auch das Münchener Komitee zur Begründung eines Mädchengymnaſiums ſchreitet in ſeiner Arbeit rüſtig vor.

* **Die bayriſchen Frauen** haben durch ihre Teilnahme an der bayriſchen Landesausſtellung in Nürnberg einen ganz ungewöhnlichen Beweis ihres Humanitäts- und Kunſtſinnes, ihrer Ausdauer, Intelligenz und Geſchicklichkeit gegeben. Sechs bayriſche Frauenvereine waren bei der Ausſtellung beteiligt. 1. Der Verein Frauenwohl in Nürnberg, der unter ſeiner überaus rührigen Vorſitzenden Frau Helene von Forſter einen ſo überraſchend ſchnellen Aufſchwung genommen hat, ſpornte zu weiterer opferwilliger Thätigkeit an durch die Ausſtellung der Gipsmodelle eines großartigen, von dem Verein für Nürnberg in Ausſicht genommenen Arbeiterinnenheims, Wöchnerinnenaſyls und Kinderhorts. Über die gegenwärtig von dem Verein in ſeinen zahlreichen Unterrichtskurſen gelöſten Aufgaben gaben wohlgelungene photographiſche Aufnahmen Aufſchluß. 2. Der bayriſche Frauenverein unter dem roten Kreuz hatte ſeine ſchönen Anſtaltsgebäude zur Darſtellung gebracht und damit einen Blick in ſeine Wirkſamkeit eröffnet, ebenſo 3. der St. Marien-Ludwig-Ferdinand-Verein und 4. der unter der thatkräftigen Leitung von Frau Betty Naue ſtehende Verein Arbeiterinnenheim München. 5. Der Verein Gemeinnütziger Beſtrebungen kennzeichnete ſeine Ziele durch ein Diplom, das einem Dienſtmädchen nach 25jähriger Dienſtzeit als Zeichen der Anerkennung ausgeſtellt wurde und 6. der Münchener Künſtlerinnenverein hatte Abbildungen von Arbeiten aus ſeinen Kurſen ausgeſtellt. — Eine Fülle intereſſanter Nadelprodukte waren von den rühmlichſt bekannten bayriſchen Frauenarbeitsſchulen ausgeſtellt worden. Die Nürnberger Frauenarbeitsſchule von A. Winter hatte muſtergiltige Leiſtungen geboten; würdig ſchloſſen ſich an: die Engliſchen Fräulein in Nürnberg, ferner Ansbach, Zweibrücken, Speyer, Kirchheimbolanden, Niedernburg, Freudenhain-Paſſau, Neuhaus, Schweinfurt und Rothenburg mit ihren Frauenarbeits-, Haushalts-, höheren Töchter- und Kochſchulen. Die Frauen Bayerns dürfen ſtolz auf dieſe Leiſtungen ſein.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

Der Berliner Frauenverein

hat vom 1. Oktober 1895 bis zum 30. September 1896 in ſeiner Krankenpflegeſtation 35 Kranke verpflegen laſſen und zwar 30 verheiratete, 5 unverheiratete Frauen. Von dieſen ſind 12 vollſtändig erhalten, die andern durch größere oder kleinere Beiträge unterſtützt worden. Die Zahl der Pflegetage betrug 612, wovon auf die vom Verein ganz erhaltenen Kranken 249 kommen. Seit dem Beſtehen der Anſtalt haben dort im ganzen 602 kranke Frauen ärztliche Behandlung und Verpflegung gefunden.

Die Verwaltung der Station liegt in den Händen einer Kommiſſion, der Frau Dr. Tiburtius (die Begründerin der Anſtalt) als Vorſitzende, Fräulein Mary Muchall als Kaſſiererin, ferner Fräulein Dr. med. Franziska Tiburtius und zwei Vorſtandsdamen (Fräulein Helene Lange und Frau Stettiner) des Berliner Frauenvereins angehören. Es werden zunächſt die Hausarmen der Vereinsmitglieder und derjenigen Freunde der Anſtalt berückſichtigt, die ſie durch Beiträge unterſtützen. Die Entſcheidung über die Aufnahme ſteht Fräulein Dr. Tiburtius zu. Ausgeſchloſſen ſind nur Kranke mit unheilbaren oder anſteckenden Leiden.

Der Frauenbildungsverein zu Caſſel

hat ſich in dieſem Jahre einer ſegensreichen Weiterentwicklung zu erfreuen gehabt, zu der das neue Vereinshaus mit ſeinen vortrefflichen Einrichtungen nach jeder Hinſicht förderlich war. Über die Vereinswirkſamkeit im einzelnen iſt folgendes zu berichten. Die Geſamtzahl der Schülerinnen der Fachſchule (die weibliche Handarbeiten, Zuſchneiden, kunſtgewerbliche Arbeiten, Zeichnen und Schneidern lehrt) ſtellte ſich im Schuljahr 1895/96 auf 363;

Digitized by Google

an der Kochschule fanden 17 Kurse mit 209 Schülerinnen statt; der Kinderhort nahm 75 Mädchen und 18 Knaben, das Heim 41 Mädchen und Frauen auf, von denen die meisten die Kurse zur Ausbildung von Lehrerinnen besuchten. Wie bedeutend die Thätigkeit des Vereins ist, ergiebt sich daraus, daß der Betriebsumsatz sich auf 61 266 Mark belief. Vorsitzende des Vereins ist Frl. Auguste Förster, stellvertr. Vorsitzende Frau Ida John Wallach.

Der Verein zur Förderung weiblicher Bildung in Hannover

besteht seit Oktober 1892; er veranstaltet jeden Winter einen Cyklus von 20 zusammenhängenden wissenschaftlichen Vorträgen oder zwei Cyklen von je 10 Vorträgen. Die Vorträge sind in den letzten Jahren von 200—400 Zuhörerinnen besucht worden. Außerdem unterhält der Verein Unterrichtskurse für Latein, deutsche und französische Philologie, denen sich in diesem Winter noch ein Kursus für Mathematik anschließen soll. Der Verein hat ungefähr 200 Mitglieder, der Jahresbeitrag beträgt 12 Mark. Der Vorstand besteht aus Frl. A. Honig (Vors.), Frl. B. Harder, Frau Major Quentin, Frau Senior Bödecker, Frau Geh. Oberregierungsrat Kraut.

Der Frauenturnverein zu Hannover

wurde Ostern 1892 gegründet. Vorstand: Frl. A. Honig (Vors.), Frl. B. Harder, Frl. Brandes, Frl. Brink. Es werden zwei Kurse unterhalten, ein Nachmittagskursus und ein Abendkursus. Die Übungen werden von Lehrerinnen der städtischen höheren Töchterschulen geleitet. Mitgliedsbeitrag 10 Mark.

Bücherschau.

„Der Schleifstein" von Maria Janitschek. (Leipzig 1896, Verlag Kreisende Ringe [Max Spohr] Preis elegant broschiert 3 Mark.) Der Schleifstein ist vielleicht von allem, was Maria Janitschek veröffentlicht hat, ihre bedeutendste, jedenfalls ihre reifste Dichtung. Es ist die Geschichte einer Sängerin, an der sich das Goethesche: stirb und werde, erfüllt. Sie heiratet im Bann dunkler Impulse einen Mann, der sie brutalisiert. Früher hat sie in kindlichem und nicht minder brutalem Egoismus sich von ihrer Mutter pflegen und verhätscheln lassen — sie hat es dann in ihrem ängstlich ästhetischen Empfinden nicht vermocht, an das Sterbebett dieser Mutter zu treten. Und nun die Mutter tot ist, muß sie es sühnen. Ihr Mann, der sich unthätig von ihr erhalten läßt, zwingt sie, zu einer schwerkranken Gräfin zu gehen, die er zu beerben hofft. Und nun muß sie täglich alle Schrecken eines langsam vorschgehenden Sterbens sehen. Und nicht genug damit: mit wunder Brust muß sie vor der Gräfin singen. So stirbt sie unter den Brutalitäten ihres Mannes früh dahin. Aber zuvor hat sie sterben gelernt. Der Egoismus ist von ihr abgefallen, wie von der reifen Frucht die Schale fällt. Sie ahnt im Tode neues Leben und stirbt lächelnd. — Die Charakteristik der Gestalten, namentlich die der alten Mutter, des Mannes und der Gräfin ist tief und reif. Die ganze Dichtung künstlerisch ganz in sich abgeschlossen und vor allem ein Merkstein in der Entwicklung, die Maria Janitschek selbst zurücklegt. Und diese Entwicklung ist — des ist der „Schleifstein" Zeuge, ein Reifen. Von der gleichzeitig von Maria Janitschek erschienenen Skizzensammlung **„Vom Weibe"** (Berlin 1896. S. Fischer Verlag) läßt sich das Gleiche leider nicht sagen. Auch hier ist die psychologische Beobachtung stellenweise von großer Feinheit. Aber diese Skizzen behandeln durchgängig Fragen des geschlechtlichen Empfindens. Und Maria Janitschecks starker lyrischer Subjektivismus macht sich in Behandlung dieser Dinge — wie er sonst ihre Stärke ist — als Schwäche fühlbar. Es ist jetzt Mode geworden, das „Weibempfinden" immer und immer wieder in der Sinnlichkeit zu suchen. Für Maria Janitschek bedeutet das Mitmachen dieser Mode eine Verirrung vom Gebiete ihres ureigenen Könnens.

„Deutsche Lieder" von Franz Evers. (Berlin 1895. Groteske Verlagsbuchhandlung.) In Evers' Gedichten lebt ein eigentümliches Naturempfinden, das feierlich und stilisiert anmutet. Die meisten dieser Lieder verraten den echt empfindenden Künstler, aber sie sind mehr gemalt als gedichtet. Das Naturgemälde ist oft nur als solches gegeben, es fehlt der Stimmungsreflex. Im stilisierten Naturbild aber verrät Evers eine eigene Kraft — man fühlt sich oft an die Gemälde, der Präraffaeliten erinnert. Und in dem Bändchen findet sich doch auch manches Gedicht, das warm zu Herzen spricht und Stimmung unmittelbar übermittelt.

„Der neue Kurs". Litteratur, Theater, Kunst, Journalismus der Gegenwart. Von E. Mensch. (Stuttgart, Levy & Müller, Mark 5,50.) Dr. Ella Mensch giebt in diesem Buch eine Folge von „Neuland, Menschen und Bücher der modernen Welt", das im gleichen Verlage erschien. Die Kapitelüberschriften: Rückblick nach Altland, Die Erscheinungsformen der neuen Lyrik, Moderne Epik, Das Drama der Gegenwart, Führende Geister im Journalismus geben einen Begriff von der Richtung des Buches. Die Verfasserin ist im stande gewesen, diese Kapitel mit einem starken, eigenartigen Inhalt zu füllen. Sie hat ein eigenes Urteil über Menschen und Litteraturerscheinungen und klammert sich infolgedessen nicht an die abgegriffenen Formeln, die gerade in der Litteraturgeschichte noch eine so große Rolle spielen. Sie versteht es, Lebensprozesse zu durchschauen und zu beurteilen. Ein gründliches Studium dient ihren Urteilen als fester Untergrund; auch wo man ihre Ansicht nicht teilt, muß man sie respektieren. So ist das Buch zur Orientierung über den neuen Kurs in der That wohlgeeignet.

„Als der Großvater die Großmutter nahm." Ein Liederbuch für altmodische Leute. 3. Auflage (Leipzig, Wilh. Grunow. Preis el. geb. 7 Mark). Wer Freunden, die in der guten alten Zeit jung gewesen, eine originelle Weihnachtsfreude bereiten will, der schenke ihnen dieses Liederbuch für altmodische Leute. Alle die längst verschollenen Klänge „aus Wirtills zerfallener Hütte", von den überaus guten Reichen, die arme Kinder mit Freuden aus Herz nehmen, von Heinrich und seiner Wilhelmine, von Hellmut dem Friedensstörer, den muntren Knaben Franz und Fritz, hat kein Geringerer als Gustav Wustmann wieder für uns auferweckt. Für den Kulturhistoriker bietet die Sammlung das höchste Interesse; eine verschollene Zeit mit ihrem Lavendel- und Thymianduft, ihren Thränenbächen, ihrer kindlichen Einfalt und Gläubigkeit, eine Zeit, die den blasierten fin de siècle-Menschen komisch und rührend zugleich anmutet, steigt vor uns wieder auf; die eingehendste Abhandlung könnte uns den Geist dieser Zeit nicht in dem Maße rekonstruieren wie die Lieder der Hölty und Pfeffel, der Hagedorn, Gellert, Gökingk, der Stolberg und Tiedge.

„Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf." Von Dr. med. Anna Kuhnow. (Leipzig, Hermann Haacke.) Die kleine Broschüre bricht eine tüchtige Lanze für unser Geschlecht. Gleiche Bildung für Mann und Frau ist ihre Forderung; die üblichen Einwände pariert sie gewandt. Besonders das stets wiederholte, beliebte Argument, daß geistige Arbeit die Frau körperlich degeneriere, weist die erfahrene Ärztin mit kräftigem Wort zurück: „Solche verderblichen Leistungen bringt nur die Pseudobildung unserer höheren Töchter zu Wege, welche einer geistigen Hohlheit das Mäntelchen einer Papageienerziehung umhängt, die stets nur Fremdes wiedersagen kann und im Selbstgedachten stumm ist." Das Schriftchen sei insbesondere den Vereinen zur Propaganda empfohlen.

„Dramatische Handwerkslehre." Von Avonianus. (Berlin, Hermann Walther. Preis 5 Mark.) Der Titel wird vielleicht manchen erschrecken. Auch noch eine „Dramatische Handwerkslehre", um noch mehr unfähige Dramatiker zu züchten! Aber das Buch will das Gegenteil und wird es erreichen. Man kann nichts Besseres thun als es dem „angehenden Dramatiker", sitze er noch auf Prima oder habe er bereits das erste Vierteljahrhundert hinter sich, in die Hand zu geben. Auf die allermeisten trifft ja das Wort zu: „Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß," nur fehlt ihnen die Erkenntnis der eigenen Schwäche. An den fein- und scharfsinnigen, durch zahllose konkrete Beispiele, Zergliederungen dramatischer Leistungen und praktische Hinweise gestützten Bemerkungen des „Avonianus," der seinen Namen nicht sinnlos gewählt hat, muß manchem die Erkenntnis kommen. Aber das Buch hat noch einen davon ganz unabhängigen Wert: es bildet eine höchst interessante Lektüre für jeden, dem das Verständnis für feinen Humor, eigenartige Gedanken und plastische Darstellung nicht abgeht. Das ganz Aktuelle — der Verfasser hat sich weise nicht auf die Klassik zurückgezogen, sondern behandelt auch ganz moderne Dramen, wie „Die Ehre", „Der Talisman", „Satisfaktion", „Der Herr Senator" — wird ihm weitere Freunde sichern. Kurz, unter den vielen wertlosen Erzeugnissen moderner Schreibwut ist hier eine wirkliche Leistung geboten.

„Frauenrechte, Frauenpflichten." Von Ilsa von der Lütt (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Preis 60 Pf.). Die Verfasserin giebt zunächst eine Orientierung über die Rechte und Forderungen der Frauen, stellt aber dann auch diesen Rechten Pflichten gegenüber und zwar knüpft sie an den Gedanken eines Dienstjahres im Interesse der Allgemeinheit an, der so vielfach schon erörtert worden ist. Man wird ihn heute, wie so vieles auf diesem Gebiet, für unerfüllbar halten, aber es steckt ein durchaus brauchbarer Kern in diesem Gedanken.

„Weib oder Persönlichkeit." Von Gustav Thudichum (München, Staegmeyer). Eine sehr lesenswerte kleine Broschüre. Ihr Grundgedanke ist der, daß Weib und Persönlichkeit nicht, wie man so häufig meint, Gegensätze sind, daß im Gegenteil auch das Weib, das heute immer noch als Gattungswesen gefaßt wird, dem Gesetz aller höheren Organismen gemäß sich zur Persönlichkeit entwickeln muß, um seine Kulturaufgabe zu erfüllen. Und der Verfasser wagt es, die Konsequenzen aus seiner Theorie zu ziehen und dem Weibe alle Rechte der freien Persönlichkeit zuzuerkennen: ja, er macht von dieser Zuerkennung die glückliche Weiterentwicklung unsrer in schwerer Krise befindlichen Nation abhängig. „Es giebt noch genug gesunde und frische Kräfte im Volke; die große Reserve, die jetzt in der Zeit der Not herangezogen werden kann und muß, das sind die Frauen." Der Satz ist für den Verfasser bezeichnend.

„Hohe Ziele" oder das Wirken der christlichen Jungfrau auf dem Gebiet der Familie, der weiblichen Diakonie und des öffentlichen Lebens, von Agnes Willms-Wildermuth. (Stuttgart, Christliches Verlagshaus.) Das vorliegende Buch bietet manches lehrreiche Kapitel; insbesondere giebt das über die Stütze der Hausfrau, die Gesellschafterin und Repräsentantin zu denken. Über die weibliche Diakonie enthält es viel Wissenswertes, wenn es auch von einer gewissen Einseitigkeit der Auffassung nicht freizusprechen ist, die wir bei der unvergeßlichen und noch heute unersetzten Mutter der Verfasserin bei aller herzlichen Frömmigkeit nicht zu finden glauben.

„Der freiwillige Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen." Ein Versuch zur Lösung der Frage: Was ist das deutsche Volk seinen verwaisten Kindern schuldig? Von Franz Pagel, städt. Lehrer und 1. stellvertr. Vorsitzenden des freiwilligen Erziehungsbeirats zu Berlin. (Berlin NW., L. Oehmigkes Verlag [R. Appelius]. Pr. 80 Pf.) Wir empfehlen das Büchlein der Kenntnisnahme aller derer, die mit uns eine der Hauptquellen der wachsenden sittlichen Verwahrlosung in der vernachlässigten Jugenderziehung sehen. Es giebt eine orientierende Darlegung der Aufgaben und des Organisationsplans des bekannten, am Jubeltage Pestalozzis in Berlin zusammengetretenen Vereins.

„Ethische Prinzipienlehre“ von Harald Höffding, Professor an der Universität in Kopenhagen. (Bern, A. Siebert.) Vor kurzem haben in Zürich ethisch sozialwissenschaftliche Vortragskurse, von den Gesellschaften für ethische Kultur veranstaltet, stattgefunden, die ungewöhnlich [illegible] bieten. [illegible] dankenswert, daß diese Vorträge nun dem weiteren Publikum in so leicht zugänglicher Form (in Lieferungen à 15 Pf.) dargeboten werden. Der tiefsinnige und doch so klare Vortrag Höffdings erscheint gerade als erster gutgewählt; unter den folgenden erwähnen wir nur: Prof. Wilh. Förster, Naturwissenschaft und Lebensführung, Dr. J. Jastrow, Die Sozialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde; Prof. Staudinger, Beiträge zur Sozialpädagogik, denen sich weitere hochbedeutende Namen anschließen.

„Zur Frauenfrage“ von Eliza Ichenhäuser (Zittau, Pahlsche Buchhandlung). Die Verfasserin hat in dem Büchlein eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, die in den verschiedensten Zeitschriften erschienen sind. Es findet sich darunter viel Instruktives über Spezialfragen: z. B. den Stand der Sache in andern Ländern, Polizeimatronen, weibliche Ärzte, Hausindustrie ꝛc. Die Verfasserin hat nur ausgewählt, was auf ein historisches oder ein aktuelles Interesse Anspruch machen konnte.

„Die schmerzlose Entbindung.“ Von Prof. Dr. M. Collins. (Leipzig, Th. Grieben.) Ein für die, die es angeht, empfehlenswertes Buch, da es auf dem gesunden Boden der Naturheilkunde steht.

„Gedichte eines Arbeiters.“ Von Ludwig Palmer. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.) In diesem sechsten Bändchen des „Litterarischen Schatzkästleins“ wird uns eine eigenartige Gabe geboten. Es sind die Gedichte eines Eisenarbeiters, der in Schorndorf in einer Fabrik thätig ist. Es läßt sich nicht sagen, daß sie neue Bahnen führen, weder inhaltlich noch formell; um ihrer psychologischen Bedeutung willen aber wird diese Gabe jeden fesseln, den das Leben des Volkes interessiert.

Anzeigen.

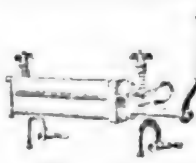
Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wünschen Sie köstliches Dessert, Sandtorten, Festkuchen?

Dies läßt sich am besten durch **Brown & Polson's Mondamin** herstellen. Dasselbe bietet einen [illegible] durch seine Eigenschaft bedeutende [illegible] Reinheit und Stärke. Rezepte und [illegible] auf den **Mondamin**-Packeten, zu haben à 60, 30 u. 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikatesse- u. Drogen-Geschäften. Für die gute Qualität bürgt am besten das vierzigjährige Bestehen dieser weltbekannten, [illegible] Marke. [44

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
verbindet [illegible] lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85. [18



Neu! Corona-Wringer,
D. R. P. unter 10jähriger Garantie.
sowie seine als praktisch bewährten
Waschmaschinen. Wäscherollen (Mangeln)
empfiehlt in großer Auswahl zu sehr billigen Preisen
Paul Knopp, Maschinenfabrik,
BERLIN SW., Beuth-Strasse 16 a.
Prospekte gratis und franko. [24

Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt.
Leibrentenversicherung zur Erhöhung des Einkommens. **Kapitalversicherung** für Aussteuer, Militärdienst, Studium. **Sparkasse. Gezahlte Renten 1895:** [illegible] Mark. **Vermögen:** 95 Millionen Mark. [4
Prospekte und nähere Auskunft bei der **Direktion Berlin,** Kaiserhofstr. 2.

Die Modenwelt.
Gegründet 1865.
Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.
Jährlich **24 reich illustrierte Nummern** zu je **16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**
Schnittmuster nach Wahl gratis!!
Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf.** = 75 Kr. (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Postanstalten und Zeitungsspeditionen entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den altengedurgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen. Berlin W. Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [25

Digitized by Google

Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre

mit **beistehender Schutzmarke bieten die sichere Garantie,** dass sie **durch und durch aus massiv reinem Nickel** hergestellt sind, während die meisten im Handel befindlichen sogenannten Nickel-Kochgeschirre aus plattiertem Eisen, vernickeltem Messing oder Zink bestehen, nach deren baldiger Abnutzung derartige Geschirre unbrauchbar und werthlos werden. Dagegen verlieren die Berndorfer Kochgeschirre den Metallwert nie und werden jederzeit im Umtausch mit M. 3.– pr. Kilo zurückgekauft.

Aus einem Stück gepresst.

Die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre sind **unverwüstlich,** brauchen weder **nicht verzinnt** zu werden und besitzen absolut **keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften.**

Reparaturen sind ausgeschlossen, während z. B. von emaillierten Geschirren das Email abspringt, oder von kupfernen Geschirren das Zinn abschmilzt, wodurch derartige Geschirre reparaturbedürftig, unbrauchbar und gesundheitsgefährlich werden.

Das Kochen in Rein-Nickel erfolgt rascher. Die Reinigung ist die einfachste.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

Für Kunstfreunde. [15

Unser neuer, vollständiger, **reich illustrirter Katalog für 1896** über Tausende von Photogravuren und Photographien nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pf. in Postmarken franco zugesandt.

Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Immer dringender fordern ärztliche Autoritäten die Abschaffung des jetzigen panzerähnlichen Korsetts. Sie verlangen vor allen Dingen, das Korsett möge wenigstens über der Magengegend druckfrei getragen und die Hüften von der schweren Last der Kleider befreit werden.

Diesen Uebelständen wird durch das **Reformkorsett der Dr. Anna Kuhnow** (D. R. G. Muster 12 602) entgegengetreten. Es hat derart in allen Frauenkreisen Anklang gefunden, daß es nicht nur in den weitesten Kreisen eingeführt ist, sondern z. B. speziell in Leipzig von 22 Professoren und Ärzten dringend empfohlen wird. Mit dem Vorzuge, der Gesundheit in jeder Weise zu nutzen, vereinigt das Korsett die Annehmlichkeit, daß es, nach Maß angefertigt, eine ebenso schlanke Figur wie einen guten Sitz der Taille erzeugt.

Um auch in anderen Städten allen Damen die Anschaffung zu erleichtern, würde ich gerne Reflektantinnen meine Vertretung gegen angemessene Provision übertragen, und bitte ich, sich dieserhalb an meine Adresse: Ferdinande Proskauer, Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41 zu wenden.

Wie auf allen

bis jetzt beschickten Ausstellungen, so auch auf der

Internationalen Ausstellung für Hygiene, Volksernährung und Armeeverpflegung,

zu *Baden-Baden* wurde

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao

mit dem

Ehrendiplom und der

goldenen Medaille

preisgekrönt.

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao, Schutzmarke Bienenkorb, wird nur in Cartons à 27 in Staniol verpackter Würfel zum Preise von Mark 1 verkauft. Erhältlich in allen **Apotheken,** jeden **Drogen-, Delicatess-** und **besseren Colonialwaarenhandlungen.** Man achte auf die **Packung** und weise werthlose Nachahmungen, welche lose in den Handel gebracht werden, zurück.

[23] **Hausen & Co., Kassel.**

Carl Schmidt,

Berlin W., Taubenstr. 23,

empfiehlt 6 weltberühmten

Stoffbüsten

zur Anfertigung der [16

Kostüme.

Spez.: Büstenf. j. Körperform.

Keine Anprobe.

Illustrierter Hauptkatalog **umsonst u. postfrei.**

Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

[14] Zweite Auflage

Erzieherinnen

und Damen gebildeter Stände, Kinder [illegible] nützen stets gerne Auswahl von guten Bakanzen, sowie billige und bequeme Pensionen im

Gouvernantenheim,

Wien, Praterstraße 41.

Vorsteherin: Frau Sofie Schreiber.

Solinger Messer und Gabeln.

Nr. 501 echt Ebenholzheft, Klinge pol. und schön gebogene Stahlgabel.

12 Stück Tischmesser nur Mark 4,50
12 „ Tischgabeln „ „ 4,50
12 „ Dessertmesser „ „ 3,90
12 „ Dessertgabeln „ „ 3,90

½ od. ¼ Dtzg. gebe zu Dutzendpreis ab. Umtausch gestattet. Versand gegen Nachnahme od. Vorhereinsend. des Betrages.

Julius Braun Ww., [26
Stahlwaren-Fabrik, Solingen.

Preisgekr. Int.-Ausstell. Dresden 1894. Musterwaar. vers. geg. Eins. v. M. 1,20 fr. Illustr. Preisl. Nr. 59 umsonst und frei.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Plagwitzerstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Gebild. j. Damen a. gut. Fam., welche
Klavierlehrerinnen
werd. well., eleg. und mäßig. Bedingungen gesucht. Auch z. Mitgeben, Zimmer, Verpflegung, sowie z. leichten Aufn. in der Familie geboten. Nur Einzelunterricht. Gefällige Zuschriften erbeten. Gab. ertheilt durch den Leiter der „Schule f. höheres Klavierspiel" in Görlitz
F. Petri.
[28] Bismarckstraße 1. II.

Haushaltungspensionat und Fortbildungsschule f. junge Mädchen.
Gründl. Anweisung in Haus u. Küche, Handarbeitskurse, Sprach-, Mal-, Zeichnenkurse, Klavier und Gesang unterricht.
Neue Prospekte. Auskunft: **L. & C. Wolff.**
Frankfurt a. M., Bleichstr. 44.

Internationales Heim,
Berlin SW., Halleschestraße 17,
Wwe. Selma Spranger

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen im Auslande, erscheint
beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.

Singer Nähmaschinen
Anerkannt die Besten der Welt.
Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei, wie für alle industriellen Zwecke.
Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.
Singer Co., Hamburg. Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)
Gratis-Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Handelsinstitut für Damen
[1] von Frau **Elise Brewis,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einzusenden an
32] **E. L. Nollau, Bonn,** Kemgstr. 39.

Kugel-Gelenk-Puppen
sowie **sämtliche Ersatzteile.**
Eigene Fabrikation.
P. R. ZIEROW,
Berlin N.,
Schönhauser Allee 179.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorset,** von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das Reformkorset wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das Reformkorset tragen. Jede Mutter wird es für ihre Kinder kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma
J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Direkter Versand zu unseren **Engros-Preisen!**
Bielefelder Leinen, Tischzeuge, * *
Halbleinen, Handtücher, Küchentücher, Taschentücher.
allerbeste, gediegene Qualitäten. [21
Ausstattungen sehr vorteilhaft. Muster für jedermann.
W. Hinnenthal & Co., Bielefeld F., Gegründet 1871.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34 35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 3. Dezember 1896.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Land!

Novelle

von

Maria Janitschek.

Nachdruck verboten.

I.

Geo Weidmann steckte die Hände in die Taschen und blickte in den Spiegel. Der Mensch, der da herausſah, war ihm widerwärtig. Wenn er nicht in ſo nahem Verwandtſchaftsgrad zu ihm geſtanden hätte, würde er ſich mit ihm geſchlagen haben. So ging das nicht recht. Es hieß in guter Kameradſchaft weiter leben. Was verlangte er übrigens?

War er nicht ein hübſcher Burſche, beſaß er nicht des Mammons genug, durfte er nicht thun und laſſen, was er wollte? Dürfen, ja. Eine bitterböſe Sache aber, wenn man vor Hunger den Appetit verloren hat. —

Herrn Geo Weidmanns Mutter war eine aus der Provence nach dem rauhen Norden Deutſchlands verſetzte Südländerin. Von ihr hatte er die großen, dunklen, traurigen Augen. Sie war längſt tot, die ſchöne Mutter, aber der Vater, ein reicher Kaufherr in Bremen, lebte noch.

Geo hielt ſich nicht immer bei ihm auf. Er reiſte ab und zu in andere nahe gelegene Großſtädte und bemühte ſich da, ſein Geld unter die Leute zu bringen.

Er trank Weine, die vor Alter bitter ſchmeckten, aber ſehr hoch im Preiſe ſtanden, und lief Mädchen nach, die noch als unreife Früchte am Baum des Lebens hingen.

Manchmal machte er es auch umgekehrt, trank junge Weine und verliebte ſich in alte Frauen, der Abwechslung wegen. —

Aber in ihm, ganz tief in ihm, ſaß ein uralter Sybarit: ſeine Seele oder wie man es ſonſt zu nennen beliebt — und machte zu allem, was er begann, ein unbefriedigtes Geſicht.

Dieſes Ding in ihm war's, das er ſo nicht leiden mochte, mit dem er ſich gerne gehauen hätte. —

Es guckte in unverſchämter Sehnſucht aus ſeinen Augen und ließ ſich gar nicht ver-

Digitized by Google

leugnen. Manchmal machte es ſich ſo intenſiv bemerkbar, daß in den freundlichſten Augenblicken, zum Beiſpiel, wenn ein holdes Mädchen ihm den Becher kredenzte, die Schöne plötzlich ausrief: „Was iſt Ihnen, was haben Sie? Weshalb ſehen Sie ſo gottverlaſſen traurig vor ſich hin? Fehlt Ihnen etwas? Sprechen Sie.“ Er ſah dann dem hübſchen Mädchen mit einem Ausdruck in die Augen, der ſo viel bedeutete als: Biſt du aber einfältig! Von ſo etwas ſpricht man nicht, und zu hübſchen Mädchen ſchon gar nicht. —

Dann kam die Zeit, wo Geo eine edle Regung anwandelte. Er wollte ein nützliches Glied der menſchlichen Geſellſchaft werden.

Er lernte aber bald einſehen, daß die Gegenwart ſchon ſo viele nützliche Glieder beſaß, daß er, Geo Weidmann, eigentlich recht überflüſſig war. Kein Menſch wartete auf ſein Eingreifen. Er ärgerte ſich, daß er in einer ſo überaus reichbegabten Zeit geboren war. War nicht faſt jeder Menſch entweder Künſtler oder Erfinder, oder zum mindeſten ein verkanntes Genie? Pferdebahnkutſcher machten Verſe, Schuſter fühlten den göttlichen Funken in ſich und nannten ſich: Fußbekleidungskünſtler, Schafhirten wurden plötzlich zu mediziniſchen Autoritäten u. ſ. w. Um Kommerzienrat zu werden, dazu fehlte es Geo an Luſt. Es giebt ſchon ſo viel treffliche Kommerzienräte auf der Welt. Desgleichen Ärzte, Rechtsanwälte, Seiltänzer ꝛc. Auch merkte Geo, daß alle dieſe „Berufe“ ihn unbefriedigt gelaſſen hätten. Sein Sybarit verlangte etwas anderes, mehr, etwas ganz Hohes, wofür man ſich nicht bezahlen ließ, das man ſchenkte, aus ſich herausholte und in fürſtlicher Freigebigkeit unter die Menſchheit ſtreute.

Und einmal — es war in ſeiner prächtigen Villa am Oſterdeich in Bremen, er hatte nach längerer Abweſenheit eben ſeinen Vater beſucht — ſah er in die grauen vorüberziehenden Wolken und dachte nach.

Einen Augenblick vorher hatte er ſich geärgert, daß er nicht alle dieſe entzückenden Backfiſche heiraten konnte, die einem in Bremen auf Schritt und Tritt begegnen, und plötzlich machte ſeine Phantaſie einen weiten, weiten Sprung.

Wenn ihn andere Gebiete nicht genug lockten, wie war's eigentlich mit dem ewigen Reiche der Religion? Die Mutter hatte ſo köſtliche, fromme provençaliſche Kirchenlieder geſungen, in denen der ganze Zauber der katholiſchen Wunderwelt wohnte, und der ehrwürdige Vater mit ſeinen weißen Brauen und dem wallenden Bart ging jeden Sonntag nach der alten Martinikirche und galt als der thatkräftigſte Vertreter des Luthertums. Geo überlegte lange und fand, daß es an wirklich überzeugten religiöſen Naturen juſt keinen Überfluß gab. Wie wär's, ſchloß er weiter, wenn du dich ganz mit Leib und Seele der Religion in die Arme würfeſt? Es war ihm von klein auf ſo viel Reſpekt vor allem Religiöſen eingeimpft worden, daß ihn auf dieſem Gebiete alle Frivolität verließ und er ganz ernſthaft wurde. Zumal er Tolſtoj verehrte und noch einige andere, die praktiſche Religion lehrten. Geo wußte wohl, daß zu einem religiöſen Genie mancherlei gehörte. Vor allem ein unerſchütterlicher Glaube an ſich ſelbſt und die eigene Sendung, dann eine tüchtige Portion Menſchenkenntnis. Ihm mangelte beides. Aber dafür beſaß er zähen Willen, Verehrung für alles Überſinnliche (die Reaktion auf ſeine Vergangenheit), Geld, Zeit, Freiheit.

Der Vater war freudig überraſcht über die Wandlung, die mit dem Sohne vorgegangen war. Er dachte, Geo würde nun Theologie ſtudieren und Paſtor werden wollen. Etwa dann einmal ſpäter an der Martinikirche angeſtellt werden.

Geo jedoch ſchüttelte den Kopf. Theologie ſtudieren? Welche denn? Katholiſche, evangeliſche, jüdiſche? Er wußte nicht im mindeſten, welchem Gottestult er ſich anſchließen würde. Er wollte vorerſt alle Religionen kennen lernen, reiſen, leſen, an Ort und Stelle bei den Menſchen, die ja der Ausdruck der Gottheit ſind, die ſie anbeten, Studien machen. Der Vater machte ein ungläubiges Geſicht und ſeufzte; da würde nun wohl nicht viel Geſcheites dabei herauskommen.

Geo blieb einſtweilen in Bremen und grübelte in ſich hinein. Er hatte viele ſchlafloſe Nächte. Der ernſthafte Himmel hier ſtimmte auch ihn ernſthaft. Er griff zu allerlei religiöſen Schriften. Er überlegte, wohin er zuerſt ſeine Schritte lenken würde.

Er gefiel ſich darin, plötzlich ein Ziel vor Augen zu haben. Er wollte, endlich! etwas

werden, ein Prieſter, das Höchſte, das ein Menſch werden kann. Es war ihm ein ſchmerzlich wollüſtiges Gefühl, alle ſeine früheren Verbindungen aufzulöſen, allem Luxus, aller Verſchwendung ein Ende zu machen, um ſich einem Unbekannten, Neuen, Gewaltigen hinzugeben. Er ahnte bereits, wie unendlich er das Neue lieben würde.

Empfindungen, deren er ſich gar nicht für fähig gehalten hätte, erwachten in ihm. Ehrfürchtige Schauer durchzogen ſeine Bruſt, wenn er erwog, daß er ſich von nun an nur mit dem Höchſten, Letzten beſchäftigen würde.

Die überflüſſige Fülle fiel von ſeinem Körper ab; er wurde ſchlank, und ſein bisher ſtark gerötetes Geſicht erhielt eine feine, vornehme Bläſſe. Das Traurige in ſeinen Augen verſchwand und machte einem milden Leuchten Platz. Wie alle, die in einen neuen Zuſtand treten, gab er ſich ganz dieſem Neuen hin und dachte an nichts Anderes mehr. Es war wie eine erſte Liebe, was ſich ſeiner bemächtigt hatte, und zwar wie eine Liebe, die nimmer nachläßt, wenn ſie einmal da iſt. Vielleicht deshalb, weil ihr Gegenſtand ein weit entfernter iſt, den man nie an die Bruſt reißen und auf den gleichen Boden mit ſich ſelbſt ſtellen kann.

Kann man Gott wirklich ſo lieben? fragte ſich Geo erſtaunt. Und der Sybarit in ihm antwortete: O ja, wie die Sonne und den Sternenhimmel, und das iſt eine echte Liebe, denn man wird hell und licht durch ſie . . .

II.

Es gab unter ſeinen Freunden einige Dummköpfe, die den Wechſel in ſeinen Anſichten nicht begreifen konnten.

Die Klügeren begriffen ſehr wohl, daß gerade Leute, denen die Erde nichts mehr zu wünſchen übrig läßt, voll Inbrunſt die Arme nach etwas ausſtrecken, das das „Pathos der ewigen Diſtanz" an ſich trägt. Beiſpiel: Ignaz von Loyola, Karl der V., in der neueſten Zeit Tolſtoj, mehrere Prinzen und Prinzeſſinnen von bekannten Namen.

Wenn ein Saulus aber zum Anhänger Gottes wird, geſchieht das mit demſelben Fanatismus, mit dem er früher Lucifer opferte.

So gab ſich auch Geo nicht mit ruhiger Gelaſſenheit, ſondern mit Begeiſterung ſeiner neuen Entdeckung hin, daß in Gott nicht nur die ausfüllendſte Arbeit, ſondern auch die ſeligſte Erſchöpfung ſei. Er baute nun eine chineſiſche Mauer kalter Abwehr um ſich, ließ kaum jemand Zutritt in ſeine Wohnung und vergrub ſich in einen Berg von religiöſen Schriften. Er hatte anfänglich den Glauben als Verſuchsſtation benützen wollen und konnte nun, wie der Pilger in der Sage vom Magnetberge, von dieſem Boden nicht mehr loskommen. Das Naheliegendſte war nun, daß Geo mit den Geiſtlichen ſeiner Heimatſtadt in Verbindung trat, um bei ihnen praktiſch in die Schule zu gehen, bevor er eine Univerſität aufſuchte, um vielleicht Theologie zu ſtudieren. Er vertraute ſich einem der bekannteſten und berühmteſten Prieſter ſeiner Stadt an. Der Geiſtliche lächelte über den flammenden Eifer des jungen Bekehrten und ermahnte ihn zur Mäßigung. Er ſolle ſich nicht zu viel mit „himmliſchen Angelegenheiten" befaſſen. Die Religion hätte auch eine praktiſche Seite. Geo runzelte die Brauen. Dr. Canelius meinte, er müſſe nach Berlin zu einem wichtigen Kongreß. Wenn er wiederkehre, wolle er Weidmann auf verſchiedene Irrwege aufmerkſam machen, auf die er ſich zu verlieren im Begriff ſtände.

Geo fragte intereſſiert nach den Dingen, die auf dem Kongreß verhandelt würden. Sie wären meiſt politiſcher Natur, meinte Dr. Canelius. Ob ein Prieſter ſich auch mit Politik befaſſen müſſe? Die ſcharfgeſchnittenen, geiſtreichen Züge des Geiſtlichen durchhuſchte ein Lächeln. Gewiß und erſt recht. Die Kirche wäre nur dadurch mächtig geworden, daß ſie auch die weltliche Herrſchaft an ſich genommen hätte, wo ſie konnte.

Und Dr. Canelius verbreitete ſich in kluger und geiſtvoller Rede über die Pflichten des Prieſters im neunzehnten Jahrhundert. Keine Schwärmerei wolle man von ihm, ſondern ein kluges Vermitteln des Reiches Gottes mit der Welt. Geo wurde immer ſtiller unter der Wucht jener glänzenden Argumente. Endlich verbeugte er ſich und ſchritt hinaus. Er hätte am liebſten geweint wie der Junge, dem man erklärt hat, daß nicht das Jeſukind, ſondern der Dienſtmann den Chriſtbaum gebracht hat. Was kümmerte Gott der Streit der Parteien? Er ſtand hell und groß wie eine ſtille Sonne

Digitized by Google

am Firmament des Lebens, daß jeder ihn erkennen und lieben konnte. Mußte man wirklich ſchlau und klug zu Werke gehn, um ihm Seelen zu gewinnen? Geo fühlte einen bittern Geſchmack auf der Zunge. Konzeſſionen machen, das Ewige gleichſam wie ein leckeres Gericht den Leuten entgegenbringen, damit ſie verſuchen wie's ſchmeckt, nein. „Halb und Halb" iſt gut für die Deſtille des Lebens, aber wenn es ſich um ein offenes Bekenntnis des Geiſtes handelt?

Weidmann ließ ſeine Koffer packen, umarmte ſeinen Vater und reiſte ab. Geradewegs in ein einſames Bergthal, Montafone genannt, zwiſchen dem Bodenſee und Tirol. Er wollte dort nachdenken, fernab der klugen berechnenden Welt. Er mietete ſich in ein einſames Bergwirtshaus ein. Der Herbſt war ſchon angebrochen, und die paar Sommergäſte hatten ſich davon gemacht. Auf den Häuptern der wild zerklüfteten, in die Wolken ragenden Berge lag Schnee. Scharfe Winde brauſten hinab in die Thäler und erweckten eine Ahnung von dem neun Monate währenden Winter.

Eines Spätnachmittags, als Geo in Gedanken verſunken neben einem wild hinſtürmenden Bergbache hinſchritt, hörte er den ſüßen Klang eines Glöckchens. Er lauſchte erſtaunt, wandte ſich ſpähend um und ſah endlich einen jungen Geiſtlichen, von einem ältern Manne begleitet, daherkommen. Die Hände des Prieſters drückten einen bedeckten Kelch feſt an die Bruſt. Sein hageres Geſicht war von tiefer Bläſſe überhaucht; nur die Augen leuchteten. Geo, von einem mächtigen Impulſe getrieben, folgte dem ſeltſamen Paar.

Der Geiſtliche verſchwand in der Hütte eines ſchwerkranken Bauern. Als er nach längerer Zeit wieder erſchien, geſellte ſich Geo ihm zu. Ihr Weg führte durch einen ſteil abfallenden Tannenwald in die Tiefe. Nach kurzer Zeit hatte der Prieſter ungefähr einen Blick in die Seele ſeines Begleiters erhalten. Er lud ihn ein, mit ihm zu kommen. Er bewohnte ein halbzerfallenes Häuschen neben einer kleinen, hölzernen Kirche. Der alte Meßner, der zugleich Totengräber auf dem nahen Kirchhof war, bediente ihn. Er bot Geo ein Glas Milch und ſteinhartes Schwarzbrot an, anderes hatte er nicht. Weidmann bebte vor Kälte in dem kleinen unwirtlichen Raum, der dem Geiſtlichen als Wohnſtube diente. Er fragte Auguſtinus, wie er es hier ertrage in dieſer fürchterlichen Bergwüſte, wo der Winter faſt das ganze Jahr dauere. „Ich bin ſehr glücklich," war die Antwort. „Woher nehmen Sie die Kraft?" Die Wangen des jungen Geiſtlichen röteten ſich ſanft.

„Die erhält man, wenn man ſie braucht."

Geo ſah in das trübſelige Talglicht, das Auguſtinus zu Ehren des Gaſtes angezündet hatte. Ein Schauer glitt ihm von der Stirne bis in die Fußſpitzen hinab. Dieſe kahlen, ärmlichen Wände, durch die der Sturm pfiff, dieſe rohen, notdürftigſten Bauernmöbel, das Geſicht des Aufwärters, das ſelbſt einem Totenkopf glich, die Beſchäftigung des Geiſtlichen: bei Nacht und Nebel über unwirtſame Waldwege Sterbenden die letzte Zehrung zu bringen, immer den Tod vor Augen haben, durch den Friedhof, der das Häuschen umgab, durch den Anblick dieſes faſt immerwährenden eiſigen Winters: alles dies ertragen zu können, ſetzte eine Art höheren Weſens voraus.

„Es iſt ein Wunder," ſtammelte Geo und erfaßte die ſchlanken Hände des Prieſters.

„Vielleicht iſt es eines."

„Warum eilen Sie nicht in die Welt hinaus und ſchreien es in aller Ohren: ‚Brüder, es giebt Wunder. Mein Gott thut ſie. Kommt zu mir, ich will ihn euch lehren.'"

Auguſtinus ſchüttelte den Kopf. „Was ſollte mir das? Was geht mich die Welt an? Nicht einmal der da draußen," er wies nach der Küche, in der der Totengräber am Herde hantierte, „weiß, was in mir vorgeht."

Geo ging's wie ein Blitz durch den Kopf. Dieſer hier, war er nicht der Gegenſatz jenes andern „Vermittlers?" Jener diente Gott mit einem Auge nach dem Himmel, mit dem andern nach der Erde ſchielend. Dieſer hier hielt beide Augen nach dem Himmel gerichtet. Ihn kümmerte die Welt nicht. Er geht nur zu Leuten, die ſterben. Ihnen vielleicht enthüllt er ein oder das andere Geoffenbarte. Sie aber können es nimmer weiter verbreiten zum Nutzen der andern. —

„O, kommen Sie hinaus," rief Geo, „kommen Sie hinaus, erzählen Sie draußen von den ſtarken Händen Ihres Gottes, von

ſeinen Flammen, von ſeiner Gnade. Menſch, Söhne dieſes Gottes ſind berufen, die Welt zu erobern.“

Der junge Geiſtliche lächelte mit geſchloſſenen Augen. „Laſſen Sie mich hier. Der Herr kommt nur zu dem Einſamen; zöge ich hinaus, verlöre ich ihn.“

„Dann ſind Sie ein Egoiſt; Sie wollen das Wunder für ſich behalten. Sie wollen nicht ſchenken, Geiziger.“

„Schelten Sie mich!“ der Prieſter neigte demütig das Haupt. „Chriſtus möge Ihnen verzeihen.“

Geo ging fort.

Er ging durch den nächtlichen Wald. Der Herbſtwind trocknete ſeine Thränen. Hoch oben durch dunkle Wolkenklüfte ſah ein großer glänzender Stern.

Geo blickte zu ihm auf und wurde ruhiger. „Bin ich ein Narr? Was will ich eigentlich? Ich renne in der Welt umher, um Stufen zur Seligkeit zu entdecken. Die eine iſt mir zu glatt, die andere zu rauh. Und — Flügel giebt's nicht.“ . . .

Er verließ das Montafonethal und trieb ſich etliche Monate planlos in der Welt umher. Dann ging er nach Paris.

Hier machte er die Bekanntſchaft eines ſeltſamen Menſchen. Er war nicht mehr jung, kahlköpfig, mit ein paar ganz wunderlichen, nach innen gerichteten Augen. Seine Nahrung beſtand meiſt aus Pflanzenkoſt oder Reis. Er bewohnte ein kahles Hofzimmer, fühlte ſich aber hier ſehr zufrieden. Geo kam nicht dahinter, ob er vermögend oder arm war. Seine Anſprüche an das Leben waren die denkbar geringſten. Er wollte nach einigen Monaten weiter nach Deutſchland reiſen, das er noch nicht kannte. Er kam aus Indien, wo ſeine Eltern, einſt dort eingewanderte Franzoſen, ſich niedergelaſſen hatten. Er beherrſchte vierzehn Sprachen, kannte die ganze Weltlitteratur, war aber ſo beſcheiden, daß Weidmann beſchämt über ſein eigenes ſelbſtbewußtes Auftreten wurde.

Sie hatten einander in der Bibliothek kennen gelernt, wo beide täglich einige Stunden zu leſen pflegten. Die faſt unnatürliche Ruhe des neuen Bekannten, der ſich Gaſton Teckley nannte, übte einen geheimnisvollen Reiz auf Geo aus. Er ſuchte Gaſton näher zu treten und begleitete ihn bald auf ſeinen weiten, einſamen Ausflügen in der Umgebung der Stadt. Natürlich erfuhr Teckley bald von dem wunderlichen Seelenzuſtande ſeines Gefährten. Etwas wie ein Lächeln huſchte über ſeine fahlen Züge. Dann ſtellte er allerlei Fragen an ihn. Als Weidmann ſie in ſeiner ehrlichen, etwas ſtürmiſchen Weiſe beantwortete, und Teckley merkte, daß er einen aufrichtigen, wenn auch ein wenig verſchrobenen Kauz vor ſich hatte, ging er gemach aus ſeiner Zurückhaltung heraus. Seine merkwürdigen Augen, die meiſt ins Unbeſtimmte ſahen, gewannen einen feſten Ausdruck und richteten ſich auf Geo. Dann erzählte er ihm von ſchönen Büchern, die es gebe, und daß er einmal verſuchen ſolle in ihnen zu leſen. Er brachte ſelbſt mehrere mit, als er Weidmann einmal beſuchte. Sie waren in engliſcher Sprache geſchrieben, die Geo wie ſeine Mutterſprache beherrſchte. Er las. Anfänglich vermeinte er in einem Märchenbuche zu blättern. Bald war ihm, als höre er leiſe Waſſerfälle um ſich rauſchen, und ſein muſikaliſches Empfinden erwachte; bald kam er ſich vor wie von geſtaltloſen Kräften in eine unbeſchreibliche dämmernde Einſamkeit getragen, die ſich grenzenlos durch alle Himmelsgewölbe hinzog und aus deren geheimnisvollen Schatten die Weltſeele zu ihm zu ſprechen ſchien. Es wurde ganz ſtill und andächtig in ihm. Er lag ſtundenlang mit geſchloſſenen Augen auf ſeinem Diwan und blickte in ſich und horchte dem Öffnen der Knoſpen eines neuen Hoffnungslenzes in ſich. Dann griff er wieder und wieder zu den wunderlichen Büchern. Auf eine einmal wie zufällig hingeworfene Bemerkung Teckleys begann er ſich des Weines und der Fleiſchſpeiſen zu enthalten und ſeine Nahrung nur auf das Notwendigſte zu beſchränken. Er ſprach tagelang nicht, ſchlief auf einem harten, kühlen Lager, und fing an ſich zu bemühen, ſeine Gedanken voll und ganz auf einen Punkt zu richten, den Punkt, den er eben in ſeine Aufmerkſamkeit ziehen wollte.

Nach einiger Zeit hatte er einen Teil jener Ruhe erlangt, die ihm an ſeinem Freunde ſo wohlgefiel.

Eines Tages ſagte er zu Teckley:

Digitized by Google

„Was ſoll ich nun? Hier weiter leben und leſen und nichtsthun, oder irgendwie durch Thaten mich geiſtig vorwärts bringen? Ich kenne eigentlich noch nicht den Gott, der mich gefeſſelt hält, aber ich fühle ihn mein Weſen und Denken durchdringen.“

Teckley ſagte: „Töte nie ein Thier, ſei gütig gegen deine Mitmenſchen, und bemühe dich immer weniger zu wünſchen und zu erwarten. Mehr brauchſt du nicht zu thun. Das andere kommt von ſelbſt.“

„Und zu wem ſoll ich beten?“

Da ſenkte Teckley das Kinn auf die Bruſt.

„Zu keinem.“

Dann, nach einer Weile, meinte Weidmann: „Und wie nenne ich mich jetzt?“

„Du biſt Buddhiſt.“

Geo ſaß und blickte in ſich und hatte der Wünſche immer weniger. Und dann, nach und nach erfuhr er alle die ſeltſamen Erſcheinungen, die der ganz Inſichverſenkte erlebt. Die Wände verloren ihre Dichtheit für ihn und wurden zu durchſichtigen Kriſtallen, durch die er hindurch ſah; die Stille wurde ihm tönend voll von gewöhnlichen Ohren unvernehmbaren Lauten, und die Nacht lag vor ſeinen durchgeiſtigten Augen in hellem Glanz.

Eines Tages ſagte er zu Teckley:

„Das Wunder klopft bei mir an.“

„Es wird ganz hereinkommen, wenn du es erſt ſo weit gebracht haſt, das Gewand deines Fleiſches ausziehen zu können und als freier Geiſt in deinem Körper aus- und einzugehen, wie's dir beliebt.“

„Giebt's einen ſolchen Menſchen?“ fragte Geo, die Augen ſenkend.

Teckley zögerte einen Augenblick, dann verſetzte er leiſe: „Mehrere, viele ſolche giebt es.“

„Nenne mir einen von ihnen, ich möcht' ihn ſehen.“

„Du haſt noch Neugierde?“ Der Lehrer ſah mit leiſem Vorwurf den Schüler an. Aber dann ſagte er gütig: „Man kann ſeiner Eigenſchaften nur ledig werden, wenn man ſie auslebt. Alſo folge deiner Neugierde. Einer jener Erleuchteten nennt ſich Sankâra und wohnt in einem Thale von Thibet.“

Geos Augen glänzten.

„Du willſt zu ihm reiſen, reiſe!“

Der Meiſter hatte ihn durchſchaut.

Geo zitterte vor Freude und Erwartung, einen Adepten, einen, der viel mehr als ein Menſch ſein ſollte, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Einen, der freigebig bis zur Verſchwendung mit den Offenbarungen der Überwelt war, der die Rätſel und zugleich die Rätſelloſigkeit der Natur und ihrer magiſchen Kräfte ergründet hatte, den nur das Mitleid mit den Menſchen wieder zur Erde ſteigen ließ . . .

Geo verließ Paris und ſchiffte ſich in Marſeille ein. Von ſeinem Vater hatte er Empfehlungsſchreiben an mehrere bekannte Großkaufleute in Indien erhalten. Teckley gab ihm die Adreſſen einiger Geſinnungsgenoſſen mit. So reiſte er ab. Er empfand nicht die Strapazen der Reiſe, keine Beſorgniſſe vor allen kommenden Anſtrengungen. Er ſah nur das Ziel vor ſich. Er malte ſich mit den glühenden Farben ſeiner Phantaſie den Mann aus, vor den er treten würde.

Es war ein Greis mit majeſtätiſchen Zügen und langem wallenden Haupthaar. Zwei abgrundtiefe Augen, in denen die Weisheit ihr Obdach gefunden zu haben ſchien, blickten aus dem heiligen Antlitz. Und Geo ſah, wie er zu Füßen dieſes Mannes niederſank und das Geſicht in die Falten ſeines weißen Kleides drückte. O wie würde er aufſtehen! Welche Kräfte mochten ihn erfüllen, wenn er ſich erhob! . . .

Das Meer rauſchte ſeine heiligen Pſalmen in die Phantaſien des jungen Menſchen.

Eines Tages verſtummte es, und Land, ein fremder Erdteil lag unter ſeinen Sohlen. Was kümmerten ihn die Städte des Orients mit ihrer fremdartigen Pracht, was die Menſchen, die Sitten, die Geſetze hier. Er drängte vorwärts, nur vorwärts. Eine fieberhafte Ungeduld verzehrte ihn, machte ihn ſchwach, faſt krank. Aber was galt ihm jetzt ſein Körper. Seine Seele ſchrie nach dem Heiland, dem weißen Greiſe, der ihm ſagen würde: „Früher haſt du an einen Gott geglaubt, an einen großen Despoten im Himmel, der die anderen kleiner als ſich gemacht hat. Ich aber lehre dich, daß jeder ſich ſelbſt beherrſchende Sterbliche ein Gott iſt, der beliebig im Leibe oder außerhalb des Leibes wandeln darf, für den es kein räumliches noch zeitliches Hindernis giebt.“ . . .

So träumte Geo. Eines Tages kreuzte er die Hände über der Bruſt.

Die ſchneebedeckten Zinnen des Himalaya waren aus den Wolken hervorgetreten.

III.

Er fühlte eine kühle und doch warme Luft ſeine Wangen umſpielen. Er ſah meilenweite Gärten und Felder, die im durchſichtigen Glanz eines hellern Lichtes als daheim ſchwammen. Ihm war als hätten alle Blumen des Lenzes Flügel bekommen und wiegten ſich in den Lüften. Das waren die Vögel des Orients mit ihrem farbigen Gefieder, die, in fremdartigen Lauten ſingend ihrer Daſeinsluſt Ausdruck verliehen.

Und über allem ein ſeltſamer Duft nach Sandelholz und Jasmin, nach köſtlichen Früchten, die irgendwo im Laube verſteckt ſein mußten. Geos Blicke verloren ſich nicht in die Einzelheiten dieſes wunderlichen Landes; ſie ſuchten immer wieder und wieder die ſilbernen Gipfel des Beherrſchers aller Gebirge der Erde.

Dort in den Spalten ſeines gleißenden Schneemantels lag irgendwo verſteckt das Thal, in dem der Weiſe wohnte, er, der Wunderwelt herrlichſtes Wunder. Und Geo zog mit den ſchweigſamen Führern, die er ſich gemietet hatte, auf dem Rücken ſeines Kamels weiter und weiter.

Eines Tages kamen ſie an einen Hain mit großen Blumen und murmelnden Quellen. Über den breitäſtigen Fruchtbäumen ragten goldbraune Felſen empor, die von zarten grünen Grasadern durchzogen waren. Weiter oben wurden ſie kahler und ernſter und verloren ſich in Klippen und Zacken, hinter denen noch höhere und immer höhere in unheimlicher Großartigkeit auftauchten. Manchmal flog es wie weiße durchſichtige Schleier über die Gegend. Das waren Nebel, die ſich aus den Schluchten loslöſten.

Dann ging es wie ein Aufatmen durch die Blumen und Bäume, und ein Augenblick feiernder Stille nahm alle in ſeine ſtumme Seligkeit auf. . .

Hier in dieſem Hain verließen die Führer ihre Tiere und ſprachen mit leiſen Stimmen unter ſich. Und dann ſagten ſie zu Geo: „So Herr, nun mußt du allein weiter gehen. Wir dürfen nicht tiefer hinein in das Heiligtum. Der, den du ſuchſt, wohnt im Schatten des mächtigen Nigrôdho-Baumes, hinter dem ſich die vier Gewäſſer des Gartens treffen. Gehe nur mutig vorwärts. Vor der Hütte des Buddha ſitzt ein Jünger, der dich zu ihm hineinführen wird."

Und Geo ſtrich ſich die Haare aus der glühenden Stirne, ſtieß noch einen tiefen Atemzug aus und ſchritt weiter in die ſmaragdenen Schatten des Gartens. Es wurde ſtiller und ſtiller um ihn. Selbſt die Vögel ſchienen hier in der Nähe des Erleuchteten ſich andachtsvollem Schweigen hinzugeben. Geo gebot ſeinem Herzen ruhiger zu ſchlagen.

„Zittert nicht, Hände," ſagte er, „bald ſollt ihr den Kleidſaum des Heiligen berühren." Da drang ein leiſes, ganz leiſes Tönen an ſein Ohr. Als ob Mondſtrahlen zu Stimmen geworden wären oder Libellenflügel über Geigenſaiten ſchwirrten. Und unter dem breiten Blätterdach eines Nigrôdho-Baumes tauchten die Umriſſe einer Hütte auf.

Auf der Schwelle kauerte ein Menſch, das Haupt in die Hände geſtützt, anſcheinend in tiefe Gedanken verſunken. Bei den nahenden Schritten ſah er auf.

„Kann ich Sankâra ſprechen?" ſtammelte Geo. Der Jünger ſah ihn einen Augenblick mit ſeinen halberloſchenen Augen an; dann kreuzte er die Hände über der Bruſt. „Folge mir." Er trat in das Innere des Baues.

„Warte, warte," ſtotterte Geo, den eine Ohnmacht anwandeln wollte.

Die Majeſtät des heiligen Greiſes, von dem er ſeit Monden träumte, erſchütterte ihn, nun er ihr gegenüber treten ſollte. Er faßte ſich und blickte ſeinen Begleiter an. Da ſchlug dieſer einen Vorhang zurück, und — Geo ſank in die Knie. Aber nur, um ſich wieder zu erheben und mit zwei gleichſam verwundeten Augen die Scene anzuſtarren, die ſich ihm bot.

In einem mit glänzenden Stoffen ausgeſchlagenen Gemach, das hochſtielige Blumen in reichen Gefäßen durchdufteten, ſtand ein thronähnlicher Seſſel. In dieſem lag, in ſchneeweiße Seide gekleidet, ein junger Menſch von fürſtlicher Schönheit. Ihm zu Füßen ruhte ein Mädchen, das bei Geos Eintritt

Digitized by Google

haſtig einen Schleier vor das Antlitz zog. Aber der eine Blick hatte genügt, ihm das bezauberndſte Frauenantlitz zu zeigen. Ein wunderlich geformtes, langes, ſchmales Elfenbeininſtrument mit zwei Saiten, das in ihrem Schoße lag und noch von der Berührung ihrer Finger vibrierte, erklärte ihm die Töne von vorhin. Und Geo ſah in dieſes Leben gewordene Märchen des Morgenlandes. Er ſah mit ſeinen ehrlichen Augen, die einen Heiligen zu begrüßen gehofft hatten und einen — Sardanapal fanden.

„Biſt du Sankâra?“ Seine Stimme zitterte ſchmerzhaft.

Der Prinz richtete ſich leicht in ſeinem Seſſel auf. „Ich bin Sankâra.“

Geo fühlte zwei Augen, wie die Augen einer Hindin braun und ſanft, ſich entgegen blicken. Das wie aus dunklem Erz gemeißelte herrliche Geſicht des Indiers dünkte ihm in dieſem Augenblick keinem Menſchen anzugehören, aber auch nicht dem Uebermenſchen, den zu finden er gekommen war. Es war ein fremdartiges Gebilde, das aus einer fremdartigen Schöpfung hervorgegangen zu ſein ſchien.

„Ich wußte, daß du heute kommen würdeſt.“

Das Weib zu Sankâras Füßen erhob ſich und verſchwand mit ſeinem Inſtrument hinter einem Vorhang.

„Du wußteſt es, du! Haſt du denn Raum in dir, an anderes zu denken als an die ſchwelgeriſche Üppigkeit, die dich umgiebt?“

Sankâras Lippen öffneten ſich zu einem Lächeln, das zwei Reihen der wunderſchönſten Zähne enthüllte.

„Du biſt ein Neuling. Eigentlich hätte dich Teckley noch nicht fortlaſſen dürfen.“

In Geos Zügen malte ſich lebhafte Beſtürzung. „Wie, du weißt . . . hat er dir geſchrieben?“

„Nein, er hat mir nicht geſchrieben, aber ich wußte es doch.“

„So biſt du kein — Gaukler?“

Geo warf ſich mit ausgebreiteten Armen vor Sankâra nieder.

„Nein, ich bin kein Gaukler.“

„Aber weshalb duldeſt du Seide an deinem Leib, weshalb trinken deine Augen den Anblick der Schönheit, weshalb umkoſt dich Muſik?“

„Es iſt der Ring.“ Sankâras Augen wurden um einen Schatten dunkler und richteten ſich über Geos Haupt.

„Es iſt der Ring, deſſen Weſen du noch nicht begreifſt. Als ich noch um Erleuchtung kämpfte und durch jahrtauſende lange Wiederverkörperungen mich Schritt für Schritt vorwärts brachte, habe ich mir dieſe Raſtſtätte unter dem Baum des Buddha verdient. Dieſer Körper, den du heute vor dir prangen ſiehſt, war durch lange Leben elend und ſiech. In meinem vorigen Daſein war ich ein Fürſt der That, in dieſem bin ich ein Fürſt des Genießens und im nächſten“ — er hob die Arme in den langen ſchneeweißen Ärmeln langſam empor — „werde ich ein Fürſt der Ruhe ſein.“

„Und dann,“ brach es faſt ſchreiend aus Geos Munde, „biſt du dann erlöſt, frei, fertig mit der Zukunft?“

Sankâra bewegte verneinend den Kopf.

„Dann, nach dem Aufgetrunkenſein meiner ſelbſt, wird die Wirkung wieder zur Urſache werden, und ich und du, wir werden von neuem einander begegnen.“

„Alſo hoffnungslos, kein Gott droben im Himmel, bloß der ewige, entſetzliche, leere Kreislauf, das Rad mit der eiſernen Rinne, die zermalt und zwiſchen ihren Furchen gleich das Tote in neuen Keimſtoff umſetzt und ausſäet!“

Von nebenan ertönte ein weiches Klingen, wie aus der Tiefe bewegter Saiten. Geo lauſchte einen Augenblick lang. Dann ſprang er auf.

„Dein Ring gefällt mir nicht, o Sankâra.“ Er hob den Vorhang auf und ließ ihn hinter ſich niedergleiten. . . .

Draußen kauerte der Jünger, in tiefes Grübeln verloren. Geo ſchritt an ihm vorüber. Er ſchob die hohen, ſchlankſtieligen Blumen ungeduldig zurück, die ihre ſtillen Geſichter an das ſeine ſchmiegen wollten und eilte zum Ausgang des Hains. Hier beſtieg er ſein Kamel und ſchlug mit den Führern den Rückweg ein.

IV.

Eines Tages ſchaukelten ihn wieder die Wellen des Meeres.

Teilnahmslos ſaß er auf dem Verdeck und ſchaute ins Waſſer. Alles, was er in dieſer Zeit that, geſchah halb mechaniſch aus dunklem

Instinkt heraus. Wie ein Nebel lag's über seinem Innern. Er hatte ein festes Gut: die Freude am Leben — gegen ein unsicheres: die Erkenntnis — vertauscht und war dabei zu kurz gekommen.

Die Freude an den Vergnügungen des Alltags hatte sich nicht wieder eingestellt, und die Hoffnung auf Besseres war in weite Ferne gerückt. Wäre es nicht das Klügste, ich machte allem ein Ende? dachte er eines Spätnachmittags, in die Wellen starrend.

Da begann eine laute Bewegung auf dem Schiffe. Die Leute schwenkten Tücher und machten frohe Gesichter. Im roten Abendlichte stieg aus den schimmernden Wasserthälern eine Stadt auf.

Geo rieb sich die Augen. War es möglich! Marseille! Man hatte schon längst die Küste erblickt, aber er in seiner Versunkenheit hatte sich um nichts gekümmert. Mechanisch ließ er sich nun von den andern treiben.

Sein Fuß betrat denselben Boden, den er mit so vielen Hoffnungen verlassen hatte. Er schritt in die Stadt. Da begannen von allen Türmen die Glocken zum Abendgebet zu läuten. Der Himmel tropfte vor Glanz; purpurne Wolken waren um den versinkenden Sonnenball wie Vasallen um ihren Herrn geschart. Bist du Gott? fragten die Augen des Mannes in das große, zügellose Antlitz blickend. Oder giebt's wirklich keinen. Ist das Universum in der That nichts weiter als ein in alle Ewigkeit hinrollendes Rad, bewußtlos, ziellos, ein blinder Mechanismus? Dies war das Credo des Buddhismus. Welchen Gewinn zog die Menschheit daraus? Wurde sie veredelt durch die Aussicht, Tagelöhner der Ewigkeit zu sein? Es ist schön, nicht um Lohn zu arbeiten; aber ein Ziel muß der Schaffende mindestens vor Augen haben.

Hatten diese Menschen etwa eins? Besaßen sie ein Gut und Böse? Wenn ein Lump praßte und seine Mitmenschen zu Tode folterte, sagten sie sanft: Er hat sich seinen gegenwärtigen Lebensfeiertag im vorigen Dasein verdient. Sie kasteiten sich, um gewisse innere Kräfte zu erlangen.

Der schöne Fürst mit dem schönen Weibe zu seinen Füßen, der Adept, nützte er irgend einem Menschen, brachte er einen vorwärts, hatte er in seinem Leben eine Thräne getrocknet?

Die letzten Glockentöne verklangen, nur noch ein ganz kleines Glöcklein irgendwo in der Ferne sang leise. . .

Und plötzlich sah Geo eine wilde Gebirgslandschaft vor sich, eine Nacht mit tausend Sternen, und zwei blasse schweigsame Hände, die einen Kelch an die Brust preßten. . .

Laß mich hier bei meinen Sterbenden; hier ist genug Boden, um dem Herrn zu dienen. Laß mich frieren, darben, verlacht werden von den Menschen, verunglimpft durch ihre Zweifel an meiner Überzeugung, was macht dies? Christus ist mein Meister, er, der den Elenden das Himmelreich verspricht und die Kinder in seine Arme nimmt. . . Geo war's als fiele ein Schleier von seinen Augen.

Wie hatte er *diesen* Menschen des Geizes, der Gleichgiltigkeit zeihen können! Er war wahnsinnig gewesen. Er hatte geglaubt, ein Gott müsse durch Drommetenstöße verkündet werden, durch Feuerbrände, die von allen Altären loderten.

Hatte er vergessen, daß die Stimme des Lichtes lautlos ist? Daß die Wärme kein Wort sagt, wenn sie dem Frühling die Augen wachküßt? Daß der laute Tag, wenn er vor dem Herrn niederkniet, um ihn anzubeten, zur schweigenden Nacht wird?

O, der Gott, dem solche Söhne dienten, mußte wohl ein gewaltiger Gott sein! In der Rechten trägt er die Weltherrschaft, in der Linken die Gnade . . .

Geo schritt wie ein Traumwandler durch die im Abendrot brennende Stadt. Dann brach ein heimliches Lachen aus seinen Augen. Er warf sich in den nächsten Eisenbahnzug, der nordwärts ging.

Nach drei Tagen stand er vor Augustinus. Sprechen konnte er nicht. Er lehnte sich an die weißgetünchte Mauer der Stube und senkte den Kopf.

Augustinus erfaßte seine Hände.

„Verstehe ich Sie? Und Sie wollten mir beweisen, daß ich, um des Herrn Triumph zu verkünden in die Welt hinaus müsse? Sie sehen: die Welt kommt zu mir."

Sie lächelten und umschlangen einander.

Bei den „Jugendlichen“ im Frauengefängnis.

Von

Marie Mellien.

Nachdruck verboten.

In einer der entzückenden Seldwyla-Novellen erzählt uns Keller von dem kleinen Dietegen, einem armen Jüngelchen, eine gar bewegliche Geschichte. Sein böser Stern führt ihn an einen Ort, dessen Einwohner eine sonderbare Vorliebe für allerhand schwierige Rechtsfälle und peinliche Exekutionen hegen und in das Haus eines geizigen Herrn, der den armen Knaben des Diebstahls verdächtigt. Dietegen wird angeklagt, und trotz mangelhafter Beweise und trotz seines zarten Alters von zehn oder elf Jahren, zum Tode durch den Strang verurteilt, einer Strafe, die auch ohne weiteres an dem Ärmsten vollzogen wird.

Kaltes Entsetzen überfällt uns beim Lesen dieser Geschichte und bei dem Gedanken, daß Gottfried Keller, der in allen Chroniken wohlbewanderte Kenner, auch hier auf historischem Boden gestanden haben, daß es wirklich anno Domini 1450 oder 60 vorgekommen sein könnte, daß ein Kind an den Galgen gehängt wurde. Wir freuen uns des Fortschritts der Strafjustiz in den letzten 400 Jahren und blicken mit Stolz auf unser erleuchtetes und humanes Jahrhundert, wo so etwas, Gott sei Dank, nicht vorkommen könnte. Pharisäerstolz! Freilich A. D. 1896 wird kein elfjährig Knäblein mehr gehängt, — aus dem einfachen Grund, weil überhaupt, für die großen wie für die kleinen Diebe, diese Exekution nicht mehr angewendet wird; aber „sanftere Jahrhunderte“ werden kommen, die es auch nicht begreifen werden, daß man in unserer Zeit 12—14jährige Kinder ins Gefängnis sperrte und sie Wochen, Monate, oft sogar Jahre lang darin sitzen ließ, — und denen diese Thatsache fast ebenso viel Grauen einflößen wird, wie uns die Hinrichtung des armen kleinen Dietegen!

Die Thatsache ist vielen unbekannt, daß es im deutschen Strafgesetzbuch einen Paragraphen giebt, wonach ein junger Gesetzesbrecher, der das zwölfte Lebensjahr überschritten hat, „sofern er die zur Erkenntnis der Strafbarkeit der Handlung erforderliche Einsicht besitzt,“ zu einer kürzeren oder längeren Strafhaft verurteilt werden kann. Allerdings steht es dem Richter frei, diese Strafe in Unterbringung in eine Erziehungsanstalt zu verwandeln; aber, soviel mir bekannt, wird von dieser Freiheit nur äußerst selten Gebrauch gemacht. Meist auf dem strengen Rechtsboden des „Sühnebegriffs“ stehend, nimmt der Richter im allgemeinen wenig Rücksicht auf das zarte Alter des Angeklagten, und die Strafen der „Jugendlichen“ fallen oft erschreckend hart aus — wenigstens mit Laienaugen betrachtet.

Aber von Einzelheiten ganz abgesehen — die Gefängnisstrafe an und für sich taugt nicht für Kinder von 12—14 Jahren, für Schulkinder; sie ist nutzlos, wenn sie kurzzeitig, sie ist grausam und schädlich, wenn sie von langer Dauer ist. Trotz der gerühmten „Helligkeit“ unserer Berliner Kinder, sind Schüler und Schülerinnen

in diesem Alter —, ich glaube, das wird mir jeder erfahrene Kollege bestätigen — meist außerordentlich kindisch und gedankenlos, zu Spiel und allerhand Dummheiten aufgelegt, ohne Rücksicht auf die Folgen weil ohne Bewußtsein der Tragweite ihrer Handlungen. Auch wenn sie das siebente Gebot samt Erklärung fließend aufsagen können, auch gelegentlich in recht derber Weise über einen Spitzbuben und seine Missethat sich auslassen mögen: nach meiner Überzeugung besitzen viele unter ihnen nicht die „zur Erkenntnis der Strafbarkeit einer Handlung erforderliche Einsicht," wenn sie einmal an fremdem Gut sich vergreifen. Die meisten dieser Vergehen sind Ungezogenheiten, dumme Streiche, deren Bestrafung vor das Forum des Erziehers, nicht des Richters gehören; nach dem alten pädagogischen Grundsatz müßte hier stets der Thäter, nicht die That, beurteilt und die Quelle der letzteren nicht in verbrecherischer Absicht, sondern in der mangelhaften Erziehung gesucht werden. Naturgemäß aber müßte ein solches Kind nicht in das Gefängnis sondern in eine Erziehungsanstalt gebracht werden.

Geben wir von theoretischen Auseinandersetzungen zu praktischen Erfahrungen über. Noch besteht jener Paragraph zu Recht, noch wandern alljährlich Hunderte von schulpflichtigen Knaben und Mädchen ins Gefängnis. Auch innerhalb der Kerkermauern aber können wir erziehend auf die jungen Seelen einwirken. Um das in bescheidenem Rahmen immerhin wirksam thun zu können, wendete sich vor einem Jahre der Berliner Frauenverein mit einer Eingabe an den Justizminister, Herrn Schönstedt, und erhielt die Erlaubnis, allwöchentlich vier — namentlich aufgeführte — Mitglieder in das Frauengefängnis in der Barnimstraße zu entsenden, „um sich mit den jugendlichen Gefangenen in ihren Zellen zum Zweck der Fürsorge zu unterreden." Diese Besuche sind von drei Damen seitdem regelmäßig gemacht worden. Im ganzen haben wir 86 Kinder und junge Mädchen besucht; wir können also heute schon auf eine gewisse Erfahrung zurückblicken. Ich bitte nun, mir in die Gefängnisräume zu folgen, die wir jeden Dienstag, von 3—5 Uhr nachmittags zu durchwandern pflegen.

So düster das rote Haus mit seinen Mauern und turmartigen Dachaufsätzen erscheint, sein Inneres entspricht nur wenig den unheimlichen Vorstellungen, die wir von Jugend auf mit dem Begriff „Kerker" und „Gefangenschaft" zu verbinden pflegen. Längst vorbei ist zur Ehre der Menschheit jene barbarische Zeit, da die edle Elisabeth Fry zuerst in die Schrecken finsterer Schmutz- und Jammerhöhlen hineinleuchtete, die man vor 70 Jahren noch Gefängnisse nannte. Musterhafte Ordnung, peinliche Sauberkeit, Licht und Luft herrschen überall in den Höfen, Gängen und Zellen dieser Strafanstalt. Die jugendlichen Gefangenen (von 12—18 Jahren) befinden sich sämtlich in Einzelhaft, streng geschieden von den Erwachsenen, wie es erzieherischer Takt und Klugheit gebieten. Die Zellen der Gefangenen sind klein und spartanisch einfach, aber reinlich und gut gelüftet, im Winter wohl durchwärmt; die schmucklosen Wände sind mit Ölfarbe gestrichen, die Einrichtung besteht aus der eisernen Bettstelle, einem Tisch, Stuhl und dem zur Reinigung der Zelle nötigen Gerät. In jedem Kämmerchen hängt ein Exemplar der „Gefängnisordnung," damit die Gefangene stets ihre Pflichten — aber auch ihre Rechte vor Augen behalte und beobachte. In diesem Raume verbringt das Kind seine Zeit in steter Arbeit, hier nimmt es seine Mahlzeiten ein. Die Nahrung ist ausreichend, kräftig und schmackhaft; jedesmal wird sie von dem Inspektor gekostet, ehe die Verteilung an die Gefangenen beginnt. Brot und Wasser sind von guter Qualität. Täglich wird am Vormittag ein Spaziergang von einer halben

Stunde gemacht auf einem mit freundlichen Anlagen, grünen Rasenflächen und duftigen Sträuchern geschmückten Hofe, der sich auch recht anmutig von dem Bilde unterscheidet, das man sich von einem Gefängnishof zu machen pflegt. Für das körperliche Wohl der Gefangenen ist also genügend gesorgt, — vielleicht besser als in unzähligen Fällen die häuslichen Verhältnisse der Kinder dies gestatten!

Am Morgen hat jede Gefangene zuerst ihre Zelle mit allem, was darinnen ist, zu reinigen und aufzuräumen; sie muß immer blank und nett, jedes Stück geputzt oder gescheuert sein. Wunderbarerweise ist das für viele Mädchen eine ebenso unwillkommene wie ungewohnte Arbeit. Einzelne weigern sich ganz entschieden, Besen und Scheuertuch zur Hand zu nehmen und müssen erst förmlich dazu gezwungen werden. Dieser Abscheu gegen Wasser und Seife und alles, was dazu gehört, erstreckt sich bei vielen auch auf die Körperpflege. Sie kommen ins Gefängnis mit gebrannten Stirnlöckchen und im modernen Gewande, während ihr Haar lebendige Spuren mangelhafter Pflege und die Wäsche unglaublichste Vernachlässigung aufweist; manche müssen erst angeleitet werden, sich ordentlich zu waschen. — Von diesem Krebsschaden unserer ärmeren Bevölkerung, — dem schreienden Mißverhältnis zwischen einer gewissen schäbigen Eleganz der Kleidung und der entsetzlich mangelhaften Körperpflege wissen alle Erziehungs- und Rettungshäuser ein recht trauriges Lied zu singen. —

Nach dem Frühstück — Kaffee und Brot — beginnt die tägliche Arbeit; die meisten Kinder werden mit leichten einförmigen Handarbeiten, dem Häkeln wollener Tücher, Kleben von Tüten u. dgl. beschäftigt. Leider wird bei den jungen Mädchen nicht dasselbe vortreffliche erziehliche Prinzip beobachtet wie bei den gefangenen Knaben, die man ein Handwerk erlernen läßt, um ihnen später das Fortkommen und den Widerstand gegen neue Versuchung und Sünde zu erleichtern. Ein gründlicher Unterricht in der Hauswirtschaft, im Nähen, Schneidern, Putzmachen würde eine treffliche, sittlich stärkende Wirkung auf die Mädchen ausüben und es ihnen möglich machen, in der Freiheit später auf eigenen Füßen zu stehen und sich ehrlich durchzubringen. —

Jede Gefangene bekommt ein bestimmtes „Pensum," das in einer Woche absolviert sein muß. Es ist so niedrig bemessen, daß viele vor der Zeit damit fertig werden und noch im stande sind „Überpensum" zu arbeiten — wie sie es nennen. Trägheit oder böser Wille bei einzelnen wird mit Kostverlust (Entziehung der warmen Speisen), in besonders hartnäckigen Fällen mit Dunkelarrest bestraft; körperliche Züchtigung ist ausgeschlossen. Die Behandlung ist überhaupt milde und freundlich; die Mädchen stehen durchweg unter weiblicher Aufsicht, und die Aufseherinnen, meist Witwen und Töchter von kleinen Beamten, walten ihres schweren Amtes mit Verständnis und einem warmen, mitfühlenden Herzen. Leider sind sie durch die Aufsicht und Pflege der viel zahlreicheren Erwachsenen, besonders der täglich zur Verbüßung ganz kurzer Polizeistrafen eingelieferten Dirnen so in Anspruch genommen, daß ihnen für den erziehlichen Einfluß im Verkehr mit ihren jugendlichen Pfleglingen keine Zeit übrig bleibt.

Wöchentlich viermal wird die einförmige Arbeit in der Zelle durch den Schulunterricht unterbrochen, an dem alle Jugendlichen teilnehmen müssen. Von einem angestellten Lehrer wird im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion unterrichtet. Es existiert nur eine Klasse, so daß die allerjüngsten, moralisch noch unbescholtenen Schülerinnen hier mit größeren Mädchen zusammenkommen, die sittlich oft schon entsetzlich verwahrlost sind. Trotz der sorgfältigsten Aufsicht ist es dem Lehrer nicht möglich, den Verkehr zwischen ihnen zu verhindern, und so kommt es leider vor, daß gerade in den

Stunden, wo Gemüt und Geist der Gefangenen in straffe pädagogische Zucht genommen und sicherlich manch goldenes Samenkorn in die jungen Seelen gestreut wird, auch wieder so manches Herz durch den Pesthauch des Lasters vergiftet wird, durch ein heimlich geflüstertes Wort, ein verstohlen zugesteckes Blättchen einer älteren geriebenen Mitschülerin.

An jedem Sonntag wird in der Gefängniskapelle Gottesdienst für die Jugendlichen abgehalten. Außerdem beschäftigt sich der Prediger der Anstalt auch an mehreren Wochentagen mit der Seelsorge der armen Verirrten. Die katholischen Kinder sind weniger gut bedacht: für sie wird nur alle vierzehn Tage an einem Mittwoch Messe gelesen, gerade am Tage des Herrn fehlt es ihnen also an dem milden Sonnenschein, der tröstlichen Erquickung durch Gottes Wort, was mir sehr beklagenswert erscheint. Der Grund für dieses Sparen mit den geistlichen Gaben soll in dem Mangel an priesterlichen Kräften zu suchen sein, der jetzt noch in der Berliner Diöcese herrscht.

Ein hübscher Brauch ist es, daß am Sonntag Nachmittag den Kindern gute Bücher, auch weltlichen Inhalts, zur Lektüre gegeben werden, während ihnen in der Woche das neue Testament und das Gesangbuch Erbauung und Belehrung gewähren. Solch ein Sonntagsbuch ist eine Quelle innigsten Entzückens für die jungen, einsamen Menschenkinder. Oft tönt ein Nachklang davon noch durch die begeisterten Worte, mit denen sie mir Dienstag davon erzählen: „Ach was für ein schönes Buch mir der Herr Lehrer vorigen Sonntag gegeben hat", — woran sich dann auch wohl eine kurze Angabe des interessanten Inhalts schließt. Ich kenne ein junges Mädchen, die aus tiefstem Herzensgrunde für Poesie schwärmt und auf der Schiefertafel sorgfältig alle kleinen Reime und Versfragmente aufzeichnet, die in ihren Büchern vorkommen, sie dann auch Wort für Wort auswendig lernt und mir mit strahlenden Augen aufsagt. Es ist die „schwerste" unter allen unsern Verbrecherinnen, — denn sie ist wegen: „Brandstiftung" mit vier Jahren Gefängnis bestraft. Ein thörichtes, leidenschaftlich erbittertes Kind von 12 Jahren, hat sie einst die Scheune ihres Brotherrn in Brand gesteckt, „um ihn recht zu ärgern"; erst nach mehr als zwei Jahren kam ihre Schuld an den Tag, — und seit ihrem fünfzehnten Jahre sitzt sie bei der Häkelarbeit in ihrer Zelle, schon drei lange Jahre! Als wir sie zuerst kennen lernten, war sie fast menschenscheu, verbittert und verschlossen; jetzt ist sie frisch und heiter — wenigstens an den Besuchstagen, — voll von kindlichem Vertrauen zu uns und von rührendster Dankbarkeit für jedes freundliche Wort. Sie ist eine von denen, die, wenn wir den schweren Hauptschlüssel umdrehen, der uns das Schloß der Zellenthür öffnet, uns schon an der Schwelle mit glückseligem Lächeln empfängt. Sie hat die besten Vorsätze für die Zukunft, und nach menschlichem Ermessen wird sie wohl auch einmal ein brauchbares Glied der Gesellschaft werden — eine wirklich „Gebesserte". —

Freilich, die meisten sind freigebig mit Versicherungen, „daß sie anders werden wollen, wenn sie erst wieder draußen sind"; manche zeigen wirklich Reue und Zerknirschung über das begangene Unrecht, während andere standhaft ihre „Unschuld" beteuern — oder doch wenigstens die Hauptschuld auf die Schultern irgend einer „Freundin" abwälzen wollen. Nur sehr, sehr wenige sind verstockt und trotzig, auch dem freundlichsten Zureden, der eindringlichsten Ermahnung gegenüber; das sind stets die bereits sittlich Verdorbenen. Wie Homer vom Sklaven sagt, er verlöre mit der Freiheit zugleich die Hälfte seines Wertes, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß ein Mädchen, das leichtfertig seine weibliche Ehre von sich geworfen hat, damit zugleich

den größten Teil seiner besseren Eigenschaften einbüßt. Sie zeigt fast immer eine empörende Herzenskälte, auch gegen ihre nächsten Angehörigen, oft gegen das eigene Kind, eine Schamlosigkeit, die längst zu erröten verlernt hat und von ihrem schmählichen Lebenswandel spricht, als wäre es ein ehrenhafter Beruf. Charakteristisch für diese Unseligsten, die ganz Hoffnungslosen, ist auch ihre Gleichgiltigkeit gegen die Religion und alles, was damit zusammenhängt. „Das interessiert mich gar nicht", antwortete mir ein bildhübsches sechzehnjähriges Mädchen dieser Art, als ich sie nach ihrer Einsegnung fragte. Sie setzte allen unseren Bemühungen, ihr einen ehrenhaften Beruf zu erschließen, hartnäckigen Widerstand entgegen und antwortete zuletzt noch auf meine schmerzlich-mitleidige Frage: ob sie denn auf den Weg des Lasters zurückkehren wolle? — mit einem entschlossenen: „Ja". Den Blick, der diese Absage an alles Gute und Edle in der Menschennatur begleitete, werde ich niemals vergessen. —

Die überwiegende Mehrzahl aller unserer Pfleglinge ist wegen Diebstahls bestraft, je eine wegen Brandstiftung, Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Beleidigung, Vergehen gegen das Nahrungsmittelgesetz, Urkundenfälschung — und — wegen schwerer Unsittlichkeit. Die Dauer der Strafhaft schwankt zwischen 10 Tagen und 4 Jahren; am häufigsten kommen Strafen von 4—8 Wochen vor. Selbstverständlich stammen die meisten jungen Verbrecherinnen aus den armen und ärmsten Schichten unseres Volks; doch sind mir auch Töchter von Beamten, Kaufleuten, Gartenbesitzern u. a. m. in der Gefängniszelle begegnet. Ziemlich oft finden sich uneheliche Kinder, auffallend selten Vollwaisen darunter. Ein erschreckend hoher Prozentsatz der Jugendlichen ist bereits „vorbestraft", wenn auch nur durch einen Verweis. —

Unsere Aufgabe ist es, „uns zum Zweck der Fürsorge mit den jugendlichen Gefangenen zu unterreden". Dabei thun wir manchen Einblick in die verworrenen, dunklen Pfade, auf denen solch ein unentwickeltes Menschenwesen auf die Bahn des Verbrechens geraten ist, oder doch in Gefahr steht zu geraten; wir machen oft gar wunderliche Erfahrungen. Vor mir steht ein gut gekleidetes, niedliches, intelligent blickendes Mädchen von 15 Jahren. Nach den üblichen Vorfragen nach Alter, Familie, Heimat, Religion u. s. w. erkundige ich mich, — immer mit leisem Zögern, einem unwillkürlichen Senken der Stimme, denn ich weiß wie weh allen, auch den Verdorbenen diese Frage thut! — welches Vergehen sie hierher geführt hat? Unter strömenden Thränen, stockend und errötend gibt sie mir die Antwort: „sie sei bei ihrer Tante zum Besuch gewesen und hätte so gern einmal Karussel fahren mögen; die Tante aber habe ihr das nötige Geld verweigert — und da habe sie ihr heimlich siebzig Pfennige aus der Tischlade genommen, um ihren Wunsch zu befriedigen." Ich sehe sie ernst, zweifelnd an. „Das ist ja sehr merkwürdig! Darum hat deine Tante, — deines Vaters Schwester, — dich gleich angezeigt?" — „Ach, nicht gleich! Erst nach einem Jahr, wie Tante sich mit Vatern gezankt hatte — da ist sie hingegangen und hat mich verklagt."

Diese Erzählung ist typisch für gewisse Berliner Kreise und die zwischen „Freunden" und Verwandten herrschenden Beziehungen. Eine große Zahl solcher Diebstähle werden nicht gleich angemeldet, sondern immer erst nach längerer Frist — oft nach Jahr und Tag, wenn die betreffenden Familien sich entzweit haben und die eine auf ein recht wirksames Mittel sinnt, „es den andern mal zu zeigen." Wäre es nicht möglich, daß der Strafrichter eine solche verspätete Anzeige eines immerhin

geringfügigen Delikts zurückwieſe? Es iſt eine alte, bewährte Erziehungsregel, daß bei Kindern die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgen ſoll, nur dann kann ſie beſſernd wirken. Welchen wirklichen Wert aber kann für das ſchnellvergeſſende Kind, von dem man doch nicht erwarten wird, daß es wegen eines Diebſtahls von ſiebzig Pfennigen oder eines getragenen wollnen Rockes dauernd von Gewiſſensqualen verfolgt wird, wie Oreſt nach dem Muttermord, eine Strafe haben, die es ſechs Monate oder Jahr und Tag nach der Miſſethat „ereilt." Die ſogenannte Sühne wirkt nur erbitternd auf den jugendlichen Thäter, erweckt in ihm ein Gefühl tiefſten Grolls gegen das harte, ihm ungerecht erſcheinende Urteil und vor allem gegen „die alten Petzen", die das halbverſchollene Vergehen ſo ſpät ans Licht gebracht haben, vielleicht auch den innigen Wunſch, ſich an dieſen letzteren ausbündig zu rächen und es das nächſte Mal klüger anzufangen!

Ein Häuflein Kinder ſpielt auf dem Hofe, wo eben Holz gefahren worden iſt; die dreizehnjährige Anna B. — ein kleines Ding, zart wie eine Elfe, mit einem Cherubsköpfchen und winzigen Händen und Füßen und in ihrer geiſtigen Entwicklung nicht weiter als in der körperlichen, ſo daß man ſie für höchſtens zehnjährig halten könnte — ſchlägt vor, die aufgeſchichteten Kloben gemeinſchaftlich „klein zu machen." Aus dem benachbarten Keller wird flugs ein altes Beil geholt, und in der friſchen Freude an der Arbeit, die den Kindern zum Spiele wird, vergißt die kleine Bande das ungefragt „entliehene" Werkzeug wieder an ſeinen Ort zu bringen. Erſt ſpäter fällt es der Rädelsführerin ein, daß ſie eigentlich etwas Unerlaubtes gethan hat; ſie verſteckt daher das corpus delicti ſchleunigſt in der mütterlichen Wohnung, unter allerhand Gerümpel und denkt nicht weiter daran. Nach mehreren Tagen vermißt der Eigentümer ſein Beil, erfährt durch die Kinder, wo es geblieben iſt; es werden Nachforſchungen angeſtellt, und Anna, die natürlich hartnäckig leugnet, wird überführt und dem Gericht übergeben, das ſie auf fünf Wochen ins Gefängnis ſchickt.

Eine ſechzehnjährige Verkäuferin aus unbeſcholtener Familie entwendet aus dem Poſamentiergeſchäft, wo ſie angeſtellt iſt, einige Strähnen farbiger Seide — um eine recht hübſche Stickerei für eine Freundin anzufertigen. — Die dreizehnjährige Agnes P., deren Mutter ſeit anderthalb Jahren lungenkrank im Hoſpital liegt, iſt bei weitläufigen Verwandten „auf die Ziehe" gegeben. Nach einiger Zeit wird ſie umgeſchult und braucht einige neue Hefte und Bücher. Trotz wiederholten Drängens und Bittens erhält ſie das dazu nötige Geld von ihrer Ziehmutter nicht; voll Aerger und Ungeduld geht ſie an die Wirtſchaftskaſſe, nimmt ein paar Groſchen heraus und ſchafft dafür die erbetenen Bücher an. Die Zieheltern geben ſie an, und ſie kommt auf vier Monate ins Gefängnis.

Zwei Freundinnen, Dienſtmädchen von 15 und 16 Jahren, ſtehlen ihrer Herrſchaft fünf Mark — um einmal auf einen Maskenball zu gehen! — Eine andere entwendet eine Summe, um ſich eine ſeidene Schürze zu kaufen. Sehr häufig iſt ein goldener Ring, überhaupt ein Stück Geſchmeide, das Ziel der Sehnſucht, das auf ungeſetzlichem Wege erreicht wird.

Seltener kommen Fälle leichtſinniger Gutherzigkeit in der Art des heiligen Criſpinus vor. So ſtahl ein fünfzehnjähriges Mädchen, während ihre Herrſchaft verreiſt war, eine Menge Kohlen aus ihrem Keller, um einer notleidenden Familie, deren Oberhaupt ſchwer erkrankt war, die Stube zu wärmen. Hier kann natürlich niemals von irgendwelchem Verſtändnis für die „Strafbarkeit der Handlung" die Rede

sein; das Kind handelt rein instinktiv, von Mitleid bewegt, ohne Überlegung. Höchstens schwebt ihr in schwachen Umrissen die Hoffnung vor, daß ihre Herrschaft nachträglich ihre Gutthat sanktionieren müsse. Da ihr das nun ganz selbstverständlich erscheint, so bleibt ihr Gewissen in vollster Ruhe. Die Rückkehr ihrer Dienstherren im nächsten Sommer, wo kein Mensch mehr heizt und sie folglich den frommen Kohlenraub längst vergessen hat, bringt dann freilich bittre Enttäuschung — Untersuchung und schimpfliche Strafe!

Unter den 70—80 jugendlichen Diebinnen, die wir in diesem Jahre besucht hatten, waren höchstens zwei oder drei, die geradezu aus Not, aus barer, schrecklicher Not, sich an fremdem Eigentum vergriffen hatten, und zwei von diesen hatten ihre Notlage selbst auf das leichtfertigste verschuldet, da sie ihren auswärts wohnenden Eltern heimlich fortgelaufen waren, um sich in Gesellschaft einiger „Freundinnen" die Herrlichkeiten Berlins anzusehen. — Sehr merkwürdig ist das Bestreben der meisten Jugendlichen, den Verdacht, aus Not gehandelt zu haben, der für jeden Verständigen einen mildernden Umstand bedeutet, aufs entschiedenste zurückzuweisen. „O nein, — nicht aus Hunger! ich hatte es gar nicht nötig" — so protestieren die armen dummen Dinger, wenn man die Vermutung ausspricht, sie seien durch die traurige Notdurft des Lebens auf den Weg der Sünde getrieben. In der That reden sie damit auch die Wahrheit. Bei den Recherchen, die wir über die häuslichen Verhältnisse unserer Pfleglinge anstellen, haben wir fast nie solche Armut gefunden, daß wir sie als Erklärungsgrund des Vergehens ansehen könnten. Keine leibliche — aber wohl geistige Not allerschlimmster Art war fast überall der Nährboden dieser unzähligen kleinen Strafhandlungen, — die unglaublich mangelhafte häusliche Erziehung! Ich weiß sehr wohl, daß ein großer Psychiater wie Lombroso von „geborenen Verbrechern" spricht, daß andere berühmte Kriminalpsychologen in der „Vererbung", der Abstammung von Verbrechern, Entarteten, Alkoholikern die Wurzel alles Übels sehen, und daß von einer Selbstverantwortlichkeit des jugendlichen Verbrechers, einer durch freien Willen getroffenen Wahl zwischen Gut und Böse in dieser weitverbreiteten Schule gar nicht mehr die Rede ist. Nach dieser Lehre sind alle unsere Thaten „Würfe in des Zufalls blinde Nacht" — und logischerweise dürfte ein solches Menschenkind für sein Vergehen niemals zur Verantwortung, geschweige denn Bestrafung herangezogen werden. — Ich bin aber von diesen modernen Lehren durchaus nicht überzeugt worden und betrachte jedes normal beanlagte Menschenkind als ein freies, sittliches Wesen, das zum Guten geführt werden kann, wenn nur die leitende Hand stark und fest genug ist, ihm Widerstandsfähigkeit gegen Versuchung und Verführung — ihm innern Halt und wahres Gottvertrauen zu geben. Das aber vermag die Erziehung nimmermehr, die der großen Mehrzahl unserer ärmeren Kinder zu teil wird. Die Eltern sündigen an ihren Kindern verhältnismäßig selten durch Härte und übermäßige Anforderungen an ihre Kraft, wiewohl auch bei unserer Thätigkeit Fälle grausamer Mißhandlung durch den Vater uns bekannt geworden sind; aber sie schädigen die Kinder fast überall — und dieser Vorwurf trifft hauptsächlich die Mütter — durch grenzenlose Verwöhnung und Verhätschelung, der Töchter zumal, und durch eine unglaublich schlaffe Auffassung in sittlichen Fragen. Von Kind auf lernt das Berliner Kind, auf den äußeren Schein, auf Putz und Tand hohen Wert legen, Vergnügungen aller Art als die Hauptsache im Leben betrachten, sich, soweit es möglich ist, keinen Wunsch versagen. Diese Affenliebe der Mutter geht so weit, daß sie sich lieber selbst die doppelte Arbeit auferlegt, nur

damit das Töchterchen ſich nicht anſtrengen ſoll. Daher die unglaubliche Unwiſſenheit unſerer Pfleglinge in allen wirtſchaftlichen Arbeiten, von der ich ſchon oben ſprach. Hier noch einige Beiſpiele.

Die vierzehnjährige Tochter eines ehrlichen, armen Tiſchlers wird wegen Fundunterſchlagung eingeſperrt; am erſten Morgen ſoll ſie ihr Lager in der Zelle in Ordnung bringen. Ratlos ſtarrt ſie die ſie freundlich unterweiſende Aufſeherin an, ſtottert endlich verlegen: „Das kann ich nicht!" „Ei, du großes Mädchen, haſt du denn zu Hauſe nicht dein Bett gemacht?" — „Nee — das hat immer Mutter gethan." Bei meinem Beſuch in der elterlichen Wohnung beſtätigte die Mutter, eine ſchwächliche zarte Frau mit ſechs kleineren Kindern die von Marie P. gemachten Angaben. —

Die 15jährige Bertha H. hat ein halbes Jahr wegen eines ziemlich dreiſten Diebſtahls — ſie hat eine goldene Uhr aus dem Laden eines Juweliers entwendet — im Gefängnis geſeſſen. Etwa zehn Tage nach ihrer Entlaſſung ſuche ich ſie bei der Mutter auf und erkundige mich bei dieſer, ob das kräftige, geſunde Mädchen zu ihrer Beſchäftigung in einer Waſchanſtalt zurückgekehrt ſei. Entrüſtet fährt die Frau auf: „Gott bewahre! erſt muß ſich das Kind doch ein paar Tage ausruhen." — Leider iſt es bei dieſem Ausruhen auch weiterhin geblieben, und leichtſinnig und träge wie ſie war, hat Bertha dann den breiten, bequemen Weg der Schande betreten.

Roſa M. wird, kaum zwölfjährig, wegen wiederholten, ſchweren Diebſtahls mit einem Jahre Gefängnis beſtraft. Das kleine verkümmerte Geſchöpf iſt bereits eine ganz abgefeimte Taſchendiebin, die ihre Straſthaten mit kälteſter Überlegung und raffinierter Gewandtheit ausführte. Die eigene Mutter erzählt der recherchierenden Dame unter Thränen, daß Roſa ſchon von der Wiege ab betrogen und geſtohlen habe, daß kein ſauer verdienter Groſchen vor ihren Fingern ſicher geweſen ſei, daß man nach ihrer Verhaftung auf dem Hofe eine förmliche Schatzhöhle mit geraubten Dingen gefunden habe u. ſ. w. — Trotzdem wird es uns ſchwer, den Eltern klar zu machen, daß Roſa nach verbüßter Strafzeit einer von frommen Schweſtern geleiteten trefflichen Erziehungsanſtalt anvertraut werden müſſe, und erſt nach wiederholten Beſuchen und Briefen geben ſie endlich ihre Einwilligung dazu. Seit einigen Monaten iſt das Kind nun in dieſer liebevollen und ſorgfältigen Obhut und fängt an, fleißig und gehorſam zu werden, ſich in die ſtrenge Ordnung des Hauſes zu fügen — kurz, ſie macht Anſtalt ſich zu beſſern. Da erſcheinen nun die Eltern, um das liebe Kind zu beſuchen, thun ſchön mit ihr und bringen ihr Zuckerwerk, ſogar bares Geld mit. Und nach jedem ſolchen Beſuch verfällt Roſa in ihre alten ſchlechten Gewohnheiten und verrät durch trotzige Blicke und dreiſte Bemerkungen, daß ſie nicht übel Luſt hätte, den guten Schweſtern davonzulaufen und ihr altes Leben wieder aufzunehmen! — Und wenn ſie dieſem böſen Triebe gehorcht, — wenn ſie eine Diebin und noch Schlimmeres wird — wen trifft die Schuld? Wie in unzähligen analogen Fällen einzig und allein die Eltern mit ihrer laxen Moral und ihrer thörichten Affenliebe.

Es iſt ein wirkliches Unglück, daß in ſolchen Fällen die elterliche Gewalt nicht zu Gunſten des Staates aufgehoben oder doch beſchränkt werden kann! Uns blutet oft das Herz, wenn wir einen unſerer Pfleglinge, der ernſtlich anfing, über das Leben nachzudenken und gute Vorſätze zu faſſen, der nur jetzt noch einer ſtrengen Zucht und liebevoller, unabläſſiger Aufſicht bedurft hätte, um ein ordentliches Mädchen zu werden,

Digitized by Google

wieder zurückkehren ſehen in das Elternhaus, in die alte verderbliche ſittliche Stickluft, wo kein ſtarker Arm ſie ſtützt und hält. — Nach Monaten hören wir dann wohl: „Die N. N. iſt wieder rückfällig geworden; ſie iſt ſchon ſeit einiger Zeit in Wronke." (Strafanſtalt für weibliche Gefangene in Poſen.) Oder es wird uns auch die ſchmerzliche Überraſchung eines Wiederſehens in der erſt vor kurzem verlaſſenen Zelle zu teil.

Einen Menſchen verſinken ſehn — nicht im reißenden Strom, deſſen Wirbel ihm raſchen Tod bereiten — ſondern im Sumpf, im zähen, kalten, widrigen Schlamm, langſam, Zoll um Zoll — und daneben ſtehen müſſen und durch eine dämoniſche Gewalt gehindert ſein, ihm die Hand zu reichen, die ihn in einem Augenblick aus der gräßlichen Umſchlingung befreien könnte, — nur wer das einmal erlebt hat, muß das Gefühl hilfloſer Verzweiflung nachempfinden können, das uns in dieſen Fällen erfaßt, — und den brennenden Wunſch, daß eine Zeit kommen möge, wo den Freunden der verlaſſenen, verirrten Jugend ſolche Erfahrungen unbekannt bleiben. Darum iſt unſer beſtändiges, immer aufs neue, bald als Klage, bald als Anklage laut werdendes Ceterum censeo: Verbeſſert die Erziehung, oder vielmehr gebt den Armen die Erziehung, die ſie zu Hauſe entbehren müſſen — bereitet ihnen Aſyle, wo ſie Schutz finden vor Verſuchung und Sünde — und vor denen, die ſo oft ihre ſchlimmſten Feinde ſind, durch böſes Beiſpiel, Gedankenloſigkeit, Verhätſchelung, — ihren eigenen Eltern! So werdet ihr vorbeugend dem jugendlichen Verbrechertum ſteuern und keine Gefängniszellen für Kinder mehr bauen müſſen.

Wenn aber das Unglück einmal geſchehen iſt, dann ſorge man in gleicher Weiſe für die Beſtraften, die Entlaſſenen! Es giebt eine große Anzahl wohlthätiger Anſtalten, deren Pforten dieſen Armen gaſtlich offen ſtehen — wenn ſie nur eintreten *wollten*. Es giebt tauſend hilfreiche Hände, die ſich ausſtrecken, um die Mädchen zu retten und zu ſtützen, ſobald ſie das Gefängnis mit der Freiheit vertauſcht haben, — aber viele gehen vorbei und *wollen* ſie nicht ergreifen. Da müßte das *Geſetz* eingreifen mit unerbittlichem Zwange. Wie es die Kinder nötigt, auch gegen ihren Willen und gegen den Willen der Eltern leſen und ſchreiben zu lernen und der Schulzucht ſich zu fügen, ſo ſollte ein anderes Geſetz die Verwahrloſten, die ſittlich Schlaffen oder Verdorbenen zwingen, in einer andern Schule ſich lehren zu laſſen: zu arbeiten, zu gehorchen, ihre Pflicht zu thun gegen Gott und Menſchen. Ein ſolcher Beſſerungszwang könnte eine ſehr ſegensreiche Ergänzung unſeres Schulzwanges werden.

So lange aber ein ſolches Geſetz nicht exiſtiert, muß die freiwillige Liebesarbeit, zumal der Frauen, ſich dieſer Ärmſten unter den Armen annehmen. Die Fürſorge für die Gefangenen gehört zu den heiligſten und wichtigſten „Werken der Barmherzigkeit"; es ſteht im Evangelium Matthäi 25 geſchrieben: „Ich bin hungrig geweſen und ihr habt mich geſpeiſt; ich bin nackend geweſen, und ihr habt mich gekleidet" — aber auch gleich danach: „Ich bin gefangen geweſen, und ihr ſeid zu mir gekommen!"

Weihnachtsgeschenke.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Unter dem Weihnachtsbaum stand eine Wringmaschine. Wir fanden das alle sehr unpoetisch.

Die Poesie ist eine vornehme Dame geworden. Wenn man als Kritiker eine Vernunftehe mit ihr eingegangen ist — sehr glücklich sind solche Ehen nie — wie oft hat man ihr vorzuwerfen: sei schlichter, gieb dich natürlicher, trage dich einfacher, mache keine fremden Moden mit! Aber sie mißtraut der kühlen Vernünftigkeit, auch da, wo ihr zu mißtrauen zufälligerweise kein Grund vorhanden ist. Mit wenigen Auserwählten tritt sie segnend in arme Stuben und teilt Not und Mühen des täglichen Lebens; aber das Gros des Publikums wie der Schriftsteller speist sie mit festlichen Soireen ab. Die Poesie der Weihnachtsgeschenke —? Man deutet auf ein paar Broncen (sie dürfen aus Zinkguß sein), auf Majolikaschalen, auf venetianische Gläser und japanische Nippes. Mehr oder weniger künstlerische Luxusgegenstände, die so, unter der Flagge der Poesie, in die festlich geschmückten Weihnachtszimmer segeln.

Freilich, es giebt eine Poesie des Luxus, eine echte Poesie, nur daß ich sie in Deutschland selten gefunden habe. Sie macht den Luxus zu Komfort. Sie kann nur da wohnen, wo ein ganz individueller Geschmack aus der Vielheit die Einheit zu schaffen vermag und dem Luxuriösen den Stempel des Selbstverständlichen aufzuprägen das Geschick hat. Wo zu künstlerischem Verständnis die Einsicht dessen kommt, in welcher Umgebung das Künstlerische künstlerisch wirkt. Aber verlorene Luxusgegenstände, deren Familienbeziehungen zu echter Kunst oft dazu sehr problematischer Natur sind, machen die Wüstenei moderner Zimmereinrichtungen zumeist nur trostloser, augenfälliger. Warum also diese fabrikmäßigen Luxusgegenstände zu den poetischen Weihnachtsgeschenken par excellence adeln?

Ich sehe mich in meinem Zimmer um. Unter den vielen gleichgiltigen Gegenständen ein paar Dinge, die mir die Gewohnheit, die sanfte, graue Freundin, lieb gemacht hat. Das Tintenfaß, zu dem ich die Feder führe — es war auch einmal ein Weihnachtsgeschenk. Ich mag zwölf Jahr alt gewesen sein, als man es mir schenkte, und es ist vielleicht für einen zwölfjährigen Knaben geeigneter, als für einen Erwachsenen. Man hat mir auch häufig damit gedroht, mir ein neues schenken zu wollen, aber ich habe der Drohung widerstanden; ich könnte mich schwer nur davon trennen. Ist es nicht ein Hauch wirklicher Alltagspoesie, der Gegenstände täglichen Gebrauchs lieb und wertvoll macht? Wie Freunde, von denen man sich nicht trennen kann, schon deshalb nicht, weil man sich so oft über sie geärgert hat? Geschenke, die im Lauf der Jahre sich fester und inniger ein Heimatsrecht erobern, sie sollten unpoetisch sein, nur weil sie alltäglich und notwendig sind?

Ich kannte einen feingebildeten Mann, der es sich ernstlich verbat, ihm „alles was zur Leibes Notdurft und Nahrung gehöre", zu Weihnachten zu schenken. Das kaufe er sich selbst, sagte er. Und in gewissem Sinne hatte er Recht. Als Kinder schon haben wir alle es beinah als Beleidigung empfunden, wenn der Anzug, den wir doch ach! so unumgänglich brauchten, feierlich unter dem Weihnachtsbaum lag. Wir nahmen ihn unsanft beim Arm und legten ihn aufs Sofa; in die gewählte und lustige Gesellschaft der neuen Spielsachen paßte er nicht. Und dann — wie alles im Lauf des Lebens Ansehen und Bedeutung wechselt! — als ich ein Junggesellendasein führte, lag einmal eine Spickgans, mit blauem Bändchen um den wohlgemästeten Rücken zierlich ausstaffiert, für mich unter dem Weihnachtsbaum. Ich fühlte keinerlei Antrieb, sie auf das Sofa zu tragen.

Die Wringmaschine unter dem Weihnachtsbaum fanden wir alle sehr unpoetisch. Ich aber möchte fragen, wie kam die Wringmaschine in die weihnachtliche Umgebung?

Sie hatte sie sich gewünscht, und er hatte ihr gesagt, „liebes Kind; zu Weihnachten": — ich gebe zu, das ist sehr unpoetisch. Aber wenn die zwei — sie müssen mit ihrem Einkommen haushalten, und bei der großen Wäsche muß die Frau womöglich selbst mit Hand anlegen — an einem freien Abend vor Weihnachten durch die Straßen schlendern, in ein Geschäft treten und die unpoetische Maschine sorgsam aussuchen; oder wenn er von selbst auf den Gedanken gekommen ist, ihr ihre Arbeit zu erleichtern — dann kann ich die Wringmaschine unter dem Weihnachtsbaum gar so „unpoetisch" nicht finden.

Die Frage nach den Weihnachtsgeschenken ist immer eine Frage nach der Individualität des Schenkers und des Beschenkten. Wie jedes Geschenk soll es ein stiller Vermittler zwischen zwei Persönlichkeiten sein. Könnt' es sprechen, es müßte sagen: siehst du, er hat dich verstanden; er nimmt teil an dir und deinen Gedanken. In den Läden stehen die Dinge stumm und dumm nebeneinander. Aber es giebt nicht nur einen Kampf mit dem Objekt — die Stellungnahme des Menschen zu den Dingen hat seine ganze Stimmungsskala. Die kennen oder erraten, darin wurzelt die Poesie des Schenkens. Sie ist individualistisch, wie mehr oder weniger alle Poesie es ist. Sie ist tröstend und sanft, weil sie dem Menschen erzählt wie er vom Menschen verstanden worden ist. Sie ist ganz weihnachtlich, und sollte sie — in einer Wringmaschine verkörpert unter dem Tannenbaum stehen.

* * *

Ein deutscher Philosoph hat einmal behauptet, das erste große Ereignis im Leben des Menschen sei der Augenblick, in dem er als Kind zum ersten Mal das Wörtlein „Ich" gebrauche. Und in der That, so ein junges Ich segelt die erste Zeit zumeist mit freudig gebläht en Segeln in das Meer des Lebens hinaus. Aber mit den Jahren wird das anders. Es kommt die Zeit, in der ein jedes Ich — mit großem Anfangsbuchstaben feierlich geschrieben — sich klein und matt fühlt und verzagt. Bis wieder nach Jahren dasselbe Ich trotz aller Zweifel und Bängnis an eignem Wert und an eignem Können sich mit sich abgefunden hat und sich der Welt gegenüber durchsetzt. Bis dann auch dieser Kampf in lächelnder Resignation seinen Waffenstillstand, wenn's glückt, seinen Frieden findet. Und in all diesen Stadien sehnt sich das Ich nach Verständnis. Und wenn man von einer Kunst des Schenkens sprechen will, dann muß sie, so oft sie geübt wird, immer wieder von neuem aus diesem Verständnis des fremden Ichs erblühen.

Es liegt eine Huldigung in jedem recht gewählten Geschenk. Man huldigt der Persönlichkeit, indem man ihr beweist, daß man ihren Wünschen und ihrem Geschmack nachspürt und beiden Anerkennung zollt. Das rechte Geschenk bezeugt die Berechtigung der Persönlichkeit. Darum liegt etwas Tröstendes in solchen Geschenken, weil sie einem sagen, daß das eigene Ich in seiner Eigenheit bei anderen Billigung findet. Zumal in den Jahren der Entwicklung, in denen sich die ersten Zweifel regen, gilt das. Und diese Huldigung, die sich hinter dem Geschenk birgt, kann sich bis zu feinster Schmeichelei erheben. Das Geschenk kann sagen: so hoch schätzt man deine Reife, deine intellektuellen Fähigkeiten, deinen Geschmack, daß man dir zutraut, an einem solchen Geschenk Freude zu finden.

Und auf die Geschenke, die man den Kindern unter den Weihnachtsbaum legt, sollte das alles nicht zutreffen? Auch der werdenden Individualität kann man im Geschenke sagen: du bist mit deinen Wünschen auf vernünftigem Wege. Freilich, die moderne fabrikmäßige Spielwarenindustrie hat es den Eltern schwer gemacht, der Individualität ihres Kindes nachzugehen. Die Freude der Kinder an solchen Spielsachen beschränkt sich denn auch meist auf ein Anstaunen und auf ein Entzweimachen; denn sie wissen nichts damit anzufangen. Es ist mit all den Dingen, die man zur Weihnachtszeit hinter den Schaufenstern der Spielwarengeschäfte sieht, auch wirklich nicht viel mehr zu machen, als sie aus dem Kasten zu nehmen, sie aufzubauen und sie wieder „ordentlich" in den Kasten hineinzulegen. Darum soll man den Kindern mehr Material, aus dem sie etwas fertigen können, als fertige Dinge schenken. Und darum sollte die schöne, alte Sitte nie aussterben, daß Eltern ihren Kindern die Weihnachtsgeschenke zum Teil selbst herstellen. Großer Kunstfertigkeit bedarf's ja dazu nicht.

Am ärgerlichsten empfanden wir als Kinder immer die Geschenke, hinter denen wir einen erziehlichen Zweck witterten. Das ist das Feingefühl des Kindes, das inne wird, daß ihm da ein Zwang angethan werden soll, wo es anerkennende Nachsicht zu finden hoffte. Man soll nicht dem Knaben, der auf der Censur ein „Ungenügend" in Botanik hatte, eine Blumenpresse zu Weihnachten schenken! Das widerspricht der Symbolik des Geschenkgebens überhaupt. Und es widerspricht auch den einfachsten pädagogischen Grundbegriffen. Man muß die Kinder nicht mit pädagogischen Mauern umgeben, man muß sich vor einem Zuviel der Erziehung so sehr wie vor einem Zuwenig hüten. Und in diesem Zuviel wird heutzutage gesündigt. Selbst das Weihnachtsfest wird, ich möchte sagen, heimtückisch dazu ausgenutzt, den Kindern in den vergoldeten Nußschalen, die an dem Lichterbaum hängen, pädagogische Pillen beizubringen. Das Verständnis für Freiheit, für die eigne wie für die, die man den Kindern zu bieten hat, nimmt in dem heutigen Deutschland eben erschreckend ab. Ein Circusbesitzer, der neue Schulpferde ankündigt, schreibt an die Litfaßsäulen: in Freiheit dressiert. Das sollte von Menschen in gleicher Weise gelten. Wir aber spiegeln uns, im Licht des Weihnachtsbaumes, zumeist in unserer eigenen pädagogischen Vortrefflichkeit.

Auf den weihnachtlichen Sündenzettel der Eltern gehört auch der „Wunschzettel," den sie ihre Kinder zu Weihnachten schreiben lassen. Sie halten das für pädagogisch, denn er muß orthographisch fehlerlos sein. In Wirklichkeit ist auch der Wunschzettel der Idee des Geschenkgebens zuwider, denn er erspart das, worauf es ankommt: nachdenken, was dem Kinde Freude macht. Er wird auch schließlich nur zu einer Art Rechnung, in der verschiedene Posten meist noch unbezahlt bleiben. Ich erinnere

mich, daß ein findiger Pädagoge, dem der deutsche Unterricht der Quarta von Staatswegen anvertraut war, uns einmal einen solchen Wunschzettel als Aufsatzthema aufgegeben hat; er wollte wohl aktuell sein. Wir aber wünschten uns in besagtem Aufsatz nur Schulbücher, unsern Fleiß zu dokumentieren: „römische Geschichte für die reifere Jugend"; „der Hauslehrer im Lateinischen, ein Übungsbuch für die Quarta"; „der perfekte Mathematiker nebst einer Anleitung zum Kopfrechnen". Beurteile ich heute den Mann, der auf ein so pädagogisch tiefsinniges Aufsatzthema vielleicht ganz selbständig verfallen ist, richtig, so hat er vor seiner Klasse von Stund an tiefen Respekt bekommen.

* * *

Wenn die Geschenke auf dem weißen Tischtuch prangen und der Baum angezündet ist, es muß zu der Kunst des Schenkens noch ein anderes hinzukommen, das Fest freundlich zu machen: die Kunst sich beschenken zu lassen, die Grazie des Nehmens.

Ein Geschenk kann zu einer Beleidigung werden, sobald man herausfühlt, daß der Geber etwas für sich damit erreichen wollte. Ein Geschenk kann verstimmend wirken, sobald man sich in dem Gedanken bedrückt fühlt, es nicht erwidern zu können. Es gehört ein gut Teil innerlicher Freiheit dazu, sich beschenken zu lassen. Die Freiheit, welche die Persönlichkeit über die zufälligen Güter des Lebens stellt. Ich meine, sie ist selten geworden heutzutage, diese Freiheit, aber ohne sie ist ein rechtes Weihnachten dennoch undenkbar. Man weiß, wozu es ohne sie wird: zu einem großen Tauschgeschäft, das Zeit und Geld ärgerlich in Anspruch nimmt. Aber ist nicht jede echte Freude ein Kind innerlicher Freiheit?

Es ist auch nicht immer leicht, seine Freude über ein Geschenk zu zeigen. Und in dem Gefühl, es thun zu müssen, thut man sich Zwang an und schämt sich gleichzeitig des angethanen Zwanges. Unfreiheit überall. Die Grazie des Nehmens ist zu einem Vorrecht der Kinder geworden. Nur wenige Erwachsene haben sie in ihr Leben hinübergerettet.

Wenn der Baum mit seinen freundlichen Lichtern und seinem Stern „Friede auf Erden" uns Jahr für Jahr neu ersteht, ich kann ein Gefühl tiefer Wehmut nie überwinden. Er erzählt von soviel verlorenen Hoffnungen, verlorenem Vertrauen, verlorenen Freuden. Was die Jugend unbewußt besitzt, es ist so schwer, es sich im Leben bewußt zurückzuerobern. Das Beste geht dabei verloren. Und der Baum mit seinem tiefen Grün fragt: weißt du, wie du dich damals freutest als Kind? — Heut suche ich andern Freude zu machen, ist die verlegene Antwort; das ist schwer. Es ist noch schwerer, sich selbst zu freuen.

Die innerliche Freiheit des Kindes — Weihnachten predigt sie den Erwachsenen.

Die kleinen Lebenskünstler sollen aber auch lernen, anderen eine Freude zu machen; dazu ist Weihnachten da. Die Freude des Nehmens haben sie, sie sollen die Kunst des Schenkens lernen. Den Eltern und den Geschwistern sollen sie eine Kleinigkeit arbeiten oder von ihrem Ersparten kaufen. — Der Gedanke ist hübsch und richtig. Nur daß er, aus der Theorie in die Praxis übersetzt, nur da hübsch und richtig bleibt, wo der Trieb zum Schenken schon vorhanden ist. Ob man den bei zwangsweiser Anfertigung von Weihnachtsgeschenken lernt oder ob ihn nicht vielmehr ein rechtes Familienleben mit der Zeit ganz von selbst giebt — das zu entscheiden überlasse ich den klugen Leuten.

Auf dem Abreißkalender prangt eine 22 unter dem Wort „Dezember.“ Die Eltern einer töchterreichen Familie sind endlich einmal einen Abend ausgegangen. Deshalb große Versammlung im Kinderzimmer. Alles arbeitet. Die älteste Schwester, „die immer fertig wird“, hatte angefangen, zur allgemeinen Arbeit vorzulesen. Aber die Zweite hat sie energisch bedeutet, endlich aufzuhören, da sie sich schon zum drittenmal verzählt habe. Darauf allgemeine Stille. Darauf ein wütender, thränenreicher Aufbruch und ein Niederwerfen der Arbeit: „ich werde doch nicht fertig“! Auf die liebevolle Frage: „wann wärst du auch je fertig geworden“, nimmt die Betreffende die Kaffeedecke, auf der sich die bestickten Stellen wie Inseln im Weltmeer verlieren, wütend wieder auf. Lieblich duftend verbreitet sich der Geruch gebrannten Holzes durch das Zimmer. Die Zehnjährige steht auf und bespült ihre Augen mit Wasser aus der Waschschüssel. Der Arzt hat ihr verboten, abends bei Licht zu arbeiten, und ihren Schularbeiten gegenüber befolgt sie das mit heroischer Konsequenz; aber Weihnachten ist ja nur einmal im Jahr. Inzwischen hat die Jüngste wieder eine eindringliche Ohrfeige bekommen. Auf dem Glückwunsch, den sie für die Eltern zu Weihnachten schreiben darf, hat sie das Wort „Segen“ klein geschrieben. Es ist Ohrfeige Nummer 7, die gerade auf Wort Nr. 30 kommt.

Kein Fest, dessen Poesie wir armen, thörichten Menschen mit so ausbündiger Narrheit parodieren, wie die des Weihnachtsfestes. In den Tagen schlingen wir die Kette des Zuvielzuthunhabens mit doppelt verzweifelter Anstrengung uns um den Hals. Vor Weihnachten erfüllt ein Jahrmarktstreiben die großen Städte, auf jeden Einkauf kommt ein unverhältnismäßiger Zuschlag an Wartezeit, und alte, ehrwürdige Damen holen sich Rheumatismus, weil sie nur noch vorn auf der Pferdebahn Platz finden. Hausfrauen seufzen: ach wär's erst vorüber! Am heimtückischsten aber parodieren die Novellisten die Weihnachtsstimmung in den Familienblättern. Sie lassen immer wieder das arme Kind am heiligen Abend im Schnee erfrieren, nur um jedwedem Leser das übliche warme Regenwetter von Grund aus zu verleiden.

Und doch — alldem gegenüber klingt es beinahe paradox — es giebt eine Weihnachtspoesie. Zu sagen, worin sie besteht, vermag ich nicht. Ich weiß nur, daß an dem Abend die Liebe an viele Herzen pocht, die sonst nichts von ihr wissen. Die einen nennen sie göttlich, die andern menschlich, aber sie ist doch für alle dieselbe und allen eine frohe Botschaft. Ich weiß auch, daß am Weihnachtshimmel ein Stern aufgeht und daß der, der diesem Stern nachgeht, in ein Haus und in ein Zimmer geführt wird, das er lange nicht betreten hat und das ihm doch wohl bekannt ist. Ein Weihnachtsbaum steht darin, und um den Tisch stehen neben Lebenden längst Verstorbene. Es ist das Zimmer, in dem du als Kind dein Weihnachten gefeiert hast.

Ich weiß wohl, daß viele sich hüten, diesem Sterne nachzugehen. Manche haben auch guten Grund dazu. Aber gerade ihnen erzählt dann an einem einsamen Weihnachtsabend das Heimweh ergreifend von Weihnachtspoesie.

* * *

Von Weihnachtsgeschenken sprechen, und die Armen vergessen? Ich habe in manchem Hause gestanden, in dem am Weihnachtsabend neben dem Familientisch ein Tisch für Arme gedeckt war; ich habe manchen Korb mit Sachen in entlegene Stadtgegenden tragen sehen. Aber das ist stille Thätigkeit, die der Worte nicht bedarf. Die mit dem Schweigen, hinter dem sie sich versteckt, ihren keuschen Reiz verliert.

Ob dieſe Liebesthätigkeit immer das rechte Ziel findet? Vielleicht ſind viele dieſer Weihnachtsgaben an den Beſchenkten verloren; für den Geber ſind ſie's nie.

* * *

Ein Weihnachtsgeſchenk giebt's, das ich mir ſelbſt ſchon ſeit einer Reihe von Jahren immer wieder mache. Es iſt in Berlin Sitte geworden, in den Wochen vor Weihnachten Anzengrubers Weihnachtsſtück „Heimg'funden" zur Aufführung zu bringen. Ich ſehe es mir alljährlich an. Es iſt ſoviel echte, kernige Weihnachtspoeſie darin, und das Schickſal waltet mit den Menſchen ſo weihnachtlich freundlich. Und liegt nicht ſchon in dem Wort „Heimgefunden" ein gut Teil aller Weihnachtsſtimmung beſchloſſen?

Ich will nicht zuviel davon ſagen. Denn mein Hinweis darauf — ſei mein Weihnachtsgeſchenk für die Leſerinnen dieſer Plauderei über „Weihnachtsgeſchenke".

Ada Negris „Stürme".

Skizze

von

Dr. **Fred Niemann.**

Nachdruck verboten.

Plötzlicher Ruhm iſt ein gefährliches Geſchenk. In der betäubenden Luft des Weihrauchs, den die Menge für ihre Günſtlinge bereit hält, iſt ſchon manches vielverſprechende kraftvolle Talent erſchlafft und hat ſich verleiten laſſen, am Anfang des ſteilen Weges ſtehen zu bleiben, wohin der Blick der kurzſichtigen Menge ſeine Schritte noch begleiten kann, ſtatt rüſtig zum Gipfel emporzuſtreben, zu deſſen ferner Höhe ihm freilich nur das ſcharfe Auge weniger in ſchweigender Bewunderung zu folgen vermag. Es iſt ein mühſeliger Weg, den wahrhafte Kunſt zu gehen hat und der Verſuchungen zu frühzeitiger Raſt ſind gar viele. Der ſittliche Ernſt, der den echten Künſtler zum Ausharren bei ſeiner Aufgabe ſtärken ſoll, geht in dem Lärm, mit dem beſonders in der Gegenwart Mode und Reklame ſchnell von jedem in die helle Beleuchtung des Ruhmes und der Anerkennung gerückten Talente Beſitz ergreifen, leicht genug verloren, und der Beifall der Menge wird nur zu oft das Signal zum Schaffen in flacher Mittelmäßigkeit.

Die junge italieniſche Dichterin, deren Name ſeit etwa zwei Jahren plötzlich einen weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinausreichenden Klang erhalten hat, Ada Negri, zeigte ſchon in ihrer erſten Schöpfung, der Gedichtſammlung „Fatalità," einen ſo heiligen Ernſt und eine ſo ſtrenge Auffaſſung von den Pflichten des Künſtlers und gleichzeitig eine ſolche Kraftfülle und Elaſtizität des Geiſtes, daß man von dem berauſchenden Zauber des allgemeinen Beifalls, der ſie alsbald in ungewöhnlichem Maße umbrauſte, für die fernere künſtleriſche Entwicklung der Dichterin keine nachteilige Einwirkung zu befürchten brauchte. Unlängſt iſt ſie nun mit einer neuen Sammlung von

Gedichten auf dem Plane erschienen, der sie den Namen „Tempeste" („Stürme")[1]) gegeben hat. Hallte ihr erstes Buch von der Klage über das persönliche Verhängnis wieder, das ihr Leben von Kindheit auf mit dem Unglück verkettet hatte, so sind diese neuen Lieder mehr der Allgemeinheit geweiht: Stürmen gleich sollen sie über das Land dahinbrausen, dem kommenden Unheil der sozialen Revolution ein warnender

Ada Negri.

Nach einer Aufnahme der königlichen Hofphotographen Guigoni & Bossi in Mailand.

Vorbote, die Herrscher von heute sollen sie aufrütteln, daß sie vielleicht noch versuchen, die dräuende Flut zurückzudämmen, aber auch die Armen und Unterdrückten zur Selbstbesinnung auf ihre Menschenwürde aufrufen, als echte Stürme sollen sie mit ihrer Wucht niederwerfen, was alt und morsch geworden ist, und bis in die tiefsten Tiefen dringend, den Schmutz und das scheu versteckte Elend emporwühlen, und reinigend

[1]) Stürme (Tempeste). Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Berlin. Verlag von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler. Berlin 1896.

Digitized by Google

endlich, wie Stürme der Natur, sollen sie über die moderne Gesellschaft hinwegfegen. So wenigstens glauben wir den Titel „Stürme" verstehen zu sollen.

In dieser neuen Sammlung nun tritt uns die Dichterin wiederum als dieselbe entgegen wie in dem ersten Buche: es ist dieselbe Kraft und Leidenschaftlichkeit, dieselbe Glut und Tiefe der Liebe zu den Armen und Unterdrückten, die uns die selbstbewußte Persönlichkeit der Dichterin schon in „Fatalità" hatte so beachtenswert erscheinen lassen. Aber ihr Blick hat sich seitdem geweitet, wenn auch der Stoffkreis noch verhältnismäßig beschränkt geblieben ist, ihr Empfinden hat sich noch geklärt, ihre Auffassung noch vertieft, ihre Anforderungen an sich und ihre Kunst sind vielleicht noch strenger geworden. Doch nicht nur, daß sie sich im Ganzen zu größerer Klarheit und Bewußtheit ihrer Lebensanschauung durchgearbeitet hat: es sind in „Stürme" auch einige, wenn auch wenige, neue Saiten ihres Herzens angeschlagen, die bisher noch keinen Klang gaben. Jedem aufmerksamen Leser mußte es auffallen, daß in den ersten Gedichten Ada Negris beinahe garnicht von Liebe die Rede war. Wir meinen nicht jene unklare Sehnsucht nach einer Idealgestalt, von der die Verse dichtender Jungfrauen gemeinhin erfüllt sind: dazu erschien die Dichterin von vornherein zu ernst veranlagt. Aber auch von jener großen Leidenschaft, die den ganzen Menschen durchrüttelt, und der die Lyrik ihre herrlichsten und duftendsten Blüten verdankt, wußte Ada Negri trotz ihrer 20 Jahre noch nichts zu sagen. Nur von den hohen Anforderungen, die sie an den Mann stellte, dem allein sie einst ihr Herz schenken könnte, sprach sie damals an einer Stelle und verleugnete auch hierin ihre tiefernste, allem Tändelwesen abholde Sinnesart nicht. Seitdem aber hat sich in ihrem Leben der bedeutendste Umschwung vollzogen, den das Leben der Frau kennt: Ada Negri ist seit März dieses Jahres in glücklicher Ehe vermählt.[1]) Von dem heiteren, seligen Glück der Liebe sprechen ihre Verse freilich auch jetzt nicht; dennoch ist das Ereignis nicht ohne tiefe Spuren vorübergegangen. Aber es ist bezeichnend für diesen Liebling des Unglücks und psychologisch interessant, daß nicht jenes überquellende Gefühl stürmischer Hingebung in ihr nach dichterischer Gestaltung ringt, daß sie nicht etwa voll überquellenden Glücksempfindens die glückliche Wendung ihres Schicksals preist, sondern daß zunächst ein tiefeingewurzeltes Mißtrauen in ihr sich gegen den Glauben an ein dauerndes Glück auflehnt. Zu schwer hat bisher die Hand des Geschickes auf ihr gelastet, um sie zu einem selbstvergessenen Genießen kommen zu lassen. Als eine beängstigende Vision steigt der Gedanke vor ihrem Auge auf, wie vielen ihrer Geschlechtsgenossinnen nie die Stunde der Liebe schlug, wie vielen Frauen vorzeitig ihr Teuerstes entrissen wurde. Und der Gedanke an diese Unglücklichen macht, daß im Arme des Geliebten sich ihre Küsse in Seufzer wandeln, daß die Liebe sie nur aufschreien läßt, daß, wenn ihr Auge zu dem Geliebten aufblickt, nicht seliges Glück sondern tiefes Bangen dort glüht; denn unablässig peinigt sie die Furcht, auch ihrem Glücke könne keine lange Dauer beschieden sein, und immer sieht ihr geistiges Auge die Schatten der Unglücklichen:

„Mit scheelem Blick mir folgend ohne Ruh,
Durch Dornen und Gestrüpp sie schweben
Und rufen mir prophetisch grausig zu:
„Auch du, auch du wirst es erleben!"

(Vgl. „Auch du wirst es erleben.")

Diese mißtrauische Angst, dieses tragische Grauen vor dem Glück, doppelt tragisch bei der Jugend der Unglücklichen, will nicht ruhen und schlummern. Die Angst quält sie, daß sie umsonst liebe und daß dies Leben nichts ihr bringen werde als Kummer. Der Geliebte weilt fern von ihr; wie nahe liegt die Furcht, er könnte niemals wiederkehren!

„Und alles wäre aus;
Ich hätte dich geliebt, um nie dir zu gehören."

Aber nicht ein trotziges Auflehnen gegen das harte Schicksal erfaßt sie bei diesem furchtbaren Gedanken, sondern — wie wunderbar ergreifend bei ihrem leidenschaftlichen Feuergeist! — ein „höchstes Mitleid" erschüttert sie, Mitleid mit sich und dem Geliebten.

[1]) Mit dem Fabrikbesitzer Garlanda.

Und dieses Gefühl trägt so sehr den Stempel unmittelbaren Empfindens, es liegt so wenig Pose darin, daß man ein fast ehrfürchtiges Staunen vor der geläuterten Reife dieser jungen Seele empfindet, aus deren Schacht Gedanken von einem sittlichen Gehalt emporquellen, wie sie sonst nur die Weisheit eines erfahrungsreichen Lebens zeitigt. Unsere Bewunderung aber steigt noch, wenn wir der erschütternden Klage lauschen, die sie in die tiefe Tragik des Gedichtes „Die Stunde" ausströmen läßt, und wenn wir hören, wie übermäßig die Liebessehnsucht ihr Herz und ihre Sinne ergriffen hat. Da enthüllt sie in Versen von großartiger Unbefangenheit die geheimsten Falten des jungfräulichen Herzens und offenbart jene furchtbaren Qualen unbefriedigter Sehnsucht, an denen Tausende ihrer Mitschwestern in geheimer Qual dahinsiechen. In solchen Versen offenbart sich das Genie der Künstlerin, die mit unbewußt schaffender Sicherheit das rechte Symbol trifft, um das individuelle Erlebnis zur Tragik eines typischen modernen Frauenschicksals zu erheben. Den gleichen Gedanken wie das eben angezogene Gedicht bringt in wunderbar umfassender Weise das schöne Gedicht „Stunden der Ruhe" zum Ausdruck, und auch in „Ich sah dich im Traume" und „Kehr nicht zurück," die beide gleicher Stimmung entsprossen sind, hallt der verzweifelnde Aufschrei der liebenden Sehnsucht wieder, der die Befriedigung versagt ist.

Nur einmal klingt uns wie schüchternes Erbeben ein Laut tiefen, glücklichen Selbstvergessens entgegen, das auch ihr die Liebe gebracht hat, nur einmal spricht sie von der Brunnhilden-Seligkeit des Bezwungenseins. Es ist in den Schlußstrophen des Gedichtes „Kleine Hand," wo sie der Zeit gedenkt, als ihre Hand „der Feder jugendglüh'nden Brand" nur ergriff, um zu kämpfen; jetzt ist es anders geworden, denn es

„. . . hat einer nun,
Der sah und siegte, sich zu mir geneigt,
Wenn seine dunklen Augen auf mir ruhen
Springt mir das Herz fast, und die Lippe schweigt.
Ihm tönt das hohe Lied jetzt unverwandt,
Das mir begeistert durch die Seele schwebt . . .
Indessen die verliebte kleine Hand
Verlegen, schüchtern in der seinen bebt."

Indessen sucht man in dem vorliegenden Bande vergebens nach diesem „hohen Lied". Ada Negri mag auch wohl ihre Aufgabe als Dichterin zu ernst und zu hoch auffassen, um von dem eignen Glück zu sprechen, während rings ihr das Elend in tausend Gestalten entgegenstarrt. So ist denn die Liebe, von der ihre Verse widerhallen, fast stets nur die hohe, heilige Liebe zu den Kranken, Einsamen und Schwachen auf der Welt.

„Liebe, die da leiden und nicht hoffen;
Du Schwache und Einsame
Werde stark und mächtig für die
Schwachen und Einsamen."

ruft ihr einmal die innere Stimme mit mahnendem Ernste zu (vgl. „Ohne Rhythmus).

Immer wieder begegnet uns dieser Gedanke, bald als heiliges Gelübde, bald als warnende Mahnung an die Welt der Gleichgiltigen, bald in der Form tiefen Mitleids in der Schilderung von Nachtstücken aus dem sozialen Leben der Gegenwart.

Noch in einer anderen Gestalt aber tritt uns die Liebe in den neuen Gedichten entgegen: als Mutterliebe. Dasselbe Sehnen des Weibes nach dem Kinde, für das kürzlich des jungen Skandinaviers Peter Ransens schöne Dichtung „Gottesfriede" in der Gestalt der Müllerstochter Grete den typischen Ausdruck gefunden hat, klingt uns auch aus einigen Versen der italienischen Dichterin entgegen, denn dieselbe hohe Idee, die sie von ihrem Dichterberuf hat, zeigt sie in der Auffassung ihrer Aufgabe als Frau. Wir geben der Dichterin selbst das Wort, zunächst mit dem Gedicht: „Mütterlicher Instinkt."

„Kein Kind für mich! . . . Soll einsam und allein
Die heiße Glut der Jugend mir vergehn."

ſo tönt zuerſt verzweifelnd ihre Klage. Dann aber malt ſich ihre Phantaſie das ſchöne Bild künftigen Mutterglückes:

„O Wiegenküſſe! . . . Holder Freudenſchein,
Der Troſt dem Herzen bringt für alle Wehn,
O erſtes Wort ſo ſüß und wunderſchön,
Das einem Engelsmund wir prägten ein! . . .

Die Würd' erfleh' ich mir der Mutterſchaft,
Die aus geheimnisvollem Seelenweben
Entfeſſelt Fluten ew'ger Liebeskraft,

Der Himmelsroſe Blühn im Sonnenglanz,
Den Riß im Innerſten, der unſer Leben
Dahingiebt an ein andres Leben ganz."

Mit einer faſt triumphierenden Überzeugung verſenkt ſie ſich in dem folgenden Sonett „Der Sohn" tief in die Wonne des gleichen Gedankens. Machtvoll bricht ſich der Strom ihrer Empfindungen gleich in den ſtolzen Anfangsworten Bahn:

„Und kommen wird er, denk' ich. — Aus den Quellen
Des friſchen Weſens in mir, ſtark und kühn,
Aus meines Blutes ſtrömend heißen Wellen
Wird er die Keime ſeines Lebens ziehn.

Und er empfängt die Triebe, die mich ſchwellen,
Die Kräfte, die im Hirn mir flammend ſprühn,
Das mächtge Sehnen nach den Höhn, den hellen,
Der unbegrenzten Liebe heißes Glühn.

Groß wird er ſein, wie ich mir vorgenommen
Und doch nicht ward, und wohin ich nicht kam,
Der höchſte Gipfel wird von ihm erklommen.

Und innig werd' ich mich daran erfreuen,
Seh' ich den Geiſt, die Kraft, die er mir nahm,
In ihm ſich wie in einem Gott erneuen."

Und in einem zweiten, unter derſelben Überſchrift gegebenen Gedicht wendet ſie ſich mit Worten von erhabener Größe an dieſen noch ungeborenen Sproß ihres Mutterſchoßes:

„O, der du ſchlummerſt in der tiefen Nacht
Des Unerſchaffnen, der im Traum nur lebt;
Dem Edlen, das ich mehr als andre ſtets erſtrebt,
Der tiefen Sehnſucht, die nach dir in mir erwacht,
Enthülle dich! —"

Wir ſind bei dieſen Gedichten etwas länger verweilt, da ſich uns in ihnen Ada Negri von einer neuen Seite offenbart; wir wenden uns nunmehr jenem Gebiete zu, auf dem ſie ſchon in ihrem erſten Buche den reichſten Lorbeer ernten durfte, dem die neue Sammlung manch neues, friſches Reis hinzufügt, der ſozialen Lyrik.

Ein Kind des Volkes nannte ſich die Dichterin damals, ſtolz und ſelbſtbewußt: dem Volke und ſeiner Kraft und ſeinem Leiden weiht ſie auch in „Tempeste" wiederum den Hauptanteil ihres poetiſchen Schaffens und ihrer menſchlichen Anteilnahme. In Geſtalt eines triumphierenden Dithyrambus entwickelte ſie dieſes poetiſche Programm in dem majeſtätiſchen Gedichte „Unſterblich," das gleichzeitig einen Hymnus auf die unverſiegliche Kraft des Lebens bildet, die ſie zum unverzagten Kampfe aufruft. Denn das iſt das Charakteriſtiſche an dem Philanthropismus Ada Negris: nicht in der Mahnung zu ſtiller Ergebung etwa ſpricht ſich ihre Liebe zu den Armen und Enterbten aus, nicht auch in bleichſüchtiger Altjungfern-Sentimentalität, die in dem Schein des eignen Edelmuts nur ſich ſelbſt zufrieden ſonnt, nicht in einem Appell an die Reichen, den armen und leidenden Nächſten einen Broſamen von ihrer üppigen Tafel zukommen zu laſſen. Was ihr Herz bewegt, das iſt vielmehr das tiefverſtändnisvolle, feurige Mitempfinden des Volkskindes, das ſelbſt Elend, Armut und Unterdrückung

kennen gelernt hat. Wenn sie sieht, wie sich ihre Brüder und Schwestern, sei es in der schweren Frohn der Bergwerksarbeit, sei es im giftigen Reisfelde, in der lärmenden Fabrik, in der elenden Hütte oder endlich in der Obdachlosigkeit des Asyls plagen für schmählichen Lohn und Ruhe nur finden, um zu neuer Hoffnungslosigkeit wieder zu erwachen, dann krampft sich ihr Herz in wildem Schmerze zusammen, als leide es selber alle diese Not, und wie Feuerströme brechen Worte heißester Liebe ihr aus der Seele. In diesem Sicheinsfühlen mit dem Volke aber ist sie sich zugleich auch stolz der unverbrauchten Kraftfülle bewußt, die in den Armeen der Arbeit schlummert, und ist unablässig bemüht, diese Arbeit und ihre Jünger durch Idealisierung ihres bedeutungsvollen Berufes zu adeln. Oder auch ihr Herz empört sich bei dem Anblick des übermäßigen Elends, und sie schleudert in leidenschaftlichen Versen die treue Schilderung dieses Elends als schmachvolle Anklage ihrem Lande und ihrer Zeit, „der Zeit von Laster und Gebrechen" ins Antlitz. Oder endlich ihr Blick wendet sich von dem Jammer der Gegenwart ab dem Bilde der Zukunft zu, dem Bilde eines Zeitalters der Freiheit und Gerechtigkeit, deren Morgenrot sie schon sieghaft emporflammen sieht.

Das Lob der Arbeit singt besonders lebensvoll das Gedicht „Der Handwerker," eine poetische Verklärung des starken mutigen Arbeiters — das leider nicht nur im Vaterlande der Dichterin zu den Idealbildern gehört. Aber noch in zahlreichen andren Liedern nimmt sie Gelegenheit, das kraftvoll-thätige Schaffen mit sympathischer Teilnahme zu grüßen, ein Gefühl, das sich schließlich ausweitet zu einer begeisterten Hingabe an das unzerstörbar wirkende Leben überhaupt und an die Natur, die ewig schaffende, selbst. (Vgl. u. a. „Unsterblich" und „Ego sum.") Welche Kraft z. B. in der folgenden Strophe von „Unsterblich!"

„Ich weise dich zurück, o Tod. — Ich liebe Flut und Licht,
Und die gesunde Erde auch, die reiche Frucht verspricht,
Bei heißen Sonnenküssen;

Die Schmiede der Titanen, wo die Kolben riesengroß,
Geschwungen von der Menschen Kraft, beim Lärmen grenzenlos
Sich rastlos regen müssen."

Und in der stolzen Schlußstrophe:

„Ich steig' empor. — Auf steilem Weg folgt mir die große Schar
Von denen, welche stark und frei, vertrauensvoll und klar
Um hohe Zukunft werben,
Und in des Himmels Strahlenhöh', vom goldnen Glanz umglüht,
Schwenk' ich die Oriflamme kühn und sing' das Siegeslied
All derer, die nicht sterben! . . ."

„Erde," das schöne Gedicht, das der Donna Emilia Peruzzi gewidmet ist (jener edlen Menschenfreundin, der Ada Negri den zehnjährigen Ehrensold und die Stellung am Lehrerinnenseminar in Mailand verdankte) ist ein Hymnus auf die Allerzeugerin Mutter Erde, auf die unerschöpfliche Lebensfülle der Natur, von der die Dichterin sich als ein Teil fühlt. Die Sehnsucht nach der Mutterbrust der Erde nimmt in diesem Gedicht gleichzeitig die Form einer Verdammung der modernen Hyperkultur und ihrer sozialen Krankheitserscheinungen an. Das gleiche Sehnen nach Luft und Licht, nach Freiheit und Thätigkeit, der gleiche Haß gegen alle einengenden konventionellen Formen und unfruchtbares Scheinleben spricht in schöner Symbolik aus „Alte Bücher," dessen Schlußstrophen hier folgen mögen:

„O laßt mich ziehn durch Wald und Busch voll grüner Sprossen,
Durch lachend hohe Gräser und Getreide!
Wo in unzähligen Schlachten einst das Blut geflossen,
Befruchtet sich der Boden jetzt voll Freude.

Die Ackerfurche ruft nach mir, die keimend grüne,
Die Schwingen rufen mich, zum Flug schon ausgespannt . . .
. . . Fossile lebet wohl! . . . Ich flüchte mich ins Grüne,
Mein kranzgeschmücktes Haupt der Sonne zugewandt! . . ."

Es ist psychologisch verständlich, daß sich eine Natur voll solcher Spannkraft, voll so rückhaltloser Lebensbegeisterung nicht in dumpfem Hinbrüten und trostlosem Grübeln über das Elend der Umgebung verlieren kann; aus solchem Holze schnitzt die Natur vielmehr die „Rufer im Streit," die Erwecker der Revolutionen, oder — je nach der speziellen Phantasiebegabung — die Propheten einer besseren Zeit. Ada Negri ist, wie wir schon andeuteten, beides, je nachdem die Empörung über den Anblick des namenlosen allgemeinen Jammers, den sie aus nächster Nähe kennt, oder die phantasievolle Hingabe an das leuchtende Bild einer besseren Zukunft in ihr die Oberhand behält. Zu den Kampfliedern zählen alle jene düsteren Gedichte, in denen sie mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe das Elend der unteren Volksklassen malt, sie zählen dazu, auch ohne daß die Dichterin die Konsequenzen ihrer Schilderungen zieht und zur gewaltsamen Abschüttelung des Joches aufruft. Wir haben neben Gedichten wie „Ausstand," und „Ende des Ausstands," zwei Meisterstücken moderner Lyrik, „Die Letzten werden die Ersten sein," „Vergebens," und besonders dem Kassandraruf des Schlußgedichtes der Sammlung „Die Flut," einer grandiosen Vision des unaufhaltsam fortschreitenden wirtschaftlichen Unterganges, vor allem im Auge jene sozialen Nachtstücke, aus deren Versen uns das ganze liebevolle Herz der Dichterin in tiefem Mitleid entgegenschreit, wie: „Im nächtlichen Asyl," „Auf der Straße," „Im großen Hospital," „Geburt," „Arbeitslos," „Ein Kind," „Die Witwe." Die Titel geben schon eine Ahnung von dem, was die Dichterin zu sagen hat, wie sie es sagt aber muß man in der Gedichtsammlung selbst nachlesen. Gerade diese Lieder vertragen eine auszugsweise Citierung von allen Poesien Ada Negris am wenigsten.

Von diesen Bildern der traurigen Gegenwart wendet sich der Blick der Dichterin immer wieder zu dem leuchtenden Bilde eines fernen Zeitalters der Freiheit, Brüderlichkeit und Gerechtigkeit, dessen Herrlichkeit in glühenden Farben zu schildern ihre Phantasie nicht müde wird. Sicher wird es kommen, muß es kommen: ἔσσεται ἦμαρ! So klingt das, mit der Schilderung des drückenden Elends beim Ausstand schwer und dumpf anhebende Gedicht „Ausstand" in den sehnsuchtsvollen Ruf aus:

„. . . O lichtes Morgenrot,
Nun bist du nicht mehr weit!
Dein Licht dem, den die Geißel noch bedroht,
Die Macht des menschlichen Geschöpfs verleiht,

Gerechtigkeit, nicht Mitleid in die Welt
Bringst du, und aller Blick
Auf neue, heilge Ideale fällt;
Und Kindern, Greisen lacht ein heitres Glück! . . .

O brich herein, du Strom von Liebesglut!
Ein Volk, das auferstand,
Soll finden in der segensreichen Flut
Kühlung und Trost für wehe Lippen Brand! . . ."

Noch herrlicher und stolzer stellt sich ihr der Friede dieses fernen Zeitalters der Liebe und Gerechtigkeit, das alle Gegensätze des heutigen in Eintracht lösen wird, in der erhabenen Vision dar, die den Namen „Pax" trägt. Einzelne Strophen, aus dem Zusammenhang herausgehoben, würden nur einen unvollkommenen Begriff von der majestätischen Siegesgewißheit dieses Gedichtes geben.

Wir beschäftigen uns endlich im Folgenden noch mit einigen Stücken der Sammlung, in denen die Dichterin wie schon in „Fatalità" uns von dem Kämpfen und Ringen der eignen Feuerseele spricht. Mit sichrer Hand zieht sie den Schleier von den Geheimnissen ihrer Psyche und weiht uns ein in alles, was sie an Kräften und Strebungen im Inneren verspürt, und was ihr dort geheimnisvoll und rätselhaft erscheint. Zwar ist Ada Negri keine sogenannte komplizierte Natur von der Art wie sie uns in der modernen Lyrik und in modernen Romanen so häufig begegnen, im Gegenteil, sie hat eine Seele von großartiger Einfachheit und Einheitlichkeit, trotzdem jedoch mangelt es in ihrer sensitiven Künstlerseele nicht an tiefgreifenden Konflikten. So hat vor allem die Liebe in ihr Inneres einen bedeutungsvollen Zwiespalt gebracht: in dem

Genius der Dichtkunſt, dem bisher ihr Herz allein gehörte, iſt dem Geliebten ein gefährlicher Nebenbuhler erſtanden, von deſſen Herrſchaft die Dichterin ſich nicht befreien kann. Die Qualen und Wonnen, die ſie zu gleicher Zeit in der Hingabe an dieſen Dämon empfindet, die Qualen und Wonnen des künſtleriſchen Schaffens, ſchildert ſie mit hinreißender Beredſamkeit in dem tiefſinnigen Gedicht „Und doch verrat ich dich," deſſen erſte Strophen hier ihre Stelle finden mögen.

„Und doch verrat ich dich. — In ſtiller Stunde,
Die Erd' und Meer geheimnisvoll umſchließt,
Ein Dämon naht mit großen Flammenaugen,
Der mir die Stirne küßt.

Und totenbleich, bis in das Mark erbebend,
Erheb' ich zitternd von den Kiſſen mich,
Dem majeſtät'ſchen Schritt des ſtolzen Weſens
Folg' in den Schatten ich.

Auf meine Lippe er mir leiſe flüſtert
Erhabne Dinge der Verborgenheit. —
Und aus der Bruſt mir, aus dem Herzen ſtrömen,
Bei der Unendlichkeit

Großart'gem Düſter, alle die Geſänge,
Die dieſes Dämons Hauch mir hat verliehn,
Die Sänge, die bei Todesqualen ſchluchzen,
Beim Lieben lachend ſprühn,

Die bei der Menſchheit ſtürmiſch wilden Schmerzen
Von Hoffnung, Mitleid ſprechen, tief gerührt,
Aufſchließend die erflehte Strahlenpforte,
Die in das Jenſeits führt,

Die alle Schuld und alle Träume kennen,
Die jedem Trug die ſcheele Hüll' entzieh'n,
Die aus den Strudeln jedes Abgrunds ſtammen,
Aus aller Sterne Glühn.

O ſei nicht eiferſüchtig. — O entreiße
Mich nicht der Stunde heißer Seligkeit;
Der Stunde voller Tollheit und voll Wonne,
Die nur der Genius leiht!"

Wir kennen in der Gegenwart nur wenige Dichter, die es in dem Grade ernſt mit ihrer Kunſt nehmen, die ſo bis in die feinſte Nervenfaſer hinein Künſtler ſind, und deren Seele das Schaffen ſo bis in die Tiefen aufwühlt wie die Ada Negris. Mit Schmerzen ringen ſich ihr die Lieder aus dem Mutterſchoß der Phantaſie, ein Teil ihres Selbſt, in Wahrheit ihres Geiſtes Kinder, die ſie mit ihrem Herzblut genährt hat. Wir verſtehen es wohl, wenn ſie in einem der letzten Gedichte der „Stürme" ihrem Buche zuruft:

„Geh. — Fort trägſt du mir fetzenweis
Die Seele. — Nun geboren du zum Leben,
Spür ich die Laſt des Todeskampfs wie Eis
Auf Hirn und Herz. — Ich lebte und gab Leben. "

und wenn ſie in dem oben angezogenen Gedicht „Kleine Hand" davon ſpricht, daß ihrer „Verſe hohe Macht" ihr „ſtückweis nahm, was in der Seele ſchlief." Pſychologiſch für das Verſtändnis der Dichterin von hohem Werte iſt auch das Gedicht „Erwachen," in dem ſie mit unübertrefflicher Wahrheit das Übermächtige, Plötzliche, Zwingende der künſtleriſchen Inſpiration kennzeichnet.

So kraftvoll und mutig ſie aber auch, wie wir oben ſahen, dem Kampfe die Bruſt bietet, ſo wenig ſind ihr doch im Grunde Kampf und Streit Selbſtzweck: über das Toben der Stürme, die ihr prophetiſches Dichterauge in der nahen Zukunft erblickt, ſchweift ja vielmehr ihr Blick ſehnend hinaus in die ferne Zeit, wo der wirtſchaftliche Vernichtungskampf, der heute die Menſchheit in zwei feindliche Lager ſpaltet, dem

Digitized by Google

idealen Zuſtande ruhigen Genießens, zufriedenen Glückes und friedlichen Wettkampfs um edlere Siegespreiſe Platz gemacht haben wird. Dieſes tiefe Verlangen nach friedvollem Glück iſt ihr eigentliches Ziel. Ihm gelten auch ſonſt noch bisweilen ihre Verſe, ſei es, daß es ſich in Sehnſucht nach den Tagen der Kindheit äußert, ſei es in der Form mitfühlender Freude beim Anblick fremden idylliſchen Glückes! Man erkennt die leidenſchaftliche Dichterin, die adlergleich, allem Unheil und allem Widerſtand zum Trotz, mutig und unermüdlich nur aufwärts ſtrebt, der lockenden leuchtenden Sonne entgegen, gar nicht wieder in den mädchenhaft ſanften Verſen eines ſolchen ſehnſüchtig rückwärts ſchauenden Paſtorale, wie es z. B. das Gedicht „Weiße Häuschen" darſtellt. Behaglich faſt ruht die raſtloſe Kämpferin im Anſchauen des „geſchwätzig trauten Glücks" aus, faſt heiter werden ihre ſtrengen Züge, wenn ſie ſich im anmutigen Spiel der Phantaſie das fröhliche Glück friedlicher Häuslichkeit vorſtellt: ein Zimmerchen mit duftenden Nelken, Roſen und Lilien, mit Nippſachen und Nähzeug, mit Kinderjauchzen und Vogelzwitſchern, mit einer geſchäftigen Hausfrau, einem ernſten Vater und einem lieben Großmütterchen, das der lauſchenden Kinderſchar alte abenteuerreiche Mären erzählt. Und es ergreift ſie ein ſüßes Sehnen:

„— . . . Aus ſtreck' ich die Hände,

Die Arme aus nach Licht und frohem Leben,
Und tief im Herzen Heimweh ich empfinde
Nach liebem Antlitz, einer Hand, die linde
Mich liebkoſt, zärtlich, mit geheimem Beben;

Nach zart vergeh'ndem Veilchenduft voll Wonne,
Nach einem Heim, voll Ruhe, ſtill und ſelig,
Heimweh nach euch, ihr Häuschen licht und fröhlich
Ihr weißen Häuschen, funkelnd in der Sonne!"

Eine ähnliche Stimmung ſpricht auch aus dem ſchönen Genrebild „Ewige Idylle," in dem die Dichterin das ſtille Glück der Arbeit des Landmanns beſingt, in ſanft gleitenden Terzinen und ohne ſchmerzlichen Ausblick auf das gewöhnliche Los des Arbeiters. Selten iſt freilich noch der Ausdruck dieſer Stimmung in der vorliegenden Sammlung, ſelten wie wohl die Augenblicke, in denen bis jetzt ihre große, von allen Herbheiten des Elends durchſtrömte und von Jugend auf mit allen Demütigungen des Unglücks und harten Schickſalsſchlägen genährte Seele ſich dem Genuſſe ruhigen, leidenſchaftsloſen Genießens hat hingeben können. Selten aber auch wie die Augenblicke, in denen die entgegengeſetzte Stimmung troſtloſer Verzweiflung ſich ihrer ſtahlharten, unbeugſamen Natur bemächtigt. In der ganzen vorliegenden Sammlung findet ſich der Ton eines hoffnungsloſen Peſſimismus nur ein einziges Mal angeſchlagen, nämlich in den vier Strophen des ziemlich am Ende der Sammlung ſtehenden ſchmerzlichen Klageruſes „Troſtloſigkeit."

Bei der glücklichen Wendung, die ihr Leben ſeit der Veröffentlichung von „Fatalità" genommen hat, iſt es auch nicht zu verwundern, daß das Panier, das Ada Negri in den „Tempeste" entrollt, nicht mehr einzig jene düſteren Farben enthält, mit denen ſie ſich in ihrem erſten Buche ſtets die zukünftige Entwicklung ihres perſönlichen Schickſals ausmalte, und die jener Sammlung einen ſo charakteriſtiſchen Stempel aufdrückten. Nichts mehr findet ſich von der Überzeugung, daß ihre ſtete Begleiterin durchs Leben das Unglück ſein würde, und mit freudiger Teilnahme erfüllt es uns, daß die damaligen prophetiſchen Worte, die zu ihr der Dämon des Unglücks ſprach:

„Daß ich je, ſchüchtern Mädchen, von dir weiche,
Wird nimmer, nimmermehr geſchehn!"

ſich als eine trügeriſche Prophezeiung erwieſen haben.

Noch ein kurzes Wort endlich über die deutſche Überſetzung, die von derſelben Hand herrührt wie die des erſten Buches. Mit außerordentlichem Feingefühl hat ſich der Überſetzerin wieder der individuellen Rhythmik der Dichterin anzupaſſen verſtanden ohne jedoch dabei die ſtrengeren rhythmiſchen und metriſchen Anforderungen der

Digitized by Google

deutschen Sprache, der die zahlreichen Auflösungen und sonstigen Freiheiten der italienischen widerstreben, zu vernachlässigen. Ohne sklavisch sich an das Original zu halten, hat sie jeweils als ihre Hauptaufgabe angesehen, sich in den Geist der Dichtungen einzuleben. Die zahlreichen kühnen Bilder und treffenden Vergleiche, die sensitive, leidenschaftliche Sprache, das ganze unruhige, stürmische Drängen und Treiben, das in der Wahl der Worte, der Satzbildung, dem Versbau symbolischen Ausdruck gewinnt, giebt die adäquate deutsche Übertragung zumeist in trefflicher Weise wieder. Nur hie und da findet sich ein unreiner Reim, eine etwas gewaltsame und unklare Wortstellung und unstatthafte Apostrophierungen, doch läßt sich das meist ohne Mühe bei einer zweiten Auflage ändern. Wer das Original mit der Verdeutschung vergleicht, wird der hohen Kunst der Übersetzerin fast stets Anerkennung und Bewunderung zollen können. Wir haben ferner auch Gelegenheit gehabt, mit der Verdeutschung des ersten Gedichts der Sammlung (A te mamma), die Hedwig Jahn giebt, eine Übersetzung desselben Gedichtes von Karl Henckell, der in vieler Beziehung ein der Italienerin kongenialer Dichter ist, zu vergleichen, und haben auch hier unserer Übersetzerin fast durchweg den Vorzug geben müssen. —

Möchten die Worte, mit welchen Ada Negri in jenem schönen Widmungsgedichte an die zärtlich geliebte Mutter ihr neues Buch eröffnet, und mit denen wir unsern Rundgang schließen wollen, auch in Zukunft stets das Motto der Dichterin bleiben, die uns wohl noch viel zu sagen hat. Die Worte lauten:

„Stark bin ich, das ist wahr. — Auf stein'gen Wegen
Ward Glaube mir und Seele arg verletzt;
Doch stolz steig' ich noch jetzt
Empor, dem lichten Morgenrot entgegen.

Die Brust hab' ich den Wunden preisgegeben,
Herausgefordert unversöhnten Haß;
Beim Schmerzensübermaß
Bäumt ich mich auf mit Kraft von hundert Leben.

Nie klagt' ich, wenn auch Leid mich hart erschüttert,
Nichts beugt die Stirn mir, den Gedanken klar.
Stark bin ich, das ist wahr,
Ich bin die Eiche, die im Wind nicht zittert."

Aphorismen aus der Kinderstube.

Spott darf in der Kinderstube nur in homöopathischen Dosen verabreicht werden. Reichlicher Spott verhärtet ein Kindergemüt ebenso unfehlbar wie zu viele Prügel.

Die Klippe, an der die mütterliche Erziehungskunst so häufig scheitert, ist die Vielrederei.

Manche Väter glauben ihre Kinder zu erziehen, wenn sie pro Monat einmal den Donnergott spielen.

Gieb deinem Kinde recht, wenn es recht hat. Es wird dir alsdann leichter Glauben schenken, wenn du ihm ein Unrecht vorhältst.

Ein schreiendes Kind wird wunderbar schnell beruhigt, wenn das andere einen Klaps bekommt.

Kinder erziehen bedeutet die Einsicht des Weisen, die Gelassenheit des Stoikers, die Geduld eines Heiligen besitzen.

Alma Bauer.

Ellys erſter Ball.

Von

Ruſt Roeſt.

Einzige autoriſierte Überſetzung aus dem Schwediſchen von O. A. Palme.

Nachdruck verboten.

„Mama, Mama, hier iſt die Einladungskarte! Es iſt am Dienstag über acht Tage! Ich darf doch gehen? Der Bote ſteht im Flur und wartet.“

„Ja gewiß, grüße und danke.“

Elly ſtürzte hinaus und gab dem langen Boten draußen auf dem Flur die bejahende Antwort, die ſofort in der Einladungsliſte verzeichnet wurde.

„Wird es ſehr groß?“ konnte Elly ſich nicht enthalten zu fragen.

„O ja, dreißig Paar Tänzer,“ antwortete der Bote, indem er die Liſte zuſammenfaltete und ſich zum Gehen anſchickte.

„Dreißig Paar Tänzer, Mama,“ rapportierte Elly in der Thür des Wohnzimmers, wo die Mutter ſaß.

„Ach Mama, wenn du doch mit dabei ſein könnteſt, bei meinem erſten großen Ball!“

„Ich ginge ſelbſt ſo gern wie du mich mithaben möchteſt, aber eine Mutter im Rollſtuhl paßt nicht auf einen Ball.“

„Ja, Mama, wenn es ein öffentlicher Ball wäre, aber bei deiner beſten Freundin! Wenn wir früh dahinführen und der Rollſtuhl im Saale wäre, bevor die andren kämen, ſo würden ſie ſicherlich nichts Auffallendes dabei finden. Du würdeſt ſo entzückend ausſehen in dem heliotropfarbigen Kleide, das auf dem Boden in der Kleiderkammer hängt, und mit Federn im Haar. Keins von den anderen Mädchen hat eine ſo hübſche Mama wie ich! Du würdeſt ja doch nicht tanzen wollen und wirſt dich nicht langweilen beim Zuſehen! Ach ſage ja, Mamachen, das würde doppelt ſo ſchön werden.“

„Nein, meine kleine Dirn, das iſt ganz unmöglich. Ich bin dankbar, daß ich es ſchon bis zum Rollſtuhl gebracht habe und nicht mehr, wie im vorigen Jahre, zu Bett liegen muß; aber Rollſtühle und Bälle gehören nicht zuſammen. So mußt du alſo verſuchen, es dir recht gemütlich ohne deine Mama zu machen, meine liebe Elly. Klingele Beate und bitte ſie, Fräulein Berggren auf morgen zu beſtellen, damit wir deine Toilette in Ordnung bringen.“

„Ich kann doch mein neues Rotes nehmen?“

„Nein, was denkſt du denn! Ein rotes Wollenkleid für einen Ball!“

„Es hat keinen Zweck nach Beate zu klingeln, ich will lieber hinauslaufen und es ihr ſagen. Sie mag heute nicht, daß man klingelt, ſie putzt gerade das Silber.“

„Ja, ich weiß; thue, wie du denkſt.“ Elly ſprang in das Serwierzimmer hinaus und kam bald wieder zurück.

„So. Sie war bei beſſerer Laune als heute früh. Sie ſagte, daß ſie alle meine Unterröcke waſchen wolle, damit ſie in Ordnung wären. Sag' mal, Mama — ich ſoll doch nicht alle ſechs geſtärkten Unterröcke anziehen? Beate ſagt, ſie wolle alle ſechs nachſehen.“

„Nein, einer iſt genug.“

„Das iſt ſchön, ſonſt würde ich ja ausſehen wie ein Luftballon. Und Mama, das Wichtigſte iſt, daß meine Schuhe keine hohen Hacken bekommen. Alma Weſtberg hat Schuhe, die ſo hoch ſind wie Stelzen. Glaubſt du nicht, Mama, daß man einen Schuhmacher dazu bringen kann, ordentliche Schuhe zu machen, wenn man ihn ordentlich bittet?“

„Das wird ſchon innerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegen, doch ich weiß noch etwas Beſſeres. Hole die Trittleiter, bitte nicht Beate, ſonſt wird ſie nur böſe auf dich, und nimm aus dem oberſten Fach in meiner Garderobe

die lange weiße Schachtel herab, die in der rechten Ecke ſteht. Dort habe ich ein Paar Schuhe, die wir für dich beziehen laſſen können. Sie haben niedrige Hacken und ſind doch nett."

Gleich darauf ließ ſich Ellys Stimme aus der Schlafſtube hören. Sie klang dumpf, man merkte, daß ſie im Innern eines Schrankes ſprach.

„Mama, ſteht mehr als eine weiße Schachtel in der Ecke rechts?"

„Nein, ich glaube nicht; es iſt eine lange, ſchmale Schachtel."

„Hier iſt nur eine, und die kann es unmöglich ſein. Ich kann nicht ſehen, was darin iſt, aber es riecht ſo eigentümlich, als ob ſie voller getrockneter Blumen wäre."

„Nimm ſie herunter!"

„Auf dem Deckel ſteht: „Erinnerungen an den 19. Februar 1867."

„Ja, die meine ich."

Sie legte die lange, ſchmale, gelblichweiße Pappſchachtel auf den Schoß der Mutter. Langſam hob dieſe den Deckel ab. Zu oberſt lagen einige zuſammengeſchrumpfte Kotillonſträuße; die Blumen ähnelten Papierblumen mehr als natürlichen. Farben konnte man nicht unterſcheiden; am beſten war noch verhältnismäßig das Grün erhalten, ſonſt deuteten eigentlich nur die weißen, ausgezackten Papiere durch ihre Form darauf hin, daß der raſchelnde, halbverwitterte Inhalt aus Blumen beſtanden hatte. Langſam legte die Mutter die Sträuße, einen nach dem anderen, vor ſich auf den Nähtiſch.

„Es ſteht etwas auf jedem Bouquet, Mama! Darf ich ſehen?" rief Elly aus.

„Ja, aber ſei vorſichtig damit! Sie ſind von meinem erſten Ball."

„Nein, aber wie kamſt du darauf, ſie aufzubewahren? Zehn Sträußchen vom ſelben Ball? Du warſt aber gewiß ſehr gefeiert! Und ſo komiſche Bouquets! So groß! Die konnteſt du doch garnicht alle halten, wenn du tanzteſt, Mama."

„Dein Vater hielt ſie mir. Ich tanzte den Kotillon mit ihm."

„War Papa damals in Stockholm?"

„Ja, habe ich es dir nicht erzählt, daß wir uns zum erſtenmal auf einem Balle trafen?"

„Ja, ich weiß noch. Und das war dein erſter Ball. Wie ſonderbar! Und darum haſt du dies alles aufgehoben? Was iſt hier in dieſem Seidenpapier?"

Die Mutter wickelte es auf.

„Das ſind die roten Kamelien, die ich im Haar trug. Ja, jetzt kann man weder ſehen, daß es Kamelien ſind, noch daß ſie rot waren. Mein Onkel ſchickte ſie mir aus Vikſtadt, ich wollte am liebſten lebende Blumen von dort haben."

„Und was iſt dies hier für ein langer, weißer Streifen?"

„Das iſt ein Stückchen von meiner Schleppe, die dein Vater zufällig abtrat. Er ſteckte es in ſeine Taſche, und ich fand es einſt, nachdem wir ſchon einige Jahre verheiratet waren, in ſeinem Schreibtiſch unter meinen Brautbriefen. Da nahm ich es und legte es zu den anderen Erinnerungen vom Balle."

„Wie ſonderbar, daß man nur auf den Gedanken kommen kann, ſolche Sachen zu bewahren! Wenn ich hundert Jahre nachdächte, ich glaube, ſo etwas würde mir niemals einfallen!"

„Siehſt du, hier ſind die Schuhe! Iſt das nicht etwas für dich? Es wäre hübſch, wenn du auf deinem erſten Ball in denſelben Schuhen tanzteſt wie ich."

„Ja, die ſind gerade gut. Gerade ſolche niedrigen Hacken, wie ich meine. Aber findeſt du es nicht bedenklich, Mama, wenn ich ſie benutze? Denke doch, wenn ich die Sohlen durchtanze, oder ſie ganz und gar verliere, ich habe ja immer ſo entſetzliches Unglück. Beate meint, daß ich alles Mögliche und Unmögliche zerreiße oder verliere."

„Nun, meine Schuhe wirſt du ſchon nicht verlieren, denke ich. Probiere ſie einmal an!"

Elly ſetzte ſich auf einen Stuhl und begann den einen ihrer hohen Stiefel aufzuknöpfen.

„O, wie niedlich ſie ſind! Aber Mama!"

„Nun, wie geht es?"

„Es geht garnicht, ich bekomme ſie nicht an."

„Das wäre ſchade. Ich hätte ſo gerne geſehen, daß du ſie anzögeſt."

„Was ſoll das bedeuten? Iſt Aſchenbrödels Prinz zur Stadt gekommen und ſchickt

Digitized by Google

den Glaspantoffel zum Anprobieren herum?“ ertönte plötzlich eine männliche Stimme vom Flur her. Dort ſtand Ingenieur Svan, der Herr des Hauſes, eine breitſchultrige Geſtalt mit offenen, energiſchen Zügen, dunkelblauen Augen und blondem Vollbart. Er nickte ſeiner Frau von der Thür aus zu, noch mit ſeinem Pelz bekleidet und der Pelzmütze auf dem Kopfe.

„Nein, Papa, das hat etwas viel, viel Schöneres zu bedeuten! Ich ſoll am Dienstag zu Ahlblads auf den Ball, wart' einen Augenblick, dann werde ich dir aus deinem Pelz helfen.“

Und Elly ſprang auf, den einen Fuß im Stiefel, den anderen im Strumpf.

„Danke, mein kleines Mädel, ich glaube, ich helfe mir ebenſo gut ſelbſt, — du reißeſt und ziehſt mir zu ſtark. Nun, biſt du ſehr froh?“

„Ganz ſchrecklich, Papa, du kannſt garnicht glauben, wie froh ich bin! Denk nur, wenn Mama mitkommen könnte!“

Der Vater war unterdeſſen ins Wohnzimmer getreten und ſtand jetzt über den Rollſtuhl gebeugt, ſeine Frau auf die Stirn küſſend.

„Ja, Karl, kannſt du dir denken, Elly will, daß ich mit ihr auf den Ball gehen ſoll; auf einen Ball gehen, wenn man erſtens nicht gehen kann und zweitens nicht eingeladen iſt.“

„Es iſt gewiß nur Jugend dort.“

„Ja, dreißig Paare, ſagte der Bote, ich hab' ihn gefragt.“

„Was habt ihr da eigentlich für Antiquitäten hervorgeholt?“

„Es ſind Mamas Erinnerungen an den erſten Ball. Eigentlich müßteſt du auch in die Schachtel hinein, Papa, du gehörſt dazu.“

„Was du da für Dummheiten ſchwatzeſt, Elly, Papa gehört nicht zu meinen Erinnerungen, Gott ſei Dank, Papa iſt meine allerliebſte und beſte Wirklichkeit.“

„Das ſind ja reizende Schuhe; ſind es deine oder Ellys?“

„Es ſind Mamas, ſie wollte ſie mir beziehen laſſen, aber ich bekomme ſie nicht an.“

„Zieh jetzt deinen Stiefel an, ehe die Jungen kommen!“

„Ja, das iſt wohl am beſten, ſonſt necken ſie mich ſo entſetzlich. Aber es iſt vielleicht am klügſten, daß ich erſt die Schachtel wieder fortſtelle, damit die Trittleiter wieder auf ihren Platz kommt, ſonſt wird Beate ärgerlich auf mich.“

„Wenn Elly doch nur ſolchen Reſpekt vor dir und mir hätte, wie vor Beate!“

„Ja, das wäre ſehr zu wünſchen, aber wir verſtehen die Kunſt wohl nicht. Lege nur alle die Andenken in die Schachtel, ich will ſie dann ſchon ohne Trittleiter fortſtellen. Ich reiche hinauf. Nein, ſtreng' du dich nicht an, ich werde es ſelbſt thun, ich verſpreche dir, vorſichtig damit zu ſein. Sieh, da hätten wir erſt die Schuhe. O, wie dieſe kleinen Füße auf jenem Ball und auf anderen Bällen in jenem Winter tanzten.“

„Ja, und jetzt können die kleinen Füße nicht gehen. Thut es dir nicht leid, daß du mir an jenem Abend begegneteſt?“

„Nein, ſonderbar genug, aber es thut mir nicht leid. Könnteſt du gehen — — —“

„Könnte ich gehen, ſo würde ich vielleicht nicht ſo auf Händen getragen.“

„Nein, wer weiß! Ich ſage immer, man muß alles hier in dieſer Welt philoſophiſch nehmen, denk, daß du erſt nach zwanzig Jahren anfängſt, das zu lernen.“

„Ja, ich fange an, aber ich kann die Kunſt noch nicht.“

„Was iſt dies hier? Ah, die Kamelien, ja, du ſahſt wirklich entzückend aus an jenem Abend bei Bährenſtams. Man merkt, daß ich nicht der einzige war, der das fand. Zehn Bouquets, und ſogar mit den Namen der Geber, laß ſehen!“

Er nahm ein Bouquet nach dem andern. Auf dem letzten ſtand nur „Karl.“

„Soſo, dies Ding bekamſt du von mir. War es nicht wider alle geſellſchaftlichen Regeln, der Dame, mit der man den Kotillon tanzt, ein Bouquet zu geben?“

„Ja, gewiß. Aber du benahmſt dich an jenem Abend nicht nach den geſellſchaftlichen Regeln.“

„Ich war entſchuldigt. Unzurechnungsfähig, weißt du! Verliebt in eine kleine bezaubernde, weißgekleidete Fee. Nun, Elly, haſt du deinen Stiefel an? Zeige mir, wo die Andenken ſtanden! Gedenkſt du auch mit einer ſolchen Ladung von deinem erſten Ball heim zu kommen?“

„Nein, ich werde wohl ſo viel tanzen, daß von meinen Schuhen nichts mehr übrig bleibt, und mit zehn Bouquets werde ich mich wohl auch nicht nach Hauſe ſchleppen; aber Kleiderfetzen werde ich ſchon ein ganz Teil bekommen.“

„Was denkſt du dir eigentlich, Elly, nennſt du das Andenken an Mamas weißes Tarlatankleid einen Fetzen? Daß ſie nur nicht zu hören bekommt, wie du ſo heilige Dinge entweihſt. Nun, auf jeden Fall iſt es am beſten, du befaſſeſt dich nicht mit derlei Dingen, das paßt nicht zu dir. Ich gehe jetzt in mein Zimmer, um einen Brief zu ſchreiben; rufe mich, wenn wir eſſen.“

„Ich glaube nicht Papa, daß du fertig wirſt. Die Jungen ſind gleich da!“

„Aber es fehlt noch ein Viertel bis drei. Ich will verſuchen.“

Elly war wieder zur Mutter hineingegangen. In demſelben Augenblick ließ ſich ein heftiges Klingeln an der Thürglocke hören, dem ein kräftiges Getrommel an den Glasſcheiben folgte.

„Elly, mach ſchnell den Jungen auf, ehe Arvid das Fenſter zerſchlägt. Herr Gott, was für ein Gelärm. Beeile dich doch, Elly! Beate könnte auch etwas ſchneller öffnen.“

„Es ſind ja nur die Jungens,“ meinte Beate, die alte Dienerin, ganz ruhig, indem ſie langſam durch das Zimmer nach dem Korridor ging. „Die können gerne ein bißchen Geduld haben. Sie ſtehen ja nicht im Freien.“

„Sie brauchen nicht zu gehen, Beate. Elly hat ſchon geöffnet.“

„Ja, das hört man,“ antwortete Beate verdrießlich, indem ſie ſich anſchickte, einige unſichtbare Staubkörnchen auf der Kommode fortzuwiſchen.

„Guten Tag, Mamachen, wie gehts?“ rief Ernſt, der Älteſte, indem er ſofort auf die Mutter zueilte und ſie küßte. „Ich höre, Elly ſoll auf einen Ball. Sie iſt ganz wild. Sie tanzt mit Arvid Galopp im Saal.“

„Ja, das kann man wirklich hören,“ antwortete die Mutter lächelnd.

„Na, wer das nicht hörte, der müßte auch wirklich ſtocktaub ſein,“ brummte Beate indigniert. „Was werfen Sie denn da wieder herunter,“ fügte ſie hinzu, als ein verdächtiger, klirrender Laut aus dem Eßzimmer ſich hören ließ. Die lieben Kinder ſind denn doch gar zu toll.“

„Und die will auf einen großen Ball,“ ſagte Ernſt, als Elly mit flammenden Wangen und aufgelöſtem Haar mit Arvid in das Wohnzimmer galoppiert kam.

„Ja du, ich übe mich.“

„Ahlblads hätten mich gerne einladen können,“ bemerkte Ernſt; „mehrere meiner Kameraden ſollen hin.“

„Wirklich? wer von den Jungen iſt da?“

„Fünf oder ſechs aus der Oberprima.“

„Darum iſt Elly auch eingeladen, ſie iſt doch gar keine richtige Balldame!“

„Man kann ſie ja kaum ein Mädchen nennen, denn ſie mag Jungens am liebſten und will Buchhalter werden, wenn ſie glücklich die Fortbildungsſchule hinter ſich hat,“ warf Arvid ein, der bereits ſeit ſeinem Eintritt in das Wohnzimmer ſich damit beſchäftigte, an den Karamellen zu kauen, die er von Mamas Nähtiſch genommen hatte, und jetzt ſeine unmaßgebliche Meinung mit einer Stimme äußerte, die infolge ſeines vollen Mundes ziemlich undeutlich war.

„Ja, Elly iſt ein ebenſo großer Wildfang, wie ihr andern.“

„Mama, du warſt ja verlobt, als du ſo alt warſt wie Elly?“

„Viel älter war ich nicht, ich war mit achtzehn Jahren verheiratet, und da könnt ihr euch wohl denken, daß ich etwas geſetzter war.“

„Ja, Mama, ja,“ rief Ernſt in bewunderndem Ton aus, „du warſt auch ſo ſchön, aber ich glaube nicht, daß irgend jemand Elly ſo eins — zwei — drei entführt, die wird ſchon auf ihrem Kontorſtuhl ſitzen bleiben, bis ſie alt und grau geworden iſt.“

„Ja,“ ertönte die Stimme des Vaters, der in dieſem Augenblick eintrat, — „jetzt bin ich aber hungrig wie ein Wolf. Man kann nicht nur von welken Blumen leben.“

„Nein, das verlangt keiner. Willſt du mich ins Eßzimmer ſchieben? Danke.“

Das Geſpräch während der Mahlzeit war äußerſt lebhaft und drehte ſich meiſt um den Ball bei Ahlblads.

„Was wirſt du anhaben, Elly?“ fragte der Vater.

Digitized by Google

„Mama, was ſoll ich anziehen?“

„Habt ihr das noch nicht beſtimmt? Solche leichtſinnigen Weiber!“

„Ich möchte gern, daß Elly ein weißes, dünnes Kleid haben ſoll.“

„So wie du es auf deinem erſten Ball hatteſt. O, ich verſtehe den Gedanken ganz.“

* * *

Es war am Nachmittag desſelben Tages, die Jungen waren in der Schule, der Ingenieur in ſeinem Arbeitszimmer; ſeine Frau ſaß und nähte bis ſechs Uhr, als Elly zur Mutter in Begleitung von Eva Lindhé hereinkam, einem hübſchen neunzehnjährigen Mädchen mit dunklen, klugen Augen.

„Mama, ich kann wirklich nicht begreifen, daß Tante Adele nicht Ernſt mit eingeladen hat. Knut Lindhé, Harald Wikman, Axel und Ludde ſollen mit auf den Ball, und die ſind doch Altersgenoſſen von Ernſt.“

„Ja, aber ſie ſind mit Edward Ahlblad gut befreundet, und er und Ernſt ſind doch ſo verſchieden geartet, daß ich es ganz natürlich finde. Außerdem fürchte ich, daß ſie ſich wohl nur ſo ziemlich amüſieren werden. Ihre früheren Tanzſtundendamen werden wohl kaum mit ihnen tanzen wollen, wenn Lieutenants, Aſſeſſoren und andere ‚richtige Herren‘ da ſind. Freuſt du dich auf den Ball, Eva?“

„Das kann ich nicht gerade behaupten, Tante Eleonore. „Ich war ja ſchon zwei Winter in Geſellſchaften, und dann iſt es ſo mühſam, ehe man alles zurecht hat.“

„Was wirſt du anziehen?“

„Ein lachsfarbenes Seidenkleid, und jetzt muß ich mir Schuhe, Fächer, Handſchuhe und Blumen beſorgen, die dazu paſſen. Das giebt ein entſetzliches Gelaufe. Ich habe mich ſchon nach Blumen umgeſchaut und habe keine finden können, die paſſen; ich muß ſchon nach Stockholm ſchreiben. Man muß doch geſtehen, daß unſere liebe Stadt ein entſetzliches Loch iſt, man kann hier nicht das Allermindeſte bekommen.“

„Ich glaube, der Grund, daß ſich die jungen Mädchen im allgemeinen heut nicht mehr ſo gut amüſieren, wie früher, liegt darin, daß ſie ſo viel bedenken, ſo viel beſorgen müſſen, von den Koſten zu ſchweigen.“

„Aber ſo iſt es doch wohl immer geweſen, es muß doch alles im Stil ſein, das eine nach dem anderen.“

„Zu meiner Zeit nahm man es damit nicht ſo genau! Aber wo ſteckt denn Elly? Sie hat dich wohl auch ganz verwirrt gemacht?“

„Ja, ſie war ganz wild dadrinnen. Aber das iſt ja erklärlich. Es iſt ja der erſte Ball der Kleinen. Sie wird bald genug davon haben.“

„Genug vom Tanzen, nein doch, nimmermehr, nicht eher als bis ich keinen Atemzug mehr thun kann.“

„Sei doch nicht ſo ſchrecklich übertrieben, Elly!“

„Das kann ich nicht helfen. Ich bin ſo furchtbar froh. Ich habe ja ein ganzes Jahr lang nicht tanzen dürfen; du wollteſt ja nicht, daß ich tanzte, weil ich in den Konfirmationsunterricht ging. Ich möchte wiſſen, ob es wirklich hübſcher ſein kann, als auf den Kinderbällen, da habe ich mich immer ſo herrlich amüſiert. Freuſt du dich nicht, Eva?“

„Ja,“ antwortete Eva ruhig.

Trotzdem ſie ſo unähnlich waren, wie möglich, waren Eva und Elly ſehr gute Freundinnen. Sie waren Schulkameraden geweſen, waren beide, wenn auch in verſchiedener Richtung, begabt; beide wollten „etwas werden.“ Elly wollte in irgend eine Bank eintreten, und dann die Muſik —, ſie ſpielten vierhändig, wann ſie nur Zeit hatten. Augenblicklich allerdings bearbeitete Elly das Inſtrument allein, ſie ſpielte einen feurigen Strauß'ſchen Walzer.

„Verzeih', Mama, es iſt dir vielleicht zu laut!“

„Nein durchaus nicht, es macht mir Spaß zuzuhören, wie du deine Freude und Tanzluſt ausſpielſt, ſie würde dich wohl ſonſt erſticken. Als ich jung war, fand ich es ſo ſchön, bei den Tönen ſolch' eines Walzers zu träumen, wie du ihn jetzt ſpielſt.“

„Wieviel mehr Zeit doch deine Generation verträumt haben muß, als wir thun, Tante! Ich träume nie. Thuſt du es, Elly?“

„Träumen? ja manchmal, wenn ich ſchlafe.“

„Ja, wir träumten mehr als ihr. Die Jugend der Jetztzeit iſt wach in des Wortes weiteſter Bedeutung,“ antwortete Frau Svan

mit leiſer Stimme; ſie ſprach mehr zu ſich ſelbſt als zu den jungen Mädchen.

„Das muß man wohl; man hat ja ſoviel zu hören und zu ſehen und wirklich keine Zeit zu verträumen,“ ſagte Eva beſtimmt.

„Ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll zu träumen, wenn ich nicht ſchlafe,“ bemerkte Elly. „Ich ſchließe manchmal die Augen und verſuche, aber es geht nicht, nicht die Spur!“

Jetzt kam das Mädchen mit dem Theebrett und ſtellte es vor die Hausfrau auf den Nähtiſch.

„Jetzt hörſt du am beſten auf, Elly. Papa weiß doch, daß der Thee da iſt?“

„Guten Abend, Eva. Wie ich höre, iſt hier Ball geweſen,“ ſagte der Ingenieur, der in dieſem Augenblick aus ſeinem Arbeitszimmer hereinkam.

„Nein, kein Ball, nur Tanzmuſik.“

„So, habt ihr garnicht getanzt?“

„Nein,“ antwortete Eva. „Wenn man ſich die Sache recht überlegt, iſt es doch eigentlich ſehr komiſch, daß verſtändige Menſchen ſo herumhüpfen. Und was die Ballherren immer für dummes Zeug ſchwatzen!“

„Wer hört denn zu, was jemand auf einem Ball ſagt, man iſt doch dort um zu tanzen!“ bemerkte Elly indigniert.

„Ja, es wäre entſetzlich ſitzen zu bleiben,“ ſagte Eva. „Ich habe noch nie während eines Tanzes ſitzen bleiben müſſen, aber ich fände es auch furchtbar.“

„Wenn Elly auch einen oder ein paar Tänze hindurch ſitzen müßte, ſo wird ſie davon noch nicht ſchlechter. Sie iſt nicht ſo dumm, das für eine Schande anzuſehen. Was meine Dirn?“

„Nein, aber hübſch kann ich es nicht finden,“ antwortete Elly. „Iſt man auf einem Ball, ſo ſoll man doch tanzen, ſonſt kann man ebenſo gern zu Hauſe bleiben.“

„Denke an deinen Thee, Karl, er ſteht da und wird kalt.“

„Hier bin ich! Ach die Frauen, Eva, wie die uns arme Männer tyranniſieren!“

„Ach, ich finde, Onkel Karl, du haſt es ſehr gut.“

„Findeſt du? Ja, da haſt du ſchon recht, ich finde es auch. Nun, wie geht es mit den Überſetzungen, Eva?“

„Danke, ich habe viel zu thun; doch es iſt eine ſehr einförmige und geiſttötende Arbeit. Ich will verſuchen, etwas Selbſtändiges zu ſchreiben.“

„Ja, da thuſt du recht daran. Irgend einen Roman, wie? Junge Mädchen von achtzehn Jahren haben ja ſolch einen tiefen Einblick in die Charaktere und Beweggründe, daß es ſich wohl der Mühe verlohnt.“

„Warum machſt du dich über mich luſtig, Onkel? Glaubſt du nicht, Onkel, daß junge Mädchen auch Beobachtungen machen, daß ſie recht viel ſehen?“

„Ja gewiß, ſie ſehen ſogar verſchiedenes, was garnicht da iſt. Und wenn ſie dann Ibſen und Kielland geleſen haben und etwas in Zola und Maupaſſant hineingeguckt, dann wiſſen ſie, was ſie für Gegenſtände zu wählen haben.“

„Aber Onkel!“

„Ja, und mit der Sprache haben ſie gar keine Schwierigkeiten; ſie haben ja erſt vor kurzem ihre Aufſatzübungen in der Schule abgeſchloſſen! Schreibe du nur, ich will deinen Roman leſen, wenn er nicht allzu realiſtiſch iſt. Es wird wohl auch kaum ein Jahr dauern, bis Elly müde wird, auf dem Kontorſtuhl zu hocken und mir erklären wird, ſie wolle Bankdirektor werden oder an der Börſe ſpekulieren. Das eine iſt nicht verrückter wie das andere. Aber mit den Frauen iſt es immer ſo, die romantiſch veranlagten haben zu wenig Selbſtvertrauen.“

„Das war auf mich gemünzt,“ bemerkte ſeine Frau.

„Bezogſt du das auf dich? Und die andren haben zu viel, die haben zu große Pläne, zu viel Ehrgeiz — ja ſchreib du, ſchreib nur! das wird komiſch werden.“

„O, ich gedenke garnichts Komiſches zu ſchreiben. Tante Eleonore, nimm mich in Schutz.“

„Du wirſt dich ſchon ſelbſt verteidigen, du biſt doch nicht ſchüchtern. Ich würde ein ſchlechter Bundesgenoſſe ſein, ich ſtehe ſo halb und halb auf der Seite des Feindes.“

„Eva will keine Romane ſchreiben, ſondern Kritiken,“ bemerkte Elly, die ihrer Freundin Partei ergreifen wollte.

„Kritiken, ſieh einer an, das macht ſich!“

Digitized by Google

„Mama, ſage doch Papa, daß er Eva nicht ſo reizen darf!“

„O, darum kümmere ich mich nicht. Ein Mädchen, das etwas in der Welt ausrichten will, muß gegen vieles gerüſtet ſein,“ antwortete Eva.

„Ja, ſie muß einen Panzer um ihr Herz haben, einen Doppelpanzer.“

„Ja, da haſt du recht, Onkel.“

„Nein Papa, wie böſe du heut abend biſt. Ich denke, wir gehen in mein Zimmer und reden etwas Vernünftiges mit einander. Komm Eva!“

* * *

Am nächſten Tage war das Eßzimmer bei Ingenieur Svan zum Nähatelier umgewandelt. Fräulein Berggren hatte eine Menge Muſter über den Tiſch ausgebreitet und ſchnitt jetzt das Futter für die Taille zurecht; Modejournale waren über alle Stühle verſtreut. Elly ſaß mit aufgeſtützten Ellenbogen da, ſtudierte die farbigen Monatsbeilagen und machte die extravganteſten Vorſchläge, von einem Blatt mit buntfarbigen Koſtümen inſpiriert, das — was ſie nicht gemerkt hatte — die Unterſchrift: „Maskenanzüge“ trug.

Frau Svan, deren Stuhl an das eine Fenſter gerückt worden war, beriet mit Fräulein Berggren.

„Nein, das iſt aber doch ganz unmöglich, gnädige Frau können doch nicht wollen, daß Fräulein Eleonore gegen die andren abſtechen ſoll. Keine einzige von den jungen Damen wird in Weiß kommen. Ich habe gerade für dieſen Ball ein lachsfarbiges Seidenkleid für Fräulein Eva gemacht.“

„Ja, ich weiß, Fräulein Lindhé war geſtern hier.“

„Die Fräulein Aſpegrens haben hellblaue Seidenkleider bekommen.“

„Ja, aber Elly iſt ſo jung. Ich möchte gern, daß ſie in irgend einen weißen, luftigen Stoff gekleidet wäre.“

„Nein, daß gnädige Frau ſo etwas gern haben. Es wird wirklich garnicht mehr getragen. Es iſt ja ſchon ſo lange her, wie Sie noch mit dabei waren, Frau Svan.“

Das hieß aber Ellys Mama von der empfindlichen Seite berühren. Es war ja richtig, daß ſie ſeit lange nicht mehr „mit dabei geweſen“ war, aber doch ſaß ſie hier zu Hauſe in ihrem Rollſtuhl, wollte Balltoiletten beſtimmen und forderte das Gegenteil von dem, was die angeſehenſte Schneiderin der Stadt riet. Ja, gewiß, für ſie war es aber nicht nur eine bloße Toilettenfrage; es handelte ſich um eine Art romantiſcher Schwärmerei. Elly ſollte ein weißes, zartes Kleid tragen, wie ſie auf ihrem erſten Balle. Vielleicht würde Elly hier auch das Glück ihres Lebens finden.

„Ja, ich bleibe doch bei dem, was ich bereits ſagte.“

„Aber was meint denn Fräulein Elly ſelbſt?“ fragte die Schneiderin in etwas gereiztem Ton.

„Ich möchte am liebſten etwas in dieſer Art,“ antwortete Elly und hielt eine der Abbildungen in die Höhe, die ſie ſo eifrig ſtudiert hatte.

„Aber liebe Elly, du kannſt doch nicht als Cirkaſſierin gekleidet ſein, das iſt ja ein Maskenanzug, den du da erwiſcht haſt. Nein, vorläufig iſt es doch am beſten, daß ich deine Toilette beſtimme, und das will ich auch gern thun!“

Fräulein Berggrens Proteſt beſtand in einem Aufwerfen des Kopfes. Das ſah doch Frau Svans früherer Gleichgiltigkeit in Toilettenfragen ſo unähnlich; ſonſt hieß es immer: „Fräulein Berggren, beſtimmen Sie es nur ſelbſt, ich gehe ja nicht mehr in Geſellſchaften, ſehe ja nie etwas Neues, ich wünſche nur, daß es ſo einfach als möglich wird.“

Und jetzt mit einemmal dieſe Sicherheit, dieſer überlegene Ton, ja, das war die alte, bekannte Geſchichte, daß die Mütter immer ſo nervös werden, wenn man den Töchtern Ballkleider nähen ſoll, um von den Brautkleidern ganz zu ſchweigen, aber um dieſe brauchte man ſich vorläufig in dieſem Hauſe noch lange keine Sorge machen; Fräulein Elly würde ſchon keiner ſo ſchnell fortholen; ſie war nicht die Spur hübſch, und ſolch' eine Figur, das war überhaupt gar keine.

Dann folgten drei arbeitſame Tage, am meiſten natürlich für Fräulein Berggren, aber auch für Frau Svan, die die Schneiderin bei guter Laune erhalten mußte, und Elly fand, für ſie auch, ſie mußte ja anpaſſen. Doch das

nur, wenn es unumgänglich nötig war, denn ſie konnte ſich nur mit Mühe ruhig halten; meiſtens hing das weiße Kleid über der „Puppe“, wie das Rohrgeſtell, dieſe unmögliche, hals- und kopfloſe Imitation der weiblichen Figur ſo artig in der Schneiderſprache benannt wird. Fräulein Berggren war nicht in beſter Laune. „Dieſe lieben Fetzen kann man ja garnicht drapieren, man konnte ſie garnicht anfaſſen, ohne daß ſie Kniffe bekamen. Es war geradezu unmöglich für Fräulein Eleonore etwas zu nähen. Das hatte ſie immer geſagt, — kein Korſett tragen!“

Mama, die den Stoff für die Nähmaſchine zurechtheftete, wurde ganz nervös und konnte nur mit Mühe ihre Gereiztheit beherrſchen, aber das war notwendig, denn ſonſt wäre alles verkehrt gegangen. Sie mußte fortwährend zwiſchen dem Fräulein und Elly vermitteln und außerdem in aller Stille verſuchen, Beates allzu aufrichtige Meinungsäußerungen zu unterdrücken, „daß ſie ſich kaum einen ſolchen Schweineſtall denken könnte, wie die aus dem Eßzimmer gemacht hätten,“ und daß „es wohl angehe ein Kleid zu nähen, ohne alles unordentlich um ſich herum zu werfen und das ganze Haus ungemütlich zu machen,“ u. ſ. w. bis ins Unendliche. Und dann Elly, ſie war immer ganz unregierbar beim Anpaſſen und beſonders jetzt, „wo ſie ſo entſetzlich viel Lärm machten.“

Sie hatte eine plumpe Figur, das wußte ſie und dem war nicht abzuhelfen; ſie könnte nicht atmen, wenn ſie ein Schnürleibchen tragen müßte, und wenn ſie nicht atmen könnte, dann könnte ſie ja auch nicht tanzen, und das ſei doch wohl der Zweck, wenn man auf einen Ball ginge, daß man tanzte. Aber jetzt könnte ſie nicht länger hier ſtehen, ſie mußte zur Klavierſtunde; wozu war denn die Puppe da, wenn ſie ſtundenlang daſtehen ſollte und anprobieren?

„Stundenlang, Elly? du haſt noch keine Viertelſtunde geſtanden, ich ſah nach der Uhr,“ warf die Mutter in müdem Ton ein. „Sei doch nett, es iſt ja für dein eigenes Vergnügen!“

„Ja, das iſt ein feines Vergnügen,“ brummte Elly. „O, da ſticht mich eine Stecknadel, und der Rock iſt vorn viel zu lang!“

„Es wäre beſſer geweſen, wenn Sie Fräulein Eleonores Ballkleid wo anders hätten machen laſſen, Frau Svan, ich kann es wirklich nicht recht machen. Meinetwegen kann Ihr Kleid ſo kurz ſein, wie ein Ballettrock, Fräulein, aber ich kann jetzt abſolut nicht ſehen, ob es lang oder kurz iſt, Sie ſtehen ja nicht eine Sekunde ruhig; außerdem kann man aus dieſem elenden Stoff auch nichts Elegantes und Hübſches machen.“

In dieſem Augenblick kam Beate herein, ſah ſich indigniert um und begann einige lange Tarlatanſtreifen aufzuheben, die auf dem Boden herum lagen.

„Darf ich Sie vielleicht bitten, Fräulein Beate, die Streifen freundlichſt liegen zu laſſen? ich will ſie gerade jetzt zu einer Krauſe gebrauchen.“ Die Schneiderin war ganz rot im Geſicht, ſie hatte ſich bis dahin Elly und ihrer Mama gegenüber noch beherrſcht.

„Ja, liebes Fräulein, ich that es nur in guter Abſicht, ich fürchtete, daß ſich jemand dieſe Fetzen um die Beine wickeln könnte, aber ich will ſie gern wieder hinlegen, wenn das beſſer iſt.“ Und Beate legte die Streifen ſorgfältig auf den Fußboden zurück. Frau Svan warf ihr einen flehenden Blick zu, der bewirkte, daß ſie den Reſt der Predigt hinunterſchluckte, mit der ſie Fräulein Bergren hatte erbauen wollen.

„Das Kleid wird ausgezeichnet,“ bemerkte Elly's Mutter in ermunterndem Tone, ſobald Beate die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, „ich bin ſehr damit zufrieden.“

Und jetzt war es glücklich fertig und in der Garderobekammer aufgehängt, wo es ausſah, wie ein gen Himmel ſchwebender Engel, ſagte Arvid, der hineingeguckt hatte. Die Schneiderin war gegangen. Elly war wieder wie gewöhnlich, ausgenommen daß ſie, wie der Vater ſich ausdrückte, ſich mitunter einigen höchſt unmotivierten Luftſprüngen hingab, und endlich war nun der Vorabend des merkwürdigen Balles gekommen.

„Wo ſind die Kinder?“ fragte der Ingenieur, als er zur Theezeit zu ſeiner Frau kam.

„Elly muß heimgekommen ſein, nach dem Lachen da zu urteilen; das macht ihr keiner nach. Nun, willkommen, mein Mädel? Sind die Jungens mit?“

Digitized by Google

„Ja, wir ſind entſetzlich theehungrig.“

Sie waren alle drei lebhaft und warm, ſie kamen direkt von der Eisbahn, wo Fackelbeleuchtung und Muſik geweſen war.

Elly ſetzte ſich ihrem Vater auf das Knie und ſtreichelte mit ihrem Köpfchen ſeine Wange.

„Papa, morgen um dieſe Zeit kommt der Wagen. O, wieder zu tanzen! Du kannſt dir garnicht denken — — —“

„Ja, ich kann mir denken, daß du mich nicht ſo in den Arm kneifen darfſt, ich bekomme ja ordentlich blaue Flecke davon. Wenn ich dich ſo kräftig liebkoſte.“

„Nein, das wäre nicht gerecht. Du ſollſt ja morgen nicht kurze Ärmel tragen. Ja, das wäre fein, wenn ich blaue Flecke auf meinen Armen bekäme,“ und Elly ſtreifte den weiten Ärmel des Kleides zurück und ſtreckte einen Arm aus, der wirklich ſehr weiß und rund war, mit kleinen Grübchen am Ellbogen.

„Tauſend, was Elly für einen hübſchen Arm hat!“ rief Arvid aus.

„Ja, der iſt wirklich ſehr weiß,“ antwortete Elly nachdenklich und mit einer Art von unparteiiſcher Bewunderung, die ſich ſehr komiſch ausnahm.

„Weißt du aber, was morgen auch ſehr weiß ausſehen wird, das iſt dein Geſicht, wenn du nicht heute Abend zeitig zu Bett gehſt,“ ſagte die Mutter, „und Farbe muß man haben, wenn man weißgekleidet iſt. Verſprich mir, daß du heute nicht ſo lange aufbleibſt wie gewöhnlich.“

„Ja, das verſpreche ich dir, ich will gleich nach dem Abendeſſen zu Bett gehen.“

* * *

Die Uhr war ſechs am Ballabend. Die Mutter ſaß auf ihrem gewöhnlichen Platz im Wohnzimmer, aber das Nähtiſchchen war fortgerückt worden. Sie hatte jetzt keine Zeit für eine Handarbeit, ſie mußte Ellys Ankleiden überwachen.

Beate war damit beſchäftigt, ihr zu helfen; ſie waren noch nicht weit gekommen, nicht weiter als bis zu den Unterkleidern, Strümpfen und Schuhen. Elly ſaß in ihrem langen, weißen Friſiermantel und ihrem Unterrock und flocht ihr Haar. Sie hatte entſchieden dagegen proteſtiert, aufgeſtecktes Haar zu tragen, ſie wollte ihren herabhängenden Zopf wie gewöhnlich haben, „das hatten alle Mädchen im erſten Jahre, die Jungens würden ſie ganz beſtimmt auslachen, wenn ſie aufgeſtecktes Haar hätte und Blumen darin.“

„Welche Jungen?“ nahm ſich die Mutter die Freiheit zu fragen und bekam zur Antwort:

„Natürlich zu allererſt unſere eigenen und dann die Jungen, die bei Ahlblads ſind.“

„Nun gut, thu nur wie du willſt, aber mache dein Haar nur ordentlich, daß es dir nicht um die Ohren fliegt, wenn du tanzeſt.“

„Ja, Elly ſah immer wie eine Wilde aus, wenn ſie von den Tanzſtundenbällen kam,“ bemerkte Beate, die das weiße Seidenband hielt, das um den Zopf gebunden werden ſollte.

„Na, das wird wohl einen Abend halten,“ und Elly ſchlug mit der dicken Flechte gegen die Hand, als ob es eine Peitſchenſchnur wäre.

Die Mutter mußte lächeln. Als ſie dieſe wenig umſtändliche Art des Haarmachens ſah, fiel ihr ein, wie ihr Haar vor ihrem erſten Ball mehrere Tage in Papillotten gewickelt werden war. Sie ſah ihre Friſeurin, die alte Mamſell Silen, mit der dicken Brennſchere bewaffnet, die eher einer Waffe oder einer Feuerzange, als einem Gegenſtande glich, der zur Damentoilette gehörte, und ſie hörte Mamſell Silen ſagen: „Nein, aber Fräulein Eleonore, was Sie für Haar haben, das giebt ja vierzehn Locken und dazu noch ſo lange und dicke.“ Und dann all die Debatten zwiſchen Mama und Tante darüber, wo die Kamelien ſitzen ſollten, ob auf dem Kopf oder hinter dem Ohr in den Locken befeſtigt. Und dort ſaß jetzt Elly und ſchlug mit ihrem dicken Zopfe, um zu ſehen, ob er „hielte.“

Dann begann die höhere Stufe der Toilette, die ſchwierigſte; denn nach Beates Verſicherung war es unmöglich mit Elly fertig zu werden, beſonders wenn ſie ſo wild war wie heute Abend. Es ſchien ihr, als ob Elly nur den einzigſten Wunſch hegte, daß nichts ordentlich ſitzen ſollte, „denn mit Beates Erlaubnis wolle ſie lieber ausſehen, wie eine Tonne, viel lieber, denn es war doch wahrhaftig nichts ſo Herrliches, wie eine Weiſe auszuſehen!“

Und jetzt hatte ſie das Kleid glücklich an. Elly fand, daß es vorn ſehr lang wäre und

wollte es einige Daumen breit verkürzt haben, aber dem widerſetzte ſich die Mama auf das beſtimmteſte. Elly könnte doch wirklich, ſelbſt mit dem beſten Willen, nichts mehr an dem Kleide auszuſetzen haben; man konnte ja den ganzen Fuß ſehen, Fräulein Berggren hatte ganz recht, es ſollte doch kein Ballettrock werden. Und dann war Elly unruhig, daß das Kleid zu weit ausgeſchnitten ſein könnte und ließ nicht eher nach, als bis noch eine Spitze angeſetzt worden war. Aber jetzt ſtand ſie fertig da in der duftigen Hülle, mit ihrem blonden Zopf, dem weißen Halſe und den ſchönen Armen mit den kleinen Goldreifen. Ihre blauen Augen leuchteten förmlich vor Freude. Elly ſah wirklich reizend aus, fand die Mutter; zwar keine vollkommene Schönheit, aber ſo jung, ſo friſch und froh.

„Na, Gott ſei Dank, jetzt iſt das Elend überſtanden," ſeufzte Beate, „na, ich ſage ſchon, den großen Salon in Vikſtad möchte ich viel lieber ganz allein ſcheuern, als Elly anziehen."

„Nein, aber Beate, war es wirklich ſo ſchlimm? Mama, ſag du, war es wirklich ſo ſchlimm mit mir, du warſt ja die ganze Zeit dabei."

„Ja, du hätteſt es uns ſchon leichter machen können. Du kannſt dir doch denken, daß weder Beate noch ich wollen, daß du unpaſſend gekleidet biſt, und daß ich verſtehe, ob ein junges Mädchen zu weit ausgeſchnitten iſt oder nicht, und dann wird das Kleid auch nicht beſſer davon, wenn du es ausziehen mußt, damit Spitzen an Hals und Ärmeln angeſetzt werden! — Aber jetzt biſt du ja fertig, ſo daß man nicht weiter davon zu reden braucht; danke Beate!"

„Dank, Dank, Beate. Sei mir nicht böſe, weil ich heftig war, ich konnte nichts dafür." Sie ſchlug die Arme um ihren Hals. „Mama iſt ja nicht böſe."

„Nein. Ich bin froh, daß du fertig biſt."

Der Vater und die Knaben kamen jetzt herein, um zu beſchauen und zu bewundern. Ernſt that, als ob ſein Erſtaunen ſo groß wäre, daß er ſich nicht mehr aufrecht halten könnte, und Arvid wollte ſofort Elly herumſchwingen, damit man ſehen könnte, ob ſie im ſtande ſei, zu ſchweben.

Beate hielt ihn mit einem ängſtlichen „nein Arvid, dafür danke ich," zurück. Papa hatte ſich neben Mama geſetzt, und als Elly herantrat, um von ſeinen kurzſichtigen Augen gemuſtert zu werden, äußerte er ein beifälliges „ſehr hübſch." Dann nahm er aus einem weißen Papier einige hellrote Kamelien hervor und bat ſeine Frau, ſie der Dirn' ins Haar zu ſtecken. „Gerade dort hinter dem linken Ohr."

„Aber Karl, was für Romantik — — —"

„Böſe Geſellſchaft — — Zwanzigjährige Depravation, du!"

„Nein, Papachen, nicht ins Haar; ich will keine Blumen im Haar haben, das ſieht ſo frühreif aus, die Jungen lachen mich aus."

„Soſo, iſt das heutzutage nicht mehr Mode? Ja, dann ſtecke ſie in den Gürtel, das ſteht gut zu dem weißen Kleide; ſieh hier. Warte, ich will eine für Mama haben. Du biſt doch nicht zu jung, Blumen im Haar zu tragen", und er ſteckte die größte Kamelie in das reiche, dunkelbraune Haar ſeiner Frau. „Seht ihr, Kinder, wie das Mama kleidet! Ich verſichere euch, ſo reizend wie ſie war. — —"

„Ja, aber du ſollſt doch nicht mich bewundern, ſondern Elly. Iſt ſie nicht auch reizend?"

„Ja, wirklich reizend."

„Wie findet ihr ſie, Jungens?"

„Gut," antwortete Ernſt, während Arvid mit einem „rieſig ſchneidig" beipflichtete.

„Haſt du Examenfieber, Elly?" fragte Ernſt.

„Nein, nicht ein bißchen; ich wage nicht mein Kleid zu zerknittern, ſonſt ſollteſt du es ſchon kriegen, aber ich habe Beate verſprochen, mich hier zu Hauſe in acht zu nehmen. Ich möchte wohl wiſſen, ob alle, die auf den Ball gehen, ſo froh ſind wie ich; denk' einmal, ich habe ein ganzes Jahr lang nicht getanzt."

„Da haſt du wahrſcheinlich die Kunſt verlernt."

„O nein, Papa. Ach tanz' doch einmal mit mir, du tanzeſt ſo ſchön, viel beſſer, als irgend ein andrer."

„Nun, wer ſoll ſpielen?"

„Niemand, ich werde doch wohl einen Walzer ſingen können, trotzdem ich tanze."

Und mit ihrer friſchen, reinen Stimme begann ſie zu ſummen: „An der ſchönen,

Digitized by Google

blauen Donau", Papas Lieblingswalzer, und dann ſtellte ſie ſich vor ihn hin und verneigte ſich.

„Nimm das Kleid in acht, Elly, denk an Beate!"

„Sei vorſichtig mit dem Kleid, Papa, ſonſt wird Beate böſe auf uns."

„Na, denn los. Mach' ein bißchen Platz da, Arvid!"

Er tanzte ein paarmal mit ihr durch das Zimmer.

„Du tanzeſt wie ein Engel, Papa," und: „Steif geworden iſt die Dirn' aber nicht," erklang es faſt gleichzeitig.

„Das Kleid iſt durchaus nicht zu lang, Elly," verſicherte die Mutter.

Der Kavalier war ganz außer Atem, doch noch nicht ſo ſehr, daß er nicht ſeine Dame küſſen konnte, bevor er ſich in das Sofa fallen ließ.

„Da giebſt du ja Elly ein nettes Beiſpiel, Papa, denk nur, wenn alle Tänzer das thäten!"

„Ach, hab' nur keine Angſt, Ernſt; da hätte ich doch auch noch ein Wörtchen mitzureden."

Beate kam herein. Sie hatte ihren Mantel und ein Kopftuch um, ſie ſollte Elly zum Ball begleiten.

„Der Wagen iſt da."

„Ja, ich hörte ihn. Adieu, liebes Mamachen. Dank für all' die Mühe, die du mit mir gehabt haſt, und vergiß, daß ich beim Anziehen heftig war. Bleib nicht auf und warte nicht auf mich, verſprich es. Papa wird ſchon noch auf ſein, wenn ich heimkomme, und ich werde ihm erzählen, ob es hübſch geweſen iſt. Ach, wenn du doch mit dabei ſein könnteſt!"

„Ja, du findeſt dann wohl, daß es bald an der Zeit ſei, daß ich mein heliotropfarbiges Kleid anzöge, das ſeit fünf Jahren in der Garderobe gehangen hat. Wenn ich nur gleichfarbige Federn für mein Haar hätte."

„Du haſt wohl ſchon vergeſſen, daß du Blumen im Haar haſt, Eleonorchen."

„Ja, dann iſt die Friſur ja fertig; was ich für einen Friſeur habe."

„Mama, du kannſt ihn nachher küſſen, jetzt will ich einen Kuß von meinem erſten Ballkavalier haben," ſagte Elly, und ſtreckte ſich zu dem hochgewachſenen Vater empor.

„Glück auf, Elly, tanze nicht zu viele zu Schanden," rief Ernſt.

„Viel Vergnügen, Elly, grüße die Jungens," tönten Arvids Abſchiedsworte.

Und jetzt war ſie ſchon draußen im Flur. Beate half ihr beim Anziehen der Überſchuhe und ermahnte ſie dringend, ſich mit dem Kleide in acht zu nehmen und es nicht zu zerknittern, wenigſtens bis ſie angelangt ſei; dann müſſe man es wohl verloren geben. Noch einmal öffnete ſich die Thür, und Elly zeigte ſich, mit geſchürztem Kleide und in den weißen Pelz gekleidet, und warf den Eltern Kußhände zu.

* * *

Die Uhr war beinahe drei in der Nacht, als Ingenieur Svan leiſe die Thür zum Schlafzimmer öffnete. Er beſchattete mit der Hand das Licht, um ſeine Gattin nicht zu wecken, aber das war eine unnötige Fürſorge; ſie war wach und ſaß im Bett; das lange aufgelöſte Haar umrahmte die feinen Züge, und die halbverwelkten Kamelien lagen neben ihr auf dem Nachttiſchchen.

„Ich hörte den Wagen. Hat ſie ſich amüſiert?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe ſagen laſſen, ſie möchte zu dir hereinkommen, wenn ſie abgelegt hat. Ich habe ſie noch nicht geſehen."

„Ich höre, Mama, daß du wach biſt, darf ich hereinkommen?" fragte Elly an der Thür.

„Ja gewiß. Ich warte auf dich."

„O, ich habe mich ſo herrlich amüſiert; viel mehr, als ich gedacht hatte. Du kannſt garnicht denken, wie luſtig es war."

„Tanzteſt du alle Tänze?"

„Ja gewiß, und die Extratänze auch. Willſt du meine Tanzkarte ſehen, Mama? Iſt die nicht furchtbar hübſch? Monogramm und Datum und ſolch' ein niedliches Bleiſtiftchen."

„Die willſt du wohl als Erinnerung aufbewahren?" fragte Papa, der an der Kommode ſtand und ſeine Uhr aufzog.

„Ja, natürlich."

„Aber liebe Elly, du haſt ja mit keinem andren getanzt, als mit —"

„Mit den Jungens, Ernſts Kameraden. Ja."

„Warum haſt du denn nicht mit andren getanzt? Wie ſind die Jungens nur darauf gekommen, dich auf einem großen Ball aufzufordern?“

„Nein, darauf ſind ſie garnicht gekommen. Aber ich mußte gleich daran denken, wie du geſagt hatteſt, Mama, daß ſie ſich langweilen würden, weil keine ihrer früheren Tanzſtundendamen mehr mit ihnen tanzen würden. Es ſah auch ſo aus, als ob ſie ſich langweilten; ſie ſtanden alle zuſammen an der Thür, als ich kam, und da ging ich zu ihnen hin und ſagte, daß ich wollte. Und als nachher die andren kamen und mich aufforderten, da hatte ich natürlich keinen Tanz mehr frei. Ja, dieſe Françaiſe, die tanzte ich mit einem Kammerherrn, der ſagte, er kenne dich, Mama, noch von Vikſtad! Solch' komiſcher Herr; er ſprach mit mir von Schwedens Naturſchönheit. Über dergleichen kann ich doch nicht reden.“

„Das hätteſt du ihm ſagen ſollen,“ bemerkte der Vater.

„Das konnte er ſich doch denken. Mama, du kannſt garnicht glauben, wie gut Ludde tanzt. Wir tanzten die ganze Zeit Polka rückwärts.“

„Das war ein Glück für die Jungens, daß du da warſt,“ ſagte die Mutter.

„Ja, gewiß, das war es, und ein Glück für mich, daß ſie da waren. Sonſt hätte ich mich ſicher nicht ſo furchtbar amüſiert. Und Mama, der Kammerherr war ganz bezaubert von Eva. Er tanzte gewiß drei Tänze mit ihr. Er fand ſie ſo ſchön.“

„Tanzte Eva mit den Jungens?“

„Nein, ſie tanzte nur mit den alten Herren. Sie mochte den Kammerherren auch ſehr gut leiden. Sie ſagte, er ſehe ſo intereſſant aus und ſei ungeheuer begabt. Das konnte ich aber nicht entdecken.“

„Sieh' einer an, ich möchte wohl wiſſen, ob Eva nicht ihren Eiſenpanzer zu Hauſe vergeſſen hat!“

„Eiſenpanzer? Sie hatte ja ihr neues lachsfarbenes Seidenkleid an, Papa. Ach ſo, du meinſt die Dummheit von neulich; ſpotten mußt du doch immer!“

„Laß einmal ſehen, Elly,“ rief die Mutter aus. „Du haſt ja dein Haarband verloren. Was habe ich geſagt?“

„Ja, das kam beim Kotillon. Aber bis dahin hielt es. Und Mama, das Kleid war doch zu lang.“

„War es zu lang? Das kann ich nicht finden.“

„Ja, ich trat darauf, als ich hier zu Hauſe die Treppe heraufging. Beinahe die ganze Krauſe ging entzwei. Aber das thut wohl nichts, wenn ich mich ſo herrlich amüſiert habe.“

„Nein, das thut nichts.“

„Ich habe ſie abgeriſſen, das krachte förmlich! Gute Nacht, Papa, ich bin ſo müde. Schlaf wohl, Mamachen!“

Die Thür wurde wieder zugemacht, nicht gerade beſonders vorſichtig — — —

„Na, Eleonore, das war ein Ball in andrem Genre!“

„Ja.“

„Wie herrlich ſie ſich amüſiert hat. Nicht alle Menſchen hier auf Erden können einander gleich ſein. Nicht einmal Mutter und Tochter!“

„Nein, und ich bin auch froh, daß Elly mir nicht gleich iſt.“

„Froh, nun?“ Er ſah ſie ſchelmiſch an. „Warum das?“

„Ich bin froh, daß ſie ſo friſch und geſund iſt,“ klang es leiſe.

Digitized by Google

Die Stellung der Frau beim Theater.

Ein Appell an die deutschen Frauenvereine.

Von

A. Hardenberg.

Nachdruck verboten.

Unter den Frauen läßt man immer noch die Bühnenkünstlerinnen abseits stehen. Während alle anderen Stände geschlossen vorgehen, um sich bessere Daseinsbedingungen zu verschaffen, und für die, welche noch der geschlossenen Organisation ermangeln oder aus anderen Gründen nicht für sich eintreten können, einzelne hochherzige Frauen oder Frauenvereine den Kampf aufnehmen, überläßt man die Sängerinnen und Schauspielerinnen sich selbst. Man zieht sie auch zu den allgemeinen Bestrebungen nicht heran, und doch würde man bei ihnen ein reges Verständnis für die Frauenbestrebungen unserer Zeit finden. Denn wer litte z. B. mehr unter den ungerechten Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches als sie, die so häufig von ihrem Manne nur als Erwerbsquelle betrachtet werden?

Der Hauptgrund der Teilnahmlosigkeit der Frauen für ihre Schwestern am Theater liegt in dem Umstande, daß man sie durchweg für sittlich zweifelhaft hält. Es ist richtig, daß circa ein Drittel der Damen vom Theater eine bedenkliche Existenz führt; daß sie nur beim Theater sind, um — nach ihrer Auffassung — ihr Leben zu genießen. Um nicht mit der Gesellschaft oder gar mit der Polizei in Konflikt zu geraten, wählen sie den Beruf, der kein Reifezeugnis verlangt, den der „Bühnenkünstlerin". Aber gut zwei Drittel der Bühnenkünstlerinnen sind durchaus ehrenwert und anständig, meistens aus guter Familie; sie kämpfen ehrlich um ihr Brot und ihre sittliche Existenz auch unter den schwierigen Verhältnissen am Theater, die einen freieren Verkehr zwischen Mann und Weib mit sich bringen, in dem für die Unerfahrenen eine große Gefahr liegt. Ihnen sollte die Sympathie ihrer Geschlechtsgenossinnen nicht fehlen. Wo sie sich ihnen aber menschlich nähern wollen, fühlen sie eine unsichtbare Schranke gezogen; sie sind ihnen eben die „Damen vom Theater".

Durch einige Darlegungen über die äußere Existenz der Bühnenkünstlerinnen möchte ich versuchen, die Sympathien der Frauen und der Frauenvereine für die sicherlich lohnende Aufgabe zu gewinnen, auch ihnen die helfende Hand zu reichen. Das „glänzende Elend" am Theater ist keine Fabel! Besonders hart trifft es die Anfängerin. Sehen wir uns die Laufbahn einer solchen, speziell die der Opernsängerin an.

Bei jedem Beruf wird das Anlagekapital in Erwägung gezogen, das hier in den Ausgaben besteht, die das Studium der Bühnenkünstlerin erfordert. Das der Opernsängerin ist bedeutend teurer und langwieriger als das der Schauspielerin; nachher sind bei beiden die Freuden und Leiden gleich. Es braucht wohl nicht weiter betont zu werden, daß hier nur von den Künstlerinnen die Rede sein soll, die als Töchter aus guter Familie und von ehrlichen, braven Eltern in den besten Grundsätzen erzogen, zum Theater gehen und dazu das Äußere, das Talent und die erforderlichen Stimmmittel besitzen.

Die normale Studienzeit einer Opernsängerin bei gewissenhaften Lehrern kann im Minimalsatz auf vier Jahre geschätzt werden, falls nicht ein Umschlag oder eine Änderung der Stimme eintritt, die ein Umstudieren für ein anderes Fach, als man ursprünglich ins Auge faßte, bedingt, oder falsche Wahl des Lehrers das Studium

bemmt. Das Stundenhonorar bei guten Lehrkräften beträgt auf die ganze Zeit verteilt durchschnittlich im Monat 80 Mark. Es wäre also die Summe von 800 Mark für das Jahr zu verzeichnen, für vier Jahre 3200 Mark (unter Jahresstudium versteht man eine zehnmonatliche Saison und zwei Monate Ferien). Die Konservatorien und solche Lehrer, die für 12 Mark monatlich oder womöglich vierteljährlich eine künstlerische Ausbildung versprechen, kommen hier nicht in Betracht, da sie knapp mittelmäßige Dilettanten herausbringen.

Bei einem regelrechten Studium bleibt es aber nicht bei dem Stundenhonorar; da kommen zunächst noch die Ausgaben für Klavierauszüge hinzu (Wagneropern und moderne Opern sind sehr teuer). Ferner ist nur ein kleiner Bruchteil der Gesangschülerinnen in der glücklichen Lage, mit ihrem Lehrer oder ihrer Lehrerin am gleichen Orte ansässig zu sein. Sie müssen sich also in Pension geben; in einer Stadt wie Berlin hat man beispielsweise eine solche nicht unter 90 Mark monatlich. Dazu kommen noch die Unkosten für Klaviermiete und die Ausgaben für die zum Studium unbedingt notwendigen Konzert- und Theaterbesuche, sowie für dramatische Stunden, für den Korrepetitor, mit dem Partien zu Hause auswendig gelernt werden ꝛc. Als runde Summe kann man daher eine jährliche Gesamtausgabe von 3000 Mark und für vier Jahre 12 000 Mark rechnen, außer den Ausgaben für Kleidung und für die beiden Ferienmonate, die nach angestrengtem Studium zur Erholung benutzt werden müssen. Man kann also als Durchschnittssumme 15 000 bis 18 000 Mark für das Studium rechnen.

Nach dieser ersten Kapitalsanlage beginnen die Ausgaben für Theaterkostüme, denn nach den Theaterkontrakten unter § so und so viel „haben die weiblichen Mitglieder, außer den Männerkostümen, alles auf eigne Kosten zu stellen und sind verpflichtet, alle Weisungen der Bühnenleitung in Betreff der Haartracht, der Schminke und dergleichen genau zu beachten."

Den Männern wird es natürlich erleichtert, die bekommen die historischen Kostüme geliefert; da in der Oper sonst keine modernen Sachen gebraucht werden, haben sich die Männer nur Trikots, Schuhe ꝛc. anzuschaffen. Es macht das eine einmalige Ausgabe von 300—400 Mark aus, die für Jahre genügt; die laufenden Ausgaben sind für Männer verschwindend. Die Frauen dagegen müssen gleich einen großen Fonds von Kostümen für ihre Fachrollen haben, der in der Praxis, wie man weiter unten sehen wird, nie ausreicht. Es sei hier gleich bemerkt, daß sich schließlich die Damen auch die kontraktlich versprochenen Männerkostüme sehr oft selbst stellen müssen, da häufig keine passenden da sind, oder die Sachen, die schon vom Chor und der Statisterie benutzt wurden, in einem derartigen Zustande geliefert werden, daß sie für die Bühne unmöglich sind.

Die Theaterkostüme werden vom Publikum fast immer im Werte unterschätzt und als Maskengarderobe betrachtet. Sie sind aber in Wirklichkeit sehr teuer, da sie nur in bestimmten Ateliers und bei Theaterschneidern gefertigt werden können, die allein mit dem Stil und Schnitt der historischen Trachten vertraut sind und natürlich die Preise danach machen. Außerdem aber können nicht zu billige und schlechte Stoffe zu diesen Kostümen verwandt werden, denn die durch den Staub der Kulissen schmutzige Bühne nutzt sie sehr ab. Ebenso ist der Theaterschmuck nicht billig, trotzdem nur die sogenannten böhmischen Steine dazu verwandt werden. Der Zoll verteuert sie sehr, auch muß das Metall zur Fassung und zu den Ketten vergoldet werden, um das Schwarzwerden zu verhüten, und das Einsetzen der Steine verlangt Handarbeit. Zu den Kostümausgaben kommen noch die für Perrücken, Trikots, Schuhe, Schminke ꝛc. Man wird danach wohl begreifen, daß z. B. ein Prachtgewand, wie es die Elsa im Lohengrin zum Kirchgang trägt und ebenso das der Ortrud alles in allem einen Wert von je ca. 700 Mark repräsentieren. Man kann ja natürlich einzelne Teile der Kostüme wieder für andere Rollen verwenden, immerhin ist aber doch für den Anfang eine Kapitalsanlage von ungefähr 3000 Mark für Kostüme nötig. Nur an Hoftheatern wie Berlin, Wien, München ꝛc. und am Stadttheater in Frankfurt a. M. werden den Bühnenkünstlerinnen die Kostüme geliefert. Will man aber die Durch-

schnittslaufbahn am Theater schildern, so kann man nicht die vereinzelten Glücksfälle herausgreifen, wo eine Anfängerin gleich an ein solches Theater in ihr Fach kommt; meistens muß sie an einem Provinz- oder Stadttheater ihre Laufbahn beginnen. Ein derartiges Theater zahlt aber für eine unroutinierte, wenn auch talentvolle Opernsängerin durchschnittlich höchstens 150 Mark monatlich. Die Saison dieser Theater dauert höchstens 6—7 Monate, vom 1. Oktober bis Palmarum, manchmal bis 1. Mai; dann giebt es vielleicht noch eine Monatsoper, die bis Mitte Mai währt und von da ab bis 15. September oder 1. Oktober ist ungefähr vier Monate verdienstlose Zeit.

Die Gage wird in der Regel in feste Gage und Spielgeld eingeteilt, so daß bei der angenommenen Summe von 150 Mark 100 Mark feste Gage gerechnet würde und 5 Mark zehnmal garantiert als Spielgeld, d. h. die Sängerin bekommt für den Abend, wo sie auftritt 5 Mark, und ein zehnmaliges Auftreten im Monat ist ihr seitens der Direktion garantiert. Tritt sie öfter auf, bekommt sie jedes Mal 5 Mark mehr, tritt sie durch Schuld der Direktion nicht so oft auf, so müssen ihr doch die 50 Mark bezahlt werden, so daß ein Fixum von 150 Mark herauskäme. Sagt aber die Sängerin die Oper für einen Abend ab, so wird das Spielgeld abgezogen.

Die Abzüge bilden überhaupt beim Theater ein Hauptkapitel. Zunächst werden gleich bei Auszahlung der Gage die Agentenprozente abgezogen. Trotzdem nämlich der Direktor die Agenten beauftragte, Mitglieder für sein Theater zu engagieren, muß das engagierte Mitglied die Prozente allein zahlen, anstatt daß der Betrag zwischen beiden, die doch gleich interessiert sind, geteilt würde. Die Engagements beim Theater werden fast immer durch Theateragenten vermittelt; die Vermittlung wird gewöhnlich mit 5% monatlich für die Dauer des Kontraktes berechnet; auch für den Fall einer Erneuerung des Kontraktes ohne Zuthun des Agenten gilt der Prozentsatz. Für die angenommene Gage von 150 Mark macht das einen monatlichen Abzug von 7,50 Mark. Für Gastspiele ist die Taxe von 10% für den Abend festgesetzt.

Nur ganz ausnahmsweise werden Engagements ohne Agenten abgeschlossen. Für die Künstler, besonders für Anfänger, ist das nicht besonders vorteilhaft, denn die Agenten machen ihre „Klienten" bei den Direktoren durch Empfehlung bekannt, und solche, die keine Prozente zahlen, werden natürlich nicht empfohlen. Manche Direktoren haben bestimmte Abmachungen mit ihren Agenten, so daß sie nur durch deren Firma abschließen, sie selbst weisen dann die engagementssuchenden Künstler, auf die sie für ihr Theater reflektieren, dorthin, und sie müssen da die Prozente zahlen.

Der Sitz der Theateragenturen ist hauptsächlich Berlin; es giebt dort eine große Anzahl solcher Geschäfte. Außer den Prozenten ist als nicht offizielle Abgabe an die Agentur das Abonnement für eine Theaterzeitung zu zahlen. Ein jeder Agent besitzt ein solches Fachblatt, das im Winter alle acht Tage, im Sommer alle vierzehn Tage erscheint und in dem die Agenten die guten Kritiken ihrer Klienten abdrucken. Diese Zeitungen werden an die Direktoren und Intendanten versandt, so daß dadurch die Kritiken der Künstler, die gerade mit der betreffenden Agentur in Geschäftsverbindung stehen, an anderen Bühnen bekannt gemacht werden. Eine solche Zeitung ist daher für den Bühnenkünstler sehr wichtig; der Abonnementspreis dafür beträgt jährlich 24 Mark; auf die Durchschnittsverdienstzeit von acht Monaten verteilt 3 Mark monatlich.

An monatlichen Abzügen von der Gage sind ferner noch zu veranschlagen: 3 Mark für den Transport der die Garderobe enthaltenden Theaterkörbe zu den betreffenden Vorstellungen und zurück. Die Direktoren kümmern sich nicht darum, wie und ob die Sachen in das Theater kommen; in der Regel besorgen das die Theaterarbeiter für die genannte monatliche Entschädigung. Dann werden jeden Tag die Proben, zu denen die Mitglieder pünktlich zu erscheinen haben, abends acht Uhr an einer Tafel am Aufgang zur Bühne bekannt gemacht. Das Mitglied muß daher jeden Abend, wenn es nicht beschäftigt oder nicht im Theater ist, auch in Sturm und Regen hin, um die Proben zu lesen; will es aber Erkältungen vermeiden, so sagt der Theaterdiener die Proben für ein monatliches Entgelt von 3 Mark an. Dann kommen zu Neujahr die üblichen Trinkgelder an Souffleur, Inspizient, Theaterarbeiter ꝛc., von denen das Mitglied sehr abhängig ist; das kostet wieder ca. 3 Mark

monatlich. Nach Bühnengesetzen soll ferner das Notenmaterial zum Erlernen der Rollen geliefert werden. Das geschieht auch, aber die Rollen sind oft in sehr desolatem Zustande, da sie aus Leihgeschäften sind und an den verschiedensten Bühnen umher wandern; jeder hat seine Bemerkungen hinein notiert, was das Lernen daraus sehr erschwert. Das Mitglied muß sich daher den betreffenden Klavierauszug selbst kaufen, dafür sind wieder durchschnittlich 4 Mark monatlich zu verzeichnen.

Weiter kommt das für die Sängerin unentbehrliche Klavier mit einer monatlichen Miete von 9 Mark; Auslagen für Schminken, Puder, Bänder, Handschuhe ꝛc. mit, knapp gerechnet, 6 Mark monatlichen Ausgaben. Es bleibt also von der Gage von 150 Mark nach Abzug von 38,50 Mark der Betrag von 111,50 Mark. Es wäre ja ganz schön, wenn die Künstlerin wenigstens diese Summe bekäme; aber es giebt einen Paragraphen in den Theaterkontrakten, der den armen Bühnenangehörigen die größten Schmerzen bereitet und den Direktionen die größte Machtvollkommenheit giebt, der heißt:

„Der Bühnenleitung steht das Recht zu, den Vertrag an jedem Tage innerhalb des ersten Engagementsmonats derart zu kündigen, daß der Kontrakt nach vierzehn Tagen vom Tage der erfolgten Kündigung an gerechnet gelöst ist und zwar unter folgenden näheren Bestimmungen:

a) Die Kündigung von Seiten der Bühnenleitung kann nicht erfolgen, bevor nicht das Mitglied einmal aufgetreten ist, und zwar bei Solomitgliedern innerhalb des Rahmens, der durch das eingereichte Rollenverzeichnis gegeben ist. Ist ein Auftreten innerhalb der ersten vierzehn Tage des ersten Engagementsmonats durch Krankheit des Mitgliedes unmöglich gewesen, so kann die Lösung seitens der Bühnenleitung ohne jedes Auftreten erfolgen und hat in dem Falle die Bühnenleitung das Recht, nur die Gage für vierzehn Tage (selbstverständlich ohne Spielgeld) als Entschädigung zu zahlen.

b) Gänzliches künstlerisches Unvermögen, worüber der Bühnenleitung ausschließlich die Entscheidung zusteht, berechtigt dieselbe schon nach dem ersten Auftreten, im äußersten Falle schon nach der Probe, den Vertrag in allen seinen Teilen, ohne weitere Entschädigung als die Zahlung von einhalb Monatsgage, zu lösen."

Dieser Paragraph wird nach allen Seiten hin gründlich ausgenutzt. Wie schon bemerkt, giebt es sehr viele Agenten, die sich naturgemäß unter einander Konkurrenz machen, die den Direktoren sehr viele Kräfte anbieten, einer immer billiger als der andere. Ferner giebt es sehr viele Volontärinnen, die keine Gage bekommen, ja, oft noch dazu bezahlen, nur um auftreten; es sind dies leider sehr oft solche, die den Stand der Schauspielerinnen diskreditieren. Dadurch werden die wirklichen Künstlerinnen im Preise sehr herabgedrückt. Ein Direktor engagiert infolge der massenhaften Angebote im ersten Monat für jedes Fach mehrere Vertreterinnen, die ihm ja „in allen Preislagen" angeboten werden. Dann werden die Besten und Billigsten ausgesucht; die anderen bekommen nach einem einmaligen Auftreten die Kündigung, wozu ja nach dem Kontrakt der Direktor das Recht hat. Neuerdings ist bei der Versammlung des deutschen Bühnenvereins beschlossen worden, daß nur noch auf Engagement gastiert werden und der Kündigungsparagraph aus dem Kontrakt ausgemerzt werden soll.

Eine Anfängerin und auch routinierte Mitglieder thun am besten, sich nach Empfang eines Kündigungsbriefes billiger anzubieten, falls nicht gleich die Direktion, was häufig genug geschieht, zart andeutet, daß die Betreffende nur so und so viel wert sei, besonders da eine Rivalin, die noch viel besser sei, fast nichts verlange. Einer Anfängerin schadet es sehr, gleich aus dem ersten Engagement fortgeschickt zu werden; den wahren Grund erfährt doch niemand, und eine solche Entlassung wird immer auf künstlerische Unfähigkeit zurückgeführt. Nach der Unterhandlung zwischen Direktor und Künstlerin bleibt letztere mit „reduzierter" Gage, so daß sie vielleicht statt der 150 Mark 100 Mark bekommt, manchmal auch nichts. Die Ausgaben bleiben trotz der geringeren Einnahmen dieselben, und dann kommen die für neu anzuschaffende Kostüme hinzu, da die Opernsängerin oft nur den kleinsten Teil der Fachrollen, auf die sie eingerichtet ist, zu singen bekommt, aber nach dem Kontrakt, in dem sie als „Sängerin" engagiert ist, verpflichtet ist, wann und wo es der Direktion beliebt, als solche aufzutreten, ob in Konzerten oder Operetten oder Possen, wenn in letzteren Konzerteinlagen zu singen sind, oder ob sie statieren oder lebende Bilder mit-

ſtellen muß: jedenfalls hat ſie alles ohne Weigern zu thun und die geeigneten Koſtüme dazu zu ſchaffen. Sängerin wie Schauſpielerin haben ſich den Regieverordnungen betreffs dieſer Koſtüme vollſtändig unterzuordnen, was zu immer neuen Ausgaben Veranlaſſung giebt, denn die meiſten Regiſſeure haben den Ehrgeiz, etwas Beſonderes zu bieten, und ſo werden alte Stücke bald in dieſem, bald in jenem Zeitalter inſceniert, wozu die Künſtlerinnen die Koſtüme ſchaffen müſſen. (Schluß folgt.)

Lehrerinnenverein im Harz.

Es zieht ins Harzgebirg' hinein
Ein Schwarm von frohen Geſellen —
Was mögen das für Geſellen ſein?
Frau Ilſe guckt neugierig drein
Und kräuſelt ihre Wellen.

Wie ziehn ſie flott von Ort zu Ort!
Frau Ilſen faſt es freute.
Sie lagern hier, ſie lagern dort
Und reden manches kluge Wort,
Wie hochgelahrte Leute.

Studenten? Die ſehn anders aus,
Die tragen Röcke mit Schnüren,
Sie zechen brav beim luſtgen Schmaus
Und bringen wohl einen Kater nach Haus,
Davon hier nichts zu ſpüren.

„Sie ſchauen aus wie Weiberleut',"
Frau Ilſe ruft's erſchrocken.
„O, lieber Vater Brocken,
Haſt Du mich nicht gelehrt bis heut,
Ein Weibsbild ehrbar und geſcheut,
Das bleibt bei ſeinem Rocken?"

Der alte Herr die Achſeln zuckt
Und ſpricht: „Mich nimmt's nicht Wunder,
Die Weiber haben aufgemuckt,
Man hat ſie wohl zu ſehr geduckt
's weht andre Luft jetzunder.

Sie ſchreiben auf ihr Feldpanier:
Die Sitte und die Pflichten,
Doch auch die Rechte wollen wir!
Prinzeſſin Tochter, merk' es Dir:
So thöricht iſt's mit nichten."

Clotilde von Schwarzkoppen.

Digitized by Google

Das Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderheim in Bornstedt.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Vor kurzem ging eine Notiz durch die Tagesblätter, die in lakonischer Kürze mitteilte, daß eine Arbeiterfrau wegen fahrlässiger Tötung auf der Anklagebank erscheinen mußte, weil eins ihrer Kinder während ihrer Abwesenheit in ein Waschfaß gefallen und den davongetragenen Verletzungen erlegen war. Eine rechtschaffene Frau, die ihrer Berufsarbeit nachgeht, da der Erwerb des Mannes nicht hinreicht, um den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten, eine Mutter, die ihr Kind ebenso liebt, wie jede Frau, die in der glücklichen Lage ist, ihr Kind selbst beaufsichtigen zu können oder es beaufsichtigen zu lassen, und die den Verlust des Kindes ebenso schmerzlich betrauert, wie diese es thun würde, eine solche Frau soll den Tod ihres Kindes vor dem Richter verantworten! — Und von dem Urteil, von der persönlichen Auffassung dieses Richters hängt die Freiheit, die ganze zukünftige Existenz der Frau ab, die ohne Schuld an all diesem Unglück ist.

Ohne Schuld! Denn wo sollen all die Kinder bleiben, deren Mütter Beschäftigung außer dem Hause suchen müssen, weil sie eben keine andre Arbeit finden? Wer nimmt sich in Berlin der kleinen Weltbürger an, die noch in keinen Kindergarten, keine Kinder-Bewahranstalt aufgenommen werden können, weil sie zu klein sind und deshalb doppelt der Fürsorge bedürfen? Wie oft hört man von Arbeiterfrauen die Klage, daß sie die Kinder unversorgt zu Hause lassen oder womöglich mit zur Arbeit nehmen müssen, weil in der ganzen Gegend keine Krippe ist. Und diese Klage ist leider nur zu berechtigt. Es klingt fast unglaublich, daß in Berlin, wo doch so viel für die Armenpflege gethan wird, nur drei Krippen bestehen, während Paris deren einundfünfzig besitzt. Sollten sich nicht Mittel und Wege finden lassen, um von privater Seite helfend einzugreifen, wenn nur das notwendige Interesse in den Kreisen vorhanden wäre, die in der Lage sind zu helfen? Vielleicht kann die Beschreibung einer kleinen Musteranstalt, die sich in der Nähe von Berlin befindet, dazu beitragen, das Interesse für unser Krippenwesen zu erhöhen. Mich hat jene traurige Gerichtsverhandlung eigentlich zu dem Besuch der Anstalt veranlaßt; vielleicht würden nun meine Mitteilungen einen der Leser der „Frau“ veranlassen, der Frage näher zu treten. Darum will ich berichten, was ich im Kaiser- und Kaiserin-Friedrich-Kinderheim in Bornstedt gesehen habe.

Wenn man die Bornstedter Chaussee vom Orangeriegebäude in Sanssouci nach Norden verfolgt, erblickt man bald das malerisch gelegene Gut Bornstedt, die Musterwirtschaft der Kaiserin Friedrich, die von der ehemaligen Kronprinzessin selbst bewirtschaftet wurde, am Eingange des gleichnamigen Dorfes liegend. Musterhaft wie die Ökonomie des Gutes sein soll ist auch eine Einrichtung, die bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares von diesem zum Wohl der Gutsangehörigen geschaffen worden ist, nämlich die Einrichtung des Kaiser-Friedrich-Kinderheims. Das Heim verbindet eine Krippe mit einer Klein-Kinderbewahranstalt und giebt dadurch den Arbeiterfrauen der beiden Dörfer Bornim und Bornstedt Gelegenheit, alle Kinder, die einer Beaufsichtigung bedürfen, während sie selbst ihrer Berufsarbeit nachgehen,

vor Verwahrlosung, Unreinlichkeit, Verkrüppelung und Unglücksfällen aller Art, die ihnen in den Händen unverständiger Pfleger zustoßen könnten, zu bewahren. Gewiß, eine große Erleichterung und Wohlthat für die arbeitsame und wirklich unterstützungswürdige Volksklasse. Die Anstalt ist im Jahre 1883 gegründet, steht aber erst seit 8 Jahren unter der Leitung von Schwestern. Die aus dem Betriebe entstehenden Kosten werden teils aus den Zinsen eines von der Kaiserin Friedrich gestifteten Kapitals, teils aus Einkünften des Gutes Bornstedt, teils aus der Kaiserin-Friedrich-Stiftung gedeckt. Einen etwa ungedeckt bleibenden Rest deckt die Kaiserin Friedrich aus ihrer Privatschatulle. Die inneren Angelegenheiten der Anstalt unterstehen der Kontrolle eines Spezialkomitees, dem als Ehrenmitglieder auch Frau Henriette Schrader und Frau Hedwig Heyl angehören. Außer der Schwester, welche die Leitung der Anstalt inne hat, ist eine Kindergärtnerin, ein Kindermädchen und ein Dienstmädchen in dem Hause. Schwester Toni, die jetzige Leiterin der Anstalt, ist seit zwei Jahren dort; die Kindergärtnerin seit sechs Jahren. Die Anstalt ist augenblicklich von 30 Zöglingen besucht, einer verhältnismäßig niedrigen Zahl, die sich daraus erklärt, daß im vergangenen Sommer die Sterblichkeit der Kinder in den beiden Dörfern durch heftige Epidemien eine sehr große war. Der Besuch variiert sonst zwischen 38 und 66 Kindern. Aufgenommen werden Kinder vom Säuglingsalter bis zum 8. Lebensjahr etwa; trotzdem die größeren Kinder eigentlich nicht mehr in solche Anstalt gehören, beaufsichtigen die Schwestern solche schulpflichtigen Kinder, deren Mütter sie in der schulfreien Zeit nicht nachmittags allein in ihrer Wohnung lassen wollen und können. Die Kinder werden großenteils schon morgens um 5 Uhr in die Anstalt gebracht und bleiben den Tag über da, bis die Eltern von der Arbeit kommen. Jedes Kind bezahlt täglich 5 Pfennige; ist durch Arbeitslosigkeit oder Krankheit des Familienoberhauptes eine Familie in großer Not, so wird auch dieser geringe Betrag den Leuten erlassen.

Um ein kleines Bild von dem Leben in der Anstalt zu geben, muß ich zuerst das Gebäude beschreiben, das wohl den Ansprüchen eines jeden Arztes und Hygienikers genügt. Die Anstalt befindet sich in einem alten Bauernhaus, das renoviert worden ist und einen schönen Anbau mit hohen, hellen Räumen erhalten hat. Das Haus ist einstöckig mit zwei aufgesetzten Giebeln. Im untern Stockwerk befindet sich an einem Vorplatz ein geräumiges, helles Zimmer, das zur Aufnahme der Säuglinge dient. Der Aufenthaltsraum für die Säuglinge und die Kinder, die noch nicht laufen können, enthält mehrere kleine Bettstellen; der nötigen Sauberkeit wegen dürfen die Kinder nicht in den Wagen und Betten der Eltern in der Anstalt liegen bleiben. Außerdem findet sich dort eine Badewanne, in der jedes Kind des Morgens gebadet wird, wenn es in die Anstalt kommt. Dann werden die Kinder in die sauberen Bettchen gelegt; die größeren werden an kleine Tische und Stühle gesetzt, die sie vor dem Fallen schützen. Eine Glasthür führt von dem Zimmer auf eine große gedeckte Veranda, auf der im Sommer alle Kinderwagen stehen, damit die Kinder den ganzen Tag im Freien sein können. Augenblicklich sind in dieser Station vier Kinder von etwa einem Jahr; diese werden unter Aufsicht der Schwester von dem Kindermädchen besorgt.

An diesem Raum stößt das Schul- und Eßzimmer, das nur Tische und Bänke enthält und durch viele bunte Bilder an den Wänden, die dem Anschauungsunterricht dienen, sehr freundlich gemacht wird. Hier verbringen die Kinder die Stunden, die den Fröbelschen Beschäftigungen gewidmet werden. Die Kaiserin legt hohen Wert auf die pädagogische Leitung, die im Sinne des Pestalozzi-Fröbelhauses gehandhabt wird und durch eine dort gebildete Kraft.

Von diesen Zimmer gelangt man durch ein zweites Entree, in dem die Tassen und Näpfe der Kinder aufbewahrt werden, in den neuen Teil des Hauses, in dem ein herrlicher, großer Saal für die Spiele der Kinder und ihre Turnübungen eingerichtet ist. Hier können sie sich nach Herzenslust tummeln und austoben; hier ist Platz für die Kleinen, die ihre ersten Gehversuche machen wollen, für die Drei- und Vierjährigen die hier ihre krummen Beinchen grade laufen wollen, und für die so-

genannten „Großen" die nach den Klängen des allbekannten Kinderliedes ihre kleinen Füße nach allen Regeln der Kunst aufsetzen; denn

„Wer am besten schreiten kann,
Diesen stellen wir voran,
Denn er soll uns führen."

Und bei diesen Worten sucht jeder dem andern voller Ehrgeiz den ersten Platz streitig zu machen. —

Außer diesen Räumen und der Küche enthält das untere Stockwerk ein gemeinsames Eß- und Wohnzimmer für die Schwestern und die Kindergärtnerin, in dem sich auch die Apotheke der Gemeindeschwester (die noch neben der leitenden Schwester im Hause lebt) und eine kleine Bibliothek befinden; dann noch die beiden Zimmer der Schwester Toni. Im oberen Stockwerk fand ich in einem Giebel das Zimmer der Kindergärtnerin und ein Mädchenzimmer, im andern die Zimmer der Gemeindeschwester, eine Plätt- und Spindenstube, in der ein dreiteiliger Wäscheschrank Wirtschafts- und Küchenwäsche und die Schürzen und Kittel, die alle Kinder in der Anstalt tragen müssen, enthält. Eine große, luftige Speisekammer, die mit Vorräten aller Art gefüllt war, gab mir die Gewißheit, daß die kleinen Magen jederzeit befriedigt werden.

Die Kinder, die schon zu Haus gefrühstückt haben, bringen ihr zweites Frühstück mit, erhalten aber um 11 Uhr ein reichliches Mittagbrot und nachmittags Kaffee und Milch. Das Mittagbrot besteht entweder aus Suppe, Fleisch und Gemüse zusammen gekocht, oder aus einem andern nahrhaften Gericht. Als ich die Anstalt besuchte, gab es Milchreis; und daß es den Kindern gut schmeckte, sah man an der Geschwindigkeit, mit der die Näpfe geleert wurden. Die Kinder ließen sich kaum Zeit, das kurze Tischgebet zu Ende zu sprechen, bei dem Wort „Amen" war mancher kleine Mund schon gefüllt; und die andern Kinder griffen a tempo nach den Löffeln, als ob sie die Zeit nicht erwarten könnten.

Die Tageseinteilung im Kinderheim ist folgende: Während sich die Kinder des Morgens versammeln, können sie frei herumspielen bis zum zweiten Frühstück. Dann haben sie täglich eine Stunde lang Unterricht in den Fröbelschen Beschäftigungen, und eine Stunde lang üben sie Bewegungs-, Kreis- und Singspiele. Eine Einrichtung gefiel mir besonders gut, vielleicht, weil sie am meisten an die Wartung, die Kinder in der Familie haben, erinnert. Alle Kinder werden nach Tisch gewaschen und zum Schlafen hingelegt. Das ist doch gewiß etwas, was sonst nur die Mütter, die in der glücklichen Lage sind, Pflege und Wartung ihrer Kinder nicht Fremden überlassen zu müssen, ihren Kindern bieten können. Die dazu getroffene Einrichtung ist eine ganz eigenartige. Neben dem Saal befindet sich ein großes Zimmer, in dem fünf ungeheuer breite, ganz niedrige Bettstellen stehen, die eigens zu diesem Zweck konstruiert worden sind, und die mit weichen Matratzen versehen sind. Auf diese werden die Kinder nebeneinander hingelegt, und hier können sich all die müden kleinen Glieder, die so früh schon aus den Federn mußten, für ein paar Stunden ausstrecken; der Schlaf schließt bald die Augen zu, und vielleicht läßt sie ein schöner Traum die Erfüllung all der Weihnachtswünsche sehen, die die kleinen Herzen erfüllen. Diese Stunden verbreiten dann Ruhe über das ganze Haus und geben den Leiterinnen der Anstalt, die eine sehr anstrengende und schwere Aufgabe haben müssen, Zeit und Ruhe, um sich für den Nachmittag zu kräftigen, an dem sie die Kleinen abwechselnd zu leichten Haus- und Gartenarbeiten anhalten, bis die Stunde schlägt, an der eines nach dem andern das Haus verläßt, in dem es Jahr aus, Jahr ein schöne, fröhliche Stunden verbringt.

Die Anstalt ist so besonders zweckmäßig und nützlich, weil sie Zöglinge, die der Aufsicht bedürfen, annimmt, gleichviel, in welchem Alter sie sich befinden; gute Erfolge können gar nicht ausbleiben, wo den Kindern von ihren ersten Lebensmonaten an, bis sie zu einer gewissen Selbständigkeit gekommen sind, mütterliche Pflege und ein gesundes Unterkommen geboten wird. Das Kaiser-Friedrich-Kinderheim hat überdies nicht wie andre Kleinkinderbewahranstalten vorzugsweise den Zweck, die Kinder vor Schaden zu bewahren, sondern macht es sich zur Aufgabe, eine naturgemäße geistige

Digitized by Google

Entwicklung des Kindes durch Erziehung zur Arbeit und Selbstthätigkeit anzubahnen. Auf das warmherzigste tritt die Kaiserin Friedrich in persönlichem Schalten und Walten für die Entwicklung der Anstalt ein. Sie kümmert sich um alles; besonders die Weihnachtsfeste, an denen sie wie eine treue Mutter für die Kinder sorgt und unter ihnen weilt, müssen ihnen tief im Gedächtnis bleiben. Und wenn auch die Eltern nicht immer empfinden und verstehen mögen, welcher Segen von diesem Werk der Nächstenliebe ausgeht: in den Kinderherzen wird sicher der Samen aufgehen, den gute Menschen in sie hineingelegt haben.

Arktische Weihnachten.

Vom Himmel löst der stundenkarge,
Lichtscheue Tag sich trauernd ab;
Früh sinkt im schwarzen Wolkensarge
Die Nordlandssonne in das Grab.
Der Bär verläßt die eis'gen Schollen,
Sich auf das feste Land zu trollen
Und Schutz zu suchen irgendwo.
Ein Klappern tönt von Rentierhufen:
Auf seines Schlittens schnellen Kufen
Kehrt von der Jagd der Eskimo.

Nun ist es still in weiter Runde,
Als gäb's hier keine Menschen mehr.
Der rote Schein dort giebt dir Kunde,
Daß Leben noch im toten Leer.
Ein Blockhaus ist's: durch seine Fugen
Laß unsern Blick ins Innre lugen —
Das Wohnhaus ist's des Missionars.
Er feiert heut mit Weib und Kinde,
Umgraut von Nacht, umstürmt vom Winde,
Das schönste Fest des ganzen Jahrs.

Die kleine Pyramide flimmert
In Licht und buntem Flittertand,
Aus Holz und Knochen roh-gezimmert
Von seiner ungeübten Hand.
Die Mutter hält empor das Kindlein,
Das schaut mit offnem Aug' und Mündlein
Die ungewohnten Wunder all'.
Nun am Harmonium läßt sich nieder
Der Missionar — das Lied der Lieder
Weckt er mit weihevollem Schall.

Das Lied vom Christkindlein im Stalle,
Vom Wunderstern im Morgenland,
Vom Heiland, der in Liebe alle
Auf Gottes Erdenrund umspannt.
O Weihnachtsfest mit lichten Kerzen,
O Weihnachtsfest, du ein'st die Herzen
Am fernsten Pol selbst eisumstarrt.
Die Liebe, die am Kreuz gerungen,
Die Liebe hält die Welt umschlungen
Mit göttlicher Allgegenwart.

Richard Zoozmann.

Die weibliche Berufswahl.

(Nachdruck verboten.)

Unter diesem Titel ist im Verlag von Hugo Steinitz (Berlin SW.) ein Handbuch für Frauenbildung und Frauenerwerb von Amélie Hautzinger erschienen (Pr. 2,80 Mark), das den Erwerbsuchenden mancherlei recht schätzenswerte Winke giebt. Es behandelt eine ganze Anzahl von Frauenberufen zunächst in allgemein orientierenden Artikeln und fügt dann eine große Anzahl von speziellen Angaben hinzu, die über die bezüglichen Bildungsstätten, über Kosten und Zeitdauer der Ausbildung ꝛc. eingehend unterrichten. Wir glauben mancher unserer Leserinnen einen Dienst zu erweisen, wenn wir den Inhalt des Buches kurz skizzieren und die einzelnen Berufe namhaft machen, die darin behandelt werden.

Zuerst findet die Haushaltung Berücksichtigung: die Berufe der Haushaltungslehrerin, Haushälterin, Wirtschafterin, Hotelgouvernante werden kurz besprochen und sodann eine große Anzahl von Haushaltungsschulen namhaft gemacht, in denen die Ausbildung für diese Fächer erworben werden kann. (In Bezug auf solche speziellen Angaben sei gleich bemerkt, daß sie bei dem fortwährenden Wechsel auf diesem Gebiet hie und da eine Ungenauigkeit enthalten, die aber den Gesamtwert nicht beeinträchtigt.) Die Kochkunst wird dann vorgenommen; es folgt die Milchwirtschaft, die Gärtnerei, die Handarbeit, stets mit sehr detaillierten und umfassenden Angaben der obenerwähnten Art; die Blumenfabrikation, die Textilindustrie, die Teppichknüpferei und Weberei, die Spitzenfabrikation, das Tapezier- und Dekorationsfach, die kaufmännische Laufbahn, die Stenographie, das Schriftsetzen. Weiter werden die Berufe der Photographin, Telephonistin, Zahnärztin und Zahntechnikerin, die Diakonie und die Krankenpflege behandelt. Die Kindergärtnerin, -pflegerin und Kleinkinderlehrerin folgt. Dann werden die verschiedenen Kunstgebiete besprochen: Die Tonkunst, die darstellende Kunst (Schauspielerinnen- und Sängerinnenberuf), Zeichnen, Malerei, Kunststickerei, Holzschnitzerei und andere Kunstgewerbe. Auch die Bildhauerei findet Beachtung. Endlich wird noch das Lehramt nach seinen verschiedenen Zweigen ausführlich behandelt, auch die Fortbildungskurse für geprüfte und wissenschaftliche Lehrerinnen, die Berufe der Zeichenlehrerin, der Turnlehrerin, der Handarbeitslehrerin, die Gymnasialbildung und das Studium der Frau. Ein Anhang orientiert dann noch über die vorhandenen Studien- und Stipendienfonds, Unterstützungs- und Pensionsanstalten, und ein Sachregister ermöglicht die schnelle Auffindung der einzelnen Stichworte. So kann das kleine Buch den Auskunftsuchenden bestens empfohlen werden.

Die Telephonie

bietet körperlich ganz gesunden und kräftigen jungen Mädchen nach dem Zeugnis, das den dabei beschäftigten Frauen in dem eben erschienenen amtlichen Bericht der Reichspostverwaltung für die fünf Jahre von 1891—96 ausgestellt worden ist, eine annehmbare Erwerbsthätigkeit. Es heißt in diesem Bericht: Die im Jahre 1889 versuchsweise eingeführte Verwendung weiblicher Personen im Fernsprechdienst, wo dauernd eine große Anzahl Beamte gleichzeitig beschäftigt wird, hat sich bewährt und ist weiter ausgedehnt worden. Zuvörderst wurden die vorhandenen Telegraphengehilfinnen im Fernsprechdienst beschäftigt; der weitere Bedarf wurde alsdann durch Heranziehung wohlerzogener Mädchen oder kinderloser Witwen im Alter von 18—30 Jahren gedeckt. Die Einrichtung hat sich in der erwähnten Beschränkung bewährt und nach und nach weiteren Umfang erhalten. Ende März 1896 waren an 15 großen Verkehrsorten 2023 Fernsprechgehilfinnen thätig. Seit drei Jahren werden ältere befähigte Gehilfinnen auch im Aufsichtsdienst verwendet. — Wir werden demnächst Genaueres über die Telephonie als Frauenerwerb mitteilen.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Für den Verein für Volkserziehung** (unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich) läßt Frau Baurat Elise Wentzel-Heckmann in Schöneberg bei Berlin ein geräumiges Heim errichten. Das neue Gebäude, das in schönen Räumen die schulmäßige Erlernung aller Wirtschaftszweige für die weibliche Jugend ermöglichen soll, wird es dem Verein erleichtern, die segensreiche Thätigkeit, die er vom Pestalozzi-Fröbelhause aus (Steinmetzstraße 16) nach allen Seiten hin ausübt, nach dieser speziellen Richtung hin weiter auszubauen, da der Zuspruch der Schülerinnen bei weitem über den jetzigen Rahmen der Anstalt hinausgeht.

An der Universität Rostock werden jetzt mit Genehmigung der Regierung Lehrerinnen, die ein berufliches Interesse daran haben, zu den Vorlesungen zugelassen, die Einwilligung des betreffenden Dozenten vorausgesetzt.

Marie von Olfers, die sich als Schriftstellerin wie als Malerin einen gleich geachteten Namen erworben hat, vollendete vor kurzem ihr siebzigstes Lebensjahr.

Eine wirtschaftliche Frauenschule auf dem Lande soll zu Ostern 1897 von dem zu diesem Zweck in Hannover gegründeten Verein auf dem Gute Nieder-Ofleiden bei Homberg in Oberhessen errichtet werden. Der Lehrgang wird nach dem Muster der bekannten Anstalten des Frauenbildungsvereins zu Cassel eingerichtet. Anmeldungen und Anfragen sind baldmöglichst zu richten an Frl. von Mortzfeisch, Hannover, oder Freifrau von Schenck zu Schweinsberg, Nieder-Ofleiden bei Homberg in Oberhessen.

Die Frauenbewegung beginnt sich jetzt auch in den Gerichtshöfen bemerkbar zu machen. In einigen 20 Strafprozessen ist in dem letzten Jahre bereits die Inhaberin des Instituts für wissenschaftliche Graphologie zu Berlin, Frau Professor Dilloo, geb. v. Hackewitz als Schreibsachverständige zugezogen worden. Am 7. November nun ist sie, in Anerkennung ihrer bisherigen Probeleistungen, ein für alle Mal als Schreibsachverständige vereidigt und als solche für den Bezirk des Berliner Landgerichts I angestellt worden.

* **Die deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen** (herausgegeben von Dr. J. Wychgram, Leipzig, A. Voigtländer) bringt im 1. Heft ihres 2. Jahrganges einige sehr interessante Mitteilungen über Frauenbildung. In Norwegen ist am 27. Juli d. J. ein neues Gesetz die höheren Schulen betreffend erlassen worden. Außer anderen tiefeingreifenden Neuerungen (darunter die Streichung der alten Sprachen als obligatorische Lehrfächer in den Gymnasien) ist die Bestimmung getroffen worden, daß die frühere Knabenschule in eine beiden Geschlechtern gemeinsame Schule umgewandelt wird. Die Mädchen haben also ganz dieselbe Berechtigung zur Aufnahme in die Schule und denselben Zutritt zu den Maturitätsprüfungen sowohl der Mittelschule als des Gymnasiums wie die Knaben. Auch sämtliche Lehrerstellen, einschließlich der Rektorstellen, sind für Frauen zugänglich, vorausgesetzt, daß sie sich über die vorgeschriebene Befähigung durch bestandene Staatsprüfung gehörig ausweisen. Da bis jetzt nur 2—3 Frauen sich der höheren Lehrerprüfung unterzogen haben, werden zur Zeit in Wirklichkeit nur wenige Damen von der Liberalität des Gesetzes Nutzen ziehen können. — In Upsala studierten nach den Mitteilungen des genannten Blattes im Frühjahrssemester 30 junge Damen. Es befand sich darunter eine, die bereits die ersten Examina in Philosophie und Jurisprudenz abgelegt hatte, zwei hatten schon das erste medizinische, acht das erste philosophische Examen bestanden. Eine Studentin der Medizin war als außerordentlicher Amanuensis am pathologischen Institut thätig.

An der amerikanischen Präsidentenwahl sind auch die Frauen nicht ohne Anteil geblieben. In den drei Staaten, die ihnen das Stimmrecht gewährt haben, Wyoming, Colorado und Utah sind die Frauen in ebenso großer Zahl an der Wahlurne erschienen wie die Männer. In Wyo-

Digitized by Google

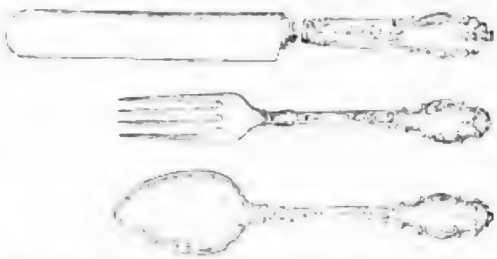
mung sind 20 000 Stimmberechtigte, von denen 11 000 Männer, 9 000 Frauen sind. Die Frauen standen in überwiegender Zahl auf der Seite der republikanischen Partei; Mac Kinley steht schon seines reinen Charakters und tadellosen Familienlebens bei ihnen in hohem Ansehen. — Die Frauen hoffen, den drei Staaten, in denen sie bis jetzt als Vollbürgerinnen anerkannt sind, bald zwei weitere, Californien und Idaho, zufügen zu können. In diesen Staaten wird eine Verfassungsänderung zur Abstimmung gebracht, die den Frauen das Stimmrecht unter den gleichen Bedingungen wie den Männern gewährt. Von den Frauen wird die regste Agitation für ihre gute Sache betrieben. Die rührigste Rednerin ist Miß Anthony. Die Presse ist zum weitaus größten Teil auf Seite der Frauen; von den Hunderten von Zeitungen in Californien sind nur 27 gegen sie. — In anderen Staaten finden die Frauen dagegen eifrige Gegnerschaft; es haben sich sogar Vereine gegen das Frauenstimmrecht gebildet. Aber die Richtung der Dinge ist deutlich genug gegeben, und niemand wird sie mehr ändern.

Für Haus und Familie.

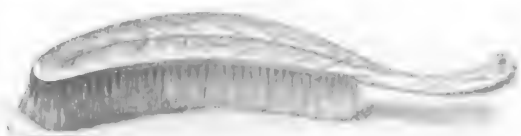
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— **Berndorfer Alpaccasilber.** Eine Silberlegierung von hohem praktischen Werte, zu den neueren Erfindungen der Industrie gehörend, ist das Berndorfer Alpaccasilber. Nach der Fabrik Berndorf bei Wien wird das Alpaccasilber benannt. Es ist eine Zusammenschmelzung von einem neuen Nickelmetall, Alpacca genannt, mit garantiert reinem Silber. Die neue Erfindung ist mit Freude in allen Kreisen aufgenommen, denn das Alpaccasilber steht, was glänzendes Aussehen und Gewicht anbelangt, dem echten Silber in keiner Weise nach, außerdem besitzt es gerade dieselben Eigenschaften,

die man dem echten Silber nachrühmt und ist bedeutend billiger. Die Berndorfer Metallwarenfabrik wurde von Hermann Krupp — seit 1890 ist Arthur Krupp alleiniger Inhaber — im Verein mit Alexander von Schöller im Jahre 1843 gegründet. In den verflossenen fünfzig Jahren hat dieser Industriezweig, der im Süden Deutschlands, speziell in Österreich, unter den Silberimitationen fast allein das Feld behauptet, einen so gewaltigen Aufschwung genommen, daß jährlich mehrere Millionen Dutzend Eßbestecke fertiggestellt und verkauft werden. Das neue Nickelmetall Alpacca, das in ursprünglichem Zustande weiß, mattglänzend ist, erhält durch die Verschmelzung mit dem Silber seinen Glanz und wird durch einen Überzug von chemisch reinem Silber den Wirkungen der äußeren Einflüsse weniger ausgesetzt als Silbergeschirr, da letzteres doch immer einen Zusatz von Kupfer hat. Die Formen der Tafelgeräte entsprechen denen des echten Silbers und wetteifern, was Verschiedenheit



des Stils und künstlerische Ausführung anbetrifft, mit den Produkten des Edelmetalls. Das Alpaccasilber hält sich lange. Sollte es nach längerer Zeit sich abgenutzt haben, so empfiehlt es sich immerhin, es von neuem versilbern zu lassen, da es seine Stärke beibehält und nicht leicht verbogen wird. Die Berndorfer Metallwarenfabrik hat ihr Hauptaugenmerk auf die Herstellung von Tafelgerät, wie Bestecke, Schalen, Teller, Schüsseln, Kaffee- und Theeservice und dergl. gerichtet, da größere Prunkgeschirre, Tafelaufsätze u. s. w. doch meistens für Geschenke in echtem Silber verlangt werden. Wer es mit dem Berndorfer Alpacca-



silber probiert hat, wendet sich entschieden diesem Metall zu. Eine Sammlung von Gutachten, die von bedeutenden Hotels ausgestellt wurden, wo das Geschirr gewiß nicht geschont wird, sprechen sich in dem Sinne aus, daß das Alpaccasilber, welches schon seit fünfzehn und mehr Jahren im täglichen Gebrauch ist, sich noch immer im guten Zustande befindet und bisher keiner Reparatur unterworfen wurde. Diese Beweise sprechen für die Güte des Fabrikats. B.

Digitized by Google

— **Kindliche Geschenke.** Normal veranlagte Kinder schenken gern, am liebsten zum Weihnachtsfeste oder am Geburtstage ihrer Lieben. Nun haben sie aber im Grunde genommen nichts zu verschenken. Die Sache macht sich daher meist so, daß von den Eltern die betreffende Gabe gekauft oder das Geld zu etwaigen Handarbeiten dargereicht wird. Jüngere Kinder lassen sich das gern gefallen. Ältere denken über die Sache nach und finden, daß Geschenke eine freie Gabe sind, die nimmer aus den Mitteln anderer bestritten werden dürfte. Sie versuchen daher irgendwie etwas zu verdienen, sparen jeden erhaltenen Groschen auf, und erreichen nicht selten ihr Ziel, was dann für Geber und Empfänger allzeit eine große Freude ist.

Nachstehend sei die reifere schulpflichtige Jugend auf eine Art von Geschenken aufmerksam gemacht, die nichts kostet, dafür aber den Eltern — sie sind als die Empfangenden gedacht — sicher eine größere Freude bereitet als der nicht immer glücklich gewählte Kaufgegenstand oder die oft so unpraktische Handarbeit.

Das Material zu diesen Gaben liefert die Schule selbst. Denn es ist gedacht an die saubere Abschrift eines besonders gelungenen deutschen Aufsatzes oder einer dem fremdsprachlichen Unterricht entnommenen Arbeit, an ein selbstverfaßtes Gedicht, eine gut ausgefallene Zeichnung, die geschmackvolle Zusammenstellung eigenhändig gesuchter und gepreßter Wiesenblumen zu einem auf Karton geklebten Strauß, ein für den Geburtstag heimlich eingeübtes Klavierstück u. dgl. m.

Verhältnismäßig selten werden den Eltern Gaben dieser Art dargereicht. Trägheit, Mißtrauen in die eigene Kraft, Scheu vor etwaiger ungünstiger Beurtheilung durch dritte Personen, ein unbestimmtes Gefühl, die Gabe möchte neben anderen „abfallen", dies alles hält unsere Kinder zurück. Schade! Eines Versuches ist die Sache jedenfalls werth. A. B.

— **Der Kasseler Hafer-Kakao** aus der Fabrik von Hausen u. Co., Kassel, findet in immer weiteren Kreisen Anerkennung. Bei der internationalen Ausstellung in Baden-Baden ist der Fabrik das Ehrendiplom und die goldene Medaille verliehen worden. Seine besonderen Vorzüge bestehen in seiner unbegrenzten Haltbarkeit in jedem Klima, die durch ein eigenes, der Firma patentiertes Verfahren erreicht wird, und in dem hohen Eiweißgehalt (ca. 23%) bei großer Billigkeit. Die von der Fabrik versandten Prospekte enthalten Originalzeugnisse aus allen Ländern der civilisierten Erde, ein Beweis, daß man überall die hohe Bedeutung dieses Präparats für die Volks- und Krankenernährung anerkennt. Der Kakao wird nur in Kartons à 27 in Staniol verpackter Würfel zum Preise von 1 Mk. verkauft und ist in allen Apotheken, Droguen- und besseren Kolonialwarenhandlungen erhältlich.

Bücherschau.

„Italienische Lyrik" seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In deutschen Übertragungen herausgegeben und mit biograph. Notizen versehen von Fritz Gundlach. (Berlin 1897. Verlag von Alexander Duncker). Wir nehmen heut schon Veranlassung auf diese treffliche Sammlung, von der eben die beiden ersten Lieferungen erschienen, unsere Leserinnen aufmerksam zu machen. Das Werk, das in 6 Lieferungen à 1 Mark vollständig sein wird, bietet nicht nur denkbar reizvollsten Lesestoff, sondern ist auch in hohem Grade geeignet, mit der italienischen Lyrik in ihrer Entwicklung und so mit dem Gefühlsleben des italienischen Volkes bekannt zu machen. Die Übersetzungen sind von den besten Übersetzern, unter denen natürlich auch Paul Heyse nicht fehlt, geschrieben, und es werden im ganzen 123 italienische Dichter zu Worte kommen. Wir behalten uns vor, auf das Werk, sobald es vollendet vorliegt, eingehender zurückzukommen.

Der Kunstverlag von G. Heuer u. Kirmse (Berlin W. 30) hat eine vorzügliche Reproduktion (Photogravüre-Kupferätzung auf Chinapapier; Format von 69:96 cm Blattgröße) des neuesten Bildes von Prof. G. Biermann: Königin Luise mit Prinz Wilhelm herausgegeben. Den konventionellen Luisenbildern gegenüber hat es den unschätzbaren Vorteil der Echtheit, da es auf dem Studium authentischer zeitgenössischer Gemälde und Bilderwerke beruht. Was an Rundung und theatralischer Pose dabei verloren ging, ist mehr als gedeckt durch den vergeistigten Ausdruck der wirklichen, der historischen Königin Luise. Der billige Preis (15 Mark) dürfte es manchem möglich machen, einen Weihnachtswunsch damit zu befriedigen. Das Brustbild der Königin Luise allein (Ovalbild) ist für 3 Mark, in feinster englischer Rahmung (grün mit Gold) für 8 Mark aus dem gleichen Verlag zu beziehen, der bekanntlich auch das bestgelungene Lenbachsche Bismarckporträt in vollendeter Weise in Kupferätzung reproduziert hat (Druck auf Chinapapier [60:80 cm Blattgröße] 12 Mark.

„Aus meiner Heimat." Von Hermine Villinger. 3. Aufl. (Berlin, F. Fontane u. Co. Preis 2 Mark.) Die Verfasserin der im gleichen Verlage erschienenen „Schulmädchengeschichten" bietet hier eine Reihe Skizzen aus allemannischem Boden entsprossen, ungleich an Wert, aber alle charakterisiert durch Frische der Auffassung und große Lebendigkeit der Darstellung.

„Pauline Craven-La Ferronnays." Ein Lebensbild von Teresa Herzogin Fieschi Ravaschieri, geb. Prinzessin Filangieri. Deutsch von Marie v. Kraut. Mit zwei Bildern in Lichtdruck. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Pr. 3 Mark, geb. 4,50 Mark.) Den Lebensauf-

zeichnungen Gabriele v. Bülows, der Tochter Wilhelm von Humboldts, und denen der Gräfin Eliſe v. Bernſtorff reiht der Verlag hier die der Mme. Auguſtus Craven an, der Verfaſſerin der in den ſechziger Jahren in Frankreich erſchienenen und heute in 43 Auflagen verbreiteten Erzählung „Récit d'une Soeur“. Man bewegt ſich in dem Buche in vornehmer Geſellſchaft; nicht nur äußerlich genommen — es ſind vornehme Charaktere, mit denen man es zu thun hat. Ihre ſpezifiſch kirchliche Richtung erſcheint pſychologiſch verſtändlich. Mancherlei Zeitereigniſſe bis in die 90er Jahre hinein ſind anſchaulich in die Schilderungen verwoben.

„Strahlende Sonnen.“ Von Agnes Giberne. Folge von Sonne, Mond und Sterne. Deutſch von E. Kirchner. (Berlin, Siegfried Cronbach, Pr. 4,50 Mark.) Eben rechtzeitig für das Weihnachtsfeſt erſcheint wieder eines jener vorzüglichen Gibberneſchen Bücher, das E. Kirchner mit tadelloſem deutſchem Gewande verſehen hat, und das wir für den Geſchenktiſch unſrer Jugend garnicht warm genug empfehlen können. Wir können ebenſo gut den Geſchmack an ernſter wie an der üblichen faden Lektüre bei ihr heranbilden, wenn wir nur die geeigneten Mittel dazu wählen. Die Wunder der Sternenwelt haben nun von jeher große Anziehungskraft für die junge wie für die alte Welt gehabt und werden hier in ſo klarer, anſchaulicher und feſſelnder Weiſe dargeſtellt, Verſtand und Phantaſie in gleicher Weiſe beſchäftigend, daß Geiſt und Gemüt gebildet und veredelt werden müſſen. Nicht nur die Jugend, auch der Erwachſene wird ſich gern aus dem anziehenden Buch die erſte Belehrung über die Entwicklung der Aſtronomie, des Spektroſkop und ſeine Wunder und das Sternenuniverſum holen.

„Erkenne Dich ſelbſt!“ Gedenkalbum zur Charakteriſtik der Freunde und Freundinnen. 21. Aufl. Mit 14 Faksimiles namhafter Frauen und Männer der Gegenwart. (Leipzig, J. J. Weber. Pr. geb. 5 Mark). Das „Erkenne Dich ſelbſt!“ iſt mehr und mehr an die Stelle des früher ſo beliebten Stammbuchs getreten, verlangt aber vom Freunde etwas mehr Anſtrengung als die Niederſchrift irgend eines banalen Verschens. Er ſoll auf 25 Fragen antworten und damit eine Beichte ablegen, die nun freilich nicht immer ganz aufrichtig ausfallen wird. Eine intereſſante Zugabe ſind die Charakterſkizzen einer Anzahl bedeutender Perſönlichkeiten, die dem Ratloſen überdies einen Wink geben, wie er eine ſolche Generalbeichte anzufaſſen hat, um nicht allzu trivial zu werden.

„Die Söhne des Herrn Budiwoj.“ Eine Dichtung von Auguſt Sperl. Zwei Bände (München, C. H. Beck, eleg. geb. 12 Mark). Das „Familienbuch“, das Alt und Jung um ſich verſammelt, iſt ſelten geworden in Deutſchland. Hier liegt ein ſolches vor, eine hiſtoriſche Dichtung, die von ungewöhnlicher Geſtaltungskraft und einer gleichfalls ſelten gewordenen idealiſtiſchen Lebensauffaſſung zeugt. Das Buch führt uns entlegenen Zeiten und Ereigniſſen zu: es ſchildert die Geſchicke des deutſchen Dynaſtengeſchlechts der Herren von der Krummenau, die glänzende Laufbahn und das tragiſche Ende des Witigonen Zawiſch und ſeiner Brüder. Die großen weltgeſchichtlichen Geſchicke König Ottokars und des erſten Habsburgers bilden den mit kühnen Strichen gezeichneten Hintergrund. Den uns Modernen wenig naheliegenden Stoff hat der Dichter uns innig vertraut zu machen verſtanden, weil er uns echtes Menſchentum in Freud und Leid, auf den Höhen und in den Tiefen des Lebens vorführt; nur einen Ton ſchlägt er nie an: den gemeinen. Es geht ein adliger Zug durch die ganze Dichtung; ihr Realismus kann des Schmutzes entbehren. Auf die Kunſtform iſt eine ungewöhnliche Sorgfalt verwendet. So iſt dieſe Dichtung eine würdige Nachfolgerin der: „Fahrt nach der alten Urkunde“, die den Verfaſſer zuerſt bekannt gemacht hat.

„Luiſe, Königin von Preußen.“ Ein Lebensbild, deutſchen Frauen und Mädchen gewidmet von Brigitte Auguſti. Mit 7 Holzſchnitten. (Breslau, Ferdinand Hirt. Geh. 35 Pf. Velin-Ausgabe geb. 1 Mark.) Die Verfaſſerin iſt als Jugendſchriftſtellerin genugſam bekannt, um der kleinen Arbeit dankbare Aufmerkſamkeit zu ſichern. Der billige Preis des gehefteten Exemplars ſoll die Maſſenverbreitung der kleinen Biographie ermöglichen; die hübſch ausgeſtattete Velin-Ausgabe eignet ſich ſehr wohl als Feſtgeſchenk.

„Unſere Vögel in Sage, Geſchichte und Leben.“ Jung und Alt zur Unterhaltung und Belehrung dargeboten von A. Carſted. Mit vielen Abbildungen nach Zeichnungen von Fedor Flinzer. (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. Originell geb. 6 Mark.) Mehr für große als für kleine Kinder haben Verfaſſer und Zeichner hier ein höchſt originelles Werk geſchaffen. Das Leben und Treiben unſrer bekannteſten heimatlichen Vögel, wie es ſich in Sage und Märchen darſtellt und wie es dem liebevollen Naturbeobachter entgegentritt, iſt hier in Reim und Bild verkörpert. Beſonders Adler, Rabe und Hahn liefern einen reichhaltigen und hochintereſſanten Stoff, den Fabel und Überlieferung in vielen Variationen geſtaltet hat. Acht ganzſeitige Bilder in Quartformat und eine große Anzahl von Textbildern und Vignetten zeigen die liebenswürdige Kunſt Meiſter Flinzers in vollendeter Weiſe.

„Deutſches Frauenleben.“ Dramatiſche Kulturbilder von Ernſt Johann Groth. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, Preis 1 Mark). Bei den beliebten Aufführungen in den Kreiſen heranwachſender Mädchen bildet die richtige Auswahl der Stücke oft große Schwierigkeiten; man muß ſich häufig wundern, welche Frivolitäten laute de mieux den jungen Mädchen in den Mund gelegt werden. Die vorliegenden drei Einakter: Frau Urſula, Madame Breitkopf und Leier und Schwert, in denen der Verfaſſer die großen Bewegungen der Reformation, der Rokokozeit und der Befreiungskämpfe, wie ſie ſich im Leben der Frau ſpiegelten, zur Darſtellung gebracht hat, werden da vielfach willkommen ſein. Beſonders „Madame Breitkopf“, das die geiſtigen Gegenſätze aus Goethes Jugendzeit in bekannten Perſönlichkeiten: Korona Schröter, Friederike Oeſer, Mlle Gottſched u. a. verkörpert, wird ſehr gefallen. Das Recht der Aufführung wird von der Verlagsbuchhandlung erteilt, die auch die Noten zu den vorkommenden Muſikſtücken liefert.

„Schopenhauers Briefe“, herausgegeben von Eduard Grisebach. Mit einem inedierten Porträt Schopenhauers (Leipzig, Philipp Reclam. In eleg. Ganzleinenband 1,50 Mark.) Der Herausgeber bietet darin das Hauptmaterial der Schopenhauerschen Briefe, unter denen als die für die Kenntnis Schopenhauers wichtigsten die 28 Briefe an J. A. Becker, die 83 an Julius Frauenstädt, den ersten Herausgeber der Gesamtwerke, die 17 an Ernst Otto Lindner und die 25 an Dr. David Asher erscheinen. Die Briefe behandeln zum Teil wesentliche Punkte der Schopenhauerschen Philosophie in eingehendster Weise: sie gewähren außerdem tiefe Einblicke in sein menschliches Dasein; das gilt besonders von den Briefen, in denen der Geschäftsmann Schopenhauer hervortritt.

„Geteilte Lose oder die Waise und das Kind des Glücks“. Von Helene Dalmer. Eine Erzählung für junge Mädchen vom 12ten Jahre ab. Mit 2 Vollbildern von K. Storch, Berlin. (Altenburg, Stephan Geibel. Eleg. geb. 3 Mark.) Die kleine Erzählung — zwei junge Mädchen, unter ganz verschiedenen Verhältnissen aufgewachsen, kommen in einer Pension zusammen und befreunden sich — ist spannend geschrieben und mag manches Backfischchenherz erfreuen. Dennoch möchten wir den lebhaften Wunsch aussprechen, daß die ausgedienten Motive — die mehr oder weniger karikierte Pension und die obligate, verfrühte Liebesgeschichte einmal in Ruhestand treten und das Familienleben mit seinen lehrreichen äußeren und inneren Problemen und mannigfachen Konflikten, wie in den englischen Jugenderzählungen, so auch in den unsren zur Darstellung gelange.

„Berühmte Gemälde der Welt“ betitelt sich ein Album (Leipzig, Otto Maier), das 256 Reproduktionen von Meisterwerken moderner Kunst enthält. Zu jedem Bilde sind einige Angaben über den Maler und den betreffenden Gegenstand gegeben, die sich, wie die ganze Ausgabe, nicht an die eigentlich Kunstverständigen, sondern an die deutsche Familie wenden, der auf diese Weise die weitverstreuten Schätze der Museen zugänglich gemacht werden sollen. Die Auswahl ist durchaus zweckentsprechend; das Genrebild in seinen vorzüglichsten Vertretern Vautier, Knaus, Hiddemann wird besonders gern geboten, aber auch Maler großen Stils fehlen nicht. In reicher Anzahl sind amerikanische Gemälde vertreten — das Werk ist amerikanischen Ursprungs —; auch hier ist die Auswahl als eine glückliche zu bezeichnen. Die Reproduktionen (Photographie) können zwar mit solchen, die ein kunstkritisch gebildetes Publikum voraussetzen, wie z. B. Spemanns Museum, nicht konkurrieren, sind aber, wenn auch einzelne etwas matt erscheinen, im ganzen als wohlgelungen zu bezeichnen, so daß der stattliche, hübsch ausgestattete Band ein willkommenes Familiengeschenk zu werden verspricht, zumal der Preis von 10 Mark als ein für das Gebotene geringer bezeichnet werden muß.

„Ausgewählte biblische Erzählungen und Bilder aus dem Alten und Neuen Testament.“ Unseren Kindern gewidmet von * * * (Stuttgart, Carl Malcomes. In ca. 10 Lieferungen à 25 Pf.) Das hübsch ausgestattete Werk in groß Quart mit gut gewählten Illustrationen und schönem großen Druck wird vielen eine willkommene Weihnachtsgabe für ihre Kleinen sein. Daß die Verfasserin die biblischen Erzählungen den Kleinen mundgerecht gemacht hat, wird im allgemeinen gewiß Zustimmung finden; im einzelnen möchte man mehrfach mit ihr rechten. Ob nicht die grandiose Poesie der Schöpfungsgeschichte in einer einfachen, der heutigen Sprache angepaßten Übertragung eine tiefere Wirkung übt als die hier gewählte willkürliche Detailmalerei? Bei anderen Geschichten wird man sich dagegen durchaus auch mit der Wahl der äußeren Form einverstanden erklären können.

Der Verlag von Hermann Meidinger, der uns schon so manche gediegene Jugendschrift geboten hat — wir können nicht umhin, nochmals auf die reizende Erzählung „Sommernachtstraum“ hinzuweisen, in der Oskar Höcker Felix Mendelsohns Jugend schildert — bringt auch dieses Jahr wieder allerlei Neues auf den Weihnachtsmarkt. „Im Lande der Freiheit und des Dollars“ von A. Kleinschmidt (mit 5 Autotypien nach Originalen von C. Becker. Preis eleg. geb. 3 Mark) könnte manchem jugendlichen Phantasten, dem die „Indianerbücher“ den Kopf verrückt haben, zu heilsamer Abkühlung dienen. Die gefahrlichen Illusionen unerfahrener Auswanderer, die mancherlei Klippen und Fallstricke amerikanischen Lebens, die Unsicherheit der Zustände „im fernen Westen“, den die Phantasie des Lederstrumpflesers nur im reizvollsten Licht erblickt, werden in spannenden Schilderungen vorgeführt. — „Etwas Neues“ (mit 5 Autotypien; Preis eleg. geb. 3 Mark) bietet Elisabeth Halden dem jungen Volk; Kinder von 9—12 Jahren werden die wechselnden Geschicke andrer Kinder mit Spannung verfolgen und aus ihren Kämpfen lernen. Der herangereiften Jugend erzählt A. v. d. Elbe in „Erkämpftes Glück“ (mit Titelblatt in Heliogravure nach dem Original von H. Hellhoff Preis eleg. geb. 3 Mark) zwei spannende Geschichten aus der Zeit des niedergehenden Rittertums und des emporstrebenden Bürgertums: der Tannhofserbe und die Tochter des wilden Salder. Mit besonderer Freude wird von älteren Knaben „der Sturmvogel“ begrüßt werden, Kämpfe und Abenteuer einer Kriegsbrigg an der afrikanischen Ostküste. Von Paul Moritz. Mit 37 Text- und Einschaltbildern nach Orig. von E. Klingebeil (3. Aufl. Preis eleg. geb. 3 Mark.) Die ungemeine Anschaulichkeit seiner Schilderungen und die wechselreichen Scenen verleihen dem Buch einen besonderen Reiz. — „An des Lebens Pforte“ bietet Elisabeth Halden den Backfischchen dar. Wenn auch leider nicht ohne die üblichen Konzessionen an den Backfischgeschmack — wohin wir eine wenig zeitgemäße und pädagogische Verherrlichung des Korpsstudententums und der Mensuren rechnen müssen —, so sind doch gesunde Grundsätze in dem Buch entwickelt. Würde die Verfasserin aus der Sphäre der oberen Zehntausend ein wenig herausschauen und den Charakterproblemen noch einen breiteren Raum in ihren Darstellungen gewähren, so durften wir noch manche gute Jugendschrift von ihr erwarten. Ähnliches gilt von „Mädchen-Ideale“ von A. v. d. Oren. Unsere jungen Mädchen brauchen kräftige Geistesnahrung; weiche Lyrik allein thut's nicht

„Liederbuch für Gesellschafts- und Familienkreise." 183 Volkslieder und volkstümliche Lieder für mittlere Stimme ausgearbeitet und herausgegeben von Rudolf Palme (Leipzig, Max Hesse. Preis 3 Mark). Das Buch, das zu seinen gut ausgewählten Liedern eine leicht spielbare Klavierbegleitung bietet, wird vielen sehr willkommen sein, da es außer den üblichen Gesellschafts-, Studenten-, Liebesliedern ꝛc. eine große Anzahl von Liedern zu besonderen Gelegenheiten bringt, zu Polterabend und Hochzeit, zu Jubelhochzeiten, Stiftungsfesten, Geburtstagen, Jubiläen, Weihnachten und Jahreswechsel. Die Ausstattung ist gediegen, so daß sich der hübsche Band bald einbürgern wird.

„Katechismus der Liebhaberkünste." Von Wanda Friedrich. Mit 250 Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. Preis geb. 2 M.

Der Katechismus der Liebhaberkünste enthält 250 Arten der interessantesten häuslichen Kunstbeschäftigung und ist mit 52 vorzüglichen Illustrationen versehen, welche die Ausführung und die verschiedenartige Anwendung der einzelnen Techniken veranschaulichen. Das gut ausgestattete Buch ist für Dilettanten geschrieben und wird so manchem die Beantwortung der Frage: „Was arbeite ich zu Weihnachten?" erleichtern.

„Beggarsall." by L. Dougall. 2 Bde. (Leipzig, B. Tauchnitz, 3,20 M.) Eine in ihrem Genre bemerkenswerte Geschichte, aber ihr Genre ist das des Eugen Aram, seltsam verbrämt mit modernen Tendenzen und in moderner Technik gehalten. Ein junges, feinerzogenes, aber gänzlich verarmtes junges Mädchen beantwortet eine Heiratsanzeige, um eine hilflose Mutter und Schwester in erträglichere Lage zu bringen. Ihr Mann, ein Zeitungsreporter, hält es für das Recht des von der Gesellschaft brutalisierten Individuums, diese Gesellschaft gelegentlich von ihrem übelerworbenen Gelde zu befreien; er ist nach seiner eigenen Anschauung kein gewöhnlicher Dieb, sondern ein „sehr ungewöhnlicher." Die tiefen seelischen Konflikte, die diese Situation hervorruft, sind sicher gestaltet; viel romantisches Nebenwerk, das in unserer Zeit seltsam berührt, hält die Spannung aufrecht.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wünschen Sie köstliches Dessert, Sandtorten, Festkuchen?

Dies läßt sich am besten durch **Brown & Polson's Mondamin** herstellen. Dasselbe besitzt einen eigenen Wohlgeschmack und fördert durch seine Entölung bedeutend die Verdaulichkeit der Speisen. Recepte zur Zubereitung befinden sich auf den **Mondamin**-Packeten, zu haben à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geschäften. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn fünfzigjährige Bestehen dieser weltbekannten, schottischen Firma. [29

Direkter Versand zu unseren **Engros-Preisen!**

Bielefelder Leinen, Tischzeuge, * *

Halbleinen, Handtücher, Küchentücher, Taschentücher.
Nur allerbeste, gediegene Qualitäten. [21
Ganze Ausstattungen sehr vorteilhaft. Muster frk an Jedermann.

W. Hinnenthal & Co., Bielefeld F., Gegründet 1871.

Wie auf allen bis jetzt beschickten Ausstellungen, so auch auf der

Internationalen Ausstellung für Hygiene, Volksernährung und Armeeverpflegung,

zu *Baden-Baden* wurde

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao

mit dem

Ehrendiplom und der

goldenen Medaille

preisgekrönt.

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao, Schutzmarke Bienenkorb, wird nur in Cartons à 27 in Staniol verpackter Würfel zum Preise von Mark 1 verkauft. Erhältlich in allen Apotheken, jeden Drogen-, Delicatess- und besseren Colonialwaarenhandlungen. Man achte auf die Packung und weise werthlose Nachahmungen, welche lose in den Handel gebracht werden, zurück.

Hausen & Co., Kassel.

„Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei." Von Max Hesdörffer. Über 500 Seiten mit 328 Textbildern und 16 Blumentafeln. Geheftet 7,50 Mark, gebunden 9 Mark. (Berlin SW. 46. Robert Oppenheim [Gustav Schmidt]). Mit der unlängst erschienenen 10. Lieferung ist das hübsche Werk, über das wir schon berichteten, vollständig geworden. Wir können es allen, die sich für Blumenpflege interessieren, aufs wärmste empfehlen. Die Ausführung der gegebenen praktischen Anweisungen wird durch die zahlreichen bildlichen Darstellungen außerordentlich erleichtert.

Kleine Mitteilungen.

Die photographische Gesellschaft in Berlin versendet soeben ihren neuen Verlagskatalog für 1897. Derselbe, ein stattliches Bändchen mit zahlreichen Illustrationen geschmückt, hat sich im Laufe der Jahre zu einem unentbehrlichen Nachschlagebuch für jeden Kunstfreund entwickelt. Ganz besonderes Interesse erregt in diesem Jahre die Ankündigung der beiden großen Gravurenwerke über die Petersburger und Madrider Gemälde-Galerie. Der Katalog wird gegen Einsendung von 50 Pfennig in Briefmarken jedem Kunstinteressenten franko zugesendet. Auch der sehr interessante Weihnachtsbericht der Gesellschaft ist soeben zur Ausgabe gelangt.

Neue Kalender. Rechtzeitig stellen sich die Kalender für das Jahr 1897 ein. So veröffentlicht die Firma Wilhelm Streit in Dresden einen Bismarck-Frauenkalender; der Erziehungsverein in Neukirchen bei Mörs unter dem Titel „Der christliche Hausfreund" einen Abreißkalender mit biblischen Betrachtungen, kurzen Erzählungen und Gedichten auf hübsch illustrierter Rückwand.

Die Auskunftsstelle der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin N., Ziegelstr. 10; geöffnet Montag, Mittwoch, Freitag Nm. 5–7) hat im Anschluß an das von ihr herausgegebene Auskunftsbuch über die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins eine Bibliothek errichtet, deren einer Teil (eine Sammlung von Statuten und Verwaltungsberichten der Wohlfahrtseinrich-

Allgemeine Renten-Anstalt

Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.

unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.

Versicherungsstand: Ende 1895 ca. 42 Tausend Policen.

Aller Gewinn kommt ausschl. den Mitgliedern der Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab.

Personen, welche auf das Erträgnis ihrer Kapitalien angewiesen sind, haben Gelegenheit, sich sichere, bis zu ihrem Ableben fortdauernde und den gewöhnlichen Zinsen gegenüber wesentlich höhere Einkünfte zu verschaffen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei bei den Vertretern und auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 24.26 in **Stuttgart.** [9

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen Berlin W. Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3 [25

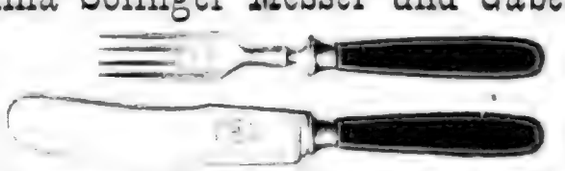
Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Handelsinstitut für Damen

1) von Frau **Elise Brewitz,** gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin, **Berlin W.,** Blumenthalstr. 2 II

Kurse und Einzelunterricht. Nähr. Prosp.

Prima Solinger Messer und Gabeln.



No. 60 No. 60

Feinstes Ebenholzheft, Klinge poliert und schön gebogene Stahlgabel.

12 Paar Tischmesser u. Gab. nur M. 12.	12 Stück Tischmesser . . nur M. 6.
12 „ Dessertmess. u. „ „ „ 11.—	12 „ Dessertmesser „ „ 5.50

½ oder ¼ Dutzend gebe ich zu Dutzendpreisen ab. Umtausch gestattet Versand gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrages Aufträge von 20 Mark an erfolgen portofrei. [16

Jul. Braun Ww. Stahlwaren-Fabrik, Solingen.

Preisgekrönt auf der Int.-Ausstellung in Dresden 1894. ***Silberne Medaille***

Musterpaar versende gegen Einsendung von M. 1.25 franko.

Illustr. Preiscourant No. 59 mit Bezug auf d. Bl. umsonst u. frei.

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall**, genannt **Alpacca**, und aus garantiert **reinem Silber.** Die garantierte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln. Gravierungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Die Berndorfer Alpacca-Silber-Service sind dem praktischen Bedürfniss angepasst und für den **täglichen Gebrauch** berechnet; sie geniessen als sogen. **Hôtelsilber** einen Weltruf und sind **für grosse Hôtelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich.**

Der Werth der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu versilbern kann, und da Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke jederzeit im abgenutzten Zustande um ⅔ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft werden.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.**, Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

Eine Dame, welche seit 16 Jahren im Geschäftsleben bewandert, mit den Platzverhältnissen genau vertraut ist, erbietet sich, die besten und billigsten Bezugsquellen für Einkäufe in Berlin nachzuweisen eventl. jede gewünschte Besorgung zu übernehmen. Pa Referenzen. [27

Frau Helene Frobenius,

Berlin W., Groß-Görschenstraße 30.

Singer Nähmaschinen

Anerkannt die Besten der Welt.

Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei, wie für alle industriellen Zwecke.

Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.

Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.

(vormals G. Neidlinger.)

Gratis-Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

tungen Berlins) jedermann zugänglich und allen denen, die sich auf dem Gebiet der Berliner Armenpflege orientieren wollen, sehr zu empfehlen ist.

Weibliche Ärzte. Man schreibt uns: In neuerer Zeit mehrt sich die Zahl der weiblichen Ärzte beständig, aber in Deutschland leider nicht in dem Maße, wie es das Interesse der Frauenwelt erheischt. Im Auslande genießt die Frau als Ärztin bereits mehr Ansehen, so hat z. B. auch die Kaiserin von Rußland eine deutsche Leibärztin. Die Frauenwelt wird jedem dankbar sein, der ihre berechtigten Forderungen unterstützt. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß eines der größten Sanatorien, die Goßmann'sche Naturheilanstalt (Anstaltsarzt Dr. med. Mißmahl) auf Wilhelmshöhe b. Cassel in Fräulein Dr. med. Sophie Gomberg eine tüchtige Assistenzärztin gewonnen hat. — Die genannte Naturheilanstalt, mit allem Komfort versehen, in außerordentlich bevorzugter Lage in dem durch seine Schönheit weltbekannten Luftkurort Wilhelmshöhe, kann ich aus eigner Erfahrung auf das wärmste empfehlen. Illustrierte Prospekte versendet die Direktion der genannten Anstalt gratis. Emmy Schemann.

Gossmann's

Naturheilanstalt Wilhelmshöhe

bei CASSEL.

Comfortables Kur- und Pensions-Haus. Elektrische Beleuchtung. Dampfheizung. Günstige klimatische Verhältnisse für den Winter-Aufenthalt. Physikalisch-diätetische Heilmethode. Erfolgreiche Behandlung chronischer Krankheiten insbes. von **Frauenleiden.** Prospekte gratis durch die Direktion [37

Dr. med. **Missmahl**, Anstaltsarzt, Dr. med. **Sophie Gomberg**, Assistenzärztin

Verlangen Sie den Katalog [14

des

Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,

sowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorset**, von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das **Reformkorset** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das **Reformkorset** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Frau Ferdinande Proskauer

in Firma

J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Leipzig-Lindenau, Merseburgerstr. 41.

Internationales Heim,
Berlin SW., Halleschestraße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beh. Stände. Pensionspreis b. getcilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

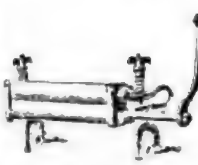
Gebild. j. Damen a. gut. Fam., welche
Klavierlehrerinnen
werd. woll., erh. unt. mäßig. Beding. sorgfältigste musik. Ausb. i. Klavierspiel, Theorie, Pädagogik ꝛc. Bes. u. liebev. Aufn. in der Fam. d. Unterzeichneten. Nur Einzelunterricht, desh. schnellere Fortschritte als auf Konservatorien. Näh. briefl. durch den Leiter der **„Schule f. höheres Klavierspiel" in Görlitz**
F. Petri,
23] Blumenstraße 1, II.

Für Kunstfreunde. [13
Unser neuer, vollständiger, **reich illustrirter Katalog für 1896** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen sofort in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Donhofsplatz.

Haushaltungspensionat und Fortbildungsschule f. junge Mädchen.
Gründl. Anweisung in **Haus u. Küche, Handarbeitskurse, Sprach-, Mal-, Zeichenkurse, Klavier- und Gesangunterricht.** Schöne, gesunde Wohnung, beste Verpflegung. Vorzügl. Ref. Prosp. sowie nähr. Auskunft d. **L. & C. Wolff, Frankfurt a. M.,** Mittelweg 49 I. [19

Das **Placierungsbureau**
von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Lutzer. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½ % des ersten Jahresgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [14

Familienpension
von **Fr. Kreisrichter Haase,** [15
Berlin SW., Kochstraße 11 pt.
(Gut empfohlen.



Neu! D. R. G. M. **Corona-Wringer,**
unter 10jähriger Garantie,
sowie seine als praktisch bewährten
Waschmaschinen, Wäscherollen (Mangeln)
empfiehlt in großer Auswahl zu sehr billigen Preisen
Paul Knopp, Maschinenfabrik,
BERLIN SW., Beuth-Strasse 16 a.
Prospekte gratis und franko. [14

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Fröbelstiftung in Dresden.
Der neue Cursus für Kindergärtnerinnen beginnt zu Ostern 1897. **Pensionat** für auswärtige **Schülerinnen.** Anmeldungen an das **Curatorium:** Bar. **von Bülow-Wendhausen,** Hebestraße 18, Fräulein **von Fromberg,** Sedanstraße 7, Oberst a. D. **von Lechtritz,** Forststr. 10, Seminaroberlehrer **Thieme,** Marstr. 20, Archidiakonus **Dr. Schmidt,** a. d. Trinitatiskirche 9.

Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt.
Leibrentenversicherung zur Erhöhung des Einkommens. **Kapitalversicherung** (für Aussteuer, Militärdienst, Studium). **Sparkasse. Gezahlte Renten 1895: 3 440 000 Mark. Vermögen:** 95 Millionen Mark. [4
Prospekte und nähere Auskunft bei der **Direktion Berlin,** Kaiserhofstr. 2.

Carl Schmidt,
Berlin W., Taubenstr. 23,
empfiehlt f. weltberühmten
Stoffbüsten
zur Anfertigung der [16
Kostüme.
Spez.: Busten f. j. Körperform.
Keine Anprobe.
Illustrierter Hauptkatalog umsonst u. postfrei.
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Triumph-Accord-Zither!
patent., hocheleg. u. solides Instrument, v. Jedem sofort spielbar, sechs Accorde, 25 Saiten, prachtvoller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. 1000 Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth. **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungefragt Belobungen.
Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einsendungen an 32] **E. L. Nolthan, Bonn,** Remigiusstr. 39.

Für Hausfrauen!
Annahme alter Wollsachen
aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- u. Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf- u. Deppichdecken in den neuesten Mustern zu billigen Preisen durch **R. Eichmann,** [15
Ballenstedt a. H.
— Leistungsfähigste Firma! —
Muster umgehend frei.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das II. Quartal (Januar-März 1897) noch im Monat Dezember zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 4. Januar 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Die akademische Frau.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kannten, oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Ärmel wegzubringen, studieren sie die Chemie vorher und studieren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus allem Papier.

So zu lesen in Börnes Fragmenten und Aphorismen. Und ein moderner praktischer Beleg dieser Wahrheit ist: „Die akademische Frau." Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe, herausgegeben von Arthur Kirchhoff. (Berlin SW. 12, Hugo Steinitz Verlag, 1897.)

In Euston Road, London, erhebt sich ein stolzes Gebäude: The new Hospital for Women. Durch die Energie englischer Frauen errichtet, von Frauen verwaltet, von Medizinerinnen, die täglich die schwierigsten Operationen ausführen, geleitet, hat es durch sein Dasein eine merkwürdige Überzeugungskraft. — Da sind ferner in Cambridge und Oxford und den anderen Universitätsstädten des Inselreichs große Frauen-Colleges emporgewachsen, von den Universitätsbehörden begünstigt, von tüchtigen weiblichen Professoren geleitet. Ihre Zöglinge befinden sich unter den besten Prüf-

Digitized by Google

lingen; mehrfach haben sie alle männlichen Mitbewerber geschlagen. Ähnliches wäre aus den anderen Kulturländern zu berichten. Daß man irgendwo vorher Gutachten gesammelt hätte, ehe man sich ans Probieren wagte, ist mir nicht bekannt. Man hat einfach die Nuß geknackt, um sich von der Beschaffenheit des Kerns zu überzeugen, anstatt sie, um noch einmal mit Börne zu reden, nach deutscher Gewohnheit eine ungemessene Zeit über ihren Inhalt spekulierend herumzudrehen.

Aber sehen wir uns diese Gutachten einmal näher an.

Um Gutachten pflegt man Sachverständige anzugehen, d. h. Leute, die eine Sache verstehen, weil sie ausreichende Erfahrungen darüber gesammelt haben. Eigentlich Sachverständige sind also in unserem Fall nur solche, die mit studierenden oder studierten Frauen als Lehrer oder Kollegen in ausreichende Berührung gekommen sind, d. h. eine genügende Anzahl kennen gelernt haben, um auf Grund dieses Materials einen Induktionsbeweis zu führen. Einen sekundären Wert — sekundär, weil die Fehlerquellen in diesem besonderen Fall nur sehr ungenügend ausgeschieden werden können — hätten außerdem die Deduktionen konsequenter Denker.

Die Zahl der Sachverständigen der ersten Art ist in Deutschland selbstverständlich gering, so gering wie die Zahl weiblicher Lehranstalten, die über die „höhere" Mädchenschule hinausgehen, wie die Zahl solcher Frauen, die, meistens im Auslande, eine höhere Ausbildung genossen haben und als Versuchs- und Beweismaterial dienen könnten. Weitaus die meisten Urteile des vorliegenden Buches sind daher nicht auf Erfahrung, Induktion, Experiment gegründet, sondern auf Hypothese, Deduktion, Theorie oder auf garnichts. Neben streng logisch aus ersten Gründen hergeleiteten Deduktionen finden wir darunter auch jene öden, unbewiesenen Allgemeinheiten, die den Mangel eigener Gedanken bemänteln. Die positive Bedeutung des Buches für das Frauenstudium ist damit ungefähr umschrieben. Mehr als diese positive Bedeutung fällt freilich sein suggestiver Wert ins Gewicht. Den meisten Menschen ist das: „er hat's gesagt" auch heute noch wichtiger, als der bündigste Vernunftbeweis, besonders wenn der „Er" mit dem Nimbus offizieller Würden umkleidet ist, und da nach oberflächlicher Schätzung unter den 122 „Begutachtern" sich 50—60 entschiedene Freunde des Frauenstudiums befinden, einige 40 Halbe und nur vielleicht 22 entschiedene Gegner, so dürfte der daraus zu berechnende Einfluß auf die öffentliche Meinung kein ungünstiger sein.

Daneben darf aber das Buch, unbeabsichtigt natürlich, als eine höchst interessante Studie über die deutschen Gelehrten gelten, den Grad ihrer geistigen Freiheit auf anderen Gebieten als dem ihrer Wissenschaft, ihrer Fähigkeit, von überlieferten Associationen zu selbständiger Auffassung neuer Kulturmomente fortzuschreiten. Es wird einmal einen ganz brauchbaren Maßstab — nicht für die Beurteilung der Befähigung der Frau unserer Zeit, denn über die hört man die unvereinbarsten Dinge — sondern für „der Herren eigenen Geist" abgeben. Das lapidarste Urteil über — sich selbst hat Professor von Bergmann in Berlin mit den Worten abgegeben: „Ich halte die Frauen zum akademischen Studium und zur Ausübung der durch dieses Studium bedingten Berufszweige in körperlicher wie geistiger Beziehung für völlig ungeeignet." Diese Worte auch nur durch eine Silbe zu begründen, erschien ihm offenbar bei dem geringfügigen Gegenstand nicht der Mühe wert.

Hören wir nun, um ein Gesamtbild des Buches und zugleich eine Charakteristik der Vertreter der verschiedenen Berufszweige zu bekommen, die einzelnen Kategorien

ihr Urteil fällen; die für uns entſcheidenden Praktiker werden dabei in erſter Linie Berückſichtigung verdienen. Als geſchloſſene Gruppe pro treten da zunächſt die Mathematiker an. Ihrer vier ſind befragt worden: Felix Klein (Göttingen), Rudolf Sturm (Breslau), Wangerin (Halle a. S.) und G. Weyer (Kiel). Alle erklären ſie ſich für das Frauenſtudium, ſpeziell in ihrer Branche; eine glänzende Ausnahme, da viele der Herren Beurteiler die Frauen in einen anderen Beruf als den ihren abzuſchieben wünſchen. Prof. Klein iſt dabei in der Lage ſich auf ſeine Erfahrungen mit Göttinger Studentinnen zu beziehen, „die ſich fortgeſetzt ihren männlichen Konkurrenten in jeder Hinſicht als gleichwertig erwieſen.“

In faſt geſchloſſener Reihe treten auch die Schriftſteller an. Ernſt Eckſtein, Karl Frenzel, Ludwig Fulda, Gerhart-Amyntor (mit allerhand Klauſeln), Paul Heyſe, Hieronymus Lorm, Robert Schweichel, Friedrich Spielhagen treten zum teil mit ſehr kräftigen Worten für eine Freigebung des Studiums für Frauen ein; Georg Ebers will den Weg wenigſtens einer „achtungswerten Minderheit“ geöffnet wiſſen, während für die übrigen „die Liebe der Leitſtern“ bleiben ſoll; Ernſt Wichert, als Vertreter eines ſcheidenden Geſchlechts, dürfen wir ein wenig Achſelzucken nicht verargen. Am männlichſten ſchallen Fuldas Worte:

„Wie überhaupt noch ein moderner Menſch, der dieſen Namen verdient, die Berechtigung und Befähigung der Frau zum akademiſchen Studium beſtreiten kann, das iſt mir ganz unverſtändlich. Zunächſt ſtellt ſich für mich die Frage ſo: Darf man der größeren Hälfte der Menſchheit prinzipiell verbieten, irgend etwas gründlich zu lernen, vorausgeſetzt, daß ſie dazu Luſt und Drang hat? . . Über die Berechtigung der Frauen zum akademiſchen Studium kann daher nach meiner Anſicht in einem Staat, der ſich mit Vorliebe einen Rechtsſtaat nennt, garnicht mehr ernſthaft geſtritten werden. Was nun die Befähigung betrifft, ſo hat ſie ſich heute bereits trotz der außerordentlichen Hinderniſſe, welche der Frau noch auf Schritt und Tritt in den Weg gelegt werden, durch genügend zahlreiche Beiſpiele unverkennbar dokumentiert . . . Den Männern aber, welche ſich nicht ſcheuen auszuſprechen, daß ſie die Konkurrenz der Frauen fürchten, denen ſollte die Schamröte ins Geſicht ſteigen. So lange ſie Tüchtigeres leiſten, wie ſie ja gleichzeitig ſo gern von ſich behaupten, ſo lange werden ſie ohne Mühe die Oberhand behalten, und auch, wenn ſie nur ebenſo Tüchtiges leiſten, werden ſie auf abſehbare Zeit hinaus bevorzugt und beſſer bezahlt werden, nur deshalb, weil ſie Männer ſind. Sollte aber in irgend einem Falle die Frau die Tüchtigere ſein, ſo verlangt nicht nur die Gerechtigkeit, ſondern auch das klare Intereſſe der Allgemeinheit, daß der weniger tüchtige Mann ihr weichen muß . . . Darum freie Bahn für alle!“

Auch unter den Philoſophen und Pſychologen findet ſich kein ſchwer zu nehmender Gegner des Frauenſtudiums. Den Schrullen E. v. Hartmanns, der da findet, daß die Univerſität für den, der leſen kann, überflüſſig iſt, und Laſſons (mit ſeinen eignen Ausführungen wenig ſtimmendem) Bonmot: „der ſchrecklichſte der Schrecken iſt die Wiſſenſchaftlichkeit der Weiber“ ſteht eine bedeutende Anzahl ernſter, gründlicher Denker gegenüber, die mit ſchwerwiegenden Gründen für das Frauenſtudium eintreten: Döring, Eucken, Lazarus, Preyer, König, Wundt. Eine kleine Blütenleſe wird nicht unwillkommen ſein:

„Eine prinzipielle Ausſchließung der Frauen lediglich auf Grund ihres Geſchlechts auch von den höchſten Ausbildungs- und Berechtigungsſtufen iſt im Prinzip verkehrt, weil entweder auf dem Willen der Unterdrückung oder auf der Verkennung offenkundiger Thatſachen hinſichtlich der Begabung und Leiſtungsfähigkeit von Frauen beruhend.“ (Auguſt Döring-Berlin.)

„In der Monopoliſierung der Hochſchulen mitſamt den Profeſſuren und Prüfungskommiſſionen ſeitens der Männer liegt noch ein Reſt von längſt auf andren Gebieten überwundener Unduldſamkeit und Selbſtüberſchätzung des männlichen Geſchlechts.“ (Wilhelm Preyer-Berlin.)

Digitized by Google

„Die Frau, die nach beſtimmten Richtungen hin die gleichen Fähigkeiten hat wie der Mann, iſt genau ebenſo wie dieſer an und für ſich berechtigt, dieſe Fähigkeiten auszubilden und anzuwenden. Das ſo oft gehörte Argument: es ſeien ſchon in allen Gebieten die Angebote männlicher Bewerber zahlreich genug, es beſtehe daher kein Bedürfnis auch nach weiblicher Konkurrenz u. dergl. — dieſes Argument erſcheint mir lediglich als der Ausdruck eines brutalen Geſchlechtsegoismus, der nicht beſſer iſt als irgend ein Klaſſenegoismus, der Vorrechte für ſich in Anſpruch nimmt.“ (Wilhelm Wundt-Leipzig.)

„Was die Berechtigung der Frauen zum akademiſchen Studium anbetrifft, ſo bin ich der Anſicht, daß dieſelbe prinzipiell garnicht diskutiert werden braucht, denn ich wüßte keinen Grund anzugeben, weshalb die Frauen nicht ebenſo gut wie die Männer das Recht an dem Genuſſe aller Bildungselemente der jeweiligen Kultur haben ſollten. . . Die Erfahrungen, welche man bisher bei den regelrecht inſkribierten Studentinnen der außerdeutſchen und auch bei den Hoſpitantinnen der deutſchen Univerſitäten gemacht hat, haben gezeigt, daß die beſtehenden Einrichtungen auch völlig für Frauen paſſen . . . Man hat alſo, m. E., wenn man den Frauen akademiſche Bildung gewähren will, keineswegs nötig, beſondere Frauenuniverſitäten zu begründen, ja, es würde nur ſchaden . . . Die Univerſitätseinrichtungen braucht man zwar nicht von oben her umzugeſtalten, wenn Frauen zugelaſſen werden, wohl aber wird ſich dabei einzelnes in ihnen von ſelbſt, ohne weiteres Zuthun ändern. Der Ton in mancher Studentenunterhaltung wird ein andrer werden, ſobald jedes Wort von weiblichen Ohren gehört wird oder wenigſtens gehört werden kann, und dann dürften auch bald jene der Würde des akademiſchen Katheders ohnehin nicht paſſenden Witze völlig verſchwinden, die leider beſonders auf den heiklen Grenzgebieten der Medizin und Jurisprudenz manchmal noch beliebt ſind.“ (Arthur König-Berlin.)

Auch die Nationalökonomen ſtehen dem Frauenſtudium nicht ungünſtig gegenüber, wenn auch manches Urteil mit ſtarken Kautelen umgeben iſt. Scharf ausgeſprochene Gegnerſchaft zeigt ſich auch unter den Theologen nicht; die Herren Profeſſor Pfleiderer (der im Oberlehrerinnenkurſus am Viktoria-Lyceum Gelegenheit zu reichen Erfahrungen hatte) und Profeſſor von Soden treten ſogar warm für die höhere Bildung der Frauen ein; von Soden mit ſehr charakteriſtiſchen Ausführungen.

„Die Frage nach der ‚Berechtigung des weiblichen Geſchlechts zum akademiſchen Studium‘ verwandelt ſich für mich in die Frage nach der Berechtigung des männlichen Geſchlechts, der Frau, die nach wiſſenſchaftlicher Bildung verlangt, die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes in dafür geebneten und bewährten Wegen zu verſagen, während wir unbedenklich auf öffentliche, alſo auch auf Koſten der Frauen, auch dafür ſicher unbefähigten Elementen unſeres Geſchlechts die Gelegenheit zu wiſſenſchaftlicher Bildung im vollſten Maße darbieten. Dieſe Frage ſtellen heißt ſie beantworten. Es ſei denn, daß der Erwerb wiſſenſchaftlicher Bildung, die Befriedigung geiſtiger Bedürfniſſe nicht ein Menſchenrecht, ſondern nur ein Männerrecht wäre. Oder iſt jenes Bedürfnis nur bei Männern naturgemäß, bei Frauen aber krankhaft? . . . Auf die Bedenken der Wenn- und Aber-Menſchen einzugehen lohnt nicht. Nur das Eine ſei ausdrücklich betont, daß für das Familienleben, das der göttliche Endzweck der Scheidung der Menſchheit in Geſchlechter iſt, nur Segen zu erwarten iſt. Iſt das, was wir alle als Hauptaufgabe der Frau anſehen, ſo wenig tief in ihrer Natur begründet, daß ſie durch wiſſenſchaftliches Studium und öffentliche Berufsthätigkeit den Sinn dafür verlieren könnte, ſo wäre es nur doppelt eine Gewaltthätigkeit, wollte man ſie auf jene Aufgabe beſchränken. Über eine dahingehende Beſorgnis aber wird, der die Geſchlechter ſchuf, lächeln; und wer die Frauennatur kennt, wird auch lächeln. So gut der Mann neben ſeiner wiſſenſchaftlichen Vorbereitung Zeit findet, ſich für ſeinen erwählten Lebensberuf praktiſch vorzubilden, ſo gut wird es die ſtudierende Frau für ihren angebornen Lebensberuf auch thun, zweifellos oft genug ernſter und ſachgemäßer, wenn ſie in der Wiſſenſchaft gelernt hat, was ernſte, konzentrierte, allſeitige Vorbereitung auf einen Beruf bedeutet.“

In der Jurisprudenz, in Kunſtgeſchichte, Aſtronomie, Phyſik, Chemie, Zoologie, Botanik ſind die Stimmen geteilt, ebenſo unter den Lehrern an höheren weiblichen Unterrichtsanſtalten. Da iſt es freilich charakteriſtiſch, daß die Lehrer, die an einer wirklichen höheren Anſtalt, den Gymnaſialkurſen für Frauen, unterrichtet haben, die Herren Profeſſor Panzerbieter und Dr. Rohle, durchaus günſtige Erfahrungen

gemacht haben, die eigentlichen Mädchenſchullehrer weniger. Es liegt auf der Hand, daß da Methode und Vorbildung eine Rolle ſpielen.

Es bleiben Medizin und Philologie; d. h. die beiden Fächer, in denen die Frau vorausſichtlich zunächſt beruflich thätig ſein wird. Ein höchſt eigentümlicher Zufall läßt ihr in dieſen Fächern die meiſten Gegner erſtehen. Natürlich handelt es ſich um lauter „objektive“ Überzeugungen.

Noch merkwürdiger iſt es, daß auf dem Gebiet der Medizin gerade das Fach, das den Frauen am nächſten liegt und in dem man am meiſten nach ihnen verlangt, die Gynäkologie, die entſchiedenſten Gegner aufweiſt: die Profeſſoren Martin (Berlin), und Runge (Göttingen) u. a. Profeſſor Runge hat die Beobachtungen, die ihm die Frau für ungeeignet zum mediziniſchen Studium erſcheinen laſſen, als Frauenarzt gemacht! Frauen, die er in krankem Zuſtande kennen lernte oder am Wochenbett (das Wochenbett iſt nach ihm „der Beruf des Weibes“; dann iſt wohl Stoffwechſel und Fortpflanzung der Beruf der Menſchheit) ſind ihm maßgebend für das Urteil, ob geſunde Frauen, die auch für die Zeit ihres Studiums „ihren Beruf“ nicht auszuüben gedenken, einem ſolchen Studium gewachſen ſind! „Das Weib iſt gebunden an ewige Geſetze.“ (Der Mann vermutlich nicht!) „Das beſte Weibmaterial hat keinen Drang zur Halbmannhaftigkeit, ſondern will Gattin und Mutter ſein (ſiehe Laura Marholm)!“ Es genügt für den Kundigen, die Berufung auf Laura Marholm feſtzunageln. Vielleicht weiß der Herr Profeſſor noch einen Vorſchlag, jedes Weib zur Gattin zu machen. (Einer ſeiner Kollegen, Prof. Freund in Straßburg, empfiehlt, und zwar nicht etwa im Scherz, den Ehezwang, und weiſt auf das „viel zu wenig ſtudierte Beiſpiel“ der Mormonen hin!) Der „Weibnatur“ entſpricht nach Profeſſor Runge dagegen „vielleicht Apotheke!“ Die Apotheker finden wieder, daß die Frau ſich zur Ärztin eigne, der Verantwortlichkeit in ihrem Beruf aber nicht gewachſen ſei! Eigentümliche „Objektivität“.

Aber unter den Gynäkologen, die ſich im übrigen, auch wo ſie ſich leidlich günſtig ausſprechen, doch ſehr verklauſulieren, befindet ſich gottlob ein Praktiker: Profeſſor Franz von Winckel in München. Er hat im Laufe von zwanzig Jahren an den von ihm dirigierten Frauenkliniken über vierzig Volontäraſſiſtentinnen gehabt; freilich erleſenes Material. Sein Geſamturteil iſt:

„Pflichtgetreu, fleißig, gewiſſenhaft und aufs eifrigſte beſtrebt, all ihre Zeit beſtens auszunützen, habe ich die Leiſtungen der meiſten dieſer Schülerinnen mit Freuden als mindeſtens gleichwertig mit denjenigen ihrer Mitvolontärärzte anerkennen müſſen. Auch die zarteſten unter ihnen waren imſtande, ſchwierige Operationen glücklich zu Ende zu führen. Viele ſind hinterher an Krankenhäuſern in ihrer Heimat angeſtellt worden und in offizielle Stellungen eingetreten, manche haben eine große Praxis erworben. Nur von einer einzigen weiß ich, daß ſie von ihrer Praxis noch nicht lebt. Manche haben hinterher geheiratet und ſind glückliche Mütter geworden, ohne den ihnen lieb gewordenen Beruf nachher aufzugeben, ſelbſt wenn ſie durch den Beruf des Mannes in ſorgenfreie Stellung gekommen waren.“

Dieſes auf Erfahrung begründete Urteil iſt um ſo ſchwerwiegender, als die Chirurgen bei ihrer Beurteilung der Frauen zum großen Teil geneigt ſind, in das vereinvtoriſche Urteil Esmarchs einzuſtimmen: „Die Chirurgie ſollten ſie allein den Männern überlaſſen.“

Unter den Vertretern der Phyſiologie, inneren Medizin, der Kinderkrankheiten, der Augenheilkunde und der Pſychiatrie treffen wir wieder beredte Anwälte des Frauenſtudiums, darunter Namen wie Roſenbach, Bernſtein, Cohn, Eulenburg und

Moll; bedingt auch von Leyden und Senator. Moll kennzeichnet auch gebührend die erbärmliche Heuchelei, die hinter dem immer wieder, auch in diesen Gutachten, zitierten Gemeinplatz: Die Frau gehört ins Haus — steckt.

„So lange verheiratete Frauen gezwungen sind, in einer menschenunwürdigen Weise, fast geknechtet, für den Lebensunterhalt der Familie mitzusorgen, wie wir es bei Hunderttausenden von Arbeiterfamilien sehen, solange hat jedenfalls der Staat kein Recht, bei der Frage der wissenschaftlichen Thätigkeit sich auf den Standpunkt zu stellen, daß die Frau nur für die Häuslichkeit existieren soll. Solange der Staat es zugiebt, daß Hunderttausende von Mädchen und Frauen von dem außerehelichen Geschlechtsverkehr, von der Unzucht leben, so lange muß es als ein schweres Unrecht angesehen werden, wenn bei der wissenschaftlichen Bethätigung stets die Häuslichkeit als die eigentliche Domäne des Weibes angeführt wird . . . Der Staat gestattet es, daß, um Geld zu verdienen, die Frauen sich prostituieren. Sollte es nicht eine edlere Aufgabe sein, daß der Staat wissenschaftliche Berufsarten den Frauen gestattet, wenn sie dazu aus materiellen Gründen gezwungen sind? . . . Wenn der Staat das angeblich zur Ehe geborene Weib nicht in solche Verhältnisse bringt, daß jedes Weib sich angemessen verheiraten mag, so ist es eine Grausamkeit, wenn er Frauen, die sich nicht zu verheiraten vermögen, die Existenz untergräbt."

Und nun zum Schluß die allerschärfsten Gegner der Frauen, die Philologen! Genau genommen tritt nur einer ganz für sie ein: Berthold Delbrück in Jena und bedingungsweise Erich Schmidt, der eine dauernde Vereinigung von Studenten und Zuhörerinnen nicht wünscht, obwohl seine Erfahrungen „außer dem Zwang, gelegentlich etwas diskreter zu sprechen, keinen Nachteil für das Kolleg ergeben." Die übrigen fünf Befragten sind stramme Gegner; Steinthal fürchtet, daß das Menschengeschlecht seine weibliche Hälfte verliere; für Weber ist das Verlangen nach weiblichen Ärzten Zimperlichkeit, und eine direkte Degeneration erscheint ihm als die unausbleibliche Folge, wenn „auch die Mütter von der Blässe des Gedankens angekränkelt" werden (die Blässe der Tanz- und Souperfreuden scheint nichts zu schaden); Professor Wilamowitz-Moellendorf aber getröstet sich, daß es „gute Wege mit den Emanzipationsgelüsten der ‚Frau' des Fräulein Lange" habe, was ihm die ‚Frau' hiermit dankend, aber zweifelnd quittiert.

Es sind in diesen Blättern mehr die Freunde als die Gegner des Frauenstudiums zu Worte gekommen. Das erklärt sich sehr einfach. Seine Freunde stehen im Gegensatz zur Tradition; ihre Gründe sind vielfach charakteristisch, individuell, selbständig; die der Gegner sind durchgängig die alten Gemeinplätze; sie lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen. Immer kehrt z. B. der durch Lombroso in die Mode gebrachte Hinweis auf physiologische Funktionen wieder, die nachweislich eine Störung in der Thätigkeit der jetzt schon im Berufsleben stehenden Frauen, Lehrerinnen ꝛc. nicht mit sich bringen; immer wieder der Hinweis auf die zarte Konstitution, der niemals gebraucht wird, wenn es sich um die aufreibende Krankenpflege, um andere gesundheitlich schwer schädigende Berufe, um das unaufhörliche Hocken über der Nähmaschine handelt; immer wieder, in einer Nation, die 5 000 000 unverheiratete Frauen und 2 000 000 Witwen zählt, der Hinweis auf das Haus. Imponieren können diese Argumente durch Eigenartigkeit nicht, obwohl sie, wie alle breiten Bettelsuppen, immer noch ein großes Publikum finden werden.

Das größte aber vielleicht die überall wiederkehrende Hindeutung auf die erwarteten bösen Folgen des gemeinschaftlichen Studiums beider Geschlechter. Und da möglicherweise eine sehr bedenkliche Konsequenz: die Begründung besonderer Frauenuniversitäten daraus erwachsen könnte, so sei auf die überaus feinen Ausführungen

des Profeſſors Wilhelm Förſter-Berlin hingewieſen, aus denen ich nur wenige Sätze hier hervorheben möchte:

„Ich bin hinſichtlich deſſen, was man die natürliche Spannungsdifferenz dieſer beiden Arten von Organismen (Mann und Weib) nennen kann, der Meinung, daß die große Zahl der Übel und Verirrungen, welche aus der gegenwärtigen Steigerung jener Spannungen gerade infolge der großen Ungleichmäßigkeiten der Lebensgemeinſchaft der beiden Geſchlechter hervorgehen, eine bedeutende Verminderung erfahren wird durch das Zuſammenleben der Geſchlechter im ganzen Verlauf der geiſtigen Entwicklung und Arbeit. Jene geſchlechtliche Spannung wird ſich in dieſem ſtetigeren Zuſammenleben durch ruhiges und freundliches Verſtändnis und durch das Verblaſſen falſcher Idealiſierungen und Phantaſiereizungen mildern, und dieſe ſittliche Ausgleichung wird in dem jetzt vielfach ſo öden Schulleben zur Hervorbringung einer geſunderen, freudigeren Lebensſtimmung beitragen, durch welche am ſicherſten die krankhaften Überreizungen der geſchlechtlichen Beziehungen verhütet werden."

Man leſe die weiteren, höchſt bemerkenswerten Ausführungen ſowie die einſchlägigen des Profeſſors Arthur König an Ort und Stelle nach.

Ob auch wir die Nuß bald einmal reſolut knacken werden? Die Frauen haben längſt den Nußknacker bereit; das Reifezeugnis für die alma mater — die ſich für ſie bis jetzt als mürriſche Stiefmutter erweiſt — iſt erworben, die nach der defekten Frauenlogik aus dem Maturitätszeugnis ſich von ſelbſt ergebende Immatrikulation ſeit dreiviertel Jahren nachgeſucht. Wie es heißt, „ſchweben" auch bereits Verhandlungen. Vermutlich werden ſtatt der inoffiziellen nun offizielle Gutachten eingefordert. „Sie machen aus allem Papier." Und noch hat es keineswegs den Anſchein, als ob der Appell des Profeſſors Arthur König ein Echo wecken würde:

„Ich bin gewiß, daß unſer deutſches Volk, welches oftmals bei großen Prinzipienkämpfen mutig und ſiegreich, allen zum Vorbild, geſtritten hat, auch hier bald in den erſten Reihen ſtehen und die übrigen, einſtweilen vorangegangenen Nationen wieder überholen wird.

Dem größten deutſchen Staat aber fällt auch in dieſem Kampfe die führende Rolle zu. Heil dem Manne, der an entſcheidender Stelle den alten Vorurteilen ſeines Geſchlechts entgegentritt und das befreiende Wort ſpricht!"

Erſte Liebe.

Roſen brachen wir zuſammen,
Wo der Park zu Ende ging,
Wipfelwehn und Abendflammen
Und ein letzter Schmetterling.
Seiner Flügel müdes Schwanken
Streifte ſcheu dein Angeſicht —
Über Dornen, über Ranken
Stieg er taumelnd dann ins Licht.

Langſam ſahn wir ihn entſchweben,
Und es fiel uns ſeltſam bei,
Gleich als ob das letzte Leben
Jetzt mit ihm entſchwunden ſei.
Griffen nicht mehr nach den Zweigen,
Ließen all die Roſen ſtehn,
Und wir hörten durch das Schweigen
Unſern tiefen Atem gehn.

Neigteſt dann das Haupt befangen,
Das die Laſt der Flechten trug,
Alles ſtill . . Die Wipfel ſchwangen
Nur in Zug und Widerzug.
Hörten ihr verſtohlnes Wiegen
Heimlich durch die Dunkelheit,
Und wir ſtanden und wir ſchwiegen
Tief in Angſt und Einſamkeit.

Carl Buſſe.

Digitized by Google

Es war einmal . . .

Von

Karl G. Vollmöller.

Nachdruck verboten.

„Weißt du noch?“

Sie hatten sich lange nimmer gesehen.

Jetzt saßen sie wieder bei einander — im Freien. — Die Abendsonne warf ihr gelbes Licht durch die Bäume — goldgrün zog es über den Rasen, und goldig fiel es auf ihr Gesicht.

Und es war das alte, liebe Gesicht — nur die Linien um den Mund waren schärfer gezogen — kaum merklich — und er konnte es ja nicht sehen im Glanz der Sonne; — und seine Stimme war auch die alte geblieben — nur manchmal zitterte ein härterer Ton darin — kaum merklich — und sie konnte es ja nicht hören vor dem lauten Schlag der Amsel.

Aber doch — wie ein kalter Hauch legte es sich über alles was sie sprachen — gleichgiltige Dinge nur — und jetzt schwiegen sie beide.

Dafür klang um so lauter das weiche Lied der Amsel, die auf der höchsten Spitze der alten Tanne saß, — und immer schmelzender rollte der Schlag, wie lautes, stürmisches Schluchzen, — und weit unten im Garten gab das Weibchen träumerisch Antwort.

Und die Sonne schien noch immer auf ihr Gesicht und auf ihre Hand, und er sah, wie sie leise zitterte, und er hörte den berauschenden Amselschlag und das leise Klagen des Windes, der durch die Tannen rauschte; — da kam es über ihn, daß er sacht ihre Hand ergriff, und sie sah auf zu ihm mit den alten, lieben, klugen Augen, und dann klang wie im Traume das Zauberwort:

„Weißt du noch?“ —

„— Weißt du noch — das kleine zierliche Mädchen, mit dem großen Sommerhut auf dem schmalen Köpfchen und dem schönen schwarzen Haar und den frohen braunen Augen und dem lieben Gesichtchen, das so fein zu lächeln verstand — weißt du noch — und der lange, blonde Junge mit den wasserblauen Augen, der so linkische Verbeugungen machte und immer errötete, wenn er ihr ein paar Blumen brachte. —

Und dann abends, wenn er sie begleitete, und sie stumm neben einander gingen oder gleichgiltige Dinge sprachen und sich doch so gut verstanden —“

— Und sie verstanden sich gut; unbewußt fühlte sie die kältere Abendluft, und unbewußt hielt er ihre Hand fester — — und wie im Traume zogen die Bilder weiter, die alten Worte klangen — und dazwischen — — „weißt du noch — — abends — im Walde — Schnee — immer nur Schnee — Schnee — — das Abendrot lag auf der weißen Fläche, und die alten Tannen rauschten, feierlich und ruhig — — sie sprachen wenig und verstanden — — und wie dann der Schnee tiefer wurde und der Weg immer schlechter und es sacht zu schneien anfing, da hatte er unvermutet ihre Hand in der seinen und es ging leichter so, wenn auch beide darin noch sehr unsicher waren und leise zitterten — — und dann — und dann — weißt du noch — —“

Die Amsel hatte aufgehört zu schlagen. Am Himmel verglimmte das letzte violette Rot. Der Abendwind fuhr stärker durch die Bäume.

Es war kühl geworden. Sie fühlten es nicht. Er hielt noch immer ihre Hand, und sie sah noch immer ihn an. — Und immer traulicher klangen die Stimmen und immer wärmer, weicher wob der Zauber — und leise und flüsternd zitterte es durch die Dämmerung — „— weißt du noch —.“

„Schön war der Morgen."

Wir waren allein im Zimmer. Es war ſehr dunkel geworden. Das blaue Abendlicht ſpiegelte in ſeinen Linien über die Kanten des Flügels, über die Schweifungen der Stühle, — es lag matt auf dem Sammet der Polſter. —

Sonſt konnte man nichts unterſcheiden.

Nur das Fenſter ſtand als heller Ausſchnitt in der dunkeln Wand. Unten am grünlich blauen Abendhimmel lag noch der letzte phosphoreſcierende Schein des toten Tages — weiter oben flimmerte müde der Abendſtern.

Sie ſaß gerade zwiſchen mir und dem Fenſter — am Flügel. Sie war groß. Den Kopf hielt ſie leicht geneigt; ihr ſtrenges Profil ſtand hart in dem leuchtenden Hintergrund.

Sie war einmal ſchön geweſen — doch der Kummer hatte alle Linien ſchärfer gezogen und die Zeit hatte ihm die Hand geführt. Ihre Hände lagen auf den Taſten, die in mattem Weiß ſchimmerten. —

Auf einmal ſah ich wie ſie ſich bewegten, leiſe, müd, — ein paar Akkorde kamen mir dumpf und träumeriſch zum Bewußtſein. —

Dann begann ſie zu ſingen — ganz ſchwach und verſchleiert, wie man ein Kind in den Schlaf ſingt: — —

„Schön war der Morgen, und hell ſchien die Sonne."

Ich weiß nicht, ob es ihre Worte waren oder nur Töne, die zu Worten wurden, doch immer hörte ich:

„Schön war der Morgen, und hell ſchien die Sonne." —

Sie hatte das Geſicht dem Fenſter zugewandt und ſah in den tiefen Himmel hinein — und meine Blicke gingen an ihr vorbei — und weiter und weiter — ſie drangen durch die meergrüne Tiefe, — dann fühlte ich es auf einmal:

„Schön war der Morgen, und hell ſchien die Sonne."

Wie froh er ausſah, der junge Mann, der da durch den Wald ging; — wie glücklich er in das tief violette Blau des Himmels ſtarrte, das überall zwiſchen blendend weißen Wolken hervorbrach — und ich wußte genau, warum er ſo glücklich war, ich kannte alle ſeine Gedanken — und — wie lieb ich ihn hatte. — Ach, ich wußte ja auch, daß ich ſelber es war — einmal war — vor Jahren. —

„Schön war der Morgen, und hell ſchien die Sonne."

Wie der Wald grünte, wie warm der Sonnenſchein ihm ins Geſicht fiel — gerade voll ins Geſicht; — o und wie warm und ſonnig die Gedanken kamen und gingen. — „Ja, jeden Augenblick mußte ſie kommen. — Nein — wie ſollte das zugehen. — Unſinn — was ſollte ſie im Wald zu ſuchen haben. „Aber — es war ſo ſchön zu denken: dort ihr helles Kleid zwiſchen den weißen Birkenſtämmchen — gerade vor den dunkeln Tannen — und — er brauchte ja nur die Augen zu ſchließen, dann war ſie da und er ſprach mit ihr — — wie ſchön das war. — Und er ging ſorgfältig mitten im Weg; damit die Blätter nicht raſchelten, — ſonſt könnten am Ende die Gedanken verſcheucht werden — und wie das klang und klang — und ich hörte es wieder:

„Schön war der Morgen, und hell ſchien die Sonne" — und es klang ſo ſtark, daß ich ihn nimmer ſehen konnte; — aber ich wußte, daß er kommen werde. — Er kam wieder.

Ich fühlte, daß er älter war — es mochten Jahre ſein.

„Schön war der Morgen, und hell ſchien die Sonne." —

Die Bäume ſtanden im erſten Grün, die Vögel ſangen, ſchöne weiße Wolken zogen im tiefen Himmel, und wie die Sonne ihm voll auf die Augen ſchien — da ſchloß er ſie wieder. —

O — ſie ſollten wiederkommen, dieſe Gedanken, — ſie ſollten! — Und er wollte ſie wiederſehen, ſo wiederſehen, er wollte, — doch er ſah ſie nicht, und die Gedanken kamen nicht, die er wollte. Aber andere, die er nicht wollte, und ſie kamen hartnäckig. O Himmel — wie ſchön ſie geſtern geweſen war, ſo ſchön. Aber dann — — Nein, daran wollte er nicht denken, — nein, nicht — und da ſtürzte er fort — quer durch den Wald, — da — über die raſchelnden Blätter — wie das rauſchte und knirſchte — ſo betäubend — und er lief weiter — über die kleinen, roſafarbenen Sonnenfleckchen, die auf dem braunvioletten Boden lagen, und weiter und immer tiefer hinein in das junge, wogende, feuchte Grün des Buchenwaldes — — wie das flirrte und zog — wie

Digitized by Google

Wasser und Meeresflut. Dann wurde es ruhiger und ruhiger — je tiefer er kam; die Streifen und Wellen hörten auf: es war eine tiefe, klare, metallisch-grüne Fläche — scharf viereckig abgegrenzt. —

Und darin hob sich dunkel ein Frauenkopf ab. — —

Sie saß noch immer am Flügel, und noch immer sahen ihre Augen in den Abendhimmel.

Ihre Züge waren weicher, jünger geworden, und fast wie ein Lächeln spielte es um ihren Mund — wie ein leises, seliges, traumvergessenes Lächeln. Da begriff ich, daß auch ihr Auge durch den Himmel drang — in ein fernes Wunderland, das Jugendzeit heißt — und sie lächelte noch immer:

„Schön war der Morgen, und hell schien die Sonne."

Moralische Personen, Vereine und Frauen.

Von

Dr. Paul Schüler.

Nachdruck verboten.

„Giebt es Personen, welche zweihundert Jahre alt und älter werden können?" Mit dieser Frage pflegte ein verstorbenes Mitglied der Prüfungskommission das Examen zu eröffnen. Am liebsten war es ihm, wenn der ahnungslose Kandidat die Frage mit einem lauten und vernehmlichen „Nein" beantwortete. Dann freute sich der alte Herr sichtlich und bat den Kandidaten, er möge sich besinnen: er kenne ganz gewiß Personen, die keinen Körper haben und doch der strebenden Menschheit, sei es durch ihren idealen Zweck, sei es durch ihr Geld, nützlich, ja notwendig sind; Personen, deren Wirkungskreis weit hinausragt über den des essenden, trinkenden, schlafenden und heiratenden homo sapiens, dessen Leben siebzig und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre währt; Personen, die erhaben sind über Lust und Leid, Freude und Schmerz des selbstsüchtigen Tagesmenschen, und deren Ende nicht der Kirchhof oder das Krematorium ist. — Der unglückliche Kandidat, dessen Geist bereits in höheren Regionen schwebte, vermochte durchaus nicht zu begreifen, was die so rätselvoll-mystischen Andeutungen mit dem Examen zu thun hatten: er wollte ja doch Referendar und nicht Philosoph oder Prediger werden. Bisweilen legte der Examinator dem Kandidaten die Antwort gradezu in den Mund, indem er die Frage an ihn richtete: ob er denn noch nie etwas von moralischen Personen gehört habe. Aber selbst dann kam es noch vor, daß der Kandidat beharrlich weiter schwieg. Er hatte zwar schon etwas von moralischen Personen gehört; aber daß derartige Personen zweihundert Jahre alt und älter werden könnten und daß sie nicht auf dem Kirchhof oder dem Krematorium endeten, das hatte er noch nie gehört. Die Folge war, daß der Professor dem Jüngling den Rat erteilte, für den Fall, daß er das nächste Mal ins Examen gehen sollte, sich vorher recht gründlich das preußische Landrecht anzusehen.

Bereits im ersten Semester macht der Student die Bekanntschaft dieser Wesen, welche das Landrecht als *moralische* Personen bezeichnet, während das moderne Recht — mit Rücksicht auf den veränderten Sprachgebrauch — sie *juristische* Personen nennt. Er erfährt, daß es außer den Menschen noch andere Rechtssubjekte

giebt; Rechtsſubjekte, welche aus einer Vereinigung von Menſchen gebildet werden und neue, vom Leben und Tod ihrer Mitglieder unabhängige Weſen darſtellen. Das Eigentümliche an dieſen Weſen iſt, daß ſie unter beſonderem Namen Vermögen erwerben und beſitzen können, das verſchieden iſt von dem ihrer Glieder, daß ſie unter ihrem Namen klagen und verklagt werden, Rechte erwerben und Pflichten übernehmen können, ohne daß ein Menſch berechtigt oder verpflichtet würde. Lediglich jenes „höhere" Weſen wird berechtigt und verpflichtet; lediglich ſein Vermögen wird vermehrt und vermindert, und wenn es nicht mehr zahlen kann — was bei dieſen höheren Weſen auch vorkommt —, dann brauchen ſeine menſchlichen Glieder den Ausfall nicht zu decken.

Solcher künſtlichen Perſonen kann kein auch nur einigermaßen entwickeltes Recht entraten. Wo ein Staat iſt, da giebt es mindeſtens eine juriſtiſche Perſon: das iſt der Staat ſelber. Preußen iſt eine juriſtiſche Perſon; und wenn es das Bedürfnis empfindet, Grundſtücke zu erwerben oder mit ſeinen Angehörigen Prozeſſe zu führen, dann zieht es ſich einmal den Waffenrock aus und den bürgerlichen Rock an und tritt als irgend ein Geheimrat aus irgend einem Miniſterium mit ſteifem Kragen und ſchwarzer Kravatte in die Erſcheinung. Provinzen, Kreiſe, Städte, kurz alle Verbände des öffentlichen Rechts ſind juriſtiſche Perſonen. Aber auch private Vereinigungen können juriſtiſche Perſonen ſein, und je entwickelter eine Kultur iſt, deſto ſtärker wird das Bedürfnis hervortreten, Perſönlichkeiten zu ſchaffen, welche die Erreichung gewiſſer materieller oder idealer Ziele dadurch ſichern, daß ſie ſich loslöſen von dem wechſelvollen Schickſal des Einzelmenſchen. Die Ausbildung des Vereinsweſens iſt gradezu ein Maßſtab für die Kultur eines Landes. Der den Deutſchen mit Vorliebe gemachte Vorwurf der Vereinsmeierei enthält daher ein ungewolltes Lob, das ſich jedoch auf ſolche Vereine nicht bezieht, deren Zweck erreicht iſt, wenn ſie durch Vorführungen laſciven Inhalts die Lachmuskeln ihrer Mitglieder in Bewegung ſetzen. Sieht man ab von dieſer Sorte Vereinen, von den Spieler- und Verbrechervereinen, von den Raſſen- und Klaſſenverhetzungsvereinen, von den amerikaniſchen Selbſtmördervereinen — (deren Exiſtenz freilich nur durch fabelhafte Zeitungsnachrichten im Hochſommer verbürgt iſt) — ſowie von den „ewigen Junggeſellenvereinen" — (die ſchon weniger unwahrſcheinlich ſind), ſo kann man ſich dem bürgerlichen Geſetzbuch nur anſchließen, wenn es in den Motiven ſagt: „Dem Staate muß an einem blühenden Vereinsleben gelegen ſein. Das Vereinsweſen weckt den Sinn für Gemeinwohl, verbreitet Einſicht, praktiſche Tüchtigkeit und Geſittung, fördert materielle Wohlfahrt und geiſtige Ausbildung; es iſt berufen, Aufgaben zu löſen, die für den Staat von großer Bedeutung ſind, an die er aber nicht ſelbſt oder unmittelbar herantreten kann."

Leider hat dieſe erfreuliche Erkenntnis den Geſetzgeber nicht zu den Maßnahmen veranlaßt, die wünſchenswert wären ſowohl im Intereſſe der Vereine im allgemeinen, als auch im Intereſſe der deutſchen Frauenvereine, deren Zahl bereits in die Tauſende geht.

Nach dem bisher in Preußen geltenden Recht bildet keineswegs jeder Verein eine Perſönlichkeit. Nur ſolche Vereine, die einen gemeinnützigen Zweck verfolgen, können Perſönlichkeit erlangen: aber nicht etwa — wie man zu glauben geneigt iſt — durch einen Willensakt der Vereinsmitglieder, ſondern nur auf ihr Bitten durch Allerhöchſte Verleihung. Die anderen Vereine, als da ſind: Vereine zur Förderung von Berufsintereſſen, ethiſche, akademiſche, litterariſche, Geſang-, Turn-, Sportvereine, Reſſourcen

u. ſ. w. ſind überhaupt nicht im ſtande, Perſönlichkeit zu erlangen. Sie ſind nur „erlaubte Privatgeſellſchaften", nur geduldet und müſſen kümmerlich ihr Leben friſten. Ein ſolcher Verein kann keine Rechte erwerben; er kann nicht einmal Schulden machen: ein Zuſtand, der vielen Menſchen vielleicht beneidenswert erſcheint, in Wahrheit aber zu den größten Unzuträglichkeiten führt. Wenn ſo ein Verein zur Außenwelt in rechtliche Beziehungen treten will, dann müſſen entweder alle ſeine Mitglieder zuſammen das Geſchäft abſchließen: in welchem Falle für die aus dem Geſchäft entſpringenden Pflichten jeder einzelne verhaftet iſt; oder das Geſchäft muß durch eine vorgeſchobene Perſon, einen Strohmann, abgeſchloſſen werden, was aber gleichfalls umſtändlich und riskant iſt: riskant für die Vereinsmitglieder, die ſich von der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit der vorgeſchobenen Perſon abhängig machen; riskant für dieſe Perſon ſelbſt, die perſönlich Pflichten übernimmt, an deren Erfüllung ſie kein Intereſſe hat, weil die Rechte aus dem Geſchäft für einen anderen, nämlich für den Verein erworben werden, und endlich riskant auch für den Dritten, der ſich nicht an die Kaſſe eines von den Zufällen des Lebens unabhängigen Vereins, ſondern nur an den Strohmann halten kann.

Dieſer „Rechtszuſtand" hatte etwa ein halbes Jahrhundert gedauert, als die preußiſche Verfaſſung ein Geſetz in Ausſicht ſtellte über die Bedingungen, unter denen Vereinen Korporationsrechte erteilt werden ſollten. In dem weiteren halben Jahrhundert, das folgte, hat aber offenbar der Geſetzgeber keine Zeit gefunden, das Verſprechen einzulöſen. Das Geſetz iſt nicht ergangen. Und was that der Entwurf zum bürgerlichen Geſetzbuch? Anſtatt die Gelegenheit zu ergreifen und ein einheitliches Vereinsrecht für Deutſchland zu ſchaffen, wollte er die Beſtimmung, ob und wie ein Verein Perſon wird, den Landesgeſetzen überlaſſen. Das war gewiß bequem, aber ebenſo gewiß im Intereſſe einer fortſchreitenden Rechtsentwicklung verwerflich. In einer Zeit, wo die nach Löſung drängenden ſozialen Fragen das Vereinsleben zu ungeheurer Entfaltung gebracht haben, derart, daß kein Tag vergeht, an dem nicht die Zeitungen unter beſonderer Rubrik über „Vereine und Verſammlungen" berichten, mußte die Beſtimmung: „es bleibt alles beim Alten" den lebhaften Widerſpruch der Parteien herausfordern. Dem beſchränkten Unterthanenverſtande war es nach wie vor unbegreiflich, wie der Staat dazu kam, rechtsbedürftigen Weſen die Perſönlichkeit vorzuenthalten und bei anderen die Erlangung der Perſönlichkeit von Allerhöchſter Genehmigung abhängig zu machen.

Welches Weſen von Fleiſch und Blut ließe ſich dieſe Staatsraiſon gefallen? Fragt es erſt den Staat um Erlaubnis, ob es auf die Welt kommen darf? Und wenn es auf der Welt iſt, bittet es da erſt mit einem: „entſchuldigen Sie, daß ich geboren bin" um die Gewährung des Rechts, eine Perſönlichkeit zu haben? So wenig der Menſch in ſeiner Freiheit beſchränkt werden darf, ſofern er nicht minderjährig, verrückt oder verbrecheriſch iſt, ſo wenig darf ein Vereinsweſen, ſofern es eine den Geſetzen nicht zuwiderlaufende Verfaſſung hat, in ſeiner Bewegungsfreiheit dadurch beſchränkt werden, daß ihm das Geſetz die Erlangung der Rechtsfähigkeit erſchwert oder gar unmöglich macht.

Die allgemeine Entrüſtung hatte eine geſetzgeberiſche That zur Folge: die Erfindung des Vereinsregiſters. Ob es unbedingt nötig war, zu der reichen Zahl bereits vorhandener Regiſter, die neuerdings wie die Pilze aus der Erde ſchießen, zu den Handels-, Schiffs- und Genoſſenſchaftsregiſtern, zu den Geburts-, Heirats- und

Sterberegiſtern, zu den Patent-, Muſter- und Stammrollen, die auch nichts anderes als verſchämte Regiſter ſind, ein Vereinsregiſter hinzuzuerfinden[1]), das mag hier unerörtert bleiben. Jeder Fortſchritt wird dankbar begrüßt; und ein Fortſchritt iſt es, wenn ein Verein, der bisher Perſönlichkeit gar nicht oder nur durch einen Staatsakt erlangen konnte, nunmehr auf Grund eines Willensaktes der Mitglieder durch Anmeldung zum Vereinsregiſter und Eintragung juriſtiſche Perſon wird. Wer das Dezennium des Socialiſtengeſetzes ſchaudernd miterlebt hat, der kann's nicht faſſen, nicht glauben, daß derſelbe Staat, der noch vor wenigen Jahren über ſocialdemokratiſche und ſocialiſtiſche Vereine die Auflöſung verhängt hat, jetzt zu einer freien Entfaltung des Vereinslebens ſeine Hand bietet und den Grundſatz: „Gleiches Recht für alle" auch auf ſolche Vereine anwendet, die der Regierung kein freundliches Geſicht zeigen.

Aber man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben, den § 21 nicht, bevor man den § 61 geleſen hat. Der beſtimmt: „Die Verwaltungsbehörde kann gegen die Eintragung Einſpruch erheben, wenn der Verein nach dem öffentlichen Vereinsrecht unerlaubt iſt oder wenn er einen politiſchen, ſocialpolitiſchen oder religiöſen Zweck verfolgt." Da haben wir's ja, das leibliche Söhnlein des Socialiſtengeſetzes! Denn daß dieſe Beſtimmung ihre Spitze gegen dieſelben Vereine richtet, die bereits vom Socialiſtengeſetz betroffen wurden, darüber laſſen die Motive kaum einen Zweifel. Oder was ſoll man ſonſt unter den „gemeinſchädlich wirkenden Verbindungen" verſtehen, die es „zu allen Zeiten auf politiſchem und ſocialem Gebiete" gegeben hat und denen der Staat doch nicht mehr „ausſchließend entgegentreten" kann? Das Wort „gemeinſchädlich" iſt allerdings deutungsfähig. Man könnte z. B. der Anſicht ſein: gemeinſchädlich ſei es, die Socialdemokratie unter ein Sonderrecht zu ſtellen, durch welches dieſe Partei mit dem Nimbus des Martyriums umgeben wird; gemeinſchädlich ſei das Socialiſtengeſetz geweſen, weil es — wie die Socialdemokratin Zetkin auf dem Parteitage in Gotha unter ironiſch-dankbarer Verbeugung vor dem Schöpfer des Geſetzes und den Exekutivbehörden anerkannt hat — eine Arbeit geleiſtet habe, die Hunderte von Agitatoren nicht zu leiſten im ſtande geweſen wären; gemeinſchädlich ſei der § 61 des bürgerlichen Geſetzbuchs, weil er die Behörden in die Lage ſetzt, Vereinsweſen ihrer politiſchen Geſinnung wegen die Rechtsfähigkeit zu verſagen: was erſtens ungerecht und zweitens zwecklos, ja zweckwidrig iſt. Angſt war noch ſtets ein ſchlechter Geſetzgeber; und die Angſt, es könnten durch Erlangung der Vermögensfähigkeit unbequeme Vereine einer „Machtentfaltung" fähig werden, „die ſich im voraus nicht ermeſſen läßt" — (ſo die Motive) —, dürfte zu der Praxis führen, daß Vereinen einer beſtimmten Parteirichtung, als gemeinſchädlich, die Erlangung der Perſönlichkeit unmöglich gemacht wird. Die Lehren aus der Ära des Socialiſtengeſetzes hat der Geſetzgeber nicht beherzigt. Und die Behörden? Sie haben nur ein Amt und keine Meinung. Die Auslegung des Begriffs „gemeinſchädlich" macht ihnen daher keine Schwierigkeiten: für ſie muß gemeinſchädlich und regierungsfeindlich identiſch ſein.

Vielleicht ſpricht ſich der preußiſche Geſetzgeber bei der bevorſtehenden Neuregelung des Vereinsrechts darüber aus, welche Prinzipien bei der Verſagung des Rechtes der Perſönlichkeit in Preußen zur Anwendung gelangen ſollen, wobei denn eine Spezialiſierung des verblümten und deutungsfähigen „gemeinſchädlich" nicht wohl

[1]) Die Erfindung des Börſenregiſters war einem noch ſpäteren Zeitpunkte vorbehalten.

Digitized by Google

zu vermeiden wäre. Intereſſant wäre es insbeſondere zu erfahren, ob der preußiſche Geſetzgeber der Anſicht huldigt, daß ein politiſcher Verein in dem Augenblick gemeinſchädlich wird, wo ihm eine „Frauensperſon" beitritt.

Eine alte Verordnung vom Jahre 1850 beſtimmte: „Vereine, in welchen politiſche Gegenſtände erörtert werden, dürfen keine Frauensperſonen, Schüler und Lehrlinge aufnehmen. Dieſe Perſonen dürfen den Verſammlungen und Sitzungen ſolcher politiſchen Vereine nicht beiwohnen." — Frauensperſonen, Schüler und Lehrlinge; die geſchmackvolle Zuſammenſtellung erinnert an die Aufſchrift der Tanzlokale: „Das Mitbringen von Kindern und Hunden iſt unterſagt." Mitleidig lächelt man über längſt entſchwundene Zeiten, wo der Geſetzgeber es noch wagen durfte, Frauensperſonen mit Minderjährigen auf eine Stufe zu ſtellen und als Menſchen zweiter Klaſſe zu behandeln. Aber dann erfährt man, daß die Beſtimmung noch heute Geſetz iſt, und man lächelt nicht mehr, ſondern ſchämt ſich in die Seele des Geſetzgebers hinein.

Die Beſeitigung der durch ungünſtige ſociale Verhältniſſe hervorgerufenen Mißſtände zu erſtreben, iſt Menſchen*recht* und Menſchen*pflicht*, nicht aber Sache des männlichen Geſchlechts, derart, daß jede Teilnahme der Frauen als eine widerrechtliche und unnatürliche Einmiſchung empfunden wird. Am wenigſten darf denen, die unter den ſozialen Mißſtänden unmittelbar zu leiden haben, die Möglichkeit entzogen werden, nach ihren Kräften an der Beſeitigung der Mißſtände zu arbeiten. Die Not fragt nicht nach dem Geſchlecht; ſie ergreift Mann und Weib, nur mit dem Unterſchied, daß der Mann, da ihm alle Berufsarten offen ſtehen und da ſeine Arbeit bei gleicher Leiſtungsfähigkeit doch durchweg höher bewertet wird, im Kampfe ums Daſein gerüſteter daſteht als die Frau, die nach Sitte und Recht zu einer wirtſchaftlichen Unſelbſtändigkeit verurteilt iſt, deren Folgen ſich mit der Würde des Menſchen nicht immer vereinen laſſen. Solche Folgen ſind Hunger und Proſtitution in den niederen Kreiſen, in den ſogenannten beſſeren Kreiſen aber die Unmöglichkeit, ſich ſeinen Fähigkeiten entſprechend auszubilden und zu bethätigen, das Gefühl, überflüſſig zu ſein, kurz ein unausgefülltes, nutzloſes, langweiliges Leben. Dieſen Zuſtänden, die durch ihr Alter nicht ehrwürdiger geworden ſind und nur der Gedankenloſigkeit und dem Vorurteil unantaſtbar erſcheinen, kann ſeitens der zahlreichen ſocialen Vereine, denen auch Frauen angehören, nur dann in wirkſamer Weiſe entgegengetreten werden, wenn ihnen das Recht eingeräumt wird, ſich mit *politiſchen* Dingen zu befaſſen. So wie die Dinge jetzt liegen, hat die Erörterung ſozialer Fragen kaum noch einen auch nur theoretiſchen Wert.

Seitdem der Staat ſeinen Beruf zur ſocialen Fürſorge erkannt hat und mehr und mehr beſtrebt iſt, den Widerſtreit der Geſellſchaftsklaſſen und Berufsintereſſen im Wege der Geſetzgebung auszugleichen, iſt es beinahe unmöglich geworden, ſociale Fragen zu beſprechen, ohne politiſche Fragen zu berühren. Denn es giebt kaum noch ſociale Fragen, die nicht entweder durch den Mangel einer ſtaatlichen Einrichtung hervorgerufen ſind oder doch in der Bewirkung einer ſtaatlichen Einrichtung ihre Löſung ſuchen. Ob es ſich um die Stellung der Ehefrau und das famoſe eheherrliche Güterſyſtem handelt, ob die Unmöglichkeit, ſich vom Jahre 1900 ab auf Grund gegenſeitiger Einwilligung ſcheiden zu laſſen, erörtert wird, ob die Stellung der unehelichen Kinder und ihrer Mütter beſprochen wird, oder ob es ſich um Zulaſſung der Frauen zu den Univerſitäten, um Teilnahme der Frauen an politiſchen Vereinen oder um andere Fragen des öffentlichen Rechts handelt: immer ſind unmittelbare oder mittelbare

Beziehungen zur hohen Politik vorhanden, und es iſt oft unmöglich zu ſagen, wo die Grenze ſich befindet, an der die Frage aufhört ſocial zu ſein und anfängt politiſch zu werden. Der höchſte Geſichtspunkt, unter dem eine ſociale Frage beurteilt werden kann und muß, bleibt allemal der: iſt dieſe oder jene Einrichtung eines ſocialen Intereſſenverbandes der Allgemeinheit nützlich? So lautet beiſpielsweiſe die akademiſche Frauenfrage, politiſch gefaßt, folgendermaßen:

Iſt es dem Staat nützlich, daß Frauen, die Fähigkeit und Neigung zum Studieren haben, erſt den Rektor und die Profeſſoren um Erlaubnis fragen müſſen, ob ſie auch Vorleſungen beſuchen dürfen? Iſt es dem Staat nützlich, daß ein Profeſſor der Jurisprudenz dieſe Wiſſenſchaft ſeinen Hörern ſyſtematiſch verleidet, indem er ſie zu Schreibern degradiert und ihnen langweilige Vorträge über deutſche Rechtsgeſchichte in die Feder diktiert, daß aber der Rektor derſelben Univerſität — er iſt zufällig Profeſſor der Jurisprudenz — einen Vortrag, der ſeinem Thema nach höchſt intereſſant zu werden verſpricht, unterſagt aus keinem anderen Grunde, als weil der Vortragende eine Frau iſt?

Über die Nützlichkeit dieſer Staatseinrichtung darf von Rechtswegen nur in Vereinen männlichen Geſchlechts disputiert werden. (Moraliſche Perſonen haben zwar kein Geſchlecht und alſo auch Vereine nicht; aber der Kürze halber und weil Mißverſtändniſſe ausgeſchloſſen ſind, ſpricht man von männlichen, weiblichen und gemiſchten Vereinen.) Einen wahrhaft kläglichen Eindruck macht es, wenn ein weiblicher oder gemiſchter Verein über den Duellunfug oder andere Dinge, die bereits vor fünfzig Jahren erſchöpfend gewürdigt und wunderbarer Weiſe noch immer aktuell ſind, nicht zu verhandeln wagt, dieweil politiſche Gegenſtände bei Gefahr der Auflöſung des Vereins nicht erörtert werden dürfen. Dann wird Stunden lang darüber beraten, ob der Gegenſtand politiſch iſt oder nicht. Endlich hat man ſich dahin geeinigt: der Gegenſtand iſt nicht politiſch. Aber die Mitternacht rückt näher ſchon, und die Diskuſſion muß vertagt werden. Man würde glauben, daß nur Gemeinweſen von ſo hervorragender Bedeutung wie Abdera oder Schilda den Schauplatz zu ſolchen und ähnlichen Scenen abgeben könnten, wenn man nicht wüßte, daß ſich derartige Dinge in der Metropole des Rechts- und Kulturſtaates Preußen abzuſpielen pflegen. Unter ſolchen Umſtänden kann man es den „männlichen“ Vereinen nicht verübeln, wenn ſie ſich weigern, „gemiſcht“ zu werden: die Aufnahme von „Frauensperſonen“ könnte ihnen kraft der famoſen Verordnung von 1850 leicht verhängnisvoll werden. Auf dem ſocialdemokratiſchen Parteitage in Gotha wurde die Aufnahme von weiblichen Perſonen in den Vertrauensmannskörper abgelehnt; „man muß“ — ſo ſagte Auer — „mit der Gefahr rechnen, daß der Vertrauensmannskörper als ein Verein erklärt wird. Damit ſcheidet für Preußen die Möglichkeit weiblicher Vertrauensperſonen aus.“

Wenn die Polizei in Anwendung der Verordnung von 1850 rigoros verfahren wäre, ſo würden gewiß nicht viele ſociale Vereine, denen Frauen angehören, von der Schließung verſchont geblieben ſein. Denn das Kunſtſtück, politiſche Gegenſtände zu vermeiden, dürften auf die Dauer nicht viele Vereine fertig bekommen. Aber die Behörden vermeiden es, energiſch vorzugehen, und das iſt im Intereſſe der Rechtsentwicklung zu bedauern. Schneller könnte das Rad der Geſetzgebung nicht in Gang gebracht werden, als durch häufige Anwendung jener unhaltbaren Verordnung, die ſchon zur Zeit ihres Entſtehens veraltet war.

Vergebens ſucht man nach einem Grunde, der den Ausſchluß der Frauen von politiſchen Vereinen rechtfertigen könnte. Muß es denn immer Kannegießerei ſein,

Digitized by Google

wenn Frauen über ſtaatliche Einrichtungen ſprechen? Und iſt es immer lautere Weisheit, die aus dem Munde politiſierender Männer quillt? Fürchtet man, daß die Frauen, wenn ihnen das Menſchenrecht der Vereinsfreiheit nicht länger vorenthalten wird, in der Freude ihres Herzens von der neuen Errungenſchaft ſo ausgiebigen Gebrauch machen werden, daß Küche und Kinderſtube wilder Verwahrloſung anheimfallen?

Die Männerrechtler männlichen und weiblichen Geſchlechts bekommen noch immer eine Gänſehaut, wenn ſie das Wort „Frauenbewegung" hören. Fragt man ſie aber, was ſie denn ſo ſchaudern macht, dann kommen ſie mit Redensarten oder entwickeln einen Zopf, geflochten aus Aberglauben und Vorurteilen: einen langen, langen Zopf.

In ihren Köpfen ſpukt verhängnisvoll ein alter Chineſe herum. Aber er verſteht es geſchickt, ſeinen Zopf zu verſtecken und nimmt, wandelbar wie er iſt, die verſchiedenſten Geſtalten an.

Als Mediziner erſcheint er und bemerkt ernſthaft mit wiſſenſchaftlicher Miene: „Die Frau hat ein zu kleines Hirn." Um den Spuk zu bannen, weiſt man darauf hin, daß die Frauen, trotz ihres betrüblichen Defektes, in Vereinen und Verſammlungen Reden halten, die nach Form und Inhalt vielen Erwählten des Volkes zum Muſter dienen könnten. Aber ſchon hat ſich der Spuk verwandelt und in die Tracht eines ſpießbürgerlichen Biedermannes gehüllt: „Die Frau gehört ins Haus!" Und wohin gehören die Frauen, die kein Haus haben? Oder die zwar ein Haus haben, aber durch Beſorgung ihrer häuslichen Angelegenheiten nicht ausgefüllt werden und das Verlangen haben, ihre Zeit in nützlicherer Weiſe hinzubringen als wieder und immer wieder mit Handarbeiten, Porzellanmalen und Romanleſen?

Aber der alte Chineſe liebt es nicht, Rede und Antwort zu ſtehen. Man glaubt ja doch an ſeine alten Lügen, als wären ſie ewige Wahrheiten: wann hätten Glauben und Aberglauben je nach Beweiſen verlangt?

Und wieder hat ſich der Spuk verwandelt. Nationalökonom iſt er geworden. „Der freie Wettbewerb iſt in einen wilden Kampf ums Daſein entartet. Er hat in den gebildeten Berufsſtänden ein großes Proletariat gezeitigt. Das würde durch die unbeſchränkte Zulaſſung der Frauen zum Studium nur geſteigert werden." Der Mantel dieſes Arguments iſt zu kurz, um den Pferdefuß des Egoismus zu verhüllen. Mit welchem Recht ſchließt man den weiblichen Teil der Menſchheit vom freien Wettbewerb aus? Mit welchem Recht entzieht man dem Geſchlecht, das man gern das ſchwächere nennt, die Waffen, mit denen es im ſtande wäre, den Kampf ums Daſein aufzunehmen? Weshalb kommt keiner auf den Gedanken, — wenn doch ſchon die freie Konkurrenz beſchränkt werden ſoll — die zahlloſen unbefähigten Männer von den gelehrten Berufen auszuſchließen und ſtatt ihrer befähigte Frauen zu dieſen Berufen zuzulaſſen? Giebt man ſich der naiven Vorſtellung hin, daß Geiſtesritter von der traurigen Geſtalt immer noch ein größeres Exiſtenzrecht haben als bedeutende Frauen? Allenthalben kann man die Wahrnehmung machen, daß das geſellſchaftliche Leben von Frauen beherrſcht wird, die dem Durchſchnittsdenker männlichen Geſchlechts nicht nur gewachſen, ſondern oft auch überlegen ſind. Aber der Chineſe, der ſich mittlerweile in den Salonrock eines Verehrers holder Weiblichkeit geworfen hat, behauptet: „Bildung macht unweiblich. Die gebildete Frau hört auf, ein reizvolles Spielzeug zu ſein." Nun: wer nicht grade blind iſt, der konnte ſchon auf mancher Frauenverſammlung beobachten, daß Bildung und Weiblichkeit keine Gegenſätze ſind; und

wer nicht grade in Noras Puppenheim das Ideal einer Ehe erblickt, der ſieht ein, daß das Glück der Ehe nicht beeinträchtigt wird, wenn die Frau im ſtande iſt, die geiſtigen Intereſſen des Mannes zu teilen.

Aber plötzlich iſt aus dem Verehrer holder Weiblichkeit eine alte Jungfer männlichen Geſchlechts geworden, die da ſchamhaft errötet. Denn: „es gelangen in der Medizin und Jurisprudenz Dinge zur Erörterung, die für weibliche Ohren unpaſſend ſind.“

O du altjüngferliche Seele, die vor dem Wort erſchaudert: nichts Menſchliches iſt mir fremd. Wer aber nicht zimperlich iſt, der hält es mit dieſem Worte. Kein Gegenſtand an ſich iſt paſſend oder unpaſſend. Erſt die Art der Betrachtung macht ihn dazu. Und eine wiſſenſchaftliche Betrachtung natürlicher Dinge hat bisweilen vielleicht die Prüderie, niemals aber das Schamgefühl verletzt.

Und wenn er alle Wandlungen durchgemacht hat, dann tritt der Spuk ſchließlich als Held der allgemeinen Phraſe auf. Klingt es nicht pompös, wenn er pathetiſch ausruft: „Es war ſtets ein Zeichen des Verfalls, wenn die Männlichkeit den Männern abhanden kam und ihre Zuflucht zu den Frauen nahm?“

Wer von Verfall reden kann in einer Zeit, wo ſich auf allen Gebieten neues Leben regt, wo in den Wiſſenſchaften Entdeckungen über Entdeckungen von weittragenden Folgen gemacht, in den Künſten neue Bahnen eingeſchlagen werden, wo weite Kreiſe den Kampf gegen Sitten und Gebräuche mittelalterlicher Dunkelmänner aufgenommen haben, wo in allen Schichten der Geſellſchaft ein kraftvolles Vorwärtsdrängen iſt, das ſich ſociale Bewegung und da, wo die Frauen die Drängenden ſind, Frauenbewegung nennt; wer dieſe Zeit des Werdens eine Zeit des Verfalls nennt, der hat in Wahrheit kein Verſtändnis für die Zeit.

Darum brauchen ſich die Frauen nicht weiter zu grämen, wenn eine Geſchlechtsgenoſſin in der Frauenfrage ein „Zeichen von Zerſetzung und Wurmfraß“ ſieht, wenn ihr in dieſer Frauenfrage „das Siechtum einer Raſſe“ offenbar wird. Da beſagte Dame von hyſteriſchen Abonnenten der Leihbibliotheken als Kennerin der Frauenſeele bewundert wird, ſo ſei es geſtattet, den Wert ihrer Anſicht durch einige weitere Citate aus ihrem Aufſatz „über die Urſachen der Frauenbewegung“ zu illuſtrieren.

„Die ſelbſtändig gewordenen Frauen bleiben in der überwiegenden Anzahl der Fälle chelos oder in der Ehe kinderlos.“

„Es iſt eine allgemeine Depreſſion im Verkehr der Geſchlechter eingetreten. Nirgends bemerkt man in den erotiſchen Beziehungen einen Funken von Begeiſterung im Weſen des Weibes.“

„Mir ſind ſchon oft die geniert-pikierten Mienen junger Männer im Verkehr mit jungen Mädchen aufgefallen. Warum ſind ſie ſo geniert-pikiert? Fühlen ſie vielleicht ganz dunkel, daß man ſie mißachtet?“

„Die Männer machen ſich gar keine Vorſtellung davon, wie raſch die Frauen und die allerjüngſten Mädel verachten.“

Und: „Die Bewunderung unſerer Zeit gehört dem glücklichen Spekulanten.“

Wenn ſich in einem Kopfe die Zeit alſo ſpiegelt, kann man daraus der Zeit einen Vorwurf machen? Wer kennt nicht die wunderlich geſchliffenen Spiegel eines Lachkabinets, welche die Bilder von Dingen und Menſchen in der lächerlichſten Verzerrung zeigen? Gegner von dem Schlage der genannten — oder vielmehr nicht genannten — Dame können die Frauen nur darin beſtärken, auf dem beſchrittenen Wege fortzufahren: unbeirrt durch das Gekrächze von Unglücksraben, unbeirrt durch den Hohn, der allem zuteil wird, was die Menſchen nicht verſtehen.

Die bürgerlichen Parteien aber, denen es mit dem Fortschritt ernst ist, sollten sich in entschiedenerer Weise als bisher der berechtigten Frauenforderungen annehmen. Sie sollten dahin wirken, daß den Frauen endlich eine Grundlage für die Behandlung social-politischer Fragen gegeben werde, daß die Koalitionsfreiheit der Frauen künftig nicht mehr ein halbes Recht sei, und daß die morsche Schranke endlich falle, welche die Verordnung von 1850 gegen die Beteiligung der Frauen an politischen Vereinen errichtet hat. Die Vertretung dieser Forderung ist Sache der Gerechtigkeit; sie liegt aber auch im Interesse der Parteien, die den Dank der Frauen und eine nicht zu unterschätzende Anhängerschaft gewinnen würden.

Die körperliche Erziehung der weiblichen Jugend.

Von

Dr. **von Bremen.**

Nachdruck verboten.

„Blutarm, elend und kraftlos," so charakterisierte vor kurzem ein hervorragender Kliniker unsere heutigen jungen Mädchen der sogenannten mittleren und höheren Klassen. Nervosität und Bleichsucht mit all ihren Nebenerscheinungen gehören in der That für die jungen Damen von heute ja fast zum guten Ton; jugendfrische, gesundheitsstrotzende, kräftige Erscheinungen findet man unter ihnen, wenigstens in den Städten, gar selten. Weder Bleichsucht noch Nervosität sind Leiden, die erhebliche Schmerzen machen; sie führen auch nicht zum Tode, verkümmern aber so manchem jungen Mädchen in hohem Grade den Lebensgenuß und setzen die Widerstandsfähigkeit des Organismus herab, so daß eventuelle Schädlichkeiten auf einen derartigen Körper leichter einwirken können als auf einen wirklich gesunden. Da werden nun in allen medizinischen, Tages- und Familien-Blättern Eisenmittel aller Art angepriesen. Ärzte, Chemiker und Apotheker wetteifern im Erfinden und Anpreisen blutbildender, appetitreizender Mittel. Und im Sommer sind alle Luft-, Bade- und sonstigen Kur-Orte von erholungsbedürftigen weiblichen Wesen überschwemmt. Dadurch wird ja in vielen Fällen erreicht, daß eine vorläufige Gesundung eintritt; aber die Anlage zu den Erkrankungen ist einmal vorhanden, und besser ist es, Krankheiten zu verhüten als sie zu heilen.

Für die körperliche Degeneration des weiblichen Geschlechts sind verschiedene Momente verantwortlich zu machen. Einige derselben lassen sich eben infolge der Entwicklung, die die menschliche Gesellschaft genommen hat, sehr schwer oder garnicht ausschalten; einem Hauptübel aber, der Vernachlässigung einer gehörigen Muskelarbeit, d. h. einer ausgiebigen körperlichen Bewegung, können und müssen wir entgegentreten.

Wenn wir der ausgesprochenen, jedem sachlichen Beobachter ins Auge springenden Schlaffheit und Hinfälligkeit der heutigen Frauenwelt Einhalt thun wollen, so müssen wir bei der körperlichen Erziehung der weiblichen Jugend einsetzen, wir müssen versuchen, die Mädchen kräftig und gesund ins jungfräuliche Alter hineinzubringen, dann werden sie sich schon gesund erhalten; sie werden die Anregungen auf diesem Gebiete nicht vergessen und vernünftiger leben, als es jetzt bei ihnen Mode ist.

Der Stoffwechsel in unserem Organismus beruht im wesentlichen auf der Thätigkeit der Muskulatur, die ihrem Gewicht nach einen sehr bedeutenden Teil des Körpers ausmacht. Werden größere Muskelgruppen, wie z. B. beim Bergsteigen, zu angestrengterer Leistung gezwungen, so werden bald die Atemzüge tiefer und häufiger, die Herzthätigkeit

beſchleunigter; Wärmegefühl mit Schweißausbruch ſtellt ſich ein, bis ſich Ermüdung bemerkbar macht, der Hunger und Durſt und wohlthätiges Schlafbedürfnis folgen.

Was iſt da im Körper vor ſich gegangen? Rein mechaniſch wird bei den Zuſammenziehungen des Muskels, die als Arbeit, als Bewegungen in Erſcheinung treten, das Blut raſcher dem Herzen zugetrieben, ein raſcherer Wechſel findet ſtatt, und das Herz muß auch ſchneller arbeiten, um den Erſatz zu liefern. Wie eine Dampfmaſchine nur Arbeit leiſten kann, wenn ein helles Kohlenfeuer unter ihr brennt, ſo tritt auch in dem arbeitenden Muskel ein chemiſcher Verbrennungsprozeß der zu dieſem Zwecke vom Körper geſchaffenen und aufgeſpeicherten Materialien ein. Dadurch findet eine größere Wärmeentwicklung ſtatt, die ſich als Hitzegefühl äußert, und die nun wieder durch die Schweißabſonderung in den dem Körper zuträglichen Grenzen erhalten wird, indem zur Verdunſtung des Schweißes ein Teil der mehr erzeugten Wärme verbraucht wird. Dann wird durch den Verbrennungsprozeß zugleich das Blut reicher an Kohlenſäure; durch die tieferen und häufigeren Atemzüge wird dieſe aus dem Körper entfernt, dafür aber der zum Leben unbedingt notwendige Sauerſtoff in größerer Menge dem Blute beigemiſcht. Durch den Verbrauch an Verbrennungsſtoffen und durch die erhöhte Waſſerabgabe durch Schweiß und ſtärkere Ausatmung iſt nun das Bedürfnis geſchaffen, Erſatz für die verzehrten Vorräte zu erhalten, und durch die mit Luft aufgenommene Nahrung bekommt der Körper die Gelegenheit, ſich für ſeine Ausgaben zu entſchädigen.

An den Vorteilen des ſchnelleren Blutwechſels, daran, daß das Blut infolge der intenſiveren Atmung ſauerſtoffreich iſt, daran, daß der Körper friſche Stoffe für die Leiſtung neuer Arbeit in ſich aufnimmt, haben alle Organe, alle Teile dieſes komplizierten Wunderbaues, Menſch genannt, ihren entſprechenden Anteil, und es kommt ſo dem Ganzen die vom Muskel geleiſtete Arbeit zu gute, abgeſehen davon, daß durch Übung der Muskel ſelbſt kräftiger, leiſtungsfähiger wird. Endlich iſt nun das Eintreten des Schlafbedürfniſſes, das unmittelbar der Erholung des Muskels dient, für das Nervenſyſtem eine unbedingte Notwendigkeit, da es einer regelmäßigen Ausſpannung, wie ſie uns der Schlaf bietet, abſolut bedarf.

Betrachten wir uns nun einmal ſo ein Durchſchnitts-Schulmädchen auf ſeine Leiſtung von Muskelarbeit hin. Es geht fein langſam zur Schule und wieder nach Haus, wird in den Zwiſchenpauſen auf dem Schulhof womöglich in Reih und Glied im Trippelſchritt herumgeführt, darf dann des Nachmittags ſchön herausgeputzt an der Hand der Mutter ſpazierengehen und wird gar, damit „etwas für ſeine Geſundheit geſchieht," in einen Konzertgarten mitgenommen, wo es artig und ſittſam bei den Erwachſenen auf den unbequemen, viel zu großen und zu hohen Stühlen ſitzen darf. Seit einer Reihe von Jahren gewährt ihm außerdem die Schule zweimal wöchentlich eine Turnſtunde. Aber das genügt nicht, genügt bei weitem nicht; für dieſe ganze Arbeit ſind ſo mächtige Muskelapparate, wie ſie in der That der Menſch beſitzt, nicht geſchaffen. Da in den größeren Städten die Mädchen nicht ohne Gefahr für ihr leibliches und geiſtiges Wohl zum Herumſpielen und Tollen auf die Straße geſchickt werden können, ſo muß eben ein anderer Weg gefunden werden, um den Kindern das ihnen zur Entwicklung und Kräftigung ihres Körpers durchaus notwendige Maß an ausgiebigerer Muskelbewegung zu verſchaffen, und da möchte ich folgende Forderungen aufſtellen, als das wenigſte, was geleiſtet werden muß.

Zunächſt müſſen die Schulhöfe ſo groß ſein, daß die Mädchen in den Zwiſchenpauſen ſich darauf herumtummeln können und nicht nur trippelnd des Genuſſes der freien Luft teilhaftig werden. Spielſtunden heißen die Pauſen in manchen Gegenden, und Spielſtunden ſollen ſie ſein, damit der durch die vorhergehende Stunde angeſtrengte Geiſt in der kurzen Zeit gründlich entlaſtet werde. Der kleine Schaden, daß die Kinder dann etwa aufgeregt und unaufmerkſam in die Stunde kämen, würde durch die größere geiſtige Friſche ſicher wieder gut gemacht werden.

Der obligatoriſche Turnunterricht müßte in ſeinem jetzigen Umfange beſtehen bleiben. Die methodiſchen Freiübungen, denen auf dem vorletzten Kongreß deutſcher Naturforſcher und Ärzte durchaus kein ungeteiltes Lob ſeitens einer Anzahl bedeutender Kinderärzte zu teil wurde, möchte ich zwar nicht ganz aus dem Unterrichtsprogramm

Digitized by Google

ſtreichen, wohl aber einſchränken zu gunſten der Spiele. Dieſe Bewegungsſpiele, die ihrer Natur nach ins Freie gehören, müſſen aber in der Schule gelehrt werden, damit ſie allen Mädchen gleichmäßig gut bekannt ſind. Auf das Lehren der dem Alter entſprechenden Spiele möchte ich das Hauptgewicht legen, darin die Hauptaufgabe des Turnunterrichts ſuchen. Wer geſehen hat, wie die Mädchen mit ganzer Seele bei dieſen Spielen ſind, der wird nicht zweifeln, daß ſie auch freiwillig gern von ihnen getrieben würden. In den meiſten Städten, beſonders denen der Rheinprovinz, ſind bis jetzt alljährlich auf Koſten der Städte Lehrer und Lehrerinnen in Bewegungsſpielen ausgebildet worden, und es wird hoffentlich dieſe Gepflogenheit trotz der Mehrbelaſtung des Stadthaushaltes immer mehr Verbreitung finden. Denn nur wer die Kindesſeele kennt und dabei alle in Frage kommenden Spiele beherrſcht, kann die für die Kräfte des jeweiligen Alters angemeſſenen und gleichzeitig das Intereſſe und das Gefallen des Kindes erhaltenden Spiele ausſuchen und einüben. Wie die größeren Städte, zum Teil mit ſehr großen Opfern, öffentliche Gärten, Parks, ja Stadtwälder ſchaffen und geſchaffen haben, ſo ſollten ſie auch für ausreichend viele und große Mädchenſpielplätze ſorgen.

Es iſt dies eine Forderung, die in ganz großen Städten auf ſehr bedeutende Schwierigkeiten ſtoßen kann, aber ſie läßt ſich bei gutem Willen erfüllen. Und da, wo die Stadt derartige Plätze nicht ſchaffen kann oder will, müßte es eben die Privatthätigkeit, um nicht zu ſagen Privatſpekulation, thun. Wie es Privatmädchenſchulen giebt, könnte es auch Privatſpielplätze für Mädchen geben. Der durch dieſe Einrichtung nötig werdende größere Aufwand ſeitens der Familie dürfte durch Minderausgaben für Apotheker, Badereiſen, Arzt ꝛc. bald gedeckt ſein. Derartige Plätze müſſen verteilt, für jede Stadtgegend leicht erreichbar liegen. Raſenflächen ſind allem anderen vorzuziehen. Sie ſind den ganzen Nachmittag für die Mädchenſchulen zu reſervieren und müſſen mit den nötigen Apparaten wie Ball-, Reifen-, Tennis-, Croquet-Spielen ꝛc. verſehen ſein. Da die Schulen meiſt um 1 Uhr geſchloſſen werden, ſo ſteht die Zeit von 2—7, reſp. 8 zur Verfügung, und da für eine Klaſſe eine Stunde genügt, ſo könnten 5—6 Klaſſen an einem Nachmittage der Wohlthat der körperlichen Bewegung in der freien Luft teilhaftig werden. Denn nicht um einen Aufenthalt in freier Luft handelt es ſich hier in erſter Linie, ſondern darum, daß, den Kräften angemeſſen, angeſtrengtere Muskelarbeit geleiſtet werden ſoll, und dazu genügt täglich eine Stunde. Es ſoll während dieſer Zeit unter ſachkundiger, autoritativer Leitung, aber freiwillig, derart geſpielt werden, daß möglichſt alle Muskelgruppen in ergiebigen Anſpruch genommen werden. Und derartige Spiele giebt es für jedes Alter. Nach Verlauf einer Stunde hört das Spiel auf, dann tritt eine andere Altersklaſſe auf den Plan. Abſolut wünſchenswert aber iſt es, daß jedem Mädchen jeden Tag, ſowie die Witterung es zulaßt, Gelegenheit gegeben werde, auf dem Spielplatz zur beſtimmten Stunde die dem Körper notwendige Muskelarbeit in anregender Weiſe zu leiſten.

Daß das Intereſſe der Mädchen an den Spielen geweckt und erhalten wird, ſo daß die Plätze auch wirklich benutzt werden, das iſt Sache der Schule, und vor allem der Eltern, die ihren Mädchen eine vernünftige, Körper und Geiſt berückſichtigende Erziehung angedeihen laſſen ſollen. Die Aufſicht muß autoritativ und ſachkundig ſein, denn ſonſt würden bald die Spielregeln überſchritten werden, Zank und Streit würde entſtehen, und öde und leer würden die Plätze ſein. Es würden ſich wohl am beſten geprüfte Lehrerinnen dazu eignen, die eine der Eigenart ihrer Beſchäftigung entſprechende Vorbildung genoſſen haben. Bei Froſt ließe ſich auf dieſen Plätzen mit geringen Unkoſten eine Eisbahn herſtellen. Für den Winter blieben uns alſo die Turnſtunden, eventuell die Gelegenheit zu billigem, wenn nicht unentgeltlichem Schlittſchuhlaufen, und für den, der es ſich leiſten kann, das Radfahren. Die deutſche Frauenwelt verhält ſich vorläufig ja noch etwas ablehnend dagegen, aber wie das Schlittſchuhlaufen wenigſtens im Weſten und Süden Deutſchlands vor noch garnicht langer Zeit für unpaſſend galt und jetzt überall eifrig betrieben wird, ſo wird ſicher auch das Radfahren in kurzer Zeit vor den Augen der deutſchen Frauen Gnade finden. Ein ſchädlicher

Einfluß desselben auf den weiblichen Organismus in seiner Eigenart ist keinenfalls zu befürchten. Gewisse Einschränkungen sind zwar durchaus nötig, und übertrieben darf diese körperliche Übung ebensowenig werden wie andere, ohne daß der erwartete Nutzen sich in das Gegenteil verwandelt. In manchen Großstädten steht der Plan, eine gedeckte Fahrbahn für diejenigen zu errichten, die auch im Winter sich diesem Sporte aus Gesundheitsrücksichten widmen wollen, nicht vor seiner Vollendung. Da werden jedenfalls gewisse Stunden dem Fahren der Damen reserviert bleiben, und während dieser Zeit würden auch die älteren Mädchen dort sich üben und bewegen können. Da wegen des harten Fahrgrundes eine irgendwie bedeutendere Staubentwicklung nicht entstehen kann, so wußte ich nichts, was vom hygienischen Standpunkte aus diesem Notbehelf für die schlechtere Jahreszeit vorgeworfen werden könnte.

Als Ersatz und Ergänzung haben wir fürs Haus dann noch passende Freiübungen. So weiß ich von einer englischen Familie, deren Frauen berühmt sind, daß dort die Töchter in der schlechten Jahreszeit täglich bestimmte Zeit ein Buch auf dem Kopfe balancierend auf den Zehenspitzen durchs Zimmer gehen müssen, daß sie abends eine halbe Stunde Reifen springen müssen, die Arme bald auf der Brust, bald über den Kopf, bald auf dem Rücken verschränkt. Dadurch werden sowohl die nötige Übung der Muskeln als auch dauernde gerade Haltung und graziöse Bewegungen in allen Lagen des Körpers erzielt. Denn nur wer alle Muskelgruppen gleich gut beherrscht, kann wirklich graziös sein. Und wie viele deutsche junge Mädchen bleiben beim Laufen oder Springen graziös? Sie sind meist nur auf Promenieren und höchstens noch aufs Tanzen eingeübt.

Eine sehr große Schwierigkeit, die den zu erwartenden Nutzen wieder in Frage stellen kann, muß ich jetzt noch erwähnen. Und dies ist die Bekleidungsfrage der Mädchen; an die der Erwachsenen wage ich mich schon gar nicht heran. Es ist darüber schon soviel gesagt und geschrieben worden, aber immer ohne Erfolg, daß es fast gewagt erscheint, noch einmal davon anzufangen. Aber ich glaube, daß es jetzt gerade an der Zeit ist, bei den deutschen Müttern wieder einmal anzuklopfen, wo in England und Amerika die Frauen für sich und ihre Kinder auch in diesem Punkt energisch vorgegangen sind und schon viel erreicht haben. Unsere Kleidung soll dazu dienen, die Körperoberfläche vor den direkten Einflüssen der Witterung zu beschützen, hauptsächlich aber eine zu große Wärmeabgabe des Körpers an die ihn umgebende kältere Luft zu verhüten. Dies geschieht dadurch, daß zwischen der warmen Haut und der kälteren Luft durch die verschiedenen Schichten der Kleidung ein allmählicher Übergang von wärmerer zu kälterer Luft gebildet wird. Dabei darf aber die Kleidung so wenig wie möglich dem Körper hinderlich sein, ihn jedenfalls nirgends irgendwie einengen. Wenn diese Forderungen erfüllt sind, so ist gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß dem Auge wohlgefällige Farben und Formen gewählt werden.

Die heutige Kleidung der Mädchen entspricht aber diesen Anforderungen gar wenig. Die vielen Röcke hindern eine ausgiebige Bewegung der unteren Extremitäten, bei jedem Heben des Beines dringt aber kältere Luft in die Zwischenräume der Röcke ein und muß auf Kosten des Körpers wieder erwärmt werden, wenn nicht durch direkte Einwirkung auf die warme Haut der Grund zu einer sogenannten Erkältung gelegt wird. Die meist um die Taille befestigten Röcke im Verein mit den Leibchen oder Korsetts, die schon ganz kleine Kinder tragen müssen, hindern eine Ausdehnung der Lungen, da sie den Brustkorb zusammenpressen. Wo aber Muskelarbeit geleistet wird, tritt sofort eine Vertiefung der Atemzüge ein und bedingt eine Erweiterung des Brustkorbes. Wozu diese Leibchen oder Kinderkorsetts gut sein sollen, sehe ich nicht ein. Halt zu geben brauchen sie dem kindlichen Körper nicht, dazu sind genug Muskelgruppen vorhanden; als Wärme haltendes Mittel sind sie ganz unzulänglich, und um schon früh „eine schöne Figur" zu bilden, sind sie überflüssig, denn der Körper der Frau, die nie im Leben ein Korsett getragen, hat gerade so gut Taille wie der Körper derjenigen, die schon in früher Jugend in das Marterinstrument, Korsett genannt, eingezwängt worden ist. Der weibliche Brustkorb verengt sich eben nach unten zu, ist also auf Taille angelegt.

Digitized by Google

Eine passende und angemessene Kleidung, die den oben angegebenen Zwecken dienen soll, läßt sich für die Mädchen leicht konstruieren und ist, wenn auch nicht ganz so, doch ähnlich schon vielfach eingeführt. Sie besteht aus einem Gewande, das aus Leibchen und geschlossenem Beinkleid gebildet wird, vorn geknöpft wird und sonst so eingerichtet ist, wie die ja jeder Mutter bekannten geschlossenen Kinderhöschen. Davon würden nun mehrere übereinander getragen werden müssen, z. B. ein wollenes, daß mit nahe an das Handgelenk gehenden Ärmeln versehen ist, den Oberkörper bis zum Halse umschließt und unten bis zum Knie reicht. Darüber würde ein etwas weiteres, vielleicht aus Leinen gefertigtes zu tragen sein, nur daß daran keine Ärmel zu sein brauchten. Die Strümpfe sollen an dies obere Kleidungsstück, über das sie ein wenig hinübergreifen, durch zwei kurze, an den Seiten sich gegenüber befindliche Gummibänder befestigt werden. Ein Kleid, Taille und Rock wieder zusammenhängend, vervollständigt den durchaus praktischen und decenten Anzug. Eine Einengung des Körpers kann bei genügend weiten Unterkleidern überhaupt nicht stattfinden, für die Wärmehaltung ist ausreichend gesorgt, das Gewicht sämtlicher Kleider wird von den Schultern getragen, die Strümpfe können nicht rutschen, diese Art der Strumpfbänder weder den Blutkreislauf des Beines hindern, noch auch, wie die an einer Seite an einem Taillenband befestigten, eine Verbiegung der Beine hervorrufen, und der darüber gezogene, bis an die Knie oder darunter gehende Rock verhindert jedes zu starke Hervortreten der Formen, während der Widerstand desselben bei ausgiebigeren Bewegungen ein sehr geringer ist. Ob nun jemand lieber Wolle oder Baumwolle, Leinen oder Seide, oder sonstige Stoffe zu diesen Unterkleidern nehmen will, daran liegt nicht viel. Alle diese Stoffe haben ihre Vorteile, alle ihre Nachteile. Zum Spielen oder Turnen müßte diese Kleidung getragen werden; ob stets, darüber wollen wir ruhig die Kinder selbst entscheiden lassen, und ich bin nicht im Zweifel, was sie wählen werden.

Zum Schluß möchte ich auf das hinweisen, was wir durch eine derartige Änderung in der körperlichen Erziehung für unsere Mädchen erreichen können. Sie werden nicht mehr von den sogenannten Schulkrankheiten, Kopfschmerz, Schwindel und Erbrechen gegen Schluß des Unterrichts gequält werden, sie werden ihre häuslichen Arbeiten, weil körperlich frischer, leichter erledigen können, sie werden bei dem kritischen Übergang ins jungfräuliche Alter sich ihre jugendliche Elastizität erhalten und die schönste und sorgloseste Zeit ihres Lebens voll genießen können. Und sehen wir einmal etwas weiter: ein frisches und körperlich kräftiges Weib kann seine Bestimmung, Mutter zu werden, ganz anders erfüllen als so ein schwaches, hinfälliges Ding. Geburtsstörungen, der Grund zu unzähligen Frauenkrankheiten, werden viel seltener sein, selbst wird die Frau dem Kind, das sie geboren, die erste Nahrung reichen können, und eine kräftige, gesunde Nachkommenschaft wird der beste Dank für sie sein und zugleich der beste Beweis, daß sie vernünftig gelebt hat.

Die Stellung der Frau beim Theater.

Ein Appell an die deutschen Frauenvereine.

Von

H. Hardenberg.

Nachdruck verboten. (Fortsetzung von Seite 178 und Schluß.)

Zu den im vorigen Artikel erwähnten regelmäßigen Ausgaben der Bühnenkünstlerin kommen nun noch empfindliche Geldstrafen, denn abermals nach § so und so viel heißt es: „Jedes Mitglied ist verpflichtet, sich die von der Bühnenleitung verhängten Ordnungsstrafen von seiner Gage abziehen zu lassen.“ Ein derartiger Passus muß selbstverständlich bestehen, denn es sind so verschiedene Elemente bei dem Theaterpersonal, daß in irgend einer Weise Disziplin geschaffen werden muß; aber es wird von diesem Paragraphen der ausgedehnteste und oft ungerechteste Gebrauch gemacht. Die Schuld trifft nicht immer den Direktor, sondern sehr häufig seine Beamten, die Regisseure und Kapellmeister, die sich beim Direktor als pflichteifrige Beamte zeigen wollen und jede Kleinigkeit denunzieren; die oft auch Widersprüche gegen ihre Unfähigkeit mit Strafzetteln wegen Widersetzlichkeit parieren. Eine Beschwerde beim Direktor gegen solche Ungerechtigkeit hat nicht viel Zweck. Er muß vor allem seinen Beamten glauben, und die Sänger sind von diesen künstlerisch vollständig abhängig, so daß es besser ist zu schweigen. Ein Kapellmeister kann dem sichersten Sänger einen vollständigen Mißerfolg bereiten, indem er keine oder falsche Einsätze angiebt oder andere Tempi nimmt als der Sänger gewohnt ist, so daß ihm die Stimme nicht mehr gehorcht. Der Regisseur wieder trifft plötzlich andere Regieverordnungen, so daß dem Künstler schauspielerische Nüancen verloren gehen oder daß er nicht besonders zur Geltung kommt, und all die unverschuldeten Irrtümer müssen noch mit Strafgeldern bezahlt werden.

Einen Beweis für solche Ungerechtigkeiten zu liefern ist sehr schwer; die Künstler können sie in der großen Aufregung, die eine dramatische Rolle verursacht, selbst nicht genau konstatieren; und die Kollegen treten in den seltensten Fällen als Zeugen gegen den Direktor und seine Beamten auf. Es wäre das im Interesse ihrer Existenz unklug, da sie kontraktlich keine Rechte haben und bei einer Beschwerde, deren Richtigkeit nicht zehnfach bestätigt werden kann, als „renitente Mitglieder“ gekennzeichnet werden. Ihr Signalement geht dann an alle Agenten, die sich scheuen, für solche Künstler Engagements zu vermitteln, wenn sie nicht sehr berühmt oder beim Publikum sehr beliebt sind. Aber auch die können auf obengegebene Weise müde genörgelt werden, so daß das Publikum plötzlich findet, „sein Liebling läßt in den Leistungen nach.“ Dann existiert noch das „Kaltstellen“, wie man beim Theater sagt, die Künstler werden nicht mehr in ihren guten Rollen herausgestellt und kommen langsam in Vergessenheit.

Alle diese Umstände machen es erklärlich, daß so wenig über die eigentlichen Theaterverhältnisse in weitere Kreise dringt. Die Mitglieder schweigen aus Furcht und sind froh, ihre Rollen und ihre Existenz zu haben. Diese Verhältnisse veranlassen auch alle die Theaterintriguen, denn die Beamten suchen oft ihre Machtstellung in nicht gerade feiner Weise den Damen gegenüber auszunutzen; sie erklären es auch, daß sittlich höchst zweifelhafte „Künstlerinnen“ wirkliche Künstlerinnen hinausdrängen, indem sie sich auf jede Weise — sie sind in der Wahl der Mittel nicht sehr skrupulös — die Gunst ihrer Vorgesetzten zu erringen suchen und so eine künstlerisch gefährliche Rivalin „hinausdrücken.“

Bei Streitigkeiten giebt es nun allerdings ein Schiedsgericht des deutschen Bühnenvereins. Dasselbe kann aber nur durch Vermittelung des Präsidiums angerufen werden, das seinen Sitz in Berlin hat, und das erst die Schiedsrichter, die an

anderen Bühnen versirent sind, von dem Fall benachrichtigt; eine schnell zu erledigende Angelegenheit ist dort garnicht zum Austrag zu bringen.

Übrigens sollen die abgezogenen Strafgelder an die Bühnengenossenschaft für humanitäre Stiftungen abgeliefert werden. Das Organ dieser Gesellschaft, die Bühnengenossenschaftszeitung, bringt dann die Quittungen. Manche Direktoren geben auch am Schluß der Saison einen Teil der eingezogenen Strafgelder zurück; aber wie weh thut es in dem betreffenden Augenblick einer Künstlerin mit kleiner Gage, auch noch auf ungerechte Weise Geld zu verlieren.

Auf die Frage, was nun eine Opernsängerin für diese Gage leisten muß, kann man ruhig antworten: Nach Stunden ist die Arbeit nicht zu berechnen, denn eigentlich wird den ganzen Tag und einen großen Teil der Nacht gearbeitet. Morgens beginnen um neun Uhr die Proben, die bis ein oder zwei Uhr dauern; falls abends nicht eine große Vorstellung ist, sind nachmittags wieder Proben. Es müssen ununterbrochen neue Sachen gelernt werden, da z. B. das Repertoire eines Stadttheaters seines kleinen ständigen Publikums wegen große Abwechslung zu bieten hat. So muß natürlich die Nacht zum Lernen in Anspruch genommen werden. Dann ist immer an den Kostümen etwas zu ändern und zu nähen; bei der kleinen Gage kann nicht jemand zum Ordnen der Sachen gehalten werden. Wenn dann die Künstlerin mittags todmüde von der Probe nach Hause kommt, heißt es wieder den Theaterkorb ein- und auspacken. Diese Proben sind oft anstrengender als die Vorstellung; da müssen die verschiedenen Scenen und Auftritte viele Male probiert werden, bis alles ineinander greift, so daß der Vertreter einer Hauptrolle nicht einen Moment Ruhe hat. So ist fortwährende Anspannung der Kräfte nötig, die eigentlich eine gute körperliche Pflege und zeitweises Ausruhen bedingt.

Darum muß neben einer guten künstlerischen Ausbildung noch ein weiteres Kapital angelegt werden, damit die Bühnenkünstlerin sorglos und nur ihrer Kunst leben kann. Das kann sich dann allerdings in drei bis vier Jahren sehr hoch verzinsen, aber die wenigsten sind in der glücklichen Lage, auf so lange Zeit unterstützt zu werden. Die, welche eine Heimat im Hintergrunde haben, in die sie zu jeder Zeit zurückkehren können, halten den ewigen Kampf nicht aus. Die wirklich hohe Begeisterung für ihre Kunst, die über alles hinweg trägt, hat doch nur ein kleiner Teil der Künstlerinnen; sie sind in der Regel nicht mit Glücksgütern gesegnet; sie haben aber durch das Einleben in ihre Rollen und die Erfolge die glücklichsten Stunden, die sie jahrelange Entbehrungen vergessen lassen. Würden solche Künstlerinnen wirklich die ersten drei bis vier Jahre unterstützt oder besser bezahlt, so brauchte man nicht mehr über den Verfall der Kunst zu klagen, denn manches gut ausgebildete Talent geht nur durch die täglichen Sorgen unter. Es ist fast unmöglich unter den angegebenen Verhältnissen ohne Schulden auszukommen. Schließlich wachsen ihr diese über den Kopf, die Gläubiger drängen, auf die Gage wird Beschlag gelegt, so daß ihr nur die gerichtlich bewilligten 125 Mark bleiben; damit soll sie nun, um nicht das Engagement zu verlieren, Schritt mit Künstlerinnen halten, die hochelegante Toiletten haben. Manche vielversprechende Sängerin hat vor der Zeit durch Überanstrengung bei schlechter Ernährung und steter Sorge ihre Stimme verloren, und ist dann schließlich froh, als Souffleuse ein elendes Leben fristen zu können. Wie manche Sängerin muß im Sommer in Bierlokalen bei umherziehenden Gesellschaften singen, nur um existieren zu können; natürlich geht auch dadurch die Stimme verloren. Wie mancher endlich blieb als letzter Ausweg nur die Schande.

Man halte diese Schilderungen nicht für zu kraß; diese Zustände sind das folgerichtige Ergebnis der Fassung der heutigen Theaterkontrakte. In Krankheitsfällen hat das Mitglied ärztlichen Beistand, aber sonst nicht die geringste Unterstützung seitens der Direktion, sondern an jedem dritten Tage wird ein Spielgeld abgezogen. Der betreffende Paragraph lautet:

„I. Bei Dienstunfähigkeit des Mitgliedes durch Erkrankung, welche nicht länger als 14 Tage ununterbrochen andauert, hat dasselbe Anspruch auf unverkürzte Auszahlung seiner Gage, aber nicht auf den verhältnismäßigen Teil des garantierten Spielgeldes.

II Bei Dienstunfähigkeit des Mitgliedes, welche durch Krankheit von längerer ununterbrochener Dauer als 14 Tage hervorgerufen wird, steht der Bühnenleitung das Recht zu, vom Beginn der dritten Woche ab für die weitere Dauer der Krankheit die Gage auf die Hälfte herabzusetzen. Nach Ablauf der dritten Woche der Krankheit hat die Bühnenleitung das Recht, den Vertrag zu kündigen und acht Tage darauf zu lösen."

Das Publikum glaubt immer, daß die Opernsängerinnen Nebenverdienste durch Konzerte und Gastspiele haben; aber in den ersten Jahren ist nicht daran zu denken. Unbekannte Anfängerinnen werden nicht für gut bezahlte Konzerte und Gastspiele engagiert, dazu nimmt man nur „bekannte Größen". Außerdem ist aber bei den Stadttheatern an keinen Urlaub zu denken, da immer nur eine Vertreterin eines Faches da ist, die bei dem stets wechselnden Repertoire natürlich nicht entbehrt werden kann. Höchstens wird ein solcher Urlaub zu einem Gastspiel auf Engagement an anderen Theatern gegeben. Im Durchschnitt wird ein solches Gastspiel mit 75 Mark pro Abend honoriert. Ein derartiges Gastspiel bringt möglicherweise ein Engagement für das nächste Jahr, aber keinen pekuniären Vorteil, sondern nur Ausgaben; denn abermals heißt es im Kontrakt: „Sollte auf Ersuchen des Mitgliedes demselben ein nicht vertragsmäßiger Urlaub bewilligt werden, so verzichtet dasselbe für die Dauer auf Gage und Spielgeld." (Vertragsmäßigen Urlaub haben nur die ersten Künstlerinnen an großen Stadt- und Hoftheatern zu Konzerten und Gastspielen.)

Hat also ein Mitglied mit der angenommenen Durchschnittsgage von 150 Mark fünf Tage Urlaub, so werden ihm für den Tag 5 Mark und die ganze Zeit 25 Mark seitens der Direktion abgezogen, bei höherer Gage natürlich mehr. Ferner bekommt der Agent 10 Prozent für den Gastspielabend, für 2 Abende à 75 Mark: 15 Mark, so daß von den 150 Mark von vornherein 40 Mark offizielle Unkosten abzuziehen sind. Mehr als zwei Gastspiele können in fünf Tagen der Reise und der Proben wegen nicht absolviert werden. Berechnet man nun die Reisekosten, den teuren Aufenthalt im Hotel, die üblichen Trinkgelder an Souffleur ꝛc., die Anschaffungen für die Reise, auch für neue Kostüme, so ist das Resultat wieder: „Unkosten!"

Ebenso schaut bei einem Benefiz nicht viel heraus. Denn in der Regel bekommt schon die Benefiziantin einen nicht besonders guten Theaterabend, bei dem für gewöhnlich knapp die Tageskosten heraus kommen. Ist die Benefiziantin sehr beliebt, so kommt ja mehr Publikum als gewöhnlich; aber von der Einnahme werden zunächst die Tageskosten abgezogen, die manchmal gleich in einer Pauschalsumme kontraktlich ausgemacht sind, und die Hälfte der Nettoeinnahmen, so daß oft nur eine kleine Summe für die Benefiziantin bleibt. Bei einem geschenkten, also nicht kontraktlichen Benefiz bekommt die Benefiziantin nur ein Drittel der Nettoeinnahme.

An eine reelle Altersversorgung für die Frauen am Theater ist auch nicht gedacht worden. Lebenslängliche Kontrakte mit Pensionsberechtigung giebt es nicht mehr; es sind nur noch vereinzelte Theater, die nach einer Reihe von Dienstjahren an ihrem Institut eine Pension zahlen, sonst wird die Pension nach einer langen Reihe von Dienstjahren nur aus Gnade des Fürstenhauses, dem das Theater gehört, bewilligt. Die Bühnengenossenschaft hat allerdings das löbliche Streben, in jeder Weise zu helfen und zu lindern, und es ist bewundernswert, was die Gesellschaft schon an humanitären Einrichtungen geschaffen hat und wie selbstlos einzelne Männer dafür arbeiten. Es scheint aber schwer gegen jahrelange verbriefte Rechte anzukämpfen, denn sonst hätte die Gesellschaft schon durchgesetzt, daß die Direktoren außer der polizeilichen Konzession und der Kautien, die sie als Sicherung für die Gage der Künstler stellen müssen und einem gewissen Fonds von Dekorationen und historischen Kostümen für die Männer, solche auch für die Frauen haben müßten.

Die Bühnengenossenschaft hat eine Pensions- und Invaliditätskasse, die natürlich für die weiblichen Mitglieder wieder nicht besonders nutzbringend ist, obgleich doch Künstlerinnen in gleicher Anzahl wie Künstler vorhanden sind und das Gleiche leisten müssen. Der erste Paragraph für die Pensionsberechtigung lautet gleich: „Die Altersgrenze beträgt zur Aufnahme bei männlichen Mitgliedern das 25. Lebensjahr, bei weiblichen das 20. Lebensjahr." Im Durchschnitt sind aber Sängerinnen, wenn sie anfangen praktisch thätig zu sein, 23—24 Jahre, wenn nicht noch älter, und aus Gesundheits-

Digitized by Google

rücksichten ist es z. B. für dramatische Sängerinnen besser, später anzufangen. Das Studium einer Sängerin beginnt normal frühestens mit dem 18. Jahre, im Durchschnitt mit dem 20. Jahre und währt 4—6 Jahre. Für diese Zeit müssen schon die Beiträge gezahlt werden. Für die meisten ist das unmöglich. Auch gleich im Anfang der Praxis kann die Opernsängerin wegen des geringen Verdienstes selten eintreten; ermöglicht sie es wirklich, so geht ihr die Pension bei einer eventuellen Heirat verloren. Die Männer, die keine Auslagen für Kostüme haben, sind eher in der Lage, in die Pensionskasse einzuzahlen; in der Regel fangen sie auch mit 25 Jahren an, praktisch thätig zu sein. Die volle Pensionsberechtigung ist überdies für die Opernsängerin auch schwer zu erreichen; sie tritt erst bei dem aktiven 60jährigen Mitgliede ein. Eine Sängerin muß aber in der Regel mit dem 45. bis 50. Jahre aufhören zu singen. Sängerinnen, die länger öffentlich wirken, sind Ausnahmen.

Nach all diesen Angaben, deren Richtigkeit man an den gedruckten Formularen der Theaterkontrakte nachprüfen kann, wird man wohl einsehen, daß etwas zur Hebung der Lage der Frau beim Theater geschehen muß. Die Schuld für die bestehenden Zustände liegt nicht nur bei den Direktionen. Vor allem hat die Überproduktion hier wie überall den Arbeitspreis herabgesetzt; es kommt hier aber noch dazu, daß „Damen", die einen Deckmantel für ihr unmoralisches Thun und Treiben brauchen, und denen meistens Geld und Protektion zur Seite stehen, zu einer bedauerlichen Machtstellung am Theater gelangt sind. Es müssen daher derartige Kontrakte zum Schutze der Direktoren entstehen, natürlich zum Schaden der Kunst. Es giebt Direktoren, die, wenn sie wirklich von der Not wissen, in liebenswürdiger Weise helfen und manches junge Talent unterstützen. Darum ist hier nicht auf die sogenannte Gewissenlosigkeit der Bühnenleiter geschimpft, es sind einfach die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, klar gelegt, um das Interesse der Frauen auch für diese ihre Schwestern anzuregen. Den Künstlerinnen, die es wirklich ernst mit ihrer Kunst meinen, die nur der Kunst leben wollen und durch das Talent dazu prädestiniert sind, denen sollte Erleichterung geschaffen werden, damit sie nicht zu Grunde gehen, bevor sie etwas erreicht haben. Das Theater kann die Kulturaufgabe, die es unzweifelhaft hat, nicht erfüllen, wenn die wahre Kunst hungern muß und die Scheinkünstlerinnen das Publikum durch Toiletten und Brillanten und gekaufte Zeitungsartikel blenden.

Darum sollten die Frauenvereine helfend eingreifen und ebenso wie für die Lehrerinnen Pensions- und Krankenkassen für die Bühnenkünstlerinnen gründen. Denn aus eigener Initiative werden die weithin verstreuten Bühnenkünstlerinnen schwerlich zu einer Organisation kommen; daher wäre zunächst der Anschluß an die Frauenvereine zu erstreben. Die Begründung eigener Heime in den Städten, in denen sie gastieren, wäre auch vorläufig ausgeschlossen; man sollte ihnen aber den Aufenthalt in Frauen- und Lehrerinnenheimen ermöglichen; sie hätten dadurch einen gewissen Schutz, und es würden ja schließlich auch nur solche Künstlerinnen dort um Aufnahme ersuchen, die als anständige Frauen leben wollen.

Ferner sollte man ein Erholungshaus zum Sommeraufenthalt für aktive Bühnenkünstlerinnen gründen, vielleicht an der See, da das für angestrengte Stimmbänder am besten ist, so daß zwischen dem 15. Mai und 1. Oktober erholungsbedürftige, unbemittelte Künstlerinnen gegen ein Entgelt von ca. 75 Mark einen vierwöchentlichen Aufenthalt dort haben und sich in gesunder Luft und bei kräftiger Kost und ohne Sorgen für den kommenden Tag für die nächste Saison erholen könnten. Zur Beschaffung der Mittel würden die Theaterdirektoren sich gern zur Veranstaltung von Aufführungen bereit finden, falls nur die richtigen Leute die Sache in die Hand nehmen. Auch die Einrichtung eines Ateliers für Theaterkostüme unter Leitung einer Kostümmalerin, der eine erfahrene Opernsängerin oder Schauspielerin zur Seite ständen, wäre sehr wünschenswert. Es könnte durch eine solche Einrichtung, die natürlich nur Deckung der Selbstkosten anstreben dürfte, vielen Erleichterung geschaffen und der Anfängerin die Anschaffung der nötigen Kostüme ermöglicht, auch für solche Künstlerinnen, die einen mehrjährigen, unreduzierbaren Kontrakt haben, Kostüme auf Ratenzahlungen geliefert werden. Vielleicht ließe sich auch eine Vorschußkasse gründen für solche, die

plötzlich zu Konzerten und Gastspielen berufen werden, die nicht das Reisegeld haben und sich womöglich noch Kostüme dazu schaffen müssen. Die Honorare werden postnumerando bezahlt, ebenso wie die Gagen, so daß die Mitglieder, wenn sie nach einem verdienstlosen Sommer in das Engagement kommen, gleich Vorschuß erheben oder Schulden machen müssen.

Diese kurzen Angaben sollen nur Anregungen sein. Außer dem materiellen erwächst durch den Anschluß an edle, gebildete, für das Gemeinwohl arbeitende Frauen, die nicht immer mit Kabalen und Intriguen zu kämpfen haben, den Bühnenkünstlerinnen ein idealer Gewinn. Den so vielfach moralisch Gefährdeten würde überdies ein Halt geboten; ihr Weg geht oft hart am Abgrunde vorbei und die Unduldsamkeit ihrer Mitschwestern führt sie ihm um so sicherer zu. Würden die Frauen anderer Stände, die den Hunger nicht kennen und sich jetzt noch in engherzigem Vorurteil von der Bühnenkünstlerin abschließen, ihr die Hand reichen, so würde manche Existenz, die jetzt scheitert, gerettet werden. Darum sei den Frauenvereinen die Sache der Schwestern am Theater nochmals ans Herz gelegt.

Käthe Freiligrath-Kroeker.

Von

Bertha Traumann-Koner.

Nachdruck verboten.

Mitteilsam, lebhaft und warmherzig, eine ideale Kraftnatur, so steht sie vor mir — Ferdinand Freiligraths älteste Tochter, der eines seiner schönsten Gedichte geweiht ist.

Wie sie (am 11. September 1845 zu Rapperswyl) in der Schweiz geboren, schon „in der Wiege" mit den Eltern nach England, dann wieder zum Rhein gezogen und (1852), zum anderenmal nach London übergesiedelt, dort, des geliebten Gatten wegen zurückblieb, als die Eltern, dem Rufe Deutschlands folgend, England verließen — das alles ist uns schon aus jenem Abschiedsliede „An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard" bekannt. Wohl selten ist ein Hochzeitswunsch so buchstäblich in Erfüllung gegangen, wie der in dem erwähnten Gedicht, worin die Aussicht auf der Tochter Glück die Stimmung der Wehmut in freudige Rührung verklärt:

„Schmück' ihm sein Haus mit Blüten!
Wir geben dich ihm gern —
Nur soll er dich hegen und hüten
Wie seines Auges Stern!"

Das Bild der jugendlichen Tochter hat Ferdinand Freiligrath damals in unvergänglichen Farben vor unser geistiges Auge gestellt. In dem Porträt, das diesem Aufsatz beigefügt ist, blickt nun freilich das „liebe braune Aug'" etwas ernster, als zur Zeit, da der Dichter von ihr sagt:

„Du lachendes Gemüte,
Hold jedem luft'gen Streich, —
Und doch so reich an Güte,
So treu, so warm, so weich!"

Obwohl schon in so früher Kindheit nach England verpflanzt, ist sie im Innersten ihres Herzens dem Vaterlande treu geblieben, und dies offenbart sich auch in ihrem litterarischen Schaffen, denn Käthe Freiligrath-Kroeker entfaltet ihr von beiden Eltern ererbtes Talent vornehmlich auf dem Gebiet poetischer Vermittlung zwischen der deutschen und der englischen Nation, und ihrer Liebe zu Deutschlands Dichtern

Digitized by Google

entſpringen ihre ſchönſten Erfolge und Freuden. Von dieſer Liebe inſpiriert ſang ſie unlängſt:

„Oh, Poets! you my well-loved Poets,
Who have gazed on me with your eyes immortal
From childhood upwards, first from my father's,
And now from my own study walls!
You know how I love you."

Dieſe ihrem Widmungspoëm zu „A Century of German Lyrics" entnommenen Verſe könnten zugleich als Motto für die Summe ihres auf poetiſche Überſetzung gerichteten Strebens dienen. Wie die „Dedikation" iſt auch das Buch ſelbſt beſonders charakteriſtiſch für die litterariſche Laufbahn der begabten Frau.

Die deutſchen Lyriker, denen ſie aus freiem Antrieb innerhalb eines Zeitraumes von fünfundzwanzig Jahren ihre Kunſt geweiht hat, auch nur zu nennen, fehlt mir der Raum. Ich will nur auf „The Dreadnought Hospital" hinweiſen, Freiligraths „Hoſpitalſchiff", dieſes tief ergreifende Gemälde, worin die farbenreiche Phantaſie des Dichters, in gedämpfte Glut getaucht, ihren Zauber über das melancholiſche Sujet breitet. Frau Kroeker ſelbſt erwähnt in ihrer Vorrede, daß dieſes ſchöne und höchſt charakteriſtiſche Gedicht ihres Vaters nicht wie die übrigen aus den bei Tauchnitz veröffentlichten „Freiligrath-Poëms" dem vorliegenden Bande „German Lyrics" einverleibt worden, ſondern hier zuerſt in der engliſchen Wiedergabe erſchienen iſt. Die Übertragung iſt vielleicht die glänzendſte in der übrigens faſt durchweg gleichwertigen Sammlung. Dieſelbe repräſentiert im ganzen ſiebenundzwanzig Dichter in chronologiſcher Folge von Goethe, dem die erſten zehn Seiten gehören, bis zu Heinrich Vierordt. Überall — wo man das Buch aufſchlagen möge, findet man Formvollendung und Urſprünglichkeit im Verein mit Treue der Wiedergabe — Vorzüge, die bei einer ſo reichhaltigen Sammlung von Überſetzungen aus einer Feder höchſte Anerkennung verdienen. Da iſt nichts genommen, nichts hinzugethan, keine Strophe erkünſtelt, und keine erinnert an die Schwierigkeiten der gebundenen Sprache. Auch die plattdeutſche Muſe iſt durch mehrere Erzeugniſſe des niederdeutſchen Dichters Klaus Groth vertreten, und den ergreifenden ſchlichten Ton dieſer Poeſien — ihr eigenartig tiefes Pathos — wiederzugeben, iſt der Interpretin vortrefflich gelungen.

Als Käthe Freiligrath an ihres Vaters Hand die deutſche Litteratur kennen lernte, regte ſich ſchon in ihrem jungen Herzen der Wunſch, ihre Lieblingsdichter in das Engliſche zu übertragen. Auch fing ſie damals bereits an, ſich alle Überſetzungen von Gedichten ihres Vaters, ſo viel ſie deren in England finden konnte, für eine Geſamtausgabe zu verſchaffen. Doch erſt in dem Sommer vor ihrer Heirat (1867) begannen ihre eigentlichen Vorarbeiten für die im Jahre 1869 vollendete bei Tauchnitz erſchienene Ausgabe der „Poems; from the German of Ferdinand Freiligrath. Edited by his Daugther." Und „Freiligraths Tochter" iſt durch die von ihr ſelbſt herrührenden Beiträge zu dieſer Sammlung muſtergiltiger Leiſtungen ſeiner beſten Interpreten mit einem Schlage als Überſetzerin berühmt geworden. Im Jahre 1871 iſt das Buch in zweiter, durch die Kriegsgedichte vermehrter Auflage erſchienen. Es würde zu weit führen, den Wert des ganzen Buches würdigen zu wollen oder auch nur auf Frau Freiligrath-Kroekers eigene Überſetzungen — nunmehr einundzwanzig an der Zahl — beſonders aufmerkſam zu machen. Sie ſind durchweg, als Ergebnis der innigſten Gleichſtimmung mit dem Dichter, von dem ganzen Schwung und Feuer der Originaldichtungen erfüllt. Beiſpielsweiſe erwähne ich nur „Die Trompete von Gravelotte" und „Mit Unkraut", in der Überſetzung „Wild Flowers" genannt. Wie hier die Empfindungen des liebenden Jünglings, dort die des tapferen, von Schmerz um die Gefallenen bewegten Kriegskameraden voll und ganz ausklingen, damit iſt das Beſte erreicht, was die Kunſt des Nachdichtens vermag.

Nur einige Strophen von jedem der zwei Gedichte mögen hier in Erinnerung gebracht werden, als Proben des prachtvollen Rhythmus, der den Verſen in dem fremden Idiom bewahrt geblieben iſt. Und wie verſchieden die mit gleicher Kraft erzielte Wirkung in beiden Übertragungen!

The trumpet of Gravelotte.

With breast shot through, with brow gaping wide,
They lay stark and cold in the valley,
Snatched away in their youth, in their manhood's pride —
Now, Trumpeter, sound to the rally!

And he took the trumpet, whose angry thrill
Urged us on to the glorious battle,
And he blew a blast — but all silent and still
Was the trump, save a dull hoarse rattle;

Save a voiceless wail, save a cry of woe,
That burst forth in fitful throbbing —
A bullet had pierced its metal through,
For the Dead the wounded was sobbing!
— — — — — — — — — — —

Und nun die beiden letzten Strophen von „Wild Flowers“:

't is a humble knot of flowers, I wot,
As might grace a peasant's dwelling;
Some cornflowers blue, and clover too,
Such as grow each field and dell in;
Sweet eglantine, and a spray of vine
With its tendrils green to bind them, —
Stuff of little worth — like him who went forth
To meadow and wood to find them!

Flashes fire from his eye, his cheeks flush high,
His hands he clenches trembling,
His heart doth throb, seething hot his blood,
His brow a black cloud resembling;
His flowers see! — Wretched weeds and he
Despised and forsaken are lying;
His breast doth heave, — wilt thou pass and leave
Him and them by the wayside dying?

Ihr nächstes Werk zeigt Käthe Freiligrath-Kroeker auf einem anderen Felde, dem der dramatischen Märchen-Bearbeitung. „Alice, and other Fairy Plays“, ist der Titel von acht Stücken, zur Aufführung durch Kinder in Privatkreisen bestimmt.

Schon als ganz junges Mädchen hat sie sich mit Versuchen dieser Art beschäftigt, da Theateraufführungen zu den beliebtesten Vergnügungen ihrer Jugendgenossen gehörten. „Unsere deutschen Märchen und Rübezahl mußten hierzu herhalten,“ erzählt sie selbst; „später wurde ich kühner und erfand selber Situationen, wie ich sie mir interessant dachte. Dies waren natürlich alles Jugendarbeiten von keinem Wert, außer daß sie eine gewisse Übung mit sich brachten, die später von Nutzen war, und daß wir uns sehr dabei amüsierten.“ Dieses Talent sehen wir nun (1879) zur Reife gediehen in zwei Bänden, von denen nur die Titelmärchen englischen Ursprungs sind. Dem übrigen Inhalt liegen sechs unserer schönsten deutschen Volksmärchen zu Grunde. Die von künstlerischer Gestaltungskraft zeugende freie Umwandlung aus der erzählenden Form in die dramatische mit dem stellenweise in klangvollen Versen gedichteten Dialog hat die wärmste Anerkennung gefunden. Die für diese englischen „Fairy Plays“ benutzten deutschen Märchen sind Schneewittchen, Schneeweiß und Rosenrot, Schwan lieb' an, Frau Holle, der weiße Wolf und König Drosselbart. „Hänsel und Gretel“ ist nicht darunter.

Unmittelbar nach Käthe Freiligrath-Kroekers englischen Märchenspielen entstand ihre Übersetzung der hübschen Reime zu Kate Greenaways vielbewundertem Bilderbuch „Under the window“ (Am Fenster). Welch' echt kindlicher Humor aus den liebenswürdigen Versen der deutschen Ausgabe hervorlacht, ist allbekannt, und so wende ich mich zu Frau Kroekers nächstem, größerem Unternehmen, der Einführung Clemens Brentanos in die englische Lesewelt durch eine Auswahl seiner Märchen (1885). Der mit unvergleichlicher Grazie wiedergegebene deutsche Romantiker fand in England und in Amerika so lebhaften Beifall, daß binnen Jahresfrist der Ruf nach mehr

„Fairy tales from Brentano" laut ward. Dem an diesen originellen Märchen hervortretenden Reiz pikanten Spottes unbeschadet der naiven Kinderlust gerecht zu werden, ist nicht nur der Übersetzerin, sondern auch dem Illustrator, F. Carruthers Gould, vollkommen gelungen. Beide erklärten sich bereit, der an sie ergangenen Aufforderung gemäß, einen zweiten Cyklus folgen zu lassen.

Zwei der in diesem Bande enthaltenen Märchen, „Kommanditchen" und das berühmteste von allen, „Gockel, Hinkel und Gackeleia," haben Übersetzungsschwierigkeiten geboten, deren glückliche Lösung nur einem Talent gelingen konnte, das, wie das ihre, mit Beharrlichkeit gepaart ist. Dies bezeugen hauptsächlich die treu wiedergegebenen, bald neckisch tändelnden, bald seltsam pathetischen Verse, die Brentano in verschwenderischer Fülle in den Text einzustreuen liebte, wie auch die possierlich witzigen Namen, für welche in der englischen Sprache das charakterische Äquivalent zu finden nicht leicht war.

Ehe noch der zweite Band Brentano erschien, veröffentlichte Frau Kroeker 1887 eine englische Gesamtausgabe der Gedichte Heinrich Heines in vorzüglichen Übertragungen; darunter viele von ihr selbst — so auch die der beiden Nordsee-Cyklen. Ohne hier auf die Schönheiten der Wiedergabe näher einzugehen, sei nur die vortreffliche Anordnung des Ganzen, wie ein von der Herausgeberin ungemein klar und geistvoll geschriebenes Lebensbild des Dichters erwähnt, das die Einleitung des Bandes bildet, dem als würdiger Epilog Matthew Arnolds weihevoller Trauergesang „Heines Grave" beigefügt ist. Letzteres Poem ist später von Frau Kroeker ins Deutsche übersetzt worden und 1889 erschienen.

Als begeisterte Verehrerin von Gottfried Keller hat Käthe Freiligrath-Kroeker auch diesen keineswegs leicht übersetzbaren Autor mit einigen seiner Seldwyla-Geschichten in England eingeführt (1891). Eine Schilderung des Erzählers, Dichters und Menschen, mit der sie das Werk eröffnet, enthält auch einige Proben seiner Lyrik.

Vor zwei Jahren erschien ferner ein Original-Lustspiel für häusliche Aufführung. „A domestic Syndicate" ist der Titel des sehr unterhaltenden, in drei kurze Akte geteilten Stückes. Ein dem Buch vorgedrucktes Motto ist Goethes zweiter Epistel entnommen:

„Wahrlich! Wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit . . ."

Die aus dieser Idee entwickelte Fabel des hübschen kleinen Lustspiels wirkt besonders humoristisch durch die komischen Situationen, die sich aus den wirtschaftlichen Vorkommnissen des ländlichen Haushalts ergeben, innerhalb dessen das Stück spielt. Und die Sachkenntnis der Verfasserin in diesen Dingen verleiht dem Schauplatz und den Gestalten den Reiz des aus dem Leben Gegriffenen. Denn Käthe Freiligrath-Kroeker weiß in der Hauswirtschaft gründlich Bescheid.

Vor mir liegt eine Photographie, die sie im Familienkreise unter einer prachtvollen Riesen-Ceder zeigt.

„Cedar Lodge" heißt die Villa in dem Londoner Vorort Forest Hill, wo sie an der Seite ihres deutschen Gatten ein schönes, thätiges Leben führt[1]) und sich während des ganzen Sommers auch des Zusammenlebens mit ihrer Mutter erfreut. Ihr hübscher großer Garten ist ihr jedoch mehr, als nur ein Erholungsplatz für sich und die Ihrigen. „Ich muß auf die Nachsicht meiner Freunde rechnen," schrieb sie mir vor Jahren; „den Sommer über komme ich nicht mehr zum Schreiben. Ich arbeite viel im Garten, habe außerdem eine große Hühnerzucht und beschäftige mich mit Bienen!"

Und das alles finden wir in dem genannten, wie ein freundliches Genrebild anmutenden Lustspiel wieder.

Soeben erscheint noch eine, trotz, oder vielmehr wegen ihres geringen Umfanges recht schwierige Arbeit: „A child's history of Germany" (T. Fisher Unwin, London).

---

[1]) „Führte" müssen wir leider sagen, denn soeben trifft, nach Drucklegung dieses Artikels, die Trauerkunde vom Hinscheiden jenes geliebten Lebensgefährten aus Ospedaletti (Italien) ein, wohin er sich, auf Heilung hoffend, in Begleitung seiner Gattin vor einigen Monaten begeben hatte.

als Beitrag zu einer Serie, die durch „A child's history of Scotland“ von Mrs. Oliphant eröffnet wurde.

„Es gilt nur,“ ſchrieb mir ſ. Z. die Verfaſſerin, „in großen Umriſſen die Geſchichte Deutſchlands zu erzählen, ohne allzuviel Umſchweife und Daten, die dem Gedächtnis eines Kindes doch nur läſtig ſind. Dennoch ſoll das Buch zum Schulunterricht dienen.

Käthe Freiligrath-Krocker.

Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, die Entwicklung unſeres Vaterlandes von der Römerzeit bis zum deutſchen Reich klar und einfach zu entrollen. Wenn ich dann noch meine jungen Leſer werde intereſſieren können, ſo verlange ich nicht mehr!“

Wir fügen heute nur hinzu, daß es ihr vorzüglich gelungen iſt. Eine Beſprechung behalten wir uns vor.

Mama kommt.

Humoreske

von

Victor Blüthgen.

Nachdruck verboten.

„Morgen, Schatz," sagt er und legt ein Packet Schülerschreibhefte auf den Tisch. „Vor allen Dingen . . ."

Sie sitzt am Nähtische beim Fenster und stickt an einer Decke, altdeutsch auf Kaffeesack, im bequemen, zierlichen, bordeauxfarbenen Morgenschlafrock, und sie richtet lächelnd den Kopf hoch, auf dem noch das Morgenhäubchen mit roten Bändern sitzt, läßt die Stickerei in den Schoß fallen und wartet, bis er ihr Köpfchen zwischen beide Hände nimmt und sie herzhaft auf den Mund küßt.

„Weißt du was Neues, Ernst?"

„Nein; aber du vielleicht?"

„Ja. Rate einmal."

„Ich bin doch keine Geheimrat."

„Au! — Ich will dir auf die Sprünge helfen: Ein Telegramm."

„Potz Tausend — etwas Schlimmes kann's nicht sein, dazu siehst du mir zu vergnügt aus. In Nordhausen was Kleines angekommen etwa?"

„Nein — Besuch!"

„Besuch? Zu uns?"

„Ja, zu uns. Ich habe die Fremdenstube schon in Ordnung. Da hast du's!"

Sie reicht ihm das Telegramm, und er liest:

Oberlehrer Walter, Eberswalde.

Zwölf Uhr Bahnhof abholen. Gruß.
Eure Mutter.

„Ist das nicht reizend? Ich habe mich schon gefreut wie ein Schneefieber. Gerade daß Mutter die erste ist, die bei uns zu Gast kommt!"

„Das ist ja eine Überraschung," sagt er, legt das Papier hin und reibt sich die Hände. „Ich dachte mir schon, daß sie sich einmal aufmachen würde, so ungern sie auch reist. In den letzten Briefen wurde die Sehnsucht nach mir immer größer, wenn du dich erinnerst."

Der junge Ehemann lacht laut auf. „Na, mehr kann man doch nicht verlangen, als daß sie es für eine Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Natur hält, daß ein wildfremder Mann kommt und ihr mir nichts dir nichts ihre Tochter wegnimmt! Darin ist deine gute Mama mehr als drollig."

„Sei nicht ungerecht, Ernst," sagt die junge Frau mitleidigen Tons. „Ich bin ihre Einzige, bin ihr achtzehn Jahre beinahe nicht von der Schürze gekommen, das Pensionsjahr abgerechnet . . ."

„Ich halte es immer für ein Wunder, daß sie dich so lange von sich gelassen hat."

„Sie hat auch genug gejammert damals. Wir sind ja einig darüber, daß es eine Schwäche von ihr ist, meine Heirat als einen schweren Schicksalsschlag für sie anzusehen. Aber du mußt dich auch ein bißchen in ihre Lage versetzen: Papa so wenig zu Hause . . ."

„Meinethalb mag sie klagen wie sie will — dich bekommt sie damit doch nicht wieder — du bist mein . . ."

Das klingt wie Jubel und Triumph, und er faßt die junge Frau um den Leib und hebt sie aus dem Stuhl, daß die Stickerei unter den Tisch gleitet, preßt sie ans Herz, sieht ihr stolz wie ein Sieger dicht Aug in Auge und küßt sie wieder stürmisch.

„Du bist schrecklich," schmollt sie. „Morgen habe ich wieder blaue Flecke."

Er läßt sie lachend los. „Sei froh, daß ich dich nicht auffesse. Aber kehren wir zur

Vernunft zurück! Sag' mal: haſt du denn etwas Ordentliches zu Mittag? Du weißt, daß ſie arg verwöhnt mit dem Eſſen iſt."

„Hammelfleiſch mit Teltower Rübchen," ſagt ſie etwas gedrückt.

„Das iſt ja ein großartiges Eſſen," ruft er.

„Ja, weil's dein Leibeſſen iſt. Zu Hauſe haben wir's eigentlich nie gegeſſen."

„Das muß ſie kennen lernen!" ſagt er enthuſiaſtiſch. „Paß mal auf, wie ſie Geſchmack dran findet."

„Ja — ändern kann ich's nicht mehr."

Er ſieht plötzlich nach der Uhr. „Da haben wir aber nicht viel Zeit mehr, Schatz. Kommſt du denn mit?"

„Freilich. Iſt's ſchon ſo ſpät?"

„Beinah halb, Kind; du haſt höchſtens zehn Minuten noch für dich . . ."

* * *

Sie ſind erſt ein Vierteljahr verheiratet und lieben einander, wie nur irgend ein junges Paar dies imſtande iſt. Er Oberlehrer am Gymnaſium, ſie die einzige Tochter eines Geheimen expedierenden Sekretärs in einem deutſchen Duodezſtaate, die er in Berlin bei einer befreundeten Familie kennen gelernt hat. Kämpfe genug hat's gekoſtet, ehe Mama die Einwilligung gegeben. Erſtlich war ſie der Anſicht, daß dieſe Perle von Tochter zu etwas Beſſerem geboren ſei, als um einen ſimplen Gymnaſiallehrer zu heiraten, zweitens war es ihr ſchrecklich, ſie aus ihrer Nähe fortzulaſſen.

Dieſer Oberlehrer war nicht einmal Doktor! Das war doch eigentlich das wenigſte, was ſie verlangen konnte. Als ſie ihm bei einem Beſuche nahe gelegt, mindeſtens doch dieſe Auszeichnung noch zu erringen, hatte er ſogar gelacht: er wolle nicht, daß man ihn aus Verſehen nachts aus dem Bette klingle. Außer für Ärzte hätte dieſer Titel höchſtens für Barbiere und Schriftſteller Sinn, und die belämen ihn vom Publikum ſo wie ſo.

Sie hatte das „frivol" gefunden und war empört geweſen.

Aber Fräulein Lottchen hatte am Ende ihren Willen mit Hilfe von Papa und ein paar Scenen durchgeſetzt, in denen ſie Mama überzeugte, daß dieſe andernfalls ihr Kind gänzlich von ihrem Herzen verlieren würde. Und da Mama im Grunde eine gutartige Frau war, die ihr Kind wirklich ungemein liebte, ſo war noch alles gut geworden, und ſie hatte ſogar dem Schwiegerſohn bei der Hochzeit verſichert, daß er ihr Herz gewonnen habe.

Es war klares, windiges Wetter, als das Paar ſich zu Fuß auf dem gräßlichen, endloſen Weg vom Innern des Städtchens bis zum Bahnhofe befand, und ſie ſchritten ſo eilfertig aus, als es möglich war, ohne befürchten zu müſſen, daß ihnen ein Straßenjunge: ‚Wo brennt's denn?' zurief. Denn die Wahrheit zu ſagen: die junge Frau hatte zu ihrer Toilette faſt zehn Minuten mehr gebraucht, als der Gatte ihr zugeſtanden.

„Ach Gott, wir kommen zu ſpät — Mama wird uns das ſehr übel nehmen . . ."

„Laß ſie," ſagt er. „Ich will gern den Sündenbock machen . . ."

„Auf keinen Fall — erſtlich bin ich wirklich ſchuld, zweitens verzeiht ſie mir eher als dir."

„Nun vielleicht ſchaffen wir's noch."

Sie ſchafften's aber nicht, denn ſie hörten den Zug heranſchnaufen, als ſie noch einige Minuten vom Bahnhofe entfernt waren, und bald darauf fuhren bereits die erſten Droſchken an ihnen vorüber. Eben wollten ſie auf den freien Platz beim Bahnhofe einbiegen, da rollte eine Droſchke auf ſie zu, in der ſaß Mama.

„Da iſt ſie!" — die junge Frau winkte mit erheuchelter Argloſigkeit hoch erfreut: „Mama! Mama!"

Auf der Droſchke vorn befand ſich ein gewaltiger brauner Koffer, neben dem ſich der Kutſcher möglichſt papierdünn machte, im Fond mit etwas Handgepäck eine kleine würdevolle Frau, die ſehr verdrießlich vor ſich hin ſah, bis ſie das Winken der Tochter bemerkte, worauf ſie mit der Spitze ihres Sonnenſchirms dem Kutſcher im Rücken ſtocherte und ſich abwechſelnd hob und wieder ſetzte, bis der Wagen hielt.

„Verzeihung, Mama!" flehte die Tochter zerknirſcht. „Ich bin ſchuld, daß wir ſo ſpät kommen, habe nicht zu rechter Zeit angefangen, Toilette zu machen . . ."

„Sei uns herzlich willkommen, Mama; du bereiteſt uns eine große Freude," ſagte der Schwiegerſohn und hielt ihr die Hand hin . . .

„Wird denn noch Platz für uns im Wagen sein? Ach ja, wir nehmen die Sachen auf den Schoß, wenn's nötig ist. Nein, welche Überraschung" — dabei öffnete Frau Lottchen den Wagenschlag und stieg ein — „ich war vor Freude ganz außer mir, als ich vorhin das Telegramm erhielt . . . komm doch, Ernst . . . hier, nimm das; so geht's ganz gut. Fahren Sie zu, Kutscher. Meine gute Mama" — die Schlange faßte ihre beiden Hände und sah ihr so liebevoll in die Augen — „wie geht's denn Papa? Ist er wohl? Du siehst ja ausgezeichnet aus . . ."

Die würdige Dame hatte mehrmals Anlauf genommen, jetzt endlich kam sie zu Worte.

„Nun, das muß ich wirklich sagen, Kinder: ihr seid nett! Laßt eure alte Mutter auf dem wildfremden Bahnhofe so allein nach einer Droschke suchen. Gott sei Dank, daß ich mir wenigstens eure Adresse gemerkt hatte; ich dachte schon, das Telegramm hätte sich verspätet."

„Sei gut, Mamachen, ich vergesse immer wieder, wie weit dieser dumme Bahnhof von unserer Wohnung entfernt ist."

„Warst du denn nicht zuhause, Ernst?"

„Ich kam erst nach elf aus der Schule. Also: wie geht's euch denn?" half er ablenken.

Mamas kleines, fettes Gesichtchen unter dem Modehut mit Taubenflügeln und Schleier begann milder zu blicken. „Ich danke dir, lieber Ernst. Papa ist wohl, nur im März und April hat ihn sein altes Rheuma wieder arg geplagt. Und ich — nun ich lebe ja. Ich vermisse freilich mein Lottchen je länger, je mehr. Aber das ist nun für mich vorbei . . . Papa läßt natürlich schön grüßen. Ich hatte zu große Sehnsucht nach dir, mein Kind. Denke dir, ich träumte vorgestern Nacht, ich sah dich mit einem großen Schiffe auf dem Meere untergehen — so hieltest du die Hände und riefst nach mir" — hier hob sie die kurzen, rundlichen Arme in die Luft — „ich war ja am Morgen wie in Thränen gebadet. Nichts in der Welt hätte mich zurückhalten können, mich zu überzeugen, daß du dich wohlbefindest."

„Wie ein Fisch im Wasser."

„Nun, wir reden noch darüber. Das sagen junge Frauen immer, wenn man sie fragt. Aber dies Pflaster ist gräßlich, man hört sein eigen Wort nicht . . . und welch ein schmutziges Nest ist dies . . ."

„Nur hier, Mamachen. Wir haben ganz reizende Partien nach dem Walde zu."

Der Wagen rasselte furchtbar.

„Wohnt ihr dort?" schrie die alte Dame.

„Dort ist's für einen armen Gymnasiallehrer zu teuer!" schrie der Schwiegersohn.

„Nein, nein, Mamachen, glaub' ihm nicht, wir wollten bloß näher dem Gymnasium wohnen," rief die Tochter, sich zum Ohr der Mutter beugend.

Jetzt schwiegen alle drei. Die Mama nickte bloß ein bißchen tiefsinnig vor sich hin, dann saßen alle drei steif wie Bildsäulen, bis der Wagen hielt.

„Also hier," sagte Mama und musterte das etwas altmodische zweistöckige Haus, während der Kutscher hinuntersprang, um den Koffer zu befördern, nachdem der Schwiegersohn bereits den Schlag geöffnet. „Das scheint eine recht alte Stadt zu sein."

„Ja, sie hat ihre Jahre," meinte der Oberlehrer trocken — „darf ich bitten, Mamachen — so; und . . . ah, da ist ja Sophie. Hier, schaffen Sie erst mal die Sachen hinauf, nachher kommen Sie und helfen den Koffer tragen."

Sophie ist das Dienstmädchen.

„Hast du denn noch die gute Meinung von deinem Mädchen?" fragte Mama hinter diesem her.

„O ja, Mamachen. Sie kocht ganz gut; seine Fehler hat ja jeder."

„O ja? — nun, das ist schon nicht das Richtige, wenn man so spricht. Wir werden ja sehen. Es ist ganz gut, wenn eine erfahrene Mutter einmal solch einen jungen Haushalt einer Musterung unterwirft. Mit ein paar praktischen Griffen ist da manchem abgeholfen. Ich kann mir noch garnicht vorstellen, wie du dich in einem eigenen Hause machst."

Sie waren oben, der Schwiegersohn winkte einladend nach der geöffneten Zimmerthür und ging darauf mit dem Mädchen nach dem Koffer. „Frau Oberlehrer, es wird doch nicht anbrennen?" rief Sophie von der Treppe.

„Entschuldige, Mama — oder willst du gleich die Küche in Betrieb sehen? Wir müssen nämlich sofort essen, Ernst muß um ein Uhr wieder zur Schule."

„So?“ ſagte Mama etwas kühl. „Du führſt, wie mir ſcheint, ein etwas preſſiertes Leben, liebes Kind. Ich dachte eigentlich, heute, wo ich ankomme, hätte er ſich wohl frei machen können.“

„Das geht ſchwer, Mamachen; außerdem war keine Zeit mehr, das zu ermöglichen. Nachher um vier haben wir ihn für den Reſt des Tages. Iſt die Küche nicht nett?“

„Sehr nett — ſehr nett . . . ein bißchen ſauberer könnte deine Sophie noch ſein. Du darfſt da nichts durchlaſſen, blitzen muß alles — du wirſt dich erinnern, wie ich zu Haus darauf halte. Nun, ich bin jetzt hier und werde gelegentlich mit dem Mädchen reden. Das riecht ja ſo eigen — was kochſt du denn heute — ah, ſind das Teltower Rübchen?“

„Jawohl, Hammelfleiſch mit Teltower Rübchen,“ ſagte die tiefe Stimme des Schwiegerſohnes vergnügt, der eben mit dem Koffer ankam. „Mein Leibgericht, Mamachen.“ Er polterte vorüber.

„Da habe ich's ja gut getroffen,“ meinte Mama ſauerſüß mit etwas verlängertem Geſicht. „Kinder, ihr lebt wohl recht einfach hier?“

„O nein, Mamachen . . .“

„Darf ich bitten, Mama?“ Der Oberlehrer ſtand händereibend in der Thür. „Jetzt ſollſt du unſer kleines Paradies ſehen. Sophie, Sie decken gleich, aber geben Sie Dampf! Ich muß fort.“

Die Wohnung ſah noch etwas kahl aus, wie junge Wohnungen ausſehen; aber die Einrichtungsmöbel präſentierten ſich ganz ſtattlich. „Hm,“ nickte Mama, und in jeder Stube: „Hm! — Ich hätte vielleicht einiges anders geſtellt. Wir werden einmal probieren und dann vergleichen. Warum habt ihr bloß ſo niedrige Stuben genommen? In etwas höheren kommt doch alles weit beſſer zur Geltung.“

„Ganz recht, Mamachen,“ nickte der Schwiegerſohn. „Vielleicht ziehen wir ſpäter einmal um. Wenn ich wieder Zulage bekomme — in einigen Jahren — können wir ſie ja auf die Wohnung verwenden. Aber ich verſichere dich: man gewöhnt ſich an alles. Wir befinden uns hier ganz ausgezeichnet wohl.“

„Nun, ich zweifle nicht daran. Mein Lottchen ſieht ja recht munter und blühend aus, ſoweit dies von einer jungen Frau zu verlangen iſt.“

„Frau Oberlehrer, die Suppe ſteht auf dem Tiſche,“ ruft Sophie durch die Thür.

Mama zeigt ein etwas kühles Geſicht.

„Mich entſchuldigt, liebe Kinder, ich möchte vielleicht erſt meinen Hut abſetzen und mir die Hände waſchen.“

„Aber bitte, Mamachen — Ernſt, fang' immer an — hier iſt dein Zimmer, gleich am Korridorende.“

Der Oberlehrer blickt den Damen nach, kraut ſich ein wenig hinter den Ohren und geht dann in die Wohnſtube, wo gedeckt iſt. Sophie will eben hinausgehen.

„Sophie,“ ſagt der Oberlehrer, „meine Schwiegermutter titulieren Sie Frau Geheimſekretär, hören Sie? Sprechen Sie ſich das Wort in der Küche zehnmal vor, damit Sie's behalten.“

„Schön, Herr Oberlehrer.“

„Und bringen Sie nur gleich das übrige, ich habe keine Zeit zu verlieren. Herrgott . . .“

Er ſah nach der Uhr und fing mit Teufelsgewalt an, die Suppe zu vertilgen. Gleich darauf kamen die Damen, zuſammen mit Sophie, dem Hammelfleiſch und den Teltowern. „Entſchuldigung, Mama!“ Der Oberlehrer ging mit Sophie zum Buffet, ſchnitt und löffelte ſich einen Teller voll zuſammen und aß in Fieberhaſt, wiſchte ſich dann den Mund, fuhr auf: „Adieu, Mama; adieu, Schatz“ — die Gattin bekam einen Kuß, und fort ſauſte er in ſeine Arbeitsſtube und mit Gepolter weiter, die Treppe hinab.

„Gott ſei Dank,“ ſagte Mama. „Mir iſt ganz übel geworden. Welch eine entſetzliche Art zu eſſen iſt das! Wenn du das aushältſt, Lottchen, und dich obendrein ſo während des Eſſens küſſen laſſen kannſt, ſo biſt du eine ganz andere geworden. Freilich iſt das ſchließlich deine Sache.“

„Bewahre, Mamachen; das iſt ja nicht immer ſo. Wir eſſen ſonſt etwas zeitiger.“

„Das will ich hoffen, mein Kind. Du nimmſt mir's nicht übel, wenn ich heut' wenig genieße. Dieſer Rübengeruch iſt mir entſetzlich, er hat ſo etwas Plebejiſches an ſich, wie Viehfutter. Ihr wollt mir's ſicher hier angenehm machen, ſo biſt du wohl einverſtanden, wenn

Digitized by Google

wir den Küchenzettel gemeinsam feststellen, so lange ich hier bin."

„Mit Freuden!"

„Nun, ich denke, wir werden schöne Tage zusammen verleben, mein geliebtes Töchterchen, ganz wie in alter Zeit. Wenn du wüßtest, wie grausam ich unter der Entfernung leide . . ."

„Ja, das hilft doch nun nicht, Mamachen — aber was machen wir nur — du kannst doch noch nicht satt sein . . . Sophie! . . . wir haben ja kein Obst in dieser Jahreszeit . . ."

„Laß gut sein, ich habe unterwegs etwas gegessen."

„Frau Oberlehrer!"

„Räumen Sie ab!"

Sophie, ein älteres, auf ihre Kochkunst einigermaßen stolzes Mädchen, zieht ein langes Gesicht. „Die Frau Geheimsekretär hat ja gar nichts gegessen."

„Mein liebes Kind," sagt Mama scharf, „das kann Ihnen wohl gleichgiltig sein. Außerdem bin ich gewohnt, daß man mich ‚gnädige Frau' nennt."

„So? Der Herr Oberlehrer sagte, ich sollte ‚Frau Geheimsekretär' sagen," protestiert Sophie.

Sie hatte gewissenhaft zehnmal das schwierige Wort in der Küche vor sich hergesagt, und nun sollte dies umsonst geschehen sein!

„Ich denke, da bin ich wohl maßgebend. Sie können sich das übrigens auch meiner Tochter gegenüber angewöhnen, es spricht sich besser als Frau Oberlehrer."

Sophie räumte verdrossen schweigend ab; die junge Frau war verlegen.

„Aber Mama," — Sophie war draußen — „ich weiß nicht, ob das Ernst recht ist; er mag die Bezeichnung nicht."

„Liebes Lottchen, wenn ich schon meine Tochter entbehre und einem fremden Menschen gebe, so wünsche ich wenigstens, daß sie gebührend honoriert wird. Du scheinst überhaupt deinem Manne ganz zu Willen zu leben. Da müßte er sich erst doch noch in mancher Beziehung ändern."

„Offen gesagt, Mamachen — ich habe da noch keinen Wunsch gehabt. Er gefällt mir so, wie er ist."

„Genau das, was ich gefürchtet. Ihr jungen Frauen seid in eurer Verliebtheit die thörichtsten Geschöpfe. Zuerst richten sich ja die Männer noch leidlich auf euch ein, das macht nachsichtig. Allmählich gehen sie ihre eigenen Wege, und ihr habt keinen Einfluß. Aber ich möchte jetzt etwas ruhen, mein Kind, du kennst ja meine Schwäche."

* * *

Der Oberlehrer Walter kam heute schon nach drei Uhr aus der Schule zurück. Mama schlief noch.

„Na," sagte er, als die junge Frau den üblichen Kuß bekommen, „hat sich denn Mama getröstet? Es paßte ihr ja verschiedenes nicht."

Frau Lottchen lachte. Sie saß im Schaukelstuhl und hatte gelesen. „Sehr festlich war ihr Empfang wirklich nicht, und du weißt ja, sie ist furchtbar für Rücksichten. Ach — Ernst — mir ist eins recht unangenehm."

„Was denn?"

„Denke dir: sie hat Sophie instruiert, daß sie zu ihr und zu mir ‚gnädige Frau' sagen soll."

„Diese Albernheit," brummte er ärgerlich. „Du weißt doch, wie greulich mir das ist. Sie mag sich meinethalben nennen lassen wie sie will, aber sie soll uns nicht in unsere Hausordnung pfuschen."

„Ich habe auch Sophie gesagt: sobald Mama fort ist, hört das wieder auf."

„Na, so muß es denn ausgehalten werden. Hoffentlich hat sie nicht mehr dergleichen Reformthaten auf Lager. Sie deutete so etwas an von Möbelumstellen — darauf lassen wir uns auf keinen Fall ein, hörst du, Schatz?"

„Ich will es ihr schon ausreden."

„Mit dem Kaffee müssen wir doch wohl auf sie warten. Ich will indes ein paar Korrekturen besorgen."

Er ging arbeiten. Als er nach einiger Zeit Tassengeklirr vernahm, kehrte er in das Wohnzimmer zurück: „Ah, da bist du, Mamachen. Wohl geruht?"

„Danke, lieber Ernst. Ich war doch recht abgespannt von der Reise, schlief bald ein, obwohl der Wind hier schrecklich an den Fenstern heult und klappert."

„Zum Glück thut er das nicht immer," beruhigt er und ſetzt ſich. „Das hat nur eine beſtimmte, verhältnismäßig ſeltene Art Wind an ſich."

Ein ganz gemütlicher Kaffeetiſch. Mama „thront", die Würde iſt nun einmal unabtrennbar von ihr.

„Habt ihr denn netten Verkehr hier?"

„Faſt nur mit Kollegen," ſagt Lottchen. „Das reicht aber gerade hin. Es ſind beſonders zwei allerliebſte junge Frauen darunter, ungefähr in meinem Alter. Mit der einen, einer Frau Doktor Harsdörffer, bin ich ſehr intim geworden."

„Frau Doktor Harsdörffer? Die meiſten Lehrer ſind wohl Doktor hier?"

„Ja," ſagt der Hausherr trocken; „und manche Profeſſor."

„Hm! Siehſt du, das hätteſt du dir und Lottchen doch wirklich leiſten können, Ernſt. Sie ſind doch nun alle mehr als du. Ich hätte darauf beſtehen ſollen; es ſieht wahrhaftig ſo aus, als beſäßeſt du die Kenntniſſe nicht dazu, wenn ich auch glaube, daß dem nicht ſo iſt."

„Laſſen wir den Punkt außerm Spiel, Mama. Du weißt, wie ich über dieſen Titel denke. Der Doktor iſt ein großer Schwindel."

„Wie du das ſagen kannſt, begreife ich nicht. Dann würden ſich doch nicht ſo viele verſtändige Leute drum bemühen."

„Leider iſt die Titelſucht ſo verbreitet, und die Gewohnheit noch dazu — die bekanntlich der Menſch ſeine Amme nennt."

„Nimm mir's nicht übel, das ſind Redensarten. Ich habe unter der Hand bei unſern Lehrern fragen laſſen, die haben erklärt, deine Abneigung wäre eine Schrulle."

„Liebe Mama," ſagt er etwas nachdrücklich, „du änderſt mich nicht." Und er trinkt die halbe Taſſe leer.

„Das iſt eben mein Kummer. Aus welcher Familie ſtammt denn deine Freundin, liebes Lottchen?"

„Denke dir, ſie iſt eine Bäckertochter . . ."

„Bäck — ja giebt es denn gebildete Bäckertöchter?"

„Ja, wirklich! Sie hat die höhere Töchterſchule beſucht; ſie ſtammt aus Berlin."

„Das iſt doch ſehr merkwürdig. Da ſind die Lehrersfrauen wohl aus ſehr verſchiedenen Ständen entſprungen? Nun, ich bin neugierig; ihr werdet mir hoffentlich euren Verkehrskreis vorſtellen."

„Gewiß, ſobald du wünſcheſt, machen wir Beſuche, Mama."

„Hm! — Weißt du, Lottchen, ich möchte da doch ein wenig ausſuchen. Vielleicht arrangierſt du dieſer Tage eine Geſellſchaft. Zu weit möchte ich mich mit Beſuchen nicht ausdehnen."

Der Schwiegerſohn ſchnitt ein Geſicht, als ob er einen Schluck Eſſig im Munde hätte, darauf huſtete er.

„Die Saiſon für Geſellſchaften iſt hier ſchon vorbei. Vielleicht würde ſich ein Kaffee eignen . . ."

„Nun gut; wiewohl ich die Herren auch gern kennen lernen würde."

„Ja, Mamachen — man ißt hier, ſagt ſich geſegnete Mahlzeit, dann gehen die Herren in ein Zimmer und die Damen in ein anderes. Du würdeſt ſie da doch kaum kennen lernen. Wie wär's jetzt mit einem Spaziergange? Wir gehn nämlich gewöhnlich nach dem Kaffee."

Er ſtand auf.

„Aber doch heut nicht? Bei dem Winde? Man kann ſich ja den Tod holen!" ſagt Mama entſetzt.

„Nun — Lottchen bekommt's, wie du ſiehſt, nicht ſchlecht. Übrigens, wie ihr denkt, ihr habt wohl auch Luſt, euch noch ein bißchen unter einander auszuſprechen. Mir iſt das Gehen zu ſehr Bedürfnis — alſo ſagen wir: Auf Wiederſehen, Mama!"

Er geht gemächlich hinaus, man hört ihn pfeifen.

„Gut, laß ihn. Aber daß er dich zwingt, bei ſolchem Wetter mit ihm zu laufen, beunruhigt mich denn doch. Du kannſt das deiner Mutter nicht verdenken, die dich nicht achtzehn Jahre lang ängſtlich vor Wind und Wetter behütet hat, damit dir ein Mann rückſichtslos nachher deine Geſundheit in Frage ſtellt."

„Aber, Mama — es bekommt mir wirklich ganz gut."

„So lange wie es dauert, mein Kind. Das werde ich vermutlich beſſer verſtehen. Überhaupt — ich begreife dich nicht. Etwas mußt du deinen Mann auf alle Fälle noch er-

Digitized by Google

ziehen. Ich habe ihn beispielsweise doch nie früher im Hause pfeifen hören; das hat er als Bräutigam nicht gewagt bei uns. Auch könnte er wohl etwas rücksichtsvoller auftreten, er geht, als ob er Wasserstiefel an den Füßen hätte; und das hastige Essen würde ich ihm gleichfalls abgewöhnen. Er läßt sich ja furchtbar gehn! Mich würde das alles ganz nervös machen auf die Dauer."

„Du magst ja recht haben — aber mich hat das wirklich noch nie gestört. Es gehört so zu seinem Wesen; er hat doch so etwas Kräftiges, Männliches . . ."

„Ich danke! Wenn du ihn freilich noch verteidigst und das schön findest . . . Du bist doch aus guter Familie und mußt darauf halten, daß man das merkt. Solchen Mangel an Erziehung beim Manne muß eine gut erzogene Frau ausgleichen. Ein wahres Glück, daß ich gekommen bin. Noch ist's Zeit, manches gut zu machen, was du versehen hast. Du hast ein wenig zu jung geheiratet, liebes Lottchen. Ich werde die Sache schon in die Hand nehmen. Jetzt hilfst du mir wohl, daß ich mich mit meinen Sachen einrichte."

Die junge Frau schwieg. Was Mama alles bemerkte, auszusetzen hatte, wünschte!

Es ist wahr: nachher, als der Gatte gegen Abend wiederkehrte, fiel ihr's auf, daß er pfiff, sein war das gewiß nicht; und wie hart er auftrat, und wie seine Stiefel knarrten — sie horchte drauf, bis ihr jeder Tritt weh that. Und beim Abendessen — er schlang ordentlich, so schnell aß er, er schmatzte sogar dabei. Sonderbar, daß ihr das früher alles ganz in der Ordnung erschienen war! Jetzt auf einmal . . .

Sie mußte immer auf seinen Mund sehn, wie er große Stücke so hastig hineinbeförderte, zwischendurch redend — das leiseste Geräusch beim Kauen verstärkte sich mikrophonisch für ihr Ohr. Sie konnte gar nicht denken dabei.

„Um Gotteswillen, Ernst, iß nicht so fürchterlich schnell," sagte sie plötzlich. „Mama ist das auch schon aufgefallen. Das kann unmöglich gesund sein."

Er sah sie höchst verdutzt an; dann aß er weiter.

„Du bist komisch. Sehe ich danach aus? Ich befinde mich vortrefflich dabei. Das hat dich doch früher nicht gestört?"

„Ich muß Lottchen Recht geben," sagt Mama würdevoll. „Nun, so etwas kann man sich ja abgewöhnen; man findet das immer, daß die Männer aus ihrer Junggesellenzeit allerlei kleine Untugenden mit in die Ehe bringen, aber man braucht verständige Männer nur darauf aufmerksam zu machen, so bezwingen sie sich."

„So, so. Ich habe wohl noch eine Menge solcher Untugenden?"

Die Frauen warfen sich Blicke zu.

„Verzeih, lieber Sohn," hier sieht ihn Mama liebevoll an, „ist es dir ein sehr dringendes Bedürfnis, manchmal zu pfeifen? Man hat das eigentlich in feineren Familien selten."

„Hm. Darauf habe ich in der That nie geachtet."

„Ja, das hängt euch so von der Studentenzeit her an. Man sagt ja auch: burschikos. Ganz begreiflich — solch ein junger Mensch, der auf niemand in seiner Umgebung Rücksicht zu nehmen braucht und dem man viel zu gute hält! Aber ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie das einer zarten, fein erzogenen Frau auf die Nerven fällt."

„Wirklich, Lottchen?" Er sieht die junge Frau, die etwas verängstigt dasitzt, ironisch an, den letzten Bissen auf der Gabel.

„Ja," nickt Mama. „Sie ist ganz meiner Meinung. Nun, es braucht ja wohl bloß ausgesprochen zu werden, so ist dem abgeholfen."

„Natürlich werde ich mich bemühen!" sagt er. „Nur gewöhnt man sich nicht von heut auf morgen um."

„Das kann man gewiß nicht verlangen. Ich werde dich schon erinnern, lieber Ernst."

„Schön. Gesegnete Mahlzeit! Ihr verzeiht, ich habe heut viel zu arbeiten."

Er geht in sein Zimmer. Sie hören eine Lampe klirren. Dann wandert er mit großen Schritten auf und ab.

„Nun, er ist ja ganz verständig. Siehst du, Lottchen, man muß nur den Mut haben, sich ruhig auszusprechen."

„Das ist doch um die Wände hinauf zu gehen!" murmelte er drüben. „Sie verdirbt mir in acht Tagen meine ganze kleine Frau."

Es giebt in der Nacht noch eine kurze Erörterung zwischen den Gatten, vor dem Zubettgehen.

„Der Schimmel geht einen guten Trab. Ich meine damit deine Mutter.“ Dabei zieht der Oberlehrer die Stiefel aus und wirft ſie dann polternd aus der Thür. „Sie ſcheint ja mit bedeutenden Reformabſichten hergekommen zu ſein, und du ſcheinſt auch verſchiedenes auf dem Herzen zu haben, was du in ihren Topf wirfſt, mein Kind!“

„Biſt du mir böſe, Ernſt?“

„Noch nicht. Ich warte noch darauf, bis ihr mir bei Tiſche ein Säuberlätzchen umbindet.“

„Aber Ernſt . . .!“

„Na, ich werde ja ſehen. Reden wir jetzt nicht weiter darüber.“

Sein Gute Nacht-Kuß iſt etwas flüchtig. Das kränkt ſie und ſie ſchweigt, liegt lange und kann nicht einſchlafen. Immer horcht ſie wieder — ob er noch nicht ſchläft — ob er wirklich ſchläft . . .

Mama hat die Nachtmütze auf und ſchläft längſt wie ein Murmeltier.

* * *

Heute geht Walter erſt um neun zur Schule, halb neun iſt Kaffeetiſch. Mama erſcheint auch gleich, Sophie hat gemeldet, daß ſie ſchon zeitig munter geweſen ſein müſſe.

Mama klappt mit den Augen und ſieht wehleidig aus.

„Guten Morgen, Kinder! Ich bin wie zerſchlagen, ſeit ſechs Uhr liege ich wach.“

„O — haſt du ſchlecht geſchlafen?“ fragt bedauernd der Oberlehrer.

„Nein, ich ſchlief gut. Aber auf dem Hofe nebenan fing man gegen ſechs Uhr an Teppiche auszuklopfen. Ich bin faſt verzweifelt! Das iſt ja ganz polizeiwidrig. — Du haſt wohl die Güte, dich zu beſchweren, lieber Ernſt, um zu verhindern, daß dies zum zweiten Male geſchieht.“

Sie läßt ſich matt in den Korbſtuhl fallen, und die Tochter ſchenkt ihr mit teilnahmsvollem Kopfſchütteln ein.

„Na, laß gut ſein, Mama. Es werden ja nicht alle Tage Teppiche geklopft. Man ärgert ſeinen Nachbarn nicht gern mit der Polizei, und mit dem meinigen iſt nicht gut Kirſchen eſſen.“

„Wie du denkſt,“ ſagt ſie kühl. „Ich weiß nur, daß, wenn dergleichen drei Tage hintereinander geſchähe, meine Nerven hin wären. Du gehſt ſchon?“

„Ja, leider habe ich heut den ganzen Vormittag Schule.“

„Nun, dann können wir ungeſtört anfangen, deine Wirtſchaft etwas durchzuſehen, mein Kind. Ich finde, offen geſagt, dein Mädchen recht unſauber. Du mußt ihr mehr auf die Finger ſehen — adieu, lieber Ernſt!“

„Wieſo, Mama?“

„Ich werde dir's zeigen.“

Sie frühſtückt erſt gemächlich. Endlich ſteht ſie gewichtig auf. „Nun komm einmal mit . . . Sophie, kommen Sie gefälligſt einmal mit. So: jetzt ſehen Sie doch unter mein Bett — ſehen Sie den Staub? die Fuſſeln da? Wie wär's, wenn Sie einen feuchten Lappen nähmen und aufwiſchten!“

Sophie holt verdroſſen einen Lappen. Währenddes ſtreicht Mama mit den Fingern über einen Schrank.

„Siehſt du, Lottchen? Ganz ſchwarz. Das Mädchen wiſcht offenbar niemals Staub.“

„Das iſt nicht wahr,“ ſagt Sophie hinter ihr.

Mama dreht ſich in ihrer ganzen Rundlichkeit um und muſtert ſie ſehr erſtaunt von oben bis unten.

„Meine Liebe, man nennt das, gelinde geſagt, vorlaut. Sie wiſchen vielleicht, aber wie? das ſehe ich ganz genau. Ich muß mir eigens die Hände noch einmal Ihrethalben waſchen. Das wird wohl genügen.“

Sophie geht brummend ab.

„Das iſt ja eine recht unangenehme, dreiſte Perſon. Hoffentlich läßt du dir dergleichen nicht bieten, mein Kind.“

„Sie iſt aber ſonſt gutartig und ganz brauchbar, Mama.“

„Was hilft das? Dienſtboten muß man immer kurz halten. Wir werden uns in dieſen Tagen drüber machen und gründlich durch alle Zimmer Staub wiſchen, dann wird dir das klar werden. Du nimmſt es noch nicht genau genug. Wie ſieht denn deine Wäſche aus?“

Sie gehen in das andere Schlafzimmer, zum Wäſcheſchrank. Die junge Frau muß herausgeben und Mama prüft, ſchüttelt den Kopf.

„Mein Kind, das muß noch beſſer durchgewaſchen werden. Das viele Stärken thut's

Digitized by Google

nicht. Sieh mal hier — und hier . . . Weißt du, während ich hier bin, werden wir einmal waschen. Was ist dies?"

„Ernsts Oberhemden. Die sind noch garnicht getragen." Sie will sie wieder in den Schrank thun.

„Wie kommt das?"

„Er trägt für gewöhnlich nur Lahmannsche Baumwollhemden."

„Aber das ist ja eine schrecklich unsaubere Mode. Jetzt fällt mir erst auf, daß er so zugeknöpft aussieht. Das leide nicht; das muß er sich auch abgewöhnen. Ein Mann mit weißer Wäsche ist noch einmal so appetitlich. Das paßt so ganz zu seiner Junggesellenart, an der Wäsche zu sparen."

„Ich fürchte, davon läßt er nicht, Mama."

„Ah, das sagst du. Wiederhole ihm nur alle Tage, wie greulich dir's ist, daß er keine saubere Wäsche trägt, am Ende läßt er sich doch herbei. Du glaubst nicht, wie einfach es im Grunde ist, einen Mann zu etwas zu bestimmen. Nur Beharrlichkeit gehört dazu. Ich werde es dir beweisen."

Die junge Frau war immer betretener geworden neben Mama, bei der Kritik über die Wäsche ganz rot. Jetzt, da sie wieder einpackte, fing sie plötzlich zu schluchzen an. Mama sah überrascht auf sie und schloß sie in die Arme.

„Was ist dir denn, Kind? Du wirst doch nicht empfindlich sein? Ich meine es ja doch nur gut mit dir."

„Ich bin so unglücklich," schluchzte die Tochter. „Bis jetzt hast du noch nichts Gutes an mir gefunden, und ich dachte immer, ich hätte ganz gut gewirtschaftet."

„Aber Lottchen — so mußt du das nicht auffassen. Beruhige dich nur, mein Kind . . ."

„Was für eine schlechte Frau muß ich meinem Manne sein . . ."

„Gott bewahre! du bist nicht schlechter, als so viele andere, aber du wirst und sollst das Ideal einer Hausfrau werden, auf die dein Mann stolz sein kann. Willst du, daß die Leute sagen: was für eine Mutter muß diese junge Frau gehabt haben, daß sie so wenig gut wirtschaftet? So sprechen sie, verlaß dich drauf; immer kommt die Schuld auf die Mutter. Wenn ich euch jetzt verlassen werde, so wirst du dich neben jeder sehen lassen können."

Die junge Frau beruhigt sich äußerlich, und Mama hält es für gut, die Revision vorläufig einzustellen.

„Sophie kann die Schlafzimmer in Ordnung bringen. Wir werden sie nachher darauf ein wenig kontrollieren."

Sie gingen in das Wohnzimmer. Durch Blumen am Fenster schien die Frühlingssonne herein.

„Ach, da sind ja die Rouleaux noch nicht heruntergelassen!" ruft Mama und eilt an das Fenster.

„Ernst wünscht ausdrücklich, Mama, daß jeder Sonnenstrahl herein soll; er hält das für so gesund!"

„Siehst du, das ist wieder solch eine Schrulle von ihm. Hast du ihm denn nicht begreiflich gemacht, wie sehr die Möbel darunter leiden?"

„Er sagt, das wäre ihm egal."

„Du mußt dir doch sagen, daß dies sehr kurzsichtig von ihm gedacht ist. Später sollst du ihn klagen hören, wenn die Bezüge erneuert werden müssen! Ich kenne das. Er wird sich schon meiner Erfahrung fügen. Du hast doch auch so nette Schutzdeckchen für die Möbel mitbekommen — gerade die von mir gearbeiteten sind so niedlich, aber ich sehe, daß ihr gar keinen Gebrauch davon macht." Dabei betrachtet sie das Sofa, als bedauere sie es aufrichtig.

„Ernst haßt sie," stößt die junge Frau nervös heraus.

„So? da hätte ich mir also die mühevolle Arbeit sparen können. Ich will ihn doch fragen, was er dagegen einzuwenden hat. Wie ich sage: er ist der reine Junggesell noch, dem seine Bequemlichkeit und seine Laune über alles geht."

„Mama, mach ihn bloß nicht ungeduldig; ich glaube, er kann sehr heftig werden!"

Mama hebt das rundliche Haupt mit der Haube drüber und zieht den Mund ein.

„Ich hoffe, er wird sich mir gegenüber zu bezwingen wissen. Ich habe nicht die mindeste Angst vor ihm. Mir überlaß das nur ganz ruhig, ihn zu erziehen."

Mama erzählt einige lehrreiche Beispiele, den Geheimen expedierenden Gatten betreffend;

die Tochter hört mit halbem Ohre zu, im ahnenden Vorgefühl drohender Konflikte zwiſchen Mama und dem Gatten. Endlich ſcheint Sophie nebenan fertig zu ſein, und Mama „will ſehen".

Sophie muß noch einmal kommen: das Waſchbecken iſt noch nicht ſauber genug, die Betten können glatter geſtrichen ſein, die Handtücher ordentlicher über dem Ständer hängen, unter den Betten muß beſſer aufgewiſcht werden, auch iſt der Spiegel etwas verſtaubt.

„So viel Zeit habe ich nicht alle Tage," brummt Sophie verſtockt.

„Sie brauchen auch nicht ſo viel Zeit, meine Liebe, wenn Sie das gründlich machen," ſagt Mama ſehr kühl.

* * *

Es iſt zwölf Uhr geworden. Der Oberlehrer erſcheint wieder, und, wie es ausſieht, ganz guter Laune. Er pfeift, als er eintritt — „Ach, Pardon," ſagt er, „mein altes Laſter. Nun, habt ihr einen vergnügten Vormittag gefeiert? Was tauſend — weshalb haſt du die Rouleaux herunter gelaſſen, Lottchen?"

„Ich nicht! Mama that es."

„So?" fragt er und muſtert ſie ſcharf.

Mama lächelt harmlos. „Ich bin nun einmal eine ſparſame Hausfrau, lieber Ernſt. Ihr jungen Leute habt eben nicht die Erfahrung, wie arg die Sonne die Möbelbezüge mitnimmt."

„Ah ſo," ſagt der Oberlehrer, nickt und geht in ſein Zimmer. Er hat ſich den Willkommgruß geſchenkt. Mama blinzelt auf Frau Lottchen, und geht ihr dicht ans Ohr.

„Siehſt du? Er fügt ſich ganz friedlich. Bemerkteſt du, wie gut er ſich beim Pfeifen beſann? Er wird, ſage ich dir. Übrigens iſt ja die Sonne fort ..." Und ſie zog die Rouleaux wieder hoch.

Sophie deckte, mit einem muffligen Geſicht. „Nun, lieber Ernſt, wollen wir einmal ganz ruhig und gemächlich eſſen", betonte Mama gegen den Schwiegerſohn, als ſie alle drei ſaßen. „Wir haben ſchon viel geleiſtet am Vormittag."

„Ei ei!"

„Jawohl! Ich habe mit Lottchen angefangen, die Wirtſchaft zu revidieren. Sie ſieht jetzt bereits ein, wie wünſchenswert das war. Wenn ich euch verlaſſen werde, wird ſie dir eine muſterhafte Hausfrau ſein."

„Wie?" fragt er erſtaunt. „Ich habe eigentlich noch nichts bei ihr vermißt, die bekannten fehlenden Knöpfe abgerechnet."

„Ah, ihr Männer ... ſo eine erfahrene Mama ſieht ſchärfer, wie du dir denken kannſt. Ihr Männer fühlt euch nur wohler, ſobald alles in Ordnung iſt; warum? Das wißt ihr nicht. Aber pſt! lieber Ernſt, du ißt ſchon wieder ſo haſtig ..."

„Ja ja — nun, es wird mit der Zeit ſchon gehen."

„Wir werden die ganze Wohnung Stube für Stube gründlich ſauber machen — Du glaubſt gar nicht, was das heißt ..."

„Meine Arbeitsſtube da auch?"

„Ohne Gnade; die wird vermutlich die meiſte Arbeit machen. Auch eine große Wäſche werden wir abhalten."

Er legt Meſſer und Gabel nieder, ſieht ſie an, ſchnalzt mit der Zunge und ſagt endlich: „Hm!" worauf er wieder zu eſſen beginnt.

„Wir ſind bei der Wäſcheviſion auf etwas zu ſprechen gekommen ... langſamer, langſamer, lieber Sohn ..."

„Pardon!"

„Es handelt ſich nämlich um deine guten Oberhemden. Du biſt in Wahrheit, ohne dir zu ſchmeicheln, ein hübſcher Mann, Ernſt — wie kannſt du dich nur ſo häßlich tragen, dunkel bis an den Hals hinauf, wie Arbeiter! Fein ſieht das gewiß nicht aus ..."

„Ja, Mama," unterbricht er kurz, „das geht leider für jetzt nicht zu ändern. Meine Weſten ſind alle drauf zugeſchnitten."

„Ich ſpendiere dir einen ganzen neuen Anzug, wenn du mir den Gefallen erzeigſt, es mit den Oberhemden zu probieren," ruft ſie.

„Das keinesfalls, Mama — pardon, das würde mich genieren! Meine Kleidung will ich mir ſelber leiſten. Übrigens muß ich mich da auch auf meinen Arzt berufen, er meint, für meine Hautbeſchaffenheit ſei das Leinentragen ungeſund."

„Ah — mit Unterzeug drunter doch nicht? Ich weiß nicht, früher trugen alle Leute nichts als Leinen und waren auch geſund. Ich werde doch, ſo lange ich hier bin, Gelegenheit ſuchen, mit dem Herrn zu reden."

„Bitte ſchön.“ ... (Er wird ihn jedenfalls früher ſprechen.)

„Du ſelbſt wäreſt alſo im Prinzip nicht gegen meinen Wunſch?“

„Durchaus nicht, Mama.“

Sie wendet ſich triumphierend zu Frau Lottchen: „Siehſt du wohl? Sie iſt ganz meiner Meinung, lieber Sohn, aber ob ſie wohl den Mut hat, es auszuſprechen? Was haben ſolche jungen Dinger für Angſt vor ihren Männern!“

„Lottchen Angſt? Bin ich denn ſolch ein Tyrann?“

Die junge Frau ſitzt wie auf Kohlen.

„Ich weiß nicht ... Mama ſtellt das ſo hin ...“

„Wir haben noch etwas beſprochen,“ ſagt Mama raſch. „Ich habe mich Nächte lang gequält, um euch zur Ausſteuer ſo hübſche Möbelſchoner zu fertigen. Jetzt liegen ſie auch im Schranke, mir war es ein rechter Schmerz, das wahrzunehmen ...“

„Ei ſo leg ſie doch auf, Mama!“

Mama reicht ihm plötzlich die Hand, ihr Geſicht ſtrahlt: „Du biſt ein ganzer Mann, Ernſt. Ich hatte dich früher ſchon in mein Herz geſchloſſen, jetzt ſehe ich erſt, wie ſehr du es verdienteſt. Du wirſt auch, wenn ich fort ſein werde, ſorgen, daß Lottchen wirtſchaftlich auf der Höhe bleibt. Ich werde dir vorher auseinanderſetzen, woran es bei ihr noch fehlt.“

„Natürlich, gern Mama. Es wird mich rieſig intereſſieren, in die Geheimniſſe der Hausfrauentugenden einzudringen. Sie können abräumen, Sophie!“

Mama geht ſchlafen. Die junge Frau, die einen ganz roten Kopf bekommen hat, ſitzt im Schaukelſtuhl, wiegt heftig auf und nieder und preßt die Lippen zuſammen. Der Oberlehrer geht mit ſtarken Schritten auf und ab, bis Sophie abgedeckt hat. Dann öffnet er einen Fenſterflügel, holt tief Atem: „Ah, nun aber Luft herein!“

„Ich begreife dich nicht, Ernſt,“ ſagt es im Schaukelſtuhl.

„Inwiefern?“

„Mama kann ja mit dir machen, was ſie will. Mir gegenüber biſt du immer aufgetreten, als wäre, was dir zu thun beliebt, unumſtößliches Geſetz im Hauſe. Mama braucht nur zu winken, ſo ändert ſich alles.“

Er ſieht ſie ironiſch an, indem er ſtehen bleibt.

„Jetzt ſeid ihr auch zwei gegen einen! Deine Mutter genießt hier Gaſtrecht; ich werde mit ihr keinen Streit anfangen. Wenn du dich hinter ſie verſchanzeſt, ſo biſt du ſicher, alles, was du willſt, durchzuſetzen. Vorläufig wenigſtens — ſo lange wie's dauert.“

„Bitte, ſprich nicht in dieſem Tone zu mir, ſonſt fange ich an zu weinen. Ich bin aufgeregt genug dazu,“ ruft ſie heftig. „Ich lehne jede Verantwortung für das, was Mama thut, entſchieden ab. Meinethalb kontrolliere mich doch — du kannſt ja in deinen Mußeſtunden mit am Waſchfaß ſtehen und unter den Möbeln auf Staub und Fuſſeln viſitieren, um mich wirtſchaftlich auf der Höhe zu halten; ich habe nichts dagegen, wenn es dir Spaß macht.“

„Ich werde den Teufel thun.“

„Du haſt es ja Mama eben verſprochen. Du wirfſt mir vor, daß ich mich mit ihr gegen dich verſchwöre — nein, du nimmſt ihre Partei gegen mich.“

„Nun, was einem recht, das iſt dem andern billig. Wurſt wider Wurſt, Zipfel zu!“

„Du haſt garkeine Revanche nötig; ich ſage dir: ich kann nichts dafür, wenn Mama dich ärgert.“

„So? Deine Mutter behauptet's doch! Wer hat denn den Anfang gemacht, iſt mit der Sprache herausgegangen, daß ich ſchlinge, ſtatt anſtändig zu eſſen? Du!“

Er geht wieder mit ſtarken Schritten auf und ab, endlich wirft er einen Seitenblick nach den Schaukelſtuhl und ſieht, daß ſie mit troſtloſer Miene daſitzt und Thränen abwiſcht. Seine anmutige, blühende blonde Frau, die ſonſt ſo heiter iſt und die er ſo liebt. Da faßt ihn Mitleid; er geht zu ihr, nimmt ihren Kopf zwiſchen die Hände, wie der ſich auch zuerſt ſträubt, und küßt ſie. „Armer Schatz,“ ſagt er. „Sie macht uns richtig ganz verdreht. Was hat ſie denn an dir auszuſetzen?“

„Ich bin ein Schmutzfink,“ ſagt ſie zwiſchen Lachen und Weinen.

Er lacht laut auf.

„Ich weiß nicht," ſchüttelt Mama, als ſie nachher zum Kaffee kommt, „es ſtampfte jemand im Hauſe die ganze Zeit hin und her wie in Holzſchuhen. Ich hörte es bis in den Schlaf hinein, nachdem ich erſt lange kein Auge zu ſchließen vermochte."

Sie hatte eine eigene Art, leidend und mitleiderregend auszuſehen.

Frau Lottchen, die ſich etwas getröſtet, blickte mit einem flüchtigen Lächeln, während ſie eingoß, auf den Gatten. Der ſagte: „Wir haben doch nichts davon bemerkt; es wird im Nebenhauſe geweſen ſein."

„Es iſt merkwürdig unruhig bei euch. Es könnte doch ſein, daß es von deinem Gehen war, lieber Ernſt; das Haus iſt offenbar leicht gebaut, ſo daß es arg ſchallt, wenn man ſtark auftritt."

„Dann werde ich mich bemühen, zu ſchweben, Mama."

„Reich mir den Zucker, Lottchen ... Nun, nun, nur etwas mäßigen. Heut könnten wir wohl ein wenig ſpazieren gehn, das Wetter ſcheint ja erträglich zu ſein."

Eine Stunde drauf gehn die drei ſpazieren, nach dem Walde zu. Die Nachmittagsſonne ſcheint ſo warm, die Spatzen kreiſchen; Natur und Menſchen tragen Frühlingstoilette. Die Frauen gehen zuſammen, wobei Mama das Tempo angiebt; der Oberlehrer, der voraus geht, iſt alle Augenblick um zwanzig Schritt weiter als ſie und zappelt innerlich vor Ungeduld. Mama ſieht recht befriedigt aus; ſie beſteht zwar darauf, daß der Ort ſchmutzig ſei und die Gegend, wiewohl nicht übel, einen feuchten Eindruck mache, aber es grüßen ſo viele Menſchen achtungsvoll, daß dies ihr Mutterherz mit Genugthuung erfüllt. Sie fragt genau nach allen — wenn ein Doktor oder Profeſſor kommt, wird ſie ſtill. Der Oberlehrer fängt eben vor ihnen ein junges Paar auf und Frau Lottchen ſagt erfreut: „Da iſt meine Spezialfreundin, von der ich dir geſagt, du kannſt ſie gleich kennen lernen."

„Die Bäckerstochter? Wie heißt ſie gleich?"

„Harsdörffer," raunt Frau Lottchen, denn ihr Mann kommt mit den zweien auf die Frauen zu. „Herr und Frau Doktor Harsdörffer — unſere liebe Mama."

„Kommt doch noch ein paar Schritt mit," ſagt Lottchen.

„Bitte ſchön ..."

Die Männer gingen voraus, die jungen Frauen nahmen Mama in die Mitte. Sie ſah fürſtlich aus, aber wohlwollend.

„Ich höre, Ihr Herr Vater iſt Bäckermeiſter?"

Die Frau Doktor macht ein betroffenes Geſicht.

„Allerdings, gnädige Frau."

„Ich finde es ſehr achtungswert, daß er Ihnen eine ſo gute Erziehung hat geben laſſen. Das macht die Großſtadt. Lottchen ſagte, Sie wären Berlinerin. Bei uns würde ſchwerlich ein Handwerker ſeine Tochter für eine höhere Sphäre erziehen laſſen."

„Möglich," meinte die junge Frau gemeſſen. „Bei uns wundert ſich niemand drüber."

„Es würde bei uns auch kaum ein Glück für ein ſolches Mädchen ſein; die gebildeten Kreiſe ſind von den Handwerkerkreiſen ſcharf geſchieden, wie Öl und Waſſer. Übrigens intereſſiert es mich ſehr, das hieſige Gebäck mit dem unſrigen zu vergleichen."

„Papa hat ſpeziell eine Wiener Bäckerei ..."

„Ah — das Wiener Gebäck iſt ja weltberühmt; da begreife ich ..."

„Verzeihung, ich glaube, wir müſſen umkehren — Alfred! wir haben noch einen Beſuch vor ..."

„War mir ſehr angenehm," verſicherte Doktor Harsdörffer; die Frau Doktor verneigt ſich ceremoniös.

„Sie hat ſehr gute Manieren," nickt Mama befriedigt. Frau Lottchen muß ſich Luft machen.

„Nimm mir's nicht übel, Mama — warum ſprachſt du immerzu von Bäckerei? Helene muß das ja für Abſicht halten."

„Liebes Kind," wehrt Mama empfindlich, „du wirſt hoffentlich deiner Mutter überlaſſen, zu beſtimmen, was ſie für paſſend hält. Einer geborenen Bäckertochter liegt ſicherlich dies Thema am nächſten, und ſie hat gar keinen Grund, ſich ihrer Abkunft zu ſchämen. Meinſt du nicht auch, Ernſt?"

„Jawohl," beſtätigt der mit großem Kraftaufwand. „Durchaus meine Meinung."

Digitized by Google

Die Gattin iſt erbittert. Er beſtärkt Mama in ihrer Unglaublichkeit. Sie weiß beſſer, was dieſer Zwiſchenfall für Folgen haben kann! Schweigend geht ſie den ganzen Weg, läßt Mama und den Gatten reden, die ganz d'accord zu ſein ſcheinen. Auf dem Rückwege hat Mama einen Einfall. Sie ſchickt Ernſt voraus, will eine Beſorgung machen.

„Lottchen, du weißt jedenfalls, wo Ernſts Schneider wohnt. Ich werde doch einen Anzug für die Oberhemden beſtellen.

„Mama, ich bitte dich, thu's nicht."

Mama iſt feſt entſchloſſen. „Ich werde dir beweiſen, daß er ihn trägt."

Frau Lottchen verzweifelt — ihr Mann wird wieder ſagen, ſie hat mit Mama komplottiert, wenn ſie jetzt mit ihr zu ſeinem Schneider geht ... ah! er hat ja eben erſt wieder die Partie von Mama gegen ſie genommen. Wurſt wider Wurſt, Zipfel zu! ſagt er. Sie wird in Gedanken Buch führen — Zug gegen Zug.

Und ſie geht mit Mama zum Schneider ...

Nach dem Abendeſſen erhebt ſich der Oberlehrer ohne viel Umſtände. „Du entſchuldigſt mich, Mama, heut iſt Kegeltag. Auf Wiederſehn morgen!" Er ging auffallend eilig.

Mama ſah kopfſchüttelnd hinter ihm drein, ſchüttelte immer wieder, immer wieder. Endlich platzte ſie mit der Sprache heraus.

„Da wundre ich mich nicht, daß er in ſeinem Weſen ſo wenig fein iſt, wenn er ſo rohe Vergnügungen aufſucht! Das muß ich ſagen: das — das habe ich von Papa nie gelitten! Auf den Kegelbahnen nämlich herrſcht ein ſchrecklicher Ton, mein Kind. Das wäre eine würdige Aufgabe, ihn von dort loszulöſen!"

Die junge Frau ſieht Mama zweifelnd an. „Es iſt aber lauter gute Geſellſchaft dort ... er freut ſich die ganze Woche drauf ..."

„Die Frauen dieſer Männer beneide ich nicht. Du haſt offenbar keine Ahnung, wie ſie da in die Nacht hinein toben, in Hemdärmeln, wie die Hausknechte, die roheſten Witze machen ... wann kommt er denn da nach Hauſe?" Sie iſt ernſtlich empört.

„Gegen zwölf, glaube ich. Ich ſchlafe immer ſchon, werde höchſtens halbwach."

„So biſt du noch glücklich dran, denn er wird furchtbar nach Bier riechen und nichts weniger als nüchtern ſein. Ich meinerſeits habe nie einſchlafen können, ſo lange Papa nicht zu Hauſe war, es machte mich entſetzlich nervös, auf ihn warten zu müſſen, darauf nahm er natürlich Rückſicht. Verſuche es ein einzigesmal, wach zu bleiben, und du wirſt mir recht geben. Die ganze Atmoſphäre von Rohheit wirſt du an ihm ſpüren. Nun — das erklärt freilich viel ..."

Heute konnte Frau Lottchen noch weniger einſchlafen als geſtern. Sie vermochte den Gedanken nicht loszuwerden, daß an der Schilderung von Mama doch etwas Richtiges ſein müſſe. Mama hatte ja bis zum Zubettgehen noch allerlei „Erfahrungen" aus dritter Hand zum Beſten gegeben, und dieſe waren allerdings durchgehends ſehr abſtoßender Natur.

Sie machte immer wieder Licht, ſah nach der Uhr, horchte im Verdämmern plötzlich wieder auf ein Geräuſch, daß ſie zu hören meinte, bis ſie vor Aufregung fieberte. Als ihr Mann endlich kam, brach ſie in Thränen aus. Er polterte ſo mit den Stiefeln, pfiff ſogar, und nachher roch er wirklich nach Bier und kam ihr ſo wüſt vor, als er ſich zu ihr niederbeugte.

„Was iſt dir denn, Schatz? Wieder die Mama ..."

„Ach Gott, ich habe auf dich gewartet, und das war ſchrecklich. Mußt du denn kegeln?"

„Nachtigall, ich hör dir trapſen," lachte er, und wie ihr ſchien, ſehr roh. „Jawohl, ich muß, Schatz. Andermal ſchlaf du nur, wie früher."

* * *

Und es ward aus Abend und Morgen der dritte Tag.

Der Oberlehrer frühſtückte allein, er mußte zeitig zur Schule. Doch die Thüren zum Salon und weiter zum Schlafzimmer ſtanden offen, und er ging mit dem geſchmierten Brödchen in den Salon, als er merkte, daß Frau Lottchen munter war.

„Du, die Harsdörffer iſt ja außer ſich über Mama und über dich auch. Sie zerbricht ſich

den Kopf, was der Grund ſein könnte, daß du gegen Mama die Bäckertochter geradezu aus dem Fenſter gehängt haſt, und warum Mama ihr dieſe mit ſo deutlicher Abſicht unter die Naſe gerieben."

„Siehſt du, wie ſehr ich recht hatte," ſcholl es vom Schlafzimmer her ganz erbittert. „Und du haſt Mama noch beſtärkt."

„Eh, es muß noch toller kommen," lachte er, in das Brötchen beißend. „Ich habe natürlich möglichſt Waſſer in den Wein gegoſſen, Harsdörffer iſt ja ganz vernünftig ... Was war dir denn übrigens die Nacht wegen des Kegelns in den Kopf gekommen?"

„Wenn es da ſo zugeht, wie Mama mir's geſchildert, dann wär's wirklich beſſer, du bliebeſt zu Hauſe."

„Aha, meine Ahnung! Davon mußt du mir näheres berichten — aber nicht jetzt, ich muß fort. Auf Wiederſehen, Schatz."

Mama war heute behaglich aufgewacht, hingegen die Tochter verſtimmt; „ſie habe ſchlecht geſchlafen."

„Haſt du deinen Mann erwartet?"

„Ja ..."

„Nun?"

„Ich glaube, du haſt nicht ſo unrecht, Mama."

„Ich habe vielmehr beſtimmt recht, Lottchen." Sie ſaß da wie eine kleine dicke Göttin der Weisheit im grauen Morgenſchlafrock, die Nektar und Ambroſia frühſtückt. „Wir wollen mit Vorſicht verfahren, immer wieder an ſeinen beſſeren Menſchen appellieren. Auf jeden Fall zähle ich auf deine Unterſtützung."

Mama zählt bereits wieder auf ihre Unterſtützung.

„Ich habe ihm ſchon davon geſprochen ..."

„Nun, und was ſagte er?"

„Ich glaube, er lachte mich aus."

„Das thun die Männer gewöhnlich, wenn ſie ein böſes Gewiſſen haben und von uns in die Enge getrieben werden. Damit darf man ſich nicht abſpeiſen laſſen." Sie taucht befriedigt die Naſe in die Kaffeetaſſe. „Er wird ſich fügen, daran zweifle ich nicht. Bis jetzt kann ich nur ſagen: du haſt einen ſehr guten und verſtändigen Mann bekommen, liebes Lottchen. Halte ihn nur möglichſt in deiner Nähe feſt, denn die Männer verderben einer den andern."

Frau Lottchen kann hier doch nicht ganz ſchweigen. „Mama, wenn du dich nur nicht in Ernſt täuſcheſt. Ich traue ihm nicht ſo wie du."

Mama lächelt bloß überlegen.

„Wir werden morgen ſein Zimmer vornehmen. Du ſagteſt ja wohl, das würde ihm furchtbar ſein? Nun — wir wollen die Probe darauf machen! Heute werden wir zuerſt deiner Sophie noch eine Lektion geben. Apropos — hol doch die Schutzdeckchen, liebes Kind!"

Frau Lottchen holte ſie, Mama hatte inzwiſchen wieder die Rouleaux herabgelaſſen. Sie war entzückt, als die „nächtlichen" Handarbeiten das Sofa verzierten. „Das muß doch jedem gefallen." Sie legte den Kopf bald nach rechts, bald nach links, ging abwechſelnd näher und ferner. „Sehr, ſehr hübſch!" Dann wiſchten die Frauen Staub, und dann gingen ſie Sophie ‚kontrollieren', die inzwiſchen in den Schlafzimmern rumort hatte. Da gab es wieder genug nachzubeſſern. Sophie fügte ſich mit innerlichem Gewittergrollen.

„Fehlt vielleicht noch was?" fragte ſie ſpitzig, ehe ſie abging.

„Sie brauchen nicht empfindlich zu thun, meine Liebe. Es kann Ihnen nicht ſchaden, wenn Sie ſich noch ein wenig vervollkommnen; ich werde Ihnen das gleich in der Küche noch deutlicher beweiſen."

Das war zu viel, Sophie erſtarrte. In der Küche? In ihr herumſchnüffeln, die ihr angeſtammtes Reich und ihr Stolz! Sie warf die Thür hinter ſich zu, daß es krachte. „Nun, das fehlt noch," ſagt Mama und geht ihr nach. „Bitte, kehren Sie doch gefälligſt noch einmal um und verſuchen Sie, ob Sie die Thür nicht mit weniger Kraftaufwand ſchließen können."

Sophie geht in die Küche, als ob ſie taub wäre. Nicht um die Welt wäre ſie umgekehrt.

„Ich bitte dich, Mama, treib es doch nicht auf die Spitze!"

Mama kehrt ſich um: „Mein Kind, du wirſt zugeben, daß wir uns das nicht gefallen laſſen können von einem Dienſtboten. Sie iſt eine ganz freche Perſon." Und ſie geht hinaus

Digitized by Google

und kommt nach einiger Zeit ganz echauffiert wieder, tiefſte Empörung in den Augen.

„Wir werden alſo die Küche heute nicht revidieren. Ich will nicht wiederholen, was dieſes Geſchöpf mir zu ſagen wagte. Ich hoffe, Ernſt wird ihr nachher den Standpunkt klar machen . . .“ Frau Lottchen macht Miene, in die Küche zu gehen . . . „Nein, ich erſuche dich, jetzt hier zu bleiben; wir werden mit dieſer Perſon kein Wort wechſeln, bis ſie abgebeten hat! Komm, bitte, mit in das Wohnzimmer.“

Dort ſitzen ſie. Frau Lottchen ſtickt, Mama ſtrickt. Erinnerungen an verfloſſene bösartige Dienſtmädchen unterbrechen das ſchwüle Schweigen. Und nun — da iſt der Oberlehrer. „Gott ſei Dank, daß du kommſt,“ ruft Frau Lottchen.

„Guten Morgen, Mama — ja, was iſt denn los?“

Eine kurze Pauſe. „Lieber Ernſt,“ ſagt Mama endlich, kalt von ihrem Strumpfe aufblickend, „ich muß dich leider bitten, ein ernſtes Wort mit eurem Mädchen zu reden. Dieſe Perſon iſt mir heute morgen in einer Weiſe frech begegnet, die ich nur verzeihen kann, wenn ſie mir ernſtlich Abbitte leiſtet.“

„Was? Sie iſt doch ſonſt nicht ſo?“

„Nun, ſie glaubt wahrſcheinlich, ſich das gegen mich herausnehmen zu dürfen, weil ich ſie nicht gemietet habe. Jedenfalls kann ich nur mit ihr zuſammen hier bleiben, wenn ſie mir eine eklatante Genugthuung giebt.“

„Ja, da will ich doch gleich . . .“

In der Küche ſagte er: „Sophie, was iſt das? Meine Schwiegermutter beſchwert ſich, Sie hätten ſie frech behandelt. Machen Sie keine Geſchichten, Mädchen, und bitten Sie ihr ab. So lange ſie hier iſt, müſſen Sie ihre Eigenheiten reſpektieren.“

Sophie ſtemmt die Arme in die Seiten: „Das paßt mir nicht, Herr Oberlehrer; ſo ein Gewirtſchafte, wo man immer wie eine Dumme daſteht und als Schmutzlotte heruntergeputzt wird. Ich mache meine Arbeit, und zerreißen kann ſich der Menſch nicht. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich mit dem Kochen fertig werden ſoll . . .“

„Seien Sie nicht obſtinat, Sophie, geben Sie ihr ein gut Wort . . .“

„Nein, das thue ich nicht. Lieber will ich gehen.“

„Himmeld— überlegen Sie ſich's!“

Damit macht er kurz kehrt. „Sie wird ſich's überlegen, Mama,“ ſagt er drüben. „Was hat's denn eigentlich gegeben?“

„Laſſen wir das; ich will ihre ordinären Reden nicht wiederholen. Ihr habt das Mädchen eben grenzenlos verwöhnt. Gut alſo, ich werde abwarten.“

Frau Lottchen deckt, Sophie kommt finſter helfen, die Augen bald rechts bald links rollend. Die junge Frau fiebert in dieſer Gewitterſchwüle, ſie kann kaum einen Biſſen genießen, während der Gatte wie ein kampfwütender Soldat in der Schlacht einhaut. Es wird wenig geſprochen. Mama, die tief verwundet ausſieht, vergißt vollkommen alles, was ſie Ernſt während der Mahlzeit zu ſeiner Erziehung zu ſagen die Abſicht gehabt. Als Sophie endlich abräumt — ſie und Mama vermeiden, einander anzuſehen — ſagt letztere plötzlich: „Nun, Sophie, ſehen Sie Ihr Unrecht endlich ein?“

Sophie ſchweigt niederträchtig und geht hinaus.

„Das iſt doch unerhört!“ ruft Mama in gerechter Erbitterung. „Wenn ſich dieſe Perſon das gegen eure Mutter erlauben darf . . .“

„Ja, was ſoll denn geſchehen!“ ruft der Oberlehrer aufſpringend; „ich kann doch das Mädchen nicht Knall und Fall fortſchicken . . .“

„Dann iſt's beſſer, ich verlaſſe euch.“

„Aber Ernſt, das können wir Mama wirklich nicht bieten laſſen,“ ruft Frau Lottchen hochrot.

Der Oberlehrer ſtürzt aus dem Zimmer in die Küche: „Sophie, entweder Sie bitten ab, oder Sie gehen.“

„Jawohl, ich gehe gleich, wenn Sie wollen.“

„Gut, gehen Sie; ich zahle Ihnen Koſtgeld, wenn Sie dieſer Tage kommen und wieder nachfragen.“ Und drüben meldet er: „Sie zieht noch heute,“ wobei er grimmig wie ein Löwe ausſieht, dem man einen Knochen fortnehmen will.

„Mein Gott — ich kann doch jetzt nicht ohne Mädchen ſein,“ jammert Frau Lottchen verzweifelt. „Du weißt gar nicht, wie ſchwer es hier hält, auf der Stelle ein gutes Mädchen zu bekommen . . .“ Sie ſteht auf.

„Bleib — nimm ein ſchlechtes oder eine Aufwartung. Dieſes Geſchöpf geht noch heute, ich leide nicht, daß Mama ſich auch nur einen Tag über ſie aufregt."

Mama ſieht ſelber jetzt etwas betreten aus. „Das iſt wohl etwas übereilt, lieber Ernſt..."

„Gebt euch keine Mühe. Ich weiß, was ich dir ſchuldig bin. Es bleibt dabei."

So wie er auftritt, wagen die Frauen nicht mehr zu widerſprechen. Mama wendet ſich zu Frau Lottchen: „Es iſt noch nicht Abend, vielleicht beſinnt ſich das Mädchen. Wir beſprechen die Sache am Nachmittag noch einabend, rege dich jetzt nicht ſo auf, Lottchen..."

„Mein Gott," ſagt die junge Frau todunglücklich, als ſie mit dem Gatten allein iſt, „was ſoll nur werden! Mama meint's ja in ihrer Art gut, aber ſie macht uns alle verrückt."

„Jawohl," ruft der Oberlehrer ingrimmig, „verrückt — verrückt — verrückt —" wobei er dreimal die Arme in die Luft wirft.

Frau Lottchen weint wieder. „Ich weiß nicht, was in Mama gefahren iſt," ſchluchzt ſie, mit dem Taſchentuch über die Augen fahrend, „ſo kenne ich ſie doch zu Hauſe nicht."

„Wahrſcheinlich kann ſie die Luft hier nicht vertragen. So eine Art Tropenkoller."

„Dieſe Wut, alles zu tadeln und zu ändern und bis auf jedes Stäubchen rein zu machen — jetzt ſollſt du nicht Kegel ſchieben — ſie wird dir's ſchon noch ſagen — und morgen ſoll deine Stube aufgeräumt werden..."

„Was?" rief der Oberlehrer wie von der Tarantel geſtochen, „ich ſoll wirklich nicht kegeln? — und deine Mutter — meine Stube?... Adieu mein Kind!"

Er iſt draußen, in der Küche. „Sophie, Sie gehn beſtimmt heut vor Abend... mir zu Gefallen. Wo gehn Sie hin?"

„Zu meiner Mutter."

„Ah, richtig. Schon gut."

Als er ſeinen Hut nimmt, erſcheint Frau Lottchen blaß in der Thür. „Am Abend bin ich zurück; ſag Mama, ich hätte wichtige Conferenzen." Und er ſtürmt die Treppe hinunter. „Verrückt!" wiederholt er wütend für ſich. „Wozu brauchen wir uns verrückt machen zu laſſen? Nicht mehr kegeln — und ſie — meine Stube durcheinander wirtſchaften... das könnte mir paſſen."

Am Nebenhauſe blickt er durch einen Thorweg und ſieht einen Menſchen in Hemdärmeln auf dem Hofe ſtehen, raſch biegt er ein.

„Guten Tag, Müller."

„Guten Tag, Herr Oberlehrer."

„Müller, wollen Sie ſich die nächſten Tage für jeden eine Mark verdienen?"

„Warum das nicht? Was ſoll ich denn dafür machen?"

„Können Sie nicht jeden Morgen, ſo früh wie geſtern, eine halbe Stunde lang etwas ausklopfen im Hofe? Kleider, Teppiche — was, das iſt mir egal. Aber ich habe nichts geſagt."

„Ich will ſehen — ſo lange wie ich keinen Skandal kriege — unſer Herr iſt immer ſchon auf den Beinen um die Zeit, der wird wohl nichts dagegen haben." Müller ſieht äußerſt verſchmitzt aus.

„Abgemacht. Hier haben Sie die Mark für morgen als Aufgeld."

Der Oberlehrer iſt ein ſtarker Fußgänger. Er rennt fünf Stunden im Walde herum, von dem einen Gedanken beherrſcht: Sie muß fort. Am liebſten nähme er ſie unter den Arm, trüge ſie in eine Droſchke, aus der Droſchke ins Coupé, hielte die Coupéthür zu, bis ſie abgefahren wäre. Aber nein: ſie muß freiwillig fahren. Seine angeärgerte Phantaſie wütet in grauſamen Bildern, wie dies herbeizuführen. Sein chemiſcher College wird ihm eine Flaſche Schwefelwaſſerſtoffwaſſer fabrizieren, und er infiziert ſeine Wohnung auf vierzehn Tage immer kräftiger mit dieſem teufliſchen Geſtank. Oder: der Beſitzer des Lokalblättchens, der mit ihm kegelt, muß ihm zu Gefallen eine Notiz bringen, daß eine ſchreckliche Feuersbrunſt den Ort verwüſtet hat, wo ſie wohnt — oder daß ein Geheimer expedierender Sekretär dort unter irgendwelchen ungewöhnlichen Umſtänden vom Schlag getroffen worden... leider, fällt ihm ein, wird ſie telegraphiſch ſofort erfahren, daß dies Schwindel iſt. Vielleicht nimmt er ein Weinglas und ſtößt mit ihr ſo an, daß es zerbricht, und ängſtigt ſie mit Ahnungen... oder noch einfacher: er ſchreibt an Papa, zieht ihn ins Vertrauen und bittet um telegraphiſche Rückberufung von Mama unter irgend welchem dringlichen Vorwande...

Zu einem rechten Entſchluſſe kommt er in all den fünf Stunden nicht.

Digitized by Google

Auf dem Rückwege geht er über Feld und überholt fünf halbwüchsige Jungen — Gymnaſiaſten, wie er erkennt. Sie grüßen ſo gewaltſam, wie Gymnaſiaſten ihre Lehrer zu grüßen pflegen, lachen etwas verlegen, und einer trägt eine mäßige Cigarrenkiſte.

„Was habt ihr denn da?"

„Mäuſe, Herr Oberlehrer."

„Wo habt ihr die her?"

„Siebert hat ſie gefangen, der kann Mäuſe mit der Hand fangen."

„Wie machſt du das?"

„Ich bücke mich raſch und faſſe ſie im Genick," ſagt Siebert nicht ohne Stolz.

„Mäuſe", geht's im Kopf des Oberlehrers herum — „Mäuſe — wieviel ſind's denn?"

„Sechs."

„Die könnt ihr mir ſchenken; ich brauch gerade welche. So — ich danke euch; den Kaſten bring ich mal in die Schule mit."

Er hat den Kaſten, in deſſen Deckel eine Klappe eingeſchnitten iſt, unter den Arm geklemmt und geht eilfertig weiter, mit einem blutdürſtigen Lächeln. Sie ſollen ihm nur in ſeine Stube kommen! Er wird den Kaſten auf die Dielen ſetzen und ſehen, was da geſchieht. Gegen ſechs Mäuſe kommen alle Weiber der Welt nicht an! Mit heimlicher Wolluſt hört er, wie ſie in der Kiſte krabbeln.

In der Nähe ſeiner Wohnung ſtößt er auf Sophie und geht auf ſie zu. Sie iſt in Sonntagstoilette und trägt ein Bündel.

„Ziehen Sie, Sophie?"

„Ja, Herr Oberlehrer; ſie wollten mich halten, aber bei der Geheimen Gnädigen bleibe ich nicht."

„Sollen Sie auch nicht. Ich laſſe es Ihnen ſagen, wenn ſie abgereiſt iſt."

Oben ging er zuerſt in ſeine Stube, ſetzte die Kiſte mit den ſechs Mäuſen nieder. Nebenan hörte er Frau Lottchen unverſtändliche Worte reden — jetzt öffnete ſie, und er trat ihr händereibend entgegen.

„Nun, Sophie ſeid ihr glücklich los, ich bin ihr eben begegnet."

„Ja, und Mama iſt ganz elegiſch geſtimmt deshalb. Komm nur und hilf ſie tröſten."

„Wieſo — warum? Ihr müßt euch eben behelfen."

„Es iſt auch nicht deshalb, lieber Ernſt," erklingt Mamas melancholiſche Stimme von einem Lehnſtuhl am Fenſter her. „Ihr könnt am Ende froh ſein, daß ihr dieſe Perſon los ſeid, ich rechne es mir ſogar zum Verdienſt an, euch von ihr befreit zu haben; und Lottchen hat ſchon eine Aufwartung für morgen. Nur hat es ohne ein brauchbares Mädchen, das länger im Hauſe bleibt, keinen Sinn, ſich eingehend mit der Haushaltung zu beſchäftigen, und das war ein Hauptzweck meines Kommens. Bloß zum Vergnügen hier ſitzen — während Papa zu Hauſe mich ſchwer entbehrt . . . ich habe den ganzen Nachmittag an ihn denken müſſen."

Lottchen fällt ein: „Aber Mama — du ſagſt doch ſelbſt, er ſei gut verſorgt!"

„Äußerlich wohl; indes, wie ich dir ſchon bemerkte: eine Frau iſt durch nichts zu erſetzen."

„Der Meinung bin ich ganz entſchieden," beteuerte der Oberlehrer mit Überzeugung und faßt Frau Lottchen mit einem Arme um. „Merkwürdig übrigens — ich will es nur erzählen — ich habe zwei Nächte hintereinander jetzt Papa im Traum geſehen, der mich inbrünſtig bat, ich möchte dich ihm wiedergeben, Mama, damit er nicht allein zu ſterben genötigt ſei. Er ſah ſehr ſchlecht aus; ordentlich leichenhaft." Er ſagt das wie beiläufig.

Mama iſt plötzlich ganz verſtört. „Warum erzählſt du das jetzt erſt?"

„Ich wollte dich nicht ängſtigen. Mir iſt's ſchon leid, daß ich davon angefangen habe."

„Nun, ich bin ja nicht eigentlich abergläubiſch, aber unwillkürlich wird man doch von ſo etwas beeinflußt. Zweimal, ſagſt du, haſt du das ſchon geträumt?"

„Zweimal," beſtätigt er. (Es ſcheint wahrhaftig zu wirken!)

„Das iſt immerhin ſchon ſehr auffällig. Etwas Ernſtliches kann mit Papa noch nicht paſſiert ſein, ſonſt hätte ich ein Telegramm."

„Natürlich. Aber wollen wir nicht eſſen? Ich habe Hunger."

Es iſt noch ziemlich hell; die beiden Frauen decken. Der Oberlehrer promeniert in der Stube, wiegt ſich in ausſchweifenden Hoffnungen, aber er hütet ſich, die graue Stimmung, welche herrſcht, zu ſtören.

„Weißt du, Ernſt — wenn du das zum drittenmale träumſt, könnte mich nichts in der Welt abhalten, morgen abzureiſen.“

„Aber Mama, du wirſt doch nicht ...?“

„Ja; ihr könntet mir das nicht übel nehmen. Ich komme lieber in einiger Zeit wieder. Mancherlei Gutes habe ich ja ſchon in dieſen Tagen geſtiftet — alles auf einmal könnt ihr nicht gut verlangen, ohne unbeſcheiden zu ſein.“

„Gewiß, wir ſind dir ſchon dankbar genug,“ verſichert die Bruſtſtimme des Oberlehrers. „Ah, ſeid nicht ſo melancholiſch; ich werde eine Flaſche Wein holen.“ Und er ſchießt plötzlich gegen alle Proteſte hinaus, ſtülpt den Hut auf und geht zum nächſten Händler, während Lottchen kopfſchüttelnd Gläſer aufſtellt. „Alle Mittel helfen,“ ſagt der Oberlehrer mit der Flaſche auf der Treppe zu ſich und zieht das Meſſer mit dem Korkzieher aus der Taſche.

„So, Mamachen — und zum Kuckuck mit allen Träumen und Ahnungen ...“ Der Pfropf iſt heraus, er ſetzt ſich und klingt an: „Dein Wohl!“

Knack! Aus ſeinem Glas fällt ein Scherben, der dritte Theil des Inhalts fließt auf das Tiſchtuch. Er ſieht Lottchen an, Lottchen ſieht Mama an, Mama den Schwiegerſohn.

„Ein ſonderbarer Zufall,“ brummt dieſer. „Das iſt ja wahrhaft unheimlich.“

„Allerdings,“ ſagt Mama mit Grabesſtimme. „Kinder, mir wird himmelangſt. Es iſt ſicher beſſer, ich fahre morgen zu meiner eigenen Beruhigung. Redet mir nicht ab.“

„Ich geſtehe, unter dieſen Umſtänden führe ich ſelber,“ meint nachdenklich der Oberlehrer und ſchüttelt langſam den Kopf.

Das Eſſen will nicht ſchmecken, den Wein trinkt der Hausherr allein, trinkt die Flaſche nachher den Abend über leer, während er alle Geſchichten von Ahnungen und Wahrträumen erzählt, die er irgend weiß. Mama fügt ihre Vorräte dazwiſchen. Das genügt.

Gegen Mitternacht hat Ernſt den Auftrag, für Mittag die Droſchke und außerdem ein Telegramm an Papa zu beſorgen, und Frau Lottchen muß mit Mama in ihr Schlafzimmer kommen, bis ſie geborgen im Bett liegt. Der Oberlehrer revidiert raſch inzwiſchen noch einmal den Mäuſekaſten: Der Deckel iſt mit zwei verſchleiſten Bändchen geſichert. Er hält den Kaſten ans Ohr und horcht auf das Krabbeln drin: „Ihr Spitzbuben — wenn alles gut geht, ſetze ich euch morgen wieder ins Feld,“ ſagt er vergnügt. „Und dieſe Nacht muß Papa wieder erſcheinen.“

* * *

Richtig — am Morgen, ehe er in die Schule wandert, kann er Mama verſichern, er glaube beſtimmt, daß ſein Traum ſich ähnlich, nur minder klar, zum drittenmale wiederholt habe. Es hätte deſſen nicht bedurft, Mama iſt ohnedies feſt willens, zu fahren. Daß Müller in aller Herrgottsfrühe wieder wie beſeſſen geklopft hat, iſt gleichfalls eine ganz überflüſſige Grauſamkeit geweſen!

Nun, ſie wird dem jetzt entgehen.

Am Vormittag, nach dem Einpacken, ſitzt ſie noch mit Frau Lottchen und „beſpricht einiges.“ „Vielleicht notierſt du dir, mein Kind, worauf ich alles aufmerkſam gemacht habe. Nimm einmal dein Notizbuch, wir wollen uns beide erinnern ...

Erſtlich, was Ernſt betrifft: Nicht ſo ſchnell eſſen — nicht pfeifen — nicht Kegel ſchieben — nicht ſo bäuriſch auftreten ... was war's doch noch? Ah, richtig: die Oberhemden! Die Rechnung über den Anzug ſchickſt du mir ...

Ferner, was die Wirtſchaft angeht: Rouleaux — Schoner — Sauberkeit (ich muß dir das auf das dringendſte einſchärfen, Lottchen; gewöhne gleich das neue Mädchen von vornherein dran!) — Wäſche (du mußt ſelber in der Waſchküche nachſehen; die Waſchfrauen ſind ſündhaft oberflächlich, ſage ich dir!) ... was doch weiter ... weißt du, wenn dein Mann dich in Wind und Wetter hinausſchleppen will, ſo ſprichſt du mit; auf alle Fälle nimm ordentlich etwas um ...“

Frau Lottchen ſchreibt gewiſſenhaft nach.

„Du wirſt ſchon noch manches finden, jetzt, wo ich dir die Augen geöffnet habe.“

Zu Mittag fährt wieder die Droſchke zur Bahn, wie ſie gekommen. „Hoffentlich ſind deine Sorgen unnütz geweſen, Mama,“ ſagt der Oberlehrer mit warmem Händedruck. Aber Mama ſieht wieder ſo wehleidig wie möglich aus, und als der Zug abfährt, wiſcht ſie Thränen ab — ſie iſt eine ganz gute Frau!

* * *

Die Strafe für dies Krokodil von Schwiegersohn blieb nicht gänzlich aus.

Erſtlich: als er am Nachmittag ſein Arbeitszimmer betrat, um den Kaſten fortzutragen, fuhr ihm eine Maus zwiſchen den Beinen durch ... der Kaſten war leer, und fünf weitere Mäuſe ſegelten geräuſchlos im Zimmer umher, von Ecke zu Ecke. Er prallte beiſeite, öffnete das Wohnzimmer, und zwei dieſer Geſchöpfe benutzten die Gelegenheit mit ihm, zu Frau Lottchen zu gelangen. Die kreiſchte auf ...

Erſt nach Verlauf von drei Tagen war mit Hilfe einiger Fallen die Menagerie wieder beiſammen, nachdem Lottchen und Sophie Unbeſchreibliches an Angſt und Schrecken ausgeſtanden.

Nach acht Tagen aber meldete ſich Müller!

Er hatte jeden Morgen geklopft und beanſpruchte ſieben Mark. Der Oberlehrer, der vom Klopfen nichts gehört, hatte vergeſſen, ihm den Kontrakt zu kündigen.

Nach längeren Verhandlungen erſt war Müller zu bewegen, mit drei Mark abzuziehen. Von dieſer Zeit an aber verſicherte er jedem, der es hören wollte, der Oberlehrer Walter wäre „auch ſo einer!“

Annette von Droſte-Hülshoff.

Zu ihrem hundertjährigen Geburtstag (geb. am 10. Januar 1797)

von

Ernſt Heilborn.

Nachdruck verboten.

Aus tiefen und innigen landſchaftlichen Eindrücken haben ſich Litteratur und Kunſt der zweiten Hälfte unſeres Jahrhunderts verjüngt. Die Pariſer Maler, die der Großſtadt den Rücken kehrten, um in Barbizons Wäldern ganz dem Zauber und der Schöne der Landſchaft zu leben und in ihr zu ſchaffen, ſie ſind zu Apoſteln eines neuen Naturempfindens geworden. Und die Litteratur faſt aller Länder iſt in dieſem neuen Naturgefühl neu aufgeblüht. Ein Doppeltes trat in Erſcheinung: die Landſchaft wurde als ein Seelenzuſtand (un état d'âme) des Betrachters aufgefaßt, und andrerſeits wurde der Kraft, die von der Landſchaft auf den Menſchen ausgeht, der dauernd in ihr lebt, Rechnung getragen. Die Wechſelwirkung zwiſchen dem Menſchen und der Landſchaft, ſie tritt in der modernen Dichtung überall hervor, in Ibſens Dramen wie in Kiplings Erzählungen; der Verſunkenen Glocke Gerhart Hauptmanns hat ſie die Stimme geliehen. Und wie eine ahnende Prophetin dieſes neuen Naturevangeliums erſcheint heute die beſcheidene, ſchlichte Frau, deren hundertjähriger Geburtstag am 10. Januar von einer ſtillen Gemeinde begangen werden wird: Annette von Droſte-Hülshoff.

Ihre Lebensgeſchichte war ſo wenig kompliziert, wie ihre Dichtung, da, wo ſie am reinſten in Erſcheinung tritt, ganz ſchlicht und ganz einfach iſt. Sie hat ihre Tage in dem angeſtammten Hülshoff und dann im Witwenſitz der Mutter in Rüſchhaus ſinnend verbracht; ihr früher Lebensabend hat ſie im Schloſſe ihres Schwagers Laßberg, der Meeresburg, in reichem, dichteriſchem Schaffen überkommen. Ein flüchtiger Liebestraum hat ſie in jungen Jahren ſpielend umgaukelt; ſie hat, gereift, in der Freundſchaft mit Levin Schücking Erſatz für verſagtes Glück gefunden. Und mit ſorgenden Händen

war ſie vielen eine liebende Freundin, und die Kinder aus den Örtern, in denen ſie lebte, umdrängten ſie und ſtanden oftmals wartend unter ihrem Fenſter und riefen: „Fräulein! Vertellen, vertellen!“ So verfloß ihr das Leben ſtill und ruhig. Sie hat in mußevollen Stunden manch ernſtes, ſchweres Buch geleſen, und was ſie that, das that ſie ganz —; und mit Sammeleifer hat ſie ſich um ſeltene Muſcheln und Münzen bemüht. In den Stunden der Erſchöpfung — ihr Körper war ſo ſchwach, wie ihr Geiſt ſtark war — mußten die ihr dann vom Meer und ſeiner Pracht und von alten Zeiten und fremdartigen Menſchen erzählen. Das große Erlebnis ihres Lebens aber war die Landſchaft, vor allem die heimatliche Landſchaft, die weſtfäliſche.

Als ſie jung war, beherrſchte die Romantik die deutſche Litteratur. Auch ihren Sinn nahm ſie gefangen. In weitem Abſtand zwar, doch ohne Eigenart und perſönliches Wollen ging ſie in ihren jungen Jahren hinter den Bannerträgern der Romantik her. Und eine gewiſſe Formvollendung war ihr ſchon früh zu eigen. Erſt ſpäter wurde ihr ein ſchlichter Realismus mehr und mehr Herzensſache. Zu dieſem Realismus aber kam doch wieder ein anderes Element, eine eigene, erlebte Romantik, die nicht in ihrem perſönlichen Wollen und Fühlen war, die dem Charakter der heimatlichen Landſchaft entſtammte und dann aus ihr redete und dichtete. Auch von ihr gilt das Wort, daß die Landſchaft ſie in ihren Bannkreis gezogen und ſich aſſimiliert hat.

Die Eindrücke der weſtfäliſchen Haidelandſchaft ſind für ſie beſtimmend geworden. Wenn der Regen das Haidemoor ſchlägt und der Wind um die vereinzelten Stämme ächzt, oder wenn der Mond die Haide mit mattem Totenlicht beleuchtet und die Schatten huſchen, oder ſelbſt wenn die Sonne auf dem Haidegras brütet und klagend der Krähenruf tönt, — immer webt etwas Geſpenſtiſches, Spukhaftes in dieſer Landſchaft. Die Dichtung der Droſte hat dieſes Element in ſich aufgeſogen; es hat ihr die eigentümliche Stimmung gegeben. Und darum iſt ihre Dichtung in ihren „Haidebildern“ am ſtärkſten und eigenartigſten. In ihr tiefſtes Weſen hat ſich die Stimmung der Landſchaft Eingang erzwungen, und ſo war ſie fähig, gerade dieſe Stimmung in ihren Gedichten ganz zwingend wiedererſtehen zu laſſen. Sie hat einmal geſchildert, wie ein Knabe abends über das Moor geht. Dünſte ſteigen auf, und das Röhricht kniſtert im Winde. Und nun tauchen aus den Nebeln all die geſpenſtigen Haidegeſtalten auf, der Gräberknecht und die unſelige Spinnerin, der Geigenmann und die verdammte Margreth. Und in den vom Winde gehetzten Nebelfetzen jagen ſie hinter dem Knaben drein. So geht's über die Haide hin, bis er drüben, jenſeits des Moores, das Lämpchen in der Hütte ſieht. Und ſo erſteht zugleich in dieſem Gedicht, und nicht in dieſem allein, anſchaulich die ganze geſpenſtige Haidelandſchaft. Sie iſt in ihrer Stimmung verdichtet, und die Poeſie hat mit *ihren* Mitteln ein Bild geſchaffen, das ganz anſchaulich und ganz gegenſtändlich iſt.

Annette von Droſte-Hülshoff war eine gläubige Natur und eine fromme katholiſche Chriſtin. Sie hat religiöſe Lieder gedichtet, und die tiefſte Weisheit des Chriſtentums, das Gebot der Liebe, war ihr Maß des Lebens und Richtſchnur des Denkens. Die Religion füllte ſie aus und gab ihr voll Genüge. Und doch ruht das Eigenartige ihrer Weltanſchauung nicht in religiöſem Grund verankert, ſondern wie die Kraft ihres Dichtens entſtammt es landſchaftlichen Eindrücken. Sie hat das tiefſinnige Gedicht von den Krähen geſchrieben, in dem die Krähen auf der Haide erzählen, was ſie vor vielen Menſchengenerationen erſchaut und erlebt haben, und zu guterletzt kommt ein

Digitized by Google

alter, kahler Rabe und spricht von Zeiten, von denen nur die Sage schwerverständlich den Menschen ihren Bericht giebt. Was bleibt von den Menschen, von ihrem Thun und ihrem Schaffen übrig? Nicht viel mehr als ein Krähenbericht und eine Rabenerzählung. Die starre Unveränderlichkeit der Landschaft und in ihr die zähe Lebensdauer einzelner ihrer Geschöpfe hat Annette von Droste-Hülshoff die eigene Vergänglichkeitsstimmung allem Irdischen gegenüber gegeben, und damit die Lebensweisheit, die über das Thun der Menschen lächelt, weil ihr Thun verrinnt und ihre Spuren im Sande verwehen. Sie hat die landschaftlichen Eindrücke ihrer stillen, einsamen Spaziergänge in das Leben mit hinüber genommen und hat die Menschen immer in der Ewigkeitsumgebung der Natur gesehen, und das hat ihrer Dichtung die Kraft und die Höhe befreiender Weltanschauung gegeben.

Und ganz aus landschaftlichen Eindrücken heraus ist auch ihre Erzählung die „Judenbuche" gestaltet. Es ist als ob die Wälder Westfalens die Schuld in das Herz des Menschen hineinrauschten. Er flieht die Stätte seines Verbrechens, aber die Landschaft zieht ihn von neuem in ihren Bannkreis hinein. Und er sühnt seine Schuld an der Stätte, an der er die Mordthat begangen hat. Seine Geschichte ist, als hätten die Blätter sie gespenstisch rauschend erzählt. Das Verhältnis von Landschaftsstimmung zu Menschenschicksal ist hier fast ganz ohne Rest in der Gestaltung aufgegangen.

„Nur das Einfache ist großartig, nur das ganz Ungesuchte wahrhaftig rührend und eindringlich," hat Annette von Droste-Hülshoff einmal an Schücking geschrieben. Sie hatte die Kraft, in ihrer Dichtung das wahr zu machen. Wo sie die schlichten Vorgänge im menschlichen Herzen erzählt, ist sie ihrer Wirkung immer sicher. Sie führt an das Krankenbett der Wöchnerin, der sie das totgeborene Kind heimlich begraben haben, und sie erzählt von der beschränkten Frau, der das angelernte „in Gottes Namen" in alle Reden mit unterläuft, deren Herz aber weit ist in Liebefähigkeit; und ihre Dichtung verbreitet ihr sanftes, klares Licht über beide. Sie selbst gehörte mit ihrem Herzen den Stillen und Verwaisten an, denen, die so lange Stiefkinder des Glückes sind, bis sie die reiche Glücksquelle im eigenen Innern entdecken. Sie war eine rein innerliche Natur, und ihr Dichten entsprang ihrem Lieben — soweit es nicht aus landschaftlichen Eindrücken erwuchs.

An den Kämpfen ihrer Zeit ging sie still vorüber, und sie hatte in der Eigenart ihrer Persönlichkeit ein Recht dazu. Sie lebte im engen Kreis der ihr liebgewordenen Beschäftigungen und Freuden und weitete ihr Herz in der tiefen Aufnahme großer Natureindrücke. Sie, die selbst so viel Mitgefühl mit den Schwachen und Unterdrückten hatte, und die sich ein Wissen und eine innerliche Freiheit erkämpft hatte, wie wenig Frauen ihrer Zeit, stand dennoch allen, auch den notwendigen und berechtigten Emanzipationsbestrebungen fremd und anteillos gegenüber. Bei aller künstlerischen Stärke und aller Wucht, die ihrer Dichtung nicht selten innewohnt, blieb sie selbst, nach ihren eigenen Worten, „ein armes, loyales Aristokratenblut". Und sie starb, als die Märzstürme des Jahres 1848 ihre liebe Meeresburg umwetterten.

Aber die neue Zeit, die jene Stürme brachten, ist vergangen, und die Kunst des armen, loyalen Aristokratenblutes ist jung geblieben: die Seele der westphälischen Landschaft atmet in ihr.

Die Frau in der öffentlichen Armenpflege.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Es unterliegt nicht dem geringſten Zweifel, daß die Frau der Erfüllung ihrer ſocialen Aufgaben um ein weſentliches Stück näher gerückt ſein wird, ſobald ſich ihr die thätige Mitwirkung bei der öffentlichen Armenpflege in umfaſſender Weiſe erſchließt. Frauen, die gerade in der Zulaſſung zur ſocialen Hilfsarbeit ein weſentliches Stück der Frauenrechte und -Pflichten ſehen, ſind daher ſeit Jahren für die Einreihung der Frau in die Reihe der offiziellen Armenpfleger lebhaft eingetreten, vor allen Dingen die auf dieſem Gebiet beſonders erfahrene Frau Jeannette Schwerin, die in einer Reihe von Städten durch öffentliche Vorträge das allgemeine Intereſſe auf dieſe wichtige Frage zu lenken wußte. Auf ihre Anregung hin wurde vor kurzem einer Kommiſſion von Berliner Stadtverordneten, die über eine ins Auge gefaßte Decentraliſation der Armenpflege zu beraten hat, nachfolgende Petition unterbreitet:

„Die unterzeichneten Frauen bitten eine hohe Stadtverordnetenverſammlung zu Berlin, bei der in Ausſicht genommenen Reform des öffentlichen Armenweſens der Stadt Berlin in der Armenpflege erfahrene Frauen berückſichtigen und zur Mitarbeit heranziehen zu wollen.

Die in anderen deutſchen Städten wie Elberfeld ꝛc. gemachten Erfahrungen haben die Zweckmäßigkeit der Mitarbeit von Frauen längſt erwieſen. Sie kommt zunächſt den Armen ſelbſt zu gute, da viele Bedingungen des häuslichen Lebens dem geübten Blick der theoretiſch vorgebildeten und praktiſch geſchulten Frau — und nur ſolche würden wir für die Mitarbeit befähigt erachten — leichter erkennbar ſind als dem Manne, deſſen Berufsübung außerhalb des Hauſes faſt nie Gelegenheit giebt, ſich mit den verſchiedenen Erſcheinungsformen der Häuslichkeit vertraut zu machen. Aber auch der Kommune ſelbſt würde nach unſerer beſcheidenen Meinung die erbetene Inſtitution Vorteil bringen, denn ſie führt dem Gemeindedienſt friſche, unverbrauchte Kräfte zu. Wir bitten Frauen als Armenpflegerinnen mit beratender und beſchließender Stimme einzuſtellen, denn ein wirkſames und erfolgreiches Zuſammenarbeiten iſt nach unſerer Anſicht nur möglich, wenn ſämtliche Mitarbeiter gleiche Pflichten und gleiche Rechte haben. Allerdings würden wir den dringenden Wunſch hegen, nur ſolche Frauen einzuſtellen, die nachweislich eine ſyſtematiſche Vorbereitung (theoretiſche und praktiſche) genoſſen haben, denn die Heranziehung ungeſchulter weiblicher Hilfskräfte würden wir für verderblich halten.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß eine hohe Stadtverordnetenverſammlung unſeren Wünſchen Gehör ſchenken wird. Dieſe erſcheinen um ſo berechtigter, als ihre Erfüllung uns ein Arbeitsfeld auf ſocialem Gebiet eröffnen würde, zu dem wir durch unſere natürliche Veranlagung ganz beſonders geeignet zu ſein glauben."

Jeannette Schwerin, Helene Lange, Hanna Bieber-Böhm, Auguſte Friedemann, Luiſe Jeſſen, Marie Jaques, Henriette Tiburtius-Hirſchfeld.

Die Petition fand eine ſehr wohlwollende Aufnahme. Mit zehn gegen fünf Stimmen wurde der Antrag Friedemann angenommen: „Die Stadtverordnetenverſammlung möge dem Magiſtrat empfehlen, einen Gemeindebeſchluß herbeizuführen, nach dem Frauen zur öffentlichen Armenpflege zuzuziehen ſeien."

Damit iſt ein erſter Schritt auf aufwärts führendem Wege geſchehen Hoffentlich findet das Beiſpiel bald Nachahmung — aber freilich darf nie vergeſſen werden, daß dem verlangten Recht die Fähigmachung zur Erfüllung einer ernſten Pflicht die Wage halten muß.

Digitized by Google

Erwerbsthätigkeit.

Ein Wort zu Ehren eines vernachläſſigten Frauenberufs.

Gedanken und Erfahrungen einer Frau.

Nachdruck verboten.

Wir jüngern Frauen ſehen und fühlen, daß es vorwärts geht mit der ſogenannten Frauenbewegung, daß wir freiere Luft atmen und einen reicheren Anteil am großen Strome des Lebens haben, wie die Generation vor uns. Die Preſſe, die öffentliche Meinung, die Denkenden unter den Männern bekommen allmählich Achtung vor dem Wahren und Tüchtigen dieſer Bewegung, und die altbekannten, ausgebeuteten Redensarten über die Emanzipation der Frau verſtummen mehr und mehr.

Wir ſehen, wie ſich ſchon manches Thor vor der ſtrebenden Frau aufgethan hat, mancher Beruf ihr zugänglich geworden iſt.

Wir finden die Vorpoſten unſeres Geſchlechtes in dieſem Kampf um ſeine Rechte heute ſchon in den Hörſälen der Univerſität, am Operationstiſche der Kliniken und Krankenhäuſer, und glauben froh, daß die Zeit zeigen und klären wird, wo Mann und Frau gemeinſam wirken können, aber auch zu welcher Arbeit ein Geſchlecht vor dem andern berufen und tüchtig iſt. Alle Arbeit aber, die mit der natürlichen, der ſocialen Stellung der Frau als Gattin und Mutter im Zuſammenhange ſteht, betrachten wir als ihr eigenſtes Arbeitsfeld auch für die Zukunft. Die moderne Frauenbewegung ſucht ihre größten, ihre beſten Ziele ja auch nicht außerhalb dieſer uralten Frauenſphären, ſondern will die Frau vor allem zur Erfüllung ihrer natürlichen Pflichten ſchulen, erziehen, vertiefen.

Nun giebt es aber einen uralten Frauenberuf, eine ſociale Pflicht des Weibes am Weibe, den heutzutage die gebildete Frau zum wenigſten hier in Deutſchland verächtlich bei Seite liegen läßt, obgleich es niemand einfällt, ihr dies Arbeitsfeld ſtreitig zu machen. Sie läßt ihr altes Recht in ungebildeten Händen und verlangt auf dieſem ihrem eigenſten Gebiet noch keine gründliche Schulung, keine beſſere Bildung, keine geiſtige Zucht, obgleich ſie damit gegen ihr eignes Fleiſch und Blut anwütet.

Ich meine den Beruf der Geburtshelferin, der „Hebamme“, wie man heute noch allgemein ſagt. Vielleicht finden ſpäter beſſer gebildete Frauen in dieſem Beruf auch einen beſſeren Namen dafür.

Schön nennt der altgermaniſche Mythus ſie die „Nothelferinnen“ und weiß von den weiſeſten der Frauen, den Nornen, das Walten dieſes Amtes zu künden. In der Edda leſen wir, wie Ortrun, König Etzels Schweſter, zu Borgne gerufen wird, die in „harten Nöten“ liegt, und ſie von Sohn und Tochter entbindet. Einen großen Zug von Rechtſchaffenheit und Unabhängigkeit, von Adel der Geſinnung finden wir bei jenen ebräiſchen Wehemüttern, die Pharao nicht gehorchen wollten, und die jüdiſchen Knaben nicht bei der Geburt töteten: „denn ſie fürchteten Gott mehr als den König. Und weil die Wehemütter Gott fürchteten, baute er ihnen Häuſer und that ihnen Gutes.“

So hochgehalten, den Beſten der Frauen anvertraut, zeigt uns die Geſchichte dieſen Beruf. Überraſchend lange Zeit blieb er ausſchließlich in Frauenhänden. Nur ihrem Mangel an Kenntniſſen und Fortſchritten auf dieſem Gebiet, an gründlicher Bildung überhaupt, hat die Frau es zuzuſchreiben, daß der Mann auf dieſem ihrem eigenſten Arbeitsfelde Fuß faßte.

Die erſte, die ihn als Geburtshelfer rief, war die La Valière, eine Geliebte Ludwigs XIV., die von dem Arzt Jules Clément im Jahre 1663 entbunden wurde. Mit andern franzöſiſchen Sitten iſt dieſe, und der Name für jene ärztlichen Helfer „accoucheurs“, dann bald zu uns gekommen.

Es ſind freilich immer noch nur die Frauen der höheren Stände und darunter vorzugsweiſe die Bewohnerinnen der größeren Städte, die den Arzt bei der normalen Entbindung der Hebamme vorziehen. Der Bürgerſtand und die ganze Landbevölkerung iſt mit geſundem Gefühl für das Rechte und Natürliche bis heute dem Grundſatz treu geblieben, daß die Frau der Frau dieſen

Dienst zu leisten hat. Dies ist doppelt anzuerkennen im Hinblick auf die Frauen, die sich uns als Hebammen zur Verfügung stellen.

Ich will hier nicht über die so vielfach als ungenügend verschriene praktische Vorbildung der Hebammen klagen. Viele Ärzte treten energisch für eine Besserung in dieser Beziehung auf, und es giebt gewiß einen andauernden Fortschritt in der Berufsausbildung der Hebamme, insoweit Kenntnisse, Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Betracht kommen. Aber diese Frauen sind im Durchschnitt leider so wenig vorbereitet, so bildungslos von Hause aus, daß auch die praktische Ausbildung darunter leiden muß.

Es sind zum großen Teil brave, tüchtige Frauen, gewiß, die nach besten Kräften ihre Pflicht thun. Aber der Durchschnitt besitzt nur Volksschulbildung, von der bereits das meiste vergessen ist, wenn sie diesen Beruf ergreifen, oft in vorgerückterem Alter, weil ein nichtsnutziger Ehemann oder frühe Witwenschaft sie zum Gelderwerbe zwingen. Vielleicht sind in den großen Städten Deutschlands hin und wieder wahrhaft gebildete Frauen darunter, — mir ist bisher noch keine solche begegnet.[1]) Und von welchem Segen würden sie doch sein, nicht nur durch eine bessere praktische Vorbildung, sondern vor allem durch den geistigen Beistand, den moralischen Halt, den sie der Leidenden bieten können. Daß die ungebildete Hebamme uns den nicht geben kann, ist gewiß nicht mir allein zu einer schmerzlichen Erfahrung geworden.

Man mute einem Manne zu, bei einer Krankheit, einer Operation auf die Hilfe eines Menschen angewiesen zu sein, der mit seinem Barbier ungefähr auf derselben Bildungsstufe steht. Und doch hängt gerade in den Wehestunden der Frau so unendlich viel davon ab, daß ihre Umgebung ihr raten und helfen kann zur Ruhe, zum Mute, zur Geduld. Das sind die Schlachten, die wir schlagen, vor denen wir zittern und zagen; bemitleidenswert die Frau, die ohne Gottvertrauen, ohne sittliche Kraft hineingeht. Und wen giebt man uns als Beistand zur Seite? Gute Frauen, gewiß, aber Frauen, deren Ausdrucksweise schon das nervöse Ohr der Leidenden verletzt, die uns in ihrer Lebensanschauung fremd sind, die uns nicht zu halten, zu mahnen, zu trösten wissen, und vor denen wir uns in ungeduldigen Klagen und schädlichen Aufregungen gehen lassen, wie wir es dem Arzt, der gebildeten Frau gegenüber nicht wagen würden. Vielleicht passen diese Hebammen an das Bett der Frauen, die ihnen an Stand und Bildung gleich sind, hoffentlich finden sie dort das rechte Wort, den rechten Ton. Aber auch dort denke ich mir die wahrhaft gebildete Frau, die Frau mit der Bildung, die Herzensgüte giebt, noch besser am Platze. Und diese Geburtshelferin wäre erst recht die ideale für die Ärmsten, die Kinderreichsten. Was solch eine Frau in solcher Stunde in solchen Hütten helfen könnte, davon geben uns, will's Gott, die Heldinnen der Zukunft Zeugnis.

Man könnte nun die Reform unserer Hebammenverhältnisse in der ausschließlichen Ausübung dieses Berufes durch weibliche Ärzte sehen. Es ist gewiß zu hoffen, daß sie bald bei uns zahlreich werden und sich vor allen Dingen der Geburtshilfe widmen. Ob sie aber in absehbarer Zeit in genügender Anzahl vorhanden sein werden, um in Stadt und Land diesen Beruf allein oder doch in der Hauptsache auszufüllen, ob sie ferner geneigt sind, sich zum größten Teil diesem Spezialfache zu widmen, ist sehr zu bezweifeln.

Ferner wird die akademisch gebildete Frau in Folge ihrer kostspieligeren Ausbildung, ihrer Gleichstellung mit dem Arzte, gerechterweise dieselben Preise wie dieser fordern. Und doch sind die größeren Kosten der eine Grund, der den Durchschnitt der Frauen heutzutage abhält, den Arzt in ihrer Stunde rufen zu lassen. Der ausschlaggebende, hauptsächliche Grund ist allerdings der andere, uralte: das Schamgefühl des Weibes vor dem Manne.

Nicht die akademisch gebildete, sondern die gebildete Frau ist uns als Geburtshelfer absolut nötig. Und was die pekuniäre Seite betrifft, so würden die gebildeten Hebammen, selbst wenn sie nur zu den heutigen Preisen arbeiteten, in der Großstadt bei einigermaßen guter Praxis kein schlechtes Auskommen haben, ein besseres sogar, wie die meisten Frauenberufe es bieten. Dazu kommt als Vorzug eine unabhängige Stellung, bei der die verheiratete Frau und die Witwe die Oberaufsicht über Haushalt und Kinder ausüben kann. Für kleinere Städte und für das platte Land würde allerdings eine Subvention aus den Mitteln des Staates oder der Kommune notwendig sein; wenn irgendwo, so wäre aber auch hier eine solche Subvention angebracht, da sich der mittelbare Einfluß, den solche gebildete Frauen auf die ganze Gestaltung der hygienischen und socialen Verhältnisse mit der Zeit auszuüben vermöchten, garnicht hoch genug veranschlagen läßt.

Auch die Arbeit und Stellung der Hebammen ist kein triftiger Grund, die gebildete Frau vom

[1]) In der That finden sich beachtenswerte Anfänge in dieser Richtung in Berlin sowie in einigen andren Großstädten. Die hier gemachten günstigen Erfahrungen geben den Ausführungen der Verfasserin noch größeren Nachdruck. D. Red.

Eintritt in dieſen Beruf abzuhalten. Was man von ihr verlangt, iſt ja nach der Sitte der Gegend und der Klaſſe der Bevölkerung recht verſchieden. Wo eine Wärterin gehalten wird, fällt ihr nur die Geburtshilfe zu, ſonſt auch wohl die Pflege und Reinhaltung von Mutter und Kind in den erſten Wochen. Aber auch dieſen letzteren Fall geſetzt, ſcheint mir das keine Arbeit, die der gebildeten Frau unwürdig iſt. Für ein krankes Weib, ein kleines Kind Sorge tragen, bleibt das Weiblichſte, Eigenſte der Frauenarbeit. Deshalb iſt die niedrige, ſociale Stellung, die die Hebamme heutzutage einnimmt, auch keine Folge ihrer Arbeit. Im Beruf ſelbſt iſt die geringe Achtung und Anerkennung desſelben, dies Vorurteil dagegen nicht begründet, ſondern die Frauenklaſſe, die ihn heute ausfüllt, hat ihm ſeinen Ruf geſchaffen. Ebenſo wenig wie ſchon heute für unſer Gefühl für den Arzt und für den weiblichen Arzt in der Ausübung der Geburtshilfe etwas Unſchönes, Entwürdigendes oder ihre geſellſchaftliche Stellung Beeinträchtigendes liegt, ebenſo wenig werden wir der gebildeten Hebamme unſere volle und aufrichtige Gleichwertung verſagen. Die meiſten gebildeten Frauen hegen aber ſelbſt noch ein Vorurteil gegen dieſen Beruf, die als untergeordnet, als unſchön verſchriene Arbeit. So iſt dies uralte, dies natürliche, reiche Arbeitsfeld der gebildeten deutſchen Frau heute fremd.

Wir jungen Frauen ſehnen uns nach anderer, beſſerer Hilfe in unſeren ſchweren Stunden, nach gebildeter Frauenhand, nach geiſtigem Halt, Einfluß und Zuſpruch. Und wir empfinden: es gehört die Frau als Geburtshelfer zur Frau, die rechte, die gebildete Frau. Wann wird die gebildete, deutſche Frau den Mut finden, dieſen ihren gottgegebenen, naturgemäßen Beruf aufzunehmen, wahrhaft auszufüllen, und kraftvoll hochzuhalten?

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

Ein New-Yorker Frauenverein.

Von Elly Dennort.

In einer der ſchönſten Straßen New-Yorks ſteht ein mächtiger, ſolider Bau, das Klubhaus der „Professional women league“ des Vereins für Frauen, die einen Beruf ausüben. Tritt man hinein, ſo ſtaunt man über die elegante und doch zweckmäßige Einrichtung im Innern. Da iſt der große Sitzungsſaal, wo Beratungen abgehalten werden unter dem Vorſitz der Präſidentin, wo Schriftführerin und Kaſſiererin ihre raſtloſe Thätigkeit entwickeln. Dann ſind Erfriſchungszimmer und Geſellſchaftsräume vorhanden, das Leſezimmer mit der reich ausgeſtatteten Bibliothek, der Stolz des Vereins, und vor allen Dingen die Ausſtellungshallen, wo die Arbeiten der Mitglieder zum Verkauf ausgeſtellt werden. Den Verkauf betreibt der Verein und erhält von jedem verkauften Gegenſtande einen kleinen Prozentſatz um — weiter helfen zu können.

Wie und wem aber hilft der Verein, und wer ſind ſeine Mitglieder? In den Verein eintreten kann jede, die durch ein Mitglied eingeführt wird (hierdurch wird ja eine gewiſſe Bürgſchaft für jede neu Eintretende geleiſtet), einerlei ob ſie einen Beruf hat oder nicht. Im erſten Jahre wird eine Eintrittsſumme von 8 Dollars (25 Mark) gezahlt, ein Preis, der für deutſche Verhältniſſe ſehr hoch iſt, aber klein im Vergleich mit anderen amerikaniſchen Preiſen; der Beitrag in den folgenden Jahren iſt erheblich geringer. Der Zweck des Vereins iſt: er will Frauen in der Ausübung ihres Berufs unterſtützen, und vor allen Dingen im Anfange ihrer Laufbahn. Wie manche hochbegabte Sängerin oder Schauſpielerin kann nicht aufkommen, da es ihr an den Toiletten mangelt, die doch einmal für jede größere Rolle unumgänglich nötig ſind. Entweder ſie bleibt charakterfeſt und plagt und quält ſich in den Nebenrollen ihr Leben lang, oder ſie fällt dem brutalen Satz zum Opfer: „Kannſt du dir von deiner Gage keine Toiletten kaufen, ſo halte dir einen Liebhaber, der es für dich thut.“ Wie manche junge Malerin geht von der Akademie ab, den Kopf voll von Plänen und Ideen; aber ſie kann ſie nicht verwirklichen, ihr fehlt das Material dazu, ſie hat nicht das Geld, ihre Bilder auf Ausſtellungen zu ſchicken. Sie fängt an Stunden zu geben, Tag aus, Tag ein, damit gehen die Jahre hin und mit ihnen die Kraft und die Phantaſie zu eigenem Schaffen.

Doch nicht nur den Auserwählten, den Künſtlerinnen hilft der Verein, ſondern einer jeden dem Verein Angehörenden in ihrem Berufe. Der Lehrerin verſchafft er Schülerinnen, der Schneiderin Kund-

schaft, der Buchhalterin eine Anstellung, der Ärztin Praxis ꝛc. ꝛc. Ist ein Eintrittsgeld von 25 Mark nicht eine Kleinigkeit im Verhältnis zu dem, was den einzelnen dafür geboten wird? Und noch eins kommt hinzu: alle Unterstützungen werden gegeben, ohne die Rückgabe obligatorisch zu machen, und nie wird es außerhalb des Vorstandes bekannt, wer eine Unterstützung erhalten hat. So lange aber der Verein besteht, ist nur zu vereinzelten Malen der Fall eingetreten, daß nicht in gebesserter Lage freudig zurückgezahlt worden ist, was am Anfang der Berufsthätigkeit oder in der Not gegeben worden war.

Welchen praktischen Vorteil haben aber die Mitglieder, die so gestellt sind, daß sie nicht nötig haben in einem Beruf ihren Unterhalt zu erwerben? Außer dem befriedigenden Gefühl, ihren schwer arbeitenden Mitschwestern zu helfen, bringt ihnen der Eintritt in den Verein den Vorteil, daß sie alles, was sie gebrauchen an ärztlicher Hilfe, juristischem Rat, Unterricht in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst, an kunstgewerblichen Arbeiten, Putz und Schneiderei ꝛc. von Mitgliedern des Vereins billiger bekommen als außerhalb des Vereins; alle arbeiten gern für einen geringeren Preis; sie wissen ja, im Falle der Not wird ihnen geholfen.

Die Professional women league beschränkt sich aber nicht allein auf New-York, ihre Mitglieder können sich aufhalten, sich niederlassen, wo sie wollen, überall werden sie im Auge behalten, überall wird ihnen geholfen. Dieser segensreiche, thatkräftige Verein verdiente Nachahmung zu finden; meines Wissens existiert kein ähnlicher in Deutschland. Den Lernenden wird überall in der Welt geholfen, aber wenn der schwerste Augenblick kommt, der erste selbständige Schritt ins Leben hinein, wo ein jeder in seinem ringenden Nebenmenschen einen Konkurrenten sieht und das weibliche Geschlecht noch doppelt gegen die Mißgunst der Männer anzukämpfen hat, da fehlte diese Hilfe meistens, und eben da wäre ein solcher Verein von unendlichem Wert.

Der Berliner Frauenverein

hat in seinen letzten beiden Sitzungen seinen Mitgliedern und den zahlreich erschienenen Gästen sehr interessante Vorträge und Diskussionen geboten. Frau Dr. jur. Kempien sprach im November über einige die Frau betreffende Rechtsfragen im bürgerlichen Gesetzbuch. Obwohl sie im Prinzip für das getrennte Güterrecht eintritt, glaubte sie doch die Frauen darauf hinweisen zu sollen, daß die Vorteile des neuen bürgerlichen Gesetzbuches seine Nachteile überwiegen und daß man einstweilen zufrieden sein solle, diese Vorteile einzuheimsen. Herr Rechtsanwalt Dr. Bieber stellte sich dagegen entschieden auf die Seite der Frauen, die in der Annahme der Paragraphen des Neuen Gesetzbuches, die der Frau die Verfügung über ihr Vermögen und ihre Kinder absprechen, eine nicht mehr zeitgemäße Bestimmung und eine Herabsetzung ihres Geschlechts erblicken, eine Auffassung, die auch der Verein teilt und durch seine Beteiligung an der im Oktoberheft der Zeitschrift erwähnten Petition des Bundes deutscher Frauenvereine vertritt. — Im Dezember sprach Herr Dr. Kronenberg über „die Frau und die Philosophie." Er trat warm für die philosophische Schulung der Frauen ein, insofern sie geeignet sei, Bildung an die Stelle der bloßen Kenntnisse zu setzen. — Die Krankenpflegestation des Vereins — von Frl. Dr. Tiburtius als Ärztin geleitet — erweist sich fortgesetzt als eine Wohlthat für unbemittelte weibliche Kranke.

Der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung in Berlin hielt vor kurzem eine Sitzung ab, in der Frau Professor Albrecht einen Vortrag über „Die wichtigsten Grundsätze einer Reformbekleidung" hielt. Sie betonte, wie wichtig die Gesundheit der Frau für die Gesamtheit sei, und wie sehr man durch verkehrte Kleidung gegen dieselbe gesündigt habe. Die zunehmende Kränklichkeit der Frau fordere dringend Abhilfe. Nach manchen vergeblichen Bemühungen in dieser Hinsicht scheine jetzt endlich der Zeitpunkt gekommen, um eine Änderung zu schaffen. Der Sport, der unbedingt eine andere Kleidung verlange, sei hierbei nicht ohne Einfluß gewesen. Dem Verein falle die Aufgabe zu, das Schöne mit dem Praktischen und Zuträglichen zu verbinden. Die Rednerin erwähnte als erste Notwendigkeit die Umgestaltung der Unterkleidung. Dieselbe sei dahin zu verändern, daß jeder gesundheitsschädliche Druck vermieden und die Hautthätigkeit berücksichtigt werde. In Bezug hierauf hätten wir Dr. Jäger und besonders Dr. Lahmann wertvolle Neuerungen zu verdanken. Der Leinwand und ähnlichen Stoffen müsse der Krieg erklärt werden, da sie die Hautthätigkeit hemmen. Richtig sei es, durch Trikot- oder gitterartig gewebte Stoffe die Aufgabe der Haut zu erleichtern. Es würden dann die häufigen Erkältungen verschwinden. Die Kosten einer Reformunterkleidung würden gering sein. Hierauf wandte sich die Vortragende gegen das allzu lange Kleid, das Staub und Schmutz aufnehme und oft zum Träger von Krankheitskeimen werde. Es mache außerdem unbeholfen und schwerfällig. Ein entsprechend verkürztes Kleid, besonders für die Straße, würde die Frauen von einem lästigen Hindernis befreien und ihnen mehr Beweglichkeit verleihen.

Zum Schluß sprach die Rednerin noch die Hoffnung aus, daß die Verbesserung der Frauenkleidung nicht mit der Mode im Kampfe stehen, sondern sich mit ihr verbinden möge. — Vorsitzende des Vereins ist Frau Oberstlieutenant Pochhammer. Der jährliche Beitrag beläuft sich auf 2 Mark. E. Herzog.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Weihnachtsmesse des Vereins Berliner Künstlerinnen,** die vom 5. bis 23. Dezember in den Räumen des alten Reichstags in Berlin stattfand, war seitens der Künstlerinnen ungewöhnlich reich beschickt und hat ein zahlreiches Publikum herbeigelockt. Sie bot besonders eine Fülle ausgezeichneter Arbeiten auf dem Gebiet des Kunstgewerbes, das unter den hiesigen Künstlerinnen hervorragende Vertreterinnen besitzt. In erster Reihe sind hier die Malerinnen C. Lobedan, M. Kirschner, M. Ludolf, E. Foß, M. Stüler, M. Deppermann, B. von Kitzing, L. Menzel und H. Lehnert zu nennen, deren künstlerisch und geschmackvoll verzierte Möbel, Wandschirme, Supraporten, Majoliken, Gläser u. a. in maßgebenden Künstlerkreisen wie beim Publikum reiche Anerkennung fanden.

* **Die Lehrthätigkeit von Frl. Dora Hitz** hat einen schönen Erfolg zu verzeichnen, da die beiden ersten Bilder einer ihrer Schülerinnen, Frl. S. Goldschmidt, von der Jury des Glaspalastes in München zugelassen wurden. Dora Hitz, die den Sommer über leidend war, ist jetzt soweit hergestellt, daß sie ihre Malschule für Damen (Lützowplatz 12) wieder eröffnen kann.

* **Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein** hatte auf seiner letzten Generalversammlung eine Kommission zur Beratung der Oberlehrerinnenbildung und Prüfung eingesetzt, die in einer Reihe von Sitzungen ein Material zusammengestellt hat, das sie jetzt der Öffentlichkeit, vor allem den Lehrerinnen und Lehrern, zu weiterer Erwägung übergiebt. Obwohl an eine direkte Beeinflussung der Gestaltung der betreffenden Verhältnisse einstweilen nicht zu denken sein dürfte, hat die Kommission im Interesse der Sache doch die sorgfältigste Durcharbeitung des ganzen einschlägigen Materials nicht gescheut und sowohl in Bezug auf die im allgemeinen maßgebenden Grundsätze als auch auf die speziellen Prüfungsforderungen die eingehendsten Vorschläge gemacht. Vor allem besteht sie auf einer wirklich wissenschaftlichen Bildung. Daraus ergiebt sich als notwendige Konsequenz eine andere Vorbildung als sie höhere Mädchenschule und Lehrerseminar gewähren. Die Kommission hat diese Konsequenz gezogen: sie verlangt etwa die Vorbildung, die das Realgymnasium bietet, dazu Griechisch für die, welche Religion als eines der Hauptfächer wählen. Dadurch würde einer der Hauptmängel des jetzigen Oberlehrerinnenexamens beseitigt werden, in dem wirklich wissenschaftliche Forderungen in manchen Zweigen nicht gestellt werden können, da die wissenschaftliche Vorbildung nicht vorausgesetzt werden kann. — Die Kommission bestand aus den Damen: Helene Lange, Lina Langerhanß, A. von Cotta, Bertha von der Lage, Dr. Käthe Windscheid und Herrn Professor Dr. Hermann. Zugezogen waren außerdem für Religion Herr Professor D. Pfleiderer, für Deutsch Herr Professor Dr. Michaelis, für Naturwissenschaften Herr Oberlehrer Dr. Lange. Eine Anzahl von Professoren und Lehrern hatten der Kommission eingehende Gutachten zur Verfügung gestellt.

* **Der Vorstand des Vereins Preußischer Volksschullehrerinnen** hat dem Landtage eine Petition überreicht. Der Schwerpunkt der Bitten der Volksschullehrerinnen liegt in dem Satze: „Das Grundgehalt der Lehrerinnen sei dem der Lehrer gleich." Der Entwurf der Regierung hält an der überkommenen Anschauung fest, die junge Lehrerin brauche weniger als der junge Lehrer. Daher das ganz unzulängliche Grundgehalt von 700 Mark, welches während voller 10 Dienstjahre nur auf 760 Mark steigt. Diese Besoldung verurteilt die Volksschullehrerin der Dörfer und kleinen Städte zu Entbehrungen, die ihres Amtes unwürdig sind und ihre Gesundheit erschüttern. Die Alterszulagen von 540 Mark nach 31 Dienstjahren bieten keinen Ersatz für den in den ersten Amtsjahren erlittenen Schaden an Kraft und Gesundheit. Im Königreich Sachsen erhalten längst Lehrer und Lehrerinnen gleiches Grundgehalt. Viele Städte und Dörfer in Preußen haben den

Digitized by Google

gleichen Weg betreten; sie könnten an der Hand dieſes Geſetzes nur zurückſchreiten. Die Volksſchullehrerinnen bitten nun, daß der Unterſchied zwiſchen Lehrer- und Lehrerinnengehalt in die ſpäteren Amtsjahre verlegt werde und den Lehrerinnen, bei gleichem Grundgehalt, nur 60 % desſelben als Geſamtſumme der Alterszulagen bewilligt werden mögen. — Hoffentlich werden ſich unter den Abgeordneten auch ſolche finden, welche die Intereſſen der 10 000 preußiſchen Frauen vertreten, die im Volksſchuldienſt ſtehen.

* **Der national-ſociale Verein**, der vor kurzem in Erfurt gegründet wurde, hat in ſeine „Grundlinien" folgenden Paragraphen über die Frauenfrage mit aufgenommen: „Wir ſind für Regelung der Frauenfrage im Sinne einer größeren Sicherung der perſönlichen und wirtſchaftlichen Stellung der Frau und ihre Zulaſſung zu ſolchen Berufen und öffentlichen Stellungen, in denen ſie die fürſorgende und erziehende Thätigkeit für ihr eigenes Geſchlecht wirkſam entfalten kann."

— **Frau Johanna Ambroſius** iſt von der „Eduard von Bauernfeld-Stiftung" in Wien eine Ehrengabe von 500 Gulden zuerkannt worden.

* **Eine Frau als Staatsſekretär.** In Utah wurde bei den letzten Wahlen eine Frau, Mrs. Cannon, zum Staatsſekretär erwählt. Sie erzielte eine Stimmenmehrheit von über 4000. Das Merkwürdigſte bei der Wahl war, daß ihr ihr eigener Gatte als republikaniſcher Gegenkandidat gegenüberſtand. Die politiſche Gegnerſchaft der Eheleute hat übrigens ihr friedliches, ſchönes Verhältnis nicht im mindeſten geſtört. Mrs. Cannon erklärt: „Wenn Eheleute ſich über Politik zanken, werden ſie ſich auch bald darüber zanken, was gegeſſen werden ſoll, Brod oder Kuchen." Mrs. Cannon iſt der erſte weibliche Staatsſekretär, der je in den Vereinigten Staaten erwählt worden iſt.

Für Haus und Familie.

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

— **Der Nutzen des Apfels.** Herr Dr. Stötzer ſchildert denſelben wie folgt: Der Apfelgenuß, beſonders unmittelbar vor dem Schlafengehen, iſt ein bewährtes Mittel zur Förderung der Geſundheit. Der Apfel liefert nicht nur eine vorzügliche Nahrung, er iſt zugleich eines der hervorragendſten diätiſchen Mittel. Er enthält mehr Phosphorſäure in leicht verdaulicher Verbindung, als irgend ein anderes pflanzliches Erzeugnis der Erde. Sein Genuß beſonders unmittelbar vor dem Schlafen, wirkt 1. vorteilhaft auf das Gehirn, 2. regt die Leber an, 3. bewirkt, wenn regelmäßig vor dem Schlafengehen genoſſen, einen ruhigen Schlaf, 4. desinfiziert die Gerüche der Mundhöhle, 5. bindet die überſchüſſigen Säuren des Magens, 6. paraliſiert hämorrhoidale Störungen, 7. befördert die ſekretierende Thätigkeit der Nieren, 8. hindert ſomit die Steinbildung, 9. ſchützt ferner gegen Verdauungsbeſchwerden und 10. gegen Halskrankheiten.

— **Eine praktiſche Fußbank.** Ein nicht gefährliches, aber ſehr ſtörendes und ſchmerzhaftes Übel ſind die mit offenen Stellen verbundenen Krampfaderleiden, von denen kinderreiche Mütter beſonders heimgeſucht werden. Das Gehen iſt alsdann erſchwert, und noch ſaurer kommt das Stehen an. Dagegen waltet das Bedürfnis nach horizontaler Lagerung des kranken Beines vor; und da ſolches nur durch Bettruhe zu ermöglichen, eine Hausfrau aber ſchwer abkömmlich iſt, ſo ſucht die Leidende, im Armſtuhl ſitzend, dem kranken Gliede wenigſtens durch bequeme Lage auf einer hohen Fußbank einige Erleichterung zu ſchaffen.

Doch hohe Fußbänke werden durch den auf die Ferſe ausgeübten Druck für die Dauer höchſt unbequem, es ſei denn, daß nach dem ſelbſterfundenen Rezept einer Krampfaderleidenden das Bänkchen ſo konſtruiert iſt, daß der Teil, auf dem die Fußſpitzen liegen, 6—8 Zentimeter höher iſt, als der den Hacken zum Ruhepunkt dienende, mithin die Oberfläche eine ſchräg anſteigende Ebene bildet. Das Fußbänkchen der Erfinderin iſt 37 Zentimeter lang, 22 breit, vorn 18, hinten 26 Zentimeter hoch.

Am beſten ruht das kranke Bein, wenn es nicht vom Knie aus ſenkrecht auf der Fußbank ſteht, ſondern wenn die Leidende, in einem bequemen Stuhl ſitzend, beide Füße bei ſchräger Haltung der Beine auf das vom Stuhl etwas abſtehende Bänkchen lagert. Der wohlthuende Einfluß der nach einer Seite erhöht gearbeiteten Bank leuchtet jedem Fußleidenden ein, der nur ein Viertelſtündchen davon Gebrauch macht. A. B.

— **Cacao-Stuben.** Seit einiger Zeit befinden ſich in vielen größeren Städten Deutſchlands Cacao-Stuben, die von den Fabrikanten des Cacao van Houten eigens zu dem Zweck errichtet wurden, dem Publikum zu außergewöhnlich billigem Preiſe (15 Pf. pro Taſſe) eine Probe dieſes Getränkes zu bieten. Die Cacao-Stuben unter Leitung einer Vorſteherin, ſind in erſter Linie für die guten bürgerlichen Kreiſe beſtimmt; es findet in dieſem Sinne die Verabreichung des Cacao nur von 8 Uhr früh bis 8 Uhr Abends ſtatt. In Berlin befinden ſich die Cacao-Stuben van Houten Werderſcher Markt 9 und Landsbergerſtraße 59.

Digitized by Google

Bücherſchau.

„Aus dem erſten Univerſitätsjahr“ von Peter Nanſen. Ein Roman in Briefen. (S. Fiſcher Verlag, 1896.) Nanſens Roman ſchildert die Entwicklung, die ein junger Student in der Hauptſtadt des Landes durchmacht. Er iſt in engen und orthodox-konſervativen Kreiſen einer kleinen Provinzſtadt aufgewachſen und bezieht die Univerſität wohl bewahrt mit dem ganzen Rüſtzeug biedermänniſcher Vorurteile. Und dieſes Rüſtzeug fällt Stück für Stück von ihm ab. Neue Ideen finden in ſeinem jungen, erſtaunten Kopf Eingang, und friſcher Lebensgenuß ſchafft ihn ſelbſt um. Es giebt eine Trennung von ſeiner Braut, die er mit Primanerſchwüren an ſich gefeſſelt hat, und es kommt zum ſchweren, entſcheidenden Bruch zwiſchen ihm und ſeiner Familie. Vater und Sohn hören auf, einander zu verſtehen, ja, dieſelbe Sprache zu ſprechen. Der alte Kampf gegen die Autorität der Familie wird gekämpft, und er führt zur Befreiung des jungen Streiters. Nanſen hat dieſe Vorgänge in ihren entſcheidenden Wendungen mit ganz ſicherer Hand feſtgelegt. Die Charakteriſtik ſeiner Geſtalten iſt mit ſcharfen Linien gegeben. Ein leicht frivoler Humor ſpricht aus den Briefen dieſes Romans in Briefen, aber immer ſind die Geſchehniſſe in einer eigenartig weichen Stimmungsſphäre gegeben. Das Buch iſt ſpannend zu leſen, und wie jeder Kampf gegen zerrüttete Vorurteile iſt auch das Ringen dieſes jungen Studenten ſympathiſch. Der Roman geht auch die Frauen als Frauen an. Es iſt nicht zufällig, daß die Frage, ob weibliche Studenten in den Kreis einer Studentenvereinigung aufgenommen werden ſollen, den Bruch zwiſchen Vater und Sohn veranlaßt. Die Vorurteile zimperlich-roher Philiſternaturen zeigen ſich ſolchen Fragen gegenüber in ihrer ganzen nackten Erbärmlichkeit, und die modernen Anſchauungen offenbaren gerade hier eine tiefere, innerliche Moral. Aber aus Nanſens Roman tritt auch die andere Thatſache ſchmerzlich zu Tage, wie ſehr das Mädchen der unteren Stände für die Herren der Schöpfung nur als Genußmittel dient; daß ſie dadurch zu einem Bildungsmittel für ſie wird und ihnen Lebensreife unbewußt übermittelt, das kann dieſe traurigen Verhältniſſe wahrlich nicht in tröſtlicherem Licht erſcheinen laſſen. Nicht nur die Studentinnen, auch die „kleinen Konfektionenſen“ haben ihr Recht, haben es auch dann, wenn ſie dieſes Recht infolge mangelhafter Erziehung ſelbſt nicht achten. Es giebt auch unbequeme Forderungen moderner Anſchauung! So iſt Nanſens neuer Roman mit ſeiner künſtleriſchen Freiheit und ſeinem modernen Stimmungselement auf die ethiſchen Grundanſchauungen angeſehen zugleich ein modernes und ein unmodernes Buch. In Nanſen ſteckt ein franzöſiſch geſtimmter Schalk, und der iſt ein luſtig frivoler Kauz, aber auch ein arger Reaktionär.

„Schopenhauer“. Von Dr. Eduard Griſebach. 25. 26. Band der Geiſteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. (Berlin, Ernſt Hofmann u. Comp. Preis 4,80 Mark.) Griſebach iſt als genaueſter Kenner der Texte Schopenhauers bekannt; eine Biographie des Philoſophen aus ſeiner Feder muß daher gleich ein günſtiges Vorurteil erwecken. In der That finden ſelbſt die Kenner ſeiner Vorgänger eine reiche Ausbeute. Eine Menge bisher unbekannten Materials iſt mit großer Sorgfalt zuſammengeſtellt; die Darſtellung iſt feſſelnd; die zahlreichen Briefeinſchaltungen machen ſie überaus anſchaulich. Auch auf die Nebenfiguren — wie Adele Schopenhauer — fällt ein willkommenes Licht. Dagegen nimmt die zu lebhaft hervortretende Abſicht, den peſſimiſtiſchen Philoſophen als einen durchweg edlen und ſogar liebenswürdigen Menſchen erſcheinen zu laſſen, dieſem harten, eckigen Charakterkopf faſt etwas von ſeiner Originalität; ſchwerlich dürfte der Verfaſſer viel Proſelyten für die Anſchauung machen, daß Schopenhauers Leben und Lehre „in vollkommenſter Übereinſtimmung ſtehen“. (S. 267) — Im Anhang ſteckt noch ein für den Schopenhauerleſer außerordentlich wertvolles Material an Quellennachweiſen in Belegſtücken, was ihm gerade dieſe Biographie unentbehrlich machen wird.

Wir verweiſen bei dieſer Gelegenheit ferner auf die zu eingehendem Studium des Philoſophen unentbehrlichen Veröffentlichungen:

„Arthur Schopenhauers handſchriftlicher Nachlaß.“ Aus den auf der Königlichen Bibliothek in Berlin verwahrten Manuſkriptbüchern herausgegeben von Eduard Griſebach. (Leipzig, Philipp Reclam. In 4 eleg. Ganzleinenbanden 3,90 Mark.) Der Inhalt der auch einzeln käuflichen Bände iſt folgender: I. Gracians Orakel der Weltklugheit, — des alten Spaniers beliebteſte und tiefſinnigſte Schrift, die Schopenhauer mit eindringendem Verſtändnis überſetzt hat; II. Einleitung in die Philoſophie, nebſt Abhandlung zur Dialektik, Äſthetik und über die deutſche Sprachverkürzung; III. Anmerkung zu Locke und Kant, ſowie zu Nachkantiſchen Philoſophen und IV. Neue Paralipomena: vereinzelte Gedanken über vielerlei Gegenſtände. Dieſer letzte Band erſcheint ganz beſonders wichtig als Ergänzung zu den Paralipomenis; auch bei der Lektüre der Biographie wird man häufig dazu greifen müſſen.

Digitized by Google

„Unter den Sternen“ oder Wunderbare Dinge am Himmel. Von Agnes Giberne. Deutsch von E. Kirchner. (Berlin, Siegfried Cronbach. Preis 4,50 Mark.) Leider nicht mehr rechtzeitig für die Dezembernummer ging uns diese vorzügliche Kinder-Ausgabe der Gibernescheu Bücher zu, eine Darstellung der Sternkunde für Kinder, denen „Sonne, Mond und Sterne“ zu schwer ist. Wir empfehlen sie auf das wärmste. Im Gewande von Unterhaltungen, die Eduard, der kleine Held des Buches, mit dem Freunde seines Vaters, einem Professor hat, wird dem jugendlichen Leser eine Fülle wissenswürdigen und interessanten Materials geboten, das er sich spielend aneignen wird. Die Uebersetzung liest sich wie ein deutsches Original.

„Minderjährige Verbrecher.“ Versuch einer strafgerichtlichen Psychologie mit Originalgutachten von Berenini, Brusa, Colajanni, Negri, Nordau, Pierantoni von Cav. Lino Ferriani, Staatsanwalt in Como. Deutsch von Alfred Ruhemann. (Berlin, Siegfried Cronbach, Preis 8 Mark.) Das Buch des durch ähnliche Studien bereits bekannt gewordenen Verfassers, beruht auf einer Fülle konkreter Thatsachen. Wenn diese auch auf italienischem Boden gesammelt wurden, so sind doch die Quellen des „jugendlichen Verbrechertums“ überall die gleichen; allen Nationen gilt das Wort des Verfassers, daß es „hohe Zeit ist, daß die Gesellschaft die schuldbewußte Teilnahmlosigkeit abschüttle, in der sie schlafbefangen liegt . . . Es wird so viel Geld zur Verbesserung der Pferderassen ausgegeben, diesem Ziel leben so viele aus reichen und bemittelten Personen bestehende Gesellschaften, daß, und wäre es auch nur des Gesetzes des Ausgleichs halber, es mir gerecht und pflichtgemäß erscheint, wenn die sogenannten leitenden Klassen ihre Fürsorge auch auf ganz andre, heiligere Dinge ausdehnen wollten.“ Wie sehr die Gesellschaft Schuld an der steten Ausdehnung des Verbrechertums unter jugendlichen Personen trägt, ergiebt die Lektüre des Buches, das auf 500 Seiten seinen Gegenstand auf das schärfste beleuchtet und bemerkenswerte Vorschläge zur Abhilfe oder vielmehr Vorbeugung macht.

„Die Hausfrau.“ Praktische Anleitung zur selbständigen und sparsamen Führung von Stadt- und Landhaushaltungen von Henriette Davidis. (Leipzig, Eugen Twietmeyer; el. geb. 4,50 Mark.) Der Name „Henriette Davidis“ hat einen so guten Klang und eine 16. Auflage eine so unwiderstehliche Beweiskraft, daß es eigentlich nur dieses Hinweises bedarf, um dem hübsch ausgestatteten Buch sein Publikum zu sichern. Was für ein Ratgeber es jungen Hausfrauen zu sein vermag, deutet sein Inhaltsverzeichnis an. Es umfaßt: I. Familie, Dienstboten, Wohnung, Wäsche, Kleidung; II. Lebensmittel; III. Anleitung zum Kochen und Einmachen, mit sehr vielen Rezepten; IV. Einschlachten, Wurstmachen, Pökeln; V. Milchwesen, Käse- und Butterbereitung; VI. Der Viehstand.

Der Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart hat eine Anzahl unsrer immer jungen, unvergänglichen Dichterwerke in neuem Gewande herausgegeben: Hermann und Dorothea in einer geschmackvoll ausgestatteten Oktavausgabe mit neun Lichtdruck-Vollbildern nach Originalen von Emil Klein (Preis 5,50 Mark), Chamisso, Frauenliebe und -Leben (illustriert von Klein und Kepler, Preis 3 Mark) und Heines Buch der Lieder (illustriert von Kepler, Preis 2,50 Mark) als Diamantausgaben in elegantester und zierlichster Ausstattung. Im gleichen Verlag erschien auch: „Des Lebens Mai.“ In Bild und Lied von Clara Braun (Preis 2 Mark), ein sinnig zusammengestellter Strauß duftiger Poesien und feiner Bildchen.

„Sonnenblumen.“ Herausgegeben von Karl Henckell (Karl Henckell und Co., Zürich und Leipzig). In originellem Karton präsentieren sich uns auf einzelnen, hübsch ausgestatteten Blättchen moderne Dichter in Wort und Bild. 24 dieser Blättchen in farbigem Druck geben ein kleines Ganzes, das die verschiedenartigsten Töne und Stimmungen bietet, wie sie durch Liliencron und Droste-Hülshoff, Mörike und Ibsen, Storm und Fitger, Jordan und Lord Byron, Hamerling, Eichendorff, Ada Negri u. a. vertreten sind.

„Oben und unten.“ Socialer Roman aus der Gegenwart. Von M. Andrae-Romanek. (Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht 1896, Preis 3,60 Mark, geb. 4,50 Mark.) Der Roman ist Tendenzroman und will nicht als reines Kunstwerk beurteilt werden; er geht, was das eigentlich Romanhafte betrifft, über schon verlassene Konventionen nicht hinaus. Seine Bedeutung liegt im Stofflichen; er gewährt Einblicke in das sociale Leben der Gegenwart, in die krassen Gegensätze zwischen dem Leben der oberen Zehntausend und des Proletariats und ist wohl geeignet, ein gedankenloses Lesepublikum aus seiner Gleichgiltigkeit aufzurütteln. Die Verfasserin ist mit warmem Herzen und offnen Augen durch die Stätten des Elends gegangen, und das Mene tekel, das sie ihren Klassengenossen zeigt, dürfte sich bei vielen wirksamer erweisen als der Anblick dieses Elends selbst, gegen den die Gewohnheit sie abgestumpft hat.

Mit **„Meyers Historisch-Geographischem Kalender auf das Jahr 1897“**, zusammengestellt von Karl Bührer, hat die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien eine eigenartige, in Deutschland auf dem Gebiete der Kalender-Litteratur noch nicht vertretene Idee in einer Vollendung zur Ausführung gebracht, die diesem Unternehmen das Interesse weitester Kreise sichert. Man wird fast bedauern den Kalender durch Abreißen zu zerstören, eine solche Fülle des Interessanten und Anregenden bietet er. Für jeden Tag des Jahres bringt er ein Bild, das nach alten Kupferstichen und Holzschnitten Sitten, Trachten und Gebräuche unsrer Vorfahren, Städtebilder aus den Glanzzeiten des deutschen Städtewesens im Mittelalter ꝛc. veranschaulicht oder Bildnisse berühmter Personen, Landschafts-, Städte- und Architekturbilder aus allen Gauen Deutschlands und Österreichs, sowie eine große Anzahl von Länder- und Städtewappen. Jedes Bild ist mit einem erläuternden Text versehen; Tagesnotizen, ausgewählte deutsche Sprichwörter, Proben von altdeutschem Humor ꝛc. kommen hinzu. Der eigentliche Kalenderteil besteht aus dem großgedruckten Datum, astronomischen Notizen und dem Festkalender. Endlich ist auf jeder Seite Raum für handschriftliche Notizen. Der Preis (1,50 Mark) ist in Ansehung des Gebotenen ein sehr geringer.

„Medizinische Streiflichter." Von Dr. Arthur Sperling. (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall u. Grund.) Ein Arzt, der der Frauenbewegung das Wort redet, ist immer noch eine seltene Erscheinung. Er beweist damit von vornherein eine Vorurteilslosigkeit, die einen günstigen Schluß auf seine wissenschaftliche Leistungsfähigkeit machen läßt. In der That sind die medizinischen Streiflichter nicht erborgte Reflexe: der Verfasser kann aus eigener Laterne das medizinische Gebäude beleuchten, und in mancherlei interessante Winkel läßt er uns hineinschauen. Besonders zeitgemäß ist das Kapitel über „Sport, Spiel und Turnen."

Lauterburg's Illustrierter Abreißkalender für das Jahr 1897. (Hannover, J. C. König & Ebhardt. Alleinvertrieb durch Reuter & Siecke, Berlin W. 8 Markgrafenstraße 38. Deutsche Ausgabe 1 Mark, Österreichische Ausgabe 1,70.) Lauterburgs Abreißkalender hat sich schon in so vielen Familien eingebürgert, daß es nur eines Hinweises auf sein Wiedererscheinen bedarf. Jedes der 365 Datumblatter zeigt bekanntlich ein Bild „aus Deutschlands Gauen" und giebt dazu geschichtlich und geographisch interessante Notizen. Die Rückwand zeigt diesmal einen heraldischen Adler, doch ist auf Wunsch der Kalender auch wieder mit der vorjährigen Rückwand, der mit Eichenlaub und Kornblumen dekorierten Palette angefertigt worden.

„Das Mädchenturnen in der Schule." Ein Wegweiser zur Erteilung eines methodischen Turnunterrichts nebst Lehr- und Wochenstoffplänen. Von Klara Heßling. Mit 138 Figuren. 2. Auflage. (Berlin, R. Gaertners Verlag.) Die Verfasserin hat auf dem Gebiet des Mädchenturnens einen vorzüglichen Ruf; viele Turnlehrerinnen und Schulvorsteherinnen werden aus dem Buch, in dem ihre Methode niedergelegt ist, eingehende Belehrung schöpfen. Daß nach so kurzer Zeit eine neue Auflage nötig geworden, ist ein redender Beweis seiner Brauchbarkeit.

„Einführung in die Musik" von Adolph Pochhammer. (Verlag des „Musikführer", H. Bechhold, Frankfurt a. M., Preis geb. 1 M.) Für den billigen Preis von 1 M. wird dem gebildeten Laien und Musik

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Die Kinder essen es gern.

In kaum 15 Minuten läßt sich ein liebliches Gericht durch einfaches Kochen der Milch mit **Brown & Polson's Mondamin** herstellen. Dies ergiebt eine nahrhafte und leicht verdauliche Speise und reizt durch seinen eigenen Wohlgeschmack Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Zusatz von Vanille, Citrone, Fruchtsaftsauce ꝛc. giebt auf dem Familientisch ein köstliches Dessert. Ausführliches enthalten die Recepte auf den **Mondamin**-Packeten, zu haben à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen Geschäften. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn fünfzigjährige Bestehen dieser weltbekannten, schottischen Firma.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85.

Singer Nähmaschinen

Anerkannt die Besten der Welt.

Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei, wie für alle industriellen Zwecke.

Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.

Singer Co., Hamburg. Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)

Gratis-Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Preußische Renten-Versicherungs-Anstalt.

Leibrentenversicherung zur Erhöhung des Einkommens. **Kapitalversicherung** (für Aussteuer, Militärdienst, Studium). **Sparkasse. Gezahlte Renten 1895:** 3 440 000 Mark. **Vermögen:** 95 Millionen Mark.

Prospekte und nähere Auskunft bei der **Direktion Berlin,** Kaiserhofstr. 2.

Verlangen Sie den Katalog
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorset,** von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das **Reformkorset** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider glatt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das **Reformkorset** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma
J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Leipzig-Lindenau.
Merseburgerstr. 41.

Digitized by Google

Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre

mit **beistehender Schutzmarke bieten die sichere Garantie,** dass sie **durch und durch aus massiv reinem Nickel** hergestellt sind, während die meisten im Handel befindlichen sogenannten Nickel-Kochgeschirre aus plattiertem Eisen, vernickeltem Messing oder Zink bestehen, nach deren baldiger Abnutzung derartige Geschirre unbrauchbar und wertlos werden. Dagegen verlieren die Berndorfer Kochgeschirre den Metallwert nie und werden jederzeit in Umtausch mit M. 5.— pr. Kilo zurückgekauft.

Aus einem Stück gepresst.

Die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre sind **unverwüstlich,** brauchen **nicht verzinnt** zu werden und besitzen absolut **keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften.**

Reparaturen sind ausgeschlossen, während z. B. von emaillierten Geschirren das Email abspringt, oder von kupfernen Geschirren das Zinn abschmilzt, wodurch derartige Geschirre reparaturbedürftig, unbrauchbar und gesundheitsgefährlich werden.

Das Kochen in Rein-Nickel erfolgt rascher. Die **Reinigung ist die einfachste.**

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Prospekte gratis. | *Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten. Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | *Prospekte gratis.*

reund hier ein Werkchen geboten, das ihn über die Hauptpunkte der Musikgeschichte, über die allgemeine Musik- und Formenlehre, über die wichtigsten Instrumente und deren Anwendung orientiert und außerdem in einem kleinen musikalischen Lexikon die Kunstausdrücke erklärt. Abbildungen und Notenbeispiele dienen zu willkommener Veranschaulichung.

Kasseler Hafer-Kakao

von **Hansen & Co., Kassel**

Schutzmarke **„Bienenkorb"**

das vorzüglichste Nährmittel der Gegenwart, von 10000 deutsche und ausländische Ärzte empfohlen denselben mit bestem Erfolg. Man hüte sich vor Nachahmungen, welche lose oder in anderer Packung in den Handel kommen. **Kasseler Hafer-Kakao** ist nur in Kartons à 25 Viertel in Stanniol zu 1 Mk. in Apotheken, Droguen- u. besseren Kolonialwarengeschäften erhältlich. [22

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen. Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [24

Carl Schmidt,

Berlin W., Taubenstr. 23,

empfiehlt s. weltberühmten

Stoffbüsten

zur Anfertigung der [16

Kostüme.

Spez.: Büsten f. j. Körperform.

Keine Anprobe.

Illustrierter Hauptkatalog **umsonst u. postfrei.**

Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Gebild. j. Damen a. gut. Fam., welche

Klavierlehrerinnen

werd. woll., erh. unt. mäßig. Bedingg. sorgfältigste musik. Ausb. i. Klavierspiel, Theorie, Pädagogik etc. Pens. u. liebev. Aufn. in der Fam. d. Unterzeichneten. Nur Einzelunterricht, desh. schnellere Fortschritte als auf Konservatorien. Näh. brieflich durch den Leiter der **„Schule f. höheres Klavierspiel"** in Görlitz

F. Petri,

23] Blumenstraße 1, II

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen

aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- u. Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf- u. Teppichdecken in den neuesten Mustern zu billigen Preisen durch **R. Eichmann,** [15

Ballenstedt a. H.

— **Leistungsfähigste Firma!** —

Muster umgehend frei.

Handelsinstitut für Damen

1] von Frau **Elise Brewitz,**

gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin

Berlin W., Blumenstraße 2 II

Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Familienpension

von **Fr. Kreisrichter Haase,** [7

Berlin S.W., Hallesche Straße 14 pt.

Digitized by Google

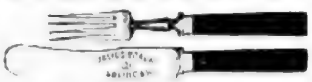
„Das Märchenschiff“ und anderes von Walli Glück. (Berlin, Hermann Lazarus.) Ein Miniaturstrauß sinniger Märchen, von denen besonders das erste echte Märchenstimmung zeigt.

Kleine Mitteilungen.

Über das neuentdeckte Seekrankheitsmittel Yanatas schreibt das Parlamentsmitglied Mr. Labouchère in der „Truth“: „Der Mann, der ein sicheres Mittel gegen die Seekrankheit erfindet, wird einer der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts sein. Zu verschiedenen Zeiten sind solche Entdeckungen angekündigt worden, aber sie haben sich nicht bewährt. Da ich einer der schlimmsten Seefahrer bin, habe ich die meisten dieser Mittel probiert und kann daher diese Behauptung mit Sicherheit aufstellen. Aber endlich darf ich hoffen! Bei zwei verschiedenen Gelegenheiten habe ich bei der Fahrt über den Kanal das Mittel versucht, das unter dem Namen: „Yanatas“ angekündigt wird. Bei beiden Gelegenheiten, und das war das erste Mal in meinem Leben — bin ich ohne ernsthafte Beschwerden hinübergekommen. Da das Wetter bei beiden Gelegenheiten grundschlecht war, fühle ich mich berechtigt, meinen Leidensgenossen „Yanatas“ zu empfehlen. Ich weiß nicht, wie es sich auf langen Reisen bewährt; es mag auch nicht auf alle Konstitutionen dieselbe Wirkung üben; aber wenn es nur den Durchschnitts-„bad sailor“ in Ruhe von Dover nach Calais fahren läßt, so wird es für viele unschätzbar sein.“

☞ **Stellenvermittlung** ☜
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Prasselsorierstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Luzowstraße 60. [4

Solinger Messer und Gabeln.



Nr. 500 imit. Ebenholzheft, Klinge pol. und schön gebogene Stahlgabel.

12 Stück Tischmesser nur Mark 3,60
12 „ Tischgabeln „ „ 3,60
12 „ Dessertgabeln „ „ 3,30
12 „ Dessermesser „ „ 3,30
½ od. ¼ Dtzg. gebraucht an Tuchenreuth ab Umtausch gestattet. Verlauf gegen Nachnahme od. Vorbereinsend. des Betrages.
Julius Braun Ww., [26
Stahlwaren-Fabrik, Solingen.
Preisgekr. Int. Ausstell. Dresden 1894. Musterpaar vers. geg. Eins. v. M. 1 fr. Jll. Preisl. Nr. 59 u. Bez. a. d. Blatt umf. u. fr.

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheste. 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Für Kunstfreunde. [13
Unser neuer, vollständiger, reich illustrirter Katalog für 1896 über [illegible] nach hervorragenden Werken alter und moderner Meister wird gegen 50 Pf in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden ausgefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einsendungen an [32] **E. L. Nollau,** Bonn, Remigiusstr. 39.

Siebig Company's
FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT. J. Liebig
weise jeder Topf der Kennzeichnung in blauer Farbe trägt.

Triumph-Accord-Zither!
patent., hocheleg. u. solides Instrument, v. Jedem sofort spielbar, mit 5 Accorde, 25 Saiten, prächtig. [illegible] Klang, mit sämtlichem Zubehör u. [illegible] Notenheften zus. ca. 100 Stücke enthalt. nur Mk. 13.75 mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungefordt. Rückn.
Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin
Berlin W., Lützow-Str. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hausperson.al.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden, namentlich [illegible] des ersten Jahresquartals. Keine Einschreibegebühr. [14

CACAO-VERO.
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Gossmann's
Naturheilanstalt Wilhelmshöhe
bei CASSEL. [37
Comfortables Kur- und Pensions-Haus. Elektrische Beleuchtung, Dampfheizung. Günstige klimatische Verhältnisse für den Winteraufenthalt. Physikalisch-diätetische Heilmethode. Erfolgreiche Behandlung chronischer Krankheiten insbes. von **Frauenleiden.** (Ihre Brandt Massage d. die Ärztin.) Prospekte gratis durch die Direktion.
Dr. med. **Missmahl,** Assistenzarzt, Dr. med. **Sophie Gomberg,** Assistenzärztin.
Ausserdem wird vom 1. März 1897 an noch der bekannte Naturarzt Dr. med. **Walser** an der Anstalt thätig sein.

Mit vorliegendem Heft beginnt das (2.) Quartal: Januar bis März 1897

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die **„Frau“** durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. Januar bestellen, wollen die Lieferung des Januar-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr“ von 10 Pfennig.**

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2,— Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin 2,— Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☞ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau“ (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34 35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☜

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 5. Februar 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Kleinkindererziehung.

Von

Alma Bauer.

Nachdruck verboten.

Die Pflege und Erziehung des Kindes im Säuglingsalter und in den vorschulpflichtigen Jahren fällt wohl ausnahmslos der Mutter anheim. Außer den zünftigen Pädagogen werden nur sehr wenige Männer ihre kleinen Kinder in anderem Lichte sehen als in dem eines angenehmen Spielzeugs, mit dem nach des Tages Last sich Scherz und allerlei Kurzweil treiben läßt, dem gegenüber man sich einer Verantwortung jedoch kaum bewußt ist.

Und doch, welch hohe Verantwortung trägt der, dem ein Kindlein ans Herz gelegt ward. Wie sollte er vom ersten Tage an in dem Neugeborenen nicht nur die Gabe, sondern vielmehr noch die Aufgabe sehen, eine Aufgabe, die jeder ernst auffassen wird, dem das Bewußtsein innewohnt, daß die Erziehung und Gewöhnung in den ersten Lebensjahren die Basis der späteren Charakterentwicklung bildet, daß alles in diesem Stadium Versäumte sich bitter rächt, daß andrerseits aber auch ein in Treue gehegtes Pflänzlein des Guten zu seiner Zeit Frucht bringen wird.

Kann im Säuglingsalter des Kindes von einer Erziehung bereits die Rede sein? Ganz gewiß. Erziehung ist Gewöhnung an das Gute und Vernünftige und Entwöhnung von allem Verkehrten und Schädlichen.

Nun kann der Säugling zunächst nur körperlich erzogen werden, indem man ihn gewöhnt an peinliche Sauberkeit, gute Hautpflege, regelmäßige Mahlzeiten, und indem man ihn entwöhnt von der Gepflogenheit junger Erdenbürger, die Nacht zum Tage zu machen, eine Gepflogenheit, welche die Körperkräfte der Mutter stärker absorbiert als die anstrengendste Arbeit während des Tages. Ob die in solchem Falle

Digitized by Google

beliebte Beförderung des kleinen Schreihalses ins Nebenzimmer, damit er dort sich in den Schlaf brülle, der Weisheit letzter Schluß ist, bleibe dahingestellt. Richtiger ist wohl die Abstellung der Ursachen, welche die nächtliche Unruhe hervorrufen; als da sind: anhaltendes Schlafen bei Tage, Unwohlbefinden, zu festes Einschnüren im Steckkissen (dies sollte zur Nachtzeit ganz lose, am liebsten gar nicht geschlossen sein), vor allem auch verdorbene Luft oder zu hohe Temperatur im Schlafzimmer.

Nur andeutungsweise kann im knappen Rahmen eines Artikels über Kleinkindererziehung das hochwichtige Kapitel „Körperpflege" gestreift werden. Doch möchte ich alle Mütter, denen ein fröhliches Gedeihen ihrer Kleinen am Herzen liegt, auf das treffliche Buch des Sanitätsrat Niemeyer „Ärztlicher Ratgeber für Mütter" empfehlend verweisen. (Stuttgart. Engelhorn. Preis 4 Mark.)

Ohne das mindeste vorauszusetzen, belehrt der licht-, wasser- und luftfreundliche Gesundheitslehrer in ansprechender Briefform und nicht ohne Humor seine Leserinnen über alle einschlägigen Fragen mit der ausgesprochenen Absicht, sie unabhängig zu machen von der Muhmenpraxis hygienisch ganz ungeschulter Zeiten, sie zu denkenden Menschen zu erziehen, die statt mit Redensarten mit Begriffen arbeiten. — Ein Mann, der uns Frauen denken lehrt, noch dazu auf seinem eigenen Gebiete — à la bonne heure! Er ist im deutschen Vaterlande vorläufig ein weißer Rabe.

Handelt es sich in den beiden ersten Lebensjahren neben der Körperpflege hauptsächlich um Wartung des Kindchens und um seine Behütung vor Leibesschaden, so können und sollen diese rein physischen Dinge doch nach pädagogischen Gesichtspunkten geregelt werden, aus welcher Forderung für die Mutter die Pflicht erwächst, sich möglichst viel den Kleinen persönlich zu widmen. Die Mutter der breiten Schichten des vermögenslosen Mittelstandes unterzieht sich dieser Aufgabe auch gern und freudig, obwohl sie mehr Selbstverleugnung erfordert als der Unbeteiligte ahnt. Ja, sie thut nicht selten zuviel. Sie verwöhnt das kleine Wesen durch beständiges Tragen und Fahren, Tändeln, Scherzen und Spielen, ohne zu bedenken, daß solches Thun eine arge Zeitverschwendung und, was schwerer wiegt, eine systematische Anerziehung von Ansprüchen bedeutet, die auch die liebevollste Mutter dem Kinde auf die Dauer nicht befriedigen kann. Es sollte, wenn es sauber gemacht und hinreichend gesättigt wurde, viel im Wagen liegen und später sich, im Stühlchen sitzend, mit gefahrlosem Spielzeug beschäftigen. Dann wird es das zeitweise Herumtragen und Beschäftigtwerden mit Dankbarkeit hinnehmen, nicht aber als schuldigen Tribut, den die Mutter leisten muß.

Verwöhnte Kinder werden unfehlbar die Tyrannen ihrer Mütter; die Schuld an diesem unerträglichen Zustand tragen diese allein.

* * *

Wer eine Anzahl Kinder — eigne oder fremde — auferzogen, dem wird der Satz der Bibel: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf" sehr einleuchtend sein. So ungern die Fehler der Kinder dritten Personen gegenüber zugestanden werden, so tiefinnerlich ist ein Elternpaar im stillen Kämmerlein davon überzeugt.

Es ist erstaunlich, wie früh im Kinde die bösen Triebe sich zeigen, wie rasch sie sich entwickeln, wie schwer sie einzudämmen sind und wie sie unkrautartig den Herzensboden überwuchern, sodaß das schwache Häuflein guter Keime nur mühselig emporzukommen vermag.

Ungehorſam mit ſeinen Spielarten Eigenſinn und Trotz, Hang zur Lüge, Selbſtſucht in ihren verſchiedenen Erſcheinungsformen (Unbeſcheidenheit, Unverträglichkeit, anſpruchsvolles, übellauniges, rechthaberiſches Weſen) dürften die Hauptfehler des vorſchulpflichtigen Alters, ihre Bekämpfung und der Verſuch die gegenteiligen guten Eigenſchaften zu entwickeln, mithin Aufgabe der Erziehung ſein. Denn pflichten wir auch überzeugungsvoll dem oben citierten Bibelworte bei, ſo ſind wir doch weit entfernt, mit Zola anzunehmen, die angeborenen bezw. ererbten Fehler ſeien unausrottbar. Unausrottbar ſind Fehler nur dann, wenn infolge mangelnder Zucht die anfangs ſchwache Unkrautpflanze zum tiefwurzelnden Baume ſich ausgewachſen. Das Gemüt unſerer Kleinſten aber iſt noch weich und bildungsfähig, und ganz entſchieden beeinflußt die Erziehung den ſittlichen Willen. Je früher nach dieſer Richtung hin eine heilſame Einwirkung ſich geltend macht, um ſo ſicherer darf ein poſitives Reſultat erhofft werden.

Wer gehorſame Kinder erziehen will, der rede wenig. Vielrednerei iſt der fruchtbare Regen, der die kindliche Unbotmäßigkeit zum Blühen bringt. Sie iſt der Tod aller Autorität und die Klippe, an der die mütterliche Erziehungskunſt zu ſcheitern pflegt. Wer viel redet, wird ſelten ernſt genommen, und wer wortreich verbietet, verlangt häufig das Unmögliche. — Freilich iſt es für eine Mutter ſchwer, gerade im Reden ihren Kleinſten gegenüber das rechte Maß zu treffen, bei weitem ſchwerer als für den Vater, der nur wenig im Kinderzimmer erſcheint, deſſen Autorität ſich daher nicht abnutzen kann. Die Mutter lebt den ganzen Tag mit ihren Kindern, ſie ſpielt und beſchäftigt ſich mit ihnen, lehrt und ermahnt. Da wird leicht ein Wort zuviel geſagt. Das kann nicht anders ſein, ſchadet auch nichts, ſo lange ſie es verſteht, im Ernſtfalle ihren Willen durchzuſetzen. Wenn beiſpielsweiſe die lange Zeit geduldige Mutter ihrer lärmenden Schar zuruft: „Nun iſt's genug!“ ſo muß es genug ſein. Am Ton müſſen die Kleinen unterſcheiden, ob Scherz oder Ernſt gemacht wird. Doch vergreift die Mutter ſich gerade im Ton ſehr häufig. Sie redet nicht nur zuviel, ſie redet auch zu laut und zu erregt. Durch eine leiſe, gelaſſene Art würde ſie weit mehr erreichen. Iſt ſchon jeder Erwachſene fremden Wünſchen geneigter, ſobald ſie in freundlich ruhiger Weiſe ihm nahe gebracht werden, wieviel mehr das unverſtändige und leicht erregbare kleine Kind.

Bevor du eine Anordnung triffſt, überlege reiflich ihre Durchführbarkeit und rechne allezeit mit den ſchwachen Kräften des jungen Kindes. Gebiete im allgemeinen nur eine Sache auf einmal, und faſſe deine Worte bündig und klar, damit Mißverſtändniſſe ausgeſchloſſen ſind. Auch verbiete eher zu wenig als zu viel; das einmal erlaſſene Verbot aber halte konſequent aufrecht, auch dann, wenn aus ſeiner Durchführung dir perſönliche Unbequemlichkeiten erwachſen. — Fortwährendes Ermahnen, Verbieten und Anordnen fordert den Ungehorſam geradezu heraus. Man kann nicht alles befolgen, — daher iſt es am bequemſten, zu thun, als habe man nichts gehört. Bei allen Kindern, die unaufhörlich rektifiziert werden, bildet ſich mit der Zeit eine ſeeliſche Harthörigkeit aus.

Bisweilen äußert der kindliche Ungehorſam ſich als paſſiver Widerſtand. Das Kleine weigert ſich beiſpielsweiſe, ſeine Taſſe Milch vollends auszutrinken, obwohl es kein größeres Quantum erhielt als gewöhnlich. Hier iſt das Charakteriſtikum des Eigenſinns gegeben: eine beharrliche Weigerung ohne vernünftigen Grund. Dieſer Eigenſinn muß gebrochen werden durch geduldiges Beharren auf dem einmal erlaſſenen

Digitized by Google

Gebot: „Du trinkst deine Milch aus!“ „Ich mag aber nicht!“ „Dann wird sie dir zum Abendbrot vorgesetzt, und du erhältst nicht eher etwas anderes, bis sie ausgetrunken ist.“

Mit kleinen Kindern darf nicht parlamentiert werden; sie müssen gehorchen, auch ohne zu begreifen, auf das bloße Wort hin und zwar sogleich. Je besser es der Mutter gelingt, in diesem Sinne ihr *älteste*s Kind zu erziehen, um so leichter wird die Sache mit den nachfolgenden werden.

Werden eigensinnige Kinder im allgemeinen mit Geduld kuriert, so sind dem Trotz gegenüber schärfere Mittel anzuwenden. Sobald der kindliche Eigenwille in offene Widersetzlichkeit ausartet, in Fußstampfen, Schreien oder ungehörige Reden, so gebührt ihm eine Tracht Schläge und zwar nach dem Prinzip: *selten aber ordentlich*. — Heute ein Kläpschen und morgen wieder eins und am dritten Tage ein paar Streiche, die nur den Staub aus den Kleidern klopfen, nützt absolut nichts. Höchstens lachen die schlauen Kleinen innerlich die Mutter aus, weil sie nur so schlagen kann, daß es nicht weh thut.

Dagegen ist eine nachdrückliche Körperstrafe dem kleinen Kinde höchst schmerzlich. Es empfindet Furcht vor einer Wiederholung und fühlt sich aus diesem Grunde zum Gehorsam bewogen, sodaß mit der Zeit die Anlässe zu körperlicher Züchtigung immer seltener werden, bis schließlich ein Blick der Mutter nach dem Birkenreis genügen wird, um die Widerspenstigen zur Ordnung zu bringen. Und damit wäre der Zweck erreicht. Eine selten, aber bei gravierenden Anlässen nachdrücklich angewandte Körperstrafe in den ersten Lebensjahren *macht ihre Anwendung in späterer Zeit überflüssig*. Das ist das allein Richtige. Größere Kinder dürfen nicht geschlagen werden, denn die körperliche Züchtigung ist ein zweischneidiges Schwert. Sie verhärtet den, der sie empfängt und verroht den, der sie erteilt, daher feiner organisierte Naturen sich ungern zu ihrer Anwendung entschließen. Auch hat sie selbst im vorschulpflichtigen Alter nur in ganz bestimmten Fällen einzutreten: außer Trotz und Widersetzlichkeit für Roheiten aller Art, als da sind Tierquälerei, pöbelhaftes Betragen, mutwilliges Zerstören im Widerholungsfalle. Daß die Mutter ihr Kind niemals im Affekt sondern nur im völlig beherrschten Zustande schlagen darf, sei noch besonders hervorgehoben.

* * *

Sehr verkehrt wäre es, *die Lüge* mit Schlägen behandeln zu wollen, besonders diejenige Art der Unwahrheit, die im Leben unserer Kleinsten auftritt. Wir haben es in diesem Lebensalter gottlob nicht mit verlogenen Geschöpfen zu thun, sondern mit relativ unschuldigen jungen Menschenkindern, und ihnen gegenüber hat die Erziehung vor allem *vorbeugend* zu wirken. Es darf gar nicht dahin kommen, daß das kleine Kind eine bewußte Unwahrheit ausspricht. Meinem Gefühl nach ist die Erreichung dieses Zieles nicht allzu schwierig. Die Kleinen sind so vertrauend und mitteilungsbedürftig. Der Trieb zu verheimlichen liegt ihnen ganz ferne. Sie erzählen ihrem Mutterchen alles, was sich zugetragen, ihre Freuden und Leiden, ihre Schmerzen und Enttäuschungen. Da nun die mit ihren Kindern lebende Mutter über die meisten dieser Vorkommnisse unterrichtet zu sein pflegt, so ist es ihr ein Leichtes, Übertreibungen und Verdrehung von Thatsachen auf der Stelle zu berichtigen unter stetem Hinweis darauf, daß man eine Sache nie anders erzählen dürfe, als sie in Wirklichkeit sich zugetragen. Allerdings spielt die lebhafte Phantasie unserer Kleinen ihnen bisweilen

einen Streich, und hören ihre Erzählungen sich abenteuerlich an, so ist es in jedem Einzelfalle gut, den wahren Sachverhalt zu ergründen, damit das Kind an der Hand der Thatsachen seine blühende Einbildungskraft korrigiere. So kam mein vierjähriges Töchterchen einst voll Schrecken in die Küche gelaufen: „Mama, Mama, jetzt hat ein Löwe zum Fenster hereingeguckt und so fürchterlich gebrüllt." — Der Löwe entpuppte sich als des Nachbars zottiger Hund, der die Vorderpfoten auf den Sims des Parterrefensters gelegt und ein paar Töne von sich gegeben hatte.

Bisweilen tragen unverständige Erwachsene die Schuld, wenn den Kleinen eine gelegentliche Unwahrheit als geringes Unrecht erscheint. So ist die beliebte Art, den Kindern „etwas weiß zu machen" und, nachdem man an ihrem naiven Erstaunen sich geweidet, sie auszulachen, durchaus verwerflich. Die Mutter wird diese Ungehörigkeit sich ernstlich verbitten, sie komme von welcher Seite sie wolle. Denn die also belogenen Kleinen werden sich gleichfalls derartige billige Scherze erlauben, die doch nichts mehr und nichts weniger bedeuten als eine mit Bewußtsein ausgesprochene Unwahrheit.

In dieses Kapitel gehört auch die Erregung von Furcht zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Disziplin. „Gleich sei still, sonst kommt der schwarze Mann und steckt dich in den Sack." Die geängsteten Kleinen lassen sich die ersten Male bedeuten. Bald jedoch werden sie inne, daß es einen schwarzen Mann gar nicht giebt. Die Mutter hat also gelogen, — folglich darf ich das auch. Worte lehren — das Beispiel aber zieht.

Bei strenger häuslicher Erziehung kommt es vor, daß schon das kleine Kind die Wahrheit fälscht oder wenigstens fälschen möchte, um der Strafe zu entgehen. Doch nur selten wird es ihm gelingen, die wachsame Mutter zu täuschen. Ein scharfer Blick in das Kinderantlitz, das sich so schwer verstellen kann, ein ernstes: „Nun erzähle, wie war die Sache?" wird meist die Wahrheit an den Tag bringen. Alsdann sind die Kinder, welche freiwillig und sogleich gestanden, sehr milde zu bestrafen; der Lügner dagegen mag außer der Buße für den begangenen Fehler eine zweite für die Lüge auf sich nehmen. — Mit der Strafe allein ist es freilich nicht gethan. Nachdem sie verbüßt und die Erregung der Kindesseele sich gelegt hat, muß die Mutter ihr Kleines auf den Schoß nehmen und ihm in Liebe und mit überzeugender Kraft nahe bringen, wie böse und schändlich die Lüge ist. „Rede stets die Wahrheit", sollte als Wandspruch über jedem Kinderbettchen hängen. Eine vorgekommene Unwahrheit dürfte auch ein geeigneter Anlaß sein, dem kleinen Kinde das Gewissen zu schärfen und ihm den Gottesgedanken wirklich nahe zu bringen, näher als es durch sein Gebetchen geschieht, das es nur zu leicht schablonenhaft hersagt. Nie werden wir es empfänglicher für das Unsichtbare finden, als in solchen Augenblicken, in denen ihm die haarscharfe Grenze zwischen Böse und Gut bewußt geworden und der Begriff „die Stimme Gottes" Gestalt gewonnen hat.

* * *

Ist der Hang zur Lüge gottlob nur wenigen Kindern angeboren, so ist allen gemeinsam eine ausgeprägte Selbstsucht, die in die Erscheinung tritt als Unverträglichkeit und anspruchsvolles Wesen.

Giebt es von Haus aus verträgliche Geschwister? Eine Umfrage bei den Müttern würde wahrscheinlich eine Verneinung dieser Frage ergeben. Die lieben Kleinen scheinen Zank und Streit als Würze des Lebens aufzufassen, und die Idylle einer friedfertigen Kinderstube will im rauhen Erdenleben nicht recht gedeihen.

Woher kommt der ewige Unfriede? Fraglos daher, daß der Mensch von Natur die denkbar höchste Meinung von *seinen* Rechten und die denkbar niedrigste von denen der anderen hat. Daher drückt er das eigene Recht durch um jeden Preis und mißachtet stündlich das des anderen, wobei naturgemäß die Schwachen und Energielosen, sowie die minimale Anzahl der von Haus aus Nachgiebigen den Kürzeren ziehen. Besitzt die Mutter von der letzteren seltenen Spezies ein Exemplar, so soll sie es gegenüber den Rechthabern und Streithähnen in Schutz nehmen und diesen das Handwerk legen.

Die naive Selbstsucht des ersten Lebensalters äußert sich in der verschiedensten Weise, und ihre Bekämpfung hat stets der Individualität des Kindes Rechnung zu tragen. Wer immer Kutscher sein will und niemals Pferd, lasse gefälligst eine Weile der eigenen werten Person das Zaumzeug auflegen, bevor er die andren aufs neue ins Joch spannt. Wer stets das letzte Wort behalten möchte, dem ist es heilsam, wenn er eine Viertelstunde den Mund ganz halten muß. Der wilde Junge, der dem Schwesterchen mutwillig die Puppe zerbrach, soll von seinem Spargeld einen neuen Kopf kaufen, und das dreijährige Nesthäkchen, dem es so unbändiges Vergnügen bereitet, die mühsam erbaute Festung der Großen einzuwerfen, mag die vielen Bausteine ganz allein in den Kasten räumen, damit es lerne, wie viel leichter zerstören ist als aufbauen.

Die Verteilung von Vesperbrod, Obst und mitgebrachten kleinen Geschenken pflegt eine reinliche Scheidung der Geister in Bescheidene und Unbescheidene zu bewirken. Hier gelte der Grundsatz: Wer sich vordrängt, erhält zuletzt. Wer unerlaubt das größte Stück hinwegzufischen versucht, gehe nach Befinden einmal leer aus.

Es empfiehlt sich, alles den Kindern Gereichte gleichmäßig zu verteilen, damit Neid und Streit im Keim erstickt werde. Doch mag, falls eines der Geschwister ein besseres Teil erhielt als die andren, dieser Umstand Gelegenheit werden zur Übung in der Selbstlosigkeit. Die Kleinen sollen nicht nur die Rechte andrer achten, sie sollen, was bei weitem schwieriger ist, auch lernen, auf das eigene Recht einmal Verzicht zu leisten — und zwar mit leidlich freundlichem Gesicht.

Bei manchen Kindern äußert die Ichsucht sich darin, daß es ihnen unendlich schwer fällt, etwas wegzuschenken und parallel mit dieser Untugend das Streben sich zeigt, möglichst viel für den eignen Besitz aufzuspeichern. — Das sind die angehenden Geizhälse, eine bereits im Kindesalter recht unliebenswürdige Spezies. Mit viel Liebe und Geduld muß ihnen durch Lehre, Beispiel und unter Benutzung jeder sich bietenden Gelegenheit nahe gebracht werden, wie selig doch das Geben ist; auch der schwache Versuch zur Ablegung dieses Fehlers finde die freundlichste Anerkennung.

Ebenso wie der Geiz kündet der Hang zur Verschwendung sich im vorschulpflichtigen Alter bereits an.

Für das verschwenderisch veranlagte Kind hat eignes und fremdes Eigentum keinen Wert. Es schenkt weg, verliert, zerbricht, beschädigt seine Sachen, ohne die mindesten Gewissensbisse nach dem Grundsatz des roi soleil: „Car tel est mon plaisir.“ Auch hier hilft nur nimmermüde Wachsamkeit, täglicher Hinweis darauf, daß ein Kind ohne Mutterchens Erlaubnis nichts wegschenken darf, und daß *der* kein Spielzeug und keine neue Jacke verdient, der nicht sorgsam damit umgeht.

* * *

Wenn der alte Satz wahr ist, daß ein Kind die ganze Wirtschaft auf den Kopf stellt und daß alle Nachgeborenen zusammengenommen einen so großartigen Umsturz der bestehenden Verhältnisse nicht bewirken, wie die Geburt des ersten Sprößlings ihn mit sich zu bringen pflegt, so liegt darin die Thatsache angedeutet, daß einzige Kinder kleine Egoisten werden müssen. In der That ist es sehr schwer, sie zu selbstlosen Menschen zu erziehen, denn das ganze Haus — die Freunde der Familie eingeschlossen — ist ihnen tributpflichtig, errät ihre Wünsche von ferne, befriedigt all ihre Launen und verwöhnt sie gründlichst nach allen Richtungen. So bleiben sie in gewissem Sinne Babies ihr Lebelang, d. h. abhängig von den Hilfeleistungen anderer, während im Gegenteil bereits das kleine Kind zur Selbständigkeit erzogen werden soll.

Was seine schwachen Kräfte vollbringen können, dazu werde es auch angehalten. Es lerne früh sich selbst ankleiden und den Geschwistern dabei helfen, der Mutter Handreichung thun durch Holen und Fortbringen leichter Gegenstände, kleine Besorgungen in der Nachbarschaft machen, den Kinderkaffeetisch beschicken. Das Emaillegeschirr zerbricht ja nicht, und nur wer frühe sich übt, erwirbt eine geschickte Hand. — Möglichst wenig sollen Kinder die Dienstboten um Handreichung angehen, und wenn sie es thun das „Bitte“ und „Danke“ nicht vergessen.

Hand in Hand mit der Erziehung zur Selbständigkeit geht die Pflege des Ordnungssinnes, — ein schwieriges Kapitel. Es ist erstaunlich, wie wenige Menschen ordnungsliebend auf die Welt kommen. Von hundert Kindern sind neunundneunzig nur schwer zu bewegen, an jedem Abend die Stiefelchen an den dazu bestimmten Platz zu stellen, Hut und Jäckchen aufzuhängen, die Kleidungsstücke akkurat gefaltet auf den Stuhl am Bett zu legen.

Eine Kinderstube am Abend sieht vollends aus wie das ungeteilte Polenreich. Behende schleppen die Kleinen tagsüber große Massen Spielkram herbei, und mit minimaler Begeisterung schicken sie sich an, auch nur einen kleinen Teil hinwegzuräumen. Es geht infolge von Unlust und Ungeschick auch gewaltig langsam, und im zehnten Teil der Zeit würde eine erwachsene Person damit fertig sein. Da nun in kindergesegneter Familie die Zeit stets knapp ist, auch eine gewisse Selbstverleugnung dazu gehört, dem unbehilflichen Treiben der Kleinen zuzuschauen, so hat vielfach die Sitte sich eingebürgert, daß die Mutter oder ein dienstbarer Geist das Kinderzimmer abends aufräumt. — Das ist wohl nicht das Richtige. Die Kleinen werden dadurch an Ansprüche gewöhnt, deren sie sich später schwer entwöhnen — oder soll ihnen auch in den schulpflichtigen Jahren nachgeräumt werden? Sie werfen nachweislich weniger herum, wenn sie wissen: ich selbst muß wieder Ordnung schaffen. Durch tägliche Übung werden die ungeschickten Fingerchen mit der Zeit doch gewandter, lernt ihr Auge Freude finden an wohlgeordneten Zuständen, und diese Freude allein schlägt siegreich alle Unlust und Trägheit.

Ein böser Gast im Kinderzimmer ist die üble Laune. Sie kommt wie der Dieb in der Nacht und befällt zu Zeiten auch ein liebenswürdiges Kind. Soeben noch ausgelassen fröhlich, steht es nun schmollend am Fenster, mag nicht mehr mitspielen und ist gekränkt, kein Mensch weiß worüber. Hier ist völlige Nichtbeachtung das beste Heilmittel. Jede Frage, jedes Bemühen, den finster blickenden kleinen Mann heranzuziehen, würde die Sache verschlimmern. Nimmt jedoch niemand Notiz, so fühlt er sich in der erwählten Einsamkeit kreuzunglücklich: ganz von selbst schließt er nach

Digitized by Google

einem Weilchen sich den Genossen wieder an, und auch jetzt sind alle Bemerkungen überflüssig — es giebt sonst einen Rückfall.

* * *

Wurde bisher hauptsächlich auf die kindlichen Fehler hingewiesen, so sei nunmehr eines guten Keims gedacht, der jedem gesunden, normal entwickelten Kinde innewohnt. Es ist dies der Thätigkeitstrieb. — Wenn das kaum Einjährige, noch auf dem Boden rutschend, den Kohlenkasten ausräumt oder das Arbeitskörbchen der Mutter vermittelst der Nähtischdecke herabzieht, um seelenvergnügt seinen gefährlichen Inhalt zu durchkramen, wenn der wilde Vierjährige mal eine Stunde Ruhe hält, weil er inzwischen Vaters Rehfell vor dem Schreibtisch mit der Schere bearbeiten mußte, so haben die beiden sich im speziellen zwar sehr unnütz gemacht, sind im allgemeinen aber nur dem Drange gefolgt, mit den Händen etwas zu schaffen. Sitzt ein Kindchen stundenlang ruhig, macht es selten oder nie dumme Streiche, so läßt solch ein Übermaß von Tugend auf körperliches Unbehagen oder geistige Minderwertigkeit schließen.

Nicht eben häufig ist die Fähigkeit, kleine Kinder angemessen zu beschäftigen, einem Weibe von Natur verliehen. Und wie ist sie in der Praxis der Kinderstube doch so nötig! Beschäftigte Kinder sind weit artiger, verträglicher und fröhlicher als gelangweilte. Weder schikanieren sie das Dienstmädchen, noch quälen sie die Mutter um Erfüllung unzulässiger Wünsche, noch entwickeln sie jenen nervenmörderischen Lärm, der das Verweilen in einer undisziplinierten Kinderstube so unerträglich macht.

Der treue Friedrich Fröbel hat den Thätigkeitstrieb des vorschulpflichtigen Alters in die rechten Bahnen geleitet und in seinem Lebenswerk den Kindergärten die Wege gewiesen, wie eine Mutter ihre Kleinen anregend und bis zu einem gewissen Grade sogar nutzbringend beschäftigen kann.

Eine schier unerschöpfliche Fülle von Material bietet die Gesamtheit der Fröbelschen Spiel- und Beschäftigungsmittel. Freilich muß man in den Geist des großen Kinderfreundes eingedrungen sein, will man seine „Gaben" recht anwenden. Möchten daher zahlreiche Eltern ihren Töchtern ein Lehrjahr in einem gut geleiteten Kindergarten, am besten in einem Seminar für Kindergärtnerinnen gönnen, — vielleicht an Stelle des Pensionsjahres mit seinen fragwürdigen Erfolgen.

Neben dem Thätigkeitstrieb spielt im Leben unserer Kleinsten der Nachahmungstrieb eine große Rolle. Kinder sind geborene Äffchen, und zwar ahmen sie analog den großen Leuten das Verkehrte weit lieber und geschickter nach als das Gute. Sorgen wir daher, daß unser Thun ihnen jederzeit vorbildlich sei. Nicht unsere wohlgemeinten Ermahnungen haften in der Kindesseele, sondern das, was wir ihnen vorleben. So werden putzsüchtige Mütter fraglos auch eitle Kinder haben, und wenn das Elternpaar in beständigem Hader lebt, kann im Kinderzimmer die Verträglichkeit nicht wohl gedeihen.

Vorbildlich für die Kleinen sei insbesondere die Behandlung der Dienstboten von seiten der Hausfrau und Mutter. Zwar ist die Lage des Hausgesindes, entsprechend der Hebung des vierten Standes im allgemeinen, eine bessere als früher. Immerhin gehören Fälle, in denen das Dienstmädchen grob angelassen, von oben herab behandelt und von früh bis spät gehetzt wird, noch nicht zu den Seltenheiten. Die nachahmungslustigen Kleinen erfassen diese Art merkwürdig rasch, sodaß — frei nach Goethe — ein inhumanes Prinzip sich wie eine Krankheit forterbt von Geschlecht zu Geschlecht.

Die Frau als Förderin „großer“ Kunst.

Von

Hans Schliepmann.

Nachdruck verboten.

Erst im Juliheft dieser Zeitschrift hat Paul Schettler über „Frauen und Bücher“ gesprochen. Was er gesagt, war so trefflich und beherzigenswert, daß gewiß alle Leserinnen der „Frau“ Ja und Amen dazu sagen werden. Hierin aber liegt vielleicht eine gewisse Berechtigung, das Thema noch einmal aufzunehmen. Ich möchte nämlich glauben, daß die sehr zeitgemäße und notwendige Strafpredigt Paul Schettlers am besseren Gewissen unserer Leserinnen etwas abprallt, insofern gerade deren Kreis eine Ausnahmestellung einnimmt, insofern es unter ihnen wirkliche Büchereibesitzerinnen geben wird, wie ich zuversichtlich glaube. Schettlers Aufsatz dürfte daher eher diesen Mitkämpferinnen als Waffe für die Draußenstehenden dienen, als Stachel für die zurückgebliebenen Schwestern, denn als Sündenspiegel. So werden wir uns denn alle der Schettlerschen Auseinandersetzungen von Herzen freuen; es wird aber diesen Ausführungen auch nicht im geringsten Eintrag thun, wenn ich versuche, ihnen ein weiteres Kapitel anzufügen, das vielleicht auch noch unseren Leserinnen hier und da das Gewissen rühren könnte.

Zunächst aber möchte ich, um nicht als befangen und weiberfeindlich zu erscheinen, eine Frage beantworten, die gewiß auch manche Leserin im Stillen an Paul Schettler gestellt haben wird: wieviel Männer sind denn besser als die von ihm geschilderten bücherlosen Frauen?

Ich antworte darauf, ohne erst Ausflüchte zu suchen: Sie haben vollkommen recht, meine Damen. Wenn's auch noch keine Statistik in dieser besonderen Angelegenheit giebt, so wird doch nach übereinstimmendem Urteil aller Eingeweihten die sogenannte schöne Litteratur sehr überwiegend von Damen — oder für Damen gekauft. Denn immer wieder muß es geklagt werden: in den heutigen Zeitläuften findet der Mann längst nicht mehr Muße, Geld und vor allem die nötige geistige — Unbefleckтheit, um einem Ideal nachzuhängen. Nehmen wir die Ausnahmen, die Künstler und die wenigen wirklichen Aristokraten hinweg: für wen ist die Kunst inneres Bedürfnis? Der Staat erkennt längst ein solches „Bedürfnis“ höchstens noch formell an, weil's doch einmal zur „Bildung“ gehört, etwas für die Kunst zu thun. Das trockenste, herzloseste Moralpauken scheint ihm aber im Grunde immer noch ein wertvolleres Erziehungsmittel als die Kunst, die doch ohne Zwang und Mühe gerade das Triebliche in uns sänftigt und läutert und so die beste Leiterin auch zu wahrer Religiosität sein könnte.

Unter solchen Umständen ist denn die Allerweltsmeinung nicht mehr verwunderlich, daß Kunst eine Art Zerstreuung, ein verhältnismäßig anständiges Vergnügen sei.

Und doch: was bleibt von einem Volke lebendig, wenn nicht seine Kunst? Alle Kriege und Staatenbildungen der Griechen und Römer haben für uns nicht

entfernt mehr so viel Gegenständlichkeit wie ihre Kunst; Firdusis Heldenbuch hat hundert Umwälzungen überdauert, und in Mittelamerika fesseln soeben noch wieder neuentdeckte riesenhafte Trümmer einer entlegenen Kultur die Aufmerksamkeit aller Gebildeten — Trümmer einer Kultur, deren Träger wir nicht einmal mehr dem Namen nach kennen.

Ist es demnach unberechtigt zu fordern, zu *wünschen* mindestens, daß auch die Spur von *unseren* Erdentagen nicht in Äonen untergehe? daß auch wir eine Kunst besitzen, die die Jahrhunderte überdauert?

Wohl mag nun hier und da ein Werk der bildenden Künste als monumentaler Zeuge unserer Zeit noch in ferne Zukunft hineinragen, wie der Name der gewaltigsten Künstlerpersönlichkeit des ganzen Jahrhunderts, Richard Wagners, trotz mancher Schlacken noch ungezählte Lustren leuchten wird: aber gerade in der höchsten aller Künste — der höchsten, weil sie nicht *nur* Kunst, sondern allumfassendes Geistesleben ist — in der Litteratur ist die Erhaltung solcher Gipfelwerke durch alle jene Umstände gefährdet, die schon Horaz sagen ließen: „Habent sua fata libelli," Bücher haben ihre Schicksale.

Nicht die auf Löschpapier gedruckten, sondern nur die in die Herzen geschriebenen Werke bleiben lebendig. Aber da liegt nun das Übel! Wenn nun die Herzen nicht mehr rein und groß und frei genug, um nur das *Beste* aufzunehmen? Wenn sie mit löschpapierner Waare so vollgepfropft sind, daß kein Platz für Besseres bleibt? Es besteht in der That die Gefahr, daß die besten Werke aus Mangel an — Käufern in die Papiermühle zurückwandern. War es z. B. nicht kaum mehr als ein glücklicher Zufall, daß Scheffels Ekkehard nach so vielen Jahren des „Ungekauftseins" noch uneingestampft geblieben? Und wird es andererseits nicht ein Monument von unserer Zeiten Schande sein, daß die männlichen und weiblichen Marlitts Auflagen über Auflagen erleben?

Man halte sich nur gegenwärtig, daß in der Litteratur wirklich ein jeder Käufer ein Atom Unsterblichkeit mitschaffen kann! Reißt euch um ein Buch, und es wird bekannt werden; das aber ist die Vorbedingung für das Berühmtwerden. Denn das in Litteraturblättern besprochene, belobte, gekrönte Buch bleibt so lange doch nur Papier, bis es eine Gemeinde von Nichtlitteraten, aber echten Kunstfreunden gefunden.

Hiernach ergiebt sich auch für die unproduktivste, weltabgewandteste „Leserin" noch eine Aufgabe: durch *reifste Wahl* beim Kauf an ihrem Teil *Auslese* zu halten innerhalb der *modernen Dichtungen*, auf daß etwas bleibe, das bleibenswert ist!

Ich möchte also eigentlich noch mehr fordern als Paul Schettler, nämlich ein stillschweigendes Bekenntnisablegen bei der Anlage einer eigenen Bücherei. Und ich würde die zielbewußte, die über die engen Interessen ihres eigenen Ichs hinweggekommene Frau daran erkennen, daß sie sich um Werke bekümmert, die von einer *Weltanschauung* zeugen, die deshalb der *großen* Kunst, im Gegensatz zur gefälligen, harmlosen, reizvollen angehören.

Die Frau ist solcher Kunst von je fremder gewesen als der Mann. Aber ich meine, daß die moderne Entwicklung die fortgeschrittene Frau wohl reif gemacht haben dürfte, auch *große* Kunst zu empfinden.

Was ich nun unter „großer" Kunst verstanden wissen möchte, bedarf einiger Worte der Erläuterung. Ich sagte, Kunst, die von einer Weltanschauung zeugt. Daß diese Weltanschauung von vorn herein nicht einfach verneinend oder schlechthin skurril sein kann,

ist klar, denn aus solcher Anschauung wird überhaupt keine Kunst geboren. Aber ich möchte sogleich nachdrücklichst betonen, daß ich nicht etwa eine philosophierende Kunst, eine möglichst tiefsinnige „Gedankendichtung" für das Höchste der Poesie erklären möchte. Sie kann es werden, wenn sie zugleich Anschauung, lebendige Gestaltung giebt, wie der Faust. Aber das Vorhandensein gewaltiger Instrumentalwerke, die nicht ein Wort Philosophie bringen, die einen abstrakten Gedanken reiner Logik gar nicht auszudrücken vermögen, beweist schon, daß es sich nur um den seelischen Untergrund handeln kann, aus dem das Werk des Künstlers entsprossen. Bachs große Messe in H-moll, Beethovens Neunte, Brahms' Deutsches Requiem sprechen Empfindungen von einer Tiefe und vor allem einer Weite des Gemütes aus, wie sie nur eine Seele erringt, die sich durch Menschenlust und -leid, Welt und Schicksal zu innerer Klarheit durchgerungen, die ein vollkommenes großes Weltbild in sich trägt.

Und diejenigen Kunstwerke allein, die, oft ganz ohne Absicht des Künstlers wie z. B. bei der Odyssee, ein ganzes Weltbild, gesehen vom Standpunkt irgend einer Epoche, zur Darstellung bringen, sind auch bleibende Werke. Wohlgemerkt, ein inneres Weltbild, nicht etwa eine kulturgeschichtliche Darstellung eines Zeitabschnittes, wie ihn etwa Dahns „Kampf um Rom" mit großen Freskomitteln, aber leider allzu viel Theatralik und romanhafter Charakterkonstruktion giebt.

Wir haben in unserer Zeit wenig genug solcher Werke, wenig genug Künstler sogar, bei denen wenigstens die Summe aller Werke den Eindruck großer Kunst, Kunst mit dem Rückhalt einer machtvollen geistigen Persönlichkeit, hervorruft. Böcklin und Klinger unter den bildenden Künstlern; Wagner und Brahms unter den Musikern; bedingt, wie schon letzterer, auch Gustav Freytag, dessen „Ahnen" bei aller Größe der Auffassung in Bezug auf künstlerische Gestaltungskraft und Diktion doch immer wieder mehr das große Talent als das Genie erkennen lassen, Gottfried Keller und Wilhelm Raabe in ihrer Ganzheit, vielleicht noch Konrad Ferdinand Meyer ebenso: das etwa sind die Hervorragenden, die noch mehr geben als Kunst allein, nämlich auch noch ein großes Herz, eine große Weltauffassung.

Und einer noch wird zu diesen gezählt werden müssen: Heinrich Hart!

Wer kennt ihn? Oder besser, wer kennt sein „Lied der Menschheit?" — denn als geistvoller Kritiker, als vielschreibender „beliebter" Feuilletonist hat er ja allerdings längst einen Namen, den er auf diesen Gebieten auszumünzen gezwungen ist, da er bei seinem Werke „großer Kunst" verhungern könnte. Und doch ist diese Dichtung so bedeutend, daß es gerechtfertigt erscheint, nur sie als Beispiel anzuführen, um zu beweisen, wie wenig wahrer und tiefer Anteil in unseren Gegenwartsmenschen für Werke großer Kunst vorhanden ist. Während der lieblich-flüssige Tand der Muse Julius Wolffs eine Auflage nach der anderen erlebt, wird das einzige monumentale Versepos der Gegenwart, trotz aller glänzenden Kritiken sogar! kaum beachtet.

Freilich, diese Epen sind kein Rattenfänger- oder Gänschenfänger-Versgeklingel. Diese brausenden, glockengewaltigen Verse muß man zweimal lesen, mindestens, ehe man all ihre und ihres Inhaltes Schönheit bewältigt, oder man müßte sie in kunstvollster Weise vortragen hören! — Ein neues Wunder der Schmach übrigens, daß noch kein Recitator sich dieser glänzendsten, lohnendsten Aufgabe gewidmet!

Wie viele noch mögen heut ein Buch ergründen, das über ihnen steht, dessen Höhe sie erst erklimmen müssen?

Hier aber würde es „lohnen"! Denn hier fügt sich Stein zu Stein zu einem wahren Weltbilde, einem Weltbilde sogar äußerlich, denn das „Lied der Menschheit" beabsichtigt nichts Geringeres, als die ganze Entwicklung des Menschengeschlechtes, wie sie sich von der Höhe moderner Anschauungen überschauen läßt, in zwanzig in sich abgeschlossenen Einzelbildern darzustellen. Dieser Gedanke allein ist einzig; er wäre der Gipfel spintisierenden Philologentums, wenn er nicht dem Hirn eines gewaltigen Dichters entsprungen wäre, der nicht Kulturgeschichte dozieren möchte, sondern der Kulturbilder sieht und sie aus leidenschaftlich ergriffener Seele mit heroischen Mitteln gestalten muß. Dadurch erst gewinnt das Werk seine künstlerische Bedeutung, daß dem gewaltigen Stoffe, dem Was, das Wie, die innere Notwendigkeit der Schöpferweise, entspricht, daß nirgend das lehrhafte Zöpfchen des Ethnographen oder Archäologen hervorschaut, daß seine Gestalten nicht maskierte Berliner oder Leipziger sind, sondern echte Menschen jener entlegenen Zeiten, menschlich uns nahegebracht trotz des Kannibalismus, wie in „Tul und Nahila", trotz der schrankenlosen Unterjochungsbegier wie in „Nimrod", trotz des aus dem alten Testament für uns alle zurückgebliebenen mystischen Heiligenscheines um den „Mose"!

Und gerade darin, wie sich aus allen diesen Gestalten das Allgemeinmenschliche herausschält, wie wir bei den Urmenschen aus den ersten ungebändigten Trieben vergewaltigender, ichsüchtiger Liebesleidenschaft die Keime selbstaufopfernder Nächstenliebe in der Liebe zum Gatten und zum Kinde aufgehen sehen, wie der Drang nach Herrschaft im ungebändigten Gemüte zum Wahnwitz auswächst oder wie der Begriff Eines Gottes mit dem Eines Volkes, seines Volkes, bei Mose zusammenfällt, wie der übermenschlichen und doch noch engen, leidenschaftlichen, aber rein-begeisterten Persönlichkeit des Gesetzgebers vom Sinai der Begriff des Einen Gottes doch zuletzt nur als eine Notwendigkeit für das eigene Selbstgefühl ersteht, wie daneben aber die Menge in niederer, furchtvoller Selbstsucht dem Lebendigen in Moses Lehre ewig fremd bleibt, wie sie aus der Knechtschaft Ägyptens nur unter neue Knechtschaft flüchten möchte, wie sie nach der menschlichen Faust mehr als der göttlichen Hand verlangt — wie dies und vieles Andere, Gewaltige Leben und Anschauung, Anschauung eines zugleich mitten im und doch weit über dem Stoffe stehenden Dichters geworden: das erhebt das „Lied der Menschheit" zu einem echten Werke großer Kunst. Die Kunst ermesse man an den wunderbar anschaulichen, klingenden und rauschenden, farbenwogenden Schilderungen des „Milieu", der Landschaften, in denen die großen Hauptentwicklungsphasen der Menschheit, die Gründung der Familie und des Herdes (Tul und Nahila) des Volks- und Herrschertums (Nimrod) und die Erstehung des Monotheismus (Mose) sich abspielen.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, an dieser Stelle und in diesem Zusammenhange auch nur die Hauptzüge der Dichtung zu umreißen oder gar ihre eingehende Würdigung zu versuchen, zumal eine ausführliche Besprechung eines Werkes nur gar zu vielen Menschen Stoff genug zum „Drüberredenkönnen" giebt, um das Werk selbst ungelesen sein zu lassen.

Ich versage mir sogar, irgend einen Abschnitt der wie aus Granit gemeißelten Reimpaare als Probe hierherzusetzen, denn es galt mir hier nur, das schlagendste Beispiel von der Verständnislosigkeit des großen Publikums gegenüber wirklich monumentaler Kunst näher zu beleuchten und im Gegensatz dazu Zeugnis abzulegen für das bedeutsamste Epos der Gegenwart. Wenn man mich aber auf das Gewissen

fragt, ob ich nicht alle obigen Ausführungen nur um das Lob meines persönlichen Freundes Heinrich Hart „herumgeschrieben" habe, so sage ich kaltblütig: allerdings, das habe ich vielleicht, denn diese Gedanken sind mir gekommen, als ich das Publikum taub erfunden gerade für Harts Werk. Wer aber dieses Werk erst einmal kennen gelernt, d. h. zweimal gelesen hat (auch Wagners höchste Schöpfung, den „Tristan", muß man studieren, um ihn ganz nach Gebühr zu schätzen) der wird mir's Dank wissen, daß ich für „Das Lied der Menschheit" eingetreten bin, daß ich just bei diesem Beispiel auf einen Schaden unserer sogenannten Kultur- und „Allgemeinbildung" hingewiesen, da nirgend der Mangel an Pflege des wahrhaft Bedeutenden so klar zu Tage tritt.

Heinrich Hart ist vierzig Jahre alt geworden, ohne mehr als drei seiner Epen beendigen zu können. An geistiger Potenz überragt der „Mose" noch weit seine Vorgänger, deren Veröffentlichung ganze acht Jahre zurückliegt. — Was können wir nicht noch Herrliches von ihm erwarten! Aber: — wann dürfen wir es von ihm erwarten? Wird nicht der nächste Band vielleicht erst in zehn Jahren kommen? Wird nicht das Werk „notwendig" ein Torso bleiben müssen?

Notwendig! Ja, weshalb? Weil Heinrich Hart an seiner Idee verzweifelte, weil seine Kraft erlahmte? Keineswegs! Mag auch die große Kunst nicht mit der Fabrikpünktlichkeit arbeiten, mit der unsere „beliebten" Singsangbäcker ihren Weihnachtskuchen unter stürmischer Nachfrage aller ewigen Backfische auf den Markt werfen: längst wären weitere Gesänge vom Liede der Menschheit erschienen, wenn — diese Sänge so viele Käufer fänden, als ein Band Wolff, Ebers, Eschstruth oder Schubin. Gönnen wir diesen ihre Käufer von Herzen! Ganz ernstlich gesprochen! Aber wäre es nicht edlen Frauen eine würdige Aufgabe, in dieser Zeit der Kleinlichkeiten, der überwuchernden Alltagsjämmerlichkeiten, Priesterinnen gerade der großen, der weltweiten Kunst zu werden?

Wenn jetzt die Gegenwartsdichter Fulda und Sudermann mit ihren ganz unbestreitbar brav gemeinten und klug gemachten Schöpfungen von Scharen begeisterter Bankiersfrauen „chaperonniert" werden, wenn der Erfolg ihrer Arbeit sich in Wohlhabenheit umsetzt: finden sich in Deutschland nicht daneben auch noch so viel edle Frauen, um einen Zukunftsdichter aus der Frohne der Tagesschriftstellerei zu erlösen? Daß die Auflagen eines Julius Wolff niemals einem Zukunftsdichter zufallen können, liegt in der Natur der Sache. Aber daß in acht Jahren noch nicht die erste Auflage des Liedes der Menschheit vergriffen wurde, ist ein ebenso fürchterliches Armutszeugnis für das „Volk der Dichter und Denker", wie daß jetzt erst Wilhelm Raabe zu einiger Anerkennung gelangt, daß Böcklin und Klinger Jahrzehnte lang wie „Halbverdrehte" angesehen wurden.

Und weil wir in unseren gesegneten Kulturzuständen wirklich anfangen müssen, auf des Mannes Anteil an idealen Fragen zu verzichten, da ihn die Politik des Geldschrankes oder des Stimmzettels oder des Strebertums voll in Anspruch nimmt: werdet Ihr, deutsche Frauen, herangewachsen sein, um große Kunst zu begreifen, ihr liebevolle Pflege zu weihen?

Kuratel.

Novelle

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

Das Spatzenvolk hüpft ſchreiend in den noch kahlen Zweigen der beiden Fliederbäume, die unter den Fenſtern eines zweiſtöckigen Hauſes ſtehn, deſſen grauer Ölfarbenanſtrich etwas ſchadhaft geworden iſt. Aus dem Gartenboden lockt die Sonne die erſten grünen Sproſſen; ein ſcharfer Erdgeruch ſteigt auf; man hört weithin durch die klare Luft das Plätſchern des Bächleins, das hinter dem Hauſe hin durch das Wieſenland führt. In der niederen Stube, die eine weißgetünchte Balkendecke hat, ſortiert eine hagere, braunhaarige Frau Wäſche. Stück um Stück hebt ſie prüfend auf, hält es gegen das Licht und ſtreicht mit dem Finger wie liebkoſend über die geſtickten Buchſtaben: K. D. Dann wiſcht ſie mit dem Rücken der Hand ein paar Thränen ab. Die polierten Möbel ſtehn ſauber blitzend da; auf dem Tiſch liegt eine großblumige Decke, über die Armlehnen des braunen Damaſtſofas ſind gehäkelte Schoner gebreitet, ein paar Jagdbilder, Ridinger, hängen in ſchwarzen Rahmen an der Wand, einige Photographien darunter, und an dem Spiegel zwiſchen den beiden Fenſtern ſtecken Neujahrskarten.

„O Gott, o Gott!“ ſagt die Frau ein paar mal vor ſich hin, dann lauſcht ſie nach dem offenen Fenſterflügel hin. Sie kennt den Schritt; Steinecke, der Briefträger ſteigt gegenüber zu dem Kaufmann — ſechs Tritte hinauf. Freilich hält er ſich da auf; ohne Schnaps geht es nicht ab. Über ihr wird Gepolter laut, ein Stuhl fällt um, eine keifende Stimme klingt dazwiſchen. Nun kommt Steinecke herunter — ſie tritt ans Fenſter.

„Nee, Frau Pohl, für Sie is nichts da!“ ruft der Briefträger von weitem.

„Daran — daran habe ich auch garnicht gedacht,“ ſagt ſie mit ſchwerer Zunge.

Er macht eine Bewegung nach oben. „Geht ja wieder luſtig zu, — nee, bloß — ſo was!“

„Sie hat ihren ſchlechten Tag!“

„Daß Sie die auch noch auf'm Halſe haben, — was zu viel is, is zu viel —“ in ſeiner Taſche ſuchend, geht er weiter.

„O Gott, o Gott!“ ſtöhnt die blaſſe Frau und begiebt ſich zurück an ihre Arbeit.

„Klingklang Gloria“ ſingen auf der Straße ein paar Kinder und beginnen das Spiel von „der ſchönen Königstochter, die man nicht zu ſehen kriegt.“ Und nach dem feierlichen Sang laufen ſie kreiſchend durcheinander und beginnen ihn dann von neuem.

„Guten Morgen, Frau Pohl!“ ruft eine freundliche Stimme in das Zimmer.

„Ach, Frau von Schrott“ — ein qualvoller Seufzer folgt, und die Hagere bleibt mit dem Tiſchtuch, das ſie gerade in den Händen hält, verwundert ſtehn. „Das iſt aber ſchön, daß Sie wieder da ſind und ſehn gut aus und zufrieden. Lieber Himmel, das is die Hauptſache, wenn man zufrieden ſein kann.“

Die Dame nickt, kommt mit raſchen Schritten die Stufen herauf, drückt die altmodiſche Thürklinke auf und iſt eingetreten, ehe die andere noch das Leinenzeug aus der Hand gelegt hat. Sie iſt klein und blond; ihre lebhaften grauen Augen durchwandern das Zimmer. In dem Raume oben poltert es wieder.

„Sie iſt ſehr ſchlimm jetzt immer,“ erzählt die Pohl, „ſie weiß es ganz genau, daß er ſo lange nicht zu Hauſe geweſen iſt und nicht ſchreibt und — und — ſeine leibhaftige Ehefrau ganz und gar vergißt — wie ein Heide, ein richtiger Heide —“

Frau von Schrott nickt. „Ich habe ſchon davon gehört — Steckbriefe und all dergleichen,

Schulden in allen Wirtshäuſern in der Runde, ehrloſe Sachen —"

Karoline Pohl ſinkt auf einen Stuhl und ſchlägt die Hände vors Geſicht.

„Ich ſchäme mich ja ſo!"

„Ja, ja," nickt die andre, „aber — damit iſt es nicht gethan."

„Ein Glück, daß wenigſtens keine Kinder da ſind — dann müßte ich mich noch mehr ſchämen —" und dann kommt ſie mit einer ſchleichenden Bewegung an ihre Beſucherin heran. „Laut mag ich es gar nicht ſagen, gnädige Frau, aber — er ſoll auch eine Liebſte haben — in Jernsdorf — ach, und hat hier eine ihm chriſtlich angetraute Ehefrau — das iſt doch das Schlimmſte, ſagen Sie nur, das is wahrhaftig das Allerſchlimmſte."

Eine Antwort giebt Frau von Schrott nicht gleich; ſie ſieht den einen Ridinger prüfend an, und weil der Rand beſchädigt iſt, macht ſie ein bedauerndes Geſicht; dann wendet ſie ſich ſchnell um und ſtreckt die kleine Hand aus.

„Es iſt alſo wahr, was ſie mir gleich am Bahnhof erzählten: er hat ſich herumgetrieben, ſeinen Verdienſt verthan, Leute betrogen und, weil Sie nun ausgeplündert ſind und das Haus verſchuldet iſt, läßt er Sie ſitzen und Ihnen auch noch die Sorge für ſeine geiſteskranke Mutter."

„O Gott, o Gott!"

„Ja — und was nun?"

„Das weiß kein Menſch, kein Menſch!" und ſchwere Thränentropfen rollen der Frau über die eingefallenen Backen. „Das Letzte, was ich immer noch gehütet habe, mein bißchen gute Wäſche —"

„Natürlich, ich ſeh's ja — verkaufen Sie ſo nach und nach —"

„K. D. — ja, wie ich noch Karoline Dierks hieß, war es anders, als meine Mutter das geſponnen hat und dann weben ließ, ſehn Sie, das iſt mir nicht an der Wiege geſungen."

„Wir wiſſen alle nicht, was uns erwartet!" ſagt Frau von Schrott und glättet ihre grauen Handſchuhe. „Aber dem, was uns betroffen hat, dem müſſen wir ſtandhalten, meine gute Pohl!"

Die Hagere krümmt ſich freundlich unter dem Blick und dem Ton. „Wer wie Sie is — Sie können hart ſein, gnädige Frau — mit ſich ſelber ſo hart!"

„Vielleicht! Sagen Sie mal, wer hat denn den Ridinger ſo zugerichtet?"

„Ach, den neuen Rahmen? Er hat'n gemacht — der breite, weiße Rand gefiel ihm garnich — ja, ſo'n Mann — Geſchick hat er zu allem. Und wie 'n Kind, wenn er's Gute hat, wie 'n richtiges Kind."

„Scheint ſo — nach ſeinem jetzigen Benehmen!"

„Ach, gnädige Frau, wenn ſo'n Frauenzimmer im Spiel is, das is doch das Ärgſte —" Und dann ſinkt ſie auf einen Stuhl. „Die ſchöne Wäſche, ordentlich ans Herz geht's mir. Aber mir hilft kein Menſch — was Verwandte ſind und Freunde? Wenn die Not kommt, iſt keiner zu finden!"

„Dann muß man ſich eben ſelber helfen" — giebt die klare Stimme zurück. Die Pohl reißt die Augen weit auf und öffnet auch den Mund. „Ach —"

„Ich habe mir auch helfen müſſen, als das Unglück über mich kam!" ſagt die Blondine hart und ſieht nach den Wolken.

„Steine woll'n mir brechen, Roſen woll'n mir ſtechen" ſingen die Kinder auf der Straße, und ein ganz beſonders helles Stimmchen thut einen Jauchzer.

„Ja freilich, Sie haben auch genug erlebt," fällt die Pohl redſelig und erleichtert ein. „So'n ſchöner Offizier und ſo'n prachtvolles väterliches Gut, das Sie ihm mitbrachten; wie im Himmel hätten Sie doch miteinander leben müſſen. Und ging nicht — immer flotte Reiſen und Spiel und Wetten — wer hatte hier von ſo etwas ſchon gehört? Die Leute dachten ſich denn auch gleich nichts Gutes, und Recht haben ſie behalten —"

Eine Handbewegung der andern, aber die gewahrt die Frau nicht, ſie ſtreicht an ihrer Schürze herunter. „Und geht auch fort und läßt Sie mit den Gläubigern zuſehen —"

Die Falte zwiſchen den blonden Brauen vertieft ſich. „Ich bin aber fertig geworden — ich habe mir ſelber geholfen. Sehn Sie, Frau Pohl —"

„Ach, lieber Gott, Sie ſind 'ne kluge und gelehrte und forſche Dame — das iſt doch 'ne ganz andere Sache."

„Jeder in ſeiner Lebensſchicht und nach ſeinen Kräften!" ſagt Frau von Schrott ſtreng.

Digitized by Google

„Sie auch — Sie dürfen und wollen ſich doch nicht hinſetzen und die Hände in den Schoß legen? Das wäre ja verächtlich!“

„Ach, Frau von Schrott, ich habe nichts gelernt, wie mal das bißchen Putzmachen in Goslar! Und es ſind ſchon zwei Putzmacherinnen im Ort — nein, nein —“

Nun iſt ein Geſchrei unter den Fenſtern, beide eilen heran, die Kinder fahren mit geballten Fäuſten aufeinander los, der friedliche Singſang iſt verklungen.

„Aber Hannchen, Fine, Paul — ſchämt euch doch! Wenn ihr ſo unartig ſeid, dürft ihr die Pohltante nicht wieder beſuchen!“ ſagt die Frau des Uhrmachers eindringlich. Und die Braun- und Blondzöpfigen ſtehen verlegen und ſtecken die Finger in den Mund, und die beiden Jungen drücken ſich an die Wand des Hauſes, als wären ſie ſo weniger ſichtbar.

„Nun hab ich's ſchon,“ ruft Frau von Schrott. „Eine Kleinkinderſchule machen Sie auf — das verſtehn Sie, mit ſolchen Trabanten umzugehen.“

„Aber — die neue Manier —“

„Ach was, wir haben auch das ABC nach der alten gelernt — ich will mal mit dem Herrn Paſtor ſprechen. Und Liedchen ſoll'n Sie die Kinder lehren und ſtricken und ſtillſitzen und artig ſein — Frau Pohl, da fliegen all die unnützen Gedanken bei der Arbeit aus dem Kopf!“

„Wenn Sie meinen? Aber — wenn mein Mann wiederkommt — ſehen Sie“ —

„Das können wir nebenher abwarten.“

Als die Gutsfrau eine Viertelſtunde ſpäter das kleine Haus verläßt, ſieht Karoline Pohl ihr ganz vertrauensvoll nach, und die verrückte Alte ſteckt oben den Kopf aus dem Fenſter und ruft ein Schimpfwort in die klare Frühlingsluft; es verklingt in dem Zwitſchern der Vögel.

* * *

Karoline Pohl geht durch den Garten, der ſich lang hinter ihrem Hauſe hinzieht. Die Dämmerung kommt über die Berghöhen, einen Augenblick vertieft ſich noch das Ziegelrot der Dächer und das Schiefergrau des Kirchturms, dann iſt alles wie mit einem leichten Schleier bedeckt, auch der gotiſche Giebel des Schlößchens auf der Anhöhe, in dem Frau von Schrott wohnt. Den kleinen Neubau hat ſie aus dem Zuſammenbruch gerettet und das Vorwerksgut dazu; ſie bewirtſchaftet es „ſo tüchtig wie ein Mann —“ ſagen die Gutsbeſitzer ringsum.

Ein paar weiße Aſtern ſchimmern aus dem Blattgrün, die letzten. Viele, die neben ihnen blühten, hat Karoline heute mit Tannenzweigen zu Kränzen gewunden.

Iſt ein Todesfall im Ort, dann laufen ſie immer zu ihr, weil ſie behaupten, niemand mache die Kränze ſo ſchön wie ſie — diesmal nun hat's den guten alten Paſtor betroffen, der vierzig Jahre in der Gemeinde war. Freilich hat ſie's für den beſonders gern gethan und auch wehmütig — er hat ſie konfirmirt und getraut und es ruhig hingehn laſſen, daß ſie beim Unterricht in ihrer Kleinkinderſchule noch nach dem alten Kurs verfuhr. Einige Lehrer der neuen Richtung waren ihr aufſäſſig darüber geworden und hatten gehetzt. „Lieber Gott, ich kann es doch nun nicht anders“, hatte ſie geklagt, da zwinkerte er mit den Augen, die ſo gutmütig blickten. „Na, Frau Pohl, bringen Sie die Kleinen man ſo weit Sie können.“ Nun iſt er tot, ihr Beſchützer. Sie ſeufzt und biegt die Zweige der Laube, die ſo ſtörrig in die Luft ſtehn, zur Seite.

Den Spätnachmittag und Abend begrüßt ſie allemal mit Erleichterung, dann kann ſie ausruhen nach dem Geplapper und Geſinge und Gefrage, das tagsüber um ſie her erſchallt. Dann kann ſie an allerlei denken, wozu ſie ſonſt keine Zeit findet. Frau von Schrott ſagt, das iſt gut — ja die —! Aber dankbar iſt ſie ihr doch für ihren Rat, der war richtig, ſie kommt durch, und die Leute ſagen ihr, daß das ſehr ordentlich von ihr iſt. Und die alten Freunde und auch die Verwandten finden ſich wieder ein, denn ſie ſehen ja nun, daß ſie von ſelber fertig wird, keine Hilfe will und keine braucht.

Ein paar Fröſche beginnen zu quaken; es ſchlägt vom Kirchturm, feucht kommt es vom Thaleinſchnitt her — es fröſtelt ſie ganz leicht in dem Dämmergrau, und ſie zieht den wollnen Kragen um ihre Schultern. Nun werden die Tage bereits wieder kurz. Kein

Schritt weit und breit hörbar, nur das Rauſchen des Bergſtroms in der Ferne; an der vorſpringenden Felswand ſchäumt und ziſcht und plätſchert er immer ſo unbändig. Ja, den guten Paſtor Holthaus, den werden ſie doch in der Gemeinde vermiſſen; immer vermittelnd und milde war er, nie ſtreng richtend. Eine ſchöne Traurede hat er ihr auch gehalten; ſie mußte nur ſo ſehr weinen. Freilich, das ſchickt ſich ſo für eine Braut — Onkel und Tante, bei denen ſie, ein früh verwaiſtes Kind, aufwuchs, wollten abſolut kein Glück in der Ehe ſehn; ganz ledig ſollte ſie bleiben, dann ihre einzige Erbin werden. „Biſt ja ſchon eine alte Jungfer, Karline," hatte der alte Müller geſagt, „ſieh dich nur in den Spiegel. Was kann dem Otto Pohl denn an dir gefallen? Doch nur deine Spargroſchen." Roh war's geweſen — Otto ſagte ihr ſo nette Dinge. Er ſei ein Leichtfuß, er brauche einen Halt, geſtand er.

Kein Menſch konnte ſagen, daß ſie an ihrem Hochzeitstage ſchlecht ausgeſehn hätte — braune Seide und Myrtenkranz und Schleier und ein verſchämtes Rot auf den Backen. „Biſt ganz paſſabel, Karline," liſpelte die Bäckerfrau, ihre Patin, ihr zu. Onkel und Tante Müller gingen mit zur Kirche; ein Hochzeitseſſen gaben ſie aber nicht, nur Kaffee und Kuchen nach der Trauung. „Zum Fidelſein reicht's nicht mit der Summe," meinte der ehmalige Hufſchmied, „'nen Mann haſt du haben woll'n, haſt's durchgeſetzt; nun ſieh auch weiter zu."

Und er kam nie über die Schwelle des jungen Haushalts; die Tante erſt aus Neugier, dann aus Gewohnheit. Aber immer hatte ſie verſteckte Vorwürfe: „Mach dich nicht lächerlich, Karline — guckſt wie in 'nen goldenen Kelch in den Menſchen. Neue Beſen fegen gut — anders wird's ſchon kommen."

Und es kam anders.

Wieder raſcheln die Liguſterzweige, und dann — etwas wie ein Seufzer, wie ein Laut — es rieſelt ihr durch den Körper, ſchreckhaft — „Karoline!" Und nun löſt ſich eine Geſtalt aus dem Schatten.

„Großer Gott!" ſchreit ſie auf.

„Still!" ziſcht es ihr zu, und eine Hand faßt die ihre.

„Otto!" ſie iſt voller Empörung und weicht zurück.

„Du — du haſt hier nichts mehr zu ſuchen," ſtoßt ſie hervor.

„Aber — vielleicht ſuchen ſie mich!"

„Und — dann traufſt du dich hierher?"

„Erſt recht; da vermuten ſie mich doch am Ende am wenigſten."

Sie ſieht ihn in dem Halblicht an; ſeine Geſtalt iſt ſtattlich, ſeine Kleidung verbraucht, das Geſicht blaß.

„Wo magſt du dich herumgetrieben haben?" klagt ſie.

„Das kannſt du mich eigentlich drin fragen, wenn du es durchaus wiſſen willſt!" antwortet er mit kurzem rauhen Auflachen.

„Du denkſt doch nicht —" ſie bringt es nicht über die zitternden Lippen.

„Daß du mich hier draußen ſtehn laſſen willſt — damit vielleicht die Nachbarn —" er legt ſeine Hand auf ihre Schulter. „Nach ſo langer Trennung, Karoline?"

Er hat Wohlklang in der Stimme; bewußt iſt ihr das nie geweſen, aber ſie iſt unter dem Bann der weichen Töne.

„Otto — was haſt du mir angethan, ſo viel Herzeleid!" flüſtert ſie.

„Und wozu ſind denn die Frauen da? nur damit ſie vergeben können —" Dann ſchiebt er ſeinen Arm in den ihren und zieht ſie über den Kiesweg mit ſich der Pforte zu, über den Hof hin, die hintere Steintreppe hinauf. Sie iſt ganz willenlos.

Die roten Steinfliſen des Hausflurs blitzen, das Küchengeſchirr leuchtet durch die offene Thür — es iſt Sauberkeit überall.

Seine braunen Augen umfaſſen die altgewohnten Dinge mit einem Blick; ein luſtiges Aufleuchten iſt darin. „Das iſt wahr, ſo reinlich habe ich es nicht immer unterwegs getroffen."

Dann treten ſie in die Wohnſtube.

„Otto," ſagt die Frau, und ihre ſonſt ſo harten, vergrämten Züge nehmen einen Ausdruck von Weichheit an. „Wie haſt du nur —"

Er wirft ſich auf einen Stuhl.

„Ich bin nun wirklich nicht in der Laune, um ſo was anzuhören!" ſpricht er und ſtreckt die Füße weit von ſich. Seine Schuhe ſind zerriſſen; ſie blickt kopfſchüttelnd darauf nieder.

Digitized by Google

„Das will ich ja auch nicht — aber —"

„Vor allen Dingen möchte ich dies Zeug da vom Leibe und meine beſſern Sachen haben und dann," er macht einen Verſuch, ihr die Backen zu ſtreicheln, „wirſt du deinen Ehherrn ja wohl nicht hungern laſſen — durſtig bin ich auch."

„Ich geh 'rum und hole dir Bier vom Kaufmann."

Dann iſt ſie ganz Fürſorge, ſchließt die Holzläden, zündet die Lampe an, ſteigt in den Keller, wirtſchaftet in der Küche, huſcht nach dem Kaufmann. „J, Frau Pohl," heißt es dort verwundert, als ſie Bier verlangt. „Ja," antwortet ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „ich habe Beſuch gekriegt." „Dann geben Sie's ja nobel!" „Ach — lieber Himmel, wenn man weit herkommt," liſpelt ſie verſchämt.

Als ſie den Tiſch hergerichtet hat, tritt der Uhrmacher wieder in die Stube. Er iſt ſauber gekämmt und trägt anderes Zeug, reckt ſich wohlig, beguckt ein paar Geburtstagswünſche, die am Spiegel ſtecken und meint: „Ja, an dem Tage zu ſchreiben, habe ich mich auch nicht getraut — aber ſag mal," indem er ſich ſetzt und ſein Glas voll ſchenkt, „warum ſtehen denn da nebenan ſo viele kleine Stühle? Sieht ja ordentlich putzig aus!"

„Ich habe doch 'ne Schule, Otto —"

„Du?" er lacht hell heraus und giebt ſeiner Weſte einen Ruck.

„Wie hätte ich denn wohl leben ſollen? Du haſt doch nichts geſchickt — und die alte Frau da oben hat noch immer einen geſunden Appetit."

„Ach ſo — die —" mit beiden Backen kauend — daß ſie ihm nur zuſieht, bemerkt er nicht — „und das bringt was ein? O, du Schulmeiſterſche, du, denn muß man doch ordentlich Reſpekt vor dir haben."

Ganz glücklich ſieht ſie herüber; ein leiſes Rot kommt in ihr Geſicht. Sie tritt an den Schrank aus Eſchenholz, der ein paar gewundene Säulen hat und legt die Hand gegen das Schloß. „Sogar drei Thaler habe ich ſparen können in den acht Monaten, ich hatte auch noch zu ſtricken, für'n Geſchäft in Berlin — Frau von Schrott hat's mir verſchafft —"

„Ach die — hochnäſige Perſon," ſagt Otto Pohl und gähnt.

„Sie meint es gut —" dann ſtockt ſie befangen. Wenn die wüßte —

Langſam tritt ſie an den Stuhl des Mannes heran.

„Otto, ſieh mal — ſchrecklich war's, und gegrämt und geſchämt habe ich mich, aber wenn du nun man wieder ordentlich wirſt, dann ſoll alles vergeſſen und vergeben ſein. Ich kann die Schule behalten, und du arbeiteſt wieder, biſt ja ſo geſchickt — dann muß es uns doch gelingen, dann brauchen wir uns das Haus nicht überm Kopf verkaufen zu laſſen —"

„Die alte Baracke," ſagt er verächtlich.

„Alle wiſſen, daß du was kannſt. Sie warten noch — ganz gewiß."

Er fährt mit der Hand durch ſeine ſtarken Haare und bringt ſie wieder in Unordnung.

„Biſt'n Frauenzimmer! Sprichſt, wie du's verſtehſt. Jetzt kann ich doch gar nicht hierbleiben — der Steckbrief! Wenn ſie mich faſſen, ſo ſtecken ſie mich ein — haben doch's Recht dazu —"

„Otto!" ſie wird blaß, wie das Tiſchtuch, auf dem ihre abgezehrte Hand liegt. „Otto — du wollteſt wieder fort? Warum biſt du denn gekommen?"

Er zuckt die Achſeln. „Weil ich dich ſehn wollte — und dann — ich habe ja die Abſicht, all die Dummheiten aus der Welt zu ſchaffen und wieder Arbeit zu ſuchen, dazu —" er ſieht an ſich herunter.

„Ach — um das beſſere Zeug," ſagt ſie traurig.

Er trinkt den Reſt des Bieres.

„Es will auch ſeine Zeit haben, daß einer wieder in Ordnung kommt. Und nun bin ich müde — vor Tagwerden muß ich weg ſein, denn wenn Strömer, der Gendarm mich ſieht — der Kerl hat 'n Spahn auf mich, 'ne alte Sache."

„Lieber Gott —" ſie faltet die Finger und ſpricht nicht weiter, ſchüttelt nur den Kopf mit den glatten Scheiteln — die weiße Furche in der Mitte iſt ſchon ſehr breit — und ein paar dicke Thränen fallen ihr aus den Augen.

„Hätte wohl lieber gar nich' kommen ſollen?" fragt er, „ſetze mich doch Unannehmlichkeiten aus, bloß — ach, flenne —"

„Otto, verſprich mir, daß du nun ordentlich werden willſt — wirklich ordentlich!“ bittet ſie dringend.

„Das alte Lied — wenn du wieder anfängſt.“ Er ſtößt ſeinen Stuhl zurück und ſtampft mit dem Fuße auf. Sie ſagt nichts mehr, ſie räumt das Geſchirr zuſammen. —

Am andern Morgen, als die Kinderfüße dem Pohlſchen Hauſe zutrippeln, die Weißbrotfrau ihre Runde macht, der Briefträger ſeinen erſten Gang antritt und der Ausrufer mit ſeiner Schelle kommt und Holla! Holla! ſchreit, was immer wie „Holland“ klingt, reißt die alte Pohl das Fenſter auf und ſteckt den Kopf mit den wirren Haaren heraus und ruft: „Leute, Leute, wollt ihr was wiſſen? Der Tagedieb, der Lump, der Otto is dieſe Nacht im Hauſe geweſen — ich hab'n geſehn, heute Morgen, wie er fort is — durch'n Garten! Mein Junge, der Nichtsnutz, und was ſie is, die dumme Gans! Ihre Schürze hat ſie vor'm Geſicht gehabt, und geheult hat ſie!“

Und iſt ſie damit fertig, ſo fängt ſie wieder beim erſten Wort an: „Leute! Leute!“ Und die Kinder fürchten ſich vor der böſen, verrückten Pohl, und die Großen lachen.

Zur ſelben Zeit ſteht Karoline vor ihrem geöffneten Schrank mit den gewundenen Säulen und faßt mit den hagern Fingern nach der kleinen Strohſchwinge, in der ſie ihren Sparpfennig gehabt — leer — ſie ſchüttelt den Kopf und ſagt mit blutloſen Lippen das Wort „leer“ deutlich vor ſich hin. Eine Schublade nach der andern zieht ſie auf, die drei Thaler finden ſich nicht wieder.

„Kein andrer wie er, kein andrer! ſo ſchlecht, ſo ſchlecht — und hat mich an der Ecke noch in den Arm genommen — und meinen Notpfennig hat er dabei in der Taſche gehabt —“ ſie iſt ganz ſtarr, ſie braucht eine Zeit, bis ſie die ſchwergewordenen Füße wieder bewegen kann. „Der Lump, der Lump“, ſchreit es von oben; ſie ſchlägt beide Hände vor das Geſicht.

„Morgen, Pohls Tante!“ ſagt ein piepſig dünnes Stimmchen, und ein zweites kräht dasſelbe.

„Der Taugenitz, der Taugenitz!“ brüllt es herunter.

Karoline läßt die Kinder in den Schulraum ein — „Nun woll'n wir mal ſingen,“ kommt es mit Anſtrengung heraus.

* * *

„Nun herbſtelt es ordentlich,“ ſagt der Amtmann Baldenius, als er ſich behaglich in den Lehnſtuhl am Fenſter, der dem der Gutsfrau gegenüberſteht, niedergelaſſen hat. Er zieht ſeine großen grauen Augen etwas zuſammen, lächelt und fügt hinzu: „Sie meinen, Allerverehrteſte, das hätte ich ja nun beinahe an die ſiebzigmal erlebt. Stimmt! — aber, ich hab's anders im Sinn, denn — wenn Sie da ſind, iſt im Herbſt für mich Frühlingswetter!“

Adele von Schrott neigt den Kopf ein wenig vor.

„Sie bleiben doch der Gleiche, lieber Freund! Immer galant, immer noch nach der alten, guten Schule.“

Er ſtreicht über ſein glatt raſiertes Kinn. „Warum ſetzen Sie denn nicht hinzu: Pariſeken-Baldenius. Ich habe den Spitznamen ja nun mal — vor fünfzig Jahren hat ihn Ihre verſtorbene Großmutter auch ſchon gekannt und drüber gekichert. In unſerm Neſt hat man ein gutes Gedächtnis, und damals war meine Reiſe nach Paris wirklich ein Ereignis — und das iſt an mir hängen geblieben.“

Frau Adele legt ſpielend die Fingerſpitzen gegeneinander. „Sie wiſſen genau, Amtmann, daß mir Ihre Art lieber und ſympathiſcher iſt, als die zwangloſen fin de siècle-Manieren, die man hat einreißen laſſen.“

Er nickt, und die Fältchen um ſeinen Mund leben. „Kennt mich mit all' meinen Vorzügen, dieſe Dame da, und hat mich vor vier Jahren mit dem ſchönſten Korbe heimgeſchickt. Und heute weiß ich noch nicht recht, warum. In ſchlafloſen Nächten plagt mich zuweilen der Gedanke, daß meine dicke Naſe die Schuld trägt — ſehn Sie, Gnädigſte, ſolch 'ne ſchauderhafte Ungewißheit —“

Das Geſicht drüben wird plötzlich ernſt, die langen Wimpern legen ſich beſchattend über die Wangen, die Stimme iſt nun einen Ton tiefer. „Amtmann Baldenius, der Grund war, daß ich eben kein Anlehnungsbedürfnis hatte —“

„So — o?“

Digitized by Google

„Daß ich fühlte, ich könnte allein fertig werden. Damals, als alles zuſammenbrach — mag man genugſam gefragt haben: Wie will die Frau ohne Stütze da heraus? — und da war's denn auch ſolch 'ne mitleidige Regung von Ihnen —"

„Erlauben Sie —"

„Nein, weiter nichts. Und daß Sie, der Lebenskünſtler, der Egoiſt, der Epikuräer erleichtert aufatmeten — nein, ſtreiten Sie mir das nicht ab. Fertige Menſchen finden ſich nicht mehr ineinander. Die müſſen nur gute Kameraden bleiben." Sie hält ihm die Hand hin, und er ſchlägt ein. „Kann man denn anders, als ſich Ihnen fügen?

Die Klingel an der Thür ertönt. Dieſe Neuerung, das Vorderhaus verſchloſſen zu halten, haben die Birkenfelder Frau von Schrott viel weniger vergeben, als die kühle, ablehnende Art, mit der ſie unter ihnen lebt, die unentwegte Hofmacherei des Pariſeken-Amtmanns und ihr gutes modiſches Ausſehen, mit dem ſie den Honoratioren immer um drei Jahre voraus iſt.

Jette, das Hausmädchen, kommt herein — ſie lernt es nicht, manierlich eine Meldung zu machen. Sie bringt vor, daß Frau Pohl da iſt und der gnädigen Frau was zu ſagen hat.

„Raus ſollten Sie kommen — rein traut ſie ſich nicht, weil der Herr Pa— weil der Herr Amtmann da ſind!" dann macht ſie den Mund weit auf und grinſt.

„Lieber Freund, das iſt wieder ſo'n Birkenfelder Objekt, an dem meine Erziehungskünſte ſcheitern — wenn ſie nicht ſo unſagbar erſtaunt in die Welt blickende Augen hätte, die mich immer erheitern — Sag der Frau Pohl —" ſie ſteht auf und geht ſelber an die Thür und ruft in den mit Topfgewächſen beſtellten Flur: „Bitte, hier iſt ſchon eingeheizt — Sie müſſen Rückſicht auf meine Erkältung nehmen —"

Die hagere Geſtalt ſchiebt ſich herein, ſie trägt ein graues Wollkleid, ein blau und grünkarriertes Umſchlagetuch und einen ſchwarzen Sammethut, von dem eine Feder herunter hängt, die alles Krauſe verloren hat.

„Ach, gnädige Frau, gnädige Frau!" jammert ſie und wirft einen ſcheuen Blick auf den grauhaarigen, ſtattlichen Herrn.

Die Hausfrau deutet auf einen Stuhl. „Setzen Sie ſich und ſprechen Sie — haben wohl etwas auf dem Herzen? Ich habe nicht mehr bei Ihnen nachgeſehen, weil ich böſe auf Sie war —"

Die Pohl bohrt das ſpitze Kinn in die Falten, die das Tuch unter ihrem Halſe ſchlägt.

„Ach — gnädige Frau — ich kann es mir ja wohl denken. Ganz Birkenfeld hat ſich drüber aufgehalten, daß ich ihn aufgenommen und mal wieder an ſeine Lügerei geglaubt habe."

„Ganz Birkenfeld, das iſt gleichgiltig," erwidert Frau Adele. „Vor ſich ſelber — das iſt's! Wie kann man ſo ſchwach ſein — ſo — ſo —"

Die Pohl murmelt etwas Undeutliches und ſchließt: „Wenn man einen mal lieb gehabt hat." Dann richtet ſie ſich auf. „Aber, gnädige Frau, nu is es vorbei, nu habe ich 'n Schwur gethan — vor alle Ewigkeit aus is es. Denn ſehn Sie, ich habe ihm erzählt gehabt, daß ich 'n Sparpfennig hatte, lumpige drei Thaler, aber doch wonach zu greifen —"

„Und er hat danach gegriffen, was?" lacht der Amtmann.

Frau Adele wendet ſich ab, und die Pohl nickt: „Sie wiſſen es auch ſchon?" fragt ſie.

„Wäre nicht ſchwer zu erraten —"

„Sie haben's ja auch den Nachbarinnen erzählt. Seine Schande und ſein Herzeleid muß man nicht auf die Landſtraße tragen, ſollen die Spatzen nicht drüber zwitſchern!" ſagt Frau von Schrott.

„In Kummer, ach du lieber Gott —" ſie knickt zuſammen, die blaſſe Frau. „Un' nu is es reine aus," fährt ſie fort, „mit mir auch." Ihre unbehandſchuhten Hände fahren unter dem Tuch hervor, und ſie ringt ſie. „Nun bin ich ganz ruiniert."

„Iſt er wieder da?"

„Nein — aber meine Schule ſoll ich zumachen. Sie haben dem neuen Paſtor zugeſetzt, und der hat's angeordnet, der will nichts von der alten Manier wiſſen. Is ſelber ein junger Mann und ja im Recht damit. Die Schulbehörde kann über ihn kommen, jeden Tag — Aber ich, ich muß ja wohl in den Teich gehn —"

Sie führt ein weiches Tuch an die Augen.

Der Amtmann bewegt den Kopf hin und her; Frau von Schrott sieht in den Garten, wo der Herbstwind die Blätter in die Höhe wirbelt.

„Liebe Pohl," sagt die klare Stimme der zierlichen Gutsfrau endlich, „an große Courage bei Ihnen glaube ich nicht — auch dazu nicht. Mit dem rechten festen Willen hapert's bei Ihnen."

„Wenn Sie nur noch einmal Rat wüßten," kommt es kläglich von der zusammengesunkenen Gestalt herüber. „Ich will ja auch schwören —"

„Das lassen Sie nur!"

„Sie können so hart sein, gnädige Frau," sagt die Pohl und steht auf und geht nach der Thür — „ja, Sie sind vornehm und gelehrt, da is es keine Kunst, auf 'ne arme, schwache Frau runter zu sehn —" Sie hat die Finger auf die Klinke gelegt und blickt noch einmal herüber. „Nichts für ungut — ich hatte nur gedacht, weil Sie früher —" ein scharfer Laut, das Schloß fliegt auf.

Amtmann Baldenius hat das Gesicht von Frau Adele scharf beobachtet; kein Zug rührt sich darin, nur die Lippen haben sich eine Sekunde fester geschlossen, nun öffnen sie sich schnell.

„Pohlen, ich weiß einen Rat — wenn Sie ihn befolgen wollen!"

„O, Frau von Schrott, jeden!"

„Die Putz-Steinecke zieht ja fort, heiratet, nun müssen Sie ein Geschäft aufmachen —" sie läßt die Verwunderte nicht einreden. „Sie haben mir einmal ausgeholfen und Geschmack und Geschick gezeigt. Sie fangen ganz klein an, billig und nett — zu Neuen gehn die Birkenfelder immer, und sparsam sind sie auch gerne. Es muß gehn. Erst holen Sie sich einen kleinen Vorrat aus Goslar — die Mittel dazu —"

„Ach, die leiht mir kein Mensch, — nee, Verwandte gewiß nich und Freunde auch nich — die sind —"

Frau Adele kennt das Lied und wehrt seine Fortsetzung ab. „Sie sollen nicht leihen, Sie sollen sich selber helfen. Unsinn, daß Sie eine Ziege halten — fort damit; Sie haben ja nicht Winterfutter dafür — das giebt die Mittel. Das bissel Milch können Sie von uns holen und vorläufig ankreiden lassen."

„O, Frau von Schrott!"

„Morgen fahren Sie nach Goslar!"

„Ja, gerade wie Sie es wollen — beinah, Frau von Schrott, habe ich selber schon so was gedacht —"

„Dann ist's ja gut. Aber — der, der fort ist, bleibt fort —"

Die andre hebt feierlich eine Hand in die Höhe.

„Der bleibt fort," spricht sie nach und hustet. „Ich habe Nachricht, wo er jetzt is — in 'ner Besserungskolonie. Ganz zerlumpt und verbummelt und bestraft is er dort hingekommen. Der Herr Pastor hat es mir schreiben müssen — bessern will er sich, läßt er mir sagen, ganz zerknirscht wäre er —"

„Pohl!"

„I gewiß nich, werde mich von so was nich rühren lassen — ‚an die eheverlassene Karoline Pohl' haben sie mir neulich ein Schreiben geschickt — so was is zu viel, gnädige Frau. Ich hätte mir die Augen aus dem Kopfe schämen müssen — und nun habe ich genug. Ich will geschieden sein, gnädige Frau — grade 'n Strich durchmachen, wie Sie! Ich frag'n Advokaten in Goslar. Ich kann ins Armenrecht klagen — der soll mir nich' wieder kommen. So lange ich nich los von ihm bin, muß ich'n ja doch aufnehmen."

Sie bekommt ganz rote Backen, ihre Augen leuchten, sie gestikuliert in ihrer ungeschickten Art. „Sein Sie nu aber gewiß, daß ich Wort halte, gnädige Frau! Ach, sind Sie gut und klug — auf Sie muß ich man bloß immer gucken, denn habe ich Mut, ganz gewiß!"

Als sie nun endlich gegangen, ist eine Pause zwischen den beiden, die sich wieder gegenübersitzen. Dann nimmt der Amtmann den silbernen Fingerhut Frau Adelens, der vor ihm liegt, probiert ihn an seinen kleinen Finger und sagt: „Verehrte Freundin, wenn der's noch so gut geht und Sie ihr noch so viel Mut suggerieren, wenn der Schuft genug gebummelt und verbrochen hat, kommt er, und sie — nimmt ihn doch wieder auf. Das ist eins von den Weibern — Sie wissen ja, ich denke im allgemeinen nett von dem zarten Geschlecht — aber diese Karoline Pohl in all ihrer Häßlichkeit und Ungelenkheit und ihrer Gutmütigkeit und Rechtschaffenheit — sie hat das, was

Ihnen fehlt — Anlehnungsbedürfnis — und das ist ihr Unglück."

Frau Adele lacht. „Sie sind ein aufmerksamer Zuhörer," sagt sie, „und dafür" — eben bringt Stine das Theebrett — „sollen Sie eine Tasse von Ihrem Lieblingsgetränk bekommen!"

* * *

Dem Postgebäude, vor welchem die gelben Wagen halten und nun eben ein Schwager den Anfang des „Schier dreißig Jahre bist du alt" geblasen, sieht man schräg gegenüber neben der Hausthür ein Firmenschild: Putzgeschäft von Karoline Pohl. Auch erhebt sich vor der einen Scheibe auf einem Haubenstock ein Kinderhütchen; rechts und links davon lehnen sich ein paar Blumensträuße in schräger Richtung an.

Diese lockenden Dinge werden von Kindern und Dienstmädchen immer mit Bewunderung betrachtet. Am andern Fenster ist man stets den geneigten glatten Scheitel der Pohl zu sehen gewohnt. In geschäftseifrigen Zeiten erhebt die Putzmacherin den Kopf nicht häufig; in ruhigeren dreht sie ihn bei lebhaften Geräuschen, hastigen Tritten, unverhofftem Wagenrollen neugierig herum. Die Drehorgelmänner nehmen meistens ihren Standpunkt vor diesem Fenster und bekommen allemal, zierlich in Papier gewickelt, ihr Zweipfennigstück ausgeliefert.

In der Arbeitsstube von Karoline Pohl geht es lebhaft zu. Sie selbst sitzt am Fenster, hat ein paar Bandwellen auf dem Schoß und garniert mit flinken Händen einen Kinderhut — feurigrot, ihre beiden Gehilfinnen sind seitwärts am Tisch kaum sichtbar hinter einem Berg von gelblicher Gaze, Stößen aufgetürmter Hüte, Blumen und Rüschen. Die Fensterflügel stehen offen, die Mailuft hereinzulassen; von der Branntweinbrennerei drüben kommt aber ein häßlicher Dunst und verbreitet sich in dem ebenerdigen Raum. Auf der Straße schreien Kinder, bewegen sich Lastwagen schwerfällig fort, krähen Hähne, bellen Hunde, schwatzen Mädchen, die mit langstieligen Besen hantieren. Es ist ein regeres Treiben als sonst, denn morgen ist Schützenhof, da soll alles sauber sein, da will man nur Zeit fürs Vergnügen haben.

„Frau Pohl, mein Hut wird doch fertig?" fragt eine schmucke Blondine und steckt ihr keckes Näschen ins Fenster.

„Aber gewiß, Male!"

„Setzen Sie mich man nich zurück —"

„Und wenn ich die Nacht durcharbeiten soll, Sie soll'n schön auf den Schützenhof gehn, Male!"

Eine Frau kommt mit einem Kinde an der Hand. „Nur'n bißchen warten, bin eben dabei," beruhigt die Putzmacherin. Und Lottchen drängt sich an die Mutter und sieht mit strahlenden Blicken nach dem feuerroten Bande hinüber.

„Rüschen, Schleifen, Handschuhe," verlangen zwei Bürgertochter, und die redselige Pohl bietet das Neueste an „direkt aus Berlin, Fräulein Rodewald! Und preiswert, sehr preiswert!"

Es klopft dreimal feierlich mit harten Knöcheln gegen die Thür, und auf das „Herein" schiebt sich ein grauer, kleiner Mann in das Zimmer. Der ehemalige Barbier des Orts, der sich zur Ruhe gesetzt hat.

„Ach, Sie, Herr Schmidt — wollen gewiß Ihrer Frau noch was für den Schützenhof kaufen?"

Er seufzt.

„Was braucht sie denn?"

Er seufzt wieder. „Frauenzimmer behaupten immer, daß sie alles brauchen können — damit woll'n wir garnich anfangen, aber Handschuhe muß sie haben. Von den billigsten, bei den schlechten Zeiten —"

„So sagen Sie immer, Herr Schmidt."

Der Graue streicht behutsam über seinen Rockärmel, als wische er Staub davon ab. „Alle Ursache, alle Ursache. Habe da nun das Haus auf dem Halse — 'ne Last, 'ne Last, sag' ich!"

„Ich wollte —" und da stößt die Putzmacherin einen langen Seufzer aus, „ich hätte es noch. Das wissen Sie nicht, was das heißt, raus müssen, was das für'n Wort ist: Zwangsversteigerung."

Die beiden jungen Mädchen sehn sich an; sie sind ganz mitleidig. „Dabei sind Sie doch die alte Frau losgeworden, die hat die Gemeinde nun auf'm Halse — ja, der schlechte Mensch, der — Ihnen is es doch noch recht

gut gegangen, Kuſine.“ Er findet die Handſchuhe mit ſechzig Pfennigen ſehr hoch bezahlt und läßt ſie zweimal einwickeln.

„Heiraten ſollte heutzutage keiner mehr,“ ſagt er zu den beiden Gehilfinnen. „Denn wozu? kommt nichts bei raus — die Zeiten ſind viel zu ſchlecht. Und dann hat die Gemeinde Alte und Junge auf dem Halſe — wo ſoll das raus?“ dann noch ein Seufzer, und er trippelt davon.

Ida und Anna ſtoßen einander an, kichern leiſe, ſehen nach ihrer Lehrherrin hinüber und laſſen einen Augenblick unbemerkt die Nadeln ruhn.

„Fritz Brüning tanzt gewiß mit mir!“ flüſtert Ida.

„Und der Unterförſter will mit keiner andern ins Zelt als mit mir. Andre kümmern mich garnich, Fräulein Binzer, hat er geſagt. Denk bloß mal an!“

Ida verzieht den Mund. „Man mit einem tanzen, das iſt langweilig!“

„En Totenkranz, aber ‚Ruhe ſanft‘ muß drauf ſtehn“, verlangt ein Bauer.

„Wen begraben Sie denn, Mende?“ fragt die Geſchäftsinhaberin teilnehmend.

„Unſern Jungen — hatte ſich was auf'n Birkenfelder Schützenhof gefreut — nu liegt er da. Aber 'n Groſchen billiger müßte ich den Kranz kriegen, hat meine Frau geſagt —“

„Mende, das geht doch nicht!“

Der Bauer zieht ſeinen Lederbeutel, ſucht langſam Nickelſtücke und Pfennige, zählt ſie bedächtig auf den Tiſch, faßt nach dem Kranz, ſtreicht über die knitternde Papierſchleife mit der Inſchrift und ſagt: „Sie können es ſchon, Pohls Baſe — meine Frau braucht auch bald 'ne neue Mütze.“ Dann ſtampft er ſchwerfällig davon.

„Frau Pohl, kommen meine Morgenhauben bald dran?“ — fragt die friſche Apothekerin ins Fenſter.

„Gewiß, gewiß!“

Hinter jener taucht die Frau Steuerinſpektorin auf. „Sie haben ja immer zu thun, Sie müſſen ſich doch ein Vermögen machen!“ ſie hat eine ſpitze Stimme und etwas Witterndes in den Mienen.

„Ich bin zufrieden!“

Die Inſpektorin hat ein ſchwarzes, ziemlich kurzes Kleid an, das einen bedenklich grünen Schein hat und unter dem ein paar große, in plumpen Schuhen ſteckende Füße zum Vorſchein kommen. Die hübſche Apothekerin neben ihr iſt die erſte Modedame Birkenfelds, zierlich hellfarbig gekleidet, ſie ſtützt ſich auf ihren neuen Sonnenſchirm und ſieht die Straße hinauf und hinab, wobei ſie die langſtielige Lorgnette an die Augen hebt. Sie hat keine Kinder und nie etwas zu thun, über jede Viertelſtunde, die ſo hinfliegt im zufälligen Schwatzen freut ſie ſich.

„Zufrieden! Soll wohl ſein,“ meint die Dame, „haben ja auch Tauſende geerbt von der Tante, ſagen die Leute. Iſt es denn wahr?“

Die Pohl hält den Hut mit der brennenden Schleife prüfend von ſich. „Sie hat an mich gedacht, die Tante — das hat ſeine Richtigkeit.“

„Na, denn haben Sie doch eigentlich ausgeſorgt. Manche Menſchen haben immer Glück.“

„Ach, Frau Inſpektorin!“

„Sie meinen, weil Ihr Mann — ja, ob Sie da recht gethan haben, ſich ſo ganz von ihm abzuwenden? Da kann man ja verſchiedener Meinung ſein. — Ich denke immer an den alten Spruch: Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Meinen Sie nicht auch, liebe Frau Müller? Nun, ſcheiden hat ſich Frau Pohl nicht laſſen — aber mit Nachſicht und Milde und Langmut iſt ſchon mancher ein anderer Menſch geworden —“

„Ach, Frau Inſpektorin!“

„Ich weiß wohl,“ ſie trommelt mit den Fingern, die graue baumwollene Handſchuhe bekleiden, auf dem Fenſterſims — „Sie haben ſich immer Rat bei Frau von Schrott geholt —“

„Der verdanke ich viel!“ ſagt die Pohl leiſe, und ein paar rote Flecken zeigen ſich auf ihren Backen.

„Na, hinter den Bergen wohnen auch noch Leute! Freilich, die hartherzige Frau, die ſelber — die wollte wohl nicht zum Guten reden. Gehn Sie die Straße mit hinunter, Frau Müller? — morgen ſchicke ich meinen

Digitized by Google

Hut, an den iſt nun ſeit drei Jahren keine Hand gekommen. Wenn der Staat für die Leute fertig iſt, werden Sie ja wohl für unſereinen Zeit haben!"

Die Pohl hat inzwiſchen Lottchen den Hut aufgeſetzt, der zu ihren ſchmutzigblonden Haaren gar nicht paßt und ſagt: „Wunderſchön, was, Frau Sibert?" und dann haſtet und ſchwatzt ſie weiter.

Es dunkelt; das kleinſte Lehrmädchen wird nach der Lampe geſchickt — nach ein paar Minuten kommt es zurück, ganz atemlos, ganz erregt — weit ab von ſich hält es einen großen Blumenſtrauß und „Da, da!" ſagt es und bleibt vor der Putzmacherin ſtehn.

„Ida — was ſoll denn das heißen?"

„Für Sie — ganz gewiß, für Sie!"

Die Pohl nimmt die Blumen, dreht und wendet ſie und ſchüttelt den Kopf: „Nee!"

„Ganz gewiß — er hat es doch geſagt: für Frau Pohl, und Sie würden ſchon von alleine wiſſen, woher es käme."

„Nee — nee!"

Die blonde Anna zieht mit weitgeblähten Naſenflügeln den Duft ein und ſagt: „Ach, Herjee, wie ſchön. Ganz wie für 'ne Braut." Und dann wundern ſich beide Mädchen und ſtehn müßig da, und die Pohl merkt das gar nicht. Sie ſchüttelt noch einmal den Kopf.

„Wie — wie ſah der denn aus, der es brachte?" bringt ſie endlich mühſam hervor.

„Ein großer Mann — ſo was Staatſches!" antwortet die Kleine. „Auf einmal hat er in der Küchenthür geſtanden — habe ich 'nen Schrecken gekriegt. Und denn hat er das geſagt, und denn is er wieder weg. Wie ſo'n Geiſt," ſetzt ſie geheimnisvoll hinzu.

Und ihre Gefährtin ſieht ſie an und nickt dazu, als habe ſie das Wunderbare ſelbſt mit erlebt.

Die blaſſe Frau zittert; ſie legt die Blumen auf den Arbeitstiſch, ſieht durchs Fenſter, blickt die Nähmädchen an, bewegt ein paar mal die Lippen, bringt aber keinen Laut hervor. Da legt der Ausrufer Hintze den halben Oberkörper herein; ſeine Naſe hat eine blaurote Färbung.

„Frau Pohl, wiſſen Sie denn ſchon, was im Kreisblatt ſteht? Nu haben wir'n balde wieder hier, das is ſo ſicher —"

„Was denn, was denn?"

„Wiſſen es nich? Na, denn kriegen Sie man keinen Schrecken!"

Ida und Anna drücken die Schultern ganz dicht aneinander und ſperren die roten Mäulchen auf; bei Ida ſchimmern ſpitze kleine Mäuſezähnchen zwiſchen den Lippen, Anna hat häßliche, gelbe Zähne. Sie verliert jetzt neben der Gefährtin.

„Ja, ſo is das!" ſagt Hintze, „der Menſch ſoll nichts verſchwören. ‚Leute, paßt auf', habe ich immer geſagt, grade die, die nichts taugen, die kriegen wir wieder. Mit dem roten Spilleke is es ſo gegangen und mit der ſchiefen Male. So was kommt nich um, ſitzt ſeine Zeit ab und is wieder da —"

„Hintze, was ſteht denn nu aber drin?" fragt die Pohl mit ganz leiſer Stimme.

„Wegen 'ner Erbſchaft von einem Vetter aus Karlshafen — ſoll ſich melden, wird von Amtswegen aufgefordert. Macht der auch 'ne Erbſchaft, wie Sie — na, ich ſage. Wenig oder viel — fertig wird er ja ſchon damit werden."

„Hintze, Hintze —" ſie ſieht den Mann und den Strauß an. „Wenn ich's man — begreifen — ſehn Sie, Hintze —"

„Von Rechtswegen kann er verlangen ins ehliche Domizil," ſagt der Ausrufer wichtig. „Wird er ja aber nich — holt's Geld und heidi. Haben ſich doch nich erſchreckt? Laſſen Sie ſich mal drüben von Lampen das Kreisblatt holen — ganz genau ſteht es drin! Das Idachen oder das Annachen ſpringt rüber — was? Jugend hat flinke Beine. Ja, wie ich noch'n junges Mädchen war —"

Die Mädchen kichern.

„Un' wann kriege ich denn einen feinen Blumenhut mit Nägelken und andern ſchönen Blümeken — na, wennehr denn?"

Anna und Ida kichern noch lauter, denn der alte Hintze iſt gar zu komiſch.

Dann tritt er auf die Straße zurück, bewegt ſeine große Schelle und ſchreit: „Holla, holla! es wird hiermit bekannt gemacht."

Karoline Pohl murmelt etwas, faßt nach den Blumen, preßt ſie, ſtatt daran zu riechen, gegen die Bruſt und ſinkt dann zurück, und beide Mädchen kreiſchen erſchreckt auf.

* * *

Die Pohl ſteht, auf den Beſen geſtützt, in der Mitte der Arbeitsſtube und zählt die Schläge der Turmuhr — fünf, ſechs! Ueber die Tiſche hat ſie große, weiße Tücher gebreitet, die decken alles zu, die Pappkäſten, die ſchimmernden Stoffe, Bänder und Blumen; auch die neuen Hüte auf dem Sofa, die des Abholens warten. Sie iſt mit allem fertig geworden — ſo genau hat ſie noch nie Wort halten können, wie heute — werden die Leute mal erſtaunt ſein! Aber — es hat ja auch ſeine beſondre Bewandtnis.

Ihre Blicke ſuchen den Schrank mit den gewundenen Säulen — oben drauf ſteht der Strauß. Weit ab freilich — aber ſie hat die Blumen bereits mit Waſſer beſprengt, ſie kann ſie doch nicht elend vergehn laſſen —

Auch ohne dringende Arbeit hätte ſie dieſe Nacht nicht geſchlafen. Die Mädchen ließ ſie um zwölf gehen; da waren ſie ſo müde, daß ihnen faſt die Augen zufielen. — Ach, ſo junge Dinger, was wiſſen die! —

Im Kreisblatt ſtand es genau ſo, wie Hintze geſagt hatte — wegen einer Erbſchaft wurde er aufgefordert, ſich beim Gericht zu melden — der Uhrmacher Otto Pohl. Nachbar Keitel, der dicke Rentner hatte auch gefragt, ganz hämiſch: „Nun nehmen Sie ihn doch wohl wieder? — Nun können Sie ja noch luſtige Tage miteinander haben!“

„O das Leben, das Leben!“ ſtöhnt ſie. Ein ſtarker Geruch von den Levkojen kommt zu ihr herüber.

Im Ort iſt es ſchon ſehr lebendig, Getrommel und Gepfeife — ſie bringen dem Schützenkönig und den Hauptleuten Ständchen. Bald ſchwirrt es von Haus zu Haus im nachbarlichen Geſchwätz, und dann geht es im ſchönſten Putz zur Kirche, und hinterher ſetzt ſich der Zug in Bewegung, der kleine, dicke Bürgermeiſter an der Spitze. Zeit in die Kirche zu gehn hätte ſie heute auch — aber mit den Gedanken? Und wie die Leute ſie anſehn würden! Und eigentlich hatte ſie mit Frau Schulz auch einen Gang über den Schützenplatz verabredet — die iſt ſeit ihrer Witwenſchaft nicht hinausgekommen und ſie nicht ſeit ihrem Unglück — aber nach dem, was die Leute im Kreisblatt geleſen haben —

Ach, und wie mag's im nächſten Jahr ausſehen? Ob ſie da hinauskönnen wird?

Sie räumt das Kaffeegeſchirr zuſammen; in aller Morgenfrüh mußte ſie ſich durch einen warmen Trunk ſtärken. Wie ſie ſich dreht — „Großer Gott!“ Der Milchtopf kippt über den Rand und liegt am Boden.

„Morgen, Karoline!“

Er ſteht in der offnen Thür.

„Du, du!“

Er tritt über die Schwelle, als wäre er erſt geſtern davon fortgegangen — und doch iſt es ihm eine ganz fremde.

„Du haſt eine ſonderbare Art, einen willkommen zu heißen, das muß ich ſagen,“ meint er und kommt gerade auf ſie zu.

Sie ſtellt das Geſchirr und den Beſen, die Dinge, die ſie mit einander hatte hinaustragen wollen, hin und ſtreckt abwehrend beide Hände gegen ihn aus:

„Willkommen heißen — dich — dich!“ ſtöhnt ſie und zittert am ganzen Körper.

„Sehr unrecht, wenn du es nicht thuſt —“

Sie antwortet nicht, faßt nach einem Wiſchtuch, kniet auf den Boden nieder und beginnt die Milch aufzuwiſchen. Er ſieht ihr lächelnd zu.

„Das brauchteſt du auch nich — für ſo was kannſt du dir jetzt doch 'ne Magd halten — biſt ja 'ne wohlhabende Frau geworden.“

Sie antwortet nicht; ſie beſchäftigt ſich länger, als nötig iſt, mit dem Fleck.

„Erbſchaft, lukratives Geſchäft, die Alte los — ich weiß doch alles. Daß mich das intereſſierte, wirſt du wohl glauben. Und, Karline, nach der netten Viſitenkarte, mit der ich mich angemeldet habe, könnteſt du auch wohl ein bißchen netter ſein! Hatteſt Levkojen ſo gerne, habe ich nich' vergeſſen!“

„Vier Jahre,“ murmelt ſie, ſich auf den wankenden Knien erhebend und nach der Stuhllehne faſſend, als ſähe ſie ſeine ausgeſtreckte Hand nicht, „haſt du dich nich' gekümmert, dich rumgetrieben, biſt im Gefängnis und in der Beſſerungskolonie geweſen — und wo — wo wohl noch — Gott, Gott!“

„Hinter mir, alles hinter mir!“ macht er mit einer ſchlenkernden Bewegung. „Steh' jetzt wieder ſo da, daß ich unbehelligt meine Erbſchaft erheben kann! Bin neugierig, wie viel! Dieſen Anzug habe ich mir einſtweilen auf die Ausſicht hin gepumpt — was, ſeh ich nich' wie'n Graf darin aus?“

Digitized by Google

Er wirft einen Blick nach dem Spiegel und zupft an ſeiner Kravatte.

„O, was für'n Menſch biſt du!“ ſtöhnt ſie.

„Halb Tier, halb Engel!“ ruft er und lacht, daß es ihn ſchüttelt. „So heißt es ja wohl in dem alten Verſe — na, kein Gedächtnis dafür.“ Dann geht er auf das Sofa. „Erlaubſt wohl, daß ich den Krempel ein bißchen bei Seite ſchiebe —“

Sie ſtürzt eifrig auf die Hüte zu, um ſie in Sicherheit zu bringen.

„Ja, ja,“ ſpricht er vor ſich hin, „es geht doch nirgends bunter zu als in der Welt. Mit dem Heinrich Pohl habe ich mich immer geprügelt, und nun muß er ſterben und mir ſeinen Krempel hinterlaſſen. Wenn's man ordentlich was is — was Karline?“

„Dich,“ ſagt ſie, die flachen Handflächen aneinander reibend, „dich verſtehe ich nich — magſt hier wieder herkommen, in den Ort, unter die Leute! Magſt vor mich hintreten, nach all dem Kummer“ — und dann deutet ſie nach dem Schranke. „Da heraus haſt du mir damals das Letzte genommen —“

„Ach, die Leute!“ er zuckt die Achſeln, „auf die pfeif' ich. Und dich kenne ich doch —“ er zieht die Luft langſam zwiſchen den Zähnen hindurch ein, „ich bringe dir deine paar Groſchen von damals jetzt mit Zinſen wieder. Mehr kann ich doch nicht. Sieh mal, nich' aus und ein wußte ich — und du warſt doch die Nächſte dazu — “

„Und was für'n Namen du jetzt haſt —“

„Bah, Geld habe ich und du auch — das is die Hauptſache! Luſtige Tage woll'n wir uns machen!“

„Du denkſt doch nicht —“ ſie ſtützt ſich gegen den Schrank, auf dem das Bouquet ſteht.

„Daß ich jetzt ein ſeßhafter Mann werden will, natürlich denke ich das. Ich bin nun ſo viel Jahre älter, Kriegsjahre zählen doppelt. Bin's müde — werf's über die Schulter! Wirſt noch deine Freude an mir haben.“

„Ich — will — nicht!“ ſagt ſie ſchwerfällig. „Ich bin für mich allein und will's auch bleiben!“

„Beſinnſt dich noch!“

„Will nicht!“

Er ſteht wieder auf und geht mit großen Schritten hin und her; dann bleibt er neben ihr ſtehen.

„Biſt ja garnicht von mir frei, biſt immer noch meine mir angetraute Frau.“

Sie iſt ſchneeweiß, als ſie zu Boden blickt. „Der Advokat — der gab ſich ſo gar keine Mühe — wenn's ums Armenrecht geht, da thun ſie nichts.“

„Dann haſt du aber geerbt, konnteſt bezahlen —“ um ſeinen Mund zuckt es wie ein Lächeln.

„Ich habe nicht gedacht, daß du wieder kämſt.“

„Recht von dir!“ ſagt er trocken. „Das habe ich nun auch nie geglaubt, daß du mich los ſein und einen andern nehmen möchteſt“

„Höhne mich aus — du“ — ſie ſtreift mit flüchtigem Blick ihr Spiegelbild.

„Ja,“ nickt er, „jünger biſt du nicht geworden und ſchöner auch nicht.“ Ihr Kattunrock hängt ſchlotternd um ihre magere Geſtalt, die Haare ſind noch nicht friſch gekämmt nach der durcharbeiteten Nacht, die Augen liegen hohl hinter den dünnen Brauen und dunkle Ringe ziehen ſich unter ihnen hin. Sie fühlt ſeine prüfenden Blicke; es iſt ihr, als vergleiche er ſie in der Erinnerung mit einer andern und ſie wendet ſich haſtig nach der Thür.

„Um das habe ich dich ja auch nicht genommen. Vergoldung vergeht, Schweinsleder beſteht — womit ich nur ſagen will, daß ich auf dein gutes Herz geſehen habe. Nee, wirklich! — Und du magſt herumfragen, wo du willſt, immer habe ich geſagt, daß ich eine Frau hätte, wie ich ſie garnicht verdiene. Aber die ſündige Natur hat man nun einmal — unſer Paſtor in der Kolonie meinte —“

„Ich will's nicht wiſſen!“ bringt ſie trotzig hervor.

Er zuckt die Achſeln. „Haſt du nie gehört, Karoline, daß ſich die tollſten Kerle beſſern — ſo auf einmal? ſo einer bin ich; gieb mal acht.“

Sie ordnet die Falten an den weißen Fenſtervorhängen. „Jetzt mußt du weggehn,“ ſagt ſie, „jetzt kommen die Leute und woll'n ihre Hüte abholen.“

„Wirſt mich raus?“

„Dies iſt nicht dein Haus, hier bin ich zur Miete, hier haſt du kein Recht!“ ſtammelt ſie.

Eine luſtige Muſik zieht über die Straße hin; er ſingt die Melodie nach.

„Oller Schützenhof,“ lacht er. „Will'n mir auch mal wieder anſehn.“

„Wirſt dich nicht ſchämen, unter die Leute zu gehn?“

„Bah — meinen Leichtſinn habe ich abgebüßt, jetzt kann mich keiner mehr einen Schuft nennen. Strafe wäſcht ab wie Seife.“

Sie ſchaudert. „Wenn ich denke, daß du — Otto, daß es ſo weit mit dir hat kommen müſſen!“

„Heute thäte ich es ja auch nich' mehr,“ ſagt er. „Aber luſtig bin ich mal geweſen, und der kleine Ort, und ſo eng, und dann, wie ich rauskam, ſchlug ich über die Stränge wie'n Füllen — und die andern — heute, Karoline, da weiß ich beſſer, was ich an dir habe.“

Sie ſieht ihn mißtrauiſch an.

„Auf mein Wort — bei —“

Sie wehrt ab, da faßt er ihre Hand. „Kannſt dich garnicht entſchließen?“

„Nein —“

Sie ſieht furchtſam nach dem Fenſter hin und glaubt die eindringliche Stimme der Steuerinſpektorin zu hören von „Milde und Nachſicht und Pflicht“ —

„Na, überleg dir's mal, noch iſt ja nicht aller Tage Abend, guter Rat kommt über Nacht. Ich habe Zeit und Geduld.“

Sie beginnt die Decken abzunehmen von dem bunten Tand und alles ordentlich herzurichten; es iſt ein Schimmern bunter Farben, und die Sonnenſtrahlen laufen darüber hin.

Otto Pohl hat den Arm in die Seite geſetzt und ſieht ihr zu. „Klug wird einer erſt, immer, wenn er ſich die Hörner abgelaufen hat“, ſagt er. „Du haſt auch von deinem Leben noch nichts gehabt — was quälſt du dich denn ſo?“

„Ohne Arbeit wär ich zu Grunde gegangen, aus lauter Kummer!“

Er thut einen Ruck und ſtreckt den Arm von ſich.

„Groſchen auf Groſchen, was? 'ne langſame Erſparnis. Wenn eine wie du 'nen Grundſtock hat, dann kann er's leichter machen. Papiere ankaufen und wieder verkaufen.“

„Verſteh' ich nich —“

„Dafür giebt's Berater und Freunde. Ich trage dir nichts nach, Karoline, wenn du mir die Thür vor der Naſe zumachſt — dein Freund will ich immer bleiben — darauf kannſt du dich verlaſſen!“

Auf dem Straßenpflaſter werden viele Schritte laut; die Putzmacherin ſchrickt zuſammen.

„Geh weg, Otto!“ —

„Na ja doch, ich kann dir ja den Gefallen thun. Aber mit der Zeit werden ſie ſich ſchon daran gewöhnen, die guten Birkenfelder, daß ich wieder da bin.“

Er faßt nach ſeinem Hut, nickt ihr zu und iſt draußen. Sie hört ſeine Schritte auf den Steinen der Hausdiele verklingen; dann fällt ſie auf einen Stuhl und ſchluchzt, und ab und an ringt es ſich dazwiſchen los: „Ich arme Frau — ich arme Frau!“

* * *

Und wieder zwitſchern die Spatzen im erſten ſchwachen Sonnenſchein, ſproßt das ſchüchterne Grün, macht ſich der würzige Erdgeruch bemerkbar, rauſchen die Bächlein, ſchwellen die Knospen.

Ein Zug, der vom Süden kommt, rollt dem Birkenfelder Stationsgebäude zu in einer ſtarken Kurve. Die Dampfwolken ſteigen kerzengerade in der feuchten Luft empor; das Schnauben und Fauchen der Maſchine macht die Pferde vor einem kleinen offenen Wagen, der jenſeits der Anlagen hält, die hier aus ein paar kahlen Bäumen und einem Raſenplatz beſtehen, unruhig. Eine feſte kleine Frauenhand bringt ſie zum Stehen. Dann wendet ihre Beſitzerin den Kopf, auf dem ſie einen ſchlichten Filzhut trägt, dem haltenden Zuge zu.

Als einziger Reiſender zweiter Klaſſe entſteigt ihm ein hochgewachſener, alter Herr. Sofort ſtürzen der Portier des Bahnhofs und der Kutſcher vom goldenen Drachen auf ihn zu, um ſich ſeines Handgepäcks zu bemächtigen. Die Dame ſieht gelaſſen zu, wie der goldene Drache den Sieg davon trägt, und ruft dann mit heller Stimme: „Guten Tag, Amtmann Baldenius!“

„Ah!“ mit jugendlicher Lebendigkeit eilt er an das Geſpann.

Digitized by Google

„Steigen Sie auf!“

„Iſt das Zufall?“ fragt er, ihr die Hand hinauf bietend.

„Korrigierter! Ich wußte von Ihrem Hausgeiſt Sophie, daß Sie heute kämen und richtete meinen Kurs mit meinen neuen Füchſen hierher. Willkommen, Amtmann.“

„Ihr Diener!“

Wie er neben ihr ſitzt und ſie dem Orte zulenkt, ſagt er: „Ich brauche nicht zu fragen. Sie ſehn gut und zufrieden aus — Sie haben auch im Winter fleißig gearbeitet!“

„Ja — eine Kinderbewahranſtalt durchgeſetzt und die Pflegſchweſternſtation erzwungen — Mühe machte es, aber der Sieg über die veralteten Anſichten und verrotteten Gewohnheiten war's wert.“

„Und ſonſt?“ fragt er.

Sie zuckt die Achſeln. „Wer ſtarb und wer geboren wurde, das nehme ich Ihrer Sophie nicht weg.“

„Gehorſamſten Dank! Was ich in Italien ſah und erlebte, erzähle ich Ihnen in mancher ſtillen Stunde. Ihr freundlicher Empfang ſagt mir ja, daß ich immer wieder kommen darf. Beinahe möchte ich hinzuſetzen: ‚Zum Vergnügen der Einwohner‘ — Sie wiſſen, daß das über dem Portal des Potsdamer Theaters zu leſen iſt?“

Frau von Schrott lacht und nickt. Dann zeigt ſie auf ein kleines, bäuriſch gebautes Haus, ſeitwärts vom Wege. Die Verputzung iſt davon abgefallen; ein paar Ziegel fehlen neben dem niedren Schornſtein. An den Fenſtern des Erdgeſchoſſes hängt Wäſche zum Trocknen; im obern Stockwerk ſehn hinter weißen Mullvorhängen ein paar Blumentöpfe hervor.

„Da hauſen doch Gänſehirtens,“ meint der Amtmann, „und da ſind ja auch einige von der Brut.“

Schreiende Kinder ſpringen über die Steine und halten einen Augenblick mit ihren Spielen inne, als das Gefährt naht.

Frau von Schrott ſeufzt. „Auch ein abtrünniger Schützling von mir — da!“

Am Fenſter des Oberſtocks werden zwei Köpfe ſichtbar, ein Mann mit der Pfeife, eine Frau mit glattgeſcheitelten Haaren biegen ſich heraus.

„Während Ihres Reiſejahres hat Frau Karoline ihr Geſchäft aufgegeben und ihre kleine Erbſchaft faſt verſpekuliert — ihre Verwandten ließen ihr einen Vormund ſetzen. Und ſo erging's auch dem Uhrmacher ſeitens derer, die den Reſt ſeines Erbes retten wollten. Und wie ſie nun beide unter Kuratel waren, haben ſie ſich wieder zuſammengethan.“

„Hahaha!“ lacht Baldenius, „die reine Idylle.“

„Nein“ — ſagt Frau Adele mit einem herben Zug um die Lippen, „ein typiſcher Vorgang aus dem Frauenleben — ſo manche, die eigener Kraft vertrauen könnte, trägt Schande und Spott und demütigt ſich —“

„Sie hatten ja damals ein ſo gutes Wort,“ meint der Amtmann.

Sie antwortet nicht.

Karoline Pohl bringt ihrem Ehemann eine Taſſe Kaffee. „Das iſt Frau von Schrott,“ ſagt ſie, „und der Amtmann iſt auch wieder da!“ und ſie blickt dem Wagen nach.

Der Uhrmacher lacht, nimmt die Taſſe und ſagt: „Wenn du mir wieder ſo'n Gebräu bringſt, wie geſtern, dann ſetzt's was“ — und ein Fluch folgt.

Digitized by Google

Frances E. Willard.

Von

Professor **Karla Wenckebach.**

Nachdruck verboten.

Unter den Vorkämpferinnen für die Rechte und Pflichten der Frau ist Frances E. Willard eine der bedeutendsten. Sie interessirt zugleich in hohem Grade als Mensch und zwar nicht nur als typische Amerikanerin, sondern auch als Repräsentantin der „neuen Frau", wie sie sein sollte.

Frances Willard ward 1839 in Churchville im Staate New-York geboren. Sie verlebte ihre Jugend in „Forest Home", einer einsam gelegenen Farm in Wiskonsin. Umgeben von der zärtlichen Sorgfalt vortrefflicher Eltern, in steter Gemeinschaft mit geliebten Geschwistern, einem älteren Bruder Oliver und einer jüngeren Schwester Mary, ward ihr das seltene Glück zu teil, sich schon in früher Kindheit ihren Anlagen und Neigungen gemäß entwickeln und voll ausleben zu dürfen. Über diese frühste Phase ihres Lebens erzählt sie selbst: „Wir bauten unsere Farm aus dem Material, das Wald und Prairie darboten, machten uns unsere eigenen Spielsachen, wie Bogen, Pfeile, Wagen, Peitschen, Stelzen, spielten mit den Kälbern, Ferkeln und Hühnern und fühlten uns, obgleich wir bis dahin in der Stadt gelebt und jetzt keinerlei Nachbarn hatten, überaus glücklich und niemals einsam. Mein Bruder Oliver war sehr zuvorkommend gegen seine Schwestern, er ließ sie an allem teilnehmen, was er selbst that. Er gehörte nicht zu jenen selbstsüchtigen, arroganten Knaben, die alles besser zu verstehen glauben als ihre Schwestern und sagen: Du bist nur ein Mädchen, du darfst nicht mit mir gehen. Er nahm mich mit zum Pflügen wie zum Jagen und betrachtete mich in vollem Ernst als ebenbürtigen Kameraden.

Meine Eltern waren tief religiös, aber sie sprachen nicht viel über Religion; wir vereinigten uns täglich zum gemeinschaftlichen Gebet und hörten die Bibel vorlesen. Als Kind war ich sehr skeptisch und fragte häufig: Wie weiß man, daß die Bibel Gottes Wort ist? Meine Mutter tadelte und belehrte mich nicht, sie lebte das Evangelium, lehrte durch Beispiel und betete viel. Sie behandelte uns nicht im üblichen Sinne als ‚Mädchen', sondern als menschliche Wesen. Sie sagte niemals: ihr müßt nähen, fegen, kochen; sie studierte unsere Naturen und ermunterte uns, auf den selbstgewählten Gebieten ausdauernd thätig zu sein. Meine sanfte Schwester Mary neigte ihrer Anlage gemäß zu häuslichen Arbeiten, ich hatte eine fast instinktive Abneigung gegen Wischtuch und Nadel und ahnte nicht im geringsten, daß es meine durch Tradition geheiligte Pflicht sei, mich mit den Künsten des Haushalts vertraut zu machen." Nur das Reiten auf den feurigen Prairiepferden wurde von dem ängstlich um das Wohl seiner Töchter besorgten Vater nicht erlaubt. Aber auch hier wußte Frances Rat. Sie sattelte sich eine Kuh und ruhte nicht, bis der lebhaft protestierende Wiederkäuer sich wohl oder übel in die Rolle eines Reittieres gefunden hatte.

Einst kam die Pfarrerstochter von Janesville zum Besuch und bedauerte die Schwestern Willard, daß sie, so weit vom Stadtleben entfernt, ihre Kindheit in der Prairiewildnis vertrauern müßten. „Wenn es nötig ist, daß wir hier eine Stadt haben", entgegnete Frances, „so werden wir eine haben." Sie berief ihre Mutter und Geschwister zu einer ernsthaften Konsultation, legte ihnen das Projekt, eine

Stadt zu gründen, vor, fand deren lebhafte Zustimmung und entschied mit ihnen gemeinschaftlich, daß die neue Stadt „Fort City" heißen sollte. Wald- und Prairiewege wurden nach allen möglichen Straßen, deren Namen man in den Zeitungen fand, benannt, die Farmgebäude erhielten hübsch bemalte Plakate mit Aufschriften wie „Rathaus", „Markthallen", „Konfektionsladen", „Bankgebäude", u. s. w. Sofort wurde eine „Börse" etabliert, Geld aus Zinn und Leder hergestellt und hübschbemalte Banknoten ausgegeben. Befestigungswerke, um Einfälle der Indianer abzuwehren, rundeten die Stadt nach außen hin ab. Darauf schrieb Frances die Konstitution und die Gesetze von „Fort City", ein bemerkenswertes, noch erhaltenes Dokument, das von ihrem schon im frühen Kindesalter erwachten eminenten Organisationstalent ein glänzendes Zeugnis ablegt. Dann schritt man zur Wahl eines Bürgermeisters, eines Schatzmeisters, Steuereinnehmers, Postmeisters u. s. w., hielt Sitzungen unter Beobachtung der üblichen parlamentarischen Formen, oder schlug blutige Schlachten gegen die Indianer. Nahe dem Haupttbor baute sich Frances ihr sanctum sanctorum, genannt das „Adlernest" in die Krone einer mächtigen Eiche. Unten am Stamm prangte in großen schwarzen Lettern eine Warnung an das „Publikum", sich diesem Heiligtum nicht zu nähern. Im „Adlernest" saß Frances oft stundenlang und las und sann und schrieb. Vater Willard besaß eine vorzügliche Bibliothek der besten englischen Klassiker, zudem war er auf mehr als ein Dutzend gediegener Journale abonniert. Dieser reiche Lesestoff stand Frances zur Verfügung; nur politische Zeitungen waren ihr zu lesen verboten — ein Grund für das an freie Selbstbestimmung gewöhnte Kind, gerade diese Lektüre mit Eifer zu verschlingen.

Als das Interesse an der imaginären Stadt zu schwinden begann, gründete Frances einen „Künstlerklub", dessen Konstitution die Mitglieder zum Schriftstellern, Vortragen, Singen, Zeichnen, Malen und Modellieren verpflichtete. Sie begann einen Roman auf breiter Grundlage und mit einer so imposanten Schar von Helden und Nebencharakteren, daß sie nach Ansicht ihres Bruders mindestens tausend Druckseiten hätte füllen müssen, um alle gebührend abzutöten. Sie beteiligte sich an einer Preisaufgabe, welche die Ackerbaugesellschaft von Illinois über das Thema „Vorschlage zur Verschönerung eines Landhauses" ausgeschrieben hatte und gewann den Preis.

Neben den verschiedenartigen geistigen Beschäftigungen und den mannigfachen Sports in Wald und Prairie wurde die Ausbildung in der Kunst feiner Lebensführung nicht vernachlässigt. Die Mutter lehrte die Kinder sich graziös zu bewegen, sich höflich und gesittet zu benehmen und weihte sie in die Ceremonie des Vorstellens und Vorgestelltwerdens ein. „Aber, es ist ja niemand da, dem ich vorgestellt werden könnte," remonstrierte Frances. „Das wird später schon kommen," tröstete lächelnd die Mutter. Eine Schule gab es natürlich in der weltabgelegenen Waldeinsamkeit nicht. Aber kaum hatte Frances den Begriff „Schulwesen" verstanden, als eine „Schulkommission" mit der Mutter als Vorsitzenden und eine „Akademie" gegründet wurde. Um dem kindlichen Traum wenigstens etwas Wirklichkeit zu geben, wurde Miß Burdick, eine achtzehnjährige Dame von reizendem Wesen und seltener Begabung engagiert, welche den ungeschulten Prairiemädchen als ein anbetungswürdiges Wunder erschien. Zwei kleine Mädchen einer in die Nähe gezogenen Familie vereinigten sich mit den Willard-Schwestern auf der Schulbank. Von ungestümem Wissenseifer beseelt, lernten die kleinen hellköpfigen Wilden spielend in einem Jahr, was schulpflichtigen Stadtkindern in sieben Jahren mühevoll beigebracht zu werden pflegt.

Endlich nahte der Zeitpunkt heran, da Frances sich gezwungen sah, dem ungebundenen Leben eines freien Naturkindes Valet zu sagen und in den Wendekreis der Haarnadel und des langen Kleides zu treten. Sie schrieb diesbezüglich in ihr Tagebuch: „Heute ist mein Geburtstag und der Beginn meines Märtyrertums. Meine Mutter besteht darauf, daß ich endlich meine Haare flechten und aufstecken muß. Sie sagt, sie könne sich kaum vergeben, daß sie mich so lange habe wild herumlaufen lassen. Mein Haar ist jetzt zusammengedreht wie ein Korkzieher, ich trage achtzehn Haarnadeln, mein Kopf schmerzt, meine Füße sind eingebündelt in den Falten meines hassenswerten, langen, neuen Kleides. So lange ich lebe, kann ich nie wieder über

einen Graben springen, nie wieder mein ‚Adlernest' erklimmen." Und später fügte sie hinzu: „Die Niedergeschlagenheit, die mich ergriff, kann nie auch nur annähernd geschildert werden. Hätte ich als Frau wie als Kind frei vom Zwange solcher Äußerlichkeiten leben können, ich wäre dreimal mehr geworden als ich jetzt bin. Meine Natur war schwer zu bezähmen; ich weinte lange und laut, als ich mich also in freier Bewegung gehemmt sah."

Noch ein anderer Schatten fiel damals in ihr sonst so sonniges Dasein. Sie schrieb darüber: „Heute ist Wahltag und mein Bruder ist 21 Jahre alt. Wie stolz erschien er, als er mit Vater zur Stadt fuhr, um zum erstenmal sein Wahlrecht auszuüben. Meine Schwester und ich standen am Fenster und schauten ihnen nach. Ich fühlte Thränen in mir aufsteigen und fragte Mary: ‚Möchtest du nicht auch ebensogut stimmen wie Oliver? Lieben du und ich das Land nicht ebenso sehr wie er, und bedarf das Land nicht unserer Stimmen ebensogut wie der seinigen?' ‚Natürlich', entgegnete Mary, ‚aber sag' das nur ja nicht laut, sonst hält man uns für emanzipiert.'"

Beide Ereignisse stimmten Frances so traurig, daß sie zusammen mit einer Schulkameradin von Hause fortzulaufen beschloß. Der erste Akt ihres Unternehmens sollte darin bestehn, daß sie, mit des Vaters Revolver bewaffnet, wilde Gänse jagen gehn wollten. Da sie aber in letzter Stunde den wahnwitzigen Plan wie den Kummer, der sie dazu getrieben, der Mutter anvertrauten, sagte diese nach Anhörung der Beichte, ohne jeden Kommentar: „Du mußt studieren, liebes Kind, ich wünschte, es könnte in einem College sein. Wir haben dir deine kindlichen Spiele genommen und müssen dir einen Ersatz schaffen." Ohne zu tadeln oder zu schelten, lenkte diese einsichtsvolle Mutter das Streben ihrer Tochter in andere Bahnen. Mit dem ihr eigenen Feuereifer stürzte sich die damals siebzehnjährige Frances in gelehrte Studien, präparierte sich in Milwaukee auf den Eintritt in das einzige, damals in den fünfziger Jahren den Frauen geöffnete Northwestern Female College in Evanston bei Chicago, durchlief alle üblichen Stadien des Bücherwurmdaseins und des schwärmerischen Freundschaftskultus, organisierte im College eine „geheime Verbindung", nahm regen Anteil an einer florierenden litterarischen Gesellschaft und erwarb durch ihr originelles Wesen und ihre bemerkenswerten Leistungen die Bewunderung ihrer Mitstudentinnen und die Wertschätzung ihrer Lehrer. Trotz gänzlicher Erschöpfung absolvierte sie die Schlußprüfungen im Jahre 1859 mit Auszeichnung und kehrte, der Ausspannung bedürftig, in das elterliche Haus zurück.

Der Gedanke, dauernd als erwachsene Tochter bei ihren nach Evansville gezogenen Eltern zu leben und nach dem Wunsche ihres Vaters innerhalb der auch damals in Amerika selten durchbrochenen sogenannten „Frauensphäre" zu bleiben, füllte ihre nach ernster Arbeit und finanzieller Unabhängigkeit dürstende Seele mit unsagbarem Grauen. Sie hatte früher bereits ernstlich darüber nachgedacht, ob sie lieber Hofdame der Königin von England oder Prairiejäger werden wollte. Bessere Einsicht in die Weltverhältnisse ließ sie jedoch die Lehrerinnenlaufbahn erwählen. Zwischen 1859 bis 1874 unterrichtete Miß Willard in elf verschiedenen Instituten; mit der kleinsten Distriktschule anfangend und sich immer weiter emporarbeitend, war sie zeitweise in einem „Seminary", einer „High School", einer „Academy" thätig, bis sie im Jahre 1862 zum Professor der Naturwissenschaften am Northwestern Female College zu Evanston, ihrer eigenen Alma mater, ernannt wurde.

Der Einladung einer wohlhabenden Freundin folgend, unterbrach Miß Willard dann ihre Lehrthätigkeit und bereiste während der Jahre 1868—1870 die wichtigsten europäischen Länder, sowie Syrien, Palästina und Ägypten. Nach ihrer Rückkunft ward sie zur Präsidentin des Northwestern Female College ernannt. Sie war die erste Frau, der eine solch hervorragende Stellung zu teil ward. Von der Erkenntnis durchdrungen, daß die Lösung der Frauenfrage zum guten Teil in der Mädchenschule liege, daß, um ein freies Geschlecht heranzuziehen, die heranwachsenden Mädchen im Backfischalter die schwierige Kunst der Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung lernen müssen, brach sie kühn mit allen alten Erziehungstraditionen und führte ein System

des „Selfgovernment“ ein, welches „Regeln“ und „Schulstrafen“ über den Haufen warf und bei den Zöglingen nur den guten Willen, sich gesittet zu betragen, voraussetzte. Mit der ihr eigenen Selbstlosigkeit verzichtete Miß Willard auf jeglichen Autoritätsnimbus, jegliches Herrschergelüst; sie trat den jungen Pflegebefohlenen als ältere Schwester entgegen, leitete sie durch Rat und Beispiel, lebte unter und mit ihnen und anerkannte das Recht der Jugend, Fehler zu machen, um durch Schaden klug zu werden. Wer die Kunst korrekter Lebensführung erlernt hatte, genoß die Privilegien der Lehrerinnen, das heißt, erfreute sich völliger persönlicher Freiheit. Der Geist der Anstalt war ein so vorzüglicher, daß das kühne Beispiel Bewunderung und Nachahmung hervorrief.

Doch nicht lange sollte das erfolgreiche Experiment dauern. Die durch den großen Brand in Chicago beeinträchtigten finanziellen Verhältnisse der Anstalt führten eine Vereinigung des bis dahin selbständigen Female College mit der Northwestern University herbei. Miß Willard wurde zum Dekan und Professor der vereinigten Institute ernannt und widmete sich nun gleichfalls mit großer Hingabe der Ausbildung junger Männer. Da aber ihre Erziehungsideen mit denen des Präsidenten der Universität in scharfen Konflikt gerieten, entschloß sie sich, lieber ihre vorzügliche Stellung und einen jährlichen Gehalt von 2400 Dollars aufzugeben, als ihren Prinzipien untreu zu werden. „Ich muß gehen, ich muß gehen,“ schrieb sie in ihr Tagebuch. „Dies College ist mir teurer gewesen als alles andere, meine Waldheimat ausgenommen. Umgeben von einem Kreise vortrefflicher Lehrerinnen, die mir wie Schwestern waren, und von liebenden und geliebten Schülerinnen, sind mir drei Jahre meiner besten und angestrengtesten Thatkraft hier wie im Fluge verstrichen. Ich bin so ruhig und sicher in meinem Amte, das ich für eine Lebensstellung hielt, gewesen. Mein Herz hat das College geliebt wie anderer Frauen Herzen den geheiligten Herd ihres eigenen Heims lieben. Dennoch muß ich gehen, die Welt ist weit, und der Herr wird mich führen.“ In ihrem Schmerze ahnte sie selber wohl wenig, daß der plötzliche Zusammenbruch ihres Glückes sie ihrem eigentlichen, bis dahin nicht erkannten Berufe entgegenführen würde, daß alles bislang Erstrebte nur Vorbereitung auf eine an Dornen und Lorbeeren reiche öffentliche Laufbahn sein sollte.

Im Jahre 1874 unternahm ein Häuflein begeisterter Frauen einen Kreuzzug gegen König Alkohol und befreiten die Bevölkerung zahlreicher Landdistrikte von dem Fluche des Trinkens. Das aufregende Klima, die amerikanische Schnelllebigkeit und das schlechte Beispiel verkommener Einwanderer hatten eine solche Entartung der Trinkgewohnheiten herbeigeführt, so viele achtbare Familien an den Rand des Elends gebracht, daß die besser Gesinnten das einzige Heil in gänzlicher Enthaltsamkeit sahen. Schon in frühster Jugend war Miß Willard durch den Anblick eines ihrem Vater gehörenden Bildes, das zwei Haushaltungen, ein friedliches, glückliches Heim und die wüste Behausung eines Trunkenboldes darstellte, tief erregt worden. Im elterlichen Hause und bei Bekannten hatte sie nie geistige Getränke gesehn, auf ihrer Reise durch Europa zum ersten und letzten Mal das feurige Naß gekostet. In die trüben Stunden, die der Resignation ihrer Universitätsstellung folgten, fiel die Kunde von dem Temperenzkreuzzug der Frauen und veranlaßte sie, den Leiterinnen der Bewegung näher zu treten. Nach genauer Prüfung der Verhältnisse eröffnete sich ihrem tiefblickenden Geiste ein unbegrenztes Feld nie geahnter Möglichkeiten, Gutes zu wirken. Trotz glänzender Anerbietungen verschiedener Schulbehörden entschied sie sich, der Temperenzsache zu dienen und dem kleinen Häuflein der Womans Christian Temperance Union gewissermaßen als Mädchen für alles unentgeltlich ihre Dienste zu weihen. Sie etablierte ein Hauptquartier der Temperance Union in Chicago, berief Versammlungen, organisierte Komitees, sandte Artikel und Aufrufe an die Presse und redete fast täglich in Privatvereinen oder Massenversammlungen. Da ihre pekuniären Mittel allmählich erschöpft waren und nach dem Tode ihres Vaters keine Unterstützung von Hause erwartet werden konnte, geriet die kühne, viel angefeindete Reformatorin in die bitterste Armut. Sie machte alle Stadien der Entbehrung durch, lebte unter den Armen und hungerte mit ihnen, ohne ihren Humor oder den Eifer für ihre neue Mission zu verlieren.

Digitized by Google

„Seit mehreren Monaten lebe ich in dieſer Weiſe," ſchrieb ſie in ihr Tagebuch, „und mein Leben kennt keine glücklicheren Momente. Meinen letzten Cent mit einem Halbverhungerten zu teilen, iſt mir die größte Luſt. Ich habe mehr Einſicht in menſchliches Elend gewonnen, als man in einem Oktavband ſchildern könnte. Hier iſt das wirkliche Arbeitsfeld. Die Bitten um Anſprachen über Temperenzangelegenheiten und religiöſe

Frances E. Willard.

Fragen vermag ich kaum alle zu erfüllen; Freunde ſuchen mich zu überzeugen, daß ich mich ganz dem Predigerberufe widmen ſollte, allein einer ſo verlorenen Sache wie der Temperenzbewegung darf kein Anhänger untreu werden." Die Freundin, welche ihr die Reiſe nach Europa ermöglicht hatte, ſuchte ſie einſt auf und rief entſetzt aus: „Aber Frances, du biſt ja ſo arm wie die Armut ſelbſt!" „Das iſt wahr," entgegnete die Angeredete, „ich beſitze keinen Cent in der Welt, aber dennoch gehört mir ganz Chicago." Da dieſer aufregenden, entbehrungsreichen Lebensweiſe der unvermeidliche körperliche Zuſammenbruch der in extreme Bahnen geratenen Frances naturgemäß folgte, ſprach Mutter Willard noch rechtzeitig ein Machtwort: „Ich habe ſo viel

Glauben und Gottvertrauen wie du," sagte sie, „aber deine Denk- und Handlungsweise beißt der Vorsehung ins Gesicht schlagen. Gott läßt keine Brote durch den Schornstein fliegen oder zündet dir Feuer im Ofen an, wenn du kein Brennmaterial hineingethan hast. Schreibe den Mitgliedern der Temperance Union, du habest die Entdeckung gemacht, daß Gott durch Mittel wirke, und daß sie dir helfen möchten, wenn sie deiner Dienste fernerhin bedürften. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert."

Die vornehmlich durch Miß Willards Feuereifer von Jahr zu Jahr erstarkende Union bestimmte ihr mit Freuden einen ausgiebigen Gehalt und machte sie erst zur Sekretärin und später 1879 zur Präsidentin der National Womans Christian Temperance Union. Die Mitglieder der Union verpflichteten sich, als äußeres Abzeichen ein weißseidenes Bändchen, als Sinnbild der Reinheit und des Friedens, zu tragen, durch Namensunterschrift das Gelübde zu bekräftigen, keinerlei alkoholische Getränke zu genießen und nach Kräften Propaganda für die Sache zu machen.

Mit politischem Scharfblick erkannte Miß Willard bald die Einseitigkeit ihrer Bestrebungen; sie begriff den innigen Zusammenhang aller socialen Tagesfragen und gab ihrem Programm allmählich eine solche Ausdehnung, daß es heute alle socialen und philanthropischen Bestrebungen der Zeit in sich einschließt. Mit der ihr eigentümlichen Unerschrockenheit und zwingenden Beredsamkeit trat sie für das damals nur von einer kleinen Minderheit geforderte Frauenstimmrecht, wie gleichfalls für die Hebung des Wohls der arbeitenden Klassen auf. Begleitet von Miß Gordon, ihrer treuen Freundin und Sekretärin, besuchte sie über tausend der bedeutenderen Städte der Vereinigten Staaten, redete fast allabendlich vor einem von 100 bis zu 5000 Köpfen bestehenden Publikum, stiftete überall Zweigvereine der Temperance Union, schrieb ihre Reden und Zeitungsartikel während der Fahrt im Eisenbahnwagen und schlief des Nachts den Schlaf des Gerechten im Schlafkupee. Eine Anzahl begeisterter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erbob sich auf ihren Ruf, die angeregten Ideen wachzubalten und zu verbreiten; die Mitgliederzabl der Union stieg im Laufe der Zeit auf über eine halbe Million. Eine ihrer treusten Mitarbeiterinnen bereiste die ganze Welt und gründete Zweigvereine der Union in Asien, Australien und Afrika. Die Pioniere ähnlicher Bestrebungen in England, Skandinavien, Frankreich, Deutschland und Spanien vereinigten sich mit der amerikanischen Union zu einer Worlds Womans Christian Temperance Union und wählten Miß Willard zur Präsidentin. Das Sinnbild dieser Vereinigung zeigt beide Weltkugeln umschlungen von dem weißen Bande mit dem Motto: „For God and Home and Humanity."

Neben den drei Hauptbestrebungen — Prohibition geistiger Getränke, Frauenstimmrecht, Sittenreinheit — erstreckt sich die Thatigkeit der Unionsmitglieder auf mehr als fünfzig verschiedene Arbeitsgebiete. Zu den wichtigsten gehören: das Departement für physische Kultur und hygienische Bekleidung. Die Leiterinnen dieser Bewegung haben es zuwege gebracht, daß die Kinder der öffentlichen Schulen einen Kursus in der Gesundheitslehre, auf Temperenzprinzipien gegründet, nehmen müssen. Das Department für sanitäre Kochkunst errichtet Kochschulen, in denen die Frauen aus dem Volke lernen durch Zubereitung nahrhafter und wohlschmeckender Speisen dem Alkoholdamon entgegenzuarbeiten. Andre Departments widmen sich der Hebung des Wohls der besitzlosen Klassen, andere der Missionsthätigkeit unter den gefallenen Frauen, den heimatlosen Kindern, den Einwanderern, den Schiffern, den Bergleuten, den Holzfällern in den abgelegenen Walddistrikten, andre Departments machen es sich zur Aufgabe, die gesetzgebenden Korperschaften der verschiedenen Staaten unausgesetzt mit Petitionen zu Gunsten ihrer Bestrebungen zu bestürmen, andere suchen die Friedensbewegung zu fördern und auf Errichtung internationaler Schiedsgerichte zu dringen. Es würde zu weit führen, alle Departments einzeln aufzuführen, da kein Gebiet philanthropischer und socialer Thätigkeit unvertreten ist.

Das Hauptquartier der Union ist The Woman's Temperance Temple in Chicago, einer der schönsten zwölfstockigen „Wolkenkratzer" der Stadt, der dank seinen zahlreichen Räumen der Union jährlich hunderttausend Dollars an Miete einbringt. Das Hauptorgan ist The Union Signal, welches von Miß Willard und Lady Henry

Somerset redigiert wird. Außerdem sendet die Woman's Temperance Publishing Company jährlich über 130 Millionen Druckseiten Lektüre in die Welt, das Interesse der Mitglieder rege zu halten und der Union neue Anhänger zu werben. Vornehmlich ist hier Miß Willards Jahresbericht zu nennen, ein umfangreiches, die Resultate aller Bestrebungen zusammenfassendes, neue Arbeitsgebiete und Organisationspläne regelndes Dokument, das jedem Staatsmann zur Ehre gereichen würde.

Die Organisation dieser mächtigen weiblichen Friedensarmee ist eine sehr einfache. „In wichtigen Dingen Einheit, in nebensächlichen Dingen Freiheit, in allen Dingen Liebe," ist Miß Willards Grundsatz. Auch hier wie damals als Schulvorsteherin tritt sie nie als Autorität sondern als Beraterin auf, jeder Mitarbeiterin das denkbar größte Maß individueller Freiheit gewährend. „Not to be ministered unto, but to minister," ist Grundklang ihrer Lebensweise, „agree to disagree" Motto ihrer Geschäftsführung. Mit der Schärfe ihrer Logik und dem heiligen Eifer ihrer vor keinem Hindernis zurückschreckenden Natur verteidigt sie in der Debatte eine als richtig erkannte Parteimaßregel, erhebt sich aber nach dem Kampfe mit sonnigem Humor über den Parteistandpunkt und schüttelt den tapferen Gegnern die Hand. Obgleich selber streng religiös und der protestantischen Methodistenkirche angehörend, ist sie weit davon entfernt, den Mitgliedern der Union konfessionelle Schranken zu ziehen. Ihrem Ideale gemäß, eine Kirche zu gründen, die so hoch wie die Liebe Gottes und so weit wie die Bedürfnisse der Menschen sein sollte, vereinigt die Union Mitglieder aller Konfessionen und keiner Konfession in sich; Menschen, die auf dem gemeinsamen Grunde der „Goldenen Regel": „was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu" und der Seligpreisungen der Bergpredigt gewillt sind, das Wohl und Wehe der einzelnen zur Angelegenheit aller zu machen und den Grundsatz: „Die Welt ist meine Gemeinde und Gutes zu thun meine Religion" als leitendes Motiv anzuerkennen. Die großartigen, segensreichen Erfolge, welche diese einzig in der Welt dastehende Frauenorganisation, deren Bestrebungen man mit Recht „organisierte Mutterliebe" genannt hat, bislang erzielt, die bedeutenden Persönlichkeiten, die in dieser auf parlamentarischen Grundsätzen erbauten Lebensschule herangereift sind, lassen die Union als eine Macht erscheinen, mit der die politischen Parteien im Staat zu rechnen haben.

Durch ihre Sendboten sandte Miß Willard während des letzten Jahrzehnts die sogenannte „Polyglot Petition", in die Welt, in der sie die Regierungen der civilisierten wie der uncivilisierten Länder auffordert, den Kampf gegen Alkohol und Opium aufzunehmen. Diese in alle nur erreichbaren Sprachen übersetzte Riesenpetition hat bis jetzt über sieben Millionen Unterschriften erhalten, die gesammelt und auf weißen Musselin geklebt, eine Länge von acht englischen Meilen repräsentieren.

Neben den fast erdrückend vielen Berufsgeschäften fand Miß Willard Zeit, sich als Schriftstellerin zu bethätigen und neun, zum Teil recht umfangreiche Bücher zu schreiben, unter denen „Glimpses of Fifty Years," „Woman in the Pulpit," „A Classic Town" und „A Great Mother" besonders hervorragen. Das Geheimnis ihrer kolossalen Arbeitskraft liegt zum guten Teil in sehr einfachen Dingen: in ihrer mäßigen Lebensweise, ihrer hygienischen Bekleidung und last, but not least, in ihrem vorzüglichen Schlafvermögen, das durch keinerlei Sorgen um den folgenden Tag beeinträchtigt wird. Ihre freie Zeit gehört wenigen intimen Freundinnen, konventionellen Gesellschaften bleibt sie fern. Als Rednerin tritt sie ohne Prätension vor das Publikum, sagt frei und ungezwungen, was ihre Seele bewegt und erinnert in ihrem ganzen Auftreten mehr an die freie Tochter der Prärie, als an die typische, mit Argumenten geladene Frauenrechtlerin.

Die Anerkennung, die ihrem staatsmännischen Genie, die Liebe und Verehrung, die ihrer Persönlichkeit und das Vertrauen, das ihrer Führerschaft von ihren Mitarbeiterinnen gezollt wird, läßt sich am besten durch die Worte einer derselben charakterisieren: „Wenn Frances Willard auf einem Brett in den Ocean hinaus wollte und uns Frauen der Union winkte ihr nachzukommen, so würden wir ohne Frage folgen. Denn wir wissen, daß sie das schwankende Brett zu einer Brücke ge-

Digitized by Google

staltet und uns auf eine entzückende Insel führen würde, die ihr Sehergeist längst erblickte, ehe sie uns sichtbar wurde." Von ihren Bewunderern wird sie gern „die ungekrönte Königin der amerikanischen Demokratie" genannt. Das Schönste, was man von ihr sagen kann, ist, daß Erfolge und Mißerfolge, rauschende Beifallsbezeugungen und absprechende Urteile sie nicht verdorben haben, daß sie im bittersten Kampfe um sociale und politische Reformen das weiblichste Weib, der menschlichste Mensch geblieben ist.

Die socialen Aufgaben der Diakonie-Genossenschaften.

Von

Adine Gemberg.

Nachdruck verboten.

Wer gegenüber den modernen Bestrebungen zu Gunsten der Frauenversorgung auf das Asyl hinweisen wollte, das noch jetzt die Klöster bieten, der würde von den meisten Menschen kaum ernst genommen werden. Die Jesuitenzeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach" thut das zwar ihrem Publikum gegenüber und trägt auf diese Weise in bestimmten Kreisen gewiß auch zur Lösung der Frauenfrage bei. Wollte aber eine in der Frauenbewegung stehende Schriftstellerin diesen Gedanken aussprechen, so käme sie leicht dahin, für eine Modedame gehalten zu werden, die mit Gott und der Welt zugleich kokettiert.

Beinahe ebenso nimmt es sich aus, wenn man der evangelischen Jungfrau den Rat giebt: „Entsage der Emanzipation und allem, was zu ihr gehört und werde Diakonissin!"

Fromme Schwester! Das Wort hat einen Klang, der für junge Mädchen nichts Freundliches hat, trotzdem es wenig Menschen giebt, die im allgemeinen so heiter und vergnügt in ihrem Berufe sind, wie grade Diakonissen.

Aber draußen in der Welt weiß man das nicht; denn immer mehr verbreitet sich die Anschauung, daß unsere junge, kraftvoll aufblühende Diakonie nichts weiter sei, als ein lutherisches Seitenstück zum Ordenswesen. Von selbst entstehen aber nicht solche Meinungen, und bei der Diakonie sind es wohl die für den Eintritt vorgeschriebenen Bedingungen, die dazu die Veranlassung gegeben haben. Wird ja doch statutenmäßig ein lebendiger — selbstverständlich dogmatisch-konfessioneller Glaube vorausgesetzt oder vielmehr verlangt.

Derartige Forderungen bei einer Berufswahl sind jedenfalls nicht zeitgemäß, denn das öffentliche Bekennen des Glaubens widerstrebt dem modernen Empfinden, auch dem der Frau. An der Diakonie ist das unbestreitbar wahrzunehmen, denn trotz all ihrer hohen und ganz ungewöhnlichen Verdienste ist sie im ganzen auf ihre deutsche Heimat beschränkt geblieben. Es giebt allerdings reformierte Diakonissen in Paris und einzelne protestantische Vereinigungen englischer Krankenpflegerinnen, aber alles das ist keine eigentliche Diakonie in dem Sinne, den wir in Deutschland mit dem Wort verbinden.

Es wäre ein großer Segen für die Armenpflege in allen Ländern und Zonen, wenn dieses Institut die internationale Verbreitung fände, die ihm seinem hohen Wert nach zukommt, eine so selbstverständliche Verbreitung, wie sie die Klöster in der katholischen Welt überall haben.

Digitized by Google

Ich glaube, es bilden hier zwei schwerwiegende Gründe das Hindernis. Den ersten habe ich bereits angedeutet. Er liegt in dem konfessionellen Zwang, den die Mutterhäuser nicht entbehren zu können glauben. Das zweite Bedenken, das dieser guten Sache schadet, ist eigentlich gar kein Grund, sondern vielmehr der ganz allgemein und weit verbreitete Irrtum, daß alle Diakonissen Krankenpflegerinnen seien, was doch thatsächlich ein großer Teil von ihnen nicht ist.

Die außerordentlich streng kirchliche Richtung der Diakonie hat etwas Einschüchterndes, ja Abschreckendes für viele modern erzogene Mädchen. Auch die Eitelkeit mag hie und da ihr Veto einlegen; denn im Gegensatz zu dem durch die Romantik verklärten Schleier der Nonnen ist die evangelische Schwesterntracht prosaischer und weniger kleidsam.[1]) Das sind innere und äußere Gründe, die eine internationale Ausdehnung der Diakonie, eine Art protestantischer Weltherrschaft für sie nicht zustande kommen lassen. Natürlich gebe ich hier über diese Gründe nur Andeutungen. Weiter habe ich den Gegenstand in einem kleinen Buche ausgeführt, das ich seiner Zeit in den Dienst der Diakonissensache gestellt habe.

An genossenschaftliche Diakonie war damals noch nicht zu denken, und nur im Gegensatz zu den Anstalten unter Oberleitung der Kirche habe ich das letzte Kapitel meines Buches „Weltliche Diakonie" genannt. Als Beispiels für ein derartiges Prinzip konnte ich damals nur auf den Verband der Viktoriaschwestern, sowie auf das rote Kreuz hinweisen.

Heute hat dieser Gedanke einer weltlichen Diakonie eine so fest formulierte, greifbare, praktische Bedeutung gewonnen, daß man wohl zu dem Ergebnis gelangen muß, diese Verweltlichung der Diakonissensache für eine Forderung des Zeitgeistes zu halten. Wie populär in diesem Sinne das Institut der Diakonie an sich ist, hat das rasche Aufblühen des Herborner Genossenschaftlichen Diakonie-Vereins bewiesen. Dieser Verein mit seinen Prinzipien sowohl, wie mit seiner finanziellen Grundlage hat jedenfalls die Form gefunden, die für die Diakonie der Zukunft maßgebend sein wird: die Form des genossenschaftlichen freien Verbandes persönlich unabhängiger Menschen, die mitten in einer segensreichen, allgemein nützlichen Thätigkeit doch genug Weltkinder bleiben, um für sich selbst eine gesicherte Zukunft im Auge zu behalten.

Sobald die Diakonie-Vereine in dieser Gestalt zahlreich und weit verbreitet in Erscheinung treten werden, können sie auch daran denken, alle jene anderen Obliegenheiten, denen Diakonissen ihre Thätigkeit widmen, ihrerseits anzustreben.

Wir haben jetzt ungefähr 12 000 kirchlich eingesegnete protestantische Schwestern. Natürlich muß ein großer Teil dieser Arbeitskräfte in den Dienst der Krankenpflege treten, weil da außerhalb der Diakonie doch allerlei Übelstände bestehen. Je mehr Unterstützung aber die Mutterhäuser durch die Thätigkeit der Genossenschaften finden, um so mehr Personen werden frei für jene anderen ebenso hohen Ziele der Diakonie, die sich dazu eignen, der Sache innerhalb der Frauenerwerbs- und Frauenversorgungsfrage die Bedeutung zu verleihen, die ihr zukommt. Die Krankenpflege wird im Diakonissenberuf stets die Wichtigkeit behalten, die ihr gebührt; aber die anderen Diakonissenämter, die jetzt wegen Schwesternmangel in den Hintergrund gedrängt werden, die können ihre volle Bedeutung erst dann erlangen, wenn die Diakonie so populär sein wird, wie es die Klöster damals waren, als die Kirche der Zeit ihren Stempel verlieh.

Das charakteristische Merkmal unserer Zeit tritt nicht im kirchlichen, sondern im socialen Leben in Erscheinung und deshalb können nur konfessionell freie, finanziell unabhängige Frauenvereinigungen das erforderliche Ansehen erlangen, um den großen Aufgaben gerecht zu werden, die die Zeit an die sociale Thätigkeit der Frau stellt.

---

[1]) Die Verfasserin deutet damit auf etwas hin, was uns allerdings für die Diakonissin jeder Gattung unentbehrlich dünkt: eine Innerlichkeit der Gesinnung und Hingabe an ideale Lebenszwecke, die über solche Äußerlichkeiten hinwegsehen läßt. Ein Zufall ist es doch nicht, daß die Krankenpflegerinnen-Institutionen zunächst von der Kirche ausgegangen sind und daß gerade die kirchlichen Institutionen dauernd das Vertrauen der Bevölkerung genießen: sie scheinen eine solche Innerlichkeit der Gesinnung zu gewährleisten. Diese ist es, die die weltlichen Diakonie-Genossenschaften bei aller berechtigten „Weltlichkeit" zu pflegen haben. Die Red.

Digitized by Google

Von der Krankenpflege sehe ich hier ab, da sie ohnehin einen viel zu breiten Raum in der Diakonissensache einnimmt, aber einige andere Aufgaben möchte ich deste stärken betonen: die Mitarbeit der Frau an der öffentlichen Sittlichkeit und an der Mäßigkeitssache. Zweitens die unabweisbare Forderung, die Frau nicht nur an der Armenverwaltung teilnehmen zu lassen, sondern sie die Armenpflege leiten zu lassen und endlich die Notwendigkeit eines größeren Anteils am Unterrichtswesen, also an der Erziehung der Nation durch die Frau, und zwar meine ich nicht nur den eigentlichen Schulunterricht, sondern ganz besonders den noch so wenig verbreiteten Fortbildungsunterricht für die weibliche schulentlassene Jugend.

Alle diese Aufgaben berücksichtigen die Klöster wie auch die Diakonie. Wenn man aber bedenkt, daß sie nun auch noch die äußere Mission und die Krankenpflege in den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen, so kann von einer auch nur einigermaßen befriedigenden Lösung der Probleme nirgend die Rede sein.

Ebenso geht es auch mit den Bestrebungen einzelner Personen. Hie und da fordert eine Frau ein öffentliches Amt in der Gemeindepflege; hie und da wird eine zugelassen und dabei noch gewissermaßen als Dilettantin von den Herren Armenräten angesehen. Die ganze Zersplitterung läuft aber schließlich darauf hinaus, daß die Frauenarbeit entweder als Dilettantenwerk von oben herab betrachtet und nur geduldet wird, oder daß der erwerbende Mann seiner Frau die Wohlthätigkeitsbestrebungen als einen liebenswürdigen Zeitvertreib erlaubt, als eine kostspielige Spielerei für das liebe, süße, große Kind. — Jedenfalls ein erhebender Gedanke für denkende Frauen!

Die socialdemokratischen Frauen haben sehr viel Verständnis für das Vereinsleben und für die Kraft, die dem einzelnen die Form des genossenschaftlichen Verbandes gewährt. Die kirchlichen Frauen haben dasselbe Gefühl in ihrem Ordens- und Diakonissenwesen bewiesen; aber die bürgerlichen Erwerb und würdige Thätigkeit suchenden Frauen haben bis jetzt noch nicht die geschlossene Form des Zusammenwirkens gefunden, und deshalb sind ihre Erfolge zufällig und ungleichmäßig.

Sie sprechen von ihren Rechten und versprechen ihre Pflichten zu erfüllen; aber hinter der Forderung der Frauenrechte steht keine geschlossene Organisation, keine Macht, die diesen Wünschen Nachdruck verleihen könnte, und deshalb glaubt die Welt auch nicht so recht an die Erfüllung der damit zu übernehmenden Pflichten. Wenn man z. B. einer Frau das Amt eines Armenrates übertragen wollte, wer würde denn da für ihre Tüchtigkeit garantieren?

Ja, ihre Diakoniegenossenschaft — wenn es die gäbe!

Bei einer Krankenpflegerin stellt man diese Frage als etwas Selbstverständliches auf. Jedes Krankenhaus, jede Familie, die eine Schwester engagiert, wendet sich an das betreffende Mutterhaus mit der Bitte um eine tüchtige Kraft und hält sich an diesen Verband, falls die zur Verfügung gestellte Person den Erwartungen nicht entspricht. Es ist das also eine Art idealer Stellenvermittlung, die viel weiter geht als die Unterbringung von Lehrerinnen oder Kinderfräulein durch die Anstalten, die sie ausgebildet haben.

Da sich nun also in der Diakonie, in der kirchlichen, wie in der weltlichen, diese Methode bewährt, so liegt doch eigentlich der Gedanke nahe, sie auch auf die anderen Berufe auszudehnen, in denen die Frauen schlecht vorwärts kommen, weil sie sich nicht zusammenschließen.

Es werden überall Vereine gebildet, um die öffentliche Unsittlichkeit und die menschenunwürdige Erniedrigung weiblicher Wesen zu bekämpfen. Die katholische Kirche stellt ihren Orden zum guten Hirten und die überall verbreitete Kongregation der Klarissen in den Dienst dieser Sache. Auch der Verein Vincenz von Paul thut viel dafür. Auf protestantischer Seite wirken einige litterarische Vereinigungen neben den Magdalenenstiften, die der Diakonie angehören.

Alle diese Helfer greifen aber erst zu, wenn das Unglück geschehen ist; sie suchen die ausgebrochene Krankheit zu heilen, beugen aber ihrem Entstehen nicht vor. In demselben Sinn wirken auch die Trinker-Asyle. Sobald die Frauen aber in die

Freiheit des öffentlichen Lebens eintreten, tritt auch an sie die Pflicht heran, hier das Ihrige zu thun.

Sie könnten das als weltliche Diakonissen, die, durch ihre Berufsgenossenschaft sicher gestellt und versorgt, sich der Beaufsichtigung und Leitung der in untergeordneter Stellung arbeitenden Frauen und Mädchen widmen müßten.

Wenn in einer Fabrikstadt nur ein von Schwestern geleitetes Sonntagskränzchen, ein sogenannter Jungfrauen-Verein besteht, so merkt man schon den großen Vorteil, den davon die öffentliche Sittlichkeit hat. Wie viel größer könnte aber dieser Einfluß sein, wenn ein Diakonie-Verband der weiblichen Arbeiterschaft Kindergärten, Volksküche, Flickschule und andere Einrichtungen böte, die keine Wohlthätigkeitsanstalten wären, sondern deren Benutzung so bezahlt werden müßte, daß diese Genossenschaften bestehen könnten!

Es giebt garnichts Demütigenderes für arbeitende Menschen, als wenn Dinge, die eigentlich zu des Lebens Notdurft gehören, als Almosen gereicht werden. Unwillkürlich sagen sich die Leute: Wir arbeiten und verdienen doch nicht genug, um Wohlthaten zurückweisen zu können. Das befördert die Unzufriedenheit.

Unsere Arbeiterfamilien verdienen auch genug, um das Essen aus der Volksküche, die Beiträge für die Kinderpflege in Krippe und Kindergarten, das Lehrgeld in der Flickschule oder Kochschule und andere kleine Abgaben bezahlen zu können. Die weltlichen Diakonissen aber brauchen diese Einnahmen, denn sie müssen aus sich selbst bestehen können, ohne zum Kollektenwesen greifen zu müssen. Ich habe fromme Schwestern, die gern in ihrem Beruf standen, sich bitter über den Zwang dieser Kollekten aussprechen hören.

Wenn nun aber weibliche Fabrik-Inspektoren, weibliche Armenverwaltung, Krankenpflege und weltliche Diakonie Hand in Hand gehen, so ist doch anzunehmen, daß die Bevölkerung, in deren Dienst sich diese Mächte des Guten stellen, vor Verrohung, Prostitution und verzweiflungsvoller Armut und Not bewahrt bleiben wird.

Deshalb glaube ich, daß man zugleich mit der Forderung der weiblichen Aufsichtsbeamten und Armen-Verwalter auch die Forderung stellen muß, daß sich überall da, wo eine zahlreiche weibliche Fabrik-Arbeiterschaft besteht, weltliche Diakonie-Genossenschaften bilden möchten.

In erster Linie hätten diese natürlich ihre Mitglieder für Lebenszeit sicher zu stellen, etwa wie der Diakonie-Verein in Herborn. Als ihre Aufgabe aber hätten sie es zu betrachten überall in Wirksamkeit zu treten, wo die Not der Armen die weibliche Thätigkeit im Dienste des socialen Ausgleiches fordert.

Wie diese Aufgaben von Seiten der weltlichen Diakonie gelöst werden können, hoffe ich in einem zweiten Artikel weiter auszuführen.

Der Anteil der Frauen an der englischen Romanlitteratur.

Von

Ph. Arnstein.

Nachdruck verboten.

Nichts beweist so schlagend den ungeheuren Fortschritt, den die Frauen in England in diesem Jahrhundert gemacht haben, als ihre Stellung in der Litteratur. Man braucht nur einen Blick auf die lange Reihe der englischen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts zu werfen, um die zu widerlegen, die die Inferiorität der Frau aus der Geschichte beweisen wollen. Schriftstellernde Frauen hat es von jeher gegeben. Aber sie waren Ausnahmen. Im allgemeinen begnügten sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts geistreiche Frauen damit, anregend auf die Männer zu wirken, in den Salons ihren Einfluß geltend zu machen. Die Litteratur war, wie die Politik und die Wissenschaft Sache der Männer; einzelne Ausnahmen bestätigten nur die allgemeine Regel. Erst in unserem Jahrhundert und zwar vor allem in England halten die Frauen triumphierenden Einzug in die Litteratur. Die modernste, gelesenste und deshalb auch einflußreichste Litteraturgattung, der Roman, ist es besonders, dessen sie sich bemächtigen. Es hat natürlich auch eine ganze Reihe von Dichterinnen in England gegeben — ich nenne nur Felicia Hemans, Letitia Landon und Elizabeth Browning — aber der Vorrang bleibt hier doch dem Manne unbestritten. Anders im Roman. „Die Hälfte der modernen Romane," sagt ein englischer Litterarhistoriker, „und nach Ansicht vieler die bessere Hälfte ist von Frauen geschrieben."

Der Grund hierfür mag in dem Wesen dieser Dichtungsgattung liegen. Der Roman stellt vorzugsweise die alltägliche Gesellschaft dar; statt wilder Leidenschaften und seltsamer Abenteuer schildert er die feinen Nüancen des Charakters und Gefühls, und hier ist die Frau nach Naturanlage und Erziehung eine feinere Beobachterin als der Mann, es sei denn ein Mann von Genie. Ferner verfolgt gerade der englische Roman der Neuzeit vielfach ethische Zwecke; er will veredelnd auf die Menschen wirken, die Welt in irgend einer Beziehung besser zurücklassen als sie war, und auch zu dieser Aufgabe fühlen sich edle Frauen mit ihrem größeren Abscheu gegen alles Rohe und Gemeine besonders hingezogen. So haben wir denn in England nicht bloß eine Anzahl von Romanschriftstellerinnen, sondern unter ihnen auch solche ersten Ranges, die mit Scott und Bulwer, Dickens und Thackeray in einer Reihe stehen und dem Zeitalter das Gepräge ihrer Individualität unauslöschlich aufgedrückt haben.

Die ersten Frauen zwar, die in England die Feder führen, machen ihrem Geschlechte wenig Ehre. Es sind geistreiche Abenteuerinnen, Frauen von romantischer Geschichte, die sich über die Beschränktheit der Menge, freilich aber auch vielfach über die gute Sitte erhoben haben. Solche modernen Hetären waren Frau Aphra Behn und Frau De la Riviere Malney. Die erstere wetteiferte in ihren Lustspielen und Romanen im Zeitalter der Restauration mit Congreve und Wycherley an Unsittlichkeit, ohne doch an Kunst und Talent an sie heranzureichen. Diese war eine Zeitgenossin von Swift und schilderte in einer Anzahl heute vergessener Romane und Dramen mit cynischem Behagen die zügellosen Sitten eines verdorbenen Hofes. Doch ist sie nicht ohne Verdienst. Sie hatte längere Zeit in Surinam gelebt und lenkte nach ihrer Rückkehr in einem damals viel gelesenen Romane „Orinoko oder der

königliche Sklave" die Aufmerkſamkeit zuerſt auf das unglückliche Los der Neger, eine Vorläuferin von Frau Beecher-Stowe. Auch hat ſie vielfach anregend gewirkt, ſo durch Einführung der Romane in Briefform, in der Richardſon ſpäter der große Meiſter wurde.

Einen reineren Ton ſchlägt Frances Burney, ſpäter Madame d'Arblay, an. Sie lebte von 1752—1840. Dr. Johnſon bewunderte ſie in ihrer Jugend, und Walter Scott pilgerte in ihrem Alter zu ihr. Sie hob den Sittenroman aus dem Schmutz der Skandalſucht in eine reinere Atmoſphäre; ſie ſchilderte das Londoner Leben mit Kraft und Humor, ohne die weibliche Scham und die ſtrengſte Moral zu verletzen, und wurde ſo die Vorläuferin jener langen Reihe von Schriftſtellerinnen, die durch die Eigenſchaften des Herzens nicht minder wie die des Verſtandes Zierden ihres Geſchlechts ſind. Ihr Roman „Evelina" (1776) iſt nach dem Urteil Macaulays die erſte von einer Frau verfaßte Darſtellung des Lebens und der Sitten, die einen bleibenden Wert hat. Ihre ſpäteren Werke ſind ungenießbar. In ihnen wird ihr Stil unnatürlich und geſpreizt; ſie ſtellt ſich gleichſam auf Stelzen und ahmt den gravitätiſchen, würdevollen Gang der Perioden Dr. Johnſons nach.

Das Ziel, dem Frances Burney nachſtrebt, in deſſen Verfolgung ſie aber auf der Mitte des Weges erlahmt, wird erreicht durch die beiden erſten wirklich großen engliſchen Schriftſtellerinnen, die an der Wende des Jahrhunderts ſtehen: Maria Edgeworth und Jane Auſten.

Wer kennt nicht die moraliſchen Erzählungen von Miß Edgeworth, in denen der Schlechte unfehlbar an den Bettelſtab oder Galgen und der Gute und Fleißige ins Sparkaſſenbuch kommt? Gewiß iſt die Moral etwas hausbacken, und die Figuren ſind ein wenig hölzern, aber der natürliche ungekünſtelte Stil der Schriftſtellerin und ihr geſunder und friſcher Humor helfen uns darüber hinweg, ſo daß wir auch als Erwachſene dieſe anmutigen Kindergeſchichten noch gern zur Hand nehmen. Auf ihnen beruht aber nicht allein die Bedeutung von Maria Edgeworth.

Sie war 1767 in Irland geboren und ſtammte aus einer alteingeſeſſenen begüterten Familie, die im Laufe der Jahrhunderte viele leidenſchaftliche und extravagante Charaktere, Verſchwender, Spieler, Soldaten und Höflinge hervorgebracht hatte. Ihr Vater, der vier Frauen und einundzwanzig Kinder hatte, war ein ſehr intelligenter aber excentriſcher Mann, der einige ſchätzenswerte landwirtſchaftliche und pädagogiſche Schriften verfaßt hat. Maria, die älteſte, unterſtützte ihn bei ſeinen Arbeiten. Dann aber unternahm ſie es, ſelbſtändig Land und Leute in Irland zu ſchildern. Im Jahre 1800 erſchien ihr bekannteſtes Werk „Schloß Rackrent", das ein getreues Bild der Denk- und Lebensweiſe der iriſchen Gutsbeſitzer und Pächter jener Zeit giebt und deshalb ein wertvolles Kulturdenkmal iſt. Durch dieſen und andere Romane begründete ſie eine neue Gattung der Litteratur, nämlich den Roman mit landſchaftlichem Charakter. Sie gab dem Roman ſtatt der Bretter der Salons der Hauptſtadt eine Heimat und einen feſten Boden und regte durch ihr Beiſpiel Walter Scott an, für Schottland zu thun, was ſie für Irland gethan hatte. Perſönlich war Miß Edgeworth beliebt und geachtet und trug nicht wenig dazu bei, das männliche Vorurteil gegen ſchriftſtellernde Frauen zu beſeitigen. Ihre ruhige Anmut und ihr liebenswürdiger Enthuſiasmus entzückten alle, die ſie kannten, unter ihnen Männer wie Walter Scott und Lord Byron. Sie ſtarb hochbetagt im Jahre 1849.

Jane Auſten, eine Zeitgenoſſin von Maria Edgeworth, gehört zu den Klaſſikern der engliſchen Litteratur, denn ſie iſt in ihrer Art vollkommen und unerreicht. Ihr Gebiet iſt zwar ein kleines, die engliſche Gentry vor der Zeit des allgemeinen Wahlrechtes und der Eiſenbahnen, als der Zuſchnitt der engliſchen Geſellſchaft noch durchaus ariſtokratiſch war, aber auf dieſem Gebiete herrſcht ſie unumſchränkt. Sie verſchmäht jede Senſation. In ihren Romanen geſchieht nichts Außergewöhnliches, treten keine beſonders ſchlechten oder tugendhaften Charaktere auf. Ihre Landadligen, Geiſtlichen, Advokaten und Offiziere mit ihren Frauen und Töchtern ſind gewöhnliche Perſonen und haben gewöhnliche Schickſale; ſie verlieben ſich und entzweien ſich, ſtreuen Verläumdungen aus und ſpinnen Ränke, machen Schulden und duellieren ſich,

Digitized by Google

entführen und lassen sich entführen und heiraten meist am Schluß. Aber diese alltäglichen Personen sind mit solch bewundernswerter Feinheit charakterisiert, das verwickelte Getriebe der Gesinnungen, Gefühle und Leidenschaften, das ihren Handlungen, wie den Heldenthaten eines Eroberers oder den Frevelthaten eines Verbrechers zu Grunde liegt, ist so klar und deutlich und mit solch einer meisterhaften Schärfe und Präzision des Ausdrucks dargelegt, daß wir mit dem größten Interesse folgen. Die Romane Jane Austens veralten so wenig wie ein Gemälde von Hogarth oder Reynolds.

Zu ihren Lebzeiten zwar fand sie wenig Anerkennung. Sie verfaßte sechs Romane, von denen vier während ihres Lebens (1775—1817) erschienen. Aber sie schrieb anonym und blieb in litterarischen Kreisen bis gegen das Ende ihres Lebens fast unbekannt. Ihr größter Triumph war eine Einladung vom Prinzregenten, ihn auf seinem Schlosse zu besuchen, und die Erlaubnis, ihm eins ihrer Bücher widmen zu dürfen. Das große Publikum, dessen Geschmack durch die gewürzte Kost der Schauer- und Gespensterromane verdorben war, fand ihre lebenstreuen Schilderungen fade. Wirkliche Künstler dagegen erkannten von vorneherein, wie hoch sie über der Schar der Romanfabrikanten stand. „Ich las wieder einmal, wenigstens zum dritten Male," schreibt Walter Scott in sein Tagebuch (14. März 1820) „den glänzend geschriebenen Roman von Miß Austen ‚Stolz und Vorurteil'. Jene junge Person hatte ein Talent, die Verwicklungen, Gefühle und Charaktere des gewöhnlichen Lebens zu schildern, wie es mir niemals wunderbarer vorgekommen ist. Die große Wauwau-Manier verstehe ich so gut, wie irgend ein anderer. Aber die ausgezeichnete Kunst, die diese gewöhnlichen Dinge und Charaktere durch die Wahrheit der Darstellung anziehend macht, ist mir versagt. Wie schade, daß ein so begabtes Geschöpf so früh gestorben ist." Und ähnliche Bewunderung drückten Männer wie Southey, Coleridge, Guizot und Macaulay aus. Der letztere sagt, daß sie von allen Schriftstellern in der Charakteristik Shakespeare am nächsten komme.

Die Titel ihrer Romane sind „Empfindung und Empfindsamkeit", „Stolz und Vorurteil", „Mansfield Park", „Emma", „Northanger Abtei" und „Überredung". Sie deuten zum Teil schon an, daß ihre Romane alle eine sittliche Grundidee haben. Sie sind nicht bloße Photographien sondern wirkliche Gemälde, nach dem Worte Zolas „die Natur, durch ein Temperament gesehen" und zwar das Temperament einer geist- und gemütvollen Frau, die nicht nur fein beobachtet, sondern auch ernst und tief über das Wahrgenommene gedacht hat.

Wie am Anfange des Jahrhunderts Maria Edgeworth und Jane Austen, so stehen um die Mitte desselben Charlotte Brontë und Mrs. Gaskell in der ersten Reihe der englischen Schriftsteller, jene zu Thackeray als ihrem großen Meister emporblickend und von diesem geschätzt und bewundert, diese eine Mitarbeiterin und Freundin von Dickens.

Wenn wir an Charlotte Brontë denken, so fallen uns in erster Linie nicht ihre Werke, sondern ihr Leben und ihre Persönlichkeit ein, die Mrs. Gaskell mit der Sympathie der Freundschaft und der Kunst der Schriftstellerin dargestellt hat. Es liegt etwas unendlich Rührendes und doch Erhebendes in dem Leben dieser kleinen unscheinbaren Gouvernante, die mit solch einem stillen Heroismus, solch einer unverlierbaren Hoheit der Seele ankämpft gegen ein widriges Geschick, nie verzagt und nie übermütig und Phantasie und Leidenschaft unerbittlich bändigend unter die Forderungen der Pflicht. Schon früh begannen ihre harten Erfahrungen. Ihre Heimat war das Pfarrhaus zu Haworth, einem Dörfchen in dem ödesten und rauhesten Teile von Yorkshire; ihre Mutter starb früh, und sie blieb nach dem Tode zweier Schwestern als die älteste von vier Kindern zurück. Ihre harten Schulerfahrungen hat sie in Jane Eyre geschildert. Sie besuchte zu Cowan Bridge eine Anstalt für die Töchter unbemittelter Geistlicher, auf der man die Wohlthat der Billigkeit durch unvernünftige Strenge und schlechte Kost kompensierte. Nach Hause zurückgekehrt teilte sie ihre Zeit zwischen Studien und Hausarbeit, in alle ihre Beziehungen, ihr Verhältnis zu Vater und Geschwistern, zu den Dienstboten und selbst zu dem treuen Hunde, der das einsame Haus bewachte, den Ernst und das tiefe Empfinden einer reinen, feurigen Seele

hineintragend, liebevoll und aufopfernd im heimischen Kreise, schüchtern und in sich gekehrt der Welt gegenüber.

Und doch mußte sie hinaus in diese Welt und das Kreuz des Gouvernantentums tragen, das um so schwerer für sie war, da sie keine blendenden Kenntnisse oder Fertigkeiten besaß. Wie oft hat sie bittere Kränkungen ertragen müssen von Leuten, die geistig tief unter ihr standen! Ein kurzer Lichtblick in ihrem Leben war ihr Aufenthalt in Brüssel. Sie war dort in ein Pensionat gegangen, um Französisch zu lernen, und blieb später als Lehrerin unter der Obhut eines intelligenten und wohlwollenden Mannes, der sie zu schätzen wußte. Aber auch dort fühlte sie sich trotz der Befriedigung, die ihr Beruf und der Erwerb von Kenntnissen ihr gewährte, einsam, abgestoßen als strenge Protestantin durch die leichteren sittlichen Anschauungen und den Katholizismus. Bei ihrer Rückkehr versuchte sie, zusammen mit ihren Schwestern eine Schule zu gründen, aber diese Versuche mißlangen. Sie konnte sich von ihrem alten Vater nicht trennen, und niemand wollte seine Kinder in jene reizlose, unwirtliche Gegend senden. Dann begann sie zu schriftstellern. Schon von Kind auf hatten sie und ihre Schwestern Geschichten und Gedichte geschrieben, soviel Papier verbrauchend, daß der kleine Krämer des Dörfchens sich den Kopf darüber zerbrach, was wohl die Pfarrerstöchter damit anfingen. Aber auch hier kämpfte sie lange vergebens. Endlich kam der Erfolg. Ihr Roman „Jane Eyre" (1847) machte sie mit einem Schlage berühmt, stellte sie in die vorderste Reihe der großen Schriftsteller.

Aber auch jetzt konnte sie ihres Glückes kaum froh werden. Ein gräßliches Familiendrama spielte sich vor ihren Augen ab. Ihr einziger Bruder, ein hochbegabter, aber leichtsinniger und charakterloser Mensch, war in Folge einer schuldigen Leidenschaft gebrochen nach Hause zurückgekehrt und sank durch Trunk und Opiumgenuß immer tiefer hinab. Drei Jahre lang weilte er im Hause, ein Gegenstand des Mitleids und des Abscheus, bis der Tod die Schwestern und den gramgebeugten Vater von ihm erlöste. Und dann starben nach einander ihre beiden noch übrigen Schwestern, beide Schriftstellerinnen wie sie, die hochbegabte feurige Emily, der die Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung Charlottens abging und die sich deshalb im inneren Kampfe verzehrte, und die sanfte Anna. Sie war jetzt allein mit ihrem alten Vater, und wenn sie abends in ihrem Zimmer einherging, hörte sie statt der Stimmen der geliebten Schwestern nur das Echo der eignen Schritte in dem öden Raume widerhallen. Doch auch ihr schien schließlich noch das Glück zu blühen. Ein tüchtiger junger Geistlicher, der sie nicht ihres schriftstellerischen Ruhmes sondern ihrer Herzenstugenden halber lange verehrt hatte, hielt um ihre Hand an und nach einigen Jahren geduldigen Wartens, während derer der Widerstand des Vaters überwunden wurde, wurde sie seine Gattin. Mr. Nichols zog zu ihnen ins Haus und erleichterte seinem Schwiegervater als Hilfsgeistlicher die Pflichten seines Berufs. Aber ihr Glück war kurz. Nach dreiviertel Jahren einer ungetrübten Ehe starb sie am 31. März 1855 im 39. Jahre ihres Lebens.

Ihre Werke umfassen neben einigen unbedeutenden Gedichten vier Romane, von denen der erste „Der Professor" erst nach ihrem Tode erschienen ist. Alle ihre Schriften sind selbsterlebt und selbstempfunden, „Bruchstücke einer großen Konfession" im Goetheschen Sinne. Indem sie schreibt, hat sie kein äußeres Ziel, sondern folgt allein dem übermächtigen inneren Triebe, der sie zwingt, ihre seelischen Erfahrungen in einem kunstvollen Gewebe von Wahrheit und Dichtung zu verkörpern.

Ihr zuerst erschienener Roman „Jane Eyre" ist bei weitem ihr bedeutendstes Werk. Es ist in Deutschland bekannt geworden durch die dramatische Bearbeitung von Charlotte Birchpfeifer unter dem Titel „Die Waise von Lowood". Es ist die Geschichte einer armen Waise, die nach langen leidvollen Schicksalen und inneren Kämpfen an der Seite eines starken Mannes ihre Heimat findet. Großartig ist die Charakteristik. Der wilde, edle Rochester, der religiöse Fanatiker John Rivers und Jane Eyre, die unscheinbare, häßliche kleine Gouvernante mit der großen Heldenseele — das sind keine gewöhnlichen Romanfiguren, schön, ideal und unwahr, sondern wirkliche Menschen und zwar vom größten Zuschnitt. Und welch eine Glut verhaltener

Leidenſchaft geht durch das ganze Werk, ſich ſelbſt den Landſchaftsſchilderungen mitteilend und uns unwiderſtehlich feſſelnd! Was kümmert uns da, daß die Geſchichte unwahrſcheinlich und oft ungenügend motiviert iſt. Der Roman wird doch für alle Zeiten ein klaſſiſches Werk bleiben.

Weniger bedeutend ſind die anderen beiden großen Romane Charlotte Brontës: Shirley (1849) und Villette (1852). Der erſtere ſchildert Land und Leute in Yorkſhire, der letztere ſpielt in Brüſſel und enthält Wahrheit und Dichtung aus dem Leben der Schriftſtellerin in dieſer Stadt. Beide enthalten große und originelle Charaktere, aber beſonders der erſtere leidet etwas an Weitſchweifigkeit und Formloſigkeit. — Das iſt, wenn wir von dem unbedeutenden erſten Werke „Der Profeſſor" abſehen, die Summe der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit von Charlotte Brontë.

Ein längeres glückliches Leben hätte ihr vielleicht neben der Tiefe und Energie der Leidenſchaft auch noch die Breite der Erfahrung und des Denkens gegeben, die ihr fehlt. Jedenfalls iſt ſie eine der intereſſanteſten Frauengeſtalten aus der Epoche der Königin Victoria.

Es kann keinen größeren Gegenſatz geben, als den zwiſchen Charlotte Brontë und ihrer Freundin und Biographin Elizabeth Gaskell. Das Leben jener war ein Martyrium, dieſe lebte glücklich als Gattin eines unitariſchen Geiſtlichen in Manchester und als Mutter geliebter Kinder. Charlotte war ſchüchtern, faſt menſchenſcheu, ſelbſtquäleriſch und empfindlich; Mrs. Gaskell war eine Weltdame, der Mittelpunkt eines großen litterariſchen Kreiſes und die Freundin bedeutender Männer wie Landor, Dickens und Lord Houghton. Die Pfarrerstochter von Haworth ſtand ganz außerhalb der geiſtigen, ſocialen und politiſchen Strömungen der Zeit; ſie war voll von Vorurteilen, ohne Skepſis gegenüber dem altengliſchen Torytum und Anglikanismus, in Wellington ihren Helden verehrend. Mrs. Gaskell dagegen beſchäftigte ſich eingehend mit den ſocialen Problemen der Zeit, eine Ruferin im Streit der Meinungen, emſig bemüht, ſelbſt durch ihre Feder das Los der Mühſeligen und Beladenen zu mildern. Nur in einem Punkte gleicht ihr Schickſal dem von Charlotte Brontë, nämlich darin, daß ihr erſter Roman mit einem Schlage ihren Ruhm begründete und mit Recht oder Unrecht den erſten Platz unter ihren Werken behauptet hat. Im Jahre 1844 verlor ſie durch den Tod ein geliebtes Kind, und dieſes Unglück veranlaßte ſie zuerſt, ernſthaft an ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zu denken. Sie begann den Roman „Mary Barton, eine Geſchichte aus dem Leben von Manchester," der 1848 erſchien. Sein Erfolg war erſtaunlich. Carlyle und Samuel Bamford, der Weber und Dichter, ſandten ihr Glückwunſchſchreiben, die alte Miß Edgeworth ſprach mit Enthuſiasmus von dem Werke, Landor richtete enthuſiaſtiſche Verſe an ſie, und Dickens bat um ihre Mitarbeiterſchaft an ſeiner Zeitſchrift. Auf der anderen Seite waren die Fabrikanten entrüſtet über ihre angebliche Parteilichkeit und veröffentlichten ſogar eine Widerlegung ihrer Anſichten.

Der große Erfolg des Romans beruhte nicht zum mindeſten auf dem ſtofflichen Intereſſe, das er erweckte. Indem Mrs. Gaskell das Leben der Arbeiter in Manchester und ihre Streitigkeiten mit den Fabrikanten ſchilderte, legte ſie ihren Finger auf die brennendſte Wunde der Zeit. Sie wollte die Arbeiter, die ſie durch jahrelangen Verkehr genau kannte, den Beſitzenden menſchlich näher bringen, das Schreckbild zerſtören, das Unkenntnis, Furcht und Selbſtſucht von ihnen entworfen hatten, „die beiden Nationen" der Reichen und Armen mit einander verſöhnen. Gewiß ein edles Beginnen, von dem das Wort gilt, daß es in großen Dingen genug iſt, gewollt zu haben! Mrs. Gaskell idealiſiert nicht, ihre Darſtellung iſt faſt photographiſch getreu und hat in der That nicht wenig dazu beigetragen, Vorurteile zu beſeitigen und beſſere, menſchlichere Beziehungen zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitern anzubahnen.

Sie nahm dasſelbe Thema noch einmal auf in dem Roman „North and South". Hier behandelt ſie die ſociale Frage vom Standpunkte des verſtändigen, wohlwollenden und tüchtigen Fabrikanten. Sie will dem Süden, d. h. der grundbeſitzenden und gelehrten Geſellſchaft beweiſen, daß die induſtrielle Thätigkeit keineswegs mit der höchſten Herzens- und Geiſtesbildung unvereinbar ſei, und den Arbeitern predigt ſie die Lehre,

Digitized by Google

daß ihre Intereſſen mit denen ihrer Brotherren identiſch ſeien, und daß der Streit nur beiden ſchaden könne.

Zwiſchen dieſen beiden Werken liegt der Roman „Ruth", ein Beitrag zur Frauenfrage. Die Verfaſſerin wendet ſich hier gegen die Strenge des engliſchen Puritanismus mit ſeiner Verdammnislehre in ihrer Anwendung auf einmal gefallene Frauen. Ruth, die Heldin, in ihrer Jugend verführt und dann ſchmählich verlaſſen, wird von einem frommen Geiſtlichen aufgenommen und gerettet und ſtirbt nach längerer innerer Läuterung bei einer Epidemie als Opfer ihrer Aufopferung, wie eine Heilige verehrt. George Eliot und in unſeren Tagen Thomas Hardy haben dasſelbe Thema, allerdings in weniger optimiſtiſcher Weiſe, behandelt.

Die übrigen Novellen und Romane von Mrs. Gaskell, „Cranford," „Sylvias Liebhaber," „Frauen und Töchter" u. ſ. w. ſind keine Tendenzromane, ſondern humoriſtiſche oder ſentimentale Bilder aus dem alltäglichen Leben. Mrs. Gaskell beſaß in hohem Maße die Eigenſchaften des Erzählers, die Sympathie mit menſchlichen Freuden und Leiden und die Kunſt und „Luſt am Fabulieren". Eine große Künſtlerin iſt ſie dagegen nicht. Sie dringt nicht wie Charlotte Brontë, in die Tiefen des Bewußtſein ein und verſteht auch nicht, künſtleriſch auszuwählen und zu ſichten. Ihre Manier iſt die photographiſche, die alle Details, ſo unbedeutend und unintereſſant ſie auch ſein mögen, aufnimmt und deshalb oft durch Weitſchweifigkeit ermüdet. Ihr fehlt der Blick des Dichters, der unter der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen das allgemein Menſchliche und ewig Gleiche und Dauernde erkennt. Ihre Bedeutung liegt zum großen Teile in den idealen Zielen, die ſie in ihren Schriften verfolgt hat. Sie hat ſelbſt ſegensreich gewirkt und andere, unter ihnen vor allem Dickens, zu gleichem Wirken angeregt.

Und nun kommen wir zu der Schriftſtellerin, die ſich zu ihren Vorgängerinnen verhält wie die Erfüllung zur Verheißung, wie das Genie zum Talent. In George Eliots Werken feiert der Frauenroman ſeinen höchſten Triumph. Sie gehört zu den wahrhaft großen Geiſtern des Jahrhunderts, eine ebenbürtige Genoſſin von Scott, Dickens und Thackeray.

Mary Anne Evans iſt im Jahre 1819 zu Nuneaton in Warwickſhire, dem Vaterlande Shakeſpeares, geboren. Sie ſtammte aus der wohlhabenden Bourgeoiſie. Ihr Vater war ein begüterter Pächter und der Geſchäftsführer eines reichen Großgrundbeſitzers. Auf dem Lande wuchs ſie auf und empfing dort die Eindrücke, die ſie ſpäter in ihren Romanen verarbeitet hat. Als ſie 15 Jahre alt war, ſtarb ihre Mutter, und ſie blieb allein bei ihrem Vater, der Haus- und Landwirtſchaft gewiſſenhaft vorſtehend. Im Jahre 1841 gab ihr Vater jedoch ſein Pachtgut auf und ließ ſich in dem Städtchen Coventry nieder. Jetzt hatte Mary Anne Zeit, ſich philoſophiſchen und theologiſchen kritiſchen Studien zu widmen. Dieſelben führten ſie vom Glauben zum Zweifel und Unglauben. Die eifrige Chriſtin wurde, nicht ohne Kämpfe mit der Familie, zu einer Vorkämpferin der modernen Theologie. Sie überſetzte „das Leben Jeſu" von Strauß, Feuerbachs „Weſen des Chriſtentums" und ſpäter Spinozas „Ethik". Auch ſchrieb ſie gelehrte Aufſätze für die Weſtminſter Review. Im Jahre 1852 zog ſie nach London und trat in die Redaktion dieſer Zeitſchrift ein. Sie wurde befreundet mit George Henry Lewes, dem bekannten Philoſophen, Litterarhiſtoriker und Phyſiologen und ſchloß dann einen Bund für das Leben mit ihm, den das Geſetz nicht anerkennen konnte, denn Lewes war verheiratet und konnte keine Scheidung von ſeiner Frau erlangen, dem aber trotzdem die Welt ſchließlich ihre Anerkennung und Achtung nicht verſagen konnte. Sie lebten zuſammen bis zum Tode von Lewes im Jahre 1878. Im Jahre 1880 heiratete ſie John Walter Croß, ſtarb aber noch im Dezember desſelben Jahres.

Ihre litterariſche Thätigkeit in London bewegte ſich zunächſt noch auf dem Gebiete der Kritik und Wiſſenſchaft und zwar beſonders der theologiſch-polemiſchen Kritik. Sie ſtand mitten in der engliſchen Aufklärungsbewegung unſeres Jahrhunderts, deren Vorkämpfer Stuart Mill, Herbert Spencer, Frederick Harriſon, George Lewes, Harriet Martineau und die Arnolds waren. Keiner ahnte hinter der ſtreitbaren und

Digitized by Google

gelehrten Frau eine Dichterin von Genie. Da erschienen im Jahre 1857 zunächst in einer Zeitschrift und dann als Buch die „Scenen aus dem geistlichen Leben“ von George Eliot. Niemand wußte um ihre Autorschaft außer Lewes und wenigen Freunden. Ja, man suchte hinter ihnen allgemein einen Mann; nur Dickens erkannte die Frauenhand. Der Erfolg der Skizzen war durchschlagend und ermutigte die Verfasserin zu weiteren Anstrengungen. Im Jahre 1859 erschien ihr erster großer Roman „Adam Bede“ und dann in kurzen Zwischenräumen „Die Mühle am Bach“ und „Silas Marner“. Später folgte noch „Romola“, „Felix Holt“, „Middlemarch“, „Daniel Deronda“, „Theophrastus Such“ und ein Drama, sowie ein Band Gedichte.

Die ersten Werke George Eliots sind ihre besten. In ihnen schöpft sie aus dem vollen Born der reichen inneren Erfahrungen ihrer Kindheit und Jugend. Sie besitzt die höchste Kunst des Dichters, fremdes Seelenleben mitzuleben, Dinge und Menschen mit dem schöpferischen Blicke des Seelenkenners zu sehen. Und dem Glauben gegenüber, dem sie entsagt hat, ist sie tolerant, frei von Voreingenommenheit und Haß, ihn darstellend mit der liebevollen Objektivität, die das Merkmal freier Geister ist. Ihr Humor ist von wunderbarer Zartheit und Feinheit, nicht lärmend und springend, wie bei Dickens, bald hell auflachend, bald weinerlich sentimental, auch nicht scharf und bitter wie bei Thackeray, sondern mild und gemütvoll, wie ihr Philosoph Spinoza die Dinge „sub specie aeternitatis“ betrachtend.

In ihren späteren Werken tritt die Reflexion etwas zu sehr hervor. Die Gelehrte pfuscht der Dichterin zu sehr ins Handwerk. Diese Bücher sind nicht mehr Reproduktionen ihres frühesten Seelenlebens, sondern Niederschläge ihres späteren philosophischen Denkens und Studiums. Bei aller Breite und Tiefe des Gedankens und der erstaunlichen Fülle des Wissens fehlt ihnen daher vielfach die lebendige Unmittelbarkeit der Empfindung, die Frische und Natürlichkeit der Anschauung.

George Eliot nahm eben ihren Beruf als Schriftstellerin sehr ernst, manchmal vielleicht zu ernst für die Bedürfnisse der Unterhaltung. Sie wollte auch durch ihre Romane erziehend und befreiend wirken, befreiend von religiösen und anderen Vorurteilen, die ihr Volk noch in Banden hielten, und erziehend zu einem höheren, breiteren und volleren Menschheitsideale und zu einem lebendigeren Bewußtsein menschlicher Verantwortlichkeit. Sie ist die erste von den großen Prosaepikern des Jahrhunderts, die ganz auf der Höhe des Wissens und Denkens der Zeit steht, und sie hat durch die Vereinigung von Kunst und Wissenschaft den Roman auf eine höhere Stufe gehoben, ihm eine größere Würde verliehen. Ihre Romane sind ein wichtiger Faktor in dem großen geistigen Befreiungskampfe, der seit einem halben Jahrhundert in England die überkommenen Ideen umgestaltet und eine neue Reformation herbeigeführt hat. Die Nachwelt wird ihr einen Platz anweisen neben Darwin, Spencer, Hurley und Matthew Arnold.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß George Eliot eine ganze Reihe bedeutender Nachfolgerinnen hat. Aber es würde eine besondere Abhandlung erfordern, diesen, unter denen Mrs. Humphry Ward, Rhoda Broughton, Olive Schreiner, Sarah Grand, M. L. Woods und Mary Correlli die bekanntesten sind, gerecht zu werden. Gewiß ist, daß auch heute noch das Werk der englischen Schriftstellerinnen dem ihrer Genossen in keiner Weise nachsteht.

Versuchen wir zum Schlusse, die gemeinsamen Merkmale der von Frauen verfaßten Romane und ihr Verdienst um die Litteratur festzustellen. Dies Verdienst scheint mir zunächst darin zu liegen, daß die Frauen das Gebiet des Romans und damit das der Litteratur erweitert haben. Sie sind gleichsam Pfadfinder gewesen, haben den Männern neue Wege gewiesen. Maria Edgeworth gab den ersten Anstoß zu dem Roman mit landschaftlichem Charakter und auch zu dem moralischen Tendenzroman, der „novel with a purpose“, eine Vorläuferin zugleich von Scott und Dickens. Jane Austen ist die erste und zugleich beste Darstellerin der alltäglichen Gesellschaft. Mrs. Gaskell hat den Roman socialen Zwecken dienstbar gemacht, und George Eliot erhebt ihn zum Träger philosophischer Ideen.

Ferner haben die Frauen veredelnd auf den Roman gewirkt, ihn von der Rohheit und Derbheit, die ihm im 18. Jahrhundert anhaftete, gereinigt. Ihrem Einfluß iſt es zu danken, daß der engliſche Roman, ohne je die Fühlung mit der Wirklichkeit zu verlieren, doch nicht wie der franzöſiſche in den Schmutz der extremſten Naturaliſtik verſinkt.

Allerdings ſtehen dieſen Vorzügen auch große Fehler gegenüber. Es fehlt den Frauenromanen vielfach an künſtleriſchem Maß in Form und Inhalt. Selbſt die beſten unter ihnen leiden meiſt an Weitſchweifigkeit, Plattheit oder Überwiegen der Tendenz über das äſthetiſche Intereſſe. Es mag dies eine Folge derſelben Gründe ſein, die auch bewirkt haben, daß die Frauen in der Dichtung ſo wenig Dauerndes geſchaffen haben. Welches dieſe Gründe ſind, und ob dieſelben dauernde Geltung haben, dieſe Frage zu beantworten muß ich andren überlaſſen. Die Geſchichte hat ja in dieſer Beziehung ſchon ſo viele Dogmatiker und Propheten widerlegt. Jedenfalls iſt trotz ſeiner Mängel das Werk der engliſchen Frauen als Romanſchriftſtellerinnen ein in hohem Maße ſegensreiches geweſen und hat viel dazu beigetragen, die Geſittung überhaupt und beſonders auch die Stellung der Frauen ſelbſt zu heben und zu fördern.

Notturno.

Winter auf Erden, eiſig die Luft,
Ringsum nächtliches Grauen,
Tief verſchneit, wie aus weißer Gruft
Ärmliche Hütten ſchauen.

Hie und da kommt ein Stern hervor,
Blinzelt froſtig hernieder
Aus ſeiner Höhe — im Nebelflor
Bald verſchwindet er wieder.

Einſam nur, wie ein böſer Geiſt
Brütend in ſeinem Reiche,
Lauert der Wolf und ſinnet dreiſt,
Wie er die Hürden beſchleiche.

Ach, es mahnt mich das ſchlimme Tier
An unſer Schickſal hienieden,
Tückiſch lauernd, bis es mit Gier
Einbricht in unſeren Frieden.

Gnade uns Gott! — Da bringet ein Wind
Leiſe verſchwommene Klänge,
Wie wenn eine Mutter ihr Kind
In den Schlummer ſänge.

Und ein Hüttenfenſter wird hell
Von eines Lämpchens Schimmer —
Weiche, unholder Nachtgeſell,
Sorgende Liebe ſchläft nimmer!

Clotilde von Schwarzkoppen.

Das Märchen von der Treue.

Von

C. Viebig.

Nachdruck verboten.

Es lebten einmal ein Mann und eine Frau, die waren glücklich. Der Mann liebte seine Frau von Herzen, sie aber liebte ihn über alle Maßen. Kein Tag verging, an dem sie nicht zu ihm sprach: „Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt, ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!“

Beide waren sie jung, schön und reich und wohnten in einem Schloß von Gärten umgeben, in denen die Blumen köstlicher dufteten als anderswo, und die Vögel lauter jauchzten. Sie hatten zwei Kinder, die blühten wie junge Rosen am Strauch und erfüllten täglich das Herz der Eltern mit neuer Lust. Wenn der Morgen erwachte, so jubelte die Seele des Weibes vor Wonne, und sank der Abend nieder, sah es mit schimmernden Augen hinauf zu den goldenen Sternen, dann aber auf den Gatten, küßte ihn und rief: „Ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!“ Und das war vom Übel.

Eines Tages erging sich die Frau im Garten; es war heiß und sie setzte sich nieder ins Gebüsch, wo der Springbrunn plätschert. Und als sie so dasaß und sann, fiel ihr all ihr Glück ein, und sie preßte die Hände aufs Herz und rief mit selig lachendem Mund: „Ich liebe ihn mehr als alles auf der Welt, ich liebe ihn mehr als Himmel und Erde!“

Kaum waren die Worte verklungen, da teilte sich das Gebüsch, und ein Jüngling trat hervor in weißen Gewändern, so leuchtend von Angesicht, daß sich die Blumen und Gräser neigten. Der sprach: „Weib, was sagtest du? Wiederhole doch deine Worte!“

Und sie widerholte ihre Worte!

Da ward des Jünglings strahlendes Gesicht ernst, er hob mahnend den Finger: „Thörichtes Weib, du weißt nicht, was du sprichst! Wohnt nicht ein Gott dort oben in den Lüften, den du über alle Dinge lieben sollst?“

Sie aber lächelte: „Gott ist gut und seine Welt ist herrlich, aber was sollen sie mir? Mein Gatte ist mein Gott und meine Welt!“

„Sieh hin,“ rief der Jüngling und verschwand.

Da verfinsterte die Sonne ihren Schein, die lauen Winde wurden zum rauhen Sturm; über den Garten weg flog eine schreckliche Gestalt auf einem brandroten Pferd, dem das Blut aus den Nüstern lief gleich Bächen. Und die schreckliche Gestalt preßte dem Pferd die Sporen in die Weichen, daß es sich bäumte; sie richtete sich hoch im Sattel auf und schrie: „Weh, weh, ich bin der Krieg! Heißa lustig, ich kaufe mit Blut und vermähle mit dem Schwert! Mein Roß scheut weder Graben noch Wall, meine Faust zertrümmert Schloß und Hütte, ich hebe nur den Finger, und Thron und Kanzel fallen um — weh, weh, lauft, flieht, duckt euch! Ich bin der Krieg, weh!“

Hei, wie das gellte! Die Frau ward von Entsetzen geschüttelt, sie versteckte ihr Gesicht und die Sinne schwanden ihr.

Als sie wieder zu sich kam, war's ringsum totenstill. Dunkle Nacht. Kein Springbrunn rauschte mehr, die Vögel sangen nicht; die Büsche und Blumen waren fort, in die Erde gestampft, die Luft undurchdringlicher Qualm und Rauch. Jammernd eilte die Frau von dannen. Sie irrte angstvoll umher, sie strauchelte und fiel, und wenn sie um sich tastete, faßte sie auf kalte Leichen. Sie raffte

ſich auf und ſtürzte weiter, dem Schloß zu. Laut gellte ihr Schrei: „Mein Gatte, meine Kinder!“

Wo war das Schloß, der ſtolze Bau, die Stätte ihrer Freuden —? Im roten Flammenſchein zeigten rauchende Trümmer die Stelle, wo feſte Mauern geſtanden; ein Haufe Schutt der ganze Reſt. Alles dahin — und auf der Erde kniete ein Mann, der blutete aus vielen Wunden und hielt in den Armen zwei Kinder. Die waren tot.

Und die armen Eltern ſaßen Nacht und Tag und wiederum Tag und Nacht, hielten ihre Kinder umſchlungen und weinten auf die kleinen Toten viele, viele Thränen. Als aber das Frührot des dritten Tages ſich zeigte, gruben ſie ein Grab, legten die Kinder hinein und deckten ſie mit Erde und Raſen. Der Mann warf ſich jammernd über den Hügel, rang verzweifelt die Hände und wollte die Stätte nicht laſſen. Die Frau aber unterdrückte den Schmerzensſchrei, der ſich ihr auf die Lippen drängte, ſie unterdrückte auch die Thränen, die ihr wie Feuer auf der Seele brannten. Sie umſchlang ihren Mann mit beiden Armen und ſprach: „Verzage nicht! Sieh, ich liebe dich mehr als alles auf der Welt, ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!“

Und ſie hob ihn auf, faßte ſeine Hand ganz feſt und bot ihm ihre Schulter zur Stütze. Und als die Sonne aufging, wanderten ſie fort. Er ſah viel tauſendmal zurück; ſie wandte ſich nicht. —

Sie kamen in ein fremdes Land, wo niemand ſie kannte, und ſie waren ſo arm, daß die Frau an die Thüren pochte und um eine Gabe flehte. Wohl ward es ihr ſchwer, alſo zu betteln; aber ſie bezwang ſich, ſie neigte das Haupt demütig auf die Bruſt. Die Leute alle fühlten Mitleid mit der Not des Weibes, das die ſchönen Glieder in ärmliche Lumpen hüllte, ſie gaben willig Speiſe und Trank.

So zogen der Mann und das Weib hin und her, mühſelig und beladen. Auf ihre Scheitel brannte die Sonne am Tag, fiel der kalte Tau bei Nacht, der Regen peitſchte ihre Wangen, die Dornen zerriſſen ihre Füße; aber die Frau war guten Muts. Sie hungerte und dürſtete heimlich, daß ihr Mann ſatt hatte; ſie ging ihm voran auf ſchwindligem Pfad; ſie bereitete ihm das Lager aus Laub und Moos, nachts ſchlief er an ihrem Herzen und ſie bewachte ſeine Ruh. Sie weinte nur, wenn er ſchlummerte, und lächelte, wenn er wachte. Sie tröſtete ihn, wenn er verzweifelte, und immer ſprach ſie von neuem: „Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt, ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!“

Eines Tages kamen ſie an ein kleines Haus, das lag einſam und verlaſſen am Wald, unweit eines Dorfes; da gingen ſie hinein und ſahen ſich um. So armſelig die Hütte auch war, ſie dünkte dem Weib doch ein Paradies, und ſie beſchloſſen zu bleiben. Nun hatten ſie wieder ein Dach über dem Haupt, das ſie ſchützte vor Regen und Sonnenbrand; und die Leute im Dorf waren mitleidig und ſchenkten ihnen dieſes und jenes, und der Mann fand Arbeit um kärglichen Lohn. Es wollte ihm wenig behagen, in ungewohnter Arbeit den Rücken zu bücken, mancher Schweißtropfen fiel auf den Acker, mancher Seufzer ſtieg aus ſeiner Bruſt. Aber kam er nach Haus, müde und matt, ſo ſprang ihm ſein Weib entgegen, holdſelig wie der junge Morgen, trocknete ihm den Schweiß von den Wangen und lächelte ihm die Falten von der Stirn.

Einſt ſaß die Frau allein vor der Hüttenthür und ſpann, — und wie ſie den Blick umherſchweifen ließ, hinauf zum blauen Himmel, über die lachende Erde und ſah den Frieden überall, da gedachte ſie voll heißer Liebe des Gatten und rief in die ſonnige Luft: „Ich liebe ihn, ich liebe ihn mehr als Himmel und Erde!“

Da lachte es plötzlich — „Hihi, hehe“ — und wie ſie ſich erſchrocken umwandte, ſtand ein Weib hinter ihr, das war alt und häßlich. Es trug einen zerfetzten Mantel um die magren Glieder und auf dem Buckel einen großen Pack, wackelte mit dem Kopf und krächzte heiſer: „Schönes Töchterchen, was rieſſt du da?“

Und die Frau wiederholte ihre Worte.

„Hihi, hehe,“ grinſte die Alte mit zahnloſem Mund, „wirſt du ihn auch noch lieben, wenn er alt und häßlich iſt wie ich? Sieh mich recht an — ich bin die Krankheit! Ich fliege durch die Welt auf dem Rücken des glühenden Südwinds und des eiſigen Nordoſts; ich tauche auf aus modrigen Sümpfen und aus

den Leidenſchaften der Menſchen; ich ſchlüpfe durch jede Thürſpalte in Palaſt und Hütte, ich ſauge allen das Mark aus den Knochen und hetze ſie fiebernd zu Tode — hihi, hehe! Guck in den Pack, den ich auf dem Rücken trage! Siehſt du drin die blinden Augen und die tauben Ohren, die gebrochnen Glieder und die kranken Herzen? Wenn ich ſchüttle, dann machen ſie Muſik — klapper, klapper — klimper, klimper — hörſt du, wie's klingt, iſt das nicht köſtlich? Hihi, hihihi!"

Und dann lachte die Alte, als wollte ſie erſticken vor Lachen und Huſten.

„Warum ſagſt du mir das?" ſprach die Frau. „Was willſt du?"

„Närrin, kennſt du mich noch nicht? Was ich will? Ich will mich an deines Gatten Ferſen heften, ich will ſein Haar bleichen, ſeinen Rücken beugen, er ſoll mir gleich werden, ein Abſcheu den Augen. Du aber, ſchöne Junge, wirſt du ihn dann noch über alles lieben?"

„Thu, was du willſt, ſchreckliches Weib," rief die Frau und hielt ſich die Ohren zu — „ich höre nicht, was du redeſt. Ich liebe ihn über alles, mehr als Himmel und Erde!"

Da lachte die Krankheit gellend und verſchwand.

Aber fort war ſie drum doch nicht. Schon am Abend verſpürte der Mann ihre Nähe. Er aß nicht und trank nicht, er ſank auf ſein Lager und ſtöhnte.

Und die Krankheit ſchlüpfte zur Thürſpalte herein und hockte ſich auf ſeine Bruſt, daß er ächzte und nach Atem rang; ſie ſchnürte ſeine Glieder zuſammen, daß ſie verkrüppelt wurden; ſie legte ihm die welke Hand aufs Geſicht, daß ſich die Züge verzogen. Die Frau ſaß neben dem Bett ihres Mannes und wachte Tag und Nacht; ſie ſah die Krankheit nicht, aber ſie ſah ihre Verheerungen; ſie weinte, doch ſie entſetzte ſich nicht. Und als der Mann zum erſtenmal wieder vor die Thür in den Sonnenſchein wankte und traurig ſprach: „Armes Weib, wie bin ich ſo alt und häßlich," da fiel ſie ihm um den Hals: „Geliebter, du biſt nicht alt und häßlich! Ich liebe dich mehr als alles auf der Welt!"

So ging die Zeit hin, aber die Krankheit wich nicht. Der Mann verfiel täglich mehr und mehr, die Frau jedoch blieb ſchön und jung trotz Kummer und Sorge. Gingen Leute an der Hütte vorüber und ſahen ſie den gebrechlichen Mann, neben ihm das blühende Weib, ſo ſprachen ſie wohl untereinander: „Schade um die ſchöne Frau, die ſolch'nen Krüppel zum Mann hat!" Und die Frau hörte die Worte. Dann aber umfaßte ſie den Mann mit doppelter Liebe, ſchaffte und arbeitete und gönnte ſich kaum die Ruh', damit es ihm an nichts gebräche; ihre Hände wurden verarbeitet wie die der geringſten Magd. Schlief ihr Mann den Schlummer der Ermattung, dann ſaß ſie noch beim trüben Lampenſchein mit der Spindel und ſpann und ſpann den Faden gelb und fein wie ihr eignes Haar.

So ſaß ſie wieder einmal in tiefer Nacht, bis ihr die Augenlider ſchwer wurden und der Schlaf ſie mächtig überkam, aber ihr letzter Blick glitt noch hinüber zu dem Gatten, und ihre Lippen murmelten noch im Entſchlummern: „Ich liebe dich mehr als Himmel und Erde!" Und ſie ſchliefen.

Da ſchlug es vom fernen Dorfkirchturm zwölf — Mitternacht — ein eiskalter Luftſtrom wehte durch die Kammer, das Weib fuhr empor.

Am Lager des Kranken ſtand ein Fremder, im dunklen Mantel verhüllt, legte die Hand aufs Bett und ſtand ſchweigend und unbeweglich.

„Wer biſt du?" rief das Weib von Grauen erfaßt. „Geh fort, was willſt du hier?"

„Ihn will ich," ſprach der Fremde, „ihn, den du mehr liebſt als Himmel und Erde! Sieh mich an, ich bin der Tod." Und er ſchlug den Mantel von einander, und die Frau erblickte knöchernes Totengebein und ſank in die Knie.

„Tod, Tod," ſchrie ſie, „hab' Erbarmen, laß ihn mir! Tod, Tod, ich flehe dich an, laß ihn mir!"

Und der Tod ſah ſie mit den grabestiefen Augen an, daß ihr das Blut in den Adern ſtockte. „Was giebſt du mir, wenn ich ihn nicht mit mir nehme? Willſt du für ihn die Geſundheit deiner Glieder, den Glanz deiner Augen, die Roſen deiner Wangen, all deine Jugend, deine Schönheit geben?"

„Nimm ſie, nimm alles, alles," ächzte ſie, „nur laß ihn leben!"

„Das iſt mir nicht genug," ſagte langſam der Knochenmann „ein Leben muß ich haben. Willſt du deines hergeben, ſo will ich ihn laſſen!"

„Nimm es", ſchrie das Weib und fiel dem Tod zu Füßen. „Ich liebe ihn mehr als alles auf der Welt, ich liebe ihn mehr als Himmel und Erde!"

„Es ſei," ſprach der Tod, beugte ſich nieder und legte ihr die eiskalte Hand aufs Herz; da ſtand es ſtill.

Und er nahm ſie in die Arme, hüllte ſie in ſeinen dunklen Mantel und flog mit ihr hinüber in jenes Land, aus dem niemand wiederkehrt.

Tief unten unter der Erde, tiefer als der tiefſte Schacht, dunkler als die dunkelſte Nacht, liegt der Ort der Verdammnis.

Hier ſind ewiger Jammer und ewiger Schmerz, Klagerufe und Angſtgeſtöhn erfüllen die Luft, Höllengeiſter ſchüren die Flammen der Verzweiflung. Kein Strahl von Gottes lichter Sonne dringt in die Finſternis, nicht Mond noch Sterne ſcheinen; kein friſcher Luftzug kühlt die Stirn der Verdammten, kein Trunk labt ihre lechzenden Lippen.

„Verdammt ſeid ihr alle," ſpricht triumphierend der Fürſt der Hölle, „verdammt für ewig!"

Und doch nicht für ewig! Denn alle tauſend Jahr kommt ein Engel heruntergeflogen aus des Himmels ſtrahlenden Höhn, und wer von Herzen bereut und ſich nach Vergebung ſehnt, den nimmt er auf ſeine reinen Schwingen und trägt ihn hinauf in ſelige Räume.

Wiederum waren gerade tauſend Jahre verſtrichen, und der Engel flog abermals wieder zur Hölle, da erblickte er ein Weib, das er vordem noch nicht geſehen. Auf der Schulter der Frau ſaß ein mächtiger Geier, der Geier der Sehnſucht, und zerfleiſchte mit ſeinem ſcharfen Schnabel ihre nackte Bruſt. Sie aber ſtand unbeweglich, kein Laut der Klage kam über ihre Lippen.

Der Engel trat ihr näher und fragte: „Weib, was begingſt du, daß du hier biſt am Ort des Schreckens?"

Sie ſprach: „Ich liebte ihn mehr als alles, mehr als Himmel und Erde, darum ward ich verdammt, darum frißt mir der Geier der Sehnſucht am Herzen. O, dieſe Sehnſucht, ſie thut weher als tauſend Flammen!"

Da zog durch des Engels himmliſch kühles Herz eine Ahnung menſchlichen Leides, er neigte ſich zu dem Weibe: „Sprich, was wünſcheſt du?"

Und ſie flehte: „O laß mich hinauf zur Erde, eine kurze Stunde nur! Laß mich ihn ſehn, den ich über alles liebe; laß mich ihn ſehn, wie er mein gedenkt! Ich will ihm ſagen, daß ich in himmliſcher Seligkeit wohne, damit ſeine Thränen nicht mehr fließen."

„Wohlan", ſprach der Engel, deine Bitte ſei dir gewährt. Aber wiſſe; wer dieſen Ort verläßt, auch nur eine kurze Stunde lang, muß dieſe eine Stunde büßen mit tauſend und abermal tauſend Stunden bitterer Pein!"

„Und wär' ich auf ewig verdammt," rief das Weib, „und wären der Qualen noch tauſendmal mehr, ich achte ihrer nicht! Laß mich ihn ſehn!"

„So geh!" der Engel löſte die Ketten und öffnete ihr das Höllenthor.

Und ſie flog hinauf zur Erde. Sie flog mit der Schnelle des Gedankens hin über Thäler und Höhn bis zu der Hütte am Waldesſaum, aber die ſtand öde und verlaſſen, durch die Fenſter pfiff der Wind. Hier war er nicht. Sie flog weiter, von Sehnſucht getrieben, flog über Flecken und Dörfer, bis ſie an eine große Stadt kam, da läuteten die Glocken des Doms ſchön und feierlich. Sie läuteten zur Hochzeit.

Durch die hohen Kirchenfenſter fiel bunter Schein auf den Altar — ſie ſah hinein. Da ſtand der alte Prieſter und hob ſegnend die Hände, ſie ſah, wie das Brautpaar ſich von den Knien erhob, wie der Bräutigam die Braut in die Arme ſchloß und ſie küßte. Sie kannte die junge liebliche Braut nicht, aber den Mann, den Mann — den kannte ſie, wenn er auch nicht mehr arm und krank war, ſondern ſchön und heiter, wie in den Tagen früheren Glücks.

Und das Brautpaar trat zur Kirche heraus beim Klang der Glocken, ſtrahlender Sonnen-

Digitized by Google

und Freudenglanz verklärte ihre Geſichter; das Volk rief: „Hurrah, Heil, Heil!“ Man flüſterte bewundernd: „Seht, wie reizend ſie iſt, und er, wie ſtattlich! Was für ein ſchönes Paar!“ Weißgekleidete Kinder ſangen und ſtreuten Blumen, der Bräutigam hob ſeine Braut in die vergoldete Karoſſe und fuhr mit ihr heim.

Aber der Geiſt des Weibes folgte ihnen.

Sie ſtiegen aus vor einem herrlichen Schloß, das war mit Kränzen und Fahnen geſchmückt, Muſik erklang, und der Mann führte ſeine junge Frau glücklich lächelnd hinein. Dann ſchloſſen ſich die Thore.

Drinnen ertönten Flöten und Geigen, Jauchzen und Gläſerklingen; draußen flog das Weib umher und irrte an den Mauern entlang.

Da hob ſich der rote Vorhang von Seide an einem der Fenſter, das neuvermählte Paar trat in die Niſche, und die junge Frau ſchlang die Arme um den Hals des Gatten und fragte ſchmeichelnd: „Liebſt du mich? Nicht wahr, du liebſt mich mehr als ſie, die einſtmals dein Weib war?“

Und der Mann küßte zärtlich das ſchöne Geſicht: „Wie kannſt du nur fragen? Laß die Toten ruhn. Du lebſt, und ich liebe dich mehr als alles auf der Welt, liebe dich mehr, als ich ſie je geliebt!“

Da zitterte ein Seufzer durch die Luft, ſo klagend und ſchaurig, daß die junge Frau ſich erſchrocken an den Gatten ſchmiegte: „Horch, was war das?“

„Es war der Wind,“ ſprach der Mann. „Komm, laß uns glücklich ſein!“ Und der Vorhang ſank nieder.

Niemand ſah den Schatten am Fenſter, der von dannen flog, hinunter ins Reich des Schreckens. —

Gott aber, der alles ſieht, ſchaute herab aus dem Himmel in die Hölle; ſeine klaren Augen durchdrangen Rauch und Finſternis, er ſah das Weib in den Schrecken der Verdammnis. Vor ihr ſtand der Fürſt der Hölle. „Verdamme ihn, der dich vergaß, und ich will deine Qualen lindern,“ ſprach er.

Sie preßte die Lippen aufeinander und blieb ſtumm.

„Verfluche ihn, der dich verriet, ſo wird er mein, und du biſt frei!“

Sie ſchüttelte das Haupt: „Nein! Ich liebe ihn mehr als alles auf der Welt, liebe ihn mehr als Himmel und Erde!“

Da lachte der Teufel, daß die Hölle erzitterte, und alle Höllengeiſter ſtimmten gellend mit ein.

Das Weib aber ſtand unbeweglich.

Und Gott von ſeinem Thron ſah alles, was geſchah, und es erbarmte ihn; aus ſeinen Augen fiel eine Thräne, die ſank wie ein Tropfen himmliſchen Taus hinunter in die Glut, in die Flammen der Hölle, daß ſie kniſternd verlöſchten.

Und Gott ſelbſt ſchwebte herab auf den Flügeln der Taube; er legte ſeine Hand auf das Herz des Weibes, da hörte das auf zu bluten und fühlte himmliſche Freude. An den Schultern wuchſen ihr herrliche Engelsſchwingen, die hoben ſie empor aus dem Dunkel der Verdammnis, immer höher und höher.

Und Gott ſprach: „Weichet zurück, Geiſter des Böſen, ihr habt nicht teil an ihr! Sie liebte ihn über alles, ſie liebte ihn mehr als ſich ſelbſt, nun iſt ſie erlöſt um ihrer großen Treue willen!“ Er winkte — die Hölle ſank zurück in Nacht und Graus.

An Gottes Hand aber ſchwebte das Weib empor zu jenen Höhn, wo ewige Liebe wohnt und die Treue — kein Märchen iſt.

Der Bazar.

Skizze

von

K. Elsler.

Nachdruck verboten.

„Was haben Sie nur gegen Bazare? Ich glaube doch, daß Sie zu hart urteilen. Es ist wirklich die angenehmste und sicherste Art, für eine gute Sache viel Geld zu bekommen.“

„Was ich dagegen habe? Ich halte es für etwas durch und durch Schädliches. Man appelliert an unlautere Motive, man vertritt durch solche Mache bis ins Extrem den jesuitischen Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel. Mit welchen Mitteln bringen Sie denn das viele Geld zusammen?“

„Ich wiederhole immer wieder: Sie irren sich. Ich glaube fast, — Sie kennen gar keinen Bazar, haben selber noch niemals einen mitgemacht. Habe ich recht oder nicht?“ Laura sah den Assessor schelmisch an.

„Sie haben ganz recht, mein gnädiges Fräulein. Aber ich bin gern bereit, Ihnen in den nächsten Tagen meine ganze freie Zeit zu widmen, damit Sie mich auf Ihrem, denk' ich, gleichfalls ersten Bazar von der Richtigkeit Ihrer liebenswürdigen Theorie überzeugen mögen.“

* * *

Der Bazar war eröffnet. Eine ausgewählte Gesellschaft füllte die Räume, wogte, nachdem die musikalischen und deklamatorischen Genüsse verklungen waren, hin und her, um den mit großem Geschmack und noch größerem Raffinement ausgestatteten Saal zu mustern. Auch Assessor Brunner befand sich unter den Besuchern. Langsam — hie und da grüßend — versuchte er sich Bahn zu brechen bis zu dem Büffet, an dem Laura mit einer Reihe liebenswürdiger junger Damen unter dem Schutze der Frau Präsident Schuster verkaufte. Die würdige Dame erblickte ihn vor den anderen.

„Sieh da, Herr Assessor,“ rief sie mit einem raschen Seitenblick auf die Schar der jungen Damen, aus denen sich jetzt Laura leicht errötend dem Nahenden entgegenwandte. „Wie kommen wir zu solcher Ehre? Habe ich nicht erst kürzlich mit so geringem Erfolg Ihre antisocialen Gesinnungen zu bekämpfen gesucht? Hat Ihnen also doch noch das Gewissen geschlagen? Nein, lassen Sie gut sein,“ wehrte sie ab, „im Himmel ist mehr Freude über einen reuigen Sünder, als über 99 Gerechte. Womit dürfen wir Sie nun bewirten?“

Und geschäftig eilte die stattliche Dame hin und her, um dem Assessor und den sich hinzudrängenden neuen Besuchern die Honneurs zu machen.

Laura wurde von einigen Freundinnen beschlagnahmt.

„Nun laß dich mal erst besehen, Kleine. — Nein, sieh nur, wie niedlich du dich gemacht hast. — Hoffst wohl, Eroberungen zu machen, — natürlich nur für die gute Sache.“ Die jungen Damen lachten und kicherten.

Laura war eigentümlich berührt von diesem Geplauder. Sie interessierte sich warm für „die gute Sache“, und das Reden der Freundinnen war ihr peinlich. Ob Brunner auch meinte, daß sie hierher gekommen sei, um Eroberungen zu machen? Sie begrüßte ihn ernsthafter als sie gedacht hatte.

„Es freut mich, daß Sie Wort halten, Herr Assessor,“ wandte sie sich an ihn, „wie denken Sie Ihre Bazarstudien nun zu betreiben?“

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, fasse ich in Ihrer Nähe Posto. Denn mir kommt es ja nur darauf an, Sie von der Richtigkeit meiner Anschauung zu überzeugen, oder — mich von Ihnen bekehren zu lassen," fügte er mit einer Verbeugung hinzu.

Laura mußte lächeln. Etwas eigen war es freilich, inmitten dieses fröhlichen Kommens und Gehens solch einen ernsthaften Beobachter im Hintergrunde zu wissen. Aber sie war sich der Reinheit ihrer Gesinnung so bewußt, daß sie nichts fürchten zu brauchen glaubte.

Und so verkaufte sie fröhlich drauf los.

* * *

Assessor Brunner begrüßte eben Frau Gymnasialprofessor Lütte, eine etwas hagere Dame, mit scharfen, eckigen Zügen.

„Ich wußte garnicht, daß sich gnädige Frau auch für diese Stiftung interessieren."

„Für die Stiftung — nein, das nun gerade nicht. Aber wenn man Töchter hat, — man kann die Mädchen doch nicht immer zu Haus lassen. — Sie sehen sich hier wohl auch unter den Töchtern des Landes um?"

Ein scharfer Blick streifte die wider Willen errötende Laura. —

„Ja, es giebt doch nichts Netteres, als so einen Bazar. Da können die Herren und Damen ungeniert mit einander verkehren, die jungen Mädchen sind verpflichtet, sich von der liebenswürdigsten Seite zu zeigen — der guten Sache zu Liebe. Da ist's ja denn wohl kein Wunder, wenn ein paar Herzchen an einander hängen bleiben."

Ihr Blick glitt durch den Saal bis zu der Bude, an welcher ihr jüngstes wirklich bildhübsches Töchterchen soeben einem schmucken Offizier ein Andenken einwickelte.

„Adieu, Herr Assessor," sagte sie, eilig lächelnd. „Adieu, Fräulein Laura, lassen Sie sich nur auch hübsch die Cour machen."

Hinter ihr her schob sich Graf Wieler, ein ältlicher Lebemann mit feinen, aber verlebten Zügen.

„Gnädiges Fräulein," redete er die neben Laura stehende Dame an, eine seit Jahren als Schönheit umworbene stattliche Blondine, „ein Glas Wein aus Ihrer Hand würde mich alle Leiden dieses überfüllten Saales vergessen lassen."

„Gnädiges Fräulein würden mich glücklich machen, wenn ich mich morgen persönlich für die mir erwiesene Güte nochmals bedanken dürfte." Dabei ließ er einen Tausendmarkschein in die ihm den Wein kredenzende Hand fallen.

Laura blickte freudig überrascht nach ihm hin. Aber wie von einer Viper gestochen senkte sie ihren Blick, als sie seine Augen mit cynischem Ausdruck auf das schöne Mädchen vor ihm gerichtet sah . . .

„Wie kann der Graf Fräulein Rose so anstieren," flüsterte sie ihrer Nachbarin, einem lustigen Mädchen mit kokettem Stumpfnäschen zu.

„Na, die wird's wohl aushalten, die ist wasserdicht," versetzte schnippisch die Kleine. Und gleich darauf wandte sie sich zwei rundlichen Korpsstudenten zu, welche Arm in Arm, das Couleurband breit über die Brust geschlungen, daher gewandelt kamen.

„Sieh mal den kleinen Racker" — v. Kurz stieß v. Körber an — „wetten, daß ich von der einen Kuß bekomme?"

„Na — wetten fünf Pullen Sekt."

„Gut — also laß mich nur machen."

Und er postierte sich vor das Büffet und ließ sich von dienstfertigen schönen Händen ein Brötchen nach dem anderen, ein Glas Wein nach dem anderen kredenzen, alles reichlich bezahlend. Dabei sah er auf die kleine Kokette mit bewundernden Blicken.

Und nach einer Weile — hatte er seine Wette gewonnen, und ein Hundertmarkschein floß in die Kasse „der guten Sache".

„Aber Evchen, wie kannst du?" rief Laura entsetzt, als die Studenten im stolzen Gefühl, Helden des Tages zu sein, davon zogen.

„Ach — was willst du? Es ist ja für einen guten Zweck, da ist alles erlaubt.“

Laura war froh, daß nun in ruhigerem Gange die Stunden verflossen. Mittags schon war sie totmüde und mit Bangen dachte sie an die Nachmittagstunden, die bei erniedrigtem Entrée voraussichtlich noch mehr Besucher bringen würden.

Aber der Nachmittag war angenehmer als der Vormittag. Bescheidene, einfache Gestalten schoben sich durch die Räume, hie und da mit Vorsicht und Überlegung etwas kaufend.

Die hatten doch sicher den Zweck des Bazars im Auge. Denn warum kamen sie sonst?

Die Bedienung war nicht halb so aufmerksam, wie am Morgen. Es rentierte sich nicht recht, behaupteten die Damen.

Frau Landrichter Schneller trat an das Büffet und ließ sich eine Tasse Chokolade reichen.

„Wechseln ist wohl nicht nötig?“ sagte die junge Dame und ließ das Zehnmarkstück in ihre Geldtasche verschwinden.

Frau Schneller blickte ängstlich auf. Sie dachte an den Anzug, den Carli für den Winter noch haben sollte, an den Paletot für Hans und die Schaftstiefel, die Willi so dringend sich wünschte. Und an die Schürzchen und Kleidchen für Elli und Mariechen und an ihre eigene aufbesserungsbedürftige Garderobe. Wie berechnete sie zu Hause jeden Groschen, um mit den vielen Kindern mit dem knappen Haushaltsgelde auskommen zu können. — — Aber die Frau Präsident begrüßte sie eben, und mit bescheidenem Lächeln nahm Frau Schneller noch ein Stück Kuchen aus ihrer Hand in Empfang und zahlte mit dem bedrückenden Gefühl, daß die stattliche Dame wohl eigentlich viel höhere Bezahlung erwartet hatte.

Da legte sich ein Arm um ihre Schulter. „Aber liebe Frau Schneller, warum tragen Sie Ihr Geld auf den Bazar? Sie können es doch wirklich zu Hause brauchen.“ Und Laura ging, ihr warm ins Auge blickend, neben ihr her.

„Mein Mann meinte, man müsse doch hergehen. Die Frau Präsident hatte ihn noch persönlich gebeten. Es könnte doch übel gedeutet werden, wenn wir fehlten!“

„Aber interessiert Sie denn diese Stiftung?“

„Ach, liebes Fräulein Laura, wenn man so viel Sorgen zu Hause hat, dann hat man nicht Zeit, sich für anderes zu interessieren. Und dann kommen schon immer so viel Kollekten und Vereine. Man kann sie doch nicht wegschicken, das macht so schlechten Eindruck. Aber wirklich, man weiß manchmal nicht, wie man durch soll.“

Laura geleitete die kleine Frau bis an den Ausgang. „Damit Sie nicht noch mal überfallen werden,“ sagte sie, sich herzlich verabschiedend.

Als sie zurückkam, hatten zwei wohlgenährte Bürgersfrauen die beiden Stühle am Büffet besetzt. — Laura fragte sie freundlich, ob sie ihnen etwas reichen dürfte.

„Nein,“ sagte die Ältere, „wir haben zu Hause gegessen. Wir wollen uns das nur mal hier ansehen.“ Und mit kräftiger Stimme teilte sie ihrer Nachbarin ihre Bemerkungen mit.

Nach einer Weile bemerkte Laura ihr freundlich, daß die Stühle für die Besucher des Büffets reserviert seien.

„Nee,“ sagte sie wieder, „ich hab' meine fünf Groschen bezahlt, so gut wie die anderen. Herumständern kann ich nicht. Ich will mir das hier mal ansehen.“

Hilfeflehend blickten sich die jungen Damen um. Denn sie bemerkten, daß die Gäste einen Bogen um das Büffet machten, das von den zwei kräftigen Gestalten förmlich bewacht schien.

Sie mußten aber doch der guten Sache dienen, mußten verkaufen und Geld einnehmen. Und nun verloren sie durch diese verdrehten Personen ihre kostbare Zeit.

Endlich forderte die Frau Präsident in höchst eigener Person die Frauen zum Weitergehen auf.

„Wenn Sie nichts verzehren wollen, so müssen Sie anderen Leuten Platz machen, die ans Büffet wollen,“ erklärte sie mit ruhiger Energie.

Da kam sie aber schön an.

„Wir haben unser Entrée bezahlt wie die anderen. Und nun soll'n wir uns das hier nicht mal in Ruhe ansehen können? Aber so ist es immer, 's ist alles nur für die Damen. Unsereins darf nicht mal in Ruhe hier sitzen, unsereins soll aufstehen und den Damen Platz machen. Wie können wir denn essen, wenn wir keinen Hunger haben? Und unsere fünf Groschen haben wir doch bezahlt für das Zusehen."

Jetzt mischte sich Assessor Brunner ins Gespräch.

„Ja, wollen Sie denn den anderen Leuten die Gelegenheit nehmen, hier für die Stiftung Geld zu verzehren? Sie wissen doch wahrscheinlich, daß der Bazar einen wirklich guten, gemeinnützigen Zweck hat?"

„Ach Stiftung her und Stiftung hin. An die Armen denken die hier doch nicht, die denken doch nur ans Amüsieren. Aber unsereins soll kein Vergnügen dabei haben. Und mit der Stiftung, da wird's gerade so sein wie hier. Unsereins, die vom Leben was weiß, die ihr Geschäft hat und ihre zehn Kinder, die die Menschen kennt und weiß, was sie brauchen, die fragen sie nicht bei so'ner Stiftung." Sie richtete sich jetzt empört auf und redete im Davongehen räsonnierend auf ihre Begleiterin ein. „Geld herzugeben, dazu ist unsereins gut. Aber bestimmen wollen alles die Damen, und nutzen thut's ja auch nur den Damen. Und dies hier alles ist auch nur eine Vergnüglichkeit für die Damen. Sie müssen nur nicht glauben, daß unsereins sowas nicht ganz genau weiß. 'ne schöne, gute Sache ist das, wo man sich für seine fünf Groschen sowas nicht mal in Ruhe ansehen darf."

Mit stolzen Schritten wanderte sie, von ihrer Gefährtin gefolgt, dem Ausgang zu.

Als Laura am Abend nach Hause ging, begleitete sie Assessor Brunner.

„Ich habe doch gelernt," sagte er, sie herzlich ansehend, „daß es wirklich ehrliche Menschen auf solch einem Bazar giebt, die nicht sich, sondern der Sache dienen wollen und ihr ausschließlich mit edlen Mitteln zu dienen versuchen."

„Und ich habe gelernt," sagte sie leise, „daß nur wenig sauberes Geld für eine reine, edle Sache auf diese Weise aufzutreiben ist und daß man sehr fest stehen muß, um nicht des guten Zweckes wegen zu weit zu gehen und sich selber dabei zu verlieren."

Er zog ihren Arm in den seinen. Sie ließ es geschehen, und beide eilten, mit leiser Stimme Worte austauschend, dem elterlichen Hause zu.

Aphorismen aus der Kinderstube.

Im allgemeinen sollte in der Erziehung der Vater etwas mehr, die Mutter etwas weniger reden.

*

Üble Laune verflüchtigt sich um so schneller, je weniger sie beachtet wird. Den kindlichen Eigensinn löst bisweilen ein fröhlicher Spott. Mangel an Wahrhaftigkeit sollte in jedem Einzelfalle bis auf die verborgensten Ursachen ergründet werden.

*

Nicht loben sollst du dein Kind, aber anerkennen, wenn es redlich sich gemüht hat. Ein feiner, in der Wirkung sehr wahrnehmbarer Unterschied zwischen Lob und Anerkennung! Lob verweichlicht; Anerkennung stählt und spornt das junge Gemüt, auch fürder sein bestes Können einzusetzen.

Alma Bauer.

Frauen im Telephondienste.

Von Hildegard Jakobi.

(Nachdruck verboten.)

Der Fernſprechdienſt iſt der einzige öffentliche Betrieb, in dem ſich bei uns eine beträchtliche Anzahl weiblicher Perſonen in Thätigkeit befindet und ſich ſelbſt nach Anſicht der Behörden voll bewährt. Es dürften daher nähere Mittheilungen über denſelben von Intereſſe ſein.

Von vorn herein möge aber ganz beſonders betont werden, daß ſich nur ſolche um eine Anſtellung im Telephondienſte bewerben ſollten, die auch wirklich den verhältnismäßig geringen Anforderungen der erforderlichen Prüfung gewachſen ſind, damit die Kaiſerliche Oberpoſtdirektion, die der Anſtellung weiblicher Hilfskräfte ſehr wohlwollend gegenüberſteht, nicht von ſolchen überlaufen werde, deren Kenntniſſe völlig unzureichend ſind, was häufig bei etwa 50 Prozent der Kandidatinnen zutrifft. Die Bewerberinnen, zu denen außer unverheirateten Frauen auch kinderloſe Witwen gehören können, müſſen zwiſchen 18—30 Jahre alt ſein; die kurz vor dem 30. Lebensjahre Stehenden werden nur ausnahmsweiſe noch zur Prüfung angenommen.

Fernſprechgehilfinnen werden z. B. in den Bezirken der Kaiſerlichen Oberpoſtdirektionen in Aachen, Berlin, Bremen, Breslau, Cöln, Dortmund, Hannover, Karlsruhe, Magdeburg, Leipzig, Potsdam, Stettin beſchäftigt. Die Anwärterinnen für den Fernſprechdienſt haben ihr Geſuch an diejenige Oberpoſtdirektion zu richten, in deren Bezirk ſie einzutreten wünſchen. Für Berlin iſt es am vorteilhafteſten, ſich perſönlich bei der Oberpoſtdirektion, Spandauerſtraße 22 vorzuſtellen. Geſuche auswärtiger Bewerberinnen werden in Berlin in der Regel zurückgewieſen, da ſich eine Verpflanzung junger Damen aus der Provinz nicht empfiehlt. Nur in ganz vereinzelten, beſonderen Ausnahmefällen findet eine Berückſichtigung Auswärtiger hier unter der Bedingung ſtatt, daß die Bewerberin hier bei Verwandten dauernd angemeſſene Unterkunft findet. —

Mit dem Geſuch um Zulaſſung muß ein ſelbſtverfaßter Lebenslauf und ein beglaubigtes Zeugnis über unbeſcholtene ſittliche Führung eingereicht werden. Die, welche nicht von vorn herein infolge eines ungünſtigen Geſamteindruckes abgewieſen wurden, werden nach einiger Zeit zum Examen, das im Ober-Poſtdirektionsgebäude ſtattfindet, einberufen. Die ſchriftlichen Arbeiten beſtehen in einem kurzen Aufſatz über ein leichtes Thema, einem Abriß aus der Geographie über die politiſche Einteilung des engeren und weiteren Vaterlandes und die wichtigſten Städte des Auslandes, und endlich einigen Rechenaufgaben aus den vier Spezies, der Geſellſchafts- und der Zinsrechnung. Die Arbeiten werden als Klauſuraufgaben behandelt und dürften der Ausbildung, die eine Volks- oder Gemeindeſchule der Großſtadt ihren Schülerinnen in der oberſten Klaſſe zu teil werden läßt, entſprechen.

Der Geſundheitszuſtand der Bewerberin wird durch eine Unterſuchung feſtgeſtellt, die möglichſt ſchonend durch die für die Poſtbeamten angeſtellten Ärzte ausgeführt wird. Die Hauptſache iſt, ob Lunge und Herz geſund ſind, ob keine Anlage zu Nervoſität oder Bleichſucht vorhanden und ob das Gehör normal iſt.

Zum Beweis eines zur Genüge beſtandenen Examens erfolgt nach 2—3 Monaten die Einberufung zum Telephondienſte, d. h. zunächſt zur Ausbildung. Das junge Mädchen hat unentgeltlich den drei- bis vierwöchentlichen Kurſus mit voller Dienſtſtundenzahl durchzumachen. Sobald Stellen zu beſetzen ſind, erfolgt die Einberufung, entweder als Aushilfe oder gleich mit feſter Anſtellung. Anfänglich beträgt das Gehalt pro Tag 2,25 Mark, es ſteigt bis auf 3 Mark; eine kleine Summe wird davon für die Krankenkaſſe abgezogen. Man erhofft auch Penſionsberechtigung nach 15jähriger Dienſtzeit. Doch ehe die Bewerberin angeſtellt wird, muß ſie einen ſchriftlichen Wohnungsnachweis erbringen, damit die Behörde, welche die Angabe genau kontrolliert, verſichert ſein kann, daß ihre Beamtinnen im Schutze einer anſtändigen Häuslichkeit wohnen.

Digitized by Google

Der Dienst dauert täglich 7—8 Stunden, auch die Sonntage sind nicht ganz dienstfrei, wenn auch erleichtert. Der Dienst ist je nach der Tageszeit mehr oder weniger anstrengend, selbstverständlich ist die Thätigkeit am Telephon in der Großstadt bedeutend anstrengender als in der Provinz, besonders zur Zeit der Börsen- und Geschäftsstunden. Jeden fünften Tag ist Nachmittagsdienst, der bis zum Schluß des Amtes, also bis gegen 10 Uhr währt. Es wird den Damen gestattet, sich auf Gasflammen Thee, Kaffee u. s. w. zu bereiten, da sie den Dienst nicht verlassen dürfen, um sich auswärts zu erfrischen; eine gemeinsam angelegte, durch Strafgelder vermehrte Kasse sorgt für möglichste Preisermäßigung der Getränke. Im Dienste selbst wird streng auf ein anständiges und freundliches Benehmen, sowohl dem Publikum gegenüber, als auch im gegenseitigen Verkehr geachtet. Damen, welche sich schon längere Zeit bewährt haben, erhalten das Ehrenamt der Aufsichtsdamen und dafür eine besondere Gratifikation von 100 Mark pro Jahr.

Um der Putzsucht oder unangebrachter Kleidung vorzubeugen, müssen die Beamtinnen dunkelblaue Blusen mit rotem Vorstoß tragen. Die Gehörreifen, eine Metallstange mit Hörtelephonen, trägt die Telephonistin um den Kopf.

In Bezug auf den Gesundheitszustand begegnet man im Publikum häufig der Ansicht, daß dieser Beruf von besonders nervös aufreibenden Folgen sei. Das ist bei völlig normalem Nervensystem nicht der Fall. Selbstverständlich ist ja jede Berufsarbeit im großstädtischen Getriebe mit größerer Anstrengung verknüpft. Jedenfalls ergeben die Erfahrungen, die man seit 8 Jahren mit den Telephonistinnen gemacht hat, kein ungünstiges Resultat. Ein einziger Fall von Lähmung ist zu verzeichnen, der aber wohl als Folge einer Blitzeinwirkung auf den Apparat und damit auf den Körper anzusehen ist. Bei vorübergehenden Krankheiten wird ¾ des Gehalts gezahlt.

Es sind jetzt im ganzen 3000 Telephonistinnen in Preußen angestellt, von denen 1000 auf die Reichshauptstadt fallen. Einen besonderen Vorzug sichert den Frauen vor den Männern die hellere Klangfarbe der Stimme, sowie die größere Geduld, die sie allerdings in diesem Berufe zu üben häufig Gelegenheit haben.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Verein für Familien- und Volkserziehung zu Leipzig,

von Frau Henriette Goldschmidt gegründet, konnte am 11. Dezember auf eine fünfundzwanzigjährige, reich gesegnete Thätigkeit zurückblicken. Der Verein erhält drei stark besuchte Volkskindergärten, in denen bis jetzt gegen 12000 Kinder eine gute Erziehung genossen haben. In dem Kindergärtnerinnenseminar hat Frau Goldschmidt ihre eigenen Ideen über die Ausbildung der Lehrerinnen der Kinder im vorschulpflichtigen Alter in bester Weise zur Durchführung gebracht und dadurch einen maßgebenden Einfluß in dieser Beziehung in Deutschland gewonnen. Endlich hat das Lyceum für junge Damen vielen Mädchen eine zeitgemäße Fortbildung gewährt, die über das Ziel der höheren Töchterschule hinausgeht. Die Feier des festlichen Tages fand unter überaus großer Beteiligung statt. In ihrer tiefempfundenen Festrede schilderte Frau Dr. Goldschmidt die Geschichte des Vereins, legte seine Tendenz klar und zeigte schließlich, wie die Ideen Fröbels ganz besonders geeignet sind, zu einer Ausgleichung der socialen Gegensätze beizutragen. Die Rede fand sehr großen Beifall. Die Glückwünsche und den Dank der Stadt übermittelte Herr Stadtrat Büttner; andere Herren sprachen im Namen ihrer Vereine. Der Tag fand durch Gesänge und Aufführungen einen schönen Abschluß.

Der Stettiner Frauenverein,

im April 1894 begründet, darf mit Befriedigung auf seine seitherige Entwicklung zurückblicken. Er steht durch eine „Ortsgruppe" in enger Verbindung mit dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein und vertritt dessen Grundsätze. Er hat in der kurzen Zeit seines Bestehens schon manches auf dem Gebiet gemeinnütziger Thätigkeit geleistet; schon im Oktober 1894 begründete er eine Kochschule, richtete ferner einen Zweigverein für Hausbeamtinnen ein, und im Oktober 1895 Fortbildungskurse für Damen, die großen Beifall und rege Beteiligung fanden. Die Kurse wurden im ganzen von 591 Hörerinnen besucht. Vorsitzende des Vereins ist Frau Bürgermeister Sternberg, Schriftführerin Frau Johanna Schweitzer.

Schwäbischer Frauenverein.

Frl. Ammermüller, die langjährige Leiterin des Schwäbischen Frauenvereins in Stuttgart, beging am 14. Dezember v. Js. ihren 80. Geburtstag. Die um den Verein hochverdiente Jubilarin übernahm den Vorsitz i. J. 1874 und blieb in diesem Amte, bis sie es i. J. 1891 an Frau Präsident v. Weizsäcker abtrat. In dieser langen Zeit hat Frl. Ammermüller den Verein geleitet, gehoben und zu großer Blüte gebracht. Viele Hunderte von Frauen und Mädchen verdanken ihr die Anregung und Leitung zu ersprießlicher Geschicklichkeit und zu selbständiger Erwerbsfähigkeit. Ihrem

Digitized by Google

allseitigen Interesse ist es zu danken, daß neben der praktischen auch die geistige Fortbildung im Verein durch Vorträge aus allen Gebieten des Wissens gefördert wurde. Alles wirkte so unter ihrem Walten zusammen, dem Verein das Ansehen zu geben, das er im ganzen Lande und weit darüber hinaus genießt. Aber auch der Frauenbewegung im weiteren Vaterlande gehörte ihr volles Interesse. Mit treuem Anteil verfolgte sie alle Bestrebungen für das Wohl der Frauenwelt. Als Delegierte besuchte sie wiederholt die Generalversammlungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Wie gerne wurde auch dort ihr mildes und doch so klar zutreffendes Urteil gehört. Immer noch thätig für den Verein, immer frisch empfänglich für alles Schöne und Edle, lebt die Jubilarin in erfreulicher körperlicher und geistiger Rüstigkeit.

Das seltene Fest gestaltete sich zu einer wahren Jubelfeier. Se. Majestät der König und Ihre Majestät die Königin ehrten die Jubilarin durch Glückwünsche. Der Gesamtausschuß des Schwäb. Frauenvereins mit seiner Vorsitzenden überbrachte die Glückwünsche des Vereins. Als sichtbares Zeichen des Dankes und der Verehrung übergaben die Damen eine herrliche Blumenspende in kostbarer Hülle. Eine Fülle weiterer Kundgebungen, sowie Hunderte von Glückwunschschreiben und Telegrammen trafen im Laufe des Tages ein.

Im Verein Frauenwohl (Minden)

hielt vor kurzem Fräulein Auguste Förster aus Cassel einen Vortrag über „die hauswirtschaftliche Ausbildung unserer Mädchen". Die Rednerin gab nicht nur ein anschauliches Bild jener segensreichen Einrichtung, um welche sie selbst sich bekanntlich so außerordentliche Verdienste erworben hat, sondern sie brachte auch in übersichtlicher Kürze eine Darstellung der modernen Frauenbewegung mit ihren hauptsächlichsten Forderungen. Der Erfolg war durchschlagend und das anfänglich mit Mißtrauen erschienene Publikum einstimmig begeistert. Durch solche Erfolge sollten sich auch die Frauen in anderen Mittel- und Kleinstädten zu ähnlichem Vorgehen ermutigen lassen.

Die Nürnberger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins

hielt vor kurzem ihre erste Generalversammlung ab. Der von der Schriftführerin erstattete Jahresbericht zeigte, daß der im Anschluß an den Nürnberger Frauentag gegründete kleine Verein zwar noch nicht viel an die Öffentlichkeit getreten ist, daß er aber trotz mancher lokaler Schwierigkeiten rüstig vorwärts schreitet. An allen den Mutterverein beschäftigenden Angelegenheiten nimmt die Ortsgruppe lebhaften Anteil und weckt und stärkt in ihren Mitgliedern das Interesse für alle das Frauenleben berührenden Tagesfragen. Gleich zu Beginn der neuen Vereinsperiode ist die „Ortsgruppe" aus ihrer stillen Wirksamkeit hervorgetreten, indem sie in öffentlicher Resolution für die Reform der Nürnberger Töchterschulen eintrat und dieselbe, begleitet von einer erklecklichen Zahl von Unterschriften, an den Stadtmagistrat einsandte. Überhaupt macht sich im Kreise ihrer Mitglieder ein so frisch-fröhlicher Mut zur Initiative geltend, daß sie mit Freudigkeit und Vertrauen in die neue Vereinsperiode eintreten konnte. Vorsitzende des Vereins ist Frau Dr. von Forster. M. K.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Auf Wunsch der städtischen Waisenverwaltung von Berlin bringen wir hierdurch gern zur Kenntnis, daß sich der Artikel: Kommunalpflegekinder im Juniheft des 3. Jahrganges unserer Zeitschrift nicht auf Berlin bezieht — obwohl uns eine solche Annahme durch die ganze Darstellung ausgeschlossen erscheint, die in keinem Zuge auf Berlin paßt, wie die städtische Waisenverwaltung selbst hervorhebt. So betragen z. B. die in Berlin gezahlten Kostgelder für Kinder im 1. Lebensjahre monatlich 18 Mark; vom 1. bis 2. 13,50 Mark; vom 2. bis 6. 12 Mark; vom 6. bis 15. bei Mädchen 9 Mark, bei Knaben 12 Mark, auch bestehen sehr eingehende Vorschriften über die Kontrolle der Pflegeeltern. Daß aber auch der Gewissenhafteste die Kontrolle nicht immer gründlich durchführen kann und wie notwendig auch hier eine ergänzende Arbeit ist, davon wird sich wohl jeder überzeugen, der die Darlegungen in der Broschüre von Franz Pagel: Der freiwillige Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen (Berlin, Oehmigkes Verlag) aufmerksam liest. Und wer seinerzeit die Erhebungen über die gewerbliche Nebenbeschäftigung schulpflichtiger Kinder in Charlottenburg verfolgt hat, („Die Frau", Januar 1896, S. 241 ff.) weiß, daß sich unter den betroffenen Kleinen auch eine nicht geringe Anzahl von Pflegekindern, Halb- und Ganzwaisen befand. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Treiberfamilien in der Art, wie sie H. Ludwig aus genauer Anschauung geschildert hat, überall existieren, und daß nur zu viel Städte Veranlassung haben, ihr Kommunalpflegekinderwesen einer eingehenden Reform zu unterziehen. Darum freuen wir uns des Aufsehens, daß der Ludwigsche Artikel in weiten Kreisen erregt hat.

In Breslau wird die Errichtung eines städtischen Mädchengymnasiums geplant; wir werden in nächster Nummer ausführlich darüber berichten.

Digitized by Google

* **Die Obst- und Gartenbauschule für Frauen** in Friedenau bei Berlin versendet ihren ersten, von Frl. Dr. Elvira Castner erstatteten Bericht. Den Mittelpunkt desselben bildet das Abgangsexamen der ersten Schülerinnen der Anstalt, das im September v. Js. in Gegenwart des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Wittmak stattfand und sehr befriedigende Resultate ergab.

* **„Helft retten!"** Unter diesem Titel bringen die „Neuen Bahnen" einen Artikel über den schändlichen Mädchenhandel nach Buenos Ayres, der schon mehrfach die Öffentlichkeit beschäftigt hat und jetzt endlich auch die Behörden zum Vorgehen veranlaßt. Unerfahrene junge Mädchen werden zu Hunderten, ja Tausenden, von Agenten unter der Vorspiegelung von „guten Stellen im Auslande" aus Europa fortgelockt um der Schande preisgegeben zu werden. Die Verfasserin des Artikels, Natalie Schohl, wendet sich an die Frauenvereine, um sie zu einem wirksamen internationalen Vorgehen zu veranlassen. Trotz der ungeheuren Schwierigkeiten der Sache sollte angesichts dieser Schändlichkeiten wenigstens ein Versuch dazu gemacht werden.

* **Die Frau im Kampf gegen den Alkohol.** Im Wiener Volksbildungsverein sprach vor kurzem Frau Kora Müller-Fiebig in sehr wirksamer Weise über „Die Frauen und das häusliche Glück", wobei sie besonders die Gefahren des Wirtshauslebens für die Familie und die Notwendigkeit schilderte, dem Manne das häusliche Leben durch zweckmäßige Wirtschaft so angenehm als möglich zu machen. Frau Müller hat eine Anzahl Flugschriften gegen den Alkohol (Vaëlet, Handbuch der Temperenz, Parent, die Frau im Kampfe gegen den Alkohol) übersetzt, und, besonders seit sie bei dem Besuche des Irrenhauses in Gugging mit eigenen Augen die Geist und Körper zerstörenden Wirkungen des Alkoholmißbrauches gesehen hat, mit Erfolg Anhänger der Bekämpfung der Trunksucht in gebildeten Kreisen gewonnen. Einen wie großen Anteil der Alkoholgenuß an der Häufigkeit der Verbrechen hat, ergiebt am schlagendsten ein Vergleich der Kriminalitätsziffer der amerikanischen Prohibitionsstaaten (in denen der Ausschank geistiger Getränke verboten ist) mit der der übrigen Staaten. Die Newyorker „Voice" giebt im Anschluß an ein jüngst vom Volkszählungsbüreau der Vereinigten Staaten publiziertes umfangreiches statistisches Werk über Verbrechen und Pauperismus folgende zusammenfassende Tabelle:

Gefängnisinsassen
auf je 100 000 Einwohner.

	Verbrecher in Zuchthäusern	Insassen von lokalen Gefängnissen	Total
Prohibitionsstaaten . .	41	27	68
Staaten mit hoher Licenzgebühr . . .	63	128	191
Staaten mit niedriger Licenzgebühr . .	86	126	212

In den Prohibitionsstaaten kommt auf je 4138 Einwohner ein Inhaftierter, in den Staaten mit hoher Licenzgebühr auf je 2140 und in denen mit niedriger sogar schon auf je 1829. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl entfallen von sämtlichen Vereinigten Staaten am wenigsten Zuchthausinsassen auf das prohibitive Maine (im ganzen 170, d. h. auf je 3888 Einwohner einer) und am wenigsten Gefängnisinsassen auf das prohibitive Vermont (im ganzen 31, d. h. auf je 10401 Einwohner einer).

Es ist danach wohl zweifellos, daß der von den Frauen überall so erfolgreich aufgenommene Kampf gegen „König Alkohol" eine hohe sittliche Bedeutung hat.

Bücherschau.

„Die Poggenpuhls". Roman von Theodor Fontane. (Berlin W., F. Fontane & Co. Preis 2 Mark.) Mit köstlichem Humor und der ihm eignen Gabe, neben dem Typischen auch das Individuelle in seinen Gestalten herauszubringen, führt uns der Dichter eine verarmte adelige Offiziersfamilie vor, die er auf Berliner Boden mit der absoluten Sicherheit sich bewegen läßt, die nur bei vollständiger Terrainkunde möglich ist. Er führt ihre Geschicke mit sanfter Hand, ohne romanhafte Verwicklungen, einem wenig pointierten Schluß zu, genau wie das wirkliche Leben mit seinen privilegierten Kindern verfährt, und wie es nur das vollendete Kunstwerk ihm nachzuahmen sich erlauben darf. Diese Lebenswahrheit und -Wirklichkeit macht die Lektüre des Buches zu einem so behaglichen, ausgesuchten Genuß.

„Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit." Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen von **Wilhelm Förster,** Geheimer Reg.-Rat und Direktor der Königlichen Sternwarte zu Berlin. (Berlin, Ferd. Dümmler, Preis 4 Mark.) Diese vierte Folge der Vorträge und Abhandlungen von Wilhelm Förster enthält, dem Doppeltitel entsprechend, eine größere Anzahl fachlicher Aufsätze (wir heben hervor: Die Erforschung der obersten Schichten der Atmosphäre und: Ortszeit und Welt-

zeit) und eine Anzahl anderer aus dem Gebiet ſittlicher Probleme. So verſchiedenartig dieſe Probleme ſind: Die Verſtändigung der Kulturvölker; das neue Denken in der Frauenfrage; die Verkürzung der Arbeitszeit; Religion und Frömmigkeit; die Anfänge eines neuen ſocialen Geiſtes ꝛc., und ſo unmöglich es iſt, dem Verfaſſer eben weil er ſelbſtändiger Denker iſt und weil die ſelbſtändigen Gedanken zweier Menſchen ſich nie ganz decken können — überall zuzuſtimmen, ſo leuchtet doch aus der Behandlung aller dieſer Fragen eins hervor: wir haben es mit einem Menſchen von vornehmſter Geſinnung und reinſtem Willen zu thun. Und ſo ſcheinen die beiden, ſcheinbar ſo heterogenen Seiten des Buches in dem Sinne Mark Aurels ein Ganzes zu bilden: „Blicke oft zu den Sternen empor — als wandelteſt du mit ihnen. Solche Gedanken reinigen die Seele von dem Schmutz des Erdenlebens."

„Thomas Henry Buckles Essays." Aus dem Engliſchen überſetzt von Eugenie Jacobi. (Leipzig, Auguſt Schupp.) Von den beiden vorliegenden Eſſays: „Einfluß der Frauen auf die Wiſſenſchaft" und „Mill über die Freiheit" iſt der erſte für die Frauen von beſonderer Bedeutung. Er weiſt auf die deduktiven Denkgewohnheiten der Frauen hin, die, ihnen ſelbſt unbewußt, die männliche Forſchungsweiſe, die zu ſtark zum induktiven Verfahren neigt, beeinflußt und ſomit der Wiſſenſchaft nicht unerhebliche Dienſte leiſtet. Der Eſſay iſt häufig citiert — er liegt ſchon in einer früheren deutſchen Ausgabe vor — möchte aber gerade heute wieder eingehend ſtudiert werden.

„Fairy Tales from the Isle of Rügen." Translated from the german by Anna Dabis. (David Nuth, London. Zu beziehen durch Zemſch, Stralſund für 3,50 Mark.) Die Auswahl von Ernſt Moritz Arndts Märchen in vorzüglicher Überſetzung ins Engliſche verdient auch in Deutſchland in Engliſch lernenden und leſenden Kreiſen eingeführt zu werden. Die Überſetzerin hat mit beſonderem Glück und Geſchick den Ton der naiven, kernigen Volkserzählung getroffen; die Märchen ſind echte Volksmärchen und höchſt anſprechend; auch hat der Stil nichts Bücherhaftes, ſondern ſchließt ſich durchaus an die Sprache des Lebens an. Das Buch dürfte darum als leichte engliſche Lektüre in Schule und Haus ein Willkommen verdienen und nicht wenig zu ſchnellen Fortſchritten in der engliſchen Umgangsſprache beitragen. H. Adelmann.

„The Childrens Study. — Germany." By Kate Freiligrath-Kroeker. (London, T. Fiſher Unwin.) Das von uns bereits erwähnte Buch, in dem ſich Frau Käthe Freiligrath-Kroeker, die liebenswürdige Kinderfreundin, vor kurzem wieder an das jugendliche Publikum gewandt hat, iſt eine für engliſche Schulkinder geſchriebene Geſchichte unſeres Vaterlandes. Was die Verfaſſerin hier in einem nicht mehr als 244 Seiten umfaſſenden Bande bietet, iſt trotz dieſer äußerſten Raumbeſchränkung weit mehr als ein bloßes Herzählen der Ereigniſſe. Sie hat bei voller Berückſichtigung der innezuhaltenden großen Proportionen doch überall in wenig Strichen den Charakter des Volkes, wie ſeiner Führer und Herrſcher, und die Entwicklung der Nation auf das Lebendigſte zur Anſchauung gebracht. Dieſe knappgefaßte Geſamtgeſchichte Deutſchlands iſt des angeſtrebten Erfolges bei den Kleinen und Erwachſenen, den Lernenden und Lehrenden unbedingt ſicher. Und wenn wir noch einen Wunſch äußern dürften, ſo wäre es der, daß Frau Freiligrath-Kroeker ihre „History of Germany" auch deutſch erzählen möge. B. T.-K.

Der Verlag von Philipp Reclam in Leipzig hat neuerdings mehrfach beſonders wertvolle Veröffentlichungen geboten, ſo u. a. die Darwinſchen Grundwerke: **„Die Entſtehung der Arten"** (geh. 1 Mark) und **„Die Abſtammung des Menſchen"** (2 Bde. geh. à 1 Mark. Deutſch von David Hack.) Schon das erſte dieſer Werke erregte bekanntlich, als er 1859 erſchien, den lebhafteſten Widerſpruch einerſeits, andererſeits die begeiſterſte Zuſtimmung; die Fülle der darin niedergelegten Beobachtungen, die den Verfaſſer Schritt für Schritt zu den allbekannten Schlüſſen führten, die eine völlige Umwälzung in der Naturforſchung hervorbrachten, iſt wahrhaft erſtaunlich. 1871 folgte dann das zweite der genannten Werke, in dem der bisher außer Betracht gelaſſene Menſch in ſeinem Zuſammenhang mit der ganzen Tierwelt behandelt wurde. Die Ausgaben ſind ſowohl in Bezug auf die Überſetzung als auf die Ausſtattung gut und ſorgfältig hergeſtellt.

„Wie erziehen wir unſern Sohn Benjamin?" Ein Buch für deutſche Väter und Mütter von Dr. Adolf Matthias. (München, C. H. Beck, Preis 3 Mark.) Das Buch enthält eine recht verſtändige Anleitung zur Erziehung von Knaben. Das Wort „verſtändig" bezeichnet aber auch ſeine Grenze: tiefe und eigenartige Gedanken giebt es nicht. Eins ſcheint uns der Herr Verfaſſer zu gering anzuſchlagen: den erziehenden Einfluß der Mutter. Der Kenner Peſtalozzis wird eigentümlich berührt ſein, hier immer wieder auf die Behauptung zu ſtoßen, vom Vater gehe die erziehende Kraft aus — von der Mutter nur die Liebe, die mehr ſorgt und fühlt, als denkt und vorausſieht. Bei der jetzigen Mädchenerziehung mag das leider vielfach ſo ſein, ſicher iſt aber nicht die Natur ſchuld daran, ſondern der Mangel an wirklicher geiſtiger Kultur, der die Frau ſoweit hinter den Mann hat zurücktreten laſſen.

„Grundzüge der Phyſiologie." Von Thomas H. Huxley. Mit Bewilligung des Verfaſſers herausgegeben von Dr. J. Roſenthal. 3. Auflage. Mit 118 Abbildungen. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 9 Mark.) Die Huxleyſche Phyſiologie hat ſich nicht nur in England, ſondern auch in Deutſchland ſchon ſehr eingebürgert, dank der ungemein klaren Darſtellung ſelbſt der ſchwierigſten Probleme. Das Buch iſt nicht, wie das ſonſt wohl mit wiſſenſchaftlichen Darſtellungen für weitere Kreiſe geſchieht, ſo obenhin geſchrieben, ſondern es führt in den Gegenſtand wirklich hinein, giebt Antwort auf eingehende Fragen und hilft überdies dem Verſtändnis durch eine Reihe vorzüglich ausgewählter und ausgeführter Holzſchnitte nach, die den durch bloße Erklärungen ſo ſchwer zu veranſchaulichenden Bau der menſchlichen Organe ad oculos demonſtrieren. Wir können allen, die ſich in das Studium der Phyſiologie einführen laſſen wollen, das Buch auf das wärmſte empfehlen.

Digitized by Google

„Die Frau ist schuld." Ein Weckruf zum Kampf gegen die sociale Not von **Sibylle von Waldheim** (Leipzig, Reinhold Werther, 1,50 Mark.) Das Büchlein ist mit der naivsten Unkenntnis der socialen Verhältnisse geschrieben. Die Verfasserin gehört zu denen, die nur die sekundäre Erscheinung zu fassen vermögen — in diesem Falle die Unbrauchbarkeit vieler moderner Frauen — die ursächliche Erscheinung bleibt ihr verborgen. Ihr höchst einfacher Rat ist: die Frauen aus der modernen Industrie herauszuziehen, dann wird sich alles ändern. Wenn die Frau nicht für 60 Pf. arbeitet, so würden die Männer es thun: die Festnagelung dieses kindlichen Satzes genügt wohl zur Kennzeichnung des Werkes.

Triumph-Accord-Zither!

patent., hocheleg. u. solides Instrument. v. Jedem sofort spielbar. sechs Accorde. 25 Saiten. prächtig., voller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth. **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungeford. Belobigung. **Richard Kox, Musikw., Duisburg.**

Familienpension

von **Fr. Kreisrichter Haase,** [35
Berlin S.W., Hallesche Straße 14 pt.
Gut empfohlen.

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Färberei und Wascherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/36.

Wer Milch nicht verträgt,

versuche dieselbe mit etwas **Mondamin** gekocht, eben nur so viel, daß sie ein wenig seimig wird. Dies macht die Milch bedeutend leichter verdaulich. **Brown & Polson's Mondamin** hat einen eigenen Wohlgeschmack und bürgt das mehr denn fünfzigjährige Bestehen dieser berühmten schottischen Firma am besten für die gute Qualität. **Mondamin** ist zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geschäften. [

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten, dazu 12 große farbige Moden-Panoramen und 12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel Moden benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 6 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85. [

Verlangen Sie den Katalog [14
des

Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,

sowie der Reformunterkleidung.

Das **Reformkorset**, von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das gesundheitsschädliche Panzerkorset. Das **Reformkorset** wird von allen Damen die einen Beruf haben, als Notwendigkeit betrachtet; es drückt nirgends und läßt die Kleider statt auf den Hüften, durch die Achseln tragen. Jede Dame, die ihre Gesundheit liebt, wird das **Reformkorset** tragen. Jede Mutter wird es für ihre Mädchen kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma
J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel.

Leipzig-Lindenau.
Merseburgerstr. 41.

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall,** genannt **Alpacca,** und aus garantiert **reinem Silber.** Die garantierte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln. Gravierungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Die Berndorfer Alpacca-Silber-Service sind dem praktischen Bedürfniss angepasst und für den **täglichen Gebrauch** berechnet; sie geniessen als sogen. **Hôtelsilber** einen Weltruf und sind **für grosse Hôtelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich.**

Der Werth der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu versilbern kann, und da Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke jederzeit im abgenutzten Zustande um $^2/_3$ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft werden.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* ***Prospekte gratis.***

Für Hausfrauen!

Annahme alter Wollsachen

aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unterrock- u. Mantelstoffen, Damentuchen, Buckskins, Strickwolle, Portièren, Schlaf- u. Teppichdecken in den neuesten Mustern zu billigen Preisen durch **R. Eichmann,** [15

Ballenstedt a. H.

= Leistungsfähigste Firma! —

Muster umgehend frei.

Kasseler Hafer-Kakao

von Hansen & Co., Kassel

Schutzmarke **„Bienenkorb"**

ist das vorzüglichste Nährmittel der Gegenwart, über 10000 deutsche und ausländische Ärzte bezeugen denselben mit bestem Erfolg. Man bitte sich vor Nachahmungen, welche lose oder anderer Packung in den Handel kommen, **Kasseler Hafer-Kakao** ist nur in Kartons à 1/2 Pfund in Stanniol zu 1 Mk. in Apotheken, Drogen- u. besseren Colonialwaaren-Geschäften erhältlich.

Butterick's Modenblatt

das brauchbarste und billigste der Welt!

Monatlich ca. 70 neueste Modelle

v. Kleidungsstücken in all. Art für Damen u. Kinder

Jahresabonnement 1 Mark

bei jeder Agentur f. Butterick's Schnittmust. v. bei allen Buchhandlungen, Postämtern u. durch jed. Briefträger (No. 1145a d. Post-Zeitungsliste)

Verlangen Sie per Postkarte Gratis

von Ihrer Buchhandlung, von obigen Agenturen, **Probenummer**

od. von **Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.**

Frau Prof. Lina Schneider,

Köln, Roonstr. 171

empfängt in ihrem Hause stets 1–2 Damen, Deutsche oder Ausländerinnen, die sich vorübergehend oder zu Studienzwecken in Köln aufhalten wollen, sehr angenehme und fördernde Pension. Ausgezeichnete Gelegenheit, sich bei Frau Schneider selbst oder anderen ersten Lehrern der Stadt in Litteratur, Kunstgeschichte, fremden Sprachen, kunstgewerblichen Arbeiten, Musik, Malerei, Deklamation u. s. w. auszubilden. Vorzügliches Heim zum Ersatz des Elternhauses für eine verwaiste Dame. Besuch von Vorlesungen, Konzert und Theater. — Mindestens wochenlang vorher Meldungen mit Referenzen. Pensionsgeld nach Uebereinkunft. [109

The Englishwoman's Year-Book and Directory

to all Institutions for the Benefit of Women and Children in 1897. [140

Sixteenth Year of Publication.

Revised and Enlarged.

One Shilling. Postage threepence.

Address: **The Sub-Editor, 7c Lower Belgrave Street, London S. W.**

Das Placierungsbureau von Frau Joh. Simmel,

geprüfte Lehrerin,

Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hausperson.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

Familien- u. Haushaltungs-Pensionat v. Fr. Pastor Seiß u. Tochter, Godesberg a. Rh.

Häusl. u. gesellschaftl. Ausbildung franz. und engl. Konv. Beste Gelenkheitspflege. Ref. von Eltern ehemaliger Zöglinge. Erholungsbedürftige finden Aufnahme. [45

Mitarbeiterin gesucht [44

für ein Pensionat mit Fortbildungsschule gesetzte, thätige Dame m. mod. Ausbildung in Haushalt und Handarbeit (Weißnähen) resp. ein kunstgewerbl. Fach. Examen u. Erfahrung in Pensionaten erforderl. Später Teilhaberschaft nicht ausgeschlossen. Anfragen befördert die Expedition d. Bl.

Digitized by Google

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, nahe am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beh. Stande. Pensionspreis jetzt auf 2 Mk. b. auf 3 Mk. 50 Pf. bis 4 Mk. 50 Pf. m. Frühst., Lunch u. Abendbr. Zimmer pro Tag. [9
Uwe. Selma Spranger
Vorsteherin

Carl Schmidt,
Berlin W., Taubenstr. 23,
empfiehlt s. weltberühmten
Stoffbüsten
zur Anfertigung der [16
Kostüme.
Spez.: Büsten f. j. Körperform.
Keine Anprobe.
Illustrierter Hauptkatalog umsonst u. postfrei.
Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen.

Für Kunstfreunde. [13
Unser neuer, vollständiger, reich illustrirter Katalog für 1896 über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pf in Postmarken franco zugesandt
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Donhofsplatz.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [17

Siebig Company's
FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄECHT. Justus Liebig
jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt.

Singer Nähmaschinen
bisheriger Verkauf über 13 Millionen.
Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer, und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei, wie für alle industriellen Zwecke.
Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.
Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)
Gratis-Unterricht auch in der Modernen Kunststickerei.

Alexander & Markt,
Breslau, Ring 46.
Versandhaus
fertiger
Damen-Toiletten
vom einfachsten bis elegantesten Genre. [6
Proben wie Preislisten bereitwilligst franco.
Maassanfertigung auf Wunsch in 12 Stunden.

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewig,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Nah. Prosp.

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Plauensche Straße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. **Hübner,** Berlin W., Lutzowstraße 60. [2

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden ausgefertigt à 1 Mark, mit Begründung à 2 Mark. Einsendungen an 32] **E. L. Nollau,** Bonn, Remigiusstr. 39.

Familien-Pensionat, franz. Schweiz.
Gute Gelegenh. zur **gründl.** Erlernung der **französischen Sprache.** Auch **Ferienaufenthalt** bei j. Lehrerinnen. Schöne Gegend. Mäßiger Pensionspreis. Näheres durch **Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel).** [15

Gossmann's
Naturheilanstalt Wilhelmshöhe
bei CASSEL. [37
Sanatorium I. Ranges. Physikalisch-diätetische Heilmethode. Für bescheidenere Ansprüche sei unsere Zweiganstalt „Schweizerhaus" empfohlen. Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung u. Verpflegung von M. 45 an aufwärts. Prospecte kostenfr. d. d. Direction.
Dr. med. *Missmahl,* Anstaltsarzt.
Für d. Damen-Abtg.: Dr. med. *Sophie Gomberg* (i. d. Schweiz promov.)
Ausserdem wird vom 1. März 1897 an noch der bekannte Naturarzt Dr. med. *Walser* an der Anstalt thätig sein.

Abonnementsbedingungen:

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zusendung in Berlin **2,—** Mark; im Inland **2,30** Mark; nach dem Ausland **2,50** Mark.

(„Die Frau" ist in der Postzeitungsliste eingetragen unter Nr. 2437.)

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiber-Straße 34—35.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34 35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 6. März 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

An die Beantwortung von Fragen aus dem Bewußtseinsleben können wir nur mit einer gewissen Resignation herantreten. Zu gewaltig ist das Thatsachenmaterial in Vergangenheit und Gegenwart, das Rückschlüsse gewähren oder auch irreleiten kann; zu schwer kontrollierbar sind die geistigen Vorgänge selbst, zu zahlreich die Fehlerquellen. Die Schwierigkeiten verdoppeln sich, wenn wir, wie bei der Frage nach den intellektuellen Grenzlinien zwischen Mann und Frau, nur eins der Vergleichsobjekte aus eigener Erfahrung, das andere nur mittelbar kennen. Der Betrachtende muß einem der beiden Geschlechter angehören; der Boden naiven Empfindens, das nur sich selbst als Norm setzt, muß schon verlassen und eine höhere Warte gewonnen sein, um auch dem andren gerecht zu werden.

Diese Schwierigkeit tritt deutlich hervor, wenn wir untersuchen, welche Urteile sich über unsren Gegenstand im naiven Volksbewußtsein finden. Volksbewußtsein ist bis heute Männerbewußtsein. Das ergiebt sich schon daraus, daß nie der Mann, stets das Weib als Gegenstand der Betrachtung gesetzt ist. Der Mann ist sich der Mensch par excellence. Er ist Träger der Kultur; er giebt das Normalmaß, an dem die Frau gemessen wird, über das sie nach seiner Schätzung sittlich zuweilen hinausragt — dann wird sie als Engel gepriesen — hinter dem sie häufiger aber zurückbleibt, dann wird sie als Teufel geschmäht. Im ganzen ist sie Urquell des Bösen; ihr schiebt der Mann den Verlust des Paradieses zu.

Auch speziell über ihren Intellekt enthält das männliche Bewußtsein nicht viel Schmeichelhaftes: „Lange Haare, kurzer Verstand;“ „Frauenrat und Rübensaat gerät

Digitized by Google

alle ſieben Jahre," das iſt die Quinteſſenz der Anſchauungen; nur in Liſt und Trug wird dem weiblichen Intellekt die Überlegenheit zuerkannt. Wenn daher der heilige Auguſtin meint: „Das Weib kann weder lehren, noch Zeugnis ablegen, noch ein Urteil ſprechen, viel weniger befehlen," oder wenn, ein ſeltſamer Anachronismus, das Konzil zu Macon noch 1693 ernſthaft die Frage unterſucht, ob Frauen Menſchen ſind, ſo ſehen wir darin nur den Niederſchlag des öffentlichen, des Männerbewußtſeins.

Nicht viel ergiebiger iſt die Ausbeute für unſren Gegenſtand, wenn wir uns bei den großen Denkern umſehen. Auch für ſie iſt der Mann die Norm; eben deswegen haben ſie keine Veranlaſſung, ſeine Eigenart zu analyſieren. So weit ſie ſich um die Frau überhaupt kümmern, ſcheint die Auffaſſung des Ariſtoteles maßgebend zu ſein, der die Frau für einen unentwickelten Mann erklärt. Für die Kulturarbeit iſt ſie damit geſtrichen; der entwickelte Mann kann ſie ſelbſtverſtändlich beſſer verrichten als der unentwickelte.

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieſer Skizze ſein, im einzelnen die geſchichtliche Entwicklung zu verfolgen, welche die Auffaſſung vom Weibe, ſpeziell die des weiblichen Intellekts im männlichen Bewußtſein durchmacht. Der feine geiſtige Genuß, den der Verkehr mit den hochgebildeten Frauen des Mittelalters, beſonders der Renaiſſancezeit, den höheren Kreiſen bot, hat einen dauernden Niederſchlag im Maſſenbewußtſein nicht gefunden. Dagegen iſt auch an ihm der Einfluß nicht ſpurlos vorübergegangen, den die Frau, der Sklaverei enthoben, als ſtillwaltende Macht im Innern des Hauſes zu üben beginnt. Der Mann wird ſich einer ſpezifiſchen Wirkung bewußt, die er ſo zu üben nicht vermöchte. Die Thatſache der geiſtigen Differenzierung, der nicht nur gradweiſen, ſondern fundamentalen Verſchiedenheit der geiſtigen Eigenart der Geſchlechter tritt auf die Schwelle des Bewußtſeins. Das führt zu einem verhängnisvollen Schluß. Die durch den damaligen Kulturſtandpunkt noch gebotene thatſächliche Trennung der Thätigkeitskreiſe beider Geſchlechter und die damit zuſammenhängende geringe intellektuelle Entwicklung der Frau werden als unmittelbare Satzung der Natur betrachtet, die das Weib in engſter Fühlung mit ſich erhalten wolle. Bei den nicht hinwegzuleugnenden „Ausnahmenaturen" ſpäht man mißtrauiſch nach der Einbuße, die dieſe Fühlung durch die Pflege des Intellekts in wiſſenſchaftlicher Zucht erlitten haben müſſe; ein leiſer Makel heftet ſich an die Abwendung „von ihrer ſpeziellen Aufgabe."

Dieſen Schluß ſehen wir mehr oder minder noch heute in Kraft. Er ging als Axiom in die willkürliche, ſpekulierende Wiſſenſchaft über, die man bisher als Pſychologie bezeichnete. „Die natürliche Beſtimmung der Frau," die der Mann aus ihren früheren Entwicklungsepochen konſtruiert und als Hemmſchuh ihr anhängt, beginnt zum Schlagwort zu werden; der Philoſoph Erdmann (Halle) mahnt die Frau an „die ſimple Wahrheit," daß es am Ende beſſer ſei, „mit einem Kuß die Welt zu regieren als mit Diſſertationen ihr zu dienen."

So finden wir bis jetzt wenig Ausbeute für unſer Thema. Für die Zergliederung des männlichen Intellekts liegt freilich ein Rieſenmaterial in Geſtalt der bis dahin von ihm geleiſteten Kulturarbeit in Schrift und That vor. Auf den Gedanken, daran die Eigenart ſeines Intellekts zu prüfen, kann der Mann nicht kommen, da das Vergleichsobjekt fehlt. Denn ob zwar dieſer Fülle ſeiner Geiſtesſchöpfungen eine Anzahl weiblicher Leiſtungen gegenüberſteht, ſo wäre doch mit wenigen Namen die Zahl derer bezeichnet, die den vollen Stempel weiblicher Eigenart tragen. Noch iſt Nachahmung des Mannes ſelbſtverſtändlich; die Norm, die er geſetzt, wird vom geiſtig noch unſelb-

Digitized by Google

ſtändigen Weibe acceptiert; er ſelbſt mißt auch Ausnahmefällen gegenüber nur nach dieſem Maß. Der feine Nachempfinder Herder ſieht in dieſem Verfahren, wie er ſich einmal ausdrückt, „mindeſtens ein Unbenehmen.“

Erſt die neueſte Zeit beginnt ein brauchbares Material für unſere Unterſuchungen zu liefern. Schon das darf als Vorarbeit gelten, daß man die pſychiſchen Probleme auf die entſprechende exakte phyſiologiſche Formel zu bringen ſucht. Wenn dabei auch manche Abſurdität mit unterläuft und die materialiſtiſche Erklärungsweiſe pſychiſcher Probleme wieder einen ihrer kurzlebigen Triumphe zu feiern ſcheint,[1]) ſo iſt doch gerade in Bezug auf die Kontrolle der pſychiſchen Verſchiedenheiten durch die genaue Aufzeichnung der phyſiologiſchen Begleiterſcheinungen viel gewonnen. Die phyſiologiſche Thatſache, daß der Mann Mann iſt bis in ſeinen Daumen, das Weib Weib bis in die kleine Zehe, wird zum Angelpunkt auch für die pſychiſche Beurteilung.

Die eigentliche Arbeit auf dem Gebiet der wirklichen, auf Thatſachen gegründeten Pſychologie ſelbſt befindet ſich bekanntlich noch auf den allererſten Entwicklungsſtufen. Sie beſteht in der Anwendung exakter Methoden, um den Inhalt und den Verlauf unſeres geiſtigen Lebens, die man bisher nach ungefähren Eindrücken abſchätzte, genau zu kontrollieren. Dieſe Methoden hat man nicht ohne Erfolg auch zur Feſtſtellung der pſychiſchen Verſchiedenheiten der Geſchlechter angewendet. Einer der erſten Arbeiter auf dieſem ſchwierigen Gebiet iſt der amerikaniſche Profeſſor Jaſtrow.[2]) Bei einem ſeiner grundlegenden Experimente bildeten männliche und weibliche Univerſitätsſtudenten die Verſuchsperſonen. Unterſuchungsgegenſtände waren: die Gemeinſamkeit der Ideen und Denkgewohnheiten, die Natur der gewöhnlichen Aſſociationstypen und die Zeitverhältniſſe bei allen dieſen Vorgängen. 50 Studenten (25 männliche und 25 weibliche) wurden aufgefordert, 100 unzuſammenhängende Wörter, ſo ſchnell ſie könnten, hintereinander aufzuſchreiben und ſich die dazu gebrauchte Zeit zu merken. Von den ſo erhaltenen Wörtern kamen faſt 3000 mehrfach vor; ein Beweis, wie groß die Gemeinſamkeit unſrer Ideen iſt. Während aber bei den männlichen Studenten 1375 Wörter nur einmal vorkamen, fanden ſich ſolcher nur einmal vorkommender Wörter bei den weiblichen Studenten nur 1123; die Gemeinſamkeit der Ideen ſtellte ſich alſo bei den Frauen als größer heraus. Bei der Einteilung aller Wörter in Rubriken fand ſich, daß bei Männern beſtimmte Wortklaſſen häufiger ſind als bei Frauen, nämlich Bezeichnungen aus dem Tierreich, Eigennamen, Zeitwörter, Eigenſchaftswörter, andere Redeteile, Gerätſchaften und Werkzeuge, Pflanzennamen, abſtrakte Begriffe, meteorologiſche und aſtronomiſche Benennungen, Beſchäftigungen und Berufe, Fuhrwerke, geographiſche und landſchaftliche Bezeichnungen. Bei den Frauen dagegen kamen häufiger vor: Namen für Kleidungsſtücke, Stoffe, Wohnungseinrichtung, Nahrungsmittel, Gebäude und Baumaterial, Bezeichnungen aus dem Mineralreich, Schreibwaren, Erziehungsweſen, Kunſt, Amüſement, Verwandtſchaft. Beide Geſchlechter brachten gleich häufig Namen für Körperteile, Ausdrücke aus dem Handelsleben und vermiſchte Wörter. Die meiſten von den Männern gebrauchten Wörter bezogen ſich auf das Tierreich (254 zu 178), die meiſten von den Frauen gebrauchten auf Kleidung und Kleiderſtoffe (224 zu 129). Größer als der Unterſchied bei irgendwelcher anderen Wort-

[1]) Ich erinnere nur an die William Jamesſche Auffaſſung: „wir weinen nicht, weil wir traurig ſind, ſondern wir ſind traurig, weil wir weinen.“

[2]) Havelock Ellis, Mann und Weib. S. 170 ff. (Leipzig, Georg Wiegand.)

klasse ist der in Bezug auf die Bezeichnung der Nahrungsmittel; während bei den Männern nur 53 Wörter dieser Kategorie vorkommen, finden wir bei den Frauen 179. In Bezug auf die Zeit, die das Experiment in Anspruch nahm, ließ sich kein wesentlicher Unterschied der Geschlechter feststellen.

Wir können offenbar einen unanfechtbaren Schluß auf die ursprüngliche geistige Konstitution der Geschlechter aus dieser Untersuchung noch nicht ziehen. Eine Fehlerquelle liegt zu sehr auf der Hand: der Einfluß der Erziehung und der socialen Verhältnisse. Wenn Frauen mit Kleidung und Nahrung unaufhörlich zu thun haben, wenn die durch Überlieferung geheiligten Mängel ihrer eigenen Kleidung sie zu steter Beachtung zwingen, so ist es natürlich, daß die bezüglichen Wortklassen ihrem Gedächtnis sich aufdrängen. Rechnen wir die Vererbung hinzu, so bildet das einen schwerwiegenden Faktor. Wir erfahren also wohl, wie die Vorstellungswelt bei Männern und Frauen der gleichen Bildungskreise unter den heutigen Verhältnissen beschaffen ist, nicht aber, wie sie unter andren Umständen beschaffen sein könnte. Wir wissen nicht, wie weit wir es mit künstlichen, d. h. zu beseitigenden, wie weit mit natürlichen Geschlechtsunterschieden zu thun haben.

Bei aller Vorsicht glaubt Professor Jastrow doch bei der Frau auf ein entschiedenes Interesse für ihre unmittelbare Umgebung, für das fertige Produkt, das Dekorative, Individuelle und Konkrete schließen zu dürfen, während sich beim Manne eine Vorliebe für das Entferntere, das im Werden Begriffene, das Nützliche, Allgemeine und Abstrakte geltend mache; Resultate, die zu sehr mit unsren eigenen Erfahrungen übereinstimmen, um sie zu vernachlässigen. Eine andere Reihe von Untersuchungen, die sich direkt auf das Formale der geistigen Vermögen, nicht auf den mehr oder weniger zufälligen Vorstellungsinhalt bezog, läßt ihn zu dem Schluß kommen, daß die Frauen den Männern in Sachen des Gedächtnisses entschieden überlegen sind; ferner, daß Männer Associationen durch Schall und vom Teil zum Ganzen bevorzugen, Frauen dagegen solche vom Ganzen zum Teil und vom Objekt zur Qualität; Schlüsse, die sich wiederum bei anderen Versuchspersonen nicht ganz zu bestätigen schienen.

Wenn wir es hier auch erst mit Anfängen zu thun haben, so ist es bei aller berechtigten Skepsis und Vorsicht doch klar, daß durch solche Experimente bei sorgfältiger Beachtung der Fehlerquellen und bei gehöriger Ausdehnung ein wertvolles Material gewonnen werden kann, das uns einen Schluß auf die Eigenart des männlichen und weiblichen Intellekts erlaubt.

Daß eine solche Eigenart vorhanden ist, das sagt uns nicht nur die tägliche Erfahrung, diese Überzeugung bleibt uns auch als Restbestand aller physiologischen und psychologischen Untersuchungen. Nur hat man bisher diese Eigenart und die Grenzlinien zwischen dem männlichen und weiblichen Intellekt durch die einfache Scheidung des ganzen geistigen Gebiets in einen Teil, den die Frauen noch mit bewältigen können und einen höheren Teil, der den Männern vorbehalten blieb, bestimmen zu können geglaubt. Ihren sichtbaren Ausdruck fand diese Scheidung in den Bildungssystemen für beide Geschlechter; er schwankt je nach dem Kulturstandpunkt der Nationen. Gar mancher Frau ist dieser willkürlich gezogene Strich einmal mitten durchs Herz gegangen. George Eliot berichtet eigene Erfahrungen, wenn sie in der „Mühle am Floß" die kluge kleine Maggie die Überzeugung aussprechen läßt, sie könne so gut Latein und Mathematik lernen wie ihr einfältiger Bruder Tom. Aber sie wird mit dem harten Bescheid zurückgewiesen, Mädchen könnten wohl ein wenig von allem

lernen, aber in nichts tief eindringen; eine „Wahrheit," die heute noch in demſelben Grade gilt wie Buckles Bemerkung über die Abſtumpfung des Denkvermögens der Frauen „durch das elende, verächtliche, abgeſchmackte Syſtem, das man ihre Erziehung nennt, bei welchem wertvolle Dinge ihnen ſorgfältig vorenthalten und geringfügige ſorgfältig beigebracht werden."

Es iſt bisher der Beweis nicht erbracht, daß man auf dieſem Wege zur Feſtſtellung intellektueller Grenzlinien gelangen könne. Denn immer weiter iſt die vermeinte Grenzlinie durch begabte Frauen hinausgerückt worden. Lange Zeit hat man geglaubt, die Pfähle dort aufpflanzen zu dürfen, wo das eigentliche Reich der Wiſſenſchaft beginnt; man hat ſie feſt genug eingerammt, um der Frau gewaltſam das Schöpfen wenigſtens aus den wohlgefaßten Quellen zu wehren. Für alle Kulturländer außer Deutſchland iſt dieſer Zeitpunkt vorüber, und auch hier beginnt die feſtgewurzelte Überzeugung zu ſchwinden, daß die Frauen das wiſſenſchaftliche Rüſtzeug für die ſogenannten gelehrten Berufe nicht erwerben können. So möchte ich mich der Abſurdität nicht ſchuldig machen, Beweismaterial für eine Wahrheit heranzuziehen, die ſich ſchon heute durch die Tauſende in dieſen Berufen thätiger Frauen auch dem blödeſten Bewußtſein aufdrängen muß. Dühring hat recht, wenn er meint, daß der Zugang zu den höheren Berufen den Frauen nur noch durch eine Falſtaffgarde verwehrt werde.

Wenn ſich aber nicht hier, wo ſie der männliche Geiſt mit einer gewiſſen Befriedigung vermutete, die Grenzlinie hinzieht, wo iſt ſie dann? Iſt ſie überhaupt durch die Natur gezogen? Iſt etwa das, was man gemeiniglich dafür hält und was zu definieren ſo ſchwer fällt, nur ein künſtliches Produkt von Erziehung und Vererbung, Anpaſſung und ſyſtematiſcher Ausbildung? Oder iſt doch ein natürlicher Unterſchied vorhanden?

Offenbar ſuchen wir ihn auf dem angedeuteten mechaniſchen Wege vergebens, der irgend ein Gebiet abtrennen will, nur weil die Frauen vielleicht ſeine höchſten Gipfel nicht erklimmen könnten, auf denen auch die Männer nur ſo vereinzelt ſitzen, wie die Einſiedler auf dem Montſerrat. Stellen wir aber für die Beantwortung unſerer Frage die phyſiologiſchen Thatſachen und die ſowohl durch exakte pſychologiſche Experimente, als durch tägliche Beobachtungen und Erfahrungen gewonnenen Überzeugungen zuſammen, ſo ergeben ſich uns folgende Gedankenreihen.

Unſer Blick haftet zunächſt auf zwei großen biologiſchen Thatſachen. Die eine iſt: wenn man ein Weſen ſchaffen wollte, das in allem dem Mann möglichſt ähnlich ſein ſollte, ohne ihn irgendwo ganz zu wiederholen, ſo könnte man kein andres ſchaffen als die Frau (und umgekehrt). Wie ſich ihr Körper in gleicher Weiſe aufbaut, ſo nährt ſich auch ihr Geiſt von den gleichen Elementen und arbeitet nach denſelben Geſetzen; zwei mal zwei iſt vier ſo gut für die Frau, wie für den Mann, wenn man ihr auch häufig das Gegenteil einreden möchte. Die Arbeit nach wiſſenſchaftlichen Methoden ſpielt ſich bei beiden Geſchlechtern gleich ab; man muß ſie nur gelernt haben. Beide ſind Menſchen, beide mit den gleichen Seelenkräften ausgeſtattet; für beide iſt das höchſte Vermögen, von dem als Centrale die übrigen zu regieren ſind, die Vernunft.

Die zweite Thatſache aber iſt: obwohl die Geſchlechter körperlich und geiſtig auf dem gleichen Boden ſtehen, zeigen ſie doch neben der körperlichen auch eine durchgängige geiſtige Differenz, die nicht auf einer anatomiſch nachweisbaren Verſchiedenheit der Hirnſtruktur beruht, ſondern auf der Verſchiedenheit der Intereſſen- und Gefühls-

richtung, die ihre verſchiedenen phyſiologiſchen Funktionen bedingen. Das Weib iſt zur Mutterſchaft beſtimmt; dieſe Beſtimmung bedingt ihre phyſiſche und pſychiſche Eigenart. Der Mann iſt, ſeiner phyſiologiſchen Grundlage entſprechend — wie auch der einzelne von dem Typus abweichen möge — als Gattungsweſen der unruhigere, beweglichere, mit mehr Initiative ausgeſtattete Teil. Die Thatſache ſeiner größeren Variabilität ſcheint unbeſtreitbar; ſie ſichert ſeinem Geſchlecht die zahlreicheren und größeren Genies, d. h. wirklich ſchöpferiſcher Geiſter (worauf die ſich am häufigſten zu berufen pflegen, die am wenigſten Urſache dazu haben), aber auch den größeren Anteil an der Entartung, an Verbrechertum und Idiotismus.

Schwerlich werden an dieſen Thatſachen die hinabrollenden Jahrtauſende mit ihren modifizierenden Tendenzen etwas Weſentliches ändern (ſicherlich aber nicht abſehbare Zeiträume), da die phyſiologiſchen Vorgänge, als deren Parallelerſcheinungen ſie gelten müſſen, ſtets die gleichen bleiben. Wohl aber werden ſie mit den ſeltſamen und unſinnigen Folgerungen aufräumen, die man aus dem zweiten Geſetz gezogen hat, weil man das erſte darüber vergaß.

Anſtatt die Mutterſchaft als eine Qualität des Weibes anzuſehen, die ſein Weſen bedingt, eigenartig färbt, in ſeinen Beſtrebungen beſtimmt und der Menſchheit einen durch keinen anderen zu erſetzenden Kulturfaktor ſichert, ſah man die phyſiſche Mutterſchaft als alleinigen Endzweck des Weibes an, auf den ſie zu harren, dem ſie ausſchließlich zu leben habe, ohne deſſen Erfüllung ihr Leben verfehlt ſei — ohne zu bedenken, daß man es damit aus der Reihe der Vernunftweſen ſtrich. Mehr noch verwirrte man die Dinge, indem man ſtatt der Mutter die Gattin ſetzte. Einer Frau iſt es vorbehalten geweſen, in unbegreiflicher Selbſtſchmähung die letzte Konſequenz dieſer Auffaſſung zu ziehen und im Weibe das hyſteriſche Geſchlechtsweſen zu zeichnen. In der jubelnden Zuſtimmung, die die Auffaſſung Laura Marholms bei vielen Männern und leider auch bei manchen Frauen erregt hat, kennzeichnet ſich jene Verranntheit in Extreme, jene Perverſität, die einem Umſchlag der Stimmung vorauszugehen pflegt.

Wohin ſie geführt hat, dieſe einſeitige Auffaſſung, die im Weibe nur das Geſchlechtsweſen ſieht, das lehrt uns die Geſchichte. Von der tiefen Verachtung, mit der der Jude ſein Weib anſieht, dem er den Segen, den ſie der Menſchheit bringt, zum Fluch werden läßt, ſteckt auch in der modernſten Civiliſation noch genug, um uns den erſchütternden Mahnruf verſtändlich zu machen, den Chriſtine Ahrenſee[1]) in die Welt ſchleudert:

„Wir, die wir die Menſchheit gebären, ſind Sklaven! . . . Das iſt eine entſetzliche Sache, daß die Menſchen von Sklaven ſtammen, von Haustieren. — Was für eine ungeheure Laſt von Verachtung, Ungerechtigkeit, Willkür auf uns allen ruht! Wie iſt es nur möglich geweſen, daß auf lebendige Menſchen ſolche Laſt gehäuft wurde? Auf die Toten — — Erde! Die fühlen es nicht! — — Aber wir!

Iſt es ſo langſam und weich gekommen wie Schneefall?

Haben ſie nie gerungen?

Nicht denken, nicht ſprechen, nicht handeln, nicht wollen, nicht dürfen, nicht können! — Das iſt das Weib.

Mit gebundenen Händen, mit gebundener Seele, mit ertöteten Gedanken, mit einem Körper, der nicht ihr gehört, mit einer Seele, die ſie nicht kennt, mit Kraft, von der ſie nichts weiß. — Betrogen um alles — um ihr Recht, um ihre Ehre, um ihr Bewußtſein, um ihre Freiheit. Die Liebe werfen ſie ihr einzig hin. Das, was ſie Liebe nennen."

---

[1]) In Helene Böhlaus Roman: Das Recht der Mutter.

Auf dem Grundriß, den die Natur vorgezeichnet, hat man ein Gebäude errichtet, das heute den Einsturz droht. Es liegt in der Art seiner Konstruktion, daß es unter seinen Trümmern nicht nur die Frau, sondern auch den Mann begraben würde. Denn am Manne selbst hat die Geschichte seine niedere Auffassung von der Frau gerächt. Versuchen wir, indem wir ganz bekannte Thatsachen gruppieren, nach dem gleichen Grundriß einen Bau von festerer Konstruktion, unter Beobachtung nicht nur des zweiten, sondern auch des ersten biologischen Gesetzes.

Auch wir gehen von dem Satz aus, daß das ganze Wesen des Weibes bedingt ist durch die Mutterschaft. Aber wir fassen den Begriff hier, wo es sich um psychische Probleme handelt, als Qualität, als Wesensbestimmung; nicht als Hemmnis für die geistige Entwicklung, sondern als Wegweiser, in dem Sinne des Maxime du Camp: „Das Weib kann religiöse Keuschheitsgelübde ablegen, aber es ist zur Mutter geboren und bleibt Mutter, wenn auch die Verhältnisse das physische Gesetz ihres Geschlechts nicht achten.“ Diese Bedingtheit durch die Mutterschaft zeigt sich — wie auch hier wiederum das Einzelwesen abweichen möge — im Wesen der ganzen Gattung. Sie bringt in die weibliche Eigenart jenen bekannten Zug zum Persönlichen, Konkreten, jene schnellere und tiefere Fühlung mit menschlicher Eigenart; sie ist der Urgrund des psychischen Altruismus, des Mitleids, der Liebe, die auch in ihren geistigsten Formen die Züge des Weibes trägt. Sie stellt sie in Gegensatz zu der abstrakteren, spekulativen, auf das Systematische, Unpersönliche gerichteten Veranlagung des Mannes. Die intellektuellen Prozesse verlaufen bei beiden gleich; vielfach aber regen sie andere Centren an, lösen andere Verbindungen aus. Diese verschiedene Richtung ihres Interesses, ihres Gefühlsanteils, nicht ihre Gehirnstruktur an und für sich, bildet in der That so etwas wie eine geistige Grenzlinie zwischen den Geschlechtern; sie sichert dem einen hier, dem andren dort den Vorrang. Nur sind die Grenzlinien der Natur nicht durch feste Pfähle bezeichnet wie die der Menschen. Hinüber und herüber reichen die Varietäten. Wie weit sie im einzelnen vom Typus abweichen können, ist a priori garnicht zu bestimmen. Ehe Sonja Kowalewska den Lehrstuhl in Stockholm bestieg, hätte niemand einer Frau solche geniale Veranlagung für Abstraktionen, ehe Pestalozzi in Stanz wirkte, niemand einem Manne solche Mütterlichkeit zugetraut. Aber in der Gattung bleibt der Grundzug bestehen. Neben der einen Hypatia stehen als Zeitgenossinnen Tausende von begeisterten Jüngerinnen des emporsteigenden Christentums, d. h. neben der einen in spekulativen Abstraktionen aufgehenden Frau Tausende, die nicht in der theoretischen, sondern in der angewandten Ethik, in der ganz persönlichen Atmosphäre der Religion der Liebe ihr Lebenselement fanden. Man darf dreist behaupten, daß Hegel unter den Frauen nie Schule gemacht hätte. Der echte Mann wird ihnen das als Inferiorität auslegen; manche Frau möchte geneigt sein, es sich als Superiorität anzurechnen, daß sie rein dialektischen Turnkünsten und formalistischen Spitzfindigkeiten keinen Geschmack abgewinnen kann, wie denn auch Hippel, der den Sinn der Frauen für innere Wahrheit rühmt, mit Genugthuung bemerkt: „Auf die Schauessen der Philosophen nehmen sie keine Einladung an.“ Jedenfalls bevorzugen sie unter ihnen die konkretesten, persönlichsten, die den Problemen des wirklichen Lebens am meisten ihre Aufmerksamkeit zuwenden; nach den Aufzeichnungen eines großen Londoner Buchhändlers: Schopenhauer, Plato, Mark Aurel, Epiktet und Renan (den wir wohl kaum als Philosophen gelten lassen würden). Objektiv betrachtet, war der Hegelianismus mit seinen Begleiterscheinungen eben eine berechtigte Offenbarung

männlicher Eigenart. Daß aber etwas ebenso berechtigter kräftiger Wirklichkeitssinn keine ungesunde Gegenwirkung geübt hätte, dürfte heute wohl allgemein zugestanden werden.

Eine Fühlung mit den bisher erörterten Wahrheiten ist, wie wir schon mehrfach sahen, stets im Massenbewußtsein gegenwärtig gewesen, aber, seiner groben Struktur entsprechend, in übertriebener Form. Weil in der Mutterschaft das Gefühl seinen höchsten Triumph feiert, so entstand in der Auffassung der Masse der karikierende Gegensatz, der das Weib unaufhörlich am häuslichen Herde mit der Produktion und Verwertung von Gefühlen beschäftigt sein läßt, während der Mann die Welt der Ideen beherrscht. Es scheint manchmal, als sei der Mann ohne Herz und die Frau ohne Kopf unserem Volke ein Ziel aufs innigste zu wünschen. Selbst der feinfühlige Schiller kann die Frau nur in Thränen schwimmen lassen, während der Mann rastlos seines Traumes Bild durch entlegene Sterne jagt. Fein bemerkt dagegen Theobald Ziegler[1]: „Diese totale Differenz (zwischen Männern und Frauen) braucht doch quantitativ keine erhebliche, keine große zu sein. Die Differenz ist überall da, gewiß; aber daß die Gemeinsamkeit größer ist als sie, dafür bürgt schon der Gattungsname ‚Mensch'."

Diese Differenz, diese verschiedene Richtung des Interesses zieht sich nun zwar neben allem Gemeinsamen durch die ganze Lebensbethätigung der Geschlechter; aber eben sie ist es, die sie so vorzüglich zur gegenseitigen Ergänzung geeignet macht. Sie kann sie freilich auch auseinanderführen, wenn, wie bei uns in Deutschland, nur dieser Wesensgrundzug gepflegt und die beiden Geschlechtern gemeinsamen intellektuellen Anlagen in dem einen vernachlässigt werden; dann streben die Geschlechter auseinander wie nach dem Turmbau zu Babel die verschiedensprachigen Nationen; ein Vorgang, den man bei uns nach jedem Diner im kleinen beobachten kann.

Die Ergänzung der Geschlechter hat bisher nur im Hause stattgefunden, denn bis jetzt hat der Wesensgrundzug des Mannes, die Art, wie er die Dinge ansieht, als die für das öffentliche, d. h. das ganze außer dem Hause sich abspielende Leben allein maßgebende, allein berechtigte gegolten. Noch heute wird der Frau vielfach nur das Haus als Wirkensstätte zugestanden; höchstens giebt man ihr ein weiteres Feld, weil die Not es so will. Eine ganz andere, in sich selbst ruhende Auffassung der Dinge möchte doch ihre Berechtigung erweisen können. Dazu drängt folgende Gedankenreihe.

Die Eigenart der Frau hat die Familie und die Familienkultur erst geschaffen. Sie wäre undenkbar gewesen ohne ihre individuelle Art, die Dinge zu sehen und ohne jenen Zug zum Ideellen, den Buckle so fein hervorhebt. Diese Wirkung ist erst möglich geworden, als sie aus der Sklaverei heraustrat. Es scheint fast unmöglich, aus dieser Thatsache nicht einen weiteren Schluß zu ziehen.

Wem die Menschheitsgeschichte Entwicklungsgeschichte ist, der kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß alle eigenartigen edlen Kräfte der Menschheit dabei ins Spiel kommen, ihren Einfluß dabei üben müssen. Die der einen Hälfte liegen, so weit das öffentliche Leben in Frage kommt, brach. Und der Vergleich ist wohl nicht abzuweisen, daß im öffentlichen Leben genau dasselbe Element fehlte, das der Familie fehlte, ehe die Frau aus der Sklavin die gleichberechtigte Gefährtin wurde.

Unsere ganze Kultur trägt den Stempel der Einseitigkeit. Das empfinden wir trotz der ungeheuren Fülle der vom Manne geschaffenen Kulturwerte. Daß diese Einseitigkeit nicht noch starrer hervortritt, daß unsere Zeit vielmehr darnach ringt, auf

[1]) Die soziale Frage eine sittliche Frage. (Stuttgart, Göschen) S. 123.

allen großen Entwicklungsgebieten Reſte des Barbarentums abzuſtoßen und mildere Einrichtungen zu ſchaffen, ſo daß das Schlagwort von der Feminiſierung des modernen Lebens entſtehen konnte, dürfte nicht zum kleinſten Teil auf den vom Hauſe aus geübten Einfluß der Frauen zurückzuführen ſein. Eine Reinkultur männlicher Eigenart, freilich auf der Grundlage einer Volksbegabung, von der die Geſchichte kein zweites Beiſpiel kennt, zeigt uns dagegen die alte Welt. Wenn wir in die Tiefe der Abgründe hinabſchauen, die ſich neben den Gipfeln feinſter intellektueller und künſtleriſcher Kultur aufthun, ſo begreifen wir Morgans Auffaſſung, daß der Untergang der klaſſiſchen Civiliſation ihrer Unfähigkeit, das Weib zu entwickeln, zuzuſchreiben ſei. Das unentwickelte Weib, dem das Geſchlechtsleben Mittelpunkt des Daſeins iſt, zieht auch den Mann in den trüben Sumpf, in dem er ſie vegetieren läßt. „Kann der Mann frei ſein," ruft Shelley aus, „wenn die Frau Sklavin iſt?"

Als entſcheidender Einwand gegen das Verlangen der Frau, an der Löſung der Kulturaufgaben im öffentlichen Leben mitzuwirken, gilt der Satz von der Differenzierung und der daraus ſich ergebenden Notwendigkeit der Arbeitsteilung, die von der ſteigenden Civiliſation untrennbar ſei. Der Satz iſt unſtreitig richtig; falſch und einer niedren Kulturſtufe entſprechend iſt nur der Gedanke, daß der Differenzierung eine *mechaniſche* Arbeitsteilung entſpreche. Die Differenzierung iſt gegeben in der Eigenart der Geſchlechter; ſie ſteigt mit erhöhter Kultur; der Mann wird immer mehr Mann, die Frau immer mehr Frau, während ſich bei uncivilisierten Völkern die Typen verwiſchen. Man hat die erſte mechaniſche Teilung ſo vollzogen, daß man der Frau das Haus, dem Manne die Welt gab; eine Teilung, die ſich, obwohl damals geboten, als dauernde Einrichtung weder als gerecht und durchführbar, noch, nach dem Stande unſres öffentlichen Lebens zu urteilen, als vorteilhaft für die Gemeinſchaft erwieſen hat. Eine mechaniſche Teilung der Aufgaben und Berufe in männliche und weibliche (die übrigens in der Praxis immer darauf hinauslaufen würde, daß *alle* Berufe männlich, und nur einige — nicht eben die ehrenvollſten und einträglichſten zugleich auch weiblich ſein ſollen) würde ſich ebenſo unergiebig erweiſen und der ſteigenden Differenzierung wichtige Wirkungsweiſen verſchließen. Wir müſſen von dem Gedanken loskommen, daß Arbeitsteilung und räumliche Teilung, Arbeitsteilung und Berufs- und Gebietsteilung ſich deckende Begriffe ſind. Richtig verſtandene Arbeitsteilung läßt auf dasſelbe Objekt die verſchiedenſten Kräfte aus der ihnen eigenen Richtung und nach Maßgabe der in ihnen liegenden Energie wirken, ſo lange dieſe Kräfte im ſtande ſind, einander zu ergänzen. Und eben dieſer Fall liegt hier vor. Wir brauchen nur einen Blick auf die vielumſtrittenen Gipfel, auf das Berufsgebiet zu werfen, das man ſpeziell als das höhere bezeichnet, um zu ſehen, daß die Eigenart der Frau ſich neben der des Mannes in ihrer Bedeutung behauptet und eben darum zu einer wichtigen Ergänzung auf dieſem Gebiet beitragen kann. Was ſie beim Lehrberuf und in der Medizin, die der perſönlichen Einwirkung, der feinen Beobachtung und dem Intereſſe für das Ideelle und das Individuelle einen ſo weiten Spielraum gewähren, bedeuten kann, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. „Es wären", meinte Hippel vor nunmehr 105 Jahren, „der moraliſchen Karikaturen weit weniger, wenn wir uns entſchließen könnten, dem weiblichen Geſchlecht einen größeren Anteil an dem Unterricht und der Erziehung einzuräumen". Hippel will offenbar damit nur auf denſelben Zug hindeuten, der die Frau in der Kinderſtube ſo unerſetzlich macht: das Verſtändnis für die Eigenart und ihre Entwicklung. Bis jetzt ſehen wir nun

freilich wenig von einer weiblichen Sonderart beim Unterricht. Auch den Lehrerinnen ſteckt der Memoriermaterialismus unſerer Zeit im Blut. Sie müſſen ſich zunächſt von den Schlinggewächsgewohnheiten löſen, die ſie auf ſklaviſche Nachahmung des Überlieferten hinweiſen, bis ihnen die Achtung vor dem Individuum, die Berückſichtigung des organiſchen Prinzips, das ihrer Eigenart näher liegen muß als der des Mannes, neue Wege ſuchen hilft. Zum Teil aber iſt — auch das muß bedacht werden — ihre Nachahmung eine grundſätzliche und vollbewußte. „Wir müſſen es machen wie die Männer, oder ſie erkennen uns nicht an," das war das Prinzip der engliſchen Frauen bei Begründung ihrer Colleges. Ähnliche Grundſätze ſind auch bei uns vielfach maßgebend und werden maßgebend bleiben müſſen, ſo lange jede ganz auf der Eigenart der Frau beruhende unterrichtliche Leiſtung dem Mißtrauen und der Geringſchätzung begegnet. Erſt wenn man der Frau unter Beiſeiteſetzung des Prinzips der mechaniſchen Arbeitsteilung vollen Einfluß auf die öffentliche Erziehung geſtattet, wird die wirkliche, der geiſtigen Differenzierung entſprechende Arbeitsteilung beginnen. Den reichen Errungenſchaften, die wir dem Manne auf dieſem Gebiet verdanken, wird dann erſt die entſprechende Ergänzung werden können.

Und dasſelbe gilt, ſo mitleidig mancher Mann dabei lächeln wird, vom Gebiet des Rechts, beſonders in ſeiner praktiſchen Ausgeſtaltung. Es klafft ein weiter Riß zwiſchen dem geſchriebenen und dem mit uns geborenen Recht. Wenn die Frau von heute, ohne tiefere Kenntnis der geſchichtlichen Entwicklung und darum ohne Achtung vor der hiſtoriſchen Bedingtheit alles Geſchehens, zur Frau der Zukunft geworden ſein wird, der geiſtige Kultur ſo wenig vorenthalten blieb wie dem Manne, ſo wird ihr lebhaftes Gefühl für das Perſönliche, Konkrete unzweifelhaft für Rechts- und Verwaltungsgebiete eine willkommene Ergänzung zu der anders gearteten Auffaſſung des Mannes bieten. Das einſeitige: fiat justitia, pereat mundus des Mannes und das ihm ſo oft entgegengehaltene ebenſo einſeitige: fiat misericordia, pereat justitia der Frau werden dann erſt ſich gegenſeitig abtönen können. — Was endlich noch die Frau auf dem Gebiet der Kirche bedeuten, was ſie als Seelſorgerin ſein könnte, das hat einer unſerer bekannteſten proteſtantiſchen Theologen vor kurzem erſt bei der Eröffnung des Viktoria-Lyceums ausgeführt.[1])

So kann unſere Forderung nur ſein: Gebt die mechaniſche Arbeitsteilung auf, damit die organiſche, die weſensgemäße Arbeitsteilung ſich vollziehen kann. Gebt der Eigenart beider Geſchlechter nebeneinander vollen Raum auf allen Kulturgebieten; nur dann wird ſich herausſtellen, wo etwa dennoch beſondere Kräfte auch auf beſondere Gebiete hinweiſen; es liegt in der Natur der Sache, daß ſie dann auch ohne mechaniſchen Stoß von außen her dieſe Gebiete mit Vorliebe aufſuchen werden.

Ich habe in meinen Ausführungen nur die Erkenntnis zu formulieren verſucht, die ſich, wie es mir ſcheinen will, langſam im Zeitbewußtſein durchzuringen ſtrebt. Sie geht uns nicht ohne Kampf ein. Wie in der galliſchen Ebene hören wir die Geiſter in den Lüften toſen. Es iſt, als ob der Antagonismus der Geſchlechter, die gegenſeitige Abſtoßung, die eine ſo charakteriſtiſche Erſcheinung des unreifen Alters iſt und die ſich nachher in der Ehe in Liebe und Vertrauen löſt, auch im Verhältnis der Geſchlechter im großen eine Rolle ſpielen ſoll. Auch hier zeigt der Kampf die

[1]) Die Frau und die Religion. Von Profeſſor Dr. Pfleiderer. Novemberheft der Zeitſchrift: „Die Frau".

charakteriſtiſchen Zeichen der Unreife. Ein Pochen auf die eigene Kraft, die eigene Art; ein Mißkennen und zum Teil abſichtliches Herabſetzen des anderen Geſchlechts. Mit Ada Negri ruft die Frau, in der Maſchinenära von mancherlei Hemmniſſen befreit, ihr „Ego sum!“ in die Weiten; wie ſie will ſie

. . . . „kühn von Sinn,
Wie Donner in den Schwarm der Blöden ſchreien,
Der Boshaften: ‚ich bin!‘“

Der Mann erfährt, was ihm bisher noch nicht vorgekommen — als innerhalb ſeiner vier Wände: Kritik vom Weibe. Er rächt ſich durch Schmähungen, ohne zu bedenken, daß er damit auch die eigene Mutter trifft; Strindbergs Gefolgſchaft mehrt ſich unter den „Jüngſten“. Er verſpottet den Zug der Frau zum Perſönlichen, der ſich bei dem Mangel an edler Kultur nur zu leicht in Klatſch und Putzſucht äußert; ſie aber höhnt ſeine Syſtemſucht, die in Schema F ſo herrliche Blüten treibt. „Die Frau iſt die Verſucherin, die Sünde, die Quelle der Degeneration, cherchez la femme“ — ſo hallt es im Chorus, dem des wandelreichen Ibſen letzte Schöpfung, Gabriel Borkman, kräftig ſekundiert: „O dieſe Weiber! Das Leben verderben und verdrehen ſie uns! Sie verpfuſchen uns unſer ganzes Schickſal — unſern ganzen Siegeslauf!“ und nicht minder kräftig ſchallt es zurück aus dem Munde Sibilla Dalmars[1]): „Was für ein merkwürdiges Geſchlecht ſind die Männer! . . . Sie kommen mir alle ſo tierverwandt vor!“

Das ſind die Stürme einer Frühlingswende. Sie brauſen mit Macht durch die Wipfel. Sie ſpielen auch hie und da ein kindiſches Spiel, halbdürre Äſte trotzig knickend. Wie der Backfiſch ſich wohl knabenhaft geberdet, bis ihm plötzlich das Bewußtſein glutrot ins Antlitz ſteigt: Du biſt ein Weib! ſo ſehen wir in der jungen Bewegung der Frauen manchmal auch männliche Art. Weil ſie die innere Unwahrheit der ihnen immer wieder aufgedrängten Überlieferungen über das Weſen des Weibes abweiſen, ſo meinen manche eine ganz beſondere Unabhängigkeit des Denkens zu zeigen, wenn ſie das genaue Gegenteil von dem thun, was bisher Frauenart war, und weil Juſtus Möſers gute Selige ein Foſſil iſt, ſo meinen ſie behaupten zu müſſen, die Hausfrau und Hausmutter ſei überhaupt ein Foſſil.

Es iſt kaum ehrlich vom Manne gehandelt, den die Geſchichte auf allen Blättern lehrt, was Entwicklung bedeutet und der ſich ſelbſt jeden Entwicklungskampf auch in den häßlichſten Formen zu gute hält, dieſe Kinderkrankheit ſo ernſthaft zu nehmen und aus dem bißchen kindiſchen Gebahren einzelner der Menſchheit den Verluſt ihrer weiblichen Hälfte zu prophezeien. Dieſe Entwicklungskrankheit iſt ſchon jetzt im Abnehmen. Denn überall wächſt in den Frauen der Mut der Selbſtbehauptung, der Mut, zu betonen: „Ich bin anders als ihr; eben deswegen gehöre ich an eure Seite, nicht nur im Hauſe, ſondern überall da, wo meine Eigenart not thut im Leben, überall, wo es gilt, Probleme zu löſen zur geiſtigen, ſittlichen und wirtſchaftlichen Förderung eines Geſchlechts, das meines ſo gut iſt wie eures. Das, was ihr könnt, ſchätze ich hoch; aber nie und nimmer könnt ihr mich erſetzen.“ So klingt ihr Ruf, und die Zeit iſt nicht ferne, wo er gehört wird.

Es iſt immer mißlich, Wahrſcheinlichkeitsbilanzen für die Zukunft zu ziehen. Und dennoch lockt die Frage, wie die organiſche Arbeitsteilung im großen wirken werde, zu

[1]) Roman von Hedwig Dohm. Berlin, S. Fiſcher.

Digitized by Google

einem beſcheidenen Verſuch. Handelt es ſich dabei doch nur um letzte Folgerungen aus gegebenen Prämiſſen.

Wollten wir uns zwar ein deutliches Bild der Beteiligung der Frau an der Berufsarbeit und an den praktiſchen Gemeinſchaftsintereſſen machen, denen ſie bisher ſo gut wie ganz fern ſteht, ſo müßte der Verſuch verſagen, weil für die Fülle der hier zu berührenden Beziehungen die Vorausſetzungen zu wenig klar liegen. Da aber bald die männliche, bald die weibliche Eigenart auf dieſen Gebieten einen Vorzug ſichert, ſo ſcheint der Schluß erlaubt, daß bei fortſchreitender Unbefangenheit des Denkens an die Stelle der anerzogenen, verallgemeinernden Schätzung, die dem Manne jetzt noch den unbedingten Vorzug vor der Frau ſichert, je länger, je mehr die vom Geſchlecht unabhängige Schätzung individueller Eigenſchaften mit den daraus erwachſenden Konſequenzen treten wird.

Auf zwei anderen Gebieten ſcheinen die Dinge klarer zu liegen. Es dürfte wohl nur Unwiſſenheit oder Selbſttäuſchung leugnen wollen, daß auf dem Gebiet *rein* theoretiſcher oder techniſcher Wiſſenſchaft, was auch die Frau der Zukunft an wichtiger Ergänzungsarbeit darauf leiſten möge, den Vorrang als Gattung der Mann behaupten wird. Denn hier liegt die ganze Wucht ſeiner Anlage und ſeines Intereſſes. Aber der Satz hat ſein notwendiges Korrelat. Wenn ſich Sokrates für ſeine Lehre, Archimedes für ſeine Zirkel, Giordano Bruno für ſeine Philoſophie töten ließ, ſo fand man bei den Ausgrabungen in Pompeji die Leichen der Mütter ſchützend über ihre Kinder gebeugt, ſo ſtarb Arria dem Pätus zu Liebe; ſo opferte ſich, in ſteter Erweiterung des Mutterſchaftsgedankens, die heilige Eliſabeth für ihre Armen, Florence Nightingale für ihre Kranken, Eliſabeth Fry für die Gefangenen, Frances Willard und Joſefine Butler für den Kampf gegen menſchliches Laſter. Und ob ſich zwar rechts und links Namen des anderen Geſchlechts anreihen laſſen würden, welche die Gleichung modifizieren, ſo ſind doch damit die Brennpunkte bezeichnet, um die das geiſtige Leben der Geſchlechter kreiſt. Und da die Mutterſchaft, ſo einſeitig ſie ſich bis heute entwickelt hat, der Urquell alles ſocialen Denkens iſt, der in dieſen großen Geſtalten zu mächtiger Lebensäußerung gelangt, ſo ſcheint mir aus der ganzen bisherigen Erörterung der Schluß hervorzugehen: überall da, wo es ſich um ein lebendiges, hilfreiches Wirken von Menſch zu Menſch und für Menſchen handelt, um die ganze weitverzweigte Thätigkeit, die wir unter dem Namen ſociale Hilfsarbeit zuſammenzufaſſen pflegen, da iſt, wie ſchätzenswert und wichtig die Mitarbeit des Mannes ſein mag, die königliche Domäne der Frau der Zukunft.

Wer ſchematiſch zeichnet, weiß wohl, daß die Wirklichkeit ſich viel mannigfaltiger geſtaltet als ſein Schema. In ihr wirken nicht Geſchlechter, ſondern Individuen auf- und miteinander, nicht nur typiſche Geſtalten, ſondern in unendlicher Reihe, bis zur völligen Umkehrung des Typus, abgewandelte Varietäten; hier durchbricht das Genie alle Berechnung, hier wirken aber auch nicht nur Träger der edelſten Eigenſchaften, ſondern auch ſolche der niedrigſten und gemeinſten Triebe. Aber aus der Höhe geſehen, erſcheint auch die Landſchaft voll individuellſter Züge, mit Gipfeln und Abgründen, als — Landkarte.

Der dem Manne auf dieſer Landkarte zugewieſene Beſitzſtand wird kaum angefochten werden; denn hinter ihm ſteht beweiskräftig eine große Vergangenheit. Wenige aber wollen heute an die ſociale Miſſion der Frau glauben; ſelbſt ihre Mitwirkung auf ihrem ureigenſten Gebiet weiſt man bei uns noch vielfach mißachtend zurück.

Der Grund iſt nicht ſchwer zu erkennen. Die Not der ſchweren Zeit, die das aufgehende Jahrhundert lähmte, lag doppelt ſchwer auf der Frau. Ein enger Familienegoismus mußte ihr zur Tugend werden. Er verſperrt ihr noch heute den Blick auf ferne Gipfel, er lähmt ihr Intereſſe für weitere Kreiſe und hat ihre Mutterſchaft zur Karikatur werden laſſen. Und die ſchon für eine Erweiterung dieſer Mutterſchaft gewonnen ſind, haben vielfach den Aberglauben noch nicht abgeſtreift, daß ſie auf Grund ihrer bloßen Mutterſchaftsinſtinkte für die ſociale Arbeit verwendbar ſeien und ſchädigen ſie nicht ſelten durch thörichtes Dilettieren. Sie ſind durch dieſe Inſtinkte nicht einmal ihrer Aufgabe als Mütter gewachſen. Erſt das durch Vernunft kontrollierte und durch geiſtige Kultur geklärte Gefühl macht ſie — in Verbindung mit tüchtiger praktiſcher Schulung — zur Löſung beider Aufgaben fähig.

Herbert Spencer ſetzt einmal auseinander, wie dem Studium der Sociologie der Erwerb einer geeigneten Art zu denken vorausgehen müſſe; ſie ſei nur durch ein orientierendes Studium zu erlangen, bei dem eine Wiſſenſchaft die andere korrigiere. Was vom Studium der Sociologie, d. h. aller Beziehungen innerhalb des Gemeinſchaftslebens gilt, das gilt mit entſprechender Begrenzung auch vom Handeln auf dieſem Gebiet. Wer nicht im ſtande iſt, die Verkettungen wenigſtens annähernd zu überſehen, die zwiſchen den einzelnen Teilgebieten hin- und herlaufen, kann auf keinem dieſer Teilgebiete erfolgreich wirken. Und das gilt leider noch vielfach von der Frau. Will ſie in der Armenpflege — um das Gebiet zu nennen, wo man ihrer am dringendſten bedarf — über Augenblickswirkungen im kleinſten Kreiſe hinaus, hinaus über den ſo häufig gedankenlos aufgenommenen Kampf gegen Symptome, deren Urſachen beſtehen bleiben, ſo muß ſie über ſich ſelbſt hinaus. Gewiß iſt es ſchön und beherzigenswert, wenn Ada Negri der einſamen Frau rät: „Liebe, die da leiden und nicht hoffen; du Schwache und Einſame werde ſtark und mächtig für die Schwachen und Einſamen.“ Aber die wirkſamſte Hilfe, die ſie bringen kann, iſt, die nicht Hoffenden zu Hoffenden zu machen, die Schwachen zu ſtärken und ihnen zu einer Entwicklung zu verhelfen, die ſie zu einer ihnen gemäßen Wirkſamkeit im Leben gelangen läßt. Und dieſe wirkſamſte Hilfe iſt mit gutem Willen und warmem Herzen allein nicht zu leiſten. Wenn die Frau anderen helfen will, ſich zu entwickeln und zu einem gereinigten Willen zu gelangen, ſo muß ſie erſt ſich ſelbſt entwickeln in der Schule des Denkens und des Thuns unter eigener Verantwortung. Und wenn aus dieſer Schule ihre Eigenart potenzierter, edler, feiner hervorgegangen ſein wird, dann wird man an die Frau glauben nicht nur als Mutter der Familie, ſondern als Mutter der Menſchheit.

Zur Blüte gelangen kann aber dieſe edlere Kultur nur in der Freiheit. Und wenn ſie, die die Eigenart des Mannes entwickelte und ihn zu bewußter Selbſtbehauptung erzog, auch die der Frau gereift haben wird, wenn beide Hälften des Menſchengeſchlechts zu ihrer vollen Beſtimmung herangewachſen ſind, dann wird der Augenblick gekommen ſein, wo die Grenzlinien, die heute noch trennen, zu Verbindungslinien werden, wo man die Verſchiedenartigkeit der Geſchlechter auch für die gemeinſame Kulturarbeit als Segen empfinden und die thörichte Frage nach der Mehr- oder Minderwertigkeit der Geſchlechter — auch ſie ein Symptom einer Kinderkrankheit — nicht mehr aufgeworfen werden wird, da jedes weiß, daß es bei aller Gemeinſamkeit im andren auch etwas Eigenes, Köſtliches, nicht zu Erſetzendes beſitzt. Das iſt der Augenblick, wo Olive Schreiners Traum in Erfüllung geht: „Mir träumte, ich ſehe ein Land. Ueber die Höhen wanderten wackere Männer und Frauen, Hand in Hand.

Digitized by Google

Sie ſchauten einander in die Augen und fürchteten ſich nicht. Auch ſah ich, wie die Frauen einander bei den Händen hielten. Und ich ſagte zu meinem Gefährten . . . ‚Wann wird das ſo ſein?‘

Und er antwortete: ‚In der Zukunft!‘“

Ins Leben verirrt.

Roman

von

Maria Janitſchek.

Nachdruck verboten.

I.

Frau Camilla ſah ſich forſchend im Zimmer um.

„Haben wir auch nichts vergeſſen? Haſt du alles?“

„Nein, etwas iſt nicht miteingepackt worden.“

„Siehſt du wohl, ich dachte es mir gleich. Was denn?“

„Der Beutel mit den Dukaten.“

„Ach du Hans Narr.“ Sie beugte ſich über den Koffer, drückte mit ihren kräftigen Händen den Deckel herab, drehte den kleinen Schlüſſel um, und überreichte ihn dem Sohn.

„So.“

„So.“

Er heftete ſeine Augen auf die Mutter.

Sie ſtand kerzengrade aufgerichtet vor ihm.

So blickten ſie einander einige Sekunden lang an. Dann nahm er Hut und Ueberzieher vom Kleiderrechen und reichte der Mutter die Hand.

„Adieu.“

„Behüt dich Gott, Lorenz.“

Ihre Stimme klang gleichmütig, nur ein ganz ſcharfes Ohr vernahm das Zittern daraus.

„Und jetzt linksum, marſch,“ kommandierte er lächelnd.

Sie wandte ſich der Tiefe des Zimmers zu; er ſchritt hinaus.

Von unten hörte man den Dienſtmann heraufkommen, der den Koffer zur Bahn bringen ſollte. Frau Zellner ſprang zur Thür.

„Lorenz!“

Der Sohn wandte ſich ſtirnrunzelnd um.

„Ach was, Flauſen. Meinſt wohl, ich heulte dir was vor. Dein Motto will ich dir in Erinnerung bringen, deinen Wahlſpruch: ‚Greif zu!‘“

„Greif zu!“ rief er davoneilend zurück.

Als der Koffer fortgebracht war, lehnte ſich Frau Camilla an den Ofen in der Ecke und überblickte das plötzlich ſtill gewordene Zimmer. —

Einmal hatte es kommen müſſen, daß er fortging. Und es war garnicht ſo früh gekommen. Er zählte vierundzwanzig Jahre. Vor vier Jahren hatte er das Maturitätsexamen abgelegt, dann ſein Freiwilligenjahr abſolviert und noch etliche Semeſter Vorleſungen an der Univerſität gehört. Schließlich gemahnten ihn ſeine Verhältniſſe, die durchaus keine glänzenden waren, raſch an einen Verdienſt zu denken. Er wollte aus Breslau hinaus, denn er fand, daß das Zuſammenhocken mit der Mutter nichts tauge. Er ſehnte ſich nach fremden, größeren Verhältniſſen. Er wollte Neues kennen lernen. Vorläufig gedachte er in das Nachbarland Öſterreich hinüber zu wandern und ſich dort,

etwa in Wien, irgend eine Stelle als Schreiber oder Buchhalter oder ähnliches zu ſuchen. Nur für einſtweilen, um Zeit zu gewinnen ſich umzuſehen. Er war ſehr kühl, ſehr klug und überlegt, beſonders für ſein Alter. Vielleicht gab ihm das Bewußtſein ſeiner tüchtigen Fähigkeiten dieſe Sicherheit. Wahrſcheinlicher indeß war, daß er ſeine Selbſtüberzeugung, ſein Feldherrntalent, die Dinge kaltblütig zu überſchauen und zu ſeinen Gunſten auszubeuten, von ſeiner Mutter überkommen hatte.

Sie war eine kluge Frau. Noch halb Kind, war ſie ſchon in fremder Leute Dienſt gekommen und hatte die verſchiedenſten Anſichten in ſich aufgenommen, die ihrem ehrlichen, naiven Gemüt oft viel zu denken gaben. Später lernte ſie erkennen, daß gute Leute für dumm angeſehen wurden, und daß man ſie demgemäß behandelt. Sie wurde ſtacheliger, ſtreifte ihre Beſcheidenheit ab und gab ſich ein ſelbſtbewußtes Anſehen.

Mit den Jahren arbeitete ſie ſich zum Rang einer „Wirtſchafterin“ hinauf und kam als ſolche in das Haus eines Profeſſors. Hier mußte ſie mit den mannigfaltigſten Menſchen verkehren und war oftmals Zeuge wiſſenſchaftlicher Geſpräche und Debatten, wenn ſie bei Tiſch aufwartete oder neben dem Zimmer zu thun hatte, in dem der alte Herr ſeine Studenten empfing.

Hier im Hauſe war es auch, wo ſie die Bekanntſchaft eines der Univerſitätspedelle machte, der ihr ſeine Hand anbot. Er war ein ordentlicher, braver Menſch, und ſie überlegte nicht lange, ſondern heiratete. Zwei Jahre darauf wurde ſie Mutter.

Lorenz blieb ihr einziges Kind. Natürlich war es ſeit ſeiner Geburt ihre feſte Abſicht, einen berühmten Mann, einen großen Gelehrten aus ihm zu machen. Als er ſiebenjährig in die erſte Volksſchulklaſſe kam, glitt ſein Vater eines Abends auf dem Eiſe aus und brach ſich eine Rippe. Daraus entwickelte ſich eine langwierige Krankheit, die mit ſeinem Tode endigte.

Frau Camilla verlor den Kopf nicht; ſie eröffnete einen Buchbinderladen, um für Lorenz die Mittel zu ſeinem Studium zu erwerben. Er lernte brav, verließ die Volksſchule mit guten Zeugniſſen und kam ins Gymnaſium.

Als er älter wurde und in die Periode kam, wo der Schüler mit nachſichtigem Lächeln über ſeine Eltern und Lehrer urteilt und ſich klüger dünkt als die ſieben Weiſen Griechenlands zuſammen, machte ſie ihm keine moraliſchen Vorſtellungen. Je heftiger und pathetiſcher er ihr ſeine Weltverbeſſerungspläne vordeklamierte, um ſo lauter applaudierte ſie, um ſo mehr gab ſie ſich den Anſchein ihn zu bewundern.

Etliche Jahre ſpäter warf er ſich einmal mit ſchallendem Lachen an ihre Bruſt. Er hatte ihre Taktik durchſchaut. Sie war ganz unglaublich klug, dieſe Mutter.

Als er vom Gymnaſium abzog und auch ſein Freiwilligenjahr beendet hatte, bewog er ſie, das Geſchäft aufzugeben.

Sie mieteten ſich zwei Stübchen. Er beſuchte die Univerſität und belegte verſchiedene Fächer. Aber nach vier Semeſtern gab er die begonnenen Studien auf.

„Ich bin zu hungrig nach dem wirklichen Leben, Mutter,“ ſagte er ihr. „Wozu ſoll ich darauf hinarbeiten Privatdozent zu werden, dem eventuell jahrelang das Vergnügen blüht, die Herren Studenten in den Vorhöfen der Wiſſenſchaft ſpazieren zu führen, für welchen Dienſt ihm der Staat nicht ſo viel bezahlt als ein Kinderfräulein bei ſeiner Herrſchaft verdient.“

Das war freilich eine bittere Enttäuſchung für Frau Camilla. Hatte ſie doch ſchon im Geiſt den marmornen Sockel erblickt auf dem die Büſte ihres berühmten Sohnes prangte. Aber ſie faßte ſich ſchnell.

„Was willſt du thun?“ fragte ſie, ihr von vielen Falten gefurchtes Geſicht zur Heiterkeit zwingend. Sie war hoch und ſchlank und beſaß jetzt noch prachtvolles blondes Haar.

„Was ich thun will?“ meinte damals Lorenz — „vor allem weg von hier! dann arbeiten, mit der Hand, mit dem Kopf, wie's kommt. Geld verdienen, die Welt kennen lernen, mich weiter bilden.“

„Dann thu's,“ ſagte ſie friſch.

Die beiden verſtanden ſich immer vortrefflich. Sie wußte genau, daß er nicht verkommen würde; war er doch ihr Sohn!

Ohne lange Beratungen entſchied er ſich nach Wien zu gehen, und ſie ſagte ihr Ja und Amen dazu. —

Digitized by Google

Und nun war er fort. — — —

Sie ſtrich ſich über die Stirne und begann an das Aufräumen der Zimmer zu gehen. Dabei ſummte ſie ein altes Lied vor ſich hin.

II.

Indeſſen fuhr Lorenz, in eine Ecke des Coupés gedrückt, der Hauptſtadt Öſterreichs zu. Er war ganz allein in dem Abteil des Wagens und konnte ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen.

„Greif zu," hatte ſie ihm nachgerufen. Das zu thun, würde er ſicher nicht unterlaſſen. Er zog einen kleinen Taſchenſpiegel heraus und betrachtete ſich. Er war ein merkwürdiger Burſche.

Eigentlich ſah er viel älter aus als er war. Sein ſchmales, langes, blaſſes Geſicht, mit dem leiſe ironiſchen, überlegenen Zug um den Mund und dem charakteriſtiſchen Kinn, von dem er ſorgfältig jedes Barthaar entfernt hielt, erzählte von den Erfahrungen eines reifen Menſchen.

Nur ſeine hochaufgeſchoſſene, ſchlanke, noch unentwickelte Geſtalt verriet ſeine Jugend.

Mit dem kalten prüfenden Blick der grauen Augen, — ſie glichen genau denen der Mutter — betrachtete er ſich.

Dann lächelte er ein wenig, wobei ſeine weißen, ſpitzen Zähne zum Vorſchein kamen, und ſteckte den Spiegel wieder in die Rocktaſche zurück.

Später ſchloß er die Augen, nicht etwa um zu ſchlafen, ſondern um die Bilder, die er ſich von ſeiner Zukunft entrollte, deutlicher zu ſehen. Er machte ſich durchaus weder ſchwarze noch goldne Bilder von dieſer Zukunft. Vorerſt würde er die erſte beſte Stellung annehmen, die ſich ihm bot, um den Boden der Großſtadt kennen zu lernen. Dann würde er ruhig und ſicher weiter operieren.

Am meiſten Luſt hatte er zur Landwirtſchaft, weil man da ſämtliche Fähigkeiten in ſich ausbilden und ausleben konnte. Man mußte Tierarzt und Gärtner, Schreiner und Küchenmeiſter ſein, vor allem aber Menſchenkenner. Menſchenkenner. Dies war ihm die höchſte Kunſt unter allen. Wenn er mit der Zeit eine Stellung auf einer großen herrſchaftlichen Domäne erhielt, wäre ſein lebhafteſter Wunſch erfüllt. Und ſelbſtverſtändlich würde er die finden; nur ein wenig Geduld im Anfang. Neben ſeiner Augenblicksſtellung nahm er ſich vor, tüchtig zu leſen und zu lernen, eventuell, wenn es ſeine Zeit erlaubte, ein oder die andere Vorleſung zu beſuchen.

Mit der Summe, die ihm ſeine Mutter gegeben hatte — es waren hundert Mark — wollte er um jeden Preis durchkommen, bis er ſein erſtes Gehalt erhielt.

Die Mutter mußte ſehr, ſehr knauſern, um mit den Zinſen ihres winzigen Vermögens auszureichen. Aber ſie brachte es fertig, denn ſie war eine vorzügliche Hausfrau.

Nebenbei konnte ſie ja, wenn ſie Luſt hatte, ſein Zimmer vermieten, was ihr auch etwas weniges abwarf. Er würde keinen Pfennig mehr von ihr annehmen, das ſtand feſt bei ihm. Erhielt er ſoviel Gehalt, daß er, ohne ſelbſt zu darben, ihr etwas davon ſchicken konnte, ſo würde er dies ſofort thun. Denn er hatte ſie lieb, ſeine Mutter, mit einer klaren, kalten, vernünftigen Liebe, die aber ſehr kräftig war.

Indeſſen ſauſte der Zug weiter und weiter. Durch ſaubere Kirchſpiele und elende Dörfer, an einigen größeren Städten vorbei, durch Wieſen und Felder, an kleinen Flüßchen und breiten Strömen ging ſein Weg hin.

Und endlich war die deutſche Heimat überſchritten und die ſchwarzgelben Pfähle flogen vorüber. Die Ortſchaften lagen dichter geſäet bei einander. Zahlreiche Kirchtürme in den Weilern und Flecken bewieſen, daß man ſich im Lande des Katholicismus befand. Bald gewannen die Dörfer ein immer eleganteres Ausſehen, die Landſtraßen ſahen beſſer gepflegt aus, und endlich tauchte ſie empor, die bis ins Herz geſchminkte Schöne mit der koketten Treuherzigkeit: Wien, die Reichshauptſtadt Öſterreichs.

Elaſtiſch ſchwang ſich Lorenz, ſeinen kleinen Koffer am Griff packend, aus dem Coupé.

Er ſtieg in einen Omnibus, der ihn in ein Hotel zweiten Ranges brachte. Schon lange vorher hatte er dieſes Hotel aus dem Bädeker, den ihm die Mutter nagelneu geſchenkt, zu ſeinem Abſteigequartier gewählt. Es hieß „Zum Anker", was ihm eine gute Vorbedeutung zu haben ſchien.

Er fuhr durch etliche lange Straßen, in denen ſich eine geräuſchvolle Menſchenmenge dahindrängte, und landete endlich in einem dunklen Hofzimmer, deſſen geöffnete Fenſter warme Düfte von zwiebelreichem Gulaſch hereinließen.

Aber es war ſauber und reinlich in dem Stübchen, und Lorenz ſtreifte mit einem Seufzer der Erleichterung ſeinen Ranzen ab.

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß er in dem langen, ſchmalen, durch Gasflammen erhellten Reſtaurationslokale zu ebener Erde und ließ ſeine Augen ſuchend über die Speiſekarte gleiten. Die Speiſenbezeichnung im öſterreichiſchen Dialekt machte ihm einiges Kopfzerbrechen. —

Indeſſen trat Gaſt auf Gaſt ein. Es ſchienen meiſt Reiſende größerer Kaufhäuſer zu ſein; aber auch kleinere Beamte, ſogar etliche Offiziere in Civil, deren elegante Haltung ihren Stand verriet, fanden ſich ein. Die Küche im „Anker" erfreute ſich eines guten Rufes, auch herrſchten mäßige Preiſe da. Nach kurzer Zeit hatte ſich der nicht beſonders große Raum vollſtändig mit Gäſten gefüllt.

Lorenz aß; ſpäter zog er ſeinen Bädeker heraus und ſtudierte die Karten. Aber bald begannen die feinen Linien vor ſeinen Augen zu verſchwimmen, er fühlte ſich müde werden und begab ſich auf ſein Zimmer hinauf, um ſich tüchtig auszuſchlafen.

III.

Am nächſten Tage ſtand er zeitig auf, frühſtückte, und machte einen langen Spaziergang.

Die Stadt gefiel ihm. Auch die Leute. Sie machten alle Feriengeſichter und ſchienen ſehr zufrieden zu ſein. Viele Elegants in ſchlottrigen Hoſen und blanken Cylindern flanierten in den Straßen herum. Etliche gefielen ſich darin, wie ältere Babies gekleidet zu gehen. Sie trugen kurze weiße Flanellanzüge, ſchwarze Lackſchuhe und auf dem Haupte weiche Mützchen.

Lorenz ſpähte vergebens nach einem Charakterkopf. Auch bei den ihm begegnenden Frauen. Die meiſten waren hübſch, aber ohne Merkmale irgend welches inneren, geiſtigen Lebens. Glatte Geſichter, enggeſchnürte Taillen und gut ſitzende Toiletten, mehr ſah er nicht.

Auf dieſem Boden mochte wohl keine Charlotte Corday, kein Giordano Bruno gedeihen.

Kaltes, hartnäckiges Feſthalten eines Zieles, Sterben dafür, wenns nicht anders ging, ſchien nicht die Sache dieſer behaglichen, ſich in etwas theatraliſcher Poſe gefallenden Leutchen zu ſein. —

Abends beſuchte Lorenz das Opernhaus. Später empfand er Katzenjammer darüber. Erſtens reute ihn ſein Geld; die Plätze in der Oper ſchienen offenbar nur für ſehr vermögende Leute beſtimmt zu ſein; zweitens ärgerte er ſich über ſeine eigne Inkonſequenz.

Er war im Grunde der Muſik als einer „entnervenden, verweichlichenden und gänzlich unnützen Kunſt" feindlich geſinnt. Aber hie und da trieb ihn eine Art Neugierde in muſikaliſche Aufführungen. Er kam da immer auf einen ihm neuen Boden und genoß die anregenden Überraſchungen, die ein Reiſender in fremdem Lande erlebt. —

Am dritten Tag, während er im dichten Menſchengewühle des Stadtparks Geſichtsſtudien machte, packte ihn plötzlich die Vorſtellung, daß ſein angenehmes Faullenzerleben hier, indem er „brotloſe Künſte" ſtudierte, ein Ende haben müſſe.

Er machte ſofort allerlei Pläne. Zuerſt konnte er ja durch die Zeitung verſuchen, eine Stellung zu finden. Entweder er fand unter den ausgeſchriebenen Stellen eine, die ihm zuſagte, oder er annoncierte ſelbſt, oder aber er wandte ſich an ein Vermittelungsbüreau. Jedenfalls wollte er den nächſten Tag friſch ans Werk gehen.

Am andern Morgen beim Frühſtück ließ er ſich die neueſten Journale vorlegen. Er überflog die Inſerate und mußte über ſich ſelbſt lachen, wie er gleich einem kleinen Dienſtmädchen die letzte Seite der Zeitungen ſtudierte.

Bleichſucht wird geheilt . . . Sicherer Lotteriegewinn . . . Schmerzloſe Zahnoperationen — Gutſitzende Stiefel — Falſche Glasaugen, abſolut unkenntlich — Eine junge Witwe ohne Anhang — Bandwurmpaſtillen — Lotte, kehre zurück! — Ein junger, zukunfts-

reicher Tenor ſucht behufs ſpäterer Verehelichung eine reiche ältere — Koche mit Gas! — Ein altadeliger Herr ohne Vorurteile — Ein Kaſſierer, der tauſend bis zweitauſend Gulden Kaution hinterlegen kann, findet — Ein junger Mann, im Porzellanmalen geübt — Bibliothek: Auf einem Gute, etliche Stunden hinter Güns bei Nagy-Faludy iſt eine größere Bibliothek zu ordnen und zu katalogiſieren. Die Arbeit würde ein bis zwei Monate in Anſpruch nehmen. Geneigte Reflektanten wollen ihre Gehaltsanſprüche und einige Perſonalia an die Verwaltung des Gutes, Victor Semler, Kiraly-Somogyi übermitteln.

Lorenz Wangen färbten ſich rot.

War das ein ſeltſamer Zufall! Das kam ja wie gerufen. Potztauſend!

Er ließ ſich Papier und Schreibzeug geben und ſchrieb ſofort an den wohlgeborenen Herrn Semler auf Schloß Kiraly-Somogyi.

Seine „Perſonalia“ faßte er kurz zuſammen. Maturitätsexamen, Einjährigen-Freiwilligen-Jahr, ſchon die Abſicht gehabt, ſich als Amanuenſis an der Bibliothek ſeiner Vaterſtadt niederzulaſſen, alſo bereits etwas Verſtändnis für Bücherei. Gehaltsanſprüche: hundert Mark monatlich, was etwa ſechzig Gulden gleichkomme. Entſcheidung umgehend erbeten.

Lorenz konnte es nicht leugnen, daß er mit ein wenig Aufregung der Antwort entgegenſah. Es war ja der erſte Griff, den er ins Leben hinaus thun wollte. Wenn er glückte! Freilich, eine nicht geringe Keckheit war's von ihm, in einem ungariſchen Hauſe eine Stellung annehmen zu wollen.

Aber ſein Bädecker beruhigte ihn darüber. Die Gegend um Güns war noch ſehr ſtark mit deutſchem Element durchſetzt. Und ein ungariſches Wörterbuch würde ihn ja die notwendigſten Umgangsformeln in dieſer Sprache lehren.

Wenn ihm der Verſuch gelang! In einer Bibliothek zu arbeiten, war ja ſchon längſt ſein Wunſch. Und ſollte auch der materielle Gewinn hinter dem geiſtigen zurückbleiben. Er träumte von langen Tagen und noch längeren Nächten, in denen er aus reichen Wiſſensquellen ſchöpfen durfte und ſchöpfte. Er träumte von einer neuen Welt, in die er nun blicken würde. Neue Verhältniſſe, neue Menſchen. Und er wußte, es würde ſich gut für ihn geſtalten, was auch kam. Einem Siegesgewiſſen fällt ja immer der Sieg zu. Und ſiegesgewiß war er. Er beſaß die kaltblütigen, bewußten Augen, die das Raubtier Leben zu bändigen verſtehen. —

Am zweiten Tag hielt er die Antwort aus Nagy-Faludy in Händen.

„Sofort kommen; Reiſeentſchädigung wird nach der Ankunft vergütet.“

Er packte ſeine Habſeligkeiten ein und fuhr ab.

IV.

Nach einer Fahrt durch eine wenig reizvolle Gegend hielt der Zug in Nagy-Faludy. Die letzte Stunde bis zum Schloß mußte im Wagen zurückgelegt werden. Stand etwa die alte Kaleſche von vorſintflutlichen Dimenſionen, die neben dem Bahnhofgebäude hielt, zu dieſem Zweck bereit?

„Ich ſoll einen Herrn Doktor aus Wien abholen,“ ſagte ein älterer Mann, auf Lorenz zutretend, in gutem Deutſch; „ſind Sie etwa der Herr Doktor?“

„Ein Herr Doktor bin ich zwar nicht, wohl aber der Mann, der die Bibliothek ordnen ſoll. Und ich wollte wetten, Sie ſind Herr Semler, der Verwalter. Irre ich mich?“

Der Alte, von dem freundlichen Ton des fremden Herrn angenehm berührt, verneigte ſich.

„Ja, ich bin der Verwalter; dürfte ich bitten einzuſteigen?“

Der Kutſcher, ebenfalls kein Jüngling mehr, lüftete höflich den Hut. Semler ſetzte ſich mit einem höflichen: „mit Ihrer Erlaubnis“ — Lorenz gegenüber in die geräumige Karoſſe. Dann zogen die beiden Gäule an und fort gings auf ſchmalem Wege zwiſchen Feldern und Wieſen hin.

Zellner begann ein Geſpräch mit dem Alten und fragte ihn verſchiedenes über ſeine Herrſchaft aus. Der Graukopf antwortete ziemlich einſilbig und ſprach nur von der „Frau Baronin“; ſeines Herrn erwähnte er nicht.

„Hat Frau Baronin Somogyi Familie?“ fragte Lorenz.

„Nein, ſie ſteht ganz allein.“

„Auch keine Kinder?“

„I bewahre, der Herr war ja gelähmt.“

„Er war gelähmt, iſt er geneſen?“

Der Verwalter ſchüttelte den Kopf. „Er iſt ſeit zehn Jahren tot.“

Nachdem ſie weite Strecken fruchtbaren Landes zurückgelegt hatten, kamen ſie an ein Wäldchen, das, je weiter ſie fuhren, um ſo dichter und größer zu werden begann. Schließlich umgab ſie von beiden Seiten eine üppige Baumwildnis, zwiſchen der ſich die ſchmale, gutgehaltene Fahrſtraße hindurchzog.

Plötzlich fing der Kutſcher an mit der Peitſche zu knallen; ſie kamen an eine Lichtung, der Wald hatte ſich in einen Park verwandelt, aus deſſen alten Bäumen ein graues Gebäude hervorſchimmerte. Sie fuhren durch ein hohes offen ſtehendes Gitterthor, dann durch eine kurze Allee von verkrüppelten uralten Eſchen, dann hielten ſie vor dem Schloſſe.

Es war ein alter Barockbau, zweiſtöckig, mit vielen Fenſtern, von denen die oberſten erblindet ſchienen. Rings davor, wie eine alte rieſige Wache ſtand eine Gruppe Edelpappeln, die grünliche Scheine auf das Glas der Fenſter warf. Eine breite, von Moos eingefaßte Steintreppe führte zum Eingang, über dem ein altes Steinwappen angebracht war.

Lorenz ſchwang ſich leicht aus dem Wagen. Eine bejahrte Frau in dunklen Kleidern kam ihm entgegen und verbeugte ſich.

„Der Herr Doktor aus Wien? Bitte, kommen Sie.“

Sie führte ihn durch ein rieſiges Entree über eine breite, mit Teppichen belegte Treppe. Oben nahm ſie ein geräumiger Korridor auf, deſſen Wände alte Stiche und Radierungen ſchmückten. Vor einer der Thüren hielt die Frau an und öffnete ſie.

„Hier, bitte, Herr Doktor, iſt Ihr Zimmer. Hier iſt ein Glockenzug. Wenn Sie etwas bedürfen, klingeln Sie. Ich bin Frau Semler, die Verwalterin. Wenn Sie etwas wünſchen, wenden Sie ſich nur an mich. In zwei Stunden wird die Frau Baronin Sie empfangen. Bitte, klingeln Sie, wenn Sie zum Hinabgehen bereit ſind.“

In dieſem Augenblick brachte der Kutſcher Lorenz' Koffer und ſtellte ihn behutſam in eine Ecke. Lorenz dankte der Frau, dann ſchloß ſich die Thür, und er war allein.

Das erſte, was ihm in die Augen fiel, war ein gedeckter, in der Ecke ſtehender Tiſch, auf dem ſich eine Flaſche Wein, ein kaltes Huhn, Brod und Butter befanden. Eine angenehme Entdeckung, dachte Lorenz, und machte ſich ſchleunigſt, nachdem er ſich die Hände geſäubert, ans Eſſen.

Während er ſpeiſte, ließ er ſeine Blicke durch das Zimmer ſpazieren.

Es war ſehr hoch, mit gewölbter Decke, und trug fahl gewordene Damaſttapeten. Die Möbel waren von dunklem Leder. Ein Himmelbett mit moosgrünen Seidenvorhängen ſtand in einer Ecke. Etliche unbedeutende Ölgemälde, Landſchaften darſtellend, hingen an den Wänden. Da ſich kein Ofen in dem Gemach befand, ſo ſchloß Lorenz, daß es zu den weniger bewohnten Zimmern des Schloſſes gehörte. Das beſtätigte auch der leiſe Modergeruch, den die Wände ausſtrömten.

Ob es hier auch einen Schloßgeiſt, eine Ahnfrau, oder Ahnnichte giebt, dachte Lorenz, eine Keule ſeines Huhnes zerlegend. Wenn es eine gab, mußte es eine unheimlich alte ſein, denn in dieſem Hauſe ſchien alles im Zeichen der älteſten Vergangenheit zu ſtehen.

Als Lorenz ſich geſtärkt hatte, trat er zum Fenſter. Ein Gewirr dunkler, üppig belaubter Pappelzweige ſtieß an das Fenſterkreuz, als wollte es hereingreifen mit ſeinen hundertblättrigen Fingern.

Donnerwetter, iſt das eine Romantik!

Der junge Mann ſteckte den Kopf zum Fenſter hinaus, konnte aber vor Bäumen den Wald nicht ſehen. Es rauſchte und ſtreichelte ihm kühl ins Geſicht. Abſcheulich, dachte er, das muß weg, das iſt ja höchſt ungeſund. Ich werde der Schloßfrau den Rheumatismus aufdisputieren; vielleicht läßt ſie dann der Sonne mehr Zutritt in ihr Haus. Man iſt ja ſchließlich kein Vogel, der in den Zweigen wohnt.

Später ging er an eine Unterſuchung der Möbel. Es befanden ſich alle, Sofa, Tiſch, Stühle, Schränke in gutem Zuſtand. In einer Ecke der Bettdecke, des Überzugs, des Leintuchs war die Freiherrenkrone nebſt dem Monogramm J. K. eingeſtickt. Auch auf den Tellern, den Gläſern, dem Waſchſervice befand ſie ſich. Sie muß ſehr feudal geſinnt ſein, die Frau Baronin, dachte Lorenz.

Digitized by Google

Dann ſtreckte er ſich auf das lange, ſchmale Lederſofa und ſchloß die Augen. Nichts regte ſich nah und fern. Nur ein leiſes, wiegendes Rauſchen der Blätter in den Bäumen und vom Korridor her ein flüſterndes Streichen — der Wind, der mit der Einſamkeit Menuett tanzte.

Lorenz ſog mit vollen Zügen dieſe köſtliche Ruhe ein. Eine leiſe Schläfrigkeit übermannte ihn. Er begann zu träumen, von einem grünen Weltmeer, auf dem eine uralte Frau mit einer weißen Mooskrone im niederwallenden Haar einſam dahinſchwamm. Und er näherte ſich ihr und ſpritzte ihr Waſſer ins Geſicht. Da ſchrie ſie auf mit einer hellen, jugendlichen Stimme. Er hob ein wenig erſchreckt den Kopf. Am Fenſterbrett, höchſt ungeniert, trippelte ein Fink und ſchmetterte ſeine paar hellen Noten herein. Spitzbube, zürnte Lorenz, eben hab' ich ſo ſchön geträumt.

Er zog ſeine Uhr heraus. Es fehlten an den zwei Stunden noch etliche Minuten.

Er erhob ſich, trat vor den ſchmalen, langen Spiegel, der über dem Waſchtiſch hing, bürſtete ſeinen Anzug ab, fuhr ſich glättend durch den blonden Schopf, machte ſich eine Reverenz und trat zum Glockenzug. Ein heller Ton durchſchrillte das Haus. Wie viel Spinnen jetzt wohl erſchreckt in ihre Löcher flüchten mochten! Gleich darauf erſchien ein älteres, ſauber gekleidetes Mädchen und bat Lorenz, ihr zu folgen. Er ſchritt die Treppen hinab. Unten öffnete ſie eine der beiden Thüren, die einander gegenüber im Entree lagen, und bat ihn einzutreten.

V.

Er befand ſich in einem Saal.

Eine hohe, in tiefe Trauer gekleidete Frau trat ihm entgegen.

„Lorenz Zellner," ſagte er, ſich verbeugend. Sie reichte ihm die Fingerſpitzen der behandſchuhten Hand.

„Ich freue mich, daß Sie ſo ſchnell kamen. Es iſt ſchon längſt mein Wunſch, Ordnung in dieſem Chaos zu ſchaffen." Ihre Blicke ſtreiften leicht die Hunderte von Büchern, die auf hohen Regalen an den Wänden ſtanden. „Sie werden ſehr viel Geduld brauchen."

„Ich hoffe mit meinem Vorrat an dieſer Tugend auszukommen."

„Gegenwärtig ſind die Bände der Größe nach geordnet."

Er unterdrückte ein Lächeln.

„Haben Sie einen Katalog, Frau Baronin?"

„Katalog? Nein. Das iſt's eben. Er muß verloren gegangen ſein, denn wir finden ihn nirgends. Und ohne Katalog läßt ſich das, was ich vorhabe, ſchwer machen. Ich will nämlich," ſetzte ſie mit ihrem ſtark ungariſchen Accent hinzu, „aus dieſem Saal eine Kapelle machen und die Bücher ins zweite Stockwerk hinauf ſchaffen laſſen. Jedoch nur die, von denen Sie glauben, daß ſie auch Wert für mich haben. Es befinden ſich viele rein fachmänniſchen Intereſſes darunter, z. B. techniſche Erfindungen, induſtrielle Neuerungen, Volkswirtſchaftliches und Ähnliches betreffend. Dieſe Abteilung möchte ich — vielleicht irgend einer Schule ſtiften. Meinen Sie nicht?" Sie blickte ihn fragend an.

Er blieb ihr einen Augenblick die Antwort ſchuldig, denn er war ganz in den Anblick ihrer großen, braunen, unendlich rührenden Augen verloren, die überraſchend aus dem blaſſen, ſtolzen Geſicht wirkten.

„Ganz recht, Frau Baronin, irgend einer Schule. Beſonders wertvoll ſind dieſe Bücher wohl kaum mehr; das iſt ja alles längſt überflügelt und durch Neueres überholt."

„Wahrhaftig? Aber es ſind ja keine ſo alten Schriften. Mein Mann hat ſie in ſeiner Jugend ſich angeſchafft."

„Nun, das iſt doch immer ein Stück Zeit her, nicht wahr?"

„Und würden Sie bald mit der Sichtung beginnen?" fragte ſie.

„Morgen, Frau Baronin."

„Das iſt ſchön. Hier —" ſie trat zu einem Tiſch, deſſen Lade ſie aufzog, „finden Sie Papier, Schreibzeug ꝛc. Wenn Sie mir etwas mitzuteilen wünſchen, bitte, wenden Sie ſich an den Verwalter, er wird Sie zu mir führen." Sie neigte leicht das Haupt und rauſchte hinaus, ihre lange ſchwarze Seidenſchleppe hinter ſich herziehend.

Lorenz Brauen ſchoben ſich leicht zuſammen. Das war doch eine ſeltſame Art der Behandlung. Er hatte noch nie mit vornehmen

Leuten verkehrt, aber dieſe Steifheit hätte er doch nicht erwartet. Er zuckte die Schultern. Ach was, auch noch ärgern! War er hier denn kontraktlich gebunden? Gefiel's ihm nicht, nun, ſo würde er gehen. Das Betragen dieſer Dame konnte ihm höchſt gleichgiltig ſein.

Bald war ſeine gute Laune wieder hergeſtellt. Er vertiefte ſich in das Studium der Bücher.

Nach einiger Zeit, etwa anderthalb Stunden, kam Semler herein. Ob der Herr Doktor geruhten zu Mittag zu ſpeiſen? Ob hier oder auf ſeinem Zimmer oben?

„Dann lieber hier," entſchied ſich Lorenz. Innerlich wunderte er ſich, von der Baronin nicht zu Tiſche gezogen zu werden. Vielleicht hatte ſie einige hochfreiherrliche Tanten oder Nichten bei ſich, die ſie durch die Nähe des Bürgerlichen zu verletzen fürchtete. Der Kutſcher, der ſeinen Koffer hinaufgebracht hatte und anſcheinend auch Lakaiendienſte verrichtete, ſtellte einen Tiſch in eine Ecke des Saales. Hierauf erſchien das ältere Mädchen, deckte und bat höflich zum Eſſen. In raſcher Reihenfolge wurden die Speiſen hereingebracht.

Nach dem Diner wanderte Lorenz einigemale im Saale auf und nieder, ärgerte ſich wieder ein wenig, und ging dann hinaus, den Park zu beſehen.

Es begegnete ihm niemand in den breiten, ſchattigen Alleen. Nur zahlloſe Vögel zwitſcherten auf und wurden lebhaft, als der Fremde über den knirſchenden Kies ſchritt. Immer Bäume und Bäume und darunter üppiger Raſen. Allmählich ſtieg ihm ein wunderbarer Geruch in die Naſe. Wie von Blumen, von vielen tauſend Blumen, von Honig und heißem Wein.

Und plötzlich lag eine Lichtung vor ihm. Ringsumher das Schwarz der Tannen und in ſeiner Mitte eine Wildnis nickender, ſchwankender Roſen. Roſen, tauſend- und tauſendköpfig, eine Republik von Roſen, in der keine herrſchte und keine diente, denn alle waren gleich ſchön, jede gleich königlich, ſchlank und hochgewachſen. Und den Boden bedeckte ein ſchimmernder, dichtgewebter Teppich abgefallener Blättchen, die ſüßen Sterbeduft ausatmeten. Legionen Bienen befanden ſich, gleichſam ſtill in der Luft hängend, über dem blühenden roten Felde. Und weit und breit kein menſchliches Weſen zu ſehen, zu hören. Nur das Geſumme der Inſekten und das fragende Zwitſchern eines oder des andern neugierigen Vogels, der das Köpflein aus den Tannen hüben und drüben hervorreckte.

Lorenz war überwältigt von dieſem Anblick. Das war ja ein Traum.

Er kreuzte die Arme über der Bruſt und lauſchte und ſchaute.

Dann ging er langſam weiter, an Gruppen hoher beieinanderſtehender Sonnenblumen vorbei, die ihn mit ſeltſam fragenden Geſichtern anſahen. Wahrhaftige Angeſichter, dachte er, wenn auch nicht die von Menſchen. Er fühlte ſich faſt gedrungen, den Hut zu ziehen und höflich zu ſagen: Entſchuldigen Sie, verehrte Herrſchaften, daß ich mir erlaube hier zu luſtwandeln. Ich bin nur ein Bürgerlicher. — Es war alles ſo wunderbar vornehm in dieſem Parke. Eine große, ſtille Verſchwendung ſchien darüber ausgegoſſen. —

Lorenz kam an einigen alten, halbverwitterten Steinbänken vorüber. Manche waren ſchon zuſammengeſunken, aber an keiner einzigen fehlte das großangebrachte freiherrliche Wappen: der Adler, der in ſeinen Fängen einen Helm mit drei Federbüſcheln trug. Schließlich hörte die Blumenkultur auf und der Wald begann wieder in ſeine Rechte zu treten. Von Zeit zu Zeit ſtand noch eine Moosbank oder eine Sandſteinurne am Wege . . .

Kiraly, du biſt ein verzaubertes Beſitztum, dachte Lorenz; aber nun muß ich wieder zurück, ich bin ja Arbeiter hier. Morgen wollen wir unſere Inſpektionsreiſe weiter ausdehnen.

Als er wieder an den Roſen vorbeikam, pflückte er eine und ſteckte ſie in ſein Knopfloch. Es begegnete ihm abermals niemand. Aber auf dem Tiſch in der Bibliothek fand er eine Taſſe Mokka, die eine freundliche Hand hingeſtellt hatte. Natürlich war der Kaffee kalt geworden; wer weiß, wie lange er ſchon hier ſtand. Lorenz trank ihn etwas ärgerlich aus, denn er hielt viel auf heißen Kaffee.

Dann vertiefte er ſich wieder in ſeine Bücher. Einſtweilen nahm er die theologiſche Abteilung vor. Die ſeligen Kiralys ſchienen nicht ſehr wißbegierig in Bezug auf fromme Kulte geweſen zu ſein. Er fand nur wenig

von deutſcher Kirchengeſchichte, verſchiedentliche alte Bibeln, einige Schriften Hamanns, Sebaſtian Franck, Reimarus, Pater Gaßner, Hippel, mehrere wertloſe Leben Chriſti, eine gute Ausgabe des Koran und etliche Dutzend frommer Betrachtungsbücher von verſchollenen Autoren. Dann entdeckte er noch die Bekenntniſſe Auguſtins, was ihn freute, denn er ſehnte ſich ſchon lange nach der Bekanntſchaft dieſes geiſtvollen Heiligen, der den Becher erſt fortwarf, als er geleert war.

Er hatte ſich eben in die blitzende Gedankenwelt des großen Rhetorikers vertieft, als ein roter Schein auf ſein Buch fiel. Die Sonne war im Untergehen. Er zog ſeine Uhr heraus, ſchloß zögernd das Buch und wollte hinauf, um ſeine Toilette etwas in Ordnung zu bringen.

Im Entree begegnete ihm Semler.

„Herr Doktor, darf ich das Nachteſſen auftragen laſſen?“

„Jetzt ſchon? Nun ja, meinetwegen.“

„Im Saal, immer im Saal, nicht wahr?“

Das Wort „immer“ ärgerte Lorenz.

„Einſtweilen,“ bemerkte er mit Betonung.

„Und dann, Herr Doktor, dies ſchickt Ihnen die Frau Baronin mit einer Empfehlung, und ſie läßt Ihnen gute Nacht wünſchen.“

Der Alte überreichte Lorenz ein Couvert. Dieſer ließ es achtlos in die Weſtentaſche gleiten und ſprang hinauf, ſich die Hände zu waſchen. Als er wieder herab kam, ſtand ſein Abendeſſen auf dem Tiſche bereit, kaltes Geflügel, Wein, Bier, Brot.

Donnerwetter, alles kalt in dieſem Hauſe!

Er aß und zog das Couvert aus der Taſche. Frau Baronin Somogyi erlaubt ſich, Herrn Zellner die vereinbarte Reiſeentſchädigung zu übergeben. Es lagen drei blanke Zehnguldennoten dabei.

Ob ſie das ſelbſt geſchrieben hat, dachte er. Es war eine ſteile, etwas kurzatmige Schrift, die oft mitten in einem Worte abbrach. Dabei lag doch eine faſt kindiſche Unbeholfenheit in den Buchſtaben. Die ſchrieb ſelten und war ſicher keine Schriftſtellerin.

Er ſteckte den Zettel ein, faltete ſäuberlich die Geldnoten und legte ſie in ſein Portemonnaie. Dann aß er zu Ende, immer ſich im ſtillen freuend, daß er zwanzig Gulden Reinertrag hatte, denn er war in der dritten Klaſſe gefahren und hatte auch unterwegs nichts verzehrt.

Später ging er noch ein wenig in den Park, dann ſuchte er ſein Zimmer auf. Hier hatte man in ſeiner Abweſenheit alles geordnet. Er entkleidete ſich, begab ſich zu Bette und löſchte das Licht aus.

Ab und zu fuhr es wie eine taſtende Hand über die halbangelehnten Fenſter; das waren die Zweige der Pappel draußen. Lorenz ſchwur innerlich dieſer neugierigen Alten Rache; dann lauſchte er auf noch irgend ein wunderbares Geräuſch. Aber es wollte ſich nichts rühren. Keine Ahnnichte ſchleifte vorüber; keiner Ahnfrau Seufzer ließ ſich vernehmen. Eine unglaubliche Stille breitete ſich über das Haus und ſeine Umgebung aus.

Wo waren alle die Leute, die hier wohnten; gingen ſie auf Filzſohlen, bangte ihnen, dieſe Ruhe zu ſtören? Über der Frage begann Lorenz einzudämmern . . .

VI.

Am nächſten Morgen, als er angekleidet war, klingelte er. Sofort erhielt er ſein Frühſtück aufs Zimmer gebracht.

Später ging er hinab. Genau wie geſtern war auch heute niemand zu erblicken, zu hören. Mittags wurde ihm wieder in der Bibliothek ſerviert.

Nach dem Eſſen wollte er ſeine Inſpektionsreiſe von geſtern fortſetzen.

Als er vor dem Hauſe ſtand, erwachte plötzlich der Junge in ihm. Was wohl der Bibliothek gegenüber für ein Staatsgemach lag? Er ſtellte ſich auf die Zehenſpitzen und guckte durch eines der großen in den Garten gehenden Fenſter.

Es war ein langer Saal mit lederfarbenen Tapeten. An der einen Wand ſtanden etwa zwei Dutzend hochlehniger Stühle, das Wappen der Kiralys tragend. An der Schmalſeite der anderen Wand erblickte er ein rieſiges Büffet. In der Mitte des Saales ſtand die Tafel. Sie war ſchneeweiß gedeckt.

Auf der großen hellen Fläche faſt verſchwindend, prangten etliche Schüſſeln. Semler

in der grau-grünen Uniform eines Leibjägers ſtand reglos wie eine Statue hinter dem hochlehnigen Stuhl, auf dem Illona von Somogyi mit der Miene einer Königin thronte und die ſchwere ſilberne Gabel zum Munde führte.

Lorenz Wangen färbten ſich rot; ſchnell trat er vom Fenſter weg. Wenn ſie ihn geſehen hatte — und ſie hatte ſicher ſein Geſicht am Fenſter erblickt — mußte ſie ihn für einen ſehr albernen Burſchen halten. Er ſuchte raſch die ſchattige Allee auf.

Alſo allein aß ſie. Keine vornehme Verwandſchaft umgab ſie. Und Semler, der alte getreue Diener des Hauſes, das Mädchen für alles, Verwalter, Tafeldecker, Geſandter, vielleicht auch Koch, bediente ſie.

Es wurde immer romantiſcher.

Lorenz verfehlte den Weg von geſtern, gelangte in die dunkelſten Partien des Waldparks, fühlte ſich fröſteln und kehrte auf Umwegen wieder zurück.

Er wollte an ſeine Mutter ſchreiben.

Er würde jedem ins Geſicht gelacht haben, der ihm geſagt hätte: du beginnſt dich hier einſam zu fühlen, und doch war es ſo. Der junge, rege Menſch litt unbewußt unter dieſer vornehmen Stille, die anderen ein Labſal geweſen wäre. Er ſchrieb einen langen, drolligen Brief an ſeine Mutter, in dem er ihr alle ſeine Reiſeerlebniſſe ſchilderte. Der Reſt des Nachmittags ſpielte ſich wie geſtern ab.

Am dritten Tag ließ er durch den Verwalter die Frau Baronin um einige Worte bitten.

Sie erſchien wie neulich, in tiefer Trauer mit langen, ſchleppenden Gewändern.

Sie ließ ſich langſam und würdevoll auf einen der Seſſel in der Bibliothek nieder und ſah Lorenz erwartungsvoll an. Er zeigte ihr die geordneten Bücher, den begonnenen Katalog und fragte ſie, ob ſie ſo zufrieden wäre. Sie ſah aufmerkſam auf die am Boden aufgeſchichteten Bände.

„Nun würde ich um Kiſten bitten, damit die Bücher gleich in das obere Stockwerk geſchafft werden, wo ſie künftighin Aufſtellung erhalten ſollen."

„Haben Sie die Räume oben ſchon angeſehen?" fragte ſie ihn mit ihrer ſanften Stimme. Er verneinte es.

„Dann bitte, klingeln Sie nur dem Verwalter, er wird Sie hinaufführen." Sie beſah ſich den Katalog und nickte gnädig.

„Aber noch etwas. —" Lorenz war froh ſie einen Augenblick länger feſſeln zu können. „Wenn die Regale für oben zu hoch wären?"

Sie machte ein erſchrecktes Geſicht.

„Mein Gott, daran haben wir noch garnicht gedacht!"

Immer im Pluralis Majeſtatis, lächelte er bei ſich. „Nun Frau Baronin, das wäre ja kein Unglück."

„Sie meinen, man ſoll neue machen?"

„Bewahre, man läßt von dieſen hier ein Stück abnehmen."

„Ah, wahrhaftig," ein leichtes Erröten zog über ihre blaſſen Wangen, „das iſt ein ſehr glücklicher Gedanke, wahrhaftig, ſehr glücklich. Man wird es ſofort nach Ihrer gefälligen Angabe verſuchen."

Sie erhob ſich.

Sie hat die Geſtalt einer Juno, nur etwas weniger Fülle wünſchte ich ihr, dachte Lorenz, mit einem ſchnellen Blick über ſie hingleitend.

Am Ausgang wandte ſie ſich noch einmal zurück. „Und ſind Sie mit Ihrer Verpflegung zufrieden?"

„Gewiß, Frau Baronin, ich danke Ihnen."

Sie verſchwand unter der Thür.

Er ſtieß ärgerlich mit dem Fuß einen dicken Folianten beiſeite, der ihm im Wege lag. Dann zog er ſtürmiſch die Glocke, daß Semler ganz beſtürzt erſchien.

„Kiſten, Kiſten, mein lieber Herr Verwalter, und dann: führen Sie mich ſofort ins zweite Stockwerk hinauf, damit ich die künftigen Bibliotheksräume ſehen kann."

Der Alte bat ihn gleich mitzukommen. Sie gingen hinauf. Vier große Räume ſtanden zur Aufnahme der Bücher bereit.

Lorenz hatte ſich nicht geirrt. Die Höhe hier war viel geringer als unten.

„Wir müſſen einen Schreiner haben, der die Regale um ein Stück abkürzt," meinte er, „ſie gehen hier nicht herein."

Semler überlegte einen Augenblick, dann ſagte er: „Dazu brauchen wir keinen Schreiner, das mache ich ſelbſt. Einfache Schreinerarbeiten beſorge ich immer."

Digitized by Google

„Umſo beſſer," entgegnete Lorenz, innerlich beluſtigt über die Vielſeitigkeit des Alten.

„Wird das Heraufſchaffen viel Lärm machen?" bemerkte der Verwalter nach einer Weile bekümmert.

„Das hängt ja von Ihnen ab, wenn Sie's ruhig veranſtalten laſſen."

„O, was mich betrifft, will ich's ſchon ſo ſtill als möglich bewerkſtelligen. Nur das Abſägen, na —"

„Haben Sie denn einen Kranken im Hauſe?" fragte Lorenz etwas ungeduldig.

„Kranken? nein; aber die Frau Baronin liebt die Ruhe ſo."

„Nun, ich glaube, daran fehlt's der Frau Baronin doch auch nicht. Hier iſt's ja ſo ſtill, daß man ſeine Pulſe ſchlagen hört."

„Ja, ſo liebt ſie's. Seit der Herr tot iſt, will ſie nichts mehr als ihre liebe, ſtille Einſamkeit."

„Wie viel ſind Sie denn eigentlich hier auf dieſem Geiſterſchloß?"

„Mit der Frau Baronin ſind wir ſechs Köpfe."

„Donnerwetter, man ſollte meinen, hier wohnt der Herr Niemand, ſo kirchenſtill iſt's."

„Ja, wir bemühen uns alle ruhig zu ſein; anders können wir ihr nichts zu Liebe thun, denn ſie beanſprucht unglaublich wenig. Sie iſt wie ein Engel."

„Können Sie auch raſieren, Herr Semler? Verzeihen Sie die Frage, aber vielleicht könnten Sie mir Unterricht darin erteilen. Mir wächſt mein Vollbart wieder heftig, und hierherum ſieht es mir nicht nach einem Haarſchneidekünſtlerdaſein aus."

Der Alte lachte. „Wenn Sie ſich Iſtvan anvertrauen wollen —"

„Wer iſt das?"

„Das iſt unſer Kutſcher und Gärtner, der noch allerlei Künſte treibt, er raſiert auch mich."

„Gut, dann ſchicken Sie mir, bitte, Iſtvan."

Der Alte grüßte höflich. „Wollen der Herr Doktor noch hier oben bleiben? Ich muß hinab."

„Nein, nein, ich gehe auch hinab."

Er ſcheint mir die Zumutung, mich zu raſieren, etwas übel genommen zu haben, dachte Lorenz. Um ihn verſöhnlich zu ſtimmen, redete er beim Herabgehen noch einige Worte mit ihm.

„Wo wohnen Sie eigentlich?"

„Zu ebener Erde, nach dem Hof zu."

„Hof? Giebt's hier einen Hof?"

„Eigentlich iſt es mehr ein Garten. Unſer Schloß hat keine Seitenflügel, außer dem kleinen Anbau rechts, der die Wirtſchafts- und unſere Wohnräume enthält. Dahinter liegt die Scheune und der Stall."

„Die Frau Baronin bewohnt wohl das erſte Stockwerk?"

„Nein, ihre Gemächer befinden ſich in der zweiten Etage, neben den neuen Bibliotheksräumen."

„Warum ſo hoch?"

„Unten iſt ihr's zu laut."

Am nächſten Morgen erwartete Lorenz eine große Überraſchung. Semler brachte ihm einen Brief ſeiner Mutter.

„Der Briefträger war da," ſagte er wichtig.

„Der kommt wohl ſelten?"

„Jawohl."

„Man lieſt hier auch keine Zeitungen?"

„Zeitungen? Nein, die lieſt niemand hier."

VII.

„Lieber Lorenz," ſchrieb die Mutter, „ich hoffe, daß Dich dieſer Brief noch in derſelben guten Stimmung antrifft, in der der Deine abgefaßt war. Daß Du Bibliothekar auf einem vornehmen Schloſſe geworden biſt, freut mich ſehr. Nur ärgert es mich, daß Du ſo wenig Gehalt verlangteſt. Ein Menſch wie Du muß ſich jede Stunde mit Gold aufwägen laſſen. Ich an Deiner Stelle wäre natürlich in Wien geblieben und hätte da irgend ein Unternehmen gewagt. In einer großen Stadt giebt es Leute genug, die die Intelligenz eines jungen Kopfes zu ſchätzen wiſſen und mit Gold bezahlen. Aber Du wirſt wohl wiſſen, was Dir am beſten iſt. Nur thu mir die einzige Freundlichkeit, und verliebe Dich nicht in die Frau mit dem langen ſchwarzen Schleppkleide. (Ich ſtelle ſie mir vor wie die ſchreckliche Donna Anna in Don Juan, den wir einmal miteinander angeſehen haben.) Weißt Du, in der Einſamkeit iſt ein Menſch zu allerlei Unſinn

geneigt. In der Art, wie Du mir von ihr ſchreibſt, liegt bereits eine Befangenheit, die mich das Schlimmſte befürchten läßt. Gerade ihre Zurückgezogenheit dünkt mir weiter nichts als kokette Berechnung zu ſein. (Na, na!) Laß Dich alſo nicht mit ihr ein, — (aber Mutter, ich muß ja erröten!) und ſchreibe bald wieder, damit ich nicht Unruhe Deinetwegen habe.

Von mir kann ich Dir wenig berichten. Ich erhielt eine Mieterin für das Zimmer, das Du früher bewohnteſt. Es war eine alte Jungfrau, die den ganzen Tag zu Hauſe ſaß und ſeufzte. Das träge Leben konnte ich nicht anſehen und kündigte ihr wieder. Ich nehme keinen Mieter mehr, ſondern werde mich nach einer einzelnen Stube und Küche für mich umſehen. Sei umarmt von Deiner treuen Mutter."

Lorenz ſteckte den Brief zu ſich. Sie war doch eine köſtliche Frau. Einfach, urwüchſig und dabei doch ſchlau wie ein Fuchs. Und die Sorge wegen ſeines Verliebens in die Baronin — echt weiblich. Er wäre gar nicht auf den tollen Gedanken gekommen. Dieſe Frau!

Nachmittags luſtwandelte er wieder im Garten. Aber er kam nicht weiter als bis zu den Roſen. Hier warf er ſich nieder, preßte ſein Geſicht auf den weichen, linden, blaſſen Blütenteppich und träumte. Und da war ihm einmal, als rauſche etwas in einiger Entfernung an ihm vorüber. Schnell hob er den Kopf. Aber es war nichts als der Flügelſchlag eines über ihm kreiſenden Vogels geweſen. Ob dieſe Frau ſich denn nicht einmal in ihren eignen Park hinauswagte? Ob ſie immer und ewig zwiſchen den Wänden des Hauſes ſaß. Was mochte ſie hindern, hier draußen in dieſer köſtlichen Ruhe zu weilen? Etwa ſeine Anweſenheit? Er nahm ſich vor, Semler zu fragen, ob ſie ſonſt hier zu promenieren pflegte.

Ganz verträumt kehrte er wieder in die Bibliothek zurück. Dieſen Nachmittag las er ſtatt zu ordnen. Er hatte eine alte Überſetzung Philos entdeckt und beluſtigte ſich an dem Phraſengeklingel der „großen Weltſchelle". Ob er hier früher oder ſpäter fertig wurde, war ja einerlei. Dieſe Leute ſchienen überhaupt den Begriff „Zeit" nicht zu kennen. Der Schluß des Tages verging wie ſonſt auch. Nur daß Lorenz auf ſein Anſuchen ſtatt der kalten Getränke heißen Thee zu ſeinem Nachteſſen erhielt.

Am nächſten Tage brachte der Himmel ſelbſt eine Abwechslung. Es regnete ununterbrochen, erſt abends klärte ſich das Firmament auf. Lorenz ließ ſich von dem köſtlichen friſchen Erdgeruch und den berauſchenden Blumendüften weiter locken, als er ſonſt zu gehen pflegte. Er ſchritt an den Roſen vorüber, nach dem rückwärtsliegenden Teil des Parkes. Die alten grauen Urnen ſtanden voll Waſſer; hin und wieder ſank ein Tropfen auf ſein Haar, von dem er den Hut genommen hatte.

Mitten in ſeinem gedankenverlorenen Hinſchreiten fand er ſich mit einemmal einem mächtigen Marmorkreuz gegenüber, das einen Hügel krönte. Eine Bank, beſchützt von den liſpelnden Hängen einer Trauerweide, ſtand daneben. Auf dieſer Bank lehnte Illona von Somogyi. Ihr blaſſes Geſicht hob ſich hier im Halbdunkel geiſterhaft von dem Schwarz ihrer Kleidung ab.

Die beiden ſahen einander betroffen an. Beide waren gleich beſtürzt. Sein erſter Impuls trieb ihn an umzukehren. Aber dann erwachte der Trotz in ihm: nein, nicht umkehren.

„Verzeihen Sie, Frau Baronin," ſagte er, ſich verbeugend, „ich ahnte nicht, daß ich Sie hier ſtören würde."

„Des bin ich gewiß." Ihre Lippen zuckten noch leiſe von dem Schreck, den ſie beim plötzlichen Auftauchen einer menſchlichen Geſtalt empfunden haben mochte. „Hier kommt nie jemand her. Seit den zehn Jahren, da dieſe Bank mein tägliches Ziel iſt, begegnete mir niemand hier."

Nun wäre es an ihm geweſen, noch eine Entſchuldigung vorbringend ſeiner Wege zu gehen. Aber das fiel ihm nicht ein. Sein Scharfblick zeigte ihm, daß die Überraſchung dieſer ſtolzen Frau etliche der Hüllen, unter denen ſie ſich ſonſt verbarg, geraubt hatte, ſie hatte vergeſſen laſſen, das Wappen derer von Somogyi als ſchützendes Schild vor ihr Antlitz zu drücken. Er wollte die Gelegenheit

Digitized by Google

nicht vorbeigehen laſſen, einen Blick in dies demaskierte Antlitz zu thun.

„Es iſt eine wunderbare Stätte hier,“ ſagte er, die Umgebung überſchauend, „aber unendlich ſchwermütig. Iſt es nicht unbeſcheiden, zu fragen, Frau Baronin, was dieſes Kreuz bedeuten ſoll?“

„Es ſteht auf dem Grabhügel meines Gatten.“

Der dichte Tannenwald, in den dieſe kleine Lichtung gehauen war, die blaſſe, ſchwarzgekleidete Frau, das einſame Grab hier unter den wehenden Zweigen übte eine ſtarke Wirkung auf Lorenz aus. Auch er vergaß für einen Augenblick — es gab deren ſehr wenige in ſeinem Leben — ſeine kühle Selbſtüberlegenheit und Ironie.

„Sterben Sie denn nicht halb vor Melancholie in dieſer Einſamkeit? Ich bin ein Mann, aber mich würde hier eine dämoniſche Sehnſucht nach dem Tode ergreifen.“

„Ich rufe ihn nicht, aber er wird mir nicht unwillkommen ſein, wenn der Herr ihn ſchickt.“

Lorenz blickte ſie an. Die Mahnung ſeiner Mutter fuhr ihm gedankenſchnell durch den Kopf. — Glich dieſe Frau hier nicht einer Blume, die ein vorſchneller Reif, noch bevor ſie ſich entfaltet, zum Welken gebracht hatte?

Er ſah auf ihre blaſſen, ſtreng geformten Lippen, auf ihre Stirn, in die ein paar dicke, dunkle Locken herein hingen, die ſich aus der Haft der glatt geſtrichenen Scheitel befreit hatten. Er erfreute ſich an ihren feinen, ſchwarzen Brauen, die gegen die Schläfen leicht nach aufwärts liefen und ihrem Geſicht etwas Fremdartiges verliehen. Ihre Augen kannte er ſchon, dieſe Augen eines jungen Mädchens, das ſehr viel geweint hatte . . .

„Verzeihen Sie, Frau Baronin,“ ſagte er und wandte ſich zum Gehen. Aber dann blieb er ſtehen und zwang ſich zu einem Lächeln.

„Ihr Roſenfeld dort iſt märchenhaft.“

„Ja, ich weiß, daß es Ihnen gefällt, ich habe Sie geſtern dort geſehen.“

Alſo doch, dachte er. Es war das Rauſchen ihres Kleides geweſen, nicht der Flügelſchlag des Habichts, was er vernommen.

Etwas wie ein Gefühl der Freude durchdrang ihn. Er verneigte ſich und ging. Er hätte ihr jetzt nicht ins Antlitz blicken mögen, denn wenn ſie einigermaßen Scharfblick beſaß, mußte ſie ſeine warme menſchliche Teilnahme herausleſen. Hätte ſie die aber in ihrem krankhaften Stolz nicht beleidigt, oder aber, würde ſie ſie nicht am Ende falſch gedeutet haben?

Lorenz befand ſich wieder im vollen Beſitz ſeiner Selbſtbeherrſchung. Nur einen Augenblick lang hatte ſich ſein junges, in ſtrenger Zucht gehaltenes Herz gerührt. —

Am nächſten Morgen kam Semler und holte das eine der leergewordenen Bücherregale ab, um es zu kürzen. Es wurde gleich hinaufgeſchafft und Lorenz ließ die bereits katalogiſierten Bände darauf einreihen.

„Und wohin kommen dieſe?“ fragte der Verwalter, auf einen Haufen Bücher deutend, die in einer Ecke am Boden lagen.

„Die gehen zum Transport.“

„Wohin, wenn ich fragen darf?“ meinte der Alte.

Lorenz lachte. „Das weiß ich nicht. Bitten Sie mal die Frau Baronin für einen Augenblick herüber. Oder kann ich zu ihr?“

„Nein, nein, ich hole ſie, ſie hat mich ja beauftragt, wenn Sie etwas zu wiſſen wünſchen, ſie zu holen.“

Sie kam. Ihre Bewegungen, ihre Stimme erſchienen ihm heute freier als ſonſt.

Das gab ihm Mut.

„Frau Baronin,“ ſagte er, auf die ausrangierten Bände deutend, „nun habe ich eine Bitte. Erſtens möchte ich, daß Sie dieſe Bücher durchſehen, um zu wiſſen, ob ich auch recht daran that, ſie zu den für Sie wertloſeren zu rechnen, dann möchte ich erfahren, ob Sie bereits eine Bibliothek beſtimmt haben, der Sie die Schenkung machen, und welche, damit man die Bücher einpacken und langſam an ihre Adreſſe befördern kann.“

„Das letztere kann ich Ihnen aufſchreiben, es iſt die Bücherei der Ciſtercienſerpater in Preßburg; das erſtere iſt ſchwerer.“

Zum erſtenmal ſah er ein Lächeln um ihren Mund; es ſah zaghaft und ſelten aus, wie ein Sonnenſtrahl im November. Mit einem kleinen Seufzer ließ ſie ſich nieder, und begann in den Bänden Umſchau zu halten.

Nach einer Weile ſah ſie ſchüchtern zu ihm, der ſchrieb, hinüber.

„Herr Zellner, würden — könnten Sie das nicht eigentlich für mich beſorgen?“

Er blickte ſie halb beluſtigt, halb entſchloſſen an.

„Das kann ich in der That nicht, Frau Baronin! Weiß ich denn, was Sie für wichtig, was für überflüſſig unter dieſen Büchern halten? Frau Baronin können ja Handſchuhe anziehen, um die rauhen Bände nicht mit der bloßen Hand anfaſſen zu müſſen;“ er ſtockte — „und eigentlich iſt es ja auch keine plebejiſche Beſchäftigung, die —“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie machen ſich ein falſches Bild von mir. —“

„O, ich wage mir überhaupt keins zu machen,“ ſagte er ſchnell, „ich habe mit Ihnen, Frau Baronin, ja kaum mehr als ein Dutzend Worte gewechſelt. Einerſeits begreife ich, daß Sie ſich ſcheuen, mit einem wildfremden Menſchen mehr als das Unerläßlichſte zu reden, andererſeits bedauere ich es ſchmerzlich, denn es erſchwert mir hier die Arbeit ungemein.“

„Wahrhaftig?“ ihr Ton klang wärmer — „das thut mir leid. Wenn das wirklich der Fall iſt, kann ich ja öfter hereintreten.“

Er verzog keine Miene ſeines Geſichts.

Sie warf auf jedes der Bücher, die er für unwichtig erklärt hatte, einen Blick. Später bat ſie um ein Stück Papier und ſchrieb ihm die Adreſſe der Kloſterbrüder auf. Dann lehnte ſie ſich in den Seſſel zurück und ſenkte wie müde die Augen.

„Die ungewohnte Arbeit ſtrengt Sie an,“ ſagte er von ſeiner Ecke her.

„Es ſcheint beinahe.“

„Das iſt leicht erklärlich. Je weniger Beſchäftigung man hat, um ſo ſchneller ermüdet die leichteſte.“

„Das mag ſein. In einem ſo einſamen Hauſe giebt es eben wenig zu thun.“

„Reiten Frau Baronin nie aus?“

„Ich? nein!“

Sie ſagte es faſt betroffen.

„Aber etwas weiß ich ſicher: Sie ſind eine vortreffliche Gärtnerin.“

„Sie irren.“ Sie ſchüttelte den Kopf. „Das beſorgen meine Leute. Ich verſtehe von Gärtnerei ſo gut wie nichts.“

„Im Mittelalter ſtickten die vornehmen Frauen, wenn ihnen nichts anderes zu thun beliebte, goldene Meßgewänder, ſchwere Segenmäntel und Stolen. Heute beſorgen das die Maſchinen.“

„Maſchinen?“ fragte ſie erſtaunt. „Welche Maſchinen?“

„Nun, in den großen Etabliſſements, wo künſtliche Stickereien fabriziert werden.“

„Wahrhaftig? iſt das ſeltſam! Das hätte ich nie gedacht.“

„Frau Baronin waren wohl ſchon lange nicht mehr fort von hier.“

„Fort von hier? In Nagy-Faludy am Allerſeelentag, um Kränze auf die Gruft meiner Eltern zu legen. Seit der Zeit nicht mehr.“

„Jetzt haben wir Mai. Das iſt lange her. Aber ich meinte, nicht ſo zu einem Ausflug, ſondern für lange, ein Jahr oder ſo.“

„O das, das war ich überhaupt noch nie. Ich habe mich ſehr früh vermählt und kam dann nicht mehr von der Seite meines Gatten. — Sollte man nicht dieſen Band über die beſte Bereitung von Molke zurückſtellen?“

Er unterdrückte ein Lächeln. „Nein, Frau Baronin, das wollen wir nicht. Sehen Sie ſich einmal die Jahreszahl an. Eintauſendachthundert und ſiebzig. Seit dieſer Zeit hat man allerlei neue Maſchinen erfunden, die die beſte Molke, die Sie ſich vorſtellen können, bereiten. Man kann damit in kürzeſter Zeit aus friſcher Milch Butter bereiten, Sahne und Molke fabrizieren.“

Sie ſah ihn ungläubig an. „Aber das iſt ja unmöglich.“

„Doch nicht, Frau Baronin. Sie ſollten einmal ein wenig hinausgehen, und ſich das Leben etwas anſehen. Es iſt der Mühe wert. In den letzten zwei Jahrzehnten hat es die wunderbarſten Phaſen durchgemacht. Man bedarf keines Holzes mehr zum Kochen, ſondern brät auf Gasherden; man beleuchtet mit elektriſchem Licht und ſpricht zu einander vermittelſt eines dünnen Drahtes, ſo daß einer auf Hunderte von Meilen die Stimme ſeines Freundes vernehmen kann.“

Illona von Somogyi glich in ihrem naiven Erſtaunen einem Kinde.

„Was Sie ſagen, was Sie ſagen! Und die Menſchen, wie ſtellen die ſich zu all dieſen

Digitized by Google

unheimlich großen Errungenschaften? Sie glauben wohl an keinen Gott mehr, sind hochmütig geworden?"

„O, sie glauben wohl noch an einen. Nur sehen sie ihn anders als ihre Ahnen."

„Wieso?"

„Er trägt keinen weißen Bart, sondern ist ein junger, starker, herrlicher Gott, der das Menschengeschlecht mit immer mehr Kraft und Wissen bereichert, daß es ihm ähnlich werde."

„Wie schön!" Ihre Augen hingen ganz selbstvergessen an Lorenz, „das muß ja selig da draußen sein." Dann sah sie verloren in die Wipfel der Bäume vor den Fenstern. „Ich würde mich nicht mehr zurecht finden im heutigen Leben."

„Sie werden es doch noch müssen, Frau Baronin. Sie wollen doch nicht ewig hier in dieser Ruhe sitzen und feiern?"

„Gewiß will ich das."

Er schüttelte den Kopf und beugte sich tiefer auf seine Bücher.

Nach einer Weile stand sie auf und entfernte sich.

Von diesem Tag an kam sie öfters in die Bibliothek und ließ sich allerlei von ihm erzählen. Ihre erste Scheu war verschwunden, sie wurde ganz schlicht und ungekünstelt. Eine wunderbar harmonische, vornehme, resignierte Seele erschien langsam in immer deutlicheren Umrissen vor ihm. Er mußte unendlich vorsichtig zu Werke gehen, um diese tastende Schlafwandlerin nicht zu erschrecken, nicht wieder in ihre Nacht zu scheuchen.

Einmal, als er in seiner zutrauenerweckenden Weise mit ihr sprach und ihr sein Erstaunen äußerte, daß sie so lebensfremd wäre, sagte sie, ihre rührenden Augen zu ihm aufschlagend: „Was wollen Sie? Mit sechzehn Jahren vermählte ich mich mit einem Freunde meines Vaters, der hier im Hause meiner Eltern oft monatelang als Gast weilte. Meine Eltern starben kurze Zeit nach meiner Verheiratung. Baron von Somogyi, mein Gatte — er war um vieles älter als ich — hatte sich im Revolutionsjahre auf einer Flucht, bei der er durch einen Strom schwimmen mußte, eine Lähmung zugezogen. Er konnte nicht gehen und mußte gefahren werden. Ich verlor ihn nach zehnjähriger Ehe. Seither ist der Besuch seines Grabes meine einzige Zerstreuung und Freude. Ich wollte ihn hier in der Nähe haben, deshalb ließ ich ihn an meiner Lieblingsstelle beerdigen."

Das alles klang unendlich einfach.

„Aber Ihre Gutsnachbarn," wendete Lorenz ein, „besuchen die Sie nie?"

„Anfänglich ja, aber mein Mann und ich erwiderten höchst selten solche Besuche. Mit der Zeit überließ man uns unserer Einsamkeit."

In diesen Wochen schrieb Lorenz einmal an seine Mutter.

„Du ahnst nicht, wie mild und sanft diese Frau ist. Jedes Wort, das sie spricht, gleicht einem kleinen, schüchternen Kinde, das um Verzeihung für sein Dasein zu bitten scheint. Sie ist gar nicht hochmütig, wie ich anfänglich dachte; es ist nur die Scheu vor der andern, ihr fremden Kaste, die sie so zurückhaltend macht. Ich gäbe etwas darum, dieser Verlassenen einen Dienst erweisen, eine Freude machen zu können. Ich fühle das lauterste Mitlied mit ihr. Aber ich darf mich nicht äußern, um sie nicht auf falsche Mutmaßungen zu bringen." —

* * *

Alle Sonntagmorgen empfing die Baronin einen alten Geistlichen, der in einem der größeren Gemächer die Messe las.

„Ich freue mich, bis wir erst eine wirkliche Kapelle unten haben, dann kann auch dann und wann eine Predigt gehalten werden," sagte sie zu Lorenz.

Der Gedanke, aus dem Bibliothekszimmer einen Betsaal zu schaffen, war erst unlängst in ihr erwacht. Lorenz meinte, sie solle auch eine kleine Orgel hineinstellen und dieses Instrument spielen lernen; es würde ihr viel Freude machen. Der Rat gefiel ihr.

Sie nahm sich vor, ihm zu folgen.

„Aber wird es denn auch gehen?" meinte sie, „muß man nicht jung sein, um Musik zu lernen?"

Lorenz zuckte die Schultern.

„Was ist jung? Wenn wir von der äußerlichen Erscheinung absehen, ist jeder jung, der noch etwas erstrebt."

„Erstrebt, ja; aber kann er es auch dann noch — erreichen?"

„Aber ich bitte Sie! Giebt es nicht Staatsmänner, die erſt ein halbes Jahrhundert gelebt haben mußten, um ihre größten Thaten zu vollbringen? Künſtler, die das Leben erſt gebrochen haben mußte, damit die Flamme voll und ganz aus ihnen herausſchlug? Wir doktieren uns unſer Alter ſelbſt, nicht die Zeit thut es. Die unſere iſt übrigens verſchwenderiſcher geworden, als es andere, geiſtig begrenztere Epochen waren. In unſerem Jahrzehnt kommt es nicht ſelten vor, daß Frauen mit dreißig, vierzig Jahren noch das Studium einer Wiſſenſchaft beginnen. Die Tage des Spielens, der Thorheit, der eitlen Hoffnung ſind dann vorbei. Was nun? Früher wurden ſie Betſchweſtern oder — Hexen und Quackſalberinnen. Jetzt fangen ſie an zu lernen, um in der zweiten Hälfte des Lebens nicht geiſtig zu darben. Neulich, als ich noch zu Hauſe war, ſagte mir die Mutter eines Freundes, die Dr. juris. iſt: ‚Am Tage, da meine Tochter ſich verheiratet hatte und von mir fortgegangen war, erfaßte mich tödliche Verzweiflung. Mein Sohn iſt verſorgt, mein Mann tot, ich bin zu alt, um noch auf die Jagd nach Glück und Eroberungen zu gehen, aber viel zu jung, um die Hände in den Schoß zu legen und zu feiern. Ich nahm mir Lehrer, ließ mich in den klaſſiſchen Sprachen unterrichten, erhielt nach fleißigem Studieren das Reifezeugnis, immatrikulierte mich an der Univerſität, und heute witzelt kein Menſch mehr über den Doktorgrad, den ich erwarb. Im Gegenteil. Meine Klienten vermehren ſich von Tag zu Tage!‘“

Illona lächelte und erwiderte nichts. —

Lorenz arbeitete jetzt mit wirklicher Luſt. Viel that er für ſich ſelbſt. Er ſtudierte Werke, deren Bekanntſchaft er wo anders als hier wohl kaum gemacht hätte. Er bereicherte täglich ſein Wiſſen und machte ſich ganze Bücher voll Notizen; manche Nacht verbrachte er, ſtatt oben in ſeinem Bett, hier unten in dem immer leerer und leerer werdenden Saal, beim flackernden Licht einer einſamen Kerze über irgend einen Schmöker geneigt.

Dann rauſchte es von draußen geheimnisvoll herein, und ihm ſchien es, als lebte er auf irgend einem fremden Stern, fern der Erde. Und ein Gefühl des Glückes durchflutete ihn.

Er wußte, daß er hier nicht nur für ſich, ſondern noch für einen zweiten thätig war. Er hatte eine neue Eigenſchaft in ſich entdeckt: ein großes gärtneriſches Talent. Oder war das keines, eine müde, halbverwelkte Blume wieder zu friſchem Leben zu bringen?

(Fortſetzung folgt.)

Das Auge Gottes.

Ein reiner Leben dünkt mich, würd' ich führen,
Hätt' ich dies Kind beſtändig mir zur Seite;
Wär es auf allen Wegen mein Geleite,
Würd' ich, was gut und bös iſt, ſchärfer ſpüren.

Hätt' ich ein raſches Wort ſchon auf den Lippen,
Leichtfertig einen anderen zu kränken,
Ich ließ es ungeſagt, an ſolchen Klippen
Das unerfahrne Kind vorbei zu lenken.

Des Kindes wegen lacht' ich auch des Spottes,
Der reinem Weſen droht im Weltgetriebe,
Ich wär' voll heil'ger Furcht dem Kind zu liebe;
Des Kindes Aug' wär mir das Auge Gottes.

Frieda Port.

Digitized by Google

Nietzsche-Episoden.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Elisabeth Förster-Nietzsche, die uns die Jugendpfade Nietzsches gewiesen, führt uns jetzt im zweiten Bande ihrer Biographie die Wege des Mannesalters.[1] Diese Bücher treuer, hingebender Schwesterliebe beanspruchen nicht die Geltung einer straff entwickelten Charakteristik, sie wollen dienend Erinnerungsblätter geben, sie wollen verschlossene Laden öffnen und ihren reichen Inhalt ans Tageslicht bringen. Sie haben nicht den Ehrgeiz eigener Schilderungskunst, sie bescheiden sich und lassen die Gestalten, die durch das Buch gehen, mit ihren eigenen Worten, wie sie in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen bewahrt sind, zu uns reden. So ergiebt sich zwar nicht ein gewaltig und tief erfaßtes Lenbachporträt des Zarathustra-Philosophen, wohl aber ein Album von Momentaufnahmen, deren jede beglaubigt ist und die sich zu einem sprechenden Bilde zusammenfügen.

Der erste Band, der vor Jahresfrist erschien, erweckte nur engeres Interesse. Er wirkte mehr durch den Kontrast: die Jugend Zarathustras als anakreontische Idylle.

Ehe ich sie las, war ich in Naumburg gewesen und hatte ähnliche Kontraste selbst stark empfunden.

Welche tragisch-ironischen Gegensätze! Der eine Welt in Trümmer schlagen, der auf die eisigen Höhen steigen und die Niederungen tief unten lassen wollte, dessen Dithyramben an die Wolken rührten, der ist, von Geistesnacht umhüllt, an der Stätte seiner Kindheit wieder zum Kinde geworden, zum hilflosen Kinde in den Armen seiner alten Mutter.

Und die Honoratioren und die Gevatter Schneider und Handschuhmacher des freundlich-braven Städtchens, die an dem hohen weißen Hause mit der Holzveranda voll Blumenstöcken, der verwitterten, eingesunkenen Stadtmauer gegenüber, vorbei zum Abendschoppen gehen, ahnen nicht, welch edler Geist hier ward zerstört.

Damals war in Naumburg auch noch das Nietzschearchiv, das nun nach Weimar siedelte. Man war gut zu Gaste in diesen Räumen mit ihrer still gedämpften Ruhe. Dichte Baumwipfel vor den Fenstern, die der Sonne wehrten. Schwere Bücherschränke, gekrönt von den Zarathustrasymbolen, Adler und Schlange, mit der Bibliothek Nietzsches. So manches Stück interessant persönlich geprägt. Reiche Anmerkungen in den Büchern. Viele Dedikationsexemplare. Unter anderem der Parsifal, auf dessen Titelblatt sich Wagner in der eigenhändigen Widmung selbstironisierend „Oberkirchenrat" unterzeichnet.

[1] „Das Leben Friedrich Nietzsches." Verlag von C. G. Naumann in Leipzig.

Dem Nachklang dieser erlebten still beschaulichen Naumburger Stimmungen einte sich die Idylle, die aus der Schilderung von Nietzsches Jugend in jenem ersten Band des Lebensbildes tönte.

Kornfelder rauschen und sanfte Bäche. Zwischen den Feldern und Wiesen geht der kleine Fritz ehrbar mit dem Großvater und Lisbeth, und als anakreonisches Symbol wandelt neben dem blonden Mädchen ein niedliches Schäfchen mit himmelblauem Halsband. Es ist die Atmosphäre des thüringischen Landpastorhauses.

Aber neben der friedlichen Ruhe tönt auch schon manch die Zukunft vordeutendes Wort. Nietzsche, der Knabe, der nach der Schilderung eines Schulfreundes fromm, bescheiden und etwas vereinsamt unter seinen Altersgenossen dasteht, hat einen tiefen inneren Stolz.

Er wirkte auf seine Umgebung als ein Erzieher zur Selbstbeherrschung, zu einer alles Falsche als unwürdig weit abweisenden Wahrheitsliebe. Und man überliefert von ihm das Wort: „Wir Nietzsches verachten die Lüge."

Flotte und fidele Bonner Studentenjahre lösen die Pförtnerzeit ab. Auf Bonn aber, dessen akademische Poesie zu bald ernüchternd verflog, folgt Leipzig. Und in Leipzig beginnt das eigentliche Leben Nietzsches.

Hier reiht sich für ihn ein bedeutendes Ereignis an das andere, und ein jedes wird zum Faktor seiner inneren Bildung. Hier erwacht in ihm der Gedanke, Wissenschaft mit Kunst zu verbinden, der Schulphilologie mit ihrer trocknen Formulierung von Herzen abzusagen. Schon hier gestaltet er sich das Bild des Hellenentums, das dann über seinem ganzen späteren Leben schwebte:

„Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden Gelehrten beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte."

Der Stil seiner Jugend ist ziemlich trocken und nüchtern, jetzt strebt er nach Abrundung und Rhythmus, „einige muntere Geister will er darin entfesseln," er will darauf, wie auf einer Klaviatur, spielen lernen, „aber nicht nur eingelernte Stücke, sondern freie Phantasien, so frei wie möglich, aber doch immer logisch und schön."

In Leipzig lernte er Schopenhauers Lehre zum ersten mal kennen. Er nennt ihn seinen „düstern Genius": „Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation will, hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüt in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Sonnenauge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam."

Und wie ihn Schopenhauer zu eigen machte, so auch Richard Wagner.

Als Schüler hatte er einen „unlöschbaren Haß gegen moderne Musik". Von dem Augenblicke aber, „wo es einen Klavierauszug des Tristan gab", war er Wagnerianer.

An Schopenhauer und Wagner behagte ihm das, wovor Zarathustra sich später auf die eisklaren, schimmernd reinen Höhen flüchtete: „Die ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gruft."

* * *

Die Gestalt, die Nietzsche in Leipzig durch Töne in Bande geschlagen hatte, bestimmt seine nächsten Lebensjahre: Richard Wagner. Und er ist neben Nietzsche die Hauptperson im zweiten Akt des Lebensbildes, das Frau Elisabeth gezeichnet. Schon dadurch geht dieser neue Band weit über die engeren Interessengrenzen des ersten hinaus.

Bevor wir der Begegnung Nietzsches mit Wagner gedenken, ist es notwendig, knapp die Konturen des äußeren Lebens zu ziehen.

Nietzsche erhält noch als Leipziger Student, auf Grund seiner philologischen Aufsätze im Rheinischen Museum, eine Berufung als Professor nach Basel. 1869 tritt er sein neues Amt an. Basels mittelalterliche Stimmung gefällt ihm: „die prachtvollen, altertümlichen Häuser mit ihren seltsamen, an längst verklungene alte Mythen erinnernden Spukgeschichten, die feste Gliederung der Familien, die allsonntags vollzählig und einträchtiglich zur Kirche wallten, die alten Dienstboten, die von einer Generation zur anderen übergingen, die altmodische Begrüßung in den Läden: ‚Guten Tag, Frauenzimmer,' ‚guten Abend, Jungfere,' überhaupt die ganze nieder-allemannische Sprechweise, die so viele alte treffende Ausdrücke bewahrt hat." Seine Antrittsvorlesung über die Persönlichkeit Homers erregte das größte Aufsehen, sie war etwas völlig neues. „Gedankenvoll schritten die würdigen Ratsherren und Professoren nach Hause. Was war das eigentlich gewesen? — Ein junger Gelehrter betrachtet zuerst höchst kritisch und zugleich philosophisch die Berechtigung seiner eigenen Wissenschaft, und schließlich wirft er so viel künstlerischen Glanz über sie hin, daß plötzlich die sonst so trockene und dürftige Philologie den gewiß nicht impressionablen alten Herren beinah wirklich wie eine Götterbotin erschien, und wie die Musen zu den trüben, geplagten böotischen Bauern niederstiegen, so kommt sie in eine Welt voll düsterer Farben und Bilder, voll von allertiefsten und unheilbarsten Schmerzen, und erzählt tröstend von den schönen, lichten Göttergestalten eines fernen, blauen, glücklichen Zauberlandes. „Da haben wir uns ja einen seltenen Vogel eingefangen, Herr Ratsherr," sagte einer der Herren vom kleinen Rat. Doch trotz der freudigen Anerkennung, die er fand, trotz des ästhetischen Wohlgefallens an Basel und seinen Menschen, die „alle noch den Mut haben, eigenartige Charaktere zu sein", fühlt er sich doch vereinsamt, er entbehrt Gedankenaustausch und Aussprache mit Gleichgestimmten: „siehe, das ist es, wir brauchen ewig Hebammen, und um sich entbinden zu lassen, gehen die meisten ins Wirtshaus oder zum ‚Kollegen', und da purzeln denn wie die kleinen Katzen die Gedanklein und Pläne heraus. Wenn wir aber trächtig sind, da ist niemand zu Hilfe, der uns bei der schweren Geburt beisteht, und finster und morose legen wir dann unsern derben, ungestalten, neugeborenen Gedanken in irgend eine dunkle Höhle; das Sonnenlicht der Freundschaft fehlt ihnen."

Da tritt in sein Leben Richard Wagner ein.

Er verkörperte ihm „wie kein anderer das Bild dessen, was Schopenhauer das Genie nennt. Niemand kennt ihn und kann ihn beurteilen, weil alle Welt auf einem anderen Fundamente steht und in seiner Atmosphäre nicht heimisch ist. In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solcher erhabener Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle."

So schilderte Anfang August 1869 Nietzsche seinem Freunde, dem Freiherrn von Gersdorff, seine Eindrücke und Empfindungen nach dem ersten Besuch bei Richard Wagner.

Es ist das Jahr 1870. Wagner lebte mit Frau Cosima in dem Landhaus Triebschen bei Luzern. In Luzern weiß niemand von ihm. Nur die Hoteliers hatten eine dunkle Vorstellung, „daß dieser Herr Wagner etwas Merkwürdiges sein müsse; einmal war ein König inkognito in Luzern geblieben, offenbar nur um ihn zu besuchen und mehrere Male hatten sich sehr vornehm aussehende Herrn nach Triebschen begeben, von denen man nachher munkelte, daß es Prinzen und hohe Würdenträger gewesen wären."

Es ist jene Epoche im Leben Wagners und der Frau Cosima, die am besten durch seine eigenen Worte in einem Brief an Frau Eliza Wille charakterisiert wird: „Sie sollen die ersten sein, denen wir uns als Vermählte vorstellen. In diesen Stand zu gelangen, hat es eine große Geduld gekostet: was seit Jahren unerläßlich war, sollte sich erst unter Leiden jeder Art zur Lösung bringen. Seit ich Sie zuletzt in München sah, habe ich mein Asyl nicht mehr verlassen, in das sich seitdem auch diejenige flüchtete, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei, und das Axiom so mancher meiner Freunde, ‚mir sei nicht zu helfen', unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei und hat mir geholfen: sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über sich genommen. Sie hat mir einen wunderbar schönen und kräftigen Sohn geboren, den ich kühn ‚Siegfried' nennen konnte: der gedeiht nun mit meinem Werke, und giebt mir ein neues langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat."

Doch auch Wagner fühlte sich manchesmal vereinsamt, und freudig wird Nietzsche in der Einsamkeit Triebschens aufgenommen. In Leipzig hatte Wagner bei seiner Schwester, Frau Professor Brockhaus, ihn flüchtig schon kennen gelernt. Hier wird die Bekanntschaft erneuert und wächst zwischen ihnen und Frau Cosima zu einer tiefen und engen Freundschaft. Stark interessierte Anteilnahme verbindet sie. Nietzsche leidet mit unter den übereilten und verfrühten Aufführungen von „Rheingold" und „Walküre" in München, er freut sich aber auch anteilsvoll an den Fortschritten der „Götterdämmerung" und der Selbstbiographie des Meisters.

Ein gesteigertes geistiges Leben herrscht in Triebschen, verfeinert und durch Kunst geschmückt, wie es Nietzsche in seinem Hellenismus sich ersehnte.

Eine wunderbare Landschaft ist's voll zauberhafter Lichttöne vor allem beim Sonnenuntergang, wenn der Mond voll und klar über dem leuchtenden Schneefeld des Titlis steht, und nur allmählich die Sonnentöne in das bleiche Licht des Mondes übergehen und der See und die Berge immer zarter, duftiger, durchsichtiger werden. Frau Elisabeth schildert eine Abendpromenade am See:

„Voran Frau Cosima in einem rosa Kaschmirgewand mit breiten, echten Spitzenaufschlägen, die bis zum Saum des Kleides hinabgingen, am Arm hing ihr ein großer Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen, hinter ihr schritt würdig und schwerfällig der riesige kohlschwarze Neufundländer Ruß, dann folgen Wagner und ich, Wagner in niederländischem Malerkostüm: schwarzer Sammetrock, schwarze Atlaskniehosen, schwarzseidene Strümpfe, eine lichtblaue Atlaskravatte, reich gefältelt, mit feinen Linien und Spitzen dazwischen, das Künstlerbarett auf den damals noch üppig braunen Haaren."

Nicht so idyllisch, doch noch interessanter ist die spätere Richard Wagnerepisode in Nietzsches Leben, die den Titel führt „Richard Wagner in Bayreuth".

Wir erleben völlig den Aufgang Bayreuths in Schilderungen der Augenzeugen mit.

April 1872 kommt das Scheiden von Triebschen, dem „Gefilde der Seligen", und es folgen die köstlichen Tage der Grundsteinlegung des Bayreuther Theaters. Eine erlesene kleine Gesellschaft, „der man nicht erst Finger für zarte Dinge zu wünschen hatte," war in der großen markgräflichen Loge des alten Rokokotheaters versammelt. Und auf derselben Stelle, auf der einst dem markgräflichen Hof italienische Opern und französische Ballets vorgespielt wurden, ertönten jetzt die weihevollen Klänge der neunten Symphonie. Die erschauernde Stimmung großen Erlebens zitterte durch all die Menschen, und ein Nachhauch weht uns an, wenn wir lesen, was Nietzsche in der Erinnerung an diesen Moment schreibt: „Als an jenem Maitage des Jahres 1872 der Grundstein auf der Anhöhe von Bayreuth gelegt worden war, bei strömendem Regen und verfinstertem Himmel, fuhr Wagner mit einigen von uns zur Stadt zurück, er schwieg und sah dabei mit einem Blick lange in sich hinein, der mit einem Worte nicht zu bezeichnen wäre. Er begann an diesem Tage sein sechzigstes Lebensjahr: alles bisherige war die Vorbereitung auf diesen Moment. Man weiß, daß Menschen im Augenblick einer außerordentlichen Gefahr oder überhaupt in einer wichtigen Entscheidung ihres Lebens durch ein unendlich beschleunigtes inneres Schauen alles Erlebte zusammendrängen und mit seltenster Schärfe das Nächste wie das Fernste wieder erkennen. Was aber Wagner an jenem Tage innerlich schaute — wie er wurde, was er ist, was er sein wird — das können wir, seine Nächsten, bis zu einem Grade nachschauen: und erst von diesem Wagnerischen Blick aus werden wir seine große That selber verstehen können — um mit diesem Verständnis ihre Fruchtbarkeit zu verbürgen."

Nach diesem Vorspiel, hochgespannter Stimmung voll, durchleben wir all die Stadien des Bayreuthgedankens und seiner Verwirklichung.

1873 steht es schlimm um die Fortführung. Auf Wagners Wunsch wandte sich der Vorstand der Wagnervereine mit der Bitte an Nietzsche, einen Aufruf an die deutsche Nation zu verfassen.

Er that es, aber dieser Aufruf erschien den Delegierten in seinem feierlichen Ernst, der das Ereignis der Wagnerschen Kunst als das wichtigste überhaupt betrachtete, für die kunstfremde Stimmung der Zeit zu gefährlich. Er ward nicht hinausgeschickt.

In der höchsten Not ersteht dem Festspielhaus ein Retter, König Ludwig. In der Form von Vorschüssen bis zu 100 000 Thalern unterstützte er das Werk. Die Aufführungen sind gesichert.

Doch Nietzsche bringen sie schwere Enttäuschungen.

Er hatte sich ein dionysisches Fest geträumt, das eine Gemeinde der Besten sich feiert, und nun fand er geräuschvollen Trubel. Er hatte sich den idealen Bayreuther Gast so ausgemalt:

„In Bayreuth ist auch der Zuschauer anschauenswert, es ist kein Zweifel. Ein weiser, betrachtender Geist, der aus einem Jahrhundert ins andere ginge, die merkwürdigen Kulturregungen zu vergleichen, würde dort viel zu sehen haben; er würde fühlen müssen, daß er hier plötzlich in ein warmes Gewässer gerate, wie einer, der in einem See schwimmt und der Strömung einer heißen Quelle nahe kommt: aus anderen tieferen Gründen muß diese emporkommen, sagt er sich, das umgebende Wasser erklärt sie nicht und ist jedenfalls selber flacheren Ursprungs. So werden alle die, welche das Bayreuther Fest begehen, als unzeitgemäßige Menschen empfunden werden: sie haben anderswo ihre Heimat als in der Zeit und finden anderwärts sowohl ihre Erklärung als ihre Rechtfertigung."

Digitized by Google

Und nun traf man hier statt dessen ein zahlungsfähiges Premièrenpublikum, Kaiserlichen Hofstaat, Marienbader Kurgäste, und abends bei Angermann tobte sich die Begeisterung plump geräuschvoll aus. „Der Wagnerianer war Herr über Wagner geworden".

Diese Enttäuschung bildet den Schlußpunkt in der latent schon länger vorhandenen inneren Entfremdung Nietzsches und Wagners. Sie hatten sich ineinander getäuscht, ineinander eine Ergänzung gesucht, die sie sich nicht geben konnten.

Jeder hatte sich vom andern in einem gewissen Autoanthropomorphismus ein Bild gemacht, das ihm selber gleich war. In der Stille der Triebschener Idylle konnte sich die Illusion halten, im lauten Getriebe des Tageskampfes kam die harte Wahrheit heraus.

Nietzsche dachte sich Wagners Kunst als eine Erfüllung seines hellenischen Gedankens und mußte immer mehr merken, wie der Meister sich aus diesen Kreisen mit unbeirrten Schritten entfernte und einen anderen Weg ging, einen Weg, der zum Parsifal führte. Er formulirt sich selbst klar seine Selbsttäuschung:

„Das, was ich in jungen Jahren bei Wagnerischer Musik gehört habe, hat überhaupt nichts mit Wagner zu thun; wenn ich die dionysische Musik beschrieb, beschrieb ich das, was ich gehört habe." Er hatte nach eigenem Geständnis gehofft, durch diese Kunst, die sich ihm in der verklärenden, kraftvollen Reckengestalt des Siegfried darstellte, könnte „den Deutschen das Christentum völlig verleidet werden — deutsche Mythologie als abschwächend, gewöhnend an Polytheismus."

Und nun der Parsifal.

Nietzsche machte sein Herz frei in seinem Buch vom Menschlich-Allzumenschlichen, nach seiner eigenen Charakteristik ein „Denkmal rigoroser Selbstzucht, mit der ich bei mir allem eingeschleppten ‚höheren Schwindel', ‚Idealismus', ‚schönen Gefühl' und anderen Weichlichkeiten ein jähes Ende bereitete." Ein schicksalsvoller Zufall wollte es, daß sich dieses Buch, das Nietzsche mit bangem Herzen nach Bayreuth schickte, mit dem Widmungsexemplar des Parsifal kreuzte, das von dort kam: „Herzlichen Gruß und Wunsch seinem treuen Freunde Friedrich Nietzsche. Richard Wagner, Oberkirchenrat."

Nach diesem letzten scherzenden Wort hüllte sich Bayreuth in eisiges Schweigen.

* * *

Mehr als die Verschiedenheit der Weltanschauung interessieren den Zuschauer dieser Freundschaftstragödie die Reflexe, die auf die Charaktere fallen.

Und es ist von einem fast pikanten Kontrast, wie Richard Wagner als Verfolger seiner Ziele jenes Nietzschewort: „Die Schaffenden sind hart" vollendet erfüllt, während Nietzsche selbst stets mit seinem warmen Herzen zu kämpfen hat.

Der Meister steht da wie ein Gott Zebaoth, der keine anderen Götter duldet neben sich. Für ihn hat jeder nur insofern Wert, als er dienend der Miterfüllung seines Werkes sich hingiebt. Er ist Terrorist durch und durch: wer nicht für mich ist, ist wider mich. Er kennt keine Neigungen und weicheren Empfindungen, die ihn irre machen.

Elisabeth fragte einmal ihren Bruder: „Wagner kann doch unmöglich erwarten, daß alle seine Ansichten von seinen Freunden geteilt werden?"

Digitized by Google

„Doch, Lisbeth, das verlangt er," meinte er zögernd und nachdenklich.

Unbewegten Herzens, mit olympischer Kühle wies Wagner ab, was nicht zu ihm stimmte. Er blickte nicht einmal zurück und schritt seinen Weg weiter.

Nietzsche war aber immer das „verehrende Tier", seine Philosophie der Härte blieb ihm theoretisches Ideal. Er trennt sich unter wehen Schmerzen und er hängt mit einer wehmütigen Liebe an den Gräbern seiner Vergangenheiten. Er kämpft einen bitterschweren Kampf gegen sich um seine Liebe zu Wagner: „immer wenn einer der schönen warmen Briefe aus Bayreuth kam, trieb Fritz all die stolz-ketzerischen Gedanken der eigenen unumschränkten Freiheit zurück, und es ergriff ihn die Sehnsucht nach der Zeit der alten Gebundenheit".

Einmal antwortete er auf die Frage, welche anderen Empfindungen ähnliche Konflikte hervorrufen können, wie die Liebe:

„Nun zum Beispiel die Freundschaft, sie hat ganz ähnliche seelische Konflikte, nur auf einer viel höheren Stufe: erst die gegenseitige Anziehung auf der Basis einer gemeinsamen Überzeugung, dann das Glück der Zusammengehörigkeit, die gegenseitige Bewunderung und Verherrlichung, dann Mißtrauen auf einer Seite, Zweifel an der Vorzüglichkeit des Freundes und seinen Ansichten auf der anderen Seite, die Gewißheit, sich trennen zu müssen und sich doch schwer entbehren zu können — alle diese und andere unsägliche Leiden."

Das ist keine stahlharte Herrenmoral. Und es ist kein „Übermensch", den folgende Scene zeichnet:

Auf dem Schreibtisch stand eine eben aus Paris eingetroffene Büste Voltaires mit der Dedikation: L'âme de Voltaire fait ses compliments à Frédéric Nietzsche. Elisabeth saß mit ihrem Bruder vor der anonymen Gabe. Als die Schwester das harte, spöttische Gesicht Voltaires betrachtete und dann auf Nietzsche sah, „in dessen Augen ein tief ernster und doch so rührend sanfter Ausdruck lag", überkam sie eine große Bangigkeit. Sie umschlang seinen Kopf wie schützend und brach in Thränen aus.

„Warum weinst du, Liesbeth?" fragte Fritz leise.

„Er konnte es besser ertragen, gegen eine Welt von Vorurteilen zu kämpfen, er war aus härterem Stoff," sagte sie unter Thränen.

Er drückte bewegt ihre Hand und sagte mit einem Versuch zu scherzen: „Ich bin stärker als du glaubst, auch mir hat Wodan ein hartes Herz in die Brust gelegt."

Aber die Schwester schüttelte den Kopf, sie wußte am besten, wie weich er war.

In solchen charakteristischen Scenen liegt die Bedeutung dieses Buches. Mit fast phonographischer Treue hören wir die Menschen reden. Eine Reihe bedeutender Gestalten zieht an uns vorüber, die wir in momentanen Äußerungen belauschen können. Und sie werden nicht einseitig durch die Verfasserin charakterisiert, sondern sie treten immer beleuchtet von allen Seiten durch authentische Aussprüche und Schilderungen ihrer Mit- und Gegenspieler auf die Bühne. Eine der fesselndsten Gestalten unter der Schar aber ist eine Frau, Frau Cosima.

Von ihr hat Nietzsche gesagt: „die wenigen Fälle hoher Bildung, die ich in Deutschland vorfand, waren alle französischer Herkunft, vor allem Frau Cosima Wagner, bei weitem die erste Stimme in Fragen des Geschmacks, die ich gehört habe."

Von ihr ſind kritiſche Briefe über die Schriften Nietzſches, über die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, vor allem, die in ihrer reifen, klugen Sicherheit, in ihrem überlegenen Urteil höchſt intereſſant ſind und die dieſen zweiten Band der Nietzſche-biographie zu einem wichtigen Dokument für die Geſchichte des geiſtigen Lebens der Frau machen.

Barbara Uttmann.

Von

Marie Silling.

Nachdruck verboten.

Die vierhundertjährige Jubelfeier Annabergs im Herbſt des vergangenen Jahres (1896) lenkte die Blicke der Geſchichtsforſcher auf das unwirtliche Erzgebirge. Leider bleiben die Ergebniſſe ſolcher Forſchungen meiſt in den Büchern vergraben, und ſo kommt es, daß ſogar in Annaberg Sagen und Fabeln, welche die Jahrhunderte um die Perſönlichkeit der Frau woben, die von der Geſchichte der Stadt und des Gebirges nicht zu trennen iſt, verbreiteter ſind, als die fleißigen Forſchungen des dortigen Oberlehrers Finck.

Die Bewohner des Gebirges bedürfen der Erinnerungen des Forſchers nicht, ſie haben ihre Barbara Uttmann niemals vergeſſen. Ein Geſchlecht erzog das andere zu dankbarer Verehrung für dieſe Frau. — Seit ein Bildhauer (Prof. R. Henze aus Dresden) ihnen die Züge ihrer Wohlthäterin wieder hat erſtehen laſſen, lebt ſie nicht nur in immer neu erfundener Erzählung und Dichtung, ſondern in unvergänglicher Schöne perſönlich unter ihnen.

Das abergläubiſche Volk der Berge will die Fee des Erzgebirges — wie Barbara Uttmann wohl auch genannt wird — ſo und nicht anders behalten, aber wir Frauen beſonders ſollten uns nicht mit den Fabeln begnügen, die dieſe Geſchlechtsgenoſſin poetiſch verklären; wir müſſen fragen: „wer war ſie, und was that die ſeltene Frau, der nach Jahrhunderten noch ein ganzes Volk huldigt, der eine Dankbarkeit bewahrt blieb, wie ſie in der Geſchichte faſt beiſpiellos iſt?“

Die neuſte Auflage des Konverſationslexikon von Brockhaus ſagt: „Barbara Uttmann lehrte das Spitzenklöppeln, das ſie ſelber von einer Brabanterin erlernte“, und ihr Denkmal auf dem Kirchhof zu Annaberg trägt die Inſchrift: „Hier ruhet Barbara Uttmann, geſt. 14. Jan. 1575. Sie ward durch das im Jahre 1561 von ihr erfundene Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges.“

Drei Städte, immerhin nicht ſieben wie bei Homer, ſtreiten ſich um den Ruhm, Geburtsort dieſer Frau zu ſein. Jedes Werk, das ihren Namen nennt, bezeichnet eine dieſer Städte als die rechte. Annaberg, Elterlein, ein kleines Städtchen im Erzgebirge, und Nürnberg.

Barbara war die Tochter Heinrich von Elterleins, und der Gleichlaut des Namens blieb bisher der einzige Beweis, den dieſe Stadt für ihren Ruhmesanteil aufzubringen vermochte. In Nürnberg ſind alle Nachforſchungen nach einer Familie des Namens Elterlein bisher erfolglos geblieben, — dagegen wird Heinrich von Elterlein in einer Klageſache im Jahre 1517 als Hauseigentümer in Annaberg und 1526 als Bergzehntner daſelbſt genannt. Seine Tochter iſt 1514 geboren, drei Jahre früher, als ihr Vater erwieſenermaßen Hauseigentümer in Annaberg war. In ihrem Geburts-

Digitized by Google

jahr ward ihr Onkel Hans und dessen gesamte Familie vom Herzog Georg zu Sachsen, um seiner reichen Verdienste willen, in den erblichen Adelsstand erhoben. Ob das Ansehen dieses Mannes den Bruder einst veranlaßte, nach Annaberg zu kommen, ob ihn der Ruf der ergiebigen Bergwerke bereits früher dahin gelockt, bleibt unentschieden, doch liegt die Vermutung nahe, daß Barbara schon in Annaberg geboren wurde. Gewiß ist, daß ihr Vater als wohlhabender, angesehener Mann in Annaberg lebte, sein Amt löblich verwaltete und daselbst im Alter von 54 Jahren starb.

Aus Barbaras Kindheit und Jugend ist nichts Glaubwürdiges auf unsere Zeit gekommen. Die Handschrift eines berühmten Annaberger Bürgers, des Rechenmeisters Adam Riese, verbürgt uns die Existenz eines Bruders. In einem der ungedruckten Rechenbücher des Adam Riese, die im Besitz der Marienberger Kirchen- und Schulbibliothek sind, schreibt derselbe: „vorfertigett am Freitag nach Judica im 1524 Jar. Und zum ersten gelernett Heinrich von Elterleinß sohn eynem knaben bei eylff Jaren."

Hat auch Barbara bei diesem berühmten Rechenmeister den Grund zu ihrer späteren Geschäftstüchtigkeit gelegt? Es giebt keinen Beweis für die Richtigkeit dieser Vermutung. Wir wissen nur, daß Frau Barbara lesen und schreiben konnte, Künste, die damals durchaus nicht allen Frauen geläufig waren. Ihre eigenhändige Namensunterschrift als Patin ist verschiedentlich erhalten. Wollen wir mehr von ihr wissen, müssen wir die Zeit befragen, die eine Zeit des gewaltigsten Ringens um geistige Freiheit, des Umsturzes auf allen Gebieten war, eine Zeit, in der auch den einzelnen Gliedern in der Familie Gelegenheit geboten ward, selbständig zu denken, sich zu bethätigen, Charaktere zu werden.

Bei Barbaras Geburt galt Annaberg noch als Wallfahrtsort frommer Gläubiger. Fremde Fürstlichkeiten strömten herzu, um teilzunehmen an den großartigen Prozessionen. Barbaras Onkel war ein strenggläubiger Katholik. Im Jahre 1500 pilgerte er barfuß nach Rom. Das Kind hat wohl auch noch solchen pomphaften Umzügen beigewohnt, oder doch auf den Gassen gestanden und zugesehen.

Tetzel war ein jahrelanger Gast in der Stadt, Mykonius, der spätere Reformator Thüringens, lebte zu gleicher Zeit als Lateinschüler dort. Seine Fragen und Forderungen, die er dem Ablaßhändler stellte, wurden vielfach besprochen. Luther, dessen Gedanken, dank der Buchdruckerkunst, die wie ein Engel als Botenläufer angesehen wird, Eigentum der Bevölkerung geworden, predigte persönlich (1522) in Annaberg und fand begeisterte Aufnahme. Dem Bergmannssohne, der ihres Gleichen war, jubelten die Bewohner zu, auch hielten sie fest an seinen reformatorischen Ideen, den entgegengesetzten Überzeugungen ihres Landesherrn zum Trotz, und bekannten sich nach dessen Tode (1539) offen und einmütig zu Luthers Lehre.

Das war die Zeit, in die das Werden dieses Weibes fiel! Im Alter von 21 Jahren heiratete Barbara den reichen Bergherrn Christoph Uttmann (auch Uthmann geschrieben), der nach dem Geschlechtsregister derer v. Elterlein aus Löwenberg in Schlesien stammte. Die Ehe währte achtzehn Jahre und war eine überaus gesegnete. Am 11. September 1553 verlor sie den Gatten, und nun fielen ihr außer der Erziehung ihrer vielen Kinder noch alle Lasten und Mühen zu, die ihr die umfängliche Verwaltung der weit verzweigten Geschäfte ihres Mannes auferlegten. Sie zeigte sich allen Anforderungen auf das beste gewachsen. Sie erhielt nicht nur das große Vermögen, sondern mehrte es durch Umsicht und Thätigkeit.

Der Bergbau ergab damals reiche Ausbeute und so war sie bald in der Lage, noch den kupferreichen St. Briciusstollen zu erwerben. Außerdem besaß sie ein kurfürstliches Privilegium, das ihr alle, im ganzen Bergrevier gefundenen Kupfererze für einen Preis zuerkannte, den allein der Kurfürst mitbestimmte. Dies Privilegium und ihr immer größer werdender Reichtum schafften ihr viele Feinde und Neider, und sie hatte oft Gelegenheit, sich dieser, wie unberechtigter Anforderungen zu erwehren, was aus Briefen des Kurfürsten, die im königlich sächsischen Staatsarchiv aufbewahrt sind, hervorgeht. Außer ihren bergmännischen Unternehmungen und ihren Schmelzwerken betrieb Frau Uttmann noch einen Spitzen- oder Bortenhandel. Borte nannte man zuerst im Erzgebirge alles Klöppelwerk. Ob sie dies Geschäft bereits bei Lebzeiten

ihres Mannes besaß, ist bis jetzt nicht entschieden. Auch andere Annaberger Frauen handelten mit den Erzeugnissen weiblichen Fleißes, aber Frau Uttmann scheint die Einzige gewesen zu sein, die diesem Geschäft, wahrscheinlich in Folge ihrer weitverzweigten anderweitigen Verbindungen, eine größere Bedeutung und Ausdehnung zu geben verstand.

Barbara Uttmann.

Nach der Statue von Professor Hentze.

Eine Eingabe an den Annaberger Rat vom Jahre 1571 bezeugt, daß Barbara Uttmann zu Zeiten gegen 900 Personen in der Spitzenklöppelei beschäftigt hat. In dieser Eingabe ist auch zum erstenmal die Rede von Bortenwirkerinnen und Klöpplerinnen, von Klöppeln und Klöppelkissen. Ein Schreiben der Kurfürstin Anna vom 9. Oktober 1560, in welchem diese bei der Christoph Uttmannin etliche Borten bestellte, liefert ferner den Beweis, daß bereits vor dem Jahre 1561, welches Jahr der Chronist, sowie die Inschrift von Barbara Uttmanns Denkmal als Beginn der Klöppelkunst bezeichnen, geklöppelt wurde. Beide Dokumente sind um so wichtiger, als Barbara Uttmann der Sage nach das Spitzenklöppeln von einer Brabanterin erlernte, die, um ihres Glaubens halber aus

Digitized by Google

der Heimat vertrieben, gastfreie Aufnahme bei der reichen Frau fand und dieser aus Dankbarkeit selbstgeklöppelte Spitzen zum Geschenk machte. Je früher das Spitzenklöppeln im Erzgebirge nachgewiesen werden kann, um so hinfälliger werden diese Erzählungen.

Die Religionsvertreibungen Albas in den Niederlanden begannen erst im Jahre 1567, und wenn auch früher bereits bedrohte Protestanten um ihres Glaubens halber in die Fremde flüchteten, sich im Erzgebirge, Voigtlande u. s. w. niederließen und ihre Industrien dort einführten, so weiß man von keiner solchen Niederlassung vor dem Jahr 1560. Ehe aber die Klöppelspitze ein Industriezweig werden konnte, mußte die Fertigkeit doch wohl im größeren Kreis ausgebildet sein! Außerdem bestreitet Joseph Seguin in seinem Werk „la Dentelle", daß vor dem 17. Jahrhundert eine Spitzenindustrie in den Niederlanden existiert hat[1]). Die Sage hätte mit mehr Berechtigung eine Italienerin als Lehrerin der Frau Uttmann nennen können, denn die ersten Musterbücher für Klöppelspitze sind italienischen Ursprungs. Im Arsenal zu Venedig wird das erste Musterbuch für Klöppelspitze „le pompe" aufbewahrt, das die Jahreszahl seines Erscheinens 1557 und 1559 trägt[2]). Ob nicht auch in Deutschland in den Klöstern bereits in viel früheren Zeiten geklöppelt wurde, und die Kunstfertigkeit nach Aufhebung dieser Klöster durch die Reformation, weitere Verbreitung im Volke fand, darüber fehlen alle glaubwürdigen Beweise. Anzunehmen ist es nicht, daß diese Industrie fertig, wie Pallas Athene, auf die Welt kam, auch ist nirgend ein Beleg dafür zu erbringen, daß Frau Uttmann diese Kunst ausübte oder lehrte. Dagegen sind viele Zeugnisse vorhanden, daß Barbara Uttmann eine selten unternehmungslustige, tüchtige Geschäftsfrau war. Ob sie bei dem Vertrieb der Klöppelspitze nur an den eigenen Nutzen oder auch an den der Arbeiter dachte, — ob ihr Blick weiter reichte in die Zukunft — das vermag ein wahrheitsgetreuer Geschichtsschreiber nicht zu entscheiden, die Bemerkung des Chronisten jedoch: „sie war der Armut geneiget", stellt ihrem Charakter das beste Zeugnis aus. — Zu jener Zeit entfaltete sich in den Städten, auch vorzugsweise in dem reichen Annaberg, ein großer Kleiderluxus, so daß man zu Kleiderordnungen schreiten mußte, um den größten Übergriffen, die vielfach Verarmungen herbeiführten, zu steuern. Der thätigen Geschäftsfrau kam diese Zeitströmung entgegen, ihre Verbindungen eröffneten der schmückenden Spitze ein Absatzgebiet, das sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. Von einer Not unter der bergmännischen Bevölkerung war, als sie zuerst die Klöppelspitze in den Handel einführte, nachweislich noch gar keine Rede. Erst in den siebziger Jahren, am Ende ihres Lebens und nach ihrem Tode machte diese Not sich geltend, zu einer Zeit, als sie bereits diese Kunstfertigkeit zu einem Industriezweig erhoben hatte, und nun erst begann man ihr Andenken zu segnen, fing in den Klöppelstuben an, von dieser Frau zu erzählen, zu fabeln!

Wenn Barbara Uttmann auch nicht als arme Klöpplerin starb, die mühsam durch diese Geschicklichkeit ihr Leben fristete, so hat doch auch sie des Lebens Sorgen, Müden und Leid reichlich erfahren. Um zwanzig Jahre überlebte sie den Gatten. Von ihren vielen Kindern sind nur die Namen von sieben Söhnen bekannt. Einer starb jung als hoffnungsvoller Student, ein anderer machte ihr durch leichtsinniges Wesen, „aufborgen und ansetzen der Leute" viele Sorge, und das Verhältnis der Geschwister untereinander scheint auch nicht immer ganz ungetrübt gewesen zu sein, wofür gleichfalls noch vorhandene Briefe zeugen. Barbara Uttmann starb im Alter von 61 Jahren. Der über sie wenig ausführliche Annaberger Chronist berichtet: „Den 15 Jan. 1575 stirbet Fraw Barbara, Chr. Uttmanns Wittib, eine Tochter Heinrichs v. Elterlein, ein reiches Weib von Bergwerk, der Armut geneiget, führet glücklich den Bortenhandel: eine Mutter von 64 Kinder und Kindeskinder: hat stattliche Nahrung verlaßen!" —

[1]) Joseph Seguin macht sodann noch darauf aufmerksam, daß nach alten Abbildungen die Form der Klöppelkissen sich in keinem Lande veränderte, und eine andere in den Niederlanden als in Sachsen war und ist.

[2]) In Italien findet in einem Dokument vom Jahre 1493 bereits die Klöppelspitze Erwähnung. Vergl. O. v. Schorn „Die Textilkunst", Wissen der Gegenwart B. 33 S. 167.

Während ihre eigene große Familie nach dem Brande im Jahre 1604, der bis auf sieben Häuser die ganze blühende Stadt vernichtete, aus Annaberg verschwand und auch für den Forscher fast völlig verschollen ist, behütete die Pietät der Bewohner die Grabstätte Barbaras vor neuer Benutzung. Damals lag nur eine einfache Messingplatte mit dem Wappen der Elterlein auf ihrem Grabe, deren Inschrift lautete:

MDLXXV 1575 Jar den 14 Januarii ist die Erbare, und Erentugendsame Fraw Barbara, des Erenvesten Herrn Christoph Uttmanns seelig, hinterlassene Witt-fraw, in Gott seelig entschlafen — deren Seelen Gott der Herr gnad. Ihres Alters LXI (61) Jar, hat erlebet LXIV (64) Kinder und Kindeskinder. Johannis am XI spricht Christus: ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben. — Auf dieser Platte stand nichts davon, daß sie eine Erfinderin der Spitzenkunst gewesen sei. Im Jahre 1834 am 15. Oktober ließ der Handelsherr August Eisenstuck, dessen Handlung durch die von Barbara begründete Industrie zu Glanz und Ansehen gekommen war, ein neues Denkmal auf ihrem Grabe errichten, und die Inschrift darauf diktierte der Glaube der obererzgebirgischen Bevölkerung, deren hauptsächlichste industrielle Beschäftigung noch heute das Spitzenklöppeln ist. Für sie steht es unumstößlich fest, daß Barbara Uttmann die „Erfinderin" dieser Kunstfertigkeit war.

Diese Fertigkeit ist es gewesen, die das arme Gebirgsvolk zu Sauberkeit und Ordnung erzog, und die von Generation zu Generation vererbte Handgeschicklichkeit war es, die das ausgezeichnete Arbeitermaterial heranbildete, so daß Annaberg heute als einzige Konkurrentin in der Passamenteriebranche neben Paris zu bestehen vermag.

So war also Barbara Uttmann nur die Begründerin einer Industrie, welche die Maschine, die Laune der Mode verdrängen konnte? — Barbara Uttmann war mehr: Sie ist die Mutter jener Hausindustrie, deren heimliche Arbeitserträge zu bessern heute eine unserer Aufgaben ist. Sie bleibt die Erste, die der Frauen- und Kinderarbeit einen Wert gab, und dadurch in dem Geringsten und Abhängigsten ein Gefühl seiner Menschenwürde erweckte. Wer heute der Frauenarbeit neue Gebiete eröffnet, sollte Barbara Uttmann nicht vergessen, denn sie hat zur Erkenntnis des Wortes: „Arbeit macht frei" — die That hinzugefügt!

Friedrich der Große über Mädchenerziehung.

(Aus: Leben und Charakter Friedrichs II. Von J. C. Sreyer. 1795.)

Man giebt sich nicht die Mühe, den Geist der Mädchen anzubauen, läßt sie ohne Kenntnisse bleiben.

•

Die gewöhnliche Erziehung sieht nur auf äußere Grazie, auf Anstand und auf die Kunst, sich zu kleiden. Rechnet man hierzu noch ein wenig Musik, Beleſenheit in einigen Komödien oder Romanen, Tanzen und Spielen, so hat man alle Kenntnisse des weiblichen Geschlechts beisammen.

•

Ich bin schon oft bei der Vorstellung unwillig geworden, daß man in Europa die Verachtung gegen die eine Hälfte des menschlichen Geschlechts so weit treibt und sogar alles versäumt, was ihren Verstand vervollkommnen könnte. Wir sehen so viele Frauenzimmer, die den Männern in nichts nachstehen.

•

Es (das weibliche Geschlecht) besitzt die Reize der Schönheit; aber sind ihnen die Reize des Geistes nicht vorzuziehen?

Digitized by Google

Die socialen Aufgaben der Diakonie-Genossenschaften.

Von

Adine Gemberg.

Nachdruck verboten.

II.

Von Seiten der socialdemokratischen Frauen ist den Vertretern der bürgerlichen Frauenbewegung der Vorwurf gemacht worden, daß wir ihre Bedürfnisse nicht verstehen, weil wir ihr Elend nicht kennen.

Ob in gesunden Zeiten die Tagelöhnerin, die Bergmannsfrau oder die Konfektionsarbeiterin ein verschlossenes Wesen gegenüber besser situierten Frauen zur Schau trägt, weiß ich nicht. Der Diakonissin gegenüber existiert aber diese Scheu nicht, und ich selbst habe an den Krankenbetten der Hospitäler und Kliniken so tiefe Blicke in die häuslichen und persönlichen Verhältnisse dieser Leute gethan, daß ich mich nicht scheue, die Behauptung aufzustellen: sie gehen an der Privatküche jedes einzelnen Haushaltes, sowie an der Sorge um ihre Kinder zu Grunde, wenn sie es nicht vorziehen, gleich die Kinder selbst untergehen und verlottern zu lassen.

Da meine Kenntnis der betreffenden Verhältnisse aus Krankenhäusern stammt, bitte ich um die Erlaubnis, da anknüpfen zu dürfen, wo ich selbst angeknüpft habe.

Es wird also eine Tagelöhnerfrau eingeliefert, 38 Jahre alt, von Haus aus seltsam schön, aber verkommen und verwittert, ganz krumm zusammengezogen von Gelenkrheumatismus, nur unter großen Schmerzen imstande, ein Glied zu bewegen. Der Ehemann zahlt zunächst 30 Mark an.

Die Kranke weint Tag und Nacht; man glaubt, vor Schmerzen. Am zweiten Tage habe ich ihr Vertrauen gewonnen, und sie erzählte mir, daß ihr Mann durchschnittlich einen Tagesverdienst von 90 Pf. hat, und daß sie selbst 25—30 Pf. verdient mit Federnreißen und dergleichen, alles bei kleinen Besitzern, da keine Güter in der Nähe sind. Trotzdem lieben sie ihre Scholle, denn sie haben ein Häuschen und etwas Land, das zusammen einen Wert von 1000 Mark repräsentiert, worauf noch 400 Mark verzinsbare Schulden lasten. Eine gelähmte Großmutter bildet die einzige Wartung für die fünf Kinder, von denen eins zum Krüppel überfahren, eins blind und eins skrofulös ist.

Das Hauptnahrungsmittel besteht in einem Schwein, das man sich jährlich fett macht. Das Schwein ist auch versichert gegen Krankheit oder Tod. Der Mann ist in einer Krankenkasse, nicht aber die Frau, und als nun grade diese erkrankte, wurde das Schwein verkauft, und die ganze Familie versagt sich für ein Jahr den Fleischgenuß, um der Mutter die Arbeitskraft zurückzugeben. Von den 30 Mark wurden nun Wunder erwartet; als aber nach 20 Tagen die Summe zu Ende war, wurde die Frau so krank, wie sie gekommen war, entlassen.

Auf meine Frage, ob sich die Leute denn an keinen Wohlthätigkeitsverein wenden könnten, hatte die Frau nur einen verständnislosen Blick. „Von uns weiß keiner was; so was hat man vielleicht in der Stadt.“ —

Ich erkundigte mich nun nach dem ältesten Kinde.

Ja, das wäre ein Mädchen, allerdings ein bißchen schwach für elf Jahre, wenn aber der Herr Lehrer ein Einsehen hätte und auf den Besuch der ziemlich weit entlegenen Schule seitens dieser Schülerin verzichten möchte, so würde ja wohl zu Hause vieles anders sein.

„Also das schwache Kind muß neben der Schule noch kochen, noch Haus und Kinder rein halten?"

„Ja, die alte Schule, das ist nun mal solche Schinderei," meint die Frau.

Ich lache und sage, als wäre es im Scherz: „Ja, die Lernschule, die taugt ja wohl nichts, aber wie hübsch wäre das nun, wenn die Dirn' in der Schule kochen lernte!"

„Brot mit Wasser aufbrühen oder Kartoffeln abzukochen, dazu braucht sie keine Kochschule, überhaupt giebt es gar keine," erklärt die Kranke ein wenig mürrisch über meinen vermeintlichen Spott.

Aber unerwartet kam mir eine Bergmannsfrau zu Hilfe. „Ja wohl, es giebt Kochstunden, in unserer Knappschaftsschule giebt es die, und meine Liese ist 13 Jahr, wenn die zu Hause kommt, dann weiß sie viel von Dampf und von Ventieren (Ventilen) und von Litern und Schrauben und Decigrammen. Da habt ihr ja alle keine Ahnung von." —

„Na, denn kann sie ja mal einen feinen Dienst antreten," seufzte die arme Tagelöhnerfrau.

Aber nun wurde die stolze Mutter doch ein wenig kleinlaut. „Ach, ich bin ja nun fort, und mein Mann meint, die Ventiere könnte keiner essen, und wenn sie in Dienst zieht, soll sie da man lieber nichts von sagen." —

Ich bedauerte innig, daß keine von den Vertreterinnen des Kochunterrichts in der Kinderschule dieses Privatissimum mit anhören konnte. Ich selbst aber sollte noch mehr lernen. Eine Tagelöhnerfrau aus Litthauen, die sich zu einem gewissen Wohlstande durchgearbeitet hatte, nahm das Wort:

„Ja, nun seht mich mal an," sagte die Gute, „schreiben kann ich nun freilich nicht und auch nicht lesen, aber das brauche ich nicht, denn diese feinere Bildung hat mein Mann auch nicht." —

„J, Sie sprechen doch aber sehr gebildet," bemerkte ich.

„Ja, sehen Sie, Madam, das lerne ich so in Berlin auf dem Markt. Bis zum elften Jahre habe ich für die Herrschaft die Gänse gehütet, von da ab aber habe ich ihnen gemästet."

„Himmel!"

„Ja, das hat mich die Mamsell vom Gute so recht ausführlich gelehrt, und heute noch im Grabe danke ich ihr für jede Haue, die ich dabei bekommen habe."

Da die Frau als Rekonvaleszentin vor mir saß, so nahm ich an, daß die Mamsell vom Gute jetzt leider im Grabe ruhe. Die gute Analphabetin aber erzählte nun weiter, wie die Gänsemast jetzt ihren Nahrungszweig bilde, wie schön Mann und Kinder dabei verwendet werden könnten, und wie glatt das Geschäft in Berlin stets abliefe, auch ohne die „feinere Bildung". —

Auf eine Frage, ob sie denn nicht bedauere, keine Kenntnisse in der höheren Kochkunst zu besitzen, erklärte sie mit großer Bestimmtheit: „Wer im Topfe was rinzustechen hat, der kann woll kochen."

Sämtliche anwesende Frauen, die ausschließlich dem Volke angehörten, waren mit dieser Ansicht einverstanden.

Ich selbst brachte sogar meine Autorität in ernstliche Gefahr, als ich meinte, so schönes Essen, wie z. B. das Warteperſonal der Klinik erhielte, oder auch wie man es in der Volksküche bekäme, könnte man doch nicht ohne jeden Kochunterricht herstellen.

Ein wahrer Sturm erhob sich. „Bettelsuppen," höhnte die Marktfrau ohne feinere Bildung, „jawohl, Ventiere," zeterte die Bergmannsfrau; die unglückliche Thüringer Tagelöhnersfrau seufzte noch einmal: „Ach, wenn doch die alten Schulen ganz abgeschafft würden, wenigstens für Mädchen! Die Jungens könnten ja 'rinmachen."

Fast schien es so, als sollte mit diesem Klageton die Unterhaltung schließen, als in der Thür eine dralle, echte Hamburger Köchin, eine „Perfekte" zu 100 Thalern Lohn, mit Häubchen und bloßen Armen erschien. Diese Person, die bei einem „Vergnügen" in einer Seemannskneipe ein paar bemerkenswerte Püffe abbekommen hatte, galt für stolz und wurde von der ganzen Klinik inkl. Wärterpersonal „Fräulein" genannt.

Ich wendete mich nun an diese germanisch kampffrohe Dame mit der Frage: „Na Lina, wo haben Sie denn eigentlich kochen gelernt?"

„Bei unserm Chef im Centralhotel. Wer nicht bei einem Chef gelernt hat, kann überhaupt nie auf 'ne anständige Stelle von 80 Thaler aufwärts rechnen."

Da sie mein erstauntes Schweigen irgendwie schmeichelhaft für sich deutete, hatte sie noch die Gnade hinzuzusetzen:

„Wirklich, Sie haben mir heute gejammert, wie der Max Ihren Hasenbraten gespickt hat, was ich gesehen habe. Hätte ich meinem Chef solche Spickarbeit abgeliefert, um die Ohren hätte ich den Hasen bekommen. Wenn man aber hier bloß mal so 'ne Küchenschabe ordentlich anfaßt, denn laufen ja gleich alle Doktors zusammen."

Damit ging sie, und Max, die Küchenschabe, konnte den Ärzten danken, die über das Heil seiner Knochen gewacht hatten

Ich setzte mich nun an das Bett einer echten rechten Bauersfrau, die es eigentlich für eine Schande hielt, im Krankenhause zu liegen, wenn auch zum Verpflegungssatze zweiter Klasse. Sie war von ihrem eigenen Ochsengespann überfahren worden, und trotzdem der Schäfer und der Bader eine Woche lang an ihr herumkuriert hatten, war sie ohne Blutvergiftung oder Wundvereiterung durch die Vermittlung des Ortsgeistlichen in noch erträglicher Verfassung eingeliefert. Sie hatte auch eine tüchtige Natur.

Diese Frau hatte eine Tochter von fünfzehn Jahren. „Ja, Ziermannen, wie wird das nun zu Hause heut wohl sein!" so leitete ich das Gespräch ebenso geistvoll, wie ungewöhnlich ein.

„Ja, nun nehmen Sie mal an, heute schlachten sie ein, und morgen machen sie Wurst."

„Na, dann ist wohl die Großmutter noch recht hübsch auf dem Zeuge."

„Die Auszüglerin? J, was Sie denken! Die behauptet ja, sie hätte sich zu wenig zurückbehalten. Den ganzen Tag barmt sie und thut keinen Handschlag."

„Ja, aber das fünfzehnjährige Mädchen kann doch nicht allein wursten und pökeln; können Sie sich denn auf den Großknecht verlassen?"

Die Frau war Witwe und erklärte mir nun, daß der Großknecht ihre Tochter heiraten sollte unter der Bedingung, daß sie einen besseren Auszug bekäme, wie ihre Schwiegermutter. Ich aber wendete das Gespräch nun der Frage zu, ob sie nicht nach ihrer Rückkehr die Tochter in die Stadt thun möchte, damit sie kochen lerne.

Die Bauersfrau aber legte mit erhabenem Lächeln ihre Hand auf meinen Arm und sprach: „Liebes Fräulein, oder fromme Schwester, ich weiß ja nicht, was Sie sind, aber das kann ich Sie doch belernen: in der Stadt is das nischt mit's Kochen."

Darauf folgte eine ziemlich drollige Erzählung von einer Großbauerntochter, die, um den reichen Sohn des Dorfkrämers zu heiraten, in die „hohe Kochschule nach X. gemacht sei". Nach ihrer Rückkehr hatte die vorsichtige Krämersfrau aber den Vorschlag gemacht, der Großbauer möge doch erst mal die jetzige und zukünftige Verwandtschaft, lauter wohlgenährte Leute, zu einem Essen einladen, das die Braut gekocht habe.

Obgleich so was in der Gegend nicht Sitte ist, ging man doch darauf ein; denn das junge Mädchen war seiner Sache zu sicher.

Das aber, was sie nun zu Tage förderte, konnte kein Bauer essen, und meine Referentin erklärte mir das Rätsel so: „Es sah immer bloß so aus, aber wenn es einer essen wollte, denn war es Sie nischt."

Das Menü hatte also jedenfalls seine Geheimnisse. Ins allgemeine übersetzt aber lautet die Lehre, die daraus zu ziehen ist, eigentlich folgendermaßen: es giebt eine internationale, vornehme, pikante Hotelküche, die jedem, der sie beherrscht, eine Existenz von 80 Thalern aufwärts sichert, wie das die Hamburger „Köksch" aus dem Centralhotel so treffend ausdrückte. Diese internationale, feine Küche ist aber weit davon entfernt, allen Teilen der Nation angenehm zu sein. Sagte nicht die Ziermann: „So was kann kein Bauer essen, denn es sieht bloß so aus und eigentlich ist es nichts!"

Und die Ärmste der Armen[1]) meinte: Brot aufbrühen, ein bißchen Milch oder Kaffee zugießen und Kartoffeln abkochen, das braucht man nicht zu lernen!

War nicht die Bergmannsfrau, deren Tochter mit dem Kochunterricht in der Schule beglückt wird, der höchst vernünftigen Ansicht, das Mägdlein würde gut daran thun, den Dampf, die „Ventiere", die Decigramme und all die anderen grauen „Theorien" ihren zukünftigen Herrschaften gegenüber ganz einfach zu unterschlagen?

Ich habe hier nicht den Raum, um all das Material, das ich praktisch in der Kochschulfrage gesammelt habe, auch nur anzudeuten; aber ich möchte mir erlauben, die Schlüsse daraus zu ziehen, die sich meiner Beobachtung aufdrängten.

Um also gleich meinen Standpunkt kurz darzulegen, so lautet er mit wenig Worten: in der eigentlichen Schulzeit bis zur Konfirmation ist der Kochunterricht eine überflüssige, kostspielige Spielerei. In einem späteren Lebensalter aber kann er, nicht schablonenmäßig angewandt, sondern durch die Thätigkeit der Diakonie-Genossenschaften individualisiert und richtig geleitet, zu einer gewissen Wohlthat werden, deren Wert zweifelhaft ist und zweifelhaft bleibt.[2])

---

[1]) Die Adresse dieser wirklich tief unglücklichen Familie teile ich auf Wunsch mit. D. V.

[2]) Wir werden in einem der folgenden Hefte, um beiden Seiten gerecht zu werden und unsere Leserinnen in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urteil zu bilden, die Ansichten einer der Hauptvertreterinnen der modernen Kochschulbewegung zur Darstellung bringen.

Im Laufe des verflossenen Jahres hatte der Konsumverein einer rheinischen Bergarbeiterschaft den Import von ebenso billigen, wie tadellos konservierten Seefischen eingeführt. Die Freude daran dauerte aber gar nicht lange; dann kamen die Männer, baten dringend um Wiederabschaffung des neuen Volksnahrungsmittels, dieweil die Weiber keine Ahnung von der Zubereitung eines Knurrhahns oder eines Dorsches besäßen, sie, die Männer aber ganz ergebenst dafür danken müßten, noch länger die Vivisektionsobjekte nationalökonomischer Versuche zu sein.

Ja, sehen Sie, meine Damen, da zeigt es sich nun, wie nützlich es wäre, wenn die Mädchen und jüngeren Frauen dergleichen unbekanntes Wild in der Schule zuzubereiten gelernt hätten.

Im praktischen Leben entwickelt sich diese Frage in der Regel ganz anders.

Das dreizehn- oder vierzehnjährige Schulkind, das nun vielleicht die Geschichte grade lernt, wird der Mutter erklären, es befänden sich in dem Fisch die und die Eingeweide, die entfernt werden müßten. Dann dürfte man ihn nicht auswässern lassen, wodurch ihm das Eiweiß entzogen würde, darauf — vielleicht giebt es hier aber erst einen Denkzettel über die Behauptung, daß ein Fisch Eiweiß enthalte — fordert das Kind zum Schluß vermutlich einen Dampftopf mit Fischheber und Ventil.

Das dumme Kind kann sich die Utensilien und Erleichterungen der Kochschule nicht in die dürftigen und primitiven Verhältnisse des Elternhauses übersetzen. Kommt es aber später zu einem eigenen Hausstande, so ist das bißchen Schulweisheit zum Glück wieder vergessen, und die junge Frau kocht wie alle, die sie in ihrem Stande kochen sieht, ohne Eiweiß und Kohlenhydrate wenigstens bewußt anzuwenden.

Das Mittel, um diesen großen Mißständen abzuhelfen, besteht aber nach meiner Meinung nicht in der Kochschule für Kinder oder Frauen, sondern ganz einfach im „gekauften Essen".

Um bei dem Beispiel von den Seefischen zu bleiben, so stellt sich das Pfund für die Handlung vielleicht auf 15 Pf., und für 20 Pf. wird die Ware verkauft. Jeder einzelne Käufer fällt herein. Würde nun aber die Handlung den Fisch gekocht oder gebraten verkaufen, nebst einer Anweisung, ihn richtig zu wärmen, so würde gewiß jeder gerne das Pfund mit 30—35 Pf. bezahlen und dazu Salzkartoffeln mit Sauce, oder Kartoffelsalat, auch Bratkartoffeln literweis kaufen, zu einem Preise, der natürlich dem Händler einen bescheidenen Gewinn ließe, so bin ich fest überzeugt, würde die größere Zahl der Arbeiterfrauen es aufgeben, den einzigen Raum, den die meisten zum Wohnen und Schlafen haben, durch Küchendünste noch länger zu schädigen. Es bliebe auch den Leuten mehr Zeit für die Sorge um die Kinder.

Nun wohl, die Volksküchen geben zu einem Preise, den auch meine Diakoniegenossenschaften nicht mehr unterbieten können, ganz gute Nahrungsmittel ab.

Aber sie zerstören doch das Familienleben!

Wie hübsch wäre es, wenn Vater und Mutter abends berechnen würden, wie viel Pfund Braten oder Kochfleisch oder Fisch, wie viel Liter gut gekochte Bohnen, Möhren, Sauerkohl sie am folgenden Tage, jedes von der Arbeit mit nach Hause bringen würden! Wie viel Zeit gewinnt die Frau für die Herstellung der Kleidung und der Mann für Gartenarbeit, Viehzucht u. dergl.!

Bald, sehr bald würde das Volk erkennen, daß nicht nur die Arbeitskräfte, sondern auch das Heizmaterial geschont und gespart werden könnten bei dem gekochten Essen, wenn in nicht jedem Hause eine Küchensklavin an dem Moloch des Herdes steht.

Freilich, einige müſſen ja kochen, aber nicht eine für 2—3, ſondern eine für etwa fünfzig Perſonen.

In Amerika kann man vielfach fertiges Eſſen kaufen, Fiſche in Öl gebacken, allerlei Paſteten, Cremes und ſehr teure Delikateſſen. Das alles ſind aber private Handelsunternehmungen und in keiner Weiſe zu vergleichen mit dem, was mir vorſchwebt, mit ſtraff organiſierten Diakoniſſenverbänden, denen das Volk glaubt, daß ſie nichts verdienen, ſondern nur ſelbſt eben exiſtieren wollen.

Aber auch die Anſtalten für gekauftes Eſſen brauchen geſchultes Perſonal, und die Frage: „Wer ſoll denn nun kochen lernen?“ iſt noch offen geblieben.

Da möchte ich nun mit dem Vorſchlag kommen, die ſogenannten Fräuleins oder Stützen möchten in die Lücke ſpringen. Begegnet man dieſen Damen in Romanen und Novellen, ſo haben ſie gewöhnlich die Eigenſchaft, alle unartigen Kinder ſofort in kleine Muſterlämmer zu verwandeln und alles Männliche im Hauſe zu ihren Füßen niederzuzwingen.

Begegnet man andrerſeits denſelben Damen im Zeitungsinſerat, ſo ſprechen ſie gewöhnlich mehrere Sprachen — als ob die Herrſchaft das nicht auch könnte! — ſpielen Klavier, leſen vor und wünſchen reiche Leute auf Reiſen zu begleiten, was man ihnen nicht verdenken kann.

Wenn man ſich eine nimmt, ſo kann ſie gewöhnlich ſo wenig, daß die Tochter des Hauſes ihrem Schöpfer danken kann, etwas weniger unvollkommen zu ſein, wie „Fräulein“. Was könnte aber dieſe Legion von mangelhaft ausgebildeten Menſchenkindern für innere Befriedigung empfinden und was könnte ſie für Segen ſtiften, wenn ſie ſtatt all ihres läppiſchen Thuns nach Abſolvierung einer ordentlichen Schule — ohne Kochunterricht — in eine weltliche Diakoniegenoſſenſchaft einträte und dort von der Pike auf das Kochen lernte für den Verkauf der landesüblichen Gerichte nach Pfund und Liter. Sollte ſich ein Anſchluß an die Arbeiter-Konſumvereine zum Bezug der Rohmaterialien als wertvoll erweiſen, ſo iſt er natürlich anzuſtreben.

Das vollſtändige Aufgeben der Hausküche, der Erſatz der das Familienleben unſtreitig ſchädigenden Volksküchen durch das gekaufte Eſſen, bildet einen großen Teil der ſocialen Aufgaben der genoſſenſchaftlichen Diakonie.

Aber es giebt Dinge, die doch noch hoch über der Magenfrage ſtehen, wenn dieſe auch mehr praktiſche Bedeutung hat als man gewöhnlich glaubt.

Da iſt vor allen Dingen die Jugendbewahrung. Was für ein entſetzliches Bild bietet ſich der Phantaſie, wenn man es ſich ausmalt, wie eine Mutter 3—4 kleine Kinder in eine Stube, in der geſchlafen, gekocht und gewaſchen wird, einſchließt, um auf Arbeit zu gehen. Wenn ſie nach Haus geſtürzt kommt, um ſchnell zu kochen, bekommen die armen Würmer wohl oft noch Püffe, denn die Mutter hat keine Zeit für ſie. Wenn man nachher in der Zeitung lieſt, daß ſolche eingeſperrten Kinder Häuſer angezündet haben, wird mancher Stein auf die Mutter geworfen. Ja, für ſich fordern die Männer wohl den Zehn- oder gar nur Achtſtundentag, aber von ihnen denkt keiner daran, der Frau grade auf dieſem Gebiete einen Teil ihrer Sklavenarbeit abzunehmen.

Die evangeliſche Diakonie thut ebenſo wie die Franziskanerinnen viel für Kleinkinderbewahranſtalten und Krippen, aber die genoſſenſchaftliche Diakonie beſitzt kaum Andeutungen dieſer Einrichtungen. Es fehlt ihr überall noch an Geld und an Menſchen, um in geeigneter Weiſe allen ihren ſocialen Aufgaben nachzukommen. Des-

Digitized by Google

gleichen würde es den Raum eines Aufsatzes überschreiten, wollte ich den Wert und die verschiedenen Formen des Kinderbewahrwesens erörtern. Wenn man über Diakonie schreiben will, giebt es überhaupt niemals ein Ende, höchstens ein Abbrechen.

Sind es nicht auch Diakonissen, die unter dem Namen der Freundinnen der jungen Mädchen die Dienenden vor dem Untergang schützen? Dann sind da die Armen- und Krankenpflegerinnen. Einige Diakonissen und Nonnen bekleiden auch die Stellen von Apothekerinnen bei größeren Krankenhäusern; ich selbst kenne in Berlin zwei Apothekerinnen bei den grauen Schwestern von der Kongregation der heiligen Elisabeth. Aber dieses Thema ist unerschöpflich, das unglaublich rasche Aufblühen der Diakonie hat es bewiesen und beweist es noch täglich. Die Logik der Zeit aber fordert, daß weltliche Kräfte den kirchlichen zu Hilfe kommen. Diese Kräfte sind da. Von Herborn gehen sie aus, wie die Diakonie von Kaiserswerth. Möchten sie auch wie diese stets auf der Warte der Zeit stehen, nichts vergessen, was sie nützlich fördern können, zugleich aber auch nie die eigene Zukunft beiseite setzen! Denn die Zeiten sind überwunden und vergangen, da das Gewähltwerden durch einen Mann über Sein oder Nichtsein der Frau entschied.

Unsere Schulzetante.

Von

Helene Adelmann.

Nachdruck verboten.

Wenn man Umschau hält in „der guten alten Zeit", die oft so gar nicht gut war, da fällt einem unter den Frauen wohl manche kräftige, charaktervolle Gestalt auf, die im kleinen Kreise auf festen Füßen stand und den heutigen weiterstrebenden Frauen hie und da ein Steinchen aus dem Wege schob. Denn wo eine Frau in tüchtigem Wirken sich Achtung schafft, da schafft sie sie ihrem Geschlecht. Da kommt mir dann auch wohl unsere „Schulzetante" in den Sinn.

Unsere Schulzetante, Großmutters Schwester, war eine große Respektsperson, nicht nur für uns Kinder, sondern für das ganze Pfälzer Dorf, in dem ich meine Jugendjahre bei den Großeltern verbrachte. Wenn ich ein Rechenexempel nicht lösen konnte, ging ich, statt zum Großvater, der doch Lehrer war, oder zu seinem Gehilfen, zur Schulzetante, und ich werde es nie vergessen, wie sie mir so klar und anschaulich mittels zerschnittener großer Weinäpfel Verstand für Bruchrechnungen beibrachte. Es wollte mir nämlich durchaus nicht in den Sinn, daß $^1/_{12}$ weniger sein sollte als $^1/_4$, bis ich essend die Sache begriff.

Die Schulzetante war eine große, etwas hagere Frau mit glänzend schwarzem Haar, das selbst in ihrem fünfundsechzigsten Jahre noch keinen einzigen Silberfaden aufzuweisen hatte. Sie schrieb das den paar Tropfen Kirschwasser zu, mit denen sie alle vierzehn Tage ihre Kopfhaut einrieb. Ihre großen, braunen, recht freundlichen, klugen Augen konnten aber zu Zeiten sehr streng blicken, wenn sie unzufrieden war. So scharf und schneidig ihre Rede aber auch dann war, so ruhig und gemessen blieb sie äußerlich dabei; nur zog und zerrte sie wohl etwas nervös an der Schleife ihres weißen Spitzenhäubchens. Und an dem, was sie einmal gesagt hatte, hielt sie fest. Wie hätte sie auch sonst das ganze große Anwesen mitsamt der Brauerei

in den vielen Jahren ſeit Großonkels Tode regieren können. Knechte und Mägde, Tagelohner, Brauknechte und der Braumeiſter ſollten ihr die größte Achtung.

Einmal ſtand ich dabei, wie ſie in der Brauerei einem neuen Brauknecht gründlich den Marſch blies, weil er ſchon zum zweitenmal die Maiſchkübel nicht ſauber genug gehalten hatte. Der knurrte ſo etwas in den Bart, von einem Mannsbild, das ſich doch von einer Weibsperſon nicht ſo herunterputzen zu laſſen brauche; aber die Tante ſagte ſcharf: „Hör' er mal, hier führe ich das Regiment, und wenn ihm das nicht paßt, kann er gehen. Aber ſo lange er da iſt, thut er ſeine Schuldigkeit.“ Der Menſch ſtand ganz verdutzt da, und als die Tante fort war, ſagte er zum Braumeiſter: „Die Madam hot Hoor uf de Zähn.“ Der lachte und erwiderte: „Ja ſie weiß, was ſie will; 's G'ſchäft verſteht ſie aber auch ſo gut wie ein Mann, und gut iſt ſie. Meinem kleinen Zeppel verbindet ſie ſchon ſeit vierzehn Tagen den Fuß, weil ihm der alte Doktor mit ſeinen gichtiſchen Fingern ſo weh thut; ſie hat eine ſo leichte Hand. Der Bub hängt an ihr wie an ſeiner eignen Mutter, und wenn er die Madam morgens ins Zimmer kommen ſieht, lacht er vor Plaiſir.“

Ja, gut war die Schulzetante, das mußte ihr der Feind laſſen. Nur ließe ſie ſich kein X für ein U vormachen, ſagte Großvater, mit dem ſie äußerlich eigentlich meiſtens auf Kriegsfuß ſtand, obwohl ſie beide ſehr viel von einander hielten.

Die Tante trat bei jeder Gelegenheit für die Frauen ein; ſie machte ſogar einmal eine Eingabe an den Gemeinderat und beanſpruchte, daß ſie und alle Frauen im Dorf, die ſelbſtändig ſeien und Steuer zahlten, auch eine Stimme bei der Anſtellung einer Arbeitslehrerin für die Schulen haben ſollten. Großvater fragte ſie neckend, ob ſie auch Nachtwächterdienſte leiſten wolle, wie ſie in jener Zeit noch abwechſelnd von allen Bürgern verlangt wurden; ſie durften allerdings einen bezahlten Erſatzmann ſtellen. Aber Tante Schulz war nicht geſchlagen. „Gewiß,“ ſagte ſie, „wenn ich ein Recht dadurch erlange in den Gemeinderat gewählt zu werden, will ich auch den halben Gulden Nachtwächtergeld zahlen.“ Sie ſetzte es auch durch, daß die „Kerzebäbel“ Arbeitslehrerin wurde und nicht die Fremde, die ſchöne Kunſtſtickereien als Empfehlung eingeſandt hatte und vom Herrn Adjunkten vorgeſchlagen worden war. Die Bäbel verſtehe mit den Dorfkindern fertig zu werden, meinte ſie, könne ſchön nähen und ſtricken, ganz beſonders ſchön flicken, und das ſei eine Hauptſache; Filetmachen und feine Häkeleien ſeien für Dorfkinder durchaus nicht nötig und überdies Zeitverſchwendung und Augenverderb.

Kamen die Schulprüfungen heran, ſo ſorgte die Tante immer dafür, daß in allen vier Offenbacher Schulen auf dem Tiſch, an dem der Herr Schulinſpektor ſaß, ein blühendes Roſenſtöckchen oder ein mächtiger Strauß duftender Nelken und Reſeda ſtand; der Herr Stadtpfarrer, der Kreisſchulinſpektor für den Bezirk Landau war, müſſe doch etwas Gutes zu riechen haben bei den vielen Kindern im Schulſaal. Und zu den Prüfungen kam ſie regelmäßig, obwohl ſie die einzige Frau des Dorfes war, die das wagte. Sie kam immer ein wenig ſpät, erſt wenn das Eröffnungslied geſungen war, und wenn die ſtattliche, ſchwarzgekleidete Frau mit ihrem großen goldenen Kreuz auf der Bruſt hereintrat, da ging der Herr Inſpektor immer auf ſie zu und bedankte ſich für die ſchönen Blumen.

Das war jahrelang ſo, und die Tante ſaß ruhig bei den Herren Gemeinderäten und hörte aufmerkſam zu. „Wenn mein ſeliger Alter noch lebte, ſo würde der kommen, um zu hören, was ſeine Enkelkinder gelernt haben,“ ſagte ſie; der Felix, ihr Schwiegerſohn, war ja immer krank und ſtets um dieſe Zeit mit ſeiner Frau im Bade.

Bei der Inſpektion der Handarbeiten, die an der einen Wand des Schulſaals auf zwei großen Tiſchen ausgeſtellt waren, da gab es, wie Großvater nachher erzählte, zwiſchen ihr und dem Herrn Inſpektor oft ein kleines, neckiſches Scharmützel; denn wie ſollte der geiſtliche Herr, der als katholiſcher Geiſtlicher nicht mal eine Frau und Kinder hatte, auch davon etwas verſtehen. „Was für eine Note müſſen wir heute geben,“ fragte er wohlweislich die Tante, und die gab dann den Ton an.

Digitized by Google

Einmal hat der Inspektor auch zeigen wollen, daß er etwas verstände und hat die Abnehmemaschen an einem Strumpf als nicht gleichmäßig mit den anderen gestrickt getadelt. Da hat ihm die Tante die Bedeutung der Abnehmemaschen auseinandergesetzt, und ebenso hat sie ihm einmal klar machen müssen, daß eine Doppelnaht an manchen Stellen durchaus nötig und keine schlechte Näherei sei. „Eigentlich sollten Sie, Frau Schulz, Handarbeitsinspektor werden," lachte da der alte Herr; „ich will Sie der Regierung vorschlagen." Aber die Tante meinte, wenn nur alle Herren Inspektoren so verständig wären wie er, das wäre ein großer Gewinn für den Handarbeitsunterricht. „Aber das andere kommt alles noch," fügte sie hinzu. Schwerlich hätte sie damals geglaubt, daß noch heute, nach fünfzig Jahren, in weitaus den meisten Bezirken Männer den Handarbeitsunterricht inspizieren und die Handarbeitslehrerinnen vergeblich um weibliche Inspektion petitionieren. Da kann es denn freilich geschehen, daß so ein Herr mit kundiger Miene in der vor Heiterkeit fassungslosen Klasse eine „überweltliche" (überwendliche) Naht zu sehen verlangt.

Der Herr Kreisschulinspektor, der immer auf zwei oder drei Tage für die Schulprüfungen nach Offenbach kam, wohnte dann stets im Pfarrhaus; aber einen Abend brachten die geistlichen Herren, er und der Ortspfarrer, immer bei Tante Schulz zu, die dann auch Großvater, Vater, den Herrn Bürgermeister und den Herrn Adjunkten zum Essen einlud. Da gab's regelmäßig des Herrn Inspektors Leibessen, Rehbraten und Endiviensalat und ein extra Fässel Bier. Einmal habe ich auch kommen dürfen, ehe das Dessert vorüber war, und die Herren haben mir nachher die Tasche voll Nüsse gesteckt.

Damals hat der Herr Inspektor auch die Tante Schulz arg geneckt und hat gemeint, sie sollte bei der nächsten Wahl Bürgermeister werden. Das nahm sie aber alles sehr gut auf und antwortete, daß in solchem Fall die Polizeistunde gewiß statt um elf Uhr schon um zehn angesetzt werden würde. Sie schicke ihre Kunkelstubenleute immer Punkt zehn nach Hause.

Zu den drei- bis viermal im Winter abgehaltenen „Kunkelstuben" der Tante eingeladen zu werden, war für die Mädchen und Burschen des Dorfes immer eine große Ehre. Die Tante saß dann wohl mit ihrem Spinnrad bei den Mädchen im Kreis, und es wurde erzählt oder vorgelesen; die Burschen, die sonst in den anderen Spinnstuben der Dorfleute müßig dasaßen und rauchten, bekamen von der Wirtin Maiskolben zum ablösen oder Tabacknägel zu schnitzen; müßig durfte niemand sitzen, und die Burschen wurden höflich, aber bestimmt ersucht, „kalt zu rauchen, wenn sie es ohne den Klobben im Munde nicht aushalten könnten".

Die Tante hielt nach etwa einer Stunde Arbeit einen kleinen Vortrag von ihrem Sessel aus über Krankenpflege, die ersten Hilfeleistungen in Unglücksfällen, zeigte, wie man Verbände anlegt und belehrte das halberwachsene Volk über unendlich vieles, was ihm im späteren Leben nützlich wurde. Die Pflege des Viehes, Fütterung, Käse und Butterbereitung, Obstdörren ꝛc. wurde besprochen, und es entstanden ganz lebhafte Debatten, bei denen natürlich die Tante immer als letzte Instanz galt. Um halb zehn wurden die Spinnräder bei Seite gestellt, die Tische abgeräumt, und dann gab's Kaffee, Kuchen, Bier und Butterbrod. Eigentlich war ich ja viel zu jung, um in die Kunkelstuben zu dürfen, aber auf mein arges Quälen haben die Tante und Mutter mich zweimal teilnehmen lassen. Müßig durfte ich aber auch nicht sein, und ich mußte stricken, weil ich nicht spinnen konnte. Bei dem Essen gab man Rätsel auf, und nachher wurde gesungen. Punkt 10 Uhr aber stand die Tante auf und sagte: „Der Kuckuck hat zehn geschlagen; auf heute über vier Wochen lade ich euch alle wieder ein, und jetzt schöne gute Nacht." Eins ums andere reichte ihr die Hand und sagte: „Schönen Dank und gute Nacht."

Für anständig aussehende reisende Handwerksburschen hatte die Schulzetante immer etwas Besonderes übrig, zumal wenn einer bescheiden Platz in der Gaststube nahm und für einen Kreuzer Bier verlangte. Der bekam von ihr selber einen schäumenden ganzen Schoppen vor sich hingestellt, und wenn er dann schüchtern einwandte: „Ja, Madam, ich möchte ja nur für einen Kreuzer Bier," da

machte ſie eine Handbewegung gegen das geöffnete Beutelchen des Handwerksburſchen wie ein Offizier, der einem ſalutirenden Soldaten abwinkt, und ſagte: „Laß er nur ſein Geld ſtecken.“ Großvater meinte manchmal, das würde doch gar manchen durſtigen Bruder, der es gar nicht nötig habe, zu einem Freitrunk bei ihr heranziehen, da ſagte aber die Tante, wenn unter zehn nur einer wäre, der es wirklich brauche, ſo ſei ſie ſchon zufrieden.

Fromm war die Tante von Herzen. Jeden Morgen erſchien ſie pünktlich in der Meſſe, und Sonntags ging ſie zweimal zur Kirche. „Aber eine Betſchweſter iſt ſie halt doch nicht,“ ſagten die Leute. Sie konnte ſogar Frauen, die zu Hauſe ihre Kinder oder ihre Hausarbeit vernachläſſigten und zu viel in die Kirche gingen, den Text leſen, und einmal hörte ich ſie zum alten Baſtel ſagen, daß die rechte Gottesliebe in praktiſcher Ausübung der Nächſtenliebe beſtände. Der ſchüttelte den Kopf und meinte, das wäre keine rechte Lehre. Aber der Herr Dechant, den ich befragte, lächelte und ſagte, daß der Tante praktiſches Chriſtentum eine Frucht der echten Gottesliebe ſei.

Sie gab Kindern gern als Belohnung oder Andenken eine Abbildung des Schutzengels, beſonders den Erſtkommunikanten, denen ſie dann anempfahl, ihren Schutzengel fleißig zu bitten, ſie ſo rein und brav zu erhalten, wie ſie heute vom Tiſch des Herrn gekommen ſeien. Freilich war nicht immer Reſpekt vor dem Schutzengel zu erzielen — das ſollte ſie an ihrem eigenen Enkelkind, dem Johann, erfahren. Der kleine fünfjährige Bengel hatte, dem wiederholten Verbot zum Trotz, vor der offenen Thür des gewölbten Bierkellers geſpielt und fiel zum Entſetzen der Tante, die gerade in den Hof trat, in den Keller hinab. Voll Angſt lief Tante die fünfzig ſteinernen Stufen hinunter — nichts anderes erwartend, als daß der Junge Arm und Bein gebrochen hätte. Der aber war von Stufe zu Stufe hinab gerollt wie ein Ball und auf einem Sandhaufen gelandet, der zum Gemüſeeinſchlagen diente. Noch voll Aufregung trug ſie den ſchweren Jungen auf dem Arm nach oben, ſtellte ihn auf die Beine und ſagte: „Siehſt du, Johann, da hat dein Schutzengel über dir gewacht, der hat dich beim Fallen gehoben“ (gehalten). Der Johann verzog aber das Mäulchen weinerlich und meinte entrüſtet: „Jo, g'hobe! falle hot er mich losse.“

Die Tante iſt achtundſiebzig Jahre alt geworden und hat ihren Schwiegerſohn und ihr einziges Kind, die Franziska, überlebt. Dem Johann hat ſie aber ein Jahr vor ihrem Tode geſagt: „Johann, ich werde nicht ewig leben, wenn ich auch noch ganz rüſtig ſchaffe; meine Zeit kommt auch, nimm dir eine Frau, ſieh aber nur darauf, daß ſie brav und fleißig iſt, Geld brauchſt du Gott ſei Dank keines zu heiraten.“ Da hat der Johann Umſchau gehalten und um die Dora geworben, eines Gutspächters älteſte Tochter, einen großen Liebling der Schulzetante. Das war vor zwanzig Jahren, und eine gar ſchöne Hochzeit iſt es geweſen.

Über der Tante Grab rauſcht längſt das Gras. Die Saat aber, zu der ſie, wie ſo viel tauſend andere tüchtige Frauen, ihr winzig Körnchen in die Erde ſenken half, ſtreckt ſchon überall die grünen Köpfchen unter den ſchweren Schollen empor.

Frauen in Indien.

Von

Mrs. Martindale.

Übersetzt von E. Neuhaus.

Nachdruck verboten.

Das Zauberland Indien, wo am Ganges „schöne, stille Menschen vor Lotosblumen knien", ist ein Traum der Phantasie. Wenn Lalla Rookh die Hülle vor uns abwerfen wollte, die ihren geheimnisvollen Reiz bedeckt, so würde sie sich in ihrer wahren Gestalt als Haustier des schönen Prinzen präsentieren denn die Romanze von der glücklichen Inderin ist eine traurige Täuschung. Ihr Zustand ist höchst bemitleidenswert.

Indien — das muß vorausgeschickt werden — ist ein ungeheures Land, dessen Bevölkerung im Jahre 1891 287 Millionen betrug. Fünfzig verschiedene Schriftsprachen vertreten dort bestimmte Rassen und Völkerschaften, und zwischen diesen sind ebenso große, ja vielleicht größere Unterschiede als zwischen den europäischen Sprachen. Ferner sind die Unterschiede der Gesellschaftsklassen in Rechnung zu ziehen. Es giebt hohe, Ober- und Mittelklassen, und die Masse des Volkes besteht aus den unteren oder arbeitenden Klassen.

Was von der indischen Frau hier gesagt wird, bezieht sich meistens auf Ober- und Mittelklassen, denn die Frauen in den Fabriken, in Mühlen und Theegärten sind schon durch ihre Arbeit außer dem Hause freier als ihre berufslosen Schwestern, aber in ihren häuslichen und Familienbeziehungen stehen sich leider alle gleich, d. h. Frauen leiden und übergroße Sterblichkeit gehen durch alle Klassen.

In Europa ist die Frau eine Wesenheit und eine Macht; in Asien ist sie ein unbestimmtes Etwas, eine Nebelgestalt, die in dem Verkehr der Geschlechter gänzlich untergeht. Der gewöhnliche Hindubaushalt besteht aus den Brüdern und ihren Kindern und vielleicht ihrer verwitweten Mutter.

Sie sind die gemeinschaftlichen Erben der väterlichen Hinterlassenschaft und leben, wenn sie sich ein ausreichend geräumiges Haus bauen können, alle zusammen; auch ihre Söhne bringen ihre Weiber dorthin. Daher sind die Familien sehr groß. Das Zenana, in dem die jüngeren Frauen der Familie ein abgeschlossenes Leben führen, ist oft der Schauplatz von Zank- und Kampfscenen, bei denen der schwächere Teil unterliegt; ein oder, trauriger Aufenthalt. Die Regeln des gesellschaftlichen Verkehrs im Familienkreise sind sehr streng, und nach unserm Dafürhalten vielleicht unbegreiflich kompliziert, aber diese traditionellen Gewohnheiten sollen die Tugend der Frau bewahren und die gute Erziehung der Kinder unterstützen.

Hin und wieder sieht sich wohl einer der Brüder um des Lebensunterhalts willen genötigt, seinen Wohnsitz in einer andren Stadt aufzuschlagen, wo er sich, wenn es ihm irgend möglich ist, ein neues Haus für seine Söhne und unverheirateten Töchter baut. Seine Frau wird vielleicht Großmutter, und wenn sie ihren Gatten überlebt, bleibt sie bei ihren Söhnen und Großkindern wohnen. In solchem Fall ist ihre Stellung von großem Einfluß, und ihr Rat wird in den meisten Dingen befolgt, aber sie widersteht dann auch allen geplanten Neuerungen, und die Söhne unterwerfen sich der „älteren und besseren" Kenntnis. Den letzteren Fall illustriert folgende Geschichte in seiner unverantwortlichen Härte. Ein sehr gebildeter Brahmane heiratete eine junge, zarte Frau, und, um ihre Gesundheit besorgt, konsultierte er einen englischen Arzt, der ihm dringend anempfahl, ihr während ihrer Entbindung sehr viel Pflege, vor allem ein gutes Bett zu verschaffen, oder es würde ihr das Leben kosten.

Nun wird jede Hindufrau während dieses Zustandes auf ungefähr 40 Tage für unrein gehalten. Es ist gebräuchlich, ihr eine Art von Umzäunung aufzurichten und

ſtatt des Bettes eine Strohmatte auf den Boden zu legen, oder vielmehr nicht auf den bedeckten Boden, ſondern auf die feuchte Erde des Hofes. Der Brahmane ſah voraus, daß dieſe Behandlung für ſeine Frau von tödlicher Wirkung ſein würde und ſchlug vor, ihr ein gutes Bett und allerhand Bequemlichkeit zu geben. Aber die Großmutter wollte nicht darein willigen. Sie beſtand darauf, daß die ſeit undenklichen Zeiten vorhandene Sitte aufrecht erhalten werden ſolle, obgleich der junge Gatte flehentlich und mit Thränen in den Augen für ſeine Frau bat. Die Großmutter war Herrſcherin über das Zenana und er machtlos ihr gegenüber. Die grauſame Gewohnheit des Landes wurde beibehalten, und wie vorausgeſehen, ſtarb die junge Frau. Junge Frauen haben eben weder Recht noch Stimme, ſolange die Mutter ihres Mannes lebt und werden gänzlich von jedem Verkehr abgeſchloſſen.

Eine Witwe, die keinen Sohn hat oder mit ihren Schwägern zuſammen wohnen muß, wird ſtets unterdrückt, und wenn ſie, was viele thun, in das väterliche Haus zurückkehrt, ſo iſt ihr Los um nichts gebeſſert. Ihre Brüder halten es für unglückverheißend, eine kinderloſe Witwe um ſich zu haben und verwünſchen ſie jeden Morgen aufs neue. Hat ſie jedoch einen Sohn, ſo kann ſie ſich der Hoffnung hingeben, ihn eines Tages unabhängig zu ſehen und für ſich ſelbſt ein Haus errichten, in dem ſie willkommen iſt als unbeſchränkte Herrſcherin.

Das gewöhnliche Los einer Witwe iſt das eines Haustieres, auf dem alle ſchwere Arbeit laſtet und deſſen Gegenwart überflüſſig, wenn nicht ein Fluch iſt. Ihr Kopf wird geſchoren, und ſie darf keinen Schmuck, keine bunten Gewänder tragen. Zweimal im Monat muß ſie gänzlich faſten; ſie darf während 24 Stunden weder Speiſe noch Trank zu ſich nehmen. Von dieſer Regel giebt es keine Ausnahme oder Milderung weder bei beſonders heißem Wetter noch in Krankheitsfällen; in ſolchen wird ihr auch keine Arznei gereicht. Alle Witwen unterwerfen ſich dieſem Geſetz, denn ihre Lehre fordert die Entbehrung als Rückſicht, die ſie ihrem verſtorbenen Gatten ſchulden, ohne Unterſchied, ob ſie mit ihm gelebt haben oder nicht. Andrerſeits haben die blutjungen Witwen, die niemals mit ihrem Gatten zuſammengelebt haben, da dieſer ſchon geſtorben, als die kleinen Frauen noch kleine Kinder waren, ein mehr als gewöhnlich hartes Los. Was für eine grauſame Tyrannei, für eine ſchreckliche Qual! Es iſt kein Wunder, wenn in dem Totenregiſter ungefähr 60 000 Fälle vorkommen, bei denen die Todesurſache mit „Unglücksfall", meiſtens mit Ertrinken bezeichnet iſt. Es werden ſo viele Frauen tot in den Brunnen gefunden!

Der Statiſtik zufolge ſind in Indien viel mehr männliche Einwohner als weibliche. Der Grund davon ſcheint zu ſein:

a) daß weibliche Weſen ſo wenig beachtet werden, daß man ſie von den Liſten fortläßt;
b) daß der Kindesmord an weiblichen Neugeborenen noch nicht gänzlich aufgehört hat;
c) daß kranke Mädchen weniger Pflege haben als kranke Knaben;
d) daß heiratsfähige Mädchen verſteckt werden;
e) daß ſie vorzeitig ſterben an den Folgen verfrühter Dienſtthätigkeit, verfrühter Heirat und vor allem ihrer Vernachläſſigung während der Entbindung.

Die Volkszählung vom Jahre 1891 ergiebt, daß in Indien von den 258 000 verheirateten Mädchen unter 5 Jahren bereits 14 000 Witwen ſind, während von 100 000 Mädchen im Alter von 10—14 Jahren nur 1373 unverheiratet ſind. Außerdem iſt es bemerkenswert, daß es im Alter von 15—20 Jahren 83 Prozent verheiratete Frauen und nur 36 Prozent verheiratete Männer giebt trotz der Überzahl an männlicher Bevölkerung.

Wieder heiraten iſt geſetzlich geſtattet, aber wenige haben den Mut, es zu thun, denn es iſt durchaus ungebräuchlich. Viele Vorurteile ſprechen dagegen und grauſame Verfolgung iſt damit verbunden.

Hinſichtlich der Erziehung iſt zu konſtatieren, daß unter je 1000 männlicher Bevölkerung in Indien nur 104 imſtande ſind, ziemlich gut zu leſen, während unter derſelben Zahl weiblicher Einwohner nur 5 leſen können. Die Unwiſſenheit der Frau

Digitized by Google

hemmt die Fortbildung des Mannes; wird jene nicht beseitigt, so veranlaßt sie einen allseitigen Rückschritt. Das ist da besonders klar, wo die Großmutter die Knaben vom Lesen zurückhält. Und welche Gelegenheit haben die Mädchen zu lernen? Die meisten unter denen, die eine Schule besuchen, sind noch nicht 7 Jahre alt. Solche über 10 Jahre verschwinden ganz, mit Ausnahme der Kinder von Persern, Juden und zum Christentum Übergetretenen. Unter den 793 weiblichen Lernenden in Normal-Erziehungsanstalten konstatiert die Volkszählung 448 eingeborene Christen. Andere Frauen haben selten Mut und Lust, etwas zu lernen.

Ein Beispiel des gefährlichen Einflusses, den manche Mütter haben können, ist das Erlebnis eines Professors, der an einer indischen Hochschule Mathematik lehrte. Er erzählt: „Bei einer Unterhaltung wurde einer meiner Kollegen gefragt, ob seine kleine Tochter lesen lernen solle. Sofort kam die Antwort: ‚Meine Frau erlaubt es nicht!‘ (Sie war die Tochter eines eingeborenen Königs, und ihre Kaste gestattete ihr keinen anderen Umgang als mit Frauen gleichen Ranges. Da aber nicht viele Königinnen in Indien sind, war sie ganz isoliert und, obgleich von Natur eine kluge Frau, in völliger Unwissenheit über die Außenwelt.) ‚Versuchen Sie es noch einmal,‘ sagte der Vorsteher der Anstalt. ‚Nun?‘ — fragte er den Professor am nächsten Tage. ‚Ich darf den Gegenstand nie wieder berühren! Wenn ich es dennoch thue, wird sie mit dem Kinde zu ihren Eltern zurückkehren!‘ — Das war ihre Idee von wahrer Liebe zu dem Kinde! Die arme Frau! Alle ihre Söhne starben an einem Fieber, das wahrscheinlich auf den schrecklichen Zustand zurückzuführen war, in dem sich das Haus in sanitärer Hinsicht befand.“

Über die gesetzliche Stellung der indischen Frau sagt eine Autorität: „Diese befindet sich in großer Verwirrung, da manche Angelegenheiten durch das Landesgesetz und manche durch das britische Gesetz geregelt werden. So besteht in Indien z. B. noch das Gesetz über die Wiederherstellung der ehelichen Rechte und die Gefangennahme der Frau bei etwaiger Weigerung, eine Maßnahme, die sich nirgends in den Landesgesetzen ursprünglich vorfindet. Der Brauch gilt dort mehr als das Gesetz. Übrigens hat sich dieses Gesetz, daß seit dem Jahre 1884 in England nicht mehr in Kraft tritt, durch ein bloßes Versehen in das Landesgesetz eingeschlichen; lange Zeit konnten sich die indischen Rechtsgelehrten die seltsame Verschmelzung nicht enträtseln. Testamente können heutzutage auch von Frauen gemacht werden, was unter dem Hindugesetz unmöglich war, und Witwen, wenn sie wohlhabend zurückbleiben, können sich mitunter durch ihr Vermögen einer einigermaßen selbständigen Stellung erfreuen, auch Schenkungen machen während der Minderjährigkeit eines Sohnes oder Neffen.

Die wenigen angeführten Thatsachen zeigen zur Genüge, daß die indischen Schwestern der englischen Frau, der freiesten und glücklichsten in der Welt, sich in einer ganz entarteten socialen Lage befinden, und daß sie seit Generationen in dunkelster Unwissenheit und völliger Abgeschlossenheit gehalten werden. Ihr Geschlecht wird an und für sich als Strafe betrachtet. Daher mißtraut man ihnen und mißhandelt sie. Ihr Charakter gilt für veränderlich und unzuverlässig, daher beschränkt man sie auf ihr eigenes Haus und schließt sie von allem Verkehr mit besser Unterrichteten ab. Durch ihre Heiratsgebräuche, vor allem durch jene vorzeitigen Ehen, deren Grausamkeit und Leiden unbeschreiblich sind, werden sie geradezu geschändet, und wenn ihre kleinen Kinder sterben, so halten sie das für eine Gnade Gottes, denn die Mütter haben keine Nahrung für sie.

Die Wahl des künftigen Gatten steht ihnen nicht zu, und niemand fragt danach, ob der Gatte ihnen paßt oder nicht. Gänzliche Unterwerfung in allen Dingen ist ihr trauriges Los, das ihnen nur hier und da von englischen und amerikanischen Missionarinnen erleichtert wird, welche den Gifthauch des Zenana nicht scheuen und Licht in die Finsternis tragen.

Besonders sind auch die Anstrengungen der britischen Bibelgesellschaft anzuerkennen, die das beste Zeugnis für ihre Thätigkeit in ihrem Erfolg aufzuweisen haben. Die letzten Berichte der Gesellschaft besagen, daß bereits 477 von europäischen Damen und Mitgliedern der Vereinigung unterrichtete Inderinnen weitere 1455 Landesschwestern

im Leſen unterwieſen und ihren willkommenen Beiſtand wöchentlich 30 000 Zenanas zu teil werden ließen. Dieſe erſten Bannerträgerinnen einer neuen Freiheit werden ihrem Lande in Zukunft unſchätzbar ſein, wie ſie es thatſächlich jetzt ſchon ſind, und mit ihrer Hilfe wird es den Frauen des Inſellandes auch an dieſer Stätte der Barbarei vergönnt ſein, einen Sieg unblutiger Art zu verzeichnen, der Indien feſter an die Krone knüpfen wird, als ſeine Eroberung durch Männerhand.

Erwerbsthätigkeit.

Neue Kurſe im Lette-Verein.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck mit Quellenangabe geſtattet.

Der überaus rührige Lette-Verein zu Berlin, der ſtets in ſegensreicher Weiſe bemüht iſt, durch geeignete Vorbildung den Frauen neue Berufswege zu erſchließen und tüchtige Kräfte auf den verſchiedenſten Gebieten heranzubilden, hat ſeit dem 1. Februar ſeinem Lehrplan wiederum neue Kurſe beigefügt.

In dieſen ſoll Frauen Gelegenheit geboten werden, ſich zu Büreauvorſteherinnen und Arbeiterinnen für Rechtsanwälte und Genoſſenſchaften auszubilden.

Da ſchon vielfach Frauen für Stenographie und Maſchinenſchrift in derartigen Büreaus mit den beſten Erfolgen thätig waren, ſo darf man erwarten, daß ſich ihnen durch eine ſachgemäße Ausbildung ein neuer, lohnender Erwerbszweig erſchließt, der ohne allzu koſtſpielige Mittel oder beſondere Anlagen zu erreichen iſt. Es wird eine gute Vorbildung, wenn möglich die Abſolvierung einer höheren Mädchenſchule verlangt, jedenfalls eine volle Beherrſchung der deutſchen Sprache in grammatikaliſcher, orthographiſcher und ſtiliſtiſcher Hinſicht und eine gute Handſchrift, die für dieſen Beruf eine ganz beſondere Empfehlung iſt.

Der Kurſus findet viermal wöchentlich und zwar nur in den Abendſtunden ſtatt. Es iſt dieſe Zeit abſichtlich gewählt, um auch denen, die tagsüber durch einen Beruf beſchäftigt ſind, Gelegenheit zu bieten, ſich an den Kurſen zu beteiligen. Der Kurſus koſtet 40 Mark; in Verbindung mit Stenographie und Schreibmaſchinenunterricht, deren Beherrſchung bei der Büreauarbeit jetzt unerläßlich iſt, 60 Mark. Der Unterricht in der Büreaukunde wird von einem Rechtsanwalt erteilt. Man hofft in 6 Monaten eine genügende Ausbildung erreichen zu können. Die in den Büreaus erforderlichen Arbeiten würden folgende ſein:

1. Gutes, raſches, ſicheres und vor allem unbedingt zuverläſſiges Stenographieren und
2. ebenſo unbedingte Gewandtheit und Sicherheit in der Maſchinenſchrift.
3. Gewandtheit im Expedieren, d. h. in der Ausführung und Ausarbeitung der kurzen, reſp. abgekürzten, vom Chef gemachten Randbemerkungen und Beifügungen, z. B.: cit. part. Nachrichten vom Termin und dergl. mehr, und in der Abfaſſung der auf Grund dieſer Bemerkungen an die Parteien zu richtenden, entſprechenden Schreiben.
4. Die ſorgfältige Führung der Regiſtratur.
5. Das Heften und Paginieren der Akten.
6. Event. das Liquidieren der Koſten.

Bei tüchtiger Arbeitsleiſtung ſtellt ſich der Verdienſt pro Monat auf 100—120 Mark. Die Arbeitszeit dauert von 9—7 Uhr mit einer 2—3ſtündigen Mittagspauſe. Iſt die Dame im Stande, einem Büreau ſelbſtändig vorzuſtehen, ſo würde ſich ihr Gehalt dem entſprechend bedeutend höher ſteigern. Doch muß ſie als Büreauvorſteherin die beſondere Gabe beſitzen, mit dem Publikum in entſprechend geſchickter Weiſe zu verkehren. Auch die Fähigkeit, ſich geläufig in fremden Sprachen ausdrücken zu können, würde ihr daher trefflich zu ſtatten kommen, beſonders in den Büreaus der Großſtädte.

Da viele Rechsanwälte der Sache ſehr ſympathiſch gegenüber ſtehen, ſo iſt zu hoffen, daß die Schülerinnen auch nach Beendigung des Kurſus lohnende Stellungen finden werden, wofür der Lette-Verein durch ſeine vielfachen Beziehungen ſchon eine gewiſſe Gewähr bietet.

Es haben ſich bereits zwölf junge Damen an dem am 1. Februar begonnenen Kurſus beteiligt.

Digitized by Google

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Luise Otto-Peters**, der hochgesinnten, charaktervollen Führerin der deutschen Frauenbewegung und langjährigen Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins soll in Leipzig, der Hauptstätte ihres Wirkens, ein würdiges Denkmal errichtet werden. Es ist leider nicht möglich gewesen, die dazu nötige Summe durch freiwillige Beiträge aufzubringen; unsere Frauenvereine sind arm, und unter den vielen reichen Frauen, die auch Deutschland zählt, sind nur wenige, die es als eine Ehrenpflicht empfänden, sich nach Maßgabe ihrer Kräfte an der Abtragung einer Dankesschuld zu beteiligen, welche wir alle einer Frau gegenüber haben, die ihr ganzes Leben in den Dienst ihres Geschlechts gestellt hat. So ist es denn nötig geworden, die noch fehlenden Mittel durch eine Lotterie zu beschaffen. Der Preis der Lose ist auf nur 50 Pf. angesetzt worden, um allen die Beteiligung zu ermöglichen. Es ist dringend erwünscht, daß die Frauen allerorten sich rühren, teils um einen schnellen Absatz der Lose zu erzielen, teils um Geschenke für die Lotterie beizubringen. Lose sind zu entnehmen bei Frau Schuldirektor Pache, Leipzig-Lindenau; Geschenke zu senden an: Frl. Johanna Brandstätter, Leipzig, Beethovenstraße 13 I.

* **Das Studium an der Landwirtschaftlichen Hochschule** in Berlin ist durch Ministerialverfügung den Frauen zugänglich gemacht worden. Der Lehrkörper der Hochschule hatte in der Sitzung vom 21. November v. J. den Rektor der Hochschule beauftragt, im Sinne der Zulassung von Frauen beim Minister vorstellig zu werden, und auf die Eingabe vom 3. Dezember hat der Minister nunmehr die Verfügung erlassen, derzufolge unter denselben Bedingungen, wie dies bei den Universitäten der Fall ist, d. h. mit besonderer Genehmigung des Rektors, künftighin auch weibliche Personen zum Besuche der Landwirtschaftlichen Hochschule zugelassen werden.

* **Eine weibliche Ärztin**, Frau Dr. Weiß, die in der Schweiz und Amerika studiert hat und bisher unter anderem an einer österreichischen Klinik thätig war, wird sich demnächst in Danzig niederlassen.

* **Das erste städtische Mädchengymnasium** Deutschlands wird voraussichtlich in Breslau errichtet werden, wie wir schon in der vorigen Nummer mitteilten. Am 5. Februar fand die betr. Verhandlung in der Breslauer Stadtverordnetenversammlung statt. Die Gegner der Vorlage brachten die schon so häufig gehörten Gründe vor; die Politik des Abwartens, deren Opfer die Frauen ja gewöhnlich sind, wurde lebhaft empfohlen. Aber die Vorlage fand mehr Freunde als Gegner. Besonders wirkungsvoll war das Eintreten des Oberbürgermeisters Bender für die Vorlage. Sie sei, so führte er aus, auf einen einstimmigen Beschluß der Schuldeputation zurückzuführen. Es sei bisher in der Ausbildung der Frauen eine große Unfertigkeit, und die Frauen selbst wüßten das; wenn sie über die Vorlage abzustimmen hätten, so würden sie alle für dieselbe sich entscheiden, auch die, welche die Stellung der Frau so zu erhalten wünschen, wie sie bisher war. Die Frau habe ein Recht auf bessere Bildung. Es könne doch niemand bestreiten, daß eine Tochter denselben Anspruch auf die Steuerkraft der Eltern habe wie ein Sohn. Fast in jeder Familie gebe es eine Tochter, die sich unglücklich fühlt, weil sie sich gezwungen sieht, auf einen Mann zu warten. Andererseits werden die Mädchen auf die Heirat nicht verzichten, wenn sie eine bessere Ausbildung hätten. Wenn das Experiment, das die Gründung eines Mädchengymnasiums sei, nicht glücke, was er nicht hoffe, dann werde die Versammlung die Annahme der Vorlage doch jederzeit der Bürgerschaft gegenüber verantworten können. Er bitte, die Vorlage anzunehmen und das Gymnasium, welches der Stadt zur Ehre gereichen werde, zu schaffen. (Lebhafter Beifall). Die Vorlage wurde sodann einem Ausschuß zur Vorberatung übergeben.

* **Mädchen-Gymnasium in Bremen.** Die Idee, in Bremen ein Mädchen-Gymnasium in Verbindung mit einem Vortrags-Lyceum zu errichten,

scheint jetzt greifbarere Gestalt anzunehmen, indem sich zu dem Zwecke ein Komitee mit Senator Otto Gildemeister und Professor Dr. Heinr. Bulthaupt an der Spitze gebildet hat, das in einem Aufruf die bremische Bevölkerung zur Mitarbeit und zum Beitritt zu einem neu zu gründenden Verein zur Errichtung eines Mädchen-Gymnasiums auffordert. Die Zugehörigkeit zum Verein wird durch die Zeichnung eines Jahresbeitrags von mindestens 5 Mark oder durch die einmalige Spendung einer größeren Summe von 300 Mark an erworben. Es wird beabsichtigt, das Gymnasium im Herbst d. J. zu eröffnen, nachdem der Senat der Gründung seine Zustimmung erteilt hat. Das Lyceum ist inzwischen, nachdem es dem Komitee geglückt war, geeignete Lehrkräfte zu gewinnen, unter der erfreulichsten Beteiligung der Frauenwelt eröffnet worden.

* **Eine Lehrerin**, Frl. M. Bohl, hat kürzlich von der Seebodestiftung den 1. Preis für eine Arbeit über das Thema: „Wie erzieht die Volksschule zu Arbeitsfreudigkeit?" erhalten und zwar unter 13 Bewerbern. Der 2., 3. und 4. Preis fiel Frankfurter Lehrern zu.

* **Frauen im Schulrat.** Als vor einigen Jahren in Wien weibliche Lehrkräfte als Vertreter der Lehrerschaft in den Bezirksschulrat entsandt werden sollten, erhob sich in den dabei interessierten Kreisen ein heftiger Prinzipienstreit darüber, ob weibliche Schulaufsichts-Organe nach dem Wortlaute des Gesetzes zulässig seien. Die Frage wurde damals nicht entschieden, sie kam nicht vor die betreffende Behörde, denn die Lehrerinnen blieben bei der Wahl in der Minorität. — Der sehr lebhafte Wunsch der Frauenwelt, die Schulaufsicht teilweise in weibliche Hände zu legen, beziehungsweise Frauen in jene Körperschaften zu wählen, die mit derselben betraut sind, geht nun seiner Erfüllung entgegen; allerdings nicht in Wien, sondern in Lemberg, der Hauptstadt des Kronlandes Galizien. Dort ging bei den eben stattgehabten Wahlen für den Bezirksschulrat Frau Anna Langchamps, Direktorin der städtischen St. Anna-Schule, als gewählt hervor. Die Bestätigung durch den Landesschulrat ist noch abzuwarten, dürfte aber wahrscheinlich erfolgen. R. U.

* **Der Kaiser von Rußland** hat 65 000 Rubel aus den Beständen der Reichsrentei zur Errichtung eines Konvikts für die Hörerinnen des Petersburger Medizinalinstituts für Frauen angewiesen. Das Konvikt wird noch in diesem Jahre eröffnet werden.

* **Das Frauenstimmrecht** wurde am 3. Februar im englischen Unterhaus in eifriger Debatte verhandelt. Mr. Begg hatte die betreffende Vorlage eingebracht, nach welcher die unabhängigen weiblichen Steuerzahler, die bereits auf andren Gebieten das Stimmrecht besitzen (etwa 500000 Frauen) auch das politische Stimmrecht erhalten sollen. Im Jahre 1870 war eine ähnliche Vorlage mit einer Mehrheit von 33 Stimmen zum zweiten Male gelesen worden. Damals mußte aber jeder Gesetzentwurf, der beanstandet wurde, noch eine zweite Abstimmung überstehen, ehe er in die Ausschußberatung des ganzen Hauses gelangte, und an diesem Punkte wurde dann die Vorlage mit einer Mehrheit von 126 Stimmen verworfen. Im Jahre 1886, wo die liberale Partei ihre größte Mehrheit besaß, gelangte die Vorlage mit 57 Stimmen Mehrheit zur zweiten Lesung, im Jahre 1892 wurde sie mit 23 Stimmen verworfen, im letzten Parlament endlich gelangte sie gar nicht zur Erörterung. — Diesmal sind die beiden großen Parteien über diesen Gegenstand unter sich zerfallen und gespalten. Der heutige Ministerpräsident Lord Salisbury und sein Neffe Arthur Balfour, der erste Lord des Schatzamtes und Führer der Ministeriellen im Unterhause, sind für die Vorlage. Der Schatzkanzler Sir Michael Hicks-Beach, der Minister für Indien Lord George Hamilton, der Colonialminister Chamberlain und der Marineminister Goschen zählen zu den Gegnern der Neuerung, und auf seiten der Opposition gehen Sir William Harcourt und Labouchere mit ihnen in der unbedingten Verwerfung des Planes zusammen. Gleichwohl wurde der Antrag auf zweite Lesung der Vorlage mit 228 gegen 157 Stimmen, also mit einer Mehrheit von 71 Stimmen, in gut besetztem Hause genehmigt. Der Ausgang der Erörterung und das Ergebnis der Abstimmung war für die Freunde der Vorlage ein Triumph, wie sie ihn bisher noch nicht erzielt haben. Man vermutet, daß die Vorlage erst nach Pfingsten in das Stadium der Ausschußberatung des ganzen Hauses treten wird. — Auf die einzelnen Parteien verteilen sich die Stimmen folgendermaßen. Für das Frauenstimmrecht haben gestimmt: 120 Konservative (91 dagegen), 22 liberale Unionisten (20 dagegen), 70 Radikale (37 dagegen), 16 Antiparnelliten (10 dagegen) und 2 Parnelliten (1 dagegen).

* **Der Kantonsrat von Zürich** hat in einer Sitzung vom 2. Februar mit 120 gegen 22 Stimmen die Zulassung der Frauen zur Advokatur beschlossen. Damit ist wieder eine der Inkonsequenzen beseitigt, an denen die Geschichte der Frauenbewegung so reich ist: man erlaubte der Frau den Zutritt zum juristischen Studium und entzog ihr das Hauptgebiet für seine Verwertung, den Anwaltsberuf. Sowohl seitens der Vertreter der

betr. Vorlage als auch in einer Zuschrift des Frauenvereins Union wurden die Gründe für die Zulassung der Frauen klar und eingehend erörtert. Die Frau wird in Zukunft z. B. bei Ehescheidungs- und Vaterschaftsprozessen, in denen sie bisher genötigt war, Männer in ihre intimsten Angelegenheiten einzuführen, durch die Geschlechtsgenossin vertreten werden können; NB. in Zürich!

* **Frauen am Gericht.** Der erste Versuch in der Geschichte von Südafrika, den Frauen machten, in amtlicher Eigenschaft in die Gerichte einzudringen, wurde vor kurzem (nach einem Bericht der Cape Times vom 20. Januar) durch Miß Flather und Miß van Pelt unternommen, die sich mit dem Gesuch, als geschworene Dollmetscher zugelassen zu werden, an den obersten Gerichtshof gewandt hatten. Nach kurzer Debatte kam man zu dem Schluß, daß keine gesetzlichen Gründe gegen die Zulassung von Frauen vorlägen, worauf beide vereidigt wurden.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Ein Wort zum Kinderschutz.

Am 5. Januar d. J. verurteilte das Landgericht zu Berlin den Lumpensammler Luther zu 3 Jahren Gefängnis wegen fortgesetzter Mißhandlung seines 7jährigen Sohnes, die zum Tode führte.

Der Thatbestand war kurz folgender: Der Lumpensammler L. trank und seine Frau trank; von den 3 Kindern wurden die beiden Ältesten systematisch zum Betteln angehalten. Eines Tages war die Frau verschwunden, die beiden ältesten Kinder wurden dem Waisenhaus übergeben.

Der Jüngste, ein zarter, schüchterner Junge, verblieb in der Gewalt des Vaters. Diesem gesellte sich eine gleich verkommene Frauensperson zu — der gemeinsame Zankapfel, das gemeinsame Mittel zum Auslassen ihrer Wut bildete das unglückliche Kind. Jahre lang erlitt dieser Knabe Qualen, die nur die menschliche Bestialität kennt; eines Tages, als er mit dem Kopfe gegen den Tisch geschlagen war und mit den Füßen in den Leib getreten wurde, trat eine Blutung ein, die den entmenschten Vater zwang, ihn dem Krankenhaus zu übergeben. Zum erstenmal sanft gebettet, zum erstenmal mit menschlicher Empfindung gegrüßt, schied das Kind aus dem Leben.

Niemand wird die Verhandlung gelesen haben ohne tiefe Erschütterung, und kein litterarisch Gebildeter, ohne des Kindes zu gedenken, das Gerhard Hauptmann uns in seiner grausigen „Himmelfahrt" in ach! so wahren Zügen vor die Seele führt.

Was diesen Fall unter Hunderten und Tausenden ähnlicher Vorkommnisse zu einem besonderen stempelt, sind folgende Punkte:

1. Das hingemordete Kind war kein kleines Kind mehr; es litt mit vollem Bewußtsein.

2. Es war — so unmöglich es klingt — ein gesittetes Kind. In seinem Zeugnis stand „Lobenswert" in Fleiß und Betragen. Trotz Hunger und Elend fand der kleine Max in der Schule den Lichtpunkt seines Daseins. Daß der Lehrer sich sonst um ihn kümmerte, ist nicht ersichtlich.

3. Die Nachbarn waren Zeugen der herzzerreißenden Scenen; sie trieben den Mann und das Weib von Haus zu Haus, um sie los zu werden. Keiner sorgte für das Kind.

4. Die Sühne für ein so gräßliches Verbrechen besteht in 3 Jahren Gefängnis. — Wenn die entsetzliche Gleichgiltigkeit der Mitbewohner überhaupt eine Erklärung finden kann, so liegt sie in der Scheu vor polizeilicher Vernehmung, in der Furcht vor der Rache, zuletzt darin, daß solche Fälle der Mißhandlung zahlreich, aber schwer nachweisbar und unbequem sind.

Was die Strafe betrifft, so erscheint sie dem Beurteiler von einer Behaglichkeit, die im grellen Gegensatz steht zu der entmenschten That. Wenn irgendwo die Abschaffung der Prügelstrafe bedauert werden kann, so ist es an dieser Stelle und ich gedenke oft der Worte eines wahren Menschenfreundes, der erbittert rief: Die Bestie muß da fühlen, wo sie es versteht!

Die Frage, die man sich angesichts solcher Vorkommnisse vorlegen muß, ist die: wie viel Kinder sind es, deren Leiden so an die Öffentlichkeit dringen? wie viele, wie unendlich viele werden straflos brutalisiert? Wir dürfen uns das garnicht verhehlen, diese ärmsten und unglücklichsten der Kinder sind vogelfrei. Wir haben Vereine über Vereine, Tierschutzvereine, Vereine für Wöchnerinnen, Säuglinge, Krippen, Kinderhorte ꝛc. ꝛc. Sie alle wollen das Gute und erweisen Gutes, — wo aber finden diese Kinder eine Zuflucht? Wer nimmt sich der unehelichen, der zugebrachten Kinder, wer der Kinder, die liederliche Eltern haben, an? Wer klagt für die Kinder in ihrem kläglichen Elend?

In England und Amerika bestehen Kinderschutzvereine; sie bilden die Brücke zwischen Publikum und Polizei und sie leisten Großes. Wenn ein solcher Verein von Frauen und Männern auch bei uns ins Leben träte, würde er sich schnell Freunde gewinnen; es bedarf nur der Anregung. Er würde sich der Kinder annehmen, die nachweisbar von Eltern oder Pflegeeltern schwer vernachlässigt und gemißhandelt werden, sowie der Kinder, die eine unglückliche Mutter oder ein Vater vor dem andern Ehegatten nicht zu schützen vermag. Schon die Existenz eines solchen Vereins würde in vielen Fällen die Roheit einschränken, die bis jetzt keinen Damm kannte.

Seit der Frau langsam die Thore geöffnet werden zu der öffentlichen Armenpflege, ist ein großer Schritt vorwärts gethan, — sie würde auch

...n diesem Liebeswerk eine gewichtige Stimme ...aben müssen; ein kluges Frauenauge und ein ...armes Frauenherz werden hier reichen Segen ...ften können. Was erwarten wir von der kom...enden Menschheit, die getreten, herumgestoßen, ...ne einen Funken von Liebe, der Gesellschaft zum ...luch aufwächst? Wir können das Elend nicht ...us der Welt schaffen; aber was wir an den ...ndern thun, das thun wir für die Zukunft. ...Mögen alle die, denen keine ausfüllende Lebens...rbeit gegeben, ihre Kräfte nutzbar machen, diesem ...urchtbaren socialen Elend entgegenzutreten, und ...die, welche nicht thätig eingreifen können, darüber ...achdenken und Anteil nehmen. Dazu beizutragen ...t der Zweck dieser Zeilen. H. K.

Verein deutscher Lehrerinnen in England.

Nach dem Bericht der Geschäftsführerin in der letzten Generalversammlung hat der Verein im verflossenen Jahr wiederum 200 Stellen in England besetzt.

Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß Stellensuchende sich vor Annahme von Stellen hüten sollen, die ihnen durch Zeitungsanzeigen oder Agenten von Deutschland aus vermittelt werden. Jede einigermaßen gute Familie oder Schule will die zu engagierende Lehrerin sehen.

Alle paar Tage laufen auf dem Vereinsbüreau Klagebriefe von armen Lehrerinnen ein, denen man helfen soll, nachdem sie sich durch ihren Leichtsinn ins Elend gebracht haben. In vielen Fällen mutet man den Lehrerinnen Hausmädchenarbeit zu, das Essen ist ungenügend, die gemachten Versprechungen in Bezug auf Austausch des deutschen Unterrichts gegen englischen werden nicht gehalten. „Ich bin als Lehrerin engagiert," erzählt eine Dame, „aber ich bin Bonne, muß sogar das Kinderzimmer scheuern und das Badewasser tragen. Für diese schöne Stelle mußte ich der Agentin H. 10 Prozent zahlen. Die Agentin schiebt die Schuld auf die Familie — der Herr ist Advokat — die Familie aber auf die Agentin, die genaue Angaben gehabt habe. An wen soll ich mich halten?"

Eine Berliner Lehrerin entdeckte zu ihrem Entsetzen, daß sie sich in einem schlechten Hause befand. So könnte man endlose Fälle anführen. Darum Vorsicht! Der Deutsche Lehrerinnenverein zieht ebenso genaue Erkundigungen über die Arbeitgeber ein, wie er sie von seinen Mitgliedern verlangt. Darum kommt es selten vor, daß eine Stelle schlecht ausfällt. Außerdem kennt man den Verein in England als eine Veranstaltung, die nur Gutes bietet und ihren Mitgliedern Rechtsschutz verleiht.

Zur Widerlegung der Behauptung, daß die Engländer seit Jahresfrist der deutschen Erzieherin feindlich gegenüberstehn, führen wir Frl. Adelmanns Worte aus dem letzten Generalversammlungsbericht an: „Uns ist kein einziger solcher Fall bekannt geworden. Im Gegenteil, ich behaupte, daß auch heute noch in keinem Land deutsches Wissen und deutsche Pflichttreue mehr geschätzt und besser bezahlt wird als in England." M. Gaudian.

Der Verein Preußischer Technischer Lehrerinnen

hat den beiden Hohen Häusern des Landtages eine Petition überreicht, die folgende eingehend begründeten Bitten enthält:

1. § 1 möge lauten: „Die an einer öffentlichen Volksschule definitiv angestellten Lehrer und Lehrerinnen, einschließlich der technischen Lehrerinnen."

2. Das Minimalgrundgehalt der technischen Lehrerinnen möge dem der wissenschaftlichen gleich sein.

3. Der Mindestsatz der Alterszulagen für wissenschaftliche Lehrerinnen möge auch für technische Lehrerinnen gelten.

4. Auch den technischen Lehrerinnen möge eine Mietsentschädigung gewährt werden.

5. In allen Städten über 50 000 Einwohner möge ein besonderer Posten für Besoldung einer Handarbeitsinspizientin in den Etat aufgenommen werden.

Der „Verein für erweiterte Frauenbildung"

in Wien hat in der im Januar d. J. unter dem Vorsitz der Präsidentin Frau Marie Boßhardt van Demerghel stattgehabten Generalversammlung eine Erweiterung seiner Thätigkeit und die zu diesem Zwecke erforderliche Änderung seiner Statuten beschlossen. Bisher sah der Verein seine hauptsächlichste und nahezu ausschließliche Aufgabe in der Erhaltung der von ihm gegründeten „Gymnasialen Mädchenschule". Die neuen Statuten stellen als den Zweck des Vereins hin: „a) den Bildungsstand der Mädchen und Frauen zu heben und diesen neue und höhere Berufsarten zu erschließen; b) die weibliche Arbeit von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen zu befreien. Speziell erstrebt der Verein die Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Studium auf Universitäten und andern Hochschulen und die Erlangung der staatlichen Erlaubnis für Mädchen und Frauen, die auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufe, deren Ausübung einer behördlichen Genehmigung bedarf, auch wirklich ausüben zu dürfen." Unter den Mitteln zur Erreichung der Vereinszwecke nennen die Statuten auch die Anstrebung der Staatsgiltigkeit für die Zeugnisse der gymnasialen Mädchenschule, einschließlich des Maturitätszeugnisses. Die Zulassung zur Maturitäts-Prüfung (Abiturienten-Examen) ist den Gymnasiastinnen in Österreich bereits gewährleistet, doch muß die Prüfung vor einer fremden Kommission abgelegt werden und unter all den Schwierigkeiten, die mit Extraneer-Prüfungen verbunden sind. Diese Erschwerung würde die Staatsgiltigkeit der an der gymnasialen Mädchenschule erworbenen Zeugnisse beseitigen.

Die bisherige erfolgreiche Thätigkeit des Vereins läßt hoffen, daß es ihm auch gelingen werde, sein nunmehr so umfassendes Programm entsprechend durchzuführen. R. U.

Digitized by Google

„Einsame Frauen“. Von Frieda v. Bülow. (Berlin, F. Fontane u. Co. Pr. 3 Mark.) Unter diesem Titel hat die Verfasserin vier Novellen vereinigt: Christine, Brachland, Ohne Liebe und Papas Töchter. Von diesen ist die dritte unseren Leserinnen bekannt. Die übrigen drei behandeln in stets wieder neuer Färbung und Wendung das gleiche Problem: die unbefriedigte Frau, ob verheiratet oder unverheiratet, die das moderne Drohnendasein führt und innerlich oder äußerlich daran zu grunde geht. Die einzelnen Züge sind gut beobachtet und lebenskundig gedeutet; aus den Seiten des Buches tönt hundertfältig der Schrei: „Erbarmt euch dieser armen hungernden, jungen Seelen! Laßt sie nicht grausam verschmachten! Setzt nicht ihr Schicksal auf die eine unsichere Karte des Eheglücks! Laßt vor allem den fruchtbaren Ackerboden dieser jungen Menschenseelen nicht brach liegen, denn aus dem Brachland schießt das Unkraut um so üppiger auf, je keimfähiger das Erdreich war.“

„Die Ausnahmestellung Deutschlands in Sachen des Frauenstudiums.“ Von Eliza Ichenhäuser. (Berlin, Hermann Walther, 80 Pf.) In dem frisch geschriebenen kleinen Buch steckt eine Fülle hochinteressanten und für die Frauensache bedeutsamen Materials, das die Verfasserin sehr gewandt zu verwenden weiß. Sie widerlegt in glücklichster Weise einige deutsche Professoren, die Herren Platter, Albert und Felix Dahn, die in ihrem Kampf gegen die Frauen die beliebten statistischen Waffen geführt haben, aber leider höchst unglücklich, da sich ihre Zahlen entweder als veraltet oder als falsch erwiesen. Die Art, wie die Verfasserin die Waffen, mit denen sie gespielt haben, gegen sie selbst wendet, ist höchst ergötzlich. Ein reiches, echtes statistisches Material wird dann zur Stütze für ihren eigenen Standpunkt beigebracht. Wir empfehlen das Schriftchen auf das angelegentlichste.

„Villa Falconieri“. Von Richard Voß. (Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. Pr. 1 Mark.) „Ist es denn wirklich wahr, daß die beiden Geschlechter die Pole sind, um die die Erde sich dreht?“ Mit dieser Frage seiner Heldin ist das Thema des Romans, das Thema aller Voßischen Romane angegeben. Er behandelt es als Virtuose und in dem an unserem Jahrhundertende so vielfachen Widerhall weckenden Ton des müden Mannes. Die Glut der Campagna, die träumerische Schönheit der Villa Falconieri, der „lohende Ginsterzauber,“ die ganze berauschende Atmosphäre lullt uns ein und läßt uns diese Menschen als natürliche Staffage erscheinen. Was ihnen fehlt, ist das „Sesam öffne dich“ für solches Phantasieleben, solches Schwelgen in Gefühlen: ordentliche, schaffende, ernste Arbeit, ein Muß, eine Pflicht, das Zauberwort des Goetheschen Schatzgräbers. Und das hundertfach in dem Buch wiederholte wir Frauen gehen zu Grunde — findet darin seine Erklärung.

Aus den in letzter Zeit in der Engelhornschen Romanbibliothek erschienenen Sachen erwähnen wir noch: die Tochter des Abgeordneten von Georges Ohnet, die Siegerin von Hans Hopfen, eine dritte Person von B. M. Broler, Federwischs Heirat von Gyp, eine internationale Ehe von Madame Bigot.

„Henri François Brandt“, Erster Medailleur an der Königlichen Münze zu Berlin (1789 bis 1845), Leben und Werke bearbeitet und herausgegeben von seiner Enkelin Hildegard Lehnert (Berlin, Verlag von Bruno Hessling.) Vielleicht zum erstenmal hat es eine Frau unternommen, sich auf das Gebiet des Medaillenwesens zu begeben. Wendet sich diese auf den eingehendsten Studien beruhende Monographie zunächst an die Kreise der Medaillensammler und Fachkenner, so wird auch das weitere Publikum nicht nur an den vortrefflich ausgeführten 22 Tafeln in Lichtdruck seine Freude haben, welche viele der hervorragendsten Zeitgenossen aus der Regierung Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. darstellen, sondern auch an dem kurz skizzirten Lebensbilde des Künstlers. Als Sohn eines armen, mit funfzehn Kindern gesegneten Uhrmachers in La Chaux de Fonds im Canton Neuchâtel geboren, selbst Uhrmacherlehrling, dann Stempelschneider, gelang es ihm mit eisernem Fleiß, sich in Paris künstlerisch zu bilden und den großen Prix de Rome, der in einem dreijährigen Aufenthalt auf der französischen Akademie zu Rom bestand, zu erlangen. Friedrich Wilhelm III, von Rauch auf den trefflichen Medailleur aufmerksam gemacht, berief ihn nach Berlin, um neben der Ausführung aller für den Staat und die großen Korporationen auszuführenden Aufträge, denen sich die fremder Staaten anschlossen, auch das preußische Prägeverfahren zu verbessern. Die Abbildungen der Thaler und des längst eingezogenen Kleingeldes jener Zeit erinnern uns, wie oft wir Arbeiten dieses Künstlers in der Hand gehabt haben.

„Fabrikantensorgen“. Von Heinrich Freese (Eisenach, Wilckens. Preis 1 Mark). Eine kleine gehaltvolle Broschüre enthält fünf Vorträge, die der Verfasser im national-ökonomischen Lehrkursus des evangelisch-sozialen Kongresses in Berlin gehalten hat über die Arbeiterschutzgesetze, den Achtstundentag, Wohlfahrtseinrichtungen und Arbeiterausschüsse, die Gewinnbeteiligung und die Arbeiterwohnungsfrage. Der reiche Inhalt des von einem objektiven, urteilslosen Verfasser geschriebenen Büchleins läßt sich hier auch nicht annähernd skizzieren; wir empfehlen es aber warm der eignen Lektüre.

„Das medizinische Studium der Frau.“ Von Professor Dr. Lassar (Berlin, S. Karger). Eine vortreffliche kleine Schrift des bekannten Arztes über die noch immer bei uns umstrittene Frage. Der Verfasser tritt unbedingt und mit den besten Gründen für das Frauenstudium ein.

„Leitfaden der Kunstgeschichte.“ Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Wilhelm Buchner. Mit 106 in den Text eingedruckten Abbildungen. Sechste verbesserte Auflage. (Essen, Baedeker, geb. 2,80 Mark.) Der kleine Leitfaden bietet, was man von einem solchen verlangen kann. Der Text ist übersichtlich, die Auswahl der Bilder zweckentsprechend und die Ausstattung gediegen. Hier und da möchte man noch etwas mehr Beschränkung wünschen, doch erleichtert die übersichtliche Anordnung die Ausscheidung des Unwesentlicheren.

„Die Krankenpflege im Hause.“ Von Dr. Paul Wagner, mit 71 Abbildungen. (Leipzig, J. J. Weber, Preis 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark.) Die „Krankenpflege im Hause“ will gebildeten Laien die Grundzüge der häuslichen Krankenpflege möglichst klar und verständlich darlegen. Besonders eingehend ist die Einrichtung eines guten Krankenzimmers und Krankenbettes geschildert; hieran schließen sich ausführliche Abschnitte über die Pflege und Ernährung bettlageriger Kranken, über die Krankenbeobachtung und die Ausführung derjenigen ärztlichen Verordnungen, die auch von Laienpflegerinnen verlangt werden

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Die Kinder essen es gern. [29

In kaum 15 Minuten läßt sich ein liebliches Gericht durch einfaches Kochen der Milch mit **Brown & Polson's Mondamin** herstellen. Dies ergiebt eine nahrhafte und leicht verdauliche Speise und reizt durch seinen eigenen Wohlgeschmack Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Zusatz von Vanille, Citrone, Fruchtsaftsauce ꝛc. giebt auf dem Familientisch ein köstliches Dessert. Ausführliches enthalten die Recepte auf den **Mondamin**-Packeten, zu haben à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Colonial-, Delikateß- und Drogen-Geschäften. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn fünfzigjährige Bestehen dieser weltbekannten, schottischen Firma.

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.

Maßgebendes u. reichhaltigstes Blatt für Moden u. Handarbeiten etc.

Jährlich **24 reich illustrierte Nummern zu je 16 Seiten,** dazu **12 große farbige Moden-Panoramen** und **12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.**

Schnittmuster nach Wahl gratis!!

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf.** = 75 Kr. (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche den alteingebürgerten Titel benutzen. — Probenummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I., Operngasse 3. [25

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Handelsinstitut für Damen
1] von Frau **Elise Brewis,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin,
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Näh. Prosp.

Kurort Bergzabern.

Bestbesuchtester Kurort der Rheinpfalz.

Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.

Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.

Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.

Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Prospekte frei durch den langjährigen Anstaltsleiter ED. TISCHBERGER, Verfasser von „Im Wasser eins“ und „Kneipen-Kneippen“, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) - Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20.

TRITON begiesst den Körper gleichzeitig und gleichmässig in *voller Breite*, hebt den Patienten in die Wanne und aus der Wanne, entleert sich durch einfaches Aufdrehen, bedarf keiner Abwasserleitung. Vereinigt alle *Vorzüge einer vollständigen Bade-Einrichtung* für sämtliche Wasser- und Dampf-Anwendungen.

Prospekte durch **Schlichtheri's Buchhandlung und Triton-Niederlage Bergzabern** (Pfalz.)

Digitized by Google

können. Im besonderen Teil findet vor allem die Pflege bei akuten, fieberhaften Krankheiten, insbesondere bei den ansteckenden Krankheiten eine genaue Schilderung, wobei namentlich die den neuesten Forschungen entsprechenden Desinfektionsverfahren eingehend gewürdigt werden.

„Novellen-Bibliothek der Illustrierten Zeitung." 19. Band. (Leipzig, J. J. Weber, Preis 2 Mark.) Der neue Band der Novellen-Bibliothek enthält u. a. Beiträge von Frida Schanz, Jenny Hirsch, Ludwig Salomon, E. Eschricht. Er ist, wie seine Vorgänger, ein Familienbuch, das unbedenklich auch der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werden darf. Hervorheben möchten wir die feine kleine Erzählung: Ein Jugendfreund, die das liebenswürdige Talent der Verfasserin Frida Schanz in hellem Lichte zeigt.

„Unsere Landsleute auf Reisen." Von N. A. Lejkin. Aus dem Russischen von Helene Mordaunt. (Berlin, August Deubner.) Eine vergnügliche Geschichte von den Reisenden, die nicht alle werden, die nur das wollen, was es zu Hause giebt, das Talent haben nichts zu hören und zu sehen und genau so borniert nach Hause zurückkehren als sie gegangen sind.

„Schulausflüge." Beiträge zur Heimatkunde von Berlin und Umgebung (Berlin, 1896). Das kleine, von der naturwissenschaftlichen Vereinigung des Berliner Lehrervereins herausgegebene Heft wird nicht nur dem Lehrer vorzügliche Dienste leisten, sondern auch dem Wanderer in und um Berlin. Es belehrt eingehend über das, was man auf den Wegen quer durch Berlin, durch den Thiergarten, in Friedrichsfelde, dem Humboldthain und im märkischen Walde sehen kann, wenn man die Augen aufmacht. Interessenten können das Heft für 40 Pf. von Herrn Lehrer G. Kalb, Berlin O, Langestr. 9, beziehen.

„Haushaltungsbuch" für alle Tage des Jahres. Herausgegeben von Sophie Müller. (Ravensburg, Otto Maier, Preis 60 Pf.) Das kleine Buch ermöglicht bei sorgfältiger Führung der Hausfrau einen schnellen Überblick über den Stand ihrer Ausgaben sowohl im ganzen als für jeden einzelnen Posten.

Singer Nähmaschinen
bisheriger Verkauf über 13 Millionen.
Unerreicht in Leistungsfähigkeit und Dauer und deshalb die verbreitetste Nähmaschine sowohl für den Hausgebrauch, Kunststickerei wie für alle industriellen Zwecke.
Durch eigene Geschäfte unserer Gesellschaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu beziehen.
Singer Co., Hamburg, Act.-Ges.
(vormals G. Neidlinger.)
Gratis-Unterricht auch in der Modernen Kunststickerei.

Familien-Pensionat, franz. Schweiz.
Gute Gelegenh. zur gründl. Erlernung der französischen Sprache. Auch Ferienaufenthalt bei f. Lehrerinnen. Schöne Gegend. Mäßiger Pensionspreis. Näheres durch Mlle A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel). [17

Graphologie.
Charakter-Skizzen nach der Handschrift werden angefertigt à 1 Mark mit Begründung à 2 Mark. Einsender von 32] E. L. Nollau, Bonn, Königstr.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung.
[illegible] gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten [illegible] entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleidung.

Das Reformkorset, von ärztl. Autoritäten anerkannt, macht, nach Maß gefertigt, eine schönere Figur als das [illegible] Das Reformkorset wird von allen Damen [illegible] Jede Mutter wird es für ihre [illegible] kaufen. Der Preis für Kinderkorsets ist von 3,00 Mark an.

Leipzig-Lindenau. [illegible]
Frau Ferdinande Proskauer
in Firma
J. Proskauer, Fabrik pat. Artikel

Butterick's Modenblatt
[illegible] und billigste der Welt!
Monatlich ca. 70 neueste Modelle
[illegible] aller Art für Damen u. Kinder
Jahresabonnement 1 Mark
[illegible] Butterick's Schnittmust. [illegible] Buchhandlungen, Postämtern u. durch [illegible] (No. 1347a d. Post-Zeitungsliste)
Verlangen Sie per Postkarte Gratis-Probenummer
[illegible] Buchhandlung, [illegible] Agenturen.
Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.

Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre

mit **beistehender Schutzmarke bieten die sichere Garantie,** dass **sie durch und durch aus massiv reinem Nickel** hergestellt sind, während die meisten im Handel befindlichen sogenannten Nickel-Kochgeschirre aus plattiertem Eisen, vernickeltem Messing oder Zink bestehen, nach deren baldiger Abnutzung derartige Geschirre unbrauchbar und wertlos werden. Dagegen verheren die Berndorfer Kochgeschirre den Metallwert nie und werden jederzeit in Umtausch mit M. 5.– pr. Kilo zurückgekauft.

Aus einem Stück gepresst.

Die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre sind **unverwüstlich,** brauchen **nicht verzinnt** zu werden und besitzen absolut **keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften.**

Reparaturen sind ausgeschlossen, während z. B. von emaillierten Geschirren das Email abspringt, oder von kupfernen Geschirren das Zinn abschmilzt, wodurch derartige Geschirre reparaturbedürftig, unbrauchbar und gesundheitsgefährlich werden.

Das Kochen in Rein-Nickel erfolgt rascher. Die **Reinigung ist die einfachste.**

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.,** Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage* | *Prospekte gratis.*

Eine Frauenschreibmappe für das Jahr 1897 erschien in August Schupps Verlag München. **Preis 2 Mark).** Sie bietet eine praktische Schreibunterlage, ist versehen mit einem Kalendarium, einem „Tagebuch", einer Adressen-Liste, Verzeichnis höherer Bildungsanstalten für Frauen und Mädchen, Nachweisen von praktischen Frauenschulen und Lehrvereinen, Post- und Telegraphen-Bestimmungen und Meldewesen.

Kleine Mitteilungen.

Für die Ernährung von Kranken und Rekonvalescenten ist in neuerer Zeit ein sehr wertvoller Helfer erschienen, das ist das Fleisch-Pepton der Compagnie Liebig, hergestellt nach Professor Kemmerichs Methode. Es vereinigt hohen Nährwert mit unübertrefflich leichter Verdaulichkeit, die den Magen der Anstrengung, aus der Speise die dem Körper nötigen Bestandteile zu ziehen, fast völlig überhebt; das Fleisch-Pepton verdaut sich sozusagen von selbst. Daher verordnen es die Aerzte den Schwachen, Blutarmen und Kranken, namentlich den Magenleidenden. Wo ein Unwohlsein Schonung und Pflege erforderlich macht, sollte auch stets das Fleisch-Pepton angewandt werden. Unsere Hausfrauen werden uns, soweit sie es noch nicht kennen, für den Hinweis Dank wissen.

Familienpension

von **Fr. Kreisrichter Haase,** [35
Berlin S.W., Hallesche Straße 14 pt.
Gut empfohlen.

Für Kunstfreunde. [13

Unser neuer, vollständiger, **reich illustrirter Katalog für 1896** über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pf. in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

W. SPINDLER

Berlin C. und
Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung [3
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Familienpensionat für junge Mädchen in Eisenach i. Thüringen.

Liebev. Aufn., sorgf. Pflege. Unterr. in Wissensch. Sprachen, Musik, &c. Engländerin im Hause. Wirtschaftl. Ausbild. Direkte Auskunft durch Fr. Oberpostdirektor Dr. Rossbirt und Frau A. v. Rappard in Eisenach, und durch Eltern bisheriger Pensionärinnen, wie Frau Superintendent Remmel, Cassel, Parkstr. 45. [17
Prosp. u. Refer. d. d. Vorsteherin
Ella Jahn.

An English lady, B. A. I. class, having studied 3 yrs. at the University, desires a resident engagement to teach English, English Literature, Latin Grammatical French, Music (pianoforte) and Mathematics. [16
Adress: **Miss Dodd,**
39 Devonshire Road,
Birkenhead, Cheshire,
England.

Familien- u. Haushaltungs-Pensionat v. Fr. Pastor Selle u. Tochter, Godesberg a. Rh.

Häusl. u. gesellschaftl. Ausbildung franz. und engl. Konv. Beste Gesundheitspflege. Ref. von Eltern ehemaliger Zöglinge. Erholungsbedürftige jeden Alters Aufnahme. [15

Internationales Heim,

Berlin SW., Halleschestraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bess. Stände. Pensionspreis b. getrennt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Kasseler Hafer - Kakao

von Hausen & Co., Kassel

Schutzmarke „Bienenkorb"

ist das vorzüglichste Nährmittel der Gegenwart, über 10000 deutsche und ausländische Ärzte verordnen denselben mit bestem Erfolg. Man hüte sich vor Nachahmungen, welche lose oder in anderer Packung in den Handel kommen. **Kasseler Hafer-Kakao** ist nur in Kartons à 27 Würfel in Stanniol zu 1 Mk. in Apotheken, Drogen- u. besseren Kolonialwarengeschäften erhältlich [12

Obige Hafer-Kakao-Fabrik in Kassel läßt gegenwärtig auf 120 Täfelchen die wichtigsten Vertreter unserer heimischen Vogelwelt in gutem Farbendruck nach Aquarellen von Tiermaler Alb. Kull in der Weise herstellen, daß auf jedem Blatt nur eine Art (bei verschiedener Färbung meist Männchen und Weibchen) abgebildet wird. Diese 120 Täfelchen legt die genannte Firma in 10 Serien à 12 Täfelchen den von ihr gelieferten Hafer-Kakao-Packeten bei, so daß jedem Sammler Gelegenheit geboten ist, ein gutes Vogelwerkchen kostenlos zu erlangen. Der Text kommt in 10 Heften à 24 Seiten (Aufl. 240 000) zur Ausgabe und wird gratis verteilt.

Neue Bahnen

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel**, geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Vakanzen sind stets zahlreich vorhanden. Honorar 2½% des ersten Jahresgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Drogengeschäften. [7

Triumph-Accord-Zither!

patent., hocheleg. u. solides Instrument, v. Jedem sofort spielbar, sechs Accorde, 25 Saiten prächtig. voller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth., **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungefors. Belobigung. Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Gesund.-Betriebsdirektor [illegible]

Der Vereinsbote.

Organ des Vereins [illegible] Lehrerinnen [illegible] in England [illegible] vierteljährlich.

Zu beziehen durch das Bureau: 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von [illegible]

W. Moeser Hofbuchhandlung
Berlin S. 14., Stallschreiberstraße [illegible]

Soeben erschien in unserem Verlage:

Schellfisch-Kochbuch,

fünfzig in der Praxis erprobte Recepte zur

Zubereitung des Schellfisches.

Kabliau und verwandter Fische

von

Elise Hannemann.

Vorsteherin der Kochschule des Vereins in Berlin.

Preis 60 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franko Einsendung des Betrages an die Verlagshandlung erfolgt umgehend portofreie Zusendung.

Gossmann's

Naturheilanstalt Wilhelmshöhe

bei CASSEL. [7

Sanatorium I. Ranges. Physikalisch-diätetische Heilmethode. Für bescheidenere Ansprüche sei unsere Zweiganstalt „Schweizerhaus" empfohlen. Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung, Verpflegung von M. 35 an aufwärts. Prospecte kostenfr. d. d. [illegible]

Dr. med. *Missmahl*, Anstaltsarzt.

Für d. Damen-Abtg.: Dr. med. *Sophie Gomberg* [illegible]

Außerdem wird vom 1. März 1897 an noch [illegible]

Dr. med. *Walser* an der Anstalt thätig sein.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das III. Quartal (April-Juni 1897) noch im Monat März zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die Post bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☞ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen. ☜

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

4. Jahrg. Heft 7. April 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Frauen in ihrem Schaffen.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Jedem ehrlichen Freiheitssucher ist es einmal gegangen wie Elias, dem Gottsucher: Die Freiheit hat sich ihm nicht im Sturm und nicht im Hagelschlag, sie hat sich ihm in dem sanften, linden Wehen geoffenbart. Die Freiheitsstürme von Sonnenaufgang, die über die Länder dahingebraust sind, haben immer die andern Stürme von Sonnenuntergang hervorgerufen, die die kaum erwachten Blüten erfrieren machten. Die großen freiheitlichen Entwicklungsphasen der Menschheit haben sich unmerklich vollzogen; die Freiheit war zumeist lange da, ehe man ihr einen Namen gab, ehe man ihre Geburt staatlich sanktionierte.

Nicht zum mindesten gilt das von der Entwicklungsgeschichte der Frau. Die beiden großen Umwandlungen im Wesen und Wirken der Frauen, die von dem Christentum und der Renaissance ausgingen, sie kamen wie sanftes Wehen, von dem niemand wußte, von wannen es kam, und dem niemand vorschrieb, wohin es führen sollte. Die christliche Frau war da. Und weil sie da war, entstand ein neues Frauenideal, erschloß sich ihr ein neues Thätigkeitsgebiet, wurde die Stellung der Frau zum Manne eine neue. Kein Kalender verzeichnet den Aufgang des Sternes über der Hütte, in der an Stelle der Sklavin ein christliches Weib schaltete. Man wurde des Sternes erst gewahr, als man sich seines vollen Lichtes erfreute.

In Zeiten aber, in denen der Werdedrang der Freiheit die Gemüter erfüllt, gleichen wir alle immer dem Kinde, das eine Bohne einpflanzte und sie täglich ausgrub, um zu sehen, ob sie endlich Wurzeln geschlagen hätte. Auch heute ersehnt man

täglich den ſtaatlichen Tauftag der Freiheit. Aber irgend ein inferiorer Miniſter oder ein Parlamentsbeſchluß thut's wahrlich nicht. Mir will es ſcheinen, als bereitete ſich ein Größeres, Beſſeres vor: die Frauen werden ihrer Freiheit bereits teilhaftig ſein an dem Tage, an dem ſie ſie erhalten werden.

Die Zeichen dafür? Auch in ein paar neuen Frauenbüchern ſind ſie zu finden.

* * *

Ein Miniſter ſagte eines Tages: Gott ſei Dank, ſie fangen endlich an, Karikaturen von mir zu zeichnen. Er war klug genug, ſeine beginnende Popularität daraus zu ſchließen. Ich meine, es iſt ein gutes Zeichen, daß die Ideen der Frauenemanzipation bereits von ihren Gegnern wie von ihren Anhängern karikiert werden. Daß große Geiſter neue Ideen vertreten, was will das ſagen? Das war in dem Frauenkampf bereits vor hundert Jahren der Fall. Daß jetzt die kleinen Geiſter dieſe Gedanken aufnehmen und in ihrer Weiſe verzerren, das iſt ein gutes Zeichen des Fortſchritts.

So freue ich mich des Romans von Bianca Bobertag „Moderne Jugend“. Es iſt ein ſchlechtes Buch, aber die ſchlechten Bücher ſind für den Pſychologen nicht immer die unintereſſanteſten. Bianca Bobertag erzählt die alte Geſchichte von dem Vater, der ſeinen unehelichen Sohn in ſeinem Hauſe auferzieht, ohne zu ahnen, daß es ſein eigner Sohn iſt. Altbewährte Romaningredienzien werden in den Brei hineingerührt — Gedanken aus der Frauenbewegung ſollen ihn würzen. In denkbar naivſter Weiſe hat Bianca Bobertag dieſe Ideen, die viel zu unſelbſtändig ſind, um falſch zu ſein, in die Erzählung verwebt. Da iſt eine Frau, die in ihrer Ehe unglücklich iſt und ein Tagebuch geführt hat, das die Ideale ihrer Mädchenzeit, die Idealloſigkeit ihrer Ehe ſpiegelt. Das giebt ſie ihrer Tochter und anderen Liebenden und ſolchen, die es werden wollen, zu leſen. Auf ihre Tochter, einen melancholiſchen Backfiſch, wirkt das nicht günſtig. Denn einmal verführt es ſie dazu, ſich von einem jungen Mann, den ſie kaum kennt, auf der Straße anſprechen zu laſſen, um ihm die Ideen der Frauenemanzipation auseinander zu ſetzen, andererſeits beſtimmt es ſie, beſagtem jungen Mann nicht die Verlobungshand zu reichen, nachdem ſie ſich gründlich in ihn verliebt hat. Glücklicherweiſe iſt das Romanhafte ſtärker, als der Frauengedanke: ſie reifen ſich in die Arme. Auch die gefallene Mutter des Helden ſteigt und ſteigt, bis auf die Höhe eines Katheders, von dem herab ſie für Frauenbildung wirkt. Dahingegen giebt es Tanten, die jungen Mädchen die alte Frauenpolitik der Schmiegſamkeit unter das Joch des Mannes predigen, und gegen die eine billige Satire ins Feld geführt wird. Man ſieht, es iſt das alles in ſeiner Abſichtlichkeit rührend naiv.

Die Ideen der Frauenemanzipation nehmen ſich in Bianca Bobertags Roman wie in einem Zerrſpiegel aus. Aber das wird wohl Schuld des Spiegels ſein. Bianca Bobertag iſt ganz der Typus der ſchriftſtellernden Frau aus der Mitte unſeres Jahrhunderts (abgeſehen von ihrer Talentloſigkeit, die ganz individuell iſt). Sie würfelt mit brutaler Phantaſie die Geſchehniſſe durcheinander, und nirgends verſucht ſie auch nur, künſtleriſch zu geſtalten. Und ſie hat die Haupteigenſchaft ihres Typus: alles, was ſie weiß, oder zu wiſſen glaubt, wird angebracht. Neben der Frauenfrage wird noch die andere Frage nach dem Idealismus oder Realismus in der Kunſt gelöſt. Lyrik wird ſtoßweiſe abgelagert. Dazu beklagt ſich Bianca Bobertag

[1]) Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

offenbar sehr zu recht über die mangelnde Bildung der weiblichen Jugend; sie tritt den Beweis dafür in dem Stil an, den sie schreibt. Mit einem Wort, Bianca Bobertag gehört ihrem schriftstellerischen Wesen nach in die Gruppe derer, die vor vierzig Jahren die Liebe eines edlen Grafen zu einer schönen, armen Waise in dreibändigen Romanen tantenhaft verschriftstellerten: daß eine Bianca Bobertag die Welt heut ernsthafter nehmen muß, ist das nicht Fortschritts genug?

Bianca Bobertag sind Frauenerziehung und Frauenstellung Probleme; Hedwig Dohm, Gabriele Reuter und Helene Böhlau sind Bildungsstand und Berufslosigkeit der heutigen Frau das große Leiden der Zeit.

Hedwig Dohm hat in „Sibilla Dalmar“ [1]) den Typus einer beanlagten Frau gezeichnet, die in Wohlstand und Berufslosigkeit verkümmert, wie eine Blume in zu fettem Boden. Ihr Roman, der in Tagebuch- und Briefform geschrieben ist, ist ein Denkmal unserer Schmach.

Die Gestalt der „holdesten und unglückseligsten aller Frauen“ verschwimmt in Hedwig Dohms Schilderung; der Roman zerflattert ihr in eine Fülle von Einzelbildern und geistreichen Aperçus. Das nimmt dem Roman den Anspruch darauf, ein Kunstwerk zu sein; seine kulturelle Bedeutung kann es nicht beeinträchtigen. Man könnte das Buch die Tragödie der Arbeitslosigkeit nennen. Gemeine Naturen würden in Sibilla Dalmars Lage gedeihen und ein behäbiges Alter erreichen; sie geht an ihrer Zwiespältigkeit zu Grunde. Ihr Schicksal begräbt sie unter Rosen. In jungen Jahren Ballfreuden und — da sie ein armes Mädchen ist — Enttäuschungen über Enttäuschungen. Thorschlußpanik und Ehe mit einem reichen, ungeliebten Mann. Und nun Gesellschaftstaumel und Zerstreuungen und Liebschaften. Die Sünde lockt sie, und ihr fehlt der Mut zur Sünde. Ein paar Bände Nietzsche und ein paar sozialistische Werke liegen neben ihrer Chaiselongue in ihrem Empiresalon. In Selbstzersetzung und Selbstbespiegelung geht sie zu Grunde. Daß sie zu guterletzt den Mut findet, ihre Ehe, die keine Ehe ist, zu brechen, ist beinah nebensächlich. Sie ist nicht Frau, nicht Mutter; sie ist sich selbst ein Spielzeug, mit dem sie spielt. Und nicht ganz mit Unrecht wälzt sie die größere Hälfte der Schuld an ihrem Sein den unglückseligen Verhältnissen zu. „Allen weiblichen Kreaturen werden von früh an die Flügel gestutzt. Und dann zuckt man die Achseln über die Flügellahmen, die nur bis auf den nächsten Zaun fliegen können, wie die Hühner und — Gänse.“

Es sind das dieselben Leiden, die Gabriele Reuter in ihrem Roman „Aus guter Familie“ geschildert hat. Die Leiden der inneren Leere, das Zugrundegehen an Berufslosigkeit. Auch in Gabriele Reuters neuem Novellenband „Der Lebenskünstler“ [2]) klingt das Thema wieder an.

Will man Gewolltes für Geschaffenes nehmen, so kann man Gabriele Reuter den tiefen Blick in das Leiden der Zeit zugestehen. Gedanklich sind auch ihre Novellen fein und richtig konzipiert. Da ist der Mann, der mit einer jungen Witwe ein Freundschaftsverhältnis eingeht, um seine toten Stunden geistreichelnd mit ihr zu verplaudern, und der mit ihren Gefühlen spielt, während ihr Herz und ihre Sinne nach ihm verlangen. („Der Lebenskünstler.“) Und da ist ein altes Mädchen, das nach Mutterglück verlangt und ein Kind adoptiert. Morgens nimmt sie das kleine Mädchen wohl zu sich in ihr Bett und flüstert ihm zu: sag' Mama! Und das Kind wächst in

[1]) Berlin, S. Fischer. — [2]) Berlin, S. Fischer.

ihrer treuen, verzärtelnden Obhut heran, und die Leute sagen: 's ist ihr eigenes, uneheliches Kind. Und dann kommt die Stunde, in der das junge Mädchen einen Fehltritt thut und der treuen Pflegerin brutal erklärt, die Leute hätten recht mit ihrem Gerede — um sie darauf brutal zu verlassen (Evis Makel). Es ist dasselbe Verlangen nach einer Bethätigung des Muttertriebes, das aus einer ganz anderen Gefühlssphäre heraus Sibilla Dalmar durchlebt und das verhängnisvoll werden muß, wenn nicht Arbeit und intellektuelle Fähigkeiten das Gleichgewicht der Seele herstellen. Und ist das nicht das Leiden der Zeit, daß in der Erziehung der weiblichen Jugend alles geschieht, nur diesen einen Trieb zu wecken, und alle anderen Fähigkeiten beinahe künstlich unterdrückt werden? . . Man thut Gabriele Reuter vielleicht Unrecht, wenn man nur von dem Gedanklichen ihrer Novellen spricht. Sie schreibt aus den Erfahrungen ihres Herzens heraus. Aber sie kann nur schildern, berichten, erörtern; zu gestalten vermag sie nicht. So muß ihre Kunst die Kinder ihrer Gedanken adoptieren.

Das Wachsen der Frau über ihre Umgebung hinaus und hinaus über sich selbst durch die Mutterschaft — das ist das Thema von Helene Böhlaus neuem Roman „Das Recht der Mutter".[1])

Und welches ist das Recht der Mutter? Ein junges Mädchen, ein holdes, reines Kind, findet in ihrer Liebe die Kraft, sich ihrem Geliebten hinzugeben, ohne an Menschensatzung und Priestersegen zu denken. Der Mann ihrer Liebe wird nach Sibirien verschleppt; sie sieht und hört von ihm nichts wieder. Sie steht auf sich ganz allein; und ganz allein muß sie den Kampf gegen ihre Umgebung führen. Ihr Vater stirbt, wie sie ihm eben ihr Geheimnis anvertraut hat; er hat ihr nicht vergeben, denn er wähnte, daß da nichts zu vergeben sei; er hat sie still gesegnet. Und es stirbt auch die Schwester ihres Geliebten, die zeit ihres Lebens eine bärbeißige Kämpferin gegen alle Vorurteile war. Ihr Schwager schlägt sie, ihre Schwester flucht ihr, die schwache Mutter läßt's geschehn. So flüchtet sie wie ein gehetztes Wild; und ohne Hilfe, einsam, muß sie ihre schwere Stunde im winterlichen Walde überstehen. Bauersleute nehmen sie in ihre Hütte, und dort lebt sie jahrelang nur ihrem Kinde. Und in ihrem Kinde lebt sie sich selbst. Sie wird sich der eigenen Kraft bewußt, die Vorurteile fallen von ihr ab, sie wird stark. Aus sich heraus lernt sie, daß sie mit den Pflichten für ihr Kind auch ein Recht auf ihr Kind überkommen hat, trotzdem die Gesellschaft es ihr versagt — das Recht der Mutter.

Es sind Einzelheiten voll künstlerischer Kraft in Helene Böhlaus neuem Roman, aber ihr Buch ist kein Kunstwerk. Es ist ein Werk des Kampfes, nicht des Sieges. Die künstlerische Freiheit verführt Helene Böhlau zu Excentricitäten, sie greift nach Himmel und Erde, um einen Baum zu streifen, der am Wege steht. Und es ist auch eine Kampfesstimmung in dem Buch, aus der heraus sie Städte in Flammen setzt, um einen Ungerechten zu vernichten. Aus einer inneren Armut heraus verurteilt sie die Welt in ihrem Reichtum, nur weil der Reichtum ihrer Armut unverständlich ist. Die Kampfesstimmung wird ihr zur Weltanschauung; das giebt ein verzerrtes Weltbild.

Aber in den Kampf gegen die Vorurteile der Gesellschaft und in den andern Kampf für die Freiheit der Frau tritt sie mit selbstbewußter Kraft ein. Sie ist in ihrem Hassen stärker als in ihrem Lieben. Mit der Geißel ihrer Satire treibt sie die

[1]) Berlin, F. Fontane & Co.

Philister zu Paaren, und aus tiefster Seele kommen ihr die Worte, wenn sie vom Sklavenlos der Frauen spricht: „Wir, die wir die Menschheit gebären, sind Sklaven! Nicht denken, nicht sprechen, nicht handeln, nicht wollen, nicht dürfen, nicht können! — das ist das Weib.“ Das klingt wie Trompetenstöße, die zum Kampfe rufen.

Und wirklich, in der für Frauenfreiheit kämpfenden erzählenden Litteratur unserer Tage bezeichnet der Name Helene Böhlaus das stärkste Talent und den schroffsten eigenartigsten Charakter.

* * *

Auf dem Wege, der zum stillen Bereich der Kunst führt, schreitet Maria Janitschek bewußt und sicher voran.

Ein lyrisches Talent voll weihevoller Kraft und farbensattem malerischen Vermögen, das war uns Maria Janitschek bis jetzt. „Der Lilienzauber“, „Pfadsucher“ und „der Schleifstein“ bezeichneten ihre reinsten Leistungen in dieser ihrer Eigenart.

In ihrem neuen Roman „Ninive“[1]) und ihrer Erzählung „Es geistert“[2]) versucht Maria Janitschek sich in objektiver Schilderung. Sie hat die Grenzen ihres Könnens weiter hinausgerückt.

Ein junges, unerfahrenes Ding kommt in die Großstadt. Ninive nannte sie die Weltstadt, als sie sich auf ihrem Dorfe die Stadt mit Marmorpalästen und ragenden Säulenhallen träumte; sie erweist sich ihr in anderem Sinne als Ninive. Die kleine tapfere Seele gerät in eine Gesellschaft verkommener Tagesschriftsteller, Reklamelyriker, spiritistischer Schwindler. Unfähig, Gut von Böse zu unterscheiden, sieht sie sich dauernd der Gefahr gegenüber, an Leib und Seele zu verderben. Aber ihrer Naivetät ist ein treuer Schutzengel in unbewußter und gerade deshalb starker sittlicher Reinheit gegeben. Sie geht durch die Gefahren wie ein Kind, das mit gefalteten Händchen nachts durch ein Räuberlager schreitet. Und schließlich wendet sie Ninive den Rücken, um in ihrer Hütte mit dem Gärtchen ein stilles, weltabgewandtes Leben zu führen. — Maria Janitschek hat in Schilderung des Großstadtgesindels zum erstenmal ein starkes realistisches Können bewiesen. Ab und zu ist sie ins Karikieren verfallen. Aber der Meister Johannes, der eine neue Lehre verkündet, um in der Tasche sein Geld klingen zu hören, und der die Enthaltsamkeit predigt, um insgeheim sein gebratenes Huhn zu verzehren und seinen Rotwein zu trinken, ist eine köstliche, charakteristische Gestalt. Und wenn eine gewisse gedankliche Absichtlichkeit das Bild des Lebens in einseitige und darum falsche Beleuchtung rückt und den Roman nicht zu künstlerischer Wirkung kommen läßt — in „Es geistert“ hat Maria Janitschek die theoretische Reflexion ganz über Bord geworfen und ganz realistisch aus der Fülle der Wirklichkeit heraus geschaffen. „Es geistert“ ist ein kleines realistisches Meisterwerk voll glücklichen, schalkhaften Humors; mir doppelt lieb, weil es Maria Janitscheks schriftstellerische Persönlichkeit von einer neuen Seite zeigt und damit für den Reichtum ihrer Natur Zeugnis ablegt.

Und ein Buch innerlichen Reichtums ist auch Lou Andreas-Salomés Spätherbstgeschichte „Aus fremder Seele“.[3]) Der reichsten Bücher eines.

---

[1]) Leipzig, Verlag kreisende Ringe. — [2]) „Meisterwerke der zeitgenössischen Novellistik.“ Breslau, L. Frankenstein. — [3]) Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.

In einem Dorf, nahe der Großstadt, wirkt ein alter Pfarrer. Von seinem Häuschen zur lindenumstandenen Kirche sind's nur ein paar Schritte. So oft aber der Pfarrer den Weg zurücklegt, trottet eine Kinderschar neben ihm her, und kleine Hände greifen nach den seinen. Er ist der Stolz und die Liebe seiner ganzen Gemeinde, ihren „Himmelspastor" nennen sie ihn. Für jeden hat er ein gütiges Wort, für jeden Sünder Trost und Verzeihen. Und an einem Sonntage steht der Pfarrer auf der Kanzel und hält in seiner Predigt inne und sagt seiner Gemeinde, daß er sie belogen habe, daß er den Gott nicht glaube, den er ihnen seit vierzig Jahren gepredigt hat.

Der schwere Konflikt, den der Pfarrer in sich auszukämpfen hat, bis er dies Bekenntnis leistet und mit eigner Hand sein Werk zertrümmert, er vollzieht sich mit noch heißerem Ungestüm in dem Herzen seines Kindes. Dieser Sohn, nicht im leiblichen Sinne sein eigen Kind, hängt mit dem ganzen Liebesbedürfnis seiner jungen Jahre an dem Vater. Ihm bricht seine Welt zusammen, als er in dem über alles geliebten Manne den Betrüger sehen muß. Und sein Wahrheitsbewußtsein duldet keine Beschönigung, auch keine Erklärung. Er stellt mit seinem heißen Jugendblut den seelischen Konflikt auf Ja und Nein. Und das Nein, das wider die Wahrheit ist, heißt für sie beide: Sterben.

Schlicht und mit großer Innigkeit sind die wenigen Menschen dieser stillen Tragödie gezeichnet. Vater und Sohn, obwohl im tiefsten Innern verwandt, sind wie zwei Pole menschlichen Empfindens. Der alte Mann mit dem Pilatuslächeln wird erst im letzten entscheidenden Kampfe er selbst: ein altes Mädchen, das ihn geliebt hat ihr Lebelang, hat ihn durch all seine früheren Kämpfe mit leiser Hand, daß er es kaum gewahr wurde, geleitet. Sie, aus ihrem Frauenempfinden heraus, konnte sein Pilatuslächeln in ein alles verstehendes, alles verzeihendes Erlöserlächeln wandeln. Und andrerseits der Knabe, der aus seinem Kinderherzen die Welt beurteilt, für den es noch eine Wahrheit giebt und eine Antwort auf die Welträtsel, und der noch bereit ist, sich ganz für seine Überzeugung einzusetzen. Und neben den beiden zwei andere Gestalten, die mit dem gleichen seelischen Tiefblick gesehen und geschaffen sind. Ein alter verquerer Junggeselle, der das Leben wie ein Gourmet schlürft, und dem der Gedanke an Schmerzen und Sterben ein Frösteln über den welken Körper jagt, und andrerseits das alte Mädchen, die immer für den Mann ihrer Liebe gelebt hat und nie den einen Lohn gefunden hat, nach dem ihr Herz verlangte, seine Liebe. Auch diese beiden wie zwei Pole menschlichen Empfindens.

Und dennoch, Lou Andreas-Salomé hat diesmal ihren Stoff nicht ganz bewältigt. Aus Liebe zu seiner Mutter ist der Pfarrer zum Lügner an seinem Amte und an sich selbst geworden. Das ist die Stelle, an der die Psychologie künstlich konstruiert, nicht überzeugend ist. Man wird nicht zum Lügner anderen zu Liebe, es sei denn, daß man durch und durch Skeptiker sei. Ein solcher Skeptiker aber wird nie ein Bekenntnis abzulegen sich gedrängt fühlen, er wird nie das Wahrheitsbedürfnis eines anderen bis zur eigenen Vernichtung anerkennen können; für ihn giebt es keine Tragik. Im andern Falle aber bleibt's undenkbar, daß er für die Mutter die Lebenslüge auf sich nimmt. Und wenn er aus Feigheit gehandelt hat, woher dann der Mut zu der großen, öffentlichen Abrechnung? Und wenn noch ein Keim von Wahrheitsbedürfnis in ihm war, warum hat er die Lüge nicht von sich geworfen, als seine Mutter starb? Und wenn er in dem Bewußtsein lebt, mit seiner Lüge den Menschen zu dienen, warum belügt er dann nicht seinen Sohn? Wie kann er die Wahrheit anerkennen,

wenn es für ihn keine Wahrheit giebt? — Auf diese Fragen giebt es keine Antwort. Der Charakter und Lebensgang des Pfarrers sind gedanklich konstruiert, und solche Konstruktionen brechen in der Kunst immer zusammen. Oder wollte Lou Andreas wirklich, worauf der Titel deutet, den Pfarrer sein Leben ganz „aus fremder Seele" leben lassen? Und wäre das nicht die fleischloseste Abstraktion? Genug, Lou Andreas Salomé ist interessant auch wo sie irrt.

Und nun zu Marie von Ebner-Eschenbach!

Zwei ihrer älteren Bücher hat uns das Jahr in neuen Auflagen gebracht. „Erzählungen"[1]), mit der Novelle „Ein Spätgeborner", in der die junge Dichterin vor Jahren ihre schmerzlichsten Erfahrungen niederlegte. Es handelt sich um die Aufführung eines Dramas, das unverstanden über die Bühne geht und den Verfasser in ein Netz schamloser Verleumdungen hineinzieht. Was Marie von Ebner-Eschenbach an sich selbst erfahren mußte, dafür suchte sie schon damals die Befreiung in ihrer Kunst; aber dem Zeitgeist, den sie befehdete, war sie noch unterthan. Die andere in neuer Auflage erschienene Erzählung „Ein kleiner Roman"[2]) ist selbständig und von eigen nüanciertem Stimmungsgehalt.

Ihre neuen Erzählungen Rittmeister Brand und Bertram Vogelweid[3]) zeigen sie auf der Höhe ihrer Kunst. Bertram Vogelweid ist ein hypernervöser Kritiker und Feuilletonromanzier, der vor der Litteratur aufs Land flüchtet und dort von dieser eifrigen Göttin boshafter und heimtückischer gequält wird als in seinen eigenen vier Wänden; dafür wird ihm ein holdes Liebesglück zuteil. Das Ganze ist ein Capriccio starken und lustigen Humors.

Von einem späten Lieben erzählt die Geschichte vom Rittmeister Brand. Verhaltene Töne und ein Sonnenblinken durch herbstlich gefärbtes Laub. In seiner Jugend ist Brand der Geliebten begegnet und hat sich von ihr losgerissen; er hatte zu wählen zwischen ihr und seinem Beruf und er hatte seinen Beruf lieber als sie. Er ist ganz Soldat, und er ist es, um Erzieher zu sein. Und nachdem er den bunten Rock trotzdem hat abwerfen müssen, wird er Erzieher in seiner Art. Fremden Kindern giebt er von dem Reichtum seines Herzens. Und der Sohn der Geliebten bringt ihn zu ihr zurück. Und Leid und Schmerzen führen beide zusammen.

Die kurze Inhaltsangabe kann den Reichtum tief innerlichen Empfindens kaum ahnen lassen. In Rittmeister Brand ist ein Charakter geschildert, der beides ganz ist: ein individueller, hartkantiger Mensch und ein Typus reinen Menschentums. Wer das zu geben vermag, muß selbst beides sein: ein ganzer Künstler und ein ganzer Mensch. — —

Die Frauen, von deren Schaffen ich zuletzt sprach, haben in der Kunst ihre Freiheit gefunden.

---

[1]) J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger. — [2]) Berlin, Gebrüder Paetel. — [3]) Berlin, Gebrüder Paetel.

Ins Leben verirrt.

Roman

von

Maria Janitschek.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 349.

VIII.

Seit die Baronin erkannte, daß dieser Fremde, den sie als Ordner ihrer Bücher hatte kommen lassen, weder ein Räuber noch ein Ketzer war, verbarg sie sich nicht mehr so ängstlich vor ihm. Sie durfte sich erlauben, hie und da ein Wort mit ihm zu wechseln, sich mancherlei von ihm erklären zu lassen. Allzunahe kam er ihr deshalb doch nicht mit seiner „sonderbaren Weltanschauung", dafür sorgte die unüberbrückbare Kluft, die nach ihrer Meinung den Adel vom Bürgertum trennte. Illona war nicht hochmütig; die Menschen, die der anderen Klasse angehörten, erschienen ihr nicht gering oder tief unter ihr stehend, nur anders, ganz anders. Man konnte sich mit ihnen verständigen, verstehen niemals.

Einmal, als sie mit Lorenz dieses Thema berührte, leugnete er heftig den Unterschied der Stände. „Und wenn's wirklich einen gäbe, müßte er verwischt werden, denn er gehört zu den Utensilien einer verschollenen Epoche. Unsere Zeit versteht unter „Adel" etwas anderes, Baronin. Bei uns gilt das Errungene, nicht das Ererbte, der Kern, nicht die Schale. Wer die Nummer Eins im Rechnen hat, ist der Erste, nicht wer die meisten Zinken in seinem Wappen führt."

Sie lächelte ein wenig. „Meinen Sie nicht, daß eine gute Erziehung vorteilhaft auf den Menschen wirkt?"

„Gewiß, ohne Zweifel."

„Nun, sehen Sie. Ein Mensch, dessen Vater und Urgroßvater aber schon eine vortreffliche Erziehung genoß, muß doch viel verfeinertere Fähigkeiten besitzen, als der, dessen Mutter vielleicht die Schafe hütete und sich nur alle Sonnabende wusch."

„Das glaube ich nicht," sagte Lorenz; „der wird, vorausgesetzt, daß er hier oben helle ist" — er deutete auf seine Stirn — „mit hungrigen Augen ins Leben hinausblicken und alles aufnehmen, was gut und nützlich und von Fortschritt ist; auch das Neue, das die andern, mit ihren alten Traditionen und dem Respekt vor der Unfehlbarkeit ihrer Vorfahren, garnicht wahrnehmen. Und er wird wachsen mit der Ueberzeugung seiner Fähigkeiten und sich zum Wahlspruch das Wort wählen: Greif zu!"

„Aber dann wenigstens in Handschuhen," ergänzte die Baronin.

Ein andermal, als er ihr im Garten begegnete, kamen sie abermals auf den Unterschied der Stände zu sprechen.

„Glauben Sie mir," meinte sie, „es wirkt doch eigen, wenn man unter dem Betthimmel ruht, unter dem die reinen Träume und stillen Gebete der Mutter und Ahne zu Gottes Thron emporstiegen oder wenn man beim Mittagessen den Becher zum Munde führt an dem schon die stolzen Lippen der Voreltern hingen, oder wenn man seine Hand auf den Sessel stützt, der die rührende Gestalt der Urahne umfing. Man fühlt sich, möchte ich sagen, getragen zum Besten, Höchsten, man ist umgeben von auserlesenen Geistern, die hier einst Fleisch und Blut waren und zu uns gehören."

„Die modernen Menschen wollen von ihren Ahnen nichts mehr wissen," meinte Lorenz, „ihnen gilt der Sohn mehr als der Vater, sie lieben den Sessel am meisten, auf dem noch niemand gesessen hat, als sie selbst. Liegt da nicht eine gesunde Kraft, eine Selbstherrlichkeit drinnen, die zukunftsreicher ist, als Ihre Überlieferung?"

„Ich werde Ihre Welt nie verstehen.“

Er mußte in jener Zeit viel nachdenken. Manchmal schob er den Katalog, an dem er arbeitete, beiseite, schüttelte den Bücherstaub von den Ärmeln und lief hinaus in den Wald. Und da reckte er die Arme von sich und stellte sich auf den Kopf und kletterte auf die Bäume und geberdete sich wie einer, der die ganze Welt in der Tasche trägt. Er fühlte alle Möglichkeiten wie Goldstücke in seinen Händen ruhen; er hatte ein langes Leben vor sich, und dieses Leben war wie ein Berg von Wachs, aus dem er sich alle erdenkbaren Bilder formen konnte. Nur zugreifen! Und dann überkam ihn eine große Liebe zu sich selbst, der er eine so treffliche Mischung von Kupfer, Eisen und Gold war. Und er sagte sich: Lorenz, du bist ein Prachtjunge, du bist mein bester Freund, du bist ein ganz gewöhnliches, alltägliches Menschenkind, und deshalb bist du ein Ausnahmemensch, denn welcher Kerl will nicht mehr sein, als er ist? Aus dir kann noch alles werden; du hast kein Vorurteil und keine vorgefaßte Meinung gegen irgend ein Ding auf der Welt, du scheust nichts und bevorzugst nichts. Du willst alles kennen lernen, Hohes und Niederes, an nichts hängen bleiben, sondern wacker hindurchschreiten durch alle Zustände. Du willst arbeiten, bauen, aber nicht keuchend und nicht aus schwerem Granit, sondern aus leichtem, gefälligem Sandstein, denn du weißt allzugut, daß jedes Ding — Gott sei Dank! — der Verbesserung, der Entwicklung fähig sei, und daß nach dir bessere Baumeister kommen werden.

In solchen heiteren, ja glücklichen Stimmungen, wenn er draußen mit warmen Wangen umherlief, fiel ihm plötzlich die Frau ein, die zukunftstot, schwermütigem Müßiggang hingegeben, hinter den dunkelseidenen Vorhängen ihres Gemaches saß, und an den Tod dachte.

Und einmal, in einer solchen Stimmung, stürmte er ins Haus und sagte Frau Semler:

„Melden Sie mich der Frau Baronin, oder kann ich unangemeldet hinauf zu ihr?“

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Doktor. Ich will die Frau Baronin herabbitten.“

„Gott bewahre,“ rief er ungeduldig, „weshalb erst diese Feierlichkeit. Es ist doch viel einfacher, ich gehe zu ihr.“

„Das ist unmöglich!“ versetzte die alte Frau entschieden, „die Frau Baronin empfängt niemand, nicht einmal den hochwürdigen Herrn Pfarrer oben bei sich.“

Bei der ersten Gelegenheit will ich hinter dieses frauenzimmerliche Geheimnis kommen, dachte Lorenz. Laut sagte er: „Dann verzichte ich also, stören Sie die Gnädigste nicht.“

Einmal an einem Sonntag, als er in der Bibliothek las, kam sie herein, ihn um etwas zu fragen. Er hatte seinen Festtagsstaat an, einen hellen Anzug, und sah darin etwas spießbürgerlich aus. Sie warf einen halben Blick auf seine Sonntagspracht und ging zu ihrer Frage über. Aber sein scharfes Auge hatte diesen Blick bemerkt.

„Ich habe mich schön gemacht, weil Sonntag ist.“

Sie lächelte.

„Das ist plebejisch, ich weiß es, aber es steckt uns Bürgerlichen im Blut, am siebenten Tag, wenn wir nicht arbeiten, in saubere Kleider zu schlüpfen.“

„Tragen Sie die nicht immer?“

„Nein, wir arbeiten ja. Da können wir nicht immer Festkleider tragen wie —“

„Die Müßiggänger,“ ergänzte sie ihn. Sie blickten einander in die Augen. Sie senkte die ihren.

Der Bücher wurden weniger und weniger im Saal. Die Regale oben begannen sich zu füllen. Mehrere Kisten mit Schriften waren schon an die Klosterbrüder abgegangen.

Bald werde ich fertig sein mit meiner Arbeit, dachte Lorenz öfter. Sie jetzt noch zu verzögern, hinauszuschieben, hatte keinen Zweck.

Wohl fand er noch manchen seltenen Band, den er gern hätte durchlesen mögen, aber um dieses Lesedurstes willen hier weiter zu verweilen, erschien ihm doch thöricht. Er wollte ja das Leben kennen lernen, sich weiter bilden, Neues in sich aufnehmen; hier lernte er höchstens den Tod kennen, die Vergangenheit, den Staub alter Vorurteile. Denn wenn er fort war, würde wieder das alte graue Haus

Digitized by Google

in seine frühere Versunkenheit zurückfallen, die Gegenwart würde mit ihm fortgehen. Eines Tages, vielleicht nach langen, öden Herbst- und Wintermonden, würde man die Baronin hinaustragen nach der stillen Lichtung zwischen den dunklen Tannen, wo das Kreuz stand, die Erde wegschaufeln und sie hinabsenken zu dem Gatten, mit dem sie in lautloser Gemeinschaft weiterträumen konnte.

Herr Gott, gab's wirklich so eine Existenz auf der leben- und blut- und kampfvollen Erde? Mußte man da nicht mit der Faust dreinfahren, auch wenn man kein Mitleid besaß, aus reinem Gerechtigkeitsgefühl? . . .

IX.

Es war an einem Nachmittag anfangs Juli. Die Sonne hing wolkenlos über dem Park. Kein Lufthauch regte sich. Die Bäume standen wie im Licht erstarrt, die Vögel schwiegen, die Fliegen und Insekten hatten sich träge verkrochen. Eine unbeschreibliche Stille hatte alles unter ihren reglosen Schleier gebettet. Der weite Mund des Todes schien lautlos über der Gegend aufgethan.

Lorenz las, schrieb, lehnte sich alle Augenblicke zurück, wie immer wieder von einem und demselben Gedanken gefaßt. Dann erhob er sich; um seine Mundwinkel zuckte es wie verhaltene Schalkheit. Er rieb sich die Hände, warf den Kopf zurück und verließ energischen Schrittes die Bibliothek.

Er ging nach dem zweiten Stockwerk. Das war sein gutes Recht, denn oben war ja die neue Bücherei. Überall lagen doppelte Teppiche, denn jetzt, wo man öfter über die Treppen gehen mußte, konnten ja die verwöhnten Ohren der Schloßfrau unter dem Geräusch leiden. Also hatte man über die ersten Teppiche noch andere gelegt. Aber was Lorenz jetzt that, war nicht sein „gutes Recht."

Er schritt an der Bibliotheksthür vorüber, an zwei anderen noch, dann gelangte er vor eine, über die ein großer, grüner Sammetvorhang hing. Den schlug er zurück und pochte.

Als kein Herein ertönte, öffnete er kühn, und trat ein. Es war ein Wohnzimmer mit vielen großen und kleinen Ölbildern an den mit resedagrünen Stofftapeten ausgeschlagenen Wänden. Hochlehnige Sessel, mit grünem Sammet gepolstert, standen umher; zwei Sofas, etliche kleine Mahagonischränkchen, mehrere Tische von zierlicher Gestalt, allerlei Kunstgegenstände aus Elfenbein und Silber auf Bortbrettern vervollständigten die Einrichtung des Gemachs. Von der Decke hing ein altes Leuchterweibchen herab. Die Portiere zum Nebengemach war halb zur Seite geschlagen. Hier befanden sich dieselben Tapeten, statt der grünen eine schwarze Ledereinrichtung, statt der Landschafts- und Familienbilder solche aus der Heiligenlegende, statt des venetianischen Spiegels in der Ecke ein großes Kruzifix mit einer Betbank davor.

Und von dieser erhob sich jetzt mit verwunderter Miene Illona. Als sie gewahrte, wer der Eindringling im Nebengemach war, schoben sich ihre Brauen zusammen, und ein Rot der Entrüstung überflammte ihre Wangen.

„Verzeihen Sie, Frau Baronin," sagte Lorenz ruhig, „ich wollte Sie nach etwas fragen, aber alle Ihre Leute schliefen, da kam ich selbst —"

„Meine Leute schlafen?"

„Alle," sagte er mit großer Sicherheit. „Es ist sehr heiß, das Diner ist vorüber, man kann es ihnen nicht verübeln."

„Das glaube ich nicht," versetzte sie zum Glockenstrang schreitend.

„Aber bitte, Frau Baronin, lassen Sie doch die Armen, ich belästige Sie nicht lange. Ich habe mir eben überlegt, gestatten Sie, daß ich mich einen Augenblick niederlasse," — dabei saß er auch schon — „wollen Sie nicht überhaupt lieber die ganze Bibliothek — die belletristische Abteilung ausgenommen, den Patres in Preßburg als Schenkung stiften? Es würde das Ihren Namen in die Gebete der frommen Herrn einschließen, und die Bücher würden gewiß mehr Nutzen gewähren, als wenn sie hier, hin und wieder einmal von Semler abgestäubt, bocksteif in Reih und Glied stehen. Wer weiß, welcher Hand sie nach Ihrem Tode zufallen, und wie sie dann verwertet werden. Sie selbst benutzen ja doch die Büchersammlung nicht."

Illona, lahmgelegt durch seine Suada, war so überrascht, daß sie darüber fast ihre

Entrüſtung vergaß. Sie brachte es nur zu einem wiederholten, ſtummen Kopfſchütteln. Mitten im tiefſten, geſammelteſten Gebet hatte er ſie überraſcht. Sie fuhr ſich mit dem Battiſttaſchentuch über die Augen, die Lippen, ſie war noch halb drüben, erſt langſam fand ſie ſich in dieſer Welt zurecht.

„Ich habe Sie überraſcht, geſtört," ſagte er halb bedauernd, halb froh.

Hier in ihrem Zimmer, mit dem nur nachläſſig aufgeſteckten Haar, dem loſen Kleid, das ihre vollen, ſtolzen Formen erraten ließ, erſchien ſie ihm ſchön, ſehr ſchön. Ihr marmorblaſſer Teint, von der augenblicklichen Verwirrung roſig überhaucht, hatte ihn nie reiner, durchſichtiger, ihr Mund, ihr ganzes Geſicht nie edler in ſeinen Linien gedünkt.

„Sie zürnen mir doch nicht, Frau Baronin", fuhr er fort; „da ich nicht ſozial gleichgeſtellt mit Ihnen bin, werden Sie ja dieſes Eindringen in Ihren Salon nicht als ungebetenen Beſuch, ſondern als Geſchäftsangelegenheit eines Ihrer Angeſtellten betrachten."

Das entwaffnete ſie. Sie verſuchte ein Lächeln und ließ ſich nieder.

„Ich bin allerdings ſehr überraſcht, um dieſe Zeit pflegt niemand ſich zu erlauben — augenblicklich könnte ich Ihnen keine endgiltige Antwort auf Ihre Frage geben. Ich —"

„Das brauchen Sie auch nicht gleich zu thun, Frau Baronin, überlegen Sie vorerſt die Sache, aber ſagen Sie mir," ſeine grauen, ausdrucksvollen Augen richteten ſich ſtolz und verletzt zugleich auf die ihren — „halten Sie mich noch immer für einen Dieb und Einbrecher? Sie zittern ja förmlich vor mir. Ich werde Sie nicht beſtehlen, Frau Baronin, ſeien Sie deſſen gewiß."

Sie ſah ihn voll ſtummen Vorwurfs an.

„Oder aber ſcheuen Sie es, einem fremden Mann Ihr Geſicht zu zeigen? Das iſt, verzeihen Sie, das erſte Stadium zum Größenwahnſinn. Laſſen Sie mich, bitte, ausreden. In einigen Tagen iſt mein Werk hier vollendet, dann gehe ich wieder ins Leben hinaus, das uns ſchwerlich jemals wieder zuſammenführt. Ich möchte Ihnen nur ſagen, daß ſich der geſunde, lebendige Menſch in mir empört, aufbäumt über das Daſein, das Sie hier führen. Im Namen der Vernunft, verlaſſen Sie dieſe todestraurige Wildnis, gehen Sie hinaus unter Ihre Mitmenſchen, ſtricken Sie Häubchen und Strümpfe, ſchnitzen Sie Hampelmänner für arme Waiſenkinder, aber ſeien Sie nicht unthätig. Dieſes ſich einſperren und den Tod erwarten iſt ein Verbrechen an Ihnen, an Gott, der Ihnen ſo viele Gaben verlieh. — Und nun —" er ſtand auf, „wenn Sie es wünſchen, will ich noch heute aus Ihrem Geſichtskreiſe weichen, vielleicht habe ich Sie mit meinen Worten verletzt, beleidigt."

„Nein, nein," hauchte ſie, ihre Hand leicht auf ſeinen Arm legend, „Sie haben mich nicht beleidigt, gewiß nicht, ich bin nur —" und nun zog ſie ihr weißes Battiſttuch heraus und drückte ihr ſchönes, glühendes Geſicht hinein. Er hob ihre Hand an ſeine Lippen.

„Frau Baronin, bitte, ſehen Sie mich einen Augenblick an, bitte, bitte." Sie hob langſam den Kopf; ſeine Augen ſtrahlten ihr in lauterſter Ehrlichkeit entgegen.

„Eins müſſen Sie mir freilich verzeihen, ich habe vergeſſen, daß die Freifrau von Somogyi vor mir ſtand und meine Schweſter in Ihnen erblickt. Können Sie mir das vergeben?"

Und da ſie verſchämt die Wimpern niederſchlug, ſetzte er hinzu: „Und ich habe vergeſſen, daß eine Greiſin vor mir ſtand und eine noch jugendliche Frau in Ihnen geſehen."

Seine Augen hingen erwartungsvoll an ihr. Sie regte ſich nicht.

„Adieu, Frau Baronin." Er ging gegen die Thür. Und da ſtieß er auf einmal ein herzliches Lachen aus.

„Sie nehmen alſo wirklich die ‚Greiſin' an? Sie proteſtieren nicht dagegen? Wiſſen Sie denn auch, daß Sie eben da angekommen ſind, wo die Frau ein Menſch zu werden beginnt und über das Spieleriſche hinaus iſt? Jetzt, gerade jetzt, pocht die Zukunft bei Ihnen an. Bis vor kurzem waren Sie innerlich und vielleicht auch äußerlich die Tochter Ihrer Mutter, nun ſind Sie durch Ihre Erfahrungen Ihre eigene Tochter geworden. Verſagen Sie der Zukunft nicht das gaſtliche: Herein!"

Er öffnete die Thür und verſchwand draußen.

Digitized by Google

Warum habe ich das eigentlich gethan? fragte er ſich unten. Aus Mitleid, aus dem Eifer des guten Jungen heraus, der die Welt verbeſſern möchte. Oder aus Freude am Bauen. Am Umbauen. Mir ſcheint es beinahe. Es wütet eine Verſchönerungsſucht in mir. Ich liebe das Leben und möchte ihm recht viel glückliche Freunde gewinnen. Wenn ich jetzt da oben durch die Portiere blicken könnte! Ob ſie wieder vor das Kreuz ſank?

Nein, ſie war nicht vor das Kruzifix, ſie war ans Fenſter getreten, preßte ihre glühende Wange an die Scheibe und ſah ihm nach, wie er mit leichten, feſten Schritten über den Gartenkies ging.

X.

Mehrere Tage verſtrichen.

Die Baronin blieb unſichtbar. Lorenz arbeitete fleißig. Einmal, in einer etwas bummelwitzigen Stimmung, ſetzte er ſich hin und ſchrieb an mehrere Bekannte. Er ſchilderte in übertriebenen Farben die Romantik ſeiner Lage und machte allerlei Witze über ſich und das vornehme Leben, an das er ſich bereits zu gewöhnen beginne. Er ſchilderte den Park, das Schloß, endlich die Schloßherrin. Er erzählte allerlei von ihr; ſchließlich ſah er, daß das Ganze eine Legende geworden war und zerriß alles.

Zum erſten Mal erfuhr er, das man aus reiner Luſt am Plaudern Briefe ſchreiben könne, ohne daß auch nur die geringſte Teilnahme für den Empfänger des Briefes dabei im Spiele zu ſein brauche. — Er ärgerte ſich über ſeine Lebhaftigkeit, die ſich immer bethätigen wollte und ihn beinahe zu einem ſchwatzhaften Weibe gemacht hätte.

An einem ſchönen Morgen, als durch die offenen Fenſter der Bibliothek Ströme von Duft und grünlichem Goldlicht hereindrangen, öffnete ſich behutſam die Thür des Bibliothekſaales und Semler trat ein. Er ſagte zuerſt garnichts, ſondern ſah Lorenz mit einem langen, faſt kummervollen Blick an; dann ſeufzte er.

„Nun, Semler," meinte Lorenz verwundert, „was iſt, was giebts? Wünſchen Sie etwas von mir?"

Der Alte ſchluckte mehrere Male als wollten die Worte nicht heraus, dann ſagte er:

„Die Frau Baronin läßt fragen, ob Sie mit ihr zu Mittag eſſen möchten?"

Lorenz hätte ſich eine Ohrfeige verſetzen mögen vor Aerger über ſich ſelbſt. Er fühlte nämlich heißes Rot ſeine Wangen färben und ſchämte ſich deſſen vor dem Diener.

„Gewiß, wenn die Frau Baronin es wünſcht," entgegnete er in ſo gleichgiltigem Ton als ihm möglich war. „Ich laſſe für ihre freundliche Einladung danken."

Semler ſtreifte Lorenz nochmals mit einem langen Blick, neigte ſtumm den Kopf und ſchritt hinaus.

Die Vormittagsſtunden ſchienen dem ſtillen Arbeiter in der Bibliothek endlos zu ſein. Er warf ſich alle Augenblicke ungeduldig in den Seſſel zurück, ſtand auf, ging mehreremale auf und nieder und kehrte auf ſeinen vorigen Platz zurück.

Endlich kam Semler, um ihn zu Tiſch zu bitten.

Die Baronin ſchritt ihm bleich und ernſt im Speiſeſaal entgegen.

„Es iſt hier die beſte Gelegenheit, über unſere Angelegenheiten zu ſprechen."

Schlaue, dachte er bei ſich. Fürchtete ſie das Alleinſein mit ihm und verbarg ſich deshalb hinter der Gegenwart ihres Dieners?

„Bitte!" Sie deutete auf den Platz ihr gegenüber. Semler rückte ihm den Stuhl zurecht. Seine Frau brachte das Eſſen herein, das er gewandt herumreichte. Dann ſtand er ſtumm hinter Illonas Stuhl. Lorenz fühlte, daß ſeine Blicke mit jenem ſchweren Ernſt wie vorhin auf ihm ruhten.

„Ich habe mich entſchloſſen, Herr Zellner," ſagte Frau von Somogyi, „meine Bibliothek bis auf den einen, Ihnen bekannten Teil nicht wegzugeben. Sie wiſſen ja, ich hänge an der Vergangenheit" — Lorenz ſchien es, als bewege ſich das alte Haupt ihm gegenüber leiſe nickend — „und an manches dieſer Bücher knüpft ſich eine liebe Erinnerung für mich."

„Das hängt ja ganz von Ihnen ab, Frau Baronin." Der junge Mann aß haſtig ſeine Suppe; Semlers ſtarre Geſtalt war ihm unerträglich. Dann blickte er auf die lange Reihe Ahnenbilder, die die lederfarbenen Wände bedeckte und verglich die einzelnen Köpfe mit

Illona. Es herrſchte eine unverkennbare Ähnlichkeit zwiſchen ihr und denen da droben. Alle hatten ſie dieſes ſchmale, vornehme Geſicht, dieſe traurigen Augen.

Sie erglühte unter ſeinen forſchenden Blicken. Während Semler die Teller wechſelte, ſagte ſie unſicher:

„Lieben Sie alte Bilder?“

„Ich ziehe die jüngere Schule vor.“

Sie ſah ihn an, und plötzlich lachten beide. Die Verlegenheit war gehoben.

„Ich glaube, Sie beſitzen nur Prinzipien, um ſie zu haben, nicht aus der Überzeugung ihrer Vortrefflichkeit heraus.“

Er proteſtierte und machte einige launige Bemerkungen. Sie lachte wiederholt, ſchüchtern, faſt erſchrocken über ſich, und gleich darauf legte ſich ihr Geſicht immer wieder in ernſte Falten. Es war ein rührendes Schauſpiel für ihn. Wenn nur — dieſer Menſch mit ſeinen anklagenden Augen da drüben . . . Endlich kamen ſie wieder auf ihr Hauptthema, die Bibliothek, zurück.

„Wiſſen Sie auch, Frau Baronin,“ ſagte Lorenz, „daß man nie ernſthafte Dinge beim Eſſen beſprechen ſoll? Das hindert die Verdauung.“

„Ach was,“ entgegnete ſie in einem Ton, der ihm neu an ihr war, „vergeſſen wir dieſer Regeln und ſeien wir leichtſinnig.“

Er ſah entzückt in ihr leuchtendes Geſicht und wandte ſich dann erſchreckt zur Seite. Semler war Lorenz' Weinglas, das er eben füllen wollte, aus der Hand gefallen, und in Scherben zerſprungen.

„Laſſen Sie das mich machen, bitte,“ rief Zellner in leiſem, herriſchem Ton dem Alten zu und griff nach einem andern Glas. „Ich werde die Frau Baronin und mich verſorgen.“

Illona zog ihren ſilbernen Becher zurück.

„Nein, ich trinke nie mehr als ein Glas voll.

Semler reichte das Deſſert umher. Bald darauf erhob ſich Illona. Lorenz folgte ihrem Beiſpiele.

„Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich mich zurückziehe.“

„Wie ſollte ich, Frau Baronin,“ gab er zurück. „Ich haſſe ebenfalls das lange bei Tiſche ſitzen.“

Sie trennten ſich grüßend.

Er ging zu den Roſen an der Grenze des Parks, legte ſich hin, kreuzte die Arme unter dem Kopf und blinzelte in die Sonne. Und dabei lauſchte etwas in ihm mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit.

Der Wind ſtrich hoch oben über den Wipfeln hin; irgendwo in einem Buſch küßten ſich zwei Vögel; eine Lachtaube girrte und etliche Roſen zerſtoben ſterbend.

Da rauſchte es leiſe geheimnisvoll heran. Kein Habicht flog oben hin und ließ an das Sauſen ſeines Flügelſchlags glauben.

Eine dunkle, hohe Frauengeſtalt tauchte im grünen Zwielicht der Bäume auf. Sie ſah mit halbem Blick zu ihm hinüber. Da ſtand er auch ſchon auf den Füßen und bei ihr.

„Habe ich Sie wieder erſchreckt, Frau Baronin?“

„Nein, heute nicht,“ und doch that ſie einen tiefen Atemzug, wie einer, der nach Faſſung ringt, — „es iſt mein gewöhnlicher Weg nach Tiſche.“

„Darf ich Sie nach Ihrer Bank geleiten, ich hätte Ihnen noch allerlei mitzuteilen, ich ſehe Sie ja faſt nicht mehr.“

„O,“ ſie blickte auf die Spitzen ihrer Schuhe, „ich hatte ſo viel zu thun in den letzten Tagen, —“ und auf ſeinen erſtaunten Blick fügte ſie hinzu: „innerlich.“

Es klang kaum hörbar. „Wollen Sie vielleicht morgen Mittag wieder mit mir eſſen, da können wir ja alles beſprechen.“

Er runzelte die Brauen.

„Wie Sie befehlen. Ich kann Ihnen ja auch — auf eine Poſtkarte ſchreiben, was ich Ihnen zu ſagen habe.“

Sie ſah ihn erſchreckt an; dann ſenkte ſie das Haupt und ſagte mit unendlicher Sanftmut: „Ich möchte nicht zerſtreut ſein — am Grabe meines Gatten.“

Er verneigte ſich und wollte umkehren.

„Alſo Sie kommen zu Tiſche?“

„Aber nur unter einer Bedingung: daß der Statiſt hinter Ihrem Stuhl fortgeſchickt wird. Der Menſch iſt überflüſſig.“

„Er ſteht ſeit zwanzig Jahren auf dieſem Platz.“

„Dann wird er eben nicht mehr ſtehen, oder ich muß meine Abweſenheit entſchuldigen.“

Digitized by Google

Die Baronin erblaßte, wollte etwas erwidern, brachte aber kein Wort hervor und ſchritt weiter.

Lorenz, eine tiefe Falte zwiſchen den Brauen, ging dem Hauſe zu.

Was ſollte aus all dem werden?

Gerade dieſes Unausgeſprochene, Geſpannte, Geladene machte ihm das Herz ſchwer, machte ihn reizbar, ja geradezu toll. Woher nahm er das Recht, ſo zu dieſer Frau zu ſprechen? Er erſchrak vor ſich ſelbſt. Er entdeckte etwas Neues in ſich: ein Gefühl ſelbſtverſtändlichen Verfügungsrechtes ihr gegenüber. Weil ſie verlaſſen und hilflos war, oder —

Die Nacht über ſchlief er faſt nicht. Der Gedanke, ob ſie ſeinem Wunſch, der faſt wie ein Befehl gelautet hatte, willfahren, und Semler ſeines alten Rechtes entſetzen würde, erfüllte ihn mit brennender Neugierde. Vielleicht ließ ſie ihm aber ganz einfach wieder auf ſeinem Saal ſervieren und vergaß ihre Einladung um ſeiner Kühnheit willen. Er mußte jetzt um jeden Preis ſehen, daß er fertig wurde und von hier fortkam.

Nach einem nicht endenwollenden Vormittag, kurz vor ein Uhr, ſteckte endlich Semler den Kopf zur Saalthür herein.

„Frau Baronin laſſen bitten.“

Lorenz ging hinüber.

Sie ſaß blaß und ſtolz da, nur ihre Augen waren gerötet; ſie hatte geweint.

Nach dem Servieren der Suppe verſchwand Semler aus dem Saal. Lorenz warf einen Blick auf ſie, der vielleicht wärmer war als er beabſichtigte.

„Nun reden Sie, reden Sie, was alles wollen Sie mir ſagen, wollen Sie mir wieder eine Predigt halten?“ rief ſie in erkünſtelter Heiterkeit.

„Predigt? O nein, und überhaupt *heute*! Ich beglückwünſche Sie, Frau Baronin, Sie fangen an aufzuräumen. Nicht mehr dieſe Stille, Starre. Bald werden Sie auch kein ſchwarzes Kleid mehr tragen und —“

„O, das lege ich mein Leben lang nicht ab.“ Ihr Ton klang ſehr entſchieden.

„So lange Sie es aber tragen, bleiben Sie alt.“

„Was liegt daran?“

„O, wenn Sie in die Welt hinausgehen, müſſen Sie ſchön und jung ausſehen, damit an der Bewunderung der anderen Ihr Selbſtmut wächſt.“

Semler kam, brachte neue Schüſſeln und ging wieder.

„Glauben Sie wirklich an das, was Sie mir da vorerzählen? Ich in die Welt gehen! Welchen Zweck hätte das wohl?“

„Den, daß Sie ſich leicht und glücklich fühlen, daß Sie noch ein ſchönes, liebes Glück finden.“

Sie trank ihren Becher leer. „Ein Glück, ich?“

„Ja Sie, Sie!“

„Glück findet nur, wer es ſelbſt geben kann.“

„Ganz wohl, natürlich, und —“ er ſtockte. Nein, nein, er wollte nicht.

Sein Wunſch, dieſe Frau aus ihrer Einſamkeit, aus ihrem elenden Traumleben in die ſchöne, lebendige Gegenwart zu ziehen, in die Gegenwart, die ihm ſo teuer war, verleitete ihn zu Dingen, die er eigentlich nicht verantworten konnte.

Und dabei ertappte er ſich über einer Unklarheit. Denn — nein, jetzt wollte er nicht grübeln, nicht da vor ihr.

Er begann von allerlei Nebenſächlichem zu ſprechen.

Dann ſagte ſie auf einmal: „Wenn ich ja für kurze Zeit Kiraly verließe, wohin ſollte ich auch? Nach Budapeſt zu Verwandten? Wo lernt man denn nach *Ihrer* Meinung das Leben, das da draußen, das Sie ſo lieben, am beſten kennen?“

Der Gedanke, den er in ſie hineingeworfen hatte, begann alſo Wurzel zu ſchlagen.

Er empfand Freude, Stolz. Er hatte alſo nicht umſonſt die ſtarke Meinung von ſich. Er war mächtig. Er konnte Menſchenſeelen verändern, weit, licht machen, wenn er wollte. Er gab ihr zerſtreute Antworten. Dann, nach aufgehobener Tafel, wollte er hinauf in ſein Zimmer, nicht um über *ſie*, um über ſich nachzudenken. Da ſagte ſie:

„Wollen Sie mich heute zu meiner Bank bringen?“

Ein Schwindel befiel ihn. Er verbeugte ſich und ſchritt neben ihr hinaus.

Und draußen, auf halbem Wege, als die Schatten um ſie dichter wurden, krampfte ſich ſein Herz zuſammen, und er ging plötzlich wortlos von ihr.

Er arbeitete die ganze Nacht durch. Den nächſten Mittag, als Semler mit der Bitte, zu Tiſch zu kommen, erſchien, antwortete er, ohne aufzublicken: „Nein, ich muß weiter arbeiten. Entſchuldigen Sie mich bei der Frau Baronin.“ Und dann arbeitete er noch dieſe zweite Nacht und den zweiten Vormittag durch. Und als er wieder zum Mittagstiſch abſagen ließ, und auch dieſen Nachmittag faſt ohne etwas zu genießen weiter arbeitete, erſchien ſie gegen Abend in der Bibliothek. Die Sonne warf rötliche Schimmer herein; wie goldner Rauch lag es über dem weiten Saal.

„Ich bin faſt fertig, Frau Baronin,“ ſagte er, ihr ruhig entgegenblickend.

Und dann ſah er raſch weg.

„Das war ja ſchnell,“ meinte ſie tonlos, blickte unſtät umher, und ſchritt langſam hinaus.

Sie bat ihn nicht mehr zu Tiſche. Drei weitere Tage vergingen.

Am Abend des dritten ſetzte er den letzten Punkt auf ſeinen Katalog. Dann zog er die Klingel, daß der laute Ton der Glocke das Haus durchſchrillte.

Und als Iſtvan gelaufen kam, ſagte er: „Fegen Sie aus, ich bin fertig.“

Er war fertig.

Er wuſch ſich die Hände und das Geſicht und ging in den Garten hinaus.

Er fühlte ſich müde und aufgeregt dabei und rannte auf Wegen hin, die er nicht beachtete. Da kniſterte es neben ihm; ein ſchneller Atem ſtreifte ſein Geſicht. Er wandte ſich zur Seite.

„Sie, Frau Baronin, ſo ſpät?“

„Spät? es iſt ja kaum acht.“

„Gingen Sie nicht ſchon um acht Uhr zu Bette?“

„Ja, früher.“

Früher. Das Wort packte ihn ſtark.

„Ich bin fertig, Frau Baronin.“

„Ganz?“

„Ganz. Nun kann ich wohl abreiſen.“

Sie ſenkte den Kopf und ſagte kein Wort.

Und auf einmal ſah er, wie ihre Lippen ſich krümmten vor unterdrücktem Weinen.

Da breitete er ſanft die Arme um ſie und zog ſie an ſich.

XI.

Die Luft ſtrich durch die zitternde Trauerweide am Grabe.

Lorenz ſtarrte ins Dunkel vor ſich hin.

„Sehen Sie, ich will ganz aufrichtig gegen Sie ſein. Ich liebe Sie nicht, wie ein Mann ein Weib liebt. Dies iſt mir in den letzten Tagen zur Gewißheit geworden. Ich liebe Sie vielmehr, wie der Künſtler ein Werk liebt, das durch ihn zum Kunſtwerk werden ſoll. Ich liebe Sie, wie der Praſſer eine ſeltene Schüſſel, nicht wie der Hungernde ſein Brot liebt. Ich liebe Sie nicht mit den Nerven, dem Blute: Sie intereſſieren mich, Sie, oder vielmehr das Ungewöhnliche an Ihnen. Mein Geiſt fühlt ſich geſchmeichelt durch die Macht über Sie, die Sie ihm einräumen.“

„Und Liebe — was nennen Sie Liebe?“

„Liebe? Das ſich nicht Rechenſchaft geben könnende, das plötzliche, unbeſchreiblich zwingende Gefühl für einen Zweiten.

Aber *einen* Troſt kann ich Ihnen geben. Ich glaube nicht, daß meine Natur überhaupt zu dieſer Kraft der Leidenſchaft fähig iſt. Ich bin zu kühl, zu berechnend, vielleicht — zu ſehr in mich ſelbſt verliebt, um in einem andern Menſchen ganz aufzugehen.“

„Quälen Sie ſich nicht durch Grübeln über Ihre Eigenart,“ bat ſie ſanft, „Sie ſind eben wie Sie ſind, und ich —“

„Sie ſind wie ein Mädchen, das zum erſtenmal liebt,“ ſagte er, hingeriſſen von dem Duft ihrer Keuſchheit, ihrer ſchüchternen Liebkoſungen.

Sie deutete auf den Grabhügel neben ihnen.

„Was denkt er da unten von mir?“

„Er legt ſegnend die Hände auf Ihr Haupt.“

„Aber er liebte mich.“

„Eben deshalb.“

„Wird er nicht zürnen?“

„Wenn er ſo klein iſt zu zürnen, dann laſſen Sie ihn.“

„O ſeien Sie nicht hart,“ flehte ſie erſchreckt.

„Und Sie nicht zu weich. Laſſen Sie die Vergangenheit, oder iſt ſie Ihnen lieber als die Gegenwart?“

„O!“ Sie öffnete ihre Arme gegen den dunklen Garten, als ob ſie alle Düfte, den ſüßen Atem der ſchlafenden Erde, alle glücklichen Träume der kleinen Vögel dort in den Schatten in ihr ſeliges Herz aufnehmen wollte. Dann faßte ſie die hängenden Zweige der Trauerweide und preßte ſie an ihre Lippen.

„Sie einſame Taube, Sie verliebtes Kind! Wiſſen Sie, in Ihrem Intereſſe möchte ich wünſchen, daß es nimmer Tag würde.“

„Nimmer Tag?“ Sie ſann nach.

„Oder werden Sie kräftig genug ſein für das helle, klare Sonnenlicht, für die Welt, die Menſchen, den Lärm, den Kampf?“

„Können wir denn nicht immer hier bleiben, im goldenen Zwielicht meines Gartens, wo kein Lärm und Kampf iſt?“

Er ſchlang ſeine jungen, rüſtigen Arme um ſie.

„Nein, Illona, das können wir nicht, wir müſſen hinaus.“

XII.

Wenn Augen die Wirkung von Speeren haben könnten, dann wäre Lorenz in dieſer Zeit ſicher durchbohrt worden.

Semler verkehrte wortkarg mit ihm; kaum das Allernötigſte teilte man einander mit; von einem wechſelſeitigen Gruß war längſt keine Rede mehr.

Es wütete ein ſtummer, aber deſto tiefer gehender Haß zwiſchen den beiden Männern. Semlers Blicke folgten Zellner mit heißer Verwünſchung, wo er ihn traf. Lorenz that, als bemerke er es nicht; aber heimlich beobachtete er ſcharf. Und er begriff den Alten ſo gut. —

Bei jeder hereinbrechenden Nacht ſagte er ſich: morgen. Und wenn der Morgen kam, und er Illona im Garten vor ſeinen Fenſtern wandeln ſah, das ſtolze, weiße Geſicht von einer jungen, ſchüchternen Röte überhaucht, die Augen halb ſehnſüchtig, halb bittend zu ihm hinaufgerichtet, dann lachte er vor Freude und dachte: Nein, jetzt weggehen, es iſt ja nicht möglich, es iſt ja nicht möglich.

Und wenn er dann hinabſchritt und ſie die ſcheuen Blicke vor ſeinen triumphierenden ſenkte, und er einen Hoffnungskeim nach dem andern in ihr aufſprießen und ihre Haltung jugendlicher und freudiger werden ſah, vergaß er ſeine Reiſepläne und träumte mit ihr „im goldenen Zwielicht ihres Gartens“.

Einmal bat er: „Illona, legen Sie nun das ſchwarze Kleid ab. Jetzt es zu tragen, wäre ja Lüge. Trauern Sie?“

„Was ſoll ich denn anziehen?“ fragte ſie in komiſcher Ratloſigkeit.

„Nun, eben ein helles.“

Da kicherte ſie. „Ich habe kein helles.“

„Dann müſſen wir welche beſchaffen.“

„Aber woher denn?“

„Sie fahren mit mir nach Wien.“

Sie ſah ihn entſetzt an. „Nein, das kann ich nicht.“

„Morgen gleich,“ meinte er lakoniſch. „Ich will Sie zum Abſchied noch in einem anderen Kleide ſehen. Eine Farbe an Ihnen zu erblicken, wird mir ſymboliſch ſein. Sie wird mir Gewähr dafür leiſten, daß Sie lebensfreudiger, geſünder geworden ſind.“

Wie er vom Abſchied ſprach, verſtummte ihr Widerſtand.

„O, mein Retter,“ ſagte ſie, ihren Kopf an ſeine Schulter lehnend, „ſagen Sie mir, was ich thun ſoll, zeigen Sie mir die Wege, die ich gehen ſoll, um ein tüchtiger Menſch zu werden. Ich ſehe ein, daß ich bisher nur ein Larvenleben geführt habe.“

Wie er ſich freute über ſie!

„Zuerſt hinaus. Nur ein wenig den Kopf durch Ihr Laubgitter ins Leben ſtecken, dann immer mehr, die eine Hand, und die andere, und dann ganz den Sprung wagen.“

Lorenz beſaß den Inſtinkt einer Mutter, die ihrem Liebling vorſichtig am Gängelband das Gehen beibringt.

Er war unendlich geduldig mit ihr. Er durfte ſie nicht erſchrecken, ſonſt blieb ſie mitten in ihren Vorſätzen ſtecken. Er glich dem Bildhauer, der mit übergroßer Sorgfalt und Andacht Tücher um den noch feuchten Thon legt, in den er die Idee ſeines Kunſtwerks zu prägen begonnen hat.

Sie fuhren nach Wien.

Krampfhaft an die rotſammetene Lehne ihres Fauteuils angeklammert, ſaß ſie in ihrem Coupé und ſah fortwährend auf ihn.

„Sie fürchten ſich vor dem böſen Dampfroß und daß es ausſchlagen könnte," ſcherzte er.

„Mir iſt unbehaglich."

Sie ſah in der That ſehr blaß aus. In dem Menſchengedränge in der Kärntnerſtraße faßte ſie ängſtlich Lorenz' Arm.

„Mich ſchwindelt, bitte nehmen Sie einen Wagen."

„Nein, gehen wir nur, es iſt ja ſo ſchönes Wetter."

„Aber die vielen Leute. Sie drängen, ſtoßen mich." —

„So ſtoßen und drängen Sie wieder."

„Das kann ich nicht."

„Ei freilich."

„Ich fühle ihre Hände mein Kleid berühren."

„Das thut doch nichts," lachte er, „wir berühren ja auch die andern, wenn wir an ihnen vorbeieilen."

„Aber mir iſt ſchlecht."

Er mußte einen Wagen herbeiwinken.

„Wenn das in Seide und Sammet gekleidete Menſchen wären, deren Stammbaum Sie kennen, würde es Ihnen auch ſo peinlich erſcheinen, von ihren Kleidern geſtreift zu werden?"

„Vielleicht nicht," ſagte ſie ehrlich.

„Frau Baronin, Frau Baronin, das müſſen Sie ſich abgewöhnen," verſetzte er ernſthaft. „Es wird Sie hindern, glücklich zu werden."

Sie machten Einkäufe und reiſten ſpät am Abend wieder zurück.

Als ſie in ihrer offenen Kaleſche in die Waldungen von Kiraly einbogen, und ein Meer von Duft und Ruhe und friſcher, durch keinen Menſchenhauch getrübter Luft ſie überflutete, trat das erſte Lächeln in Illonas Geſicht.

„Ah, iſt das ſchön!"

„Das Nachhauſefahren?"

Sie nickte. Er ſah ſie traurig an. Er gedachte der verwunderten Blicke der Vorübergehenden in Wien, die der ſchwarzgekleideten, furchtſam und ängſtlich dahinſchreitenden Frau nachgefolgt waren.

Sie taugte wirklich wenig in dies Leben hinaus.

Am andern Tage erſchien ſie in einem dünnen, blaßblauen Kleide, das ihr in langen Falten vom Hals bis zu den Füßen niederfiel. Lorenz ſah ſie verblüfft an. Er geriet faſt in Verlegenheit. Und dann freute er ſich königlich. Er hatte ſie ausgegraben, entdeckt, dieſe verborgene Venus, die einer anderen Zeit, einem anderen Stern anzugehören ſchien. Er ſchloß ſie in die Arme und fühlte das Zittern ihres geheimnisvollen Leibes. Aber es iſt ja Pſyche, nicht Venus, die ich da halte, dachte er bei ſich. Und dann fiel ihm ein, welch wunderbare Offenbarungen ihm noch von dieſer Frau bevorſtehen könnten. —

Von nun an ſah er kein Schwarz mehr an ihr.

„Nun müſſen Sie noch das Tanzen lernen," ſagte er ihr eines Nachmittags im Garten. „Das Tanzen iſt das Lachen der Glieder, und alles ſoll lachen an Ihnen."

Wie ſie ein ganz verdutztes Geſicht machte, faßte er ſie um die Mitte und wirbelte ſie im Kreiſe herum. Sie lachte und ſchrie, und erſt als ſie ganz atemlos auf die Knie ſank, hatte er Mitleid und gab nach.

* * *

Eines Morgens überraſchte er ſie.

„Wollen Sie anſpannen laſſen, Illona? Ich möchte mit Ihnen nach Nagy-Faludy."

„Was wollen Sie dort?"

„Bekanntſchaften machen. Wir wollen dem Pfarrer in die Suppe fallen. Er wird ſich gewiß ſehr freuen."

„Aber wozu denn?" fragte ſie kopfſchüttelnd.

„Er ſoll Ihnen einige arme oder kranke Familien an den Hals hetzen. Sie ſollen ihnen gute Suppen kochen, ihre kleinen Kinder kleiden, und ſie zu ſich, oder vielmehr zu Ihren vielen Himbeerbeeten einladen."

„Aber Lorenz," wendete ſie ein, „was fällt Ihnen ein."

„Das iſt ja nur der Anfang, die Vorbereitung," ſcherzte er. „Dann ziehen Sie fort von Kiraly, dieſe alten devoten, willen-

Digitized by Google

losen Dienstboten hier verderben Sie. Entweder Sie gehen nach Budapest oder nach Wien oder meinetwegen in eine andere große Stadt, wo Ihnen Gelegenheit wird, das Leben kennen zu lernen, Ihre Fähigkeiten zu entfalten, sich zu prüfen —"

„Aber Lorenz —"

Und als er ungeduldig ihre Rede abschnitt und sie anspannen zu lassen bat, meinte sie ängstlich: „Mein Gott, und meine Leute, was werden die denken, und Semler —"

Lorenz brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Was Semler denken wird? Große Bestürzung im Rate der Zehn. Lassen Sie doch den alten Knaben zu Hause. Istvan wird ohne ihn auf dem Kutscherbock fertig."

„Aber Lorenz!"

„Aber Frau Baronin, versuchen Sie doch ohne Diener das Leben kennen zu lernen."

Sie fuhren nach Nagy-Faludy.

Im Pfarrhof herrschte sprachloses Erstaunen. Lorenz' kurzes, entschiedenes Auftreten verblüffte. Illona war mehr tot als lebendig.

Man bat den Stuhlrichter zu einer Tasse Mokka herüber. Es war ein noch junger Mann, der die Baronin kaum kannte. Der frühere war gestorben. Lorenz wirbelte die beiden alten Priester, den Richter, den Gemeindearzt, der sich noch schnell eingefunden hatte, gehörig durcheinander. Zum Schluß kam noch ein alter Graukopf dazu, der Freund des Arztes, der sich für etliche Tage hier in der Gegend aufhielt. Er bemerkte die Revolution, die der junge Mann mit seinem frisch-kühnen Wesen hier erregte, und freute sich heimlich. Nach kurzer Zeit hatte er Lorenz ins Gespräch gezogen, und während die Baronin mit dem alten Pfarrer sich über den Bau ihrer Kapelle unterhielt, verwickelte er Lorenz in allerlei interessante Gespräche. Die rücksichtslose, mutige Art des „Bibliothekars" gefiel ihm außerordentlich und erinnerte ihn an seine eigne Jugendzeit.

„Schade," meinte er später, seinen grauen Bart streichend, „daß Sie ein Bücherwurm geworden sind. Sie hätten hinausgehört auf den Kampfplatz des Lebens, mitten unter die Streiter."

„Wer sagt Ihnen, daß ich immer der Bücherwurm bleibe," meinte Lorenz, „die Zeit, da ich meine gegenwärtige, für mich allerdings höchst angenehme Stellung mit einer anderen, wahrscheinlich weniger angenehmen, vertausche, steht nahe bevor."

Der alte Herr, Besitzer eines der bedeutendsten Walzwerke in Ungarn, erkundigte sich, ob Lorenz schon feste Zukunftspläne habe. Auf dessen Verneinung erbot er sich, falls Lorenz es einmal benötige, ihm mit Rat und That an die Hand zu gehen. „Am liebsten möchte ich Sie für mich selbst kapern," sagte er zum Schluß scherzhaft; „es liegt etwas in Ihrer Art, was mir zusagt. Ich mag die Menschen gern, die ohne festes Programm das Leben erobern wollen. Etwas amerikanisch von mir gedacht, wie meine Freunde behaupten. Aber ich fand immer, daß es die tüchtigsten Leute waren, die sich in keinen festen Beruf verbissen, sondern ergriffen, was sich ihnen bot. Also, wenn Sie einmal der Romantik satt geworden sind —" er warf einen halben Blick auf die Baronin hinüber, — „dann lassen Sie von sich hören. Hier ist meine Karte."

Lorenz steckte sie dankend ein und kehrte sich wieder den andern zu. Er suchte die leise Erregung zu verbergen, in die ihn das Gespräch mit dem alten Herrn versetzt hatte.

„Wissen Sie auch, Herr Pfarrer," wandte er sich zu dem Geistlichen, „weshalb Frau Baronin Somogyi hierher kam? Oder haben Sie es schon Seiner Hochwürden mitgeteilt? Nein? Nun, die gnädige Frau möchte gern einige arme Kinder um sich sehen. Und dazu sollen Sie ihr verhelfen. Sie wünscht die Kleinen zu unterstützen, zu belehren, ihnen dann und wann eine freundliche Stunde zu schenken. Schicken Sie doch bald ein Dutzend davon nach Kiraly, Herr Pfarrer; der Park ist so groß, und die Baronin langweilt sich."

Der Geistliche versprach es nach einem langen, fragenden Blick auf Frau von Somogyi. Sie hatte nicht den Mut, Lorenz zu widersprechen. Sie war ganz kleinlaut. Als sie später aufbrachen, schüttelte Farkas seinem neuen Bekannten herzlich die Hand.

Lorenz schleppte Illona noch durch einige nicht besonders duftige Dorfgassen. Er war

in ſehr guter Laune. Sie drückte das Taſchentuch vor ihr Geſicht.

Er lachte. „Humus; das iſt doch nichts ſo Schreckliches. Kommt von Homo. Oder auch umgekehrt. Das Menſchengeſchlecht iſt kein Roſengeſchlecht. Sie müßten etwas Medizin ſtudieren, Illona, wollen Sie? In Budapeſt ſtudieren bereits einige Frauen. Möchten Sie nicht Doktor werden? Nein, nein, es iſt noch nicht zu ſpät, ich habe Ihnen ja neulich eine Geſchichte erzählt," erwiderte er auf ihre Einwendung, „daß eine ältere Frau als Sie zu ſtudieren begann."

Später gingen ſie nach dem Gaſthaus, vor dem ſie ihren Wagen hatten halten laſſen. Die Leute aus dem Dorfe ſahen neugierig der Baronin nach, von der man ſich allerlei Legenden erzählte. Die Kinder bemühten ſich, ihre Hand zu erhaſchen, um ihre mehr oder minder feuchten Naſen darauf zu drücken.

Endlich ging's heimwärts.

„Sie ſind mir ſchrecklich," ſagte Illona, auf einige Dorfleute deutend, die hinter dem Wagen herliefen, um noch einen Blick auf ſie werfen zu können.

„Sie haben ja auch nichts gethan, um ihre Liebe, ihre Dankbarkeit zu erwerben."

„Würden ſie deshalb anmutiger ſein?"

„Nein, aber ſie wären Ihnen werter, lieber."

* * *

Wenn Lorenz die Baronin nicht durch irgend einen Plan aus ihrer Ruhe aufſtörte, ſondern ſich neben ihr im Garten oder im Saale unten befand, konnte er eine leiſe bei ihm anpochende Sehnſucht nach irgend einer Beſchäftigung nicht unterdrücken. Dann fielen ihm die Worte des alten Herrn ein. Ja, auf den Kampfplatz des Lebens, mitten unter die Streiter gehörte er, nicht in dieſe verweichlichende Atmoſphäre hier, wo er feierte. — Und in ſolchen Stimmungen ſprach er von Abſchied, von den Pflichten, die das Leben vom Manne fordere, daß er noch lange, lange nicht fertig gelernt hätte u. ſ. w.

Da wurde ſie traurig und legte die Arme um ſeinen Hals.

„Als ob einem Menſchen Wege bahnen, Freude bereiten, ihn vorwärts bringen, nicht auch eine Beſchäftigung wäre."

„Das habe ich gethan, Liebe," ſagte er dann, „ich habe Sie aufgeweckt, Ihnen gezeigt, daß Sie noch jung, voll Kraft, voll Zukunft ſind. Jetzt iſt's an Ihnen, meinen Glauben zu rechtfertigen. Ich habe Ihnen alle Wege markiert, die Sie gehen ſollen. Meine Anweſenheit hier iſt überflüſſig. Sie ſind durchaus nicht mehr ratlos. Sie haben ſich gefunden. Vorwärts nun, ſteuern Sie kühn hinaus."

Nein, er liebte ſie nicht, er hatte wahr geſprochen, als er dies geſtand. Sie war ihm nur ein Problem, kein Menſch, keine Geliebte.

Sie war zu ſtolz um etwas zu erwidern, um ihn zu bitten da zu bleiben.

Aber gerade ihr erzwungenes Schweigen, ihre Sprödigkeit, hinter der ſie das zuckende Leid in ſich zu verbergen ſuchte, rührte ihn.

Begann er ſie zu lieben?

Er fürchtete es beinahe. Hier in dieſem Eden, wo alles, Pflanzen und Tiere, die Luft, das Licht, ſo rein, ſo voll Urweltsunſchuld ihrer eigenen Schönheit und Luſt ſich hingaben, wo kein Zwang, kein Haſten, kein Geſetz herrſchte, entfalteten ſich naturgemäß alle Triebe zur Freude, zum Genießen. Er fühlte ſein junges Herz lauter an die Rippen pochen. Seit er hier war, ſeit ſein brauſendes Leben auch an ihres klopfte und Bewegung, Wärme in ihre Herzensſtarrnis trug, erſchienen ihr dieſe ſchattigen Laubengänge, dieſe dämmernden Haine, dieſe Roſenwildnis zauberhafter denn je. Ein leiſes, halb ſeliges Grauen befiel ſie, wenn ſie neben ihm hinwandelnd plötzlich von dichtem Schatten umgeben war, oder wenn die breitäſtigen Kaſtanien ſie nötigten, ſich enger aneinander zu ſchmiegen. Er fühlte dann ihr ſchnelleres Atmen, das Zittern ihres Armes. Und dieſes Zittern begann ſich ihm mitzuteilen. Anfänglich hatte er nichts von derartigen Empfindungen in ſich verſpürt. Was ſollte nun dieſe Wendung in ihrem Verhältnis? Sie würde in jedem Falle nicht zum Heil für beide ſein. Vor allem verloren ſie das Köſtlichſte ihres Beiſammenſeins: die Unbefangenheit.

Es zeigte ſich ja bereits.

Sie wagten einander nicht mehr ſo frei und offen ins Auge zu blicken. Sie zauderten, ehe ſie ſich die Hände reichten. Und was ihn am ſchmerzlichſten berührte: trotz der Gleich-

Digitized by Google

artigkeit ihrer Empfindungen beſtand doch ein himmelweiter Gegenſatz zwiſchen ihnen: ſie liebte ihn, weil er der Mann war, und er begann für ſie zu fühlen, weil ſie — ein Weib war. Mitten in dieſes dunkle Auf- und Abwogen ihrer Empfindungen fiel ein Begebnis, das Lorenz wieder ſeine kühle Vernunft und Selbſtbeherrſchung zurückgab. Eines Tages erhielt er einen Brief von Farkas. Der alte Herr ſchrieb:

Walzwerk Kis Szibet.

Lieber Herr Zellner!

Sie werden ſich wundern, daß ich Ihnen ſchreibe. Ich wundere mich eigentlich ſelbſt darüber, da es ſonſt nichts weniger als meine Art iſt, fremden Menſchen entgegen zu kommen. In unſerem Falle verhält es ſich anders. Sie haben mir neulich erzählt, daß Sie in kurzem ſich nach einer andern Stellung umſehen würden. Auf welchem Gebiet ſie läge, wäre Ihnen gleichgiltig. Nur Neues möchten Sie kennen lernen und vor allem Ihr Wiſſen bereichern.

Auf dieſe Ihre Äußerung geſtützt, möchte ich Ihnen ein Angebot machen, das Ihren Wünſchen Rechnung trägt. Ich habe verſchiedentlicher Urſachen wegen jüngſt einen meiner Verwaltungsbeamten entlaſſen und biete Ihnen deſſen Stelle an. Sollte Ihnen eine oder die andere Kenntnis, die zur Übernahme des Poſtens nötig iſt, fehlen, hier würde Ihnen Gelegenheit, ſie in der Praxis zu erwerben. Mir gefällt Ihr friſches, unerſchrocknes Weſen, und daß Frau Baronin Somogyi Sie mit ihrem Vertrauen beehrt, iſt mir genug Garantie für Ihren Charakter. Alſo: überlegen Sie, und ſchreiben Sie bald.

Ergebenſt

Sandor Farkas.

Lorenz durchlas den Brief immer wieder aufs neue. Verwunderung und Freude bemächtigten ſich ſeiner. Das choleriſche, lebhafte Geſicht des alten Herrn trat vor ſeine Erinnerung. Das war ja eine glückliche Fügung. Nun würde er das Leben kennen lernen, das Leben ſeiner Zeit. Und nicht nur auf einem, auf mehreren Gebieten konnte er ſein Wiſſen bereichern. Natürlich würde er zugreifen, natürlich.

Am nächſten Tage ſuchte er Illona im Garten auf.

„Höre, teure Frau," ſagte er weich, „ich habe mich die jüngſte Nacht ſchlaflos auf den Kiſſen gewälzt. Ich kann nun nicht mehr hier bleiben. Eine ſchreiende Sehnſucht nach Arbeit, nach Bethätigung meiner Fähigkeiten martert mich. Laß mich fort, ohne ein trauriges Geſicht zu machen. Es iſt beſſer für uns beide. Bedenke, ich, ein junger Menſch, kann doch nicht hier ſitzen, um mit einer ſchönen Frau meine Tage zu verträumen."

Der Ernſt ſeines Entſchluſſes ließ ſie ihren Stolz vergeſſen.

„Was wird aus mir, wenn du mich verläſſeſt, wenn ich wieder allein bin, o Gott," ſagte ſie in ausbrechendem Jammer.

„Du fängſt ein neues Leben an, beſuchſt mich dann ſpäter, erzählſt mir deine Schickſale —"

„Lorenz!" Sie warf ſich an ſeine Bruſt. „Geh' nicht von mir, ich beſchwöre dich."

Er erblaßte und kämpfte mit ſich.

„Es muß ſein. Was würde denn ſchließlich aus uns beiden, wenn ich hier bliebe? Bedenke das. Du biſt doch ſo ſtolz," ſetzte er hinzu.

Sie lächelte ſchmerzlich. „Nicht mehr, ſchon lange nicht mehr."

„Du wirſt dich ſchon allein zurecht finden."

„Nein."

„Du mußt es eben," verſetzte er mit aufblitzenden Augen.

„Ich kann es nicht, ich werde zu Grunde gehen, ich hab' dich zu lieb, zu lieb."

Sie glitt an ihm herab und umſchlang ſeine Füße. Ihr Haar ſtreifte den Kies.

Nur ſtill, nur ſtill, beruhigte er ſich ſelbſt.

Und aus dem wehevollen Zucken ſeines Herzens bei ihrem Anblick fühlte er, daß ſie ihm doch teurer war, als er gedacht hatte.

„Illona," ſagte er ſtark, „ſo wie du jetzt biſt, möchte ich nicht neben dir durchs Leben gehen. Aber wenn du dich änderſt, wenn du jung wirſt, friſch, vorurteilslos, arbeitsluſtig, dann kann es ſein, daß ich dir eines Tages ſage: ziehe in meine Nähe als mein

Freund, mein Kamerad. Mehr kann ich dir nicht verſprechen.“

Sie lag noch auf den Knien, als er von ihr gegangen war.

Sie hatte ſeine Worte wie Keulenſchläge auf ſich niederſauſen gefühlt.

Am andern Morgen fuhr er ab.

(Fortſetzung folgt.)

Krankenpflege in der Familie.

Von

Dr. Franziska Tiburtius.

Nachdruck verboten.

Heutzutage, wo die Krankenpflege zu einer Wiſſenſchaft ausgearbeitet worden iſt, deren gründliche Erlernung ein oder mehrere Jahre in Anſpruch nimmt, wäre es unmöglich, im Rahmen eines kurzen Artikels darüber abzuhandeln. Selbſt die Krankenpflege in der Familie und durch die Familienglieder kann innerhalb dieſes Rahmens nicht erledigt werden, d. h. die Details dieſer Krankenpflege, die Verrichtungen, welche der ſpezielle Krankheitsfall erfordert. Wohl aber ſcheint es erſprießlich, einmal von den Vorbedingungen einer ſolchen Krankenpflege zu ſprechen, die das Geſchick jeden Tag der im Heimathauſe lebenden Frau zuweiſen kann, ob ſie darauf vorbereitet iſt, oder nicht.

Dieſe Vorbedingungen betreffen: 1. die Perſönlichkeit der Pflegerin, 2. die in der Häuslichkeit zu treffenden Einrichtungen.

Wir beobachten oft, daß in einer Familie, wo mehrere weibliche Weſen, Töchter oder Schweſtern ꝛc. ſind, es ſtets die gleiche iſt, der in Fällen von Erkrankungen der Familienglieder die Pflege zufällt, als ſei dies eine ganz ſelbſtverſtändliche Sache; es gilt in der Familie als ausgemacht, „daß ſie ſich zur Krankenpflege eigne“. Und da liegen nun mehrere Fragen nahe:

1. Worauf beruht die Befähigung zur Krankenpflegerin, bezw. welche Eigenſchaften erwartet man von einer ſolchen?
2. Wie hat eine Krankenpflegerin ſich gegen den Patienten zu verhalten?
3. Was hat ſie zunächſt zu thun, wenn ein Familienglied erkrankt und ihrer Pflege unterſtellt wird?

In dieſer Zeit des Widerſtreits der Anſichten über das Gebiet und die Grenzen beruflicher und häuslicher Frauenarbeit iſt, glaube ich, die Krankenpflege, — beruflich und in der Häuslichkeit — eines der ſehr wenigen Thätigkeitsfelder, die ohne Einſprache von irgend einer Seite als für die Frauen geeignet bezeichnet werden — es iſt weiblich sans phrase. Nun iſt mir recht oft ſchon aufgefallen, daß Leute, die ſonſt gewöhnt ſind, einem Wort einen Begriff zu unterſtellen, es ſehr ſchwer finden zu erklären, was ſie eigentlich unter dem Wort „weiblich“ verſtehen; ich wenigſtens habe noch nirgend eine den ganz elementaren Anforderungen vernunftgemäßen Denkens entſprechende Auslegung des Wortes finden können, und finde es auch recht ſchwer zu erklären, was ich mir ſelbſt darunter denke. Am meiſten ſympathiſch iſt mir noch die Auslegung, die jüngſt ein jüngerer Philologe einer ganzen Schar junger Mädchen in der Schulſtunde gab. Der Herr iſt Lehrer an einer hieſigen höheren Töchterſchule und fragte im Anſchluß an die Lektüre nach einer Definition des betreffenden Wortes. In den Reihen der Schülerinnen herrſchte dumpfes Schweigen — weiblich wollten ſie wohl alle ſein, aber was es ſei, wußten ſie nicht zu ſagen; endlich eine Antwort: „weiblich iſt hilfsbedürftig!“ — Ich weiß es dem Lehrer Dank, daß er erklärte: nein, weiblich

Digitized by Google

ist nicht hilfsbedürftig, weiblich sein bedeutet im Gegenteil stets hilfsbereit sein! — Ich hoffe, die jungen Mädchen haben sich diese Auslegung gemerkt und streben in ihrem ferneren Leben darnach, echt weiblich in diesem Sinne zu sein; dann werden sie sich vorkommenden Falls auch wohl als qualifizierte Krankenpflegerinnen erweisen.

Es ist nicht mit Unrecht behauptet worden, daß zur Krankenpflege Talent gehört; nur besteht dies Talent in einem Zusammenwirken von Eigenschaften, die jede Frau haben sollte, oder deren Aneignung das Ziel steliger innerer Arbeit und gewissenhafter Selbstkritik sein muß, da, wo die Natur sie nicht von vornherein in den Boden des Gemüts eingepflanzt hat. Freilich, eins muß die Natur immer geliefert haben, — den genügenden Verstand; ganz dumme Menschen sind niemals zur Krankenpflege brauchbar. Leider ist das Sprichwort nicht immer zutreffend, daß Gott mit dem Amt auch den Verstand gebe; — auch durch den besten Willen ist ein gewisses Maß von Intelligenz nicht zu ersetzen. Also — Durchschnittsverstand vorausgesetzt — welche Eigenschaften sind es denn, die man zur Krankenpflege haben, bezw. in sich heranbilden muß?

Zunächst also den guten Willen, die wirkliche Hilfsbereitschaft, daran fehlt es Gott sei Dank nur relativ selten in der Familienpflege. Wenigstens in Fällen schwerer akuter Erkrankung, die in einigen Wochen oder auch einigen Monaten verlaufen, hält die Hilfsbereitschaft der Angehörigen gewöhnlich vor; fraglicher ist es schon in Fällen chronischer Erkrankung, die sich über Jahre hinziehen, wo nahe, drohende Gefahr die Umgebung nicht beständig in Furcht und Zittern erhält. Bei augenfälligen körperlichen Gebrechen, wie Lähmungen, Blindheit ꝛc. geht es auch noch an; es müssen schon recht egoistische Naturen sein, die durch den Anblick wirklicher physischer Hilflosigkeit nicht immer wieder zur Hilfsbereitschaft angeregt werden. —

Dabei sei mir eine kleine Abschweifung erlaubt. Wir finden durchschnittlich, daß Blinde bei ihrer Umgebung viel größere Hilfsbereitschaft finden als Schwerhörige oder ganz Taube; woran liegt dies? Einfach daran, daß der Schwerhörige eben größere Ansprüche an die Hilfsbereitschaft seiner Umgebung stellen muß; daß, um ihm zu helfen, Unbequemlichkeiten erduldet, Entsagung geübt werden muß. Es ist durchaus nicht bequem, Dolmetscher für einen Schwerhörigen zu sein, ihm Bruchstücke einer Unterhaltung in die Ohren zu schreien oder aufzuschreiben, während das allgemeine Gespräch weiterflutet und neue interessante Themata behandelt werden. Aber man versetze sich nur einmal in die Stimmung dessen, der durch sein Leiden von der allgemeinen Unterhaltung ausgeschlossen ist, der sieht, wie seine Umgebung durch gegenseitigen Austausch angeregt und erfreut wird, wie Vergnügen und Scherz, oder auch eindringende Gedankenarbeit und Interesse sich auf den Gesichtern im fortlaufenden Gedankenaustausch ausprägt, und der dabei immer draußen stehen muß, — vielleicht selbst ein lebhafter Geist, eine nach Anregung und Mitteilung dürstende Seele! Der gespannte, fragende Blick wird dann nicht ungeduldig machen, der trübe, resignierte Ausdruck nicht mehr gleichgiltig lassen. Es ist oft bemerkt worden, daß Schwerhörige häufig mißtrauisch, unfreundlich, verbittert, menschenfeindlich sind und mit ihrem Geschick sich niemals abfinden, während Blinde durchschnittlich eine liebenswürdigere Gemütsart haben und relativ glücklich sind; der Grund liegt, wenigstens zum Teil, in der geringeren Hilfsbereitschaft, die sie in ihrer Umgebung finden. — Und nun gar Krankheiten, die unter den Symptomen unangenehmer, die Umgebung störender Gewohnheiten verlaufen, ohne daß für den Kranken gerade augenblickliche Gefahr vorhanden ist, — wie oft erlahmt dabei die Hilfsbereitschaft. Das ganze Gebiet chronischer Nervenkrankheit, die als Hysterie, als Launenhaftigkeit, unkontrollierbare Heftigkeit, grundlose Klagesucht ꝛc. auftritt — wie alleinstehend sind oft Kranke dieser Art mitten in der Familie! Ich will ja durchaus nicht sagen, daß im Verkehr mit solchen Kranken die Hilfsbereitschaft sich in steter Nachgiebigkeit äußern soll; das würde im Gegenteil dem Kranken oft schaden und ihn noch tiefer in seine verkehrten Anschauungen und Stimmungen hineinbringen; aber der Widerstand soll nicht durch Ungeduld, sondern durch die Rücksicht auf den Kranken selbst hervorgerufen sein, sonst nützt er dem Kranken nicht zur Genesung, zur Überwindung seines krankhaften Zustandes.

Also: Hilfsbereitschaft, Geduld, Entsagungsfähigkeit — das sind die elementarsten Bedingungen ersprießlicher Krankenpflege, der häuslichen wie der beruflichen. Dazu gehört aber noch eins, was einem weiblichen Wesen, das jene Eigenschaften in reichlichem Maße besitzt, doch mangeln kann — der Takt. Ist er schon im geselligen Leben unentbehrlich, um ein harmonisches Zusammenstimmen der Individuen herzustellen, so wird die aufopferndste Krankenpflege dem einigermaßen gebildeten Kranken zur Plage, wenn nicht taktvoller Sinn seine Wünsche errät, die Erfüllung in der Form bringt, die ihm sympathisch ist.

Man hat oft behauptet, daß der Takt etwas Angebornes sei und sich nicht erlernen lasse. Zuzugeben ist, daß die Natur manchen Menschen in besonderem Maße mit der Anlage dazu begünstigt hat. Was wir Takt nennen, ist Verständnis für die Stimmungen und Empfindungen anderer und zugleich die Fähigkeit, unser Verhalten demgemäß einzurichten, so daß wir in Sprache, Benehmen ꝛc. alles vermeiden, was ihnen unangenehm sein oder sie verletzen könnte, — es ist die instinktive Fähigkeit, uns in die Empfindungsweise anderer hineinzuversetzen. Mancher hat sie durch Anlage, ohne langwierigen Denkprozeß; andere, denen die Natur die Gabe versagt, können sie sicherlich doch bis zu einem gewissen Grade erwerben, und zwar ist der angelernte Takt weniger das Produkt der sogenannten Bildung, eines äußerlichen Schliffs, als einer liebevollen Beobachtung anderer, der Teilnahme an anderer Interessen, zu der eine richtig geleitete Erziehung der Menschen führen soll. Den Verstand dazu muß natürlich die Natur geliefert haben.

Ganz besonders zeigt sich der Takt der Pflegerin in der Art und Weise, wie sie mit dem Kranken spricht. Zunächst muß sie beobachten, ob der Kranke überhaupt zum Sprechen aufgelegt ist; das ist nach der Individualität des Patienten und der Art der Krankheit ganz verschieden. Mit fiebernden Kranken sollte überhaupt nicht Konversation gemacht werden, — je weniger Eindrücke das Gehirn erhält, desto besser. Die Pflegerin beschränke sich auf das Notwendigste, was gerade auf die Bedürfnisse und Wünsche des Kranken Bezug hat. Auch bei bereits in der Rekonvaleszenz stehenden Kranken, die sich zu unterhalten wünschen, beobachte man den geeigneten Zeitpunkt und dehne nie ein Gespräch zu lange aus. Durchschnittlich ist es besser, sogenannte interessante Gespräche zu vermeiden, denn das geschwächte Gehirn mag eigentlich nicht denken, manchmal sogar sucht der Rekonvaleszent nur Konversation, um einer unbequemen Gedankenfolge zu entgehen. Man bleibe also auf der Oberfläche, versuche auch, im Gespräch dem Patienten freundliche Eindrücke zu geben.

Was von der Konversation gilt, hat auch bei Auswahl der Lektüre Berücksichtigung zu finden. Keine aufregenden Novellen, die Phantasie und Nerven anspannen, keine philosophischen Abhandlungen, denen das kranke Gehirn nicht folgen kann! Wenn der Kranke sich vorlesen lassen mag, wähle man etwas Leichtes, Humoristisches, das freundliche Gedankenfolgen hervorruft, etwa auch eine Reisebeschreibung, irgend etwas, was weder die Phantasie erregt, noch einen anstrengenden Denkprozeß erfordert. Ich kannte einen armen Schwindsüchtigen, der sich an Schopenhauer und Hartmann in die Verzweiflung hinein las. Seitdem lege ich passender Auswahl der Lektüre für die Kranken ganz besondere Wichtigkeit bei.

Klagt der Kranke gern, so ist es besser, Mitgefühl mehr durch Allgemeinverhalten und erhöhte Hilfsbereitschaft und Aufmerksamkeit zu beweisen, als in Worten auszudrücken; man läuft sonst Gefahr, den Kranken noch tiefer ins Elend hinein zu reden. Wo der Charakter des Kranken es erlaubt, das heißt, wo nicht gerade Opposition dadurch hervorgerufen wird, mag man immerhin versuchen, dem Kranken Lebensmut und Genesungsfreudigkeit einzureden, selbstverständlich nicht durch lange Reden und in einer Weise, welche die Absicht zeigt, sondern einfach durch eine scheinbar leichtere Auffassung des gegenwärtigen Leidens, und indem man dem Kranken erfreulichere Ausblicke in die Zukunft in scheinbar absichtsloser Weise vor die Augen führt. Das Benehmen des Pflegers soll auf den Kranken den Eindruck der Ruhe und Sicherheit und heiterer Sorglosigkeit machen, denn Ruhe teilt sich ebenso mit wie Aufregung und Angst. Es giebt Persönlichkeiten, Ärzte und Pfleger, die, ohne irgendwelchen besondern Apparat

in Scene zu setzen, eine heimlich suggestive Wirkung nach dieser Richtung hin auf den Patienten ausüben und ihn dadurch wesentlich fördern. Von einem hiesigen bekannten Nervenarzt erzählte mir einmal eine von den mannigfachsten nervösen Leiden geplagte, sonst etwas klagesüchtige Patientin: „Es kann mir eben ganz gräulich zu Mute sein, aber wenn er mich fragt: nicht wahr, es geht Ihnen gut? — so muß ich sagen: ja, es geht mir gut, — und dann fühle ich mich auch wirklich besser!“ Das Geheimnis einer solchen suggestiven Wirkung liegt in einem gewissen Übergewicht der Persönlichkeit und in der Selbstverständlichkeit, mit welcher angenommen wird, daß es so und nicht anders sei; zaghafte Menschen und solche, die ihrer eigenen Festigkeit nicht sicher sind, haben niemals Macht über andere.

Es liegt auf der Hand, daß die zuletzt erwähnten Eigenschaften, freundliche Festigkeit und ein gewisses Suggestionstalent der pflegenden Persönlichkeit besonders von Nutzen sind, wenn es heißt den Kranken zu etwas zu bewegen, was ihm selbst nicht angenehm ist, eine Anordnung des Arztes auszuführen, der er sich entziehen möchte u. dgl.

Die Pflegerin sei sich dabei bewußt, daß sie unter keinen Umständen mit dem Kranken gemeinsame Sache machen darf zur Täuschung des Arztes; es käme das einem Bruch des Amtsgelübdes gleich. Gelingt es ihr durchaus nicht, den Kranken zu dem zu bewegen, was ihm für den Augenblick unangenehm ist, so muß sie es bei dem nächsten Besuch dem Arzt melden.

Ganz besonders häufig treten diese Schwierigkeiten auf bei der Pflege kranker Kinder. Wie überhaupt in der Erziehung, so ist auch kranken Kindern gegenüber die Art des Befehls von Wichtigkeit; wer eine Anordnung unter der Voraussetzung der Selbstverständlichkeit des Gehorsams giebt, hat viel mehr Chancen, seinen Willen ausgeführt zu sehen, als der, welcher zaghaft befiehlt; die Opposition gewinnt dann gar keinen Spielraum sich zu regen. Selbstverständlich kann dabei alles in größter Freundlichkeit abgehen. — Aber nicht immer kommt man damit aus. Auch sonst gehorsame und freundlichem Zureden zugängliche Kinder sind in Krankheiten manchmal eigensinnig und widerspenstig; das Herauskehren der Autorität, sei es von Seiten des Arztes oder der Pflegerin, ruft noch mehr Opposition und Erbitterung hervor; um einen Löffel Medizin, einen kalten Umschlag, ein Öffnen des Mundes behufs Inspektion oder Pinselung des Rachens entspinnt sich ein erbitterter Kampf, der nicht selten mit der Niederlage der Pflegerin endet; ich glaube, die meisten von uns entsinnen sich solcher Scenen an den Krankenbetten der Kleinen, die natürlich die kleinen Patienten in doppelter Weise schädigen, gesundheitlich und in erzieherischer Beziehung. Sowohl aus erzieherischen als aus praktischen Gründen möchte ich gleichfalls vor einer andern Unsitte warnen, der man allzu häufig in den Krankenstuben der Kleinen begegnet. „Wenn du den Löffel Medizin nimmst, bekommst du Schokolade oder Kuchen,“ sagt die zärtliche Mutter, die sich nicht anders zu helfen weiß, obwohl sie recht gut weiß, daß sie Schokolade und Kuchen nicht geben darf; außerdem erreicht sie ihren Zweck nicht einmal, denn das kranke Kind macht sich nichts aus den Süßigkeiten, und wenn es dieselben wirklich nachher verlangt, sieht sich die Mutter der Vorspiegelung falscher Thatsachen überführt und erleidet außerdem einen Verlust an dem Vertrauen des Kindes; also unter keinen Umständen den Kleinen mehr versprechen als man halten kann! — Ebenso hüte man sich vor Liebkosungen kranker Kinder oder Erwachsener; meistenteils werden sie von Kranken als Unannehmlichkeit empfunden, und was in gesunden Tagen als besondere Belohnung den Kindern wert und teuer sein sollte, verliert den Nimbus des Begehrenswerten, wie die Persönlichkeit der Pflegerin dadurch an Respekt verliert; auch wird man selten ein krankes Kind dadurch bestimmen, etwas zu thun, was ihm unangenehm ist.

Das Allerverwerflichste aber ist, durch allerhand Schreckmisse Willfährigkeit erzwingen zu wollen; nie und nimmer sollte der Wolf, der schwarze Mann ꝛc. citiert werden, um die kleinen Rebellen zur Raison zu bringen. Schon gesunde Kinder können durch dergleichen Unsinn nervös gemacht werden und dauernden Schaden leiden; in

welcher Weise das erregbare Gehirn fiebernder Kinder darauf reagiert, welches Unheil dadurch angerichtet werden kann, ist gar nicht abzusehen.

Wenn solche unliebsamen Szenen am Krankenbett drohen, erweist es sich manchmal als ganz gute Diplomatie, die Aufmerksamkeit der Kleinen erst einmal abzulenken, zu verhindern, daß die Opposition sich gerade auf den einen Punkt konzentriere. Es ist bekannt, daß wir unsern berühmten Struwelpeter, den allerersten litterarischen Schatz der meisten deutschen Kinderstuben, einem solchen Verfahren verdanken. Dr. Hoffmann, ein in den dreißiger und vierziger Jahren sehr bekannter Kinderarzt in Frankfurt a. M., litterarisch wie zeichnerisch hoch veranlagt, pflegte, wenn ein Streit mit seinen kleinen Patienten drohte, Papier und Bleistift zur Hand zu nehmen und ihnen in einigen Strichen und begleitenden Verschen ihre Unarten drastisch vorzuführen. So entstand der Daumenlutscher, der Suppenkasper, das Paulinchen ꝛc.; ich bin überzeugt, daß er seinen Zweck meistens erreichte, und daß trotz mancher Bedenken der Hochästhetischen das Buch noch immer seinen Platz in der Kinderstube behält, spricht für seinen erziehlichen Wert.

Unter Umständen kann es vorkommen, daß auch bei erwachsenen Kranken ein entsprechendes Verfahren in Anwendung gebracht werden muß: Es ist nämlich nur zu wahr, daß körperliche Zustände Stimmung und Charakter beeinflussen, daß Personen, die wir sonst als geduldig, willensstark, einsichtig und rücksichtsvoll kennen, als Kranke oft ungeduldig, kapriziös, mürrisch und egoistisch erscheinen. Solchen ewig nörgelnden und unzufriedenen Patienten gegenüber hat die Pflegerin einen schweren Stand und braucht sehr viel Takt und Selbstbeherrschung. Auf keinen Fall darf sie sich in Streit mit dem Kranken einlassen, darf sich durch unfreundliches Wesen auch nicht verbittern lassen, oder es dem Kranken gar nachtragen. Es wird ihr selbst leichter werden, gute Stimmung zu behalten, den Kranken zu beeinflussen und die Klippen zu vermeiden, wenn sie die Charakterveränderung als Krankheitssymptom auffaßt und stets bedenkt, daß sie einen kranken Menschen vor sich hat, dessen Selbstkontrolle herabgesetzt ist; daß ferner manche Kranke in einem wunderlichen Stimmungsgemisch nur scheinbar undankbar sind, während sie im Grunde recht wohl erkennen, was für sie gethan wird; bei der Genesung tritt dies dann zu Tage. Allerdings gehört von Seiten der Pflegerin ein gutes Maß von Gescheitheit und Übersicht dazu, um sich diese Entschuldigungsgründe immer gegenwärtig zu halten. Keineswegs jedoch soll hiermit gesagt werden, daß sie jeder Laune des Kranken, die ihn selbst vielleicht schädigen würde, nachzugeben habe! —

Bei der Pflege *schwer* kranker Angehöriger ergeben sich manchmal noch andere schwierige Lagen, die Taktgefühl, Gemüt und Verstand der Pflegerin auf eine schwere Probe stellen. Es giebt aufgeregte Kranke, die in großer Sorge wegen des Ausgangs ihres Leidens sind und aus der Pflegerin herauszubekommen suchen, wie die Sache steht. „Werde ich sterben?“ Dieser Frage gegenüber hat die Pflegerin einen schweren Stand, um so schwieriger, je inniger und näher sie durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande dem Kranken verknüpft ist.

Wo es sich machen läßt, vermeide sie, von der Krankheit zu sprechen; sie sei bei kritischen Fragen eingedenk, daß es wenig Menschen giebt, die dem *nahen* Unvermeidlichen mit Gemütsruhe entgegensehen. Mancher, der in gesunden Tagen philosophisch und ruhig mit allem sich abgefunden zu haben meint, oder dessen Christentum ihn gelehrt hat, das Abscheiden als ein bloßes Hinübergehen zu betrachten, — ja mancher, dessen Leben tief unglücklich war, so daß er den Tod als Erlösung herbeisehnte, fühlt anders, wenn Krankheit die Nerven geschwächt, den Blick eingeengt, die moralische Festigkeit erschüttert hat; der kranke Mensch ist eben häufig ein anderer, als der gesunde!

In solchen traurigen Fällen muß die Pflegerin individualisieren können. Wo wichtige Bestimmungen zu treffen sind, wo die Zukunft anderer noch berücksichtigt werden muß, ist es ja nötig, zuzugeben oder gar anzudeuten, daß traurige Möglichkeiten nicht ausgeschlossen sind; wenn es in ganz richtiger Weise geschieht, ist es möglich, daß der Kranke eher eine Beruhigung aus dem Bewußtsein schöpft, für alle Fälle

Digitized by Google

alles geordnet zu haben. Ist die Pflegerin in solcher Lage sich nicht klar, welches Verhalten das richtige ist, so thut sie gut, auch das Urteil des Arztes einzuholen, der den physischen und psychischen Zustand des Kranken besser beurteilen kann. Im allgemeinen sei die Pflegerin eingedenk, daß Unruhe und Furcht vor dem Tode den krankhaften körperlichen Zustand direkt verschlimmern und unter Umständen den tödlichen Ausgang beschleunigen oder herbeiführen kann. Nicht sowohl durch Worte als durch ihr Wesen suche sie ihm Ruhe zu geben; vor allen Dingen keine Angst zeigen! Ich kannte Kranke, die von ihren liebsten Angehörigen nicht gepflegt sein wollten, nur weil sie die ängstlich auf sich gerichteten Augen nicht aushalten konnten! Das Ruhigscheinen erfordert unter Umständen von den Angehörigen eine große Willensenergie; wüßten sie, welche Wohlthat sie dem Kranken damit erzeigen, so würden sie sicherlich mehr Selbstüberwindung üben. —

* * *

Verstand, Hilfsbereitschaft, Entsagungsfähigkeit, Takt, — das sind also die geistigen Eigenschaften, die ein weibliches Familienglied für die Würde der Familienkrankenpflegerin qualifizieren. Nun sind aber noch einige körperliche Eigenschaften dazu nötig. Zunächst ein ausreichendes Maß von Körperkraft und Ausdauer, eine gewisse körperliche Elastizität. Auf häufiges Gestörtwerden in der Nacht, auf ein paar schlaflose Nächte darf es der Pflegerin nicht ankommen; ihre Spannkraft muß nach durchwachter Nacht durch leichte Mittel, kühles Bad, kräftige Nahrung (namentlich Kaffee, der ein vortreffliches Stimulans bei Krankenpflege ist) bald wieder herzustellen sein.

Andererseits giebt es auch körperliche Eigenschaften, die Familienglieder, die sonst ganz gut geeignet sein würden, vom Pflegeamt ausschließen; z. B. wird man zur Pflege eines Lungenkranken nicht Personen mit schwächlichen oder kranken Atmungswerkzeugen anstellen. Zur Pflege eines scharlach- oder masernkranken Kindes wählt man am liebsten ein Familienglied, das die Krankheit bereits überstanden hat; wer an häufigen Rachenkatarrhen und Mandelentzündungen leidet, sollte kein diphtheriekrankes Kind pflegen; wer noch nicht geimpft bezw. revacciniert ist, keinen Pockenkranken. Endlich ist eine Pflegerin, die an heftigem Husten leidet, überhaupt nicht brauchbar; sie gefährdet in manchen Fällen nicht nur sich selbst, sondern stört auch stets den Kranken. Das gilt auch von solcher, die das Unglück hat zu schnarchen. Alles dies liegt auf der Hand und bedarf eigentlich nur im Interesse einer gewissen Vollständigkeit der Erwähnung.

Ein wahres Gnadengeschenk der Natur sind für eine Pflegerin noch ein Paar geschickte Hände, die ganz von selbst alles am richtigen Ende anzufassen wissen. Wem solche nicht gegeben sind, der muß die seinen darnach erziehen, was ja manchmal verzweifelt schwer ist, aber bei gutem Willen doch bis zu einem gewissen Grade gelingt. Dazu gehört noch praktischer Sinn, eine gewisse wirtschaftliche Übersicht und Ordnungssinn.

Die Pflegerin muß stets in Gedanken haben, daß allzugroße Geschäftigkeit, namentlich zielloses Hin- und Herlaufen, den meisten Kranken sehr lästig ist und sie nervös macht. Soll z. B. das Krankenzimmer aufgeräumt werden, so muß dies in kürzester Frist und mit möglichst wenig Bewegung und Lärm ausgeführt werden. Für jemand, der nicht schon viel Übung und von Natur Übersicht hat, ist es ganz ratsam, vor einem solchen Unternehmen sich erst ruhig einen Plan zu machen: wieviel von überflüssigen Gerätschaften kann ich auf einmal aus dem Zimmer tragen, was für notwendige Dinge bei demselben Gang wieder herein bringen, damit die Thür nicht unnötig oft geöffnet und geschlossen zu werden braucht; wie entferne ich am besten den Staub ohne ihn aufzurühren; wie muß ich das Fenster öffnen, damit den Kranken die Zugluft nicht trifft ꝛc.

Oder man will dem Kranken seine Mahlzeit bringen; da heißt es vorher zu überlegen, nicht allein, wie es zu machen, nicht allein, daß die Mahlzeit einigermaßen einladend aussieht, sondern auch, daß alles, was zur Mahlzeit gehört, auf einmal

auf dem Tablett stehe, damit der Kranke nicht durch eiliges Rennen beunruhigt werde. Oder man will dem Kranken bei der Toilette helfen, ihn waschen — da lege man sich vorher in Gedanken zurecht, wie man das Werk am geschicktesten anfängt, wie man alles, was dazu gehört, mit möglichst wenig Gängen herbeibringt und wieder entfernt. Das alte Sprichwort: wer's nicht im Kopf hat, muß es in den Beinen haben — paßt nicht in Bezug auf Krankenpflege; man muß es eben im Kopf haben. Daß alles möglichst leise geschieht, ist selbstverständlich, doch ist ostentatives auf den Zehen gehen vielen Kranken unausstehlich; es ist oft ebenso schlimm wie die ängstlichen Augen; die demonstrative Vorsicht der Umgebung verstärkt das Gefühl des Krankseins. — Eine sanfte Hand, sicheres, geschicktes Zufassen, die Fähigkeit, sich zu bewegen ohne anzustoßen und ohne Geräusch gehört zu den Talenten, die man zur Krankenpflege haben oder in sich heranbilden muß.

Auch die Kleidung der Pflegerin muß entsprechend eingerichtet sein; seidene Kleider, Hackenschuhe oder knarrende Stiefel sind ohne weiteres zu verbannen. Am besten ist ein baumwollenes oder leinenes Waschkleid; liegt eine ansteckende Krankheit vor, so muß die Pflegerin sich thunlichst von der übrigen Familie entfernt halten, bezw. sich mit dem Patienten isolieren; für die notwendigsten Gänge in die Küche ꝛc., die sie mit den übrigen Familiengliedern in Berührung bringen könnten, nehme sie eine weite, die ganze Figur einhüllende Schürze um, die am besten an der Thür aufgehängt bleibt.

* * *

Nachdem wir nun gesehen, wie eine Krankenpflegerin sein muß, fragen wir, was sie zunächst zu thun hat, wenn ein Familienglied erkrankt und ihrer Pflege unterstellt wird. Zuerst handelt es sich um Auswahl und Einrichtung des Krankenzimmers. Natürlich richtet sich das nach den vorhandenen Wohnräumen und nach den Verhältnissen, in denen die Familie lebt. Ich brauche nicht erst anzuführen, wie schwer die Krankenpflege in feuchten, dumpfen Kellerwohnungen ist, in den Arbeiterwohnungen, wo sich eine Familie von 6—8 Personen, etwa noch mit Schlafburschen, in Stube, Kammer und Küche zusammengedrängt findet. Es ist erstaunlich, welche Wunder von Tapferkeit und Selbstaufopferung in solchen engen Räumen tagtäglich von unseren Arbeiterfrauen bei der Pflege ihrer kranken Kinder verrichtet werden; leider sind die Resultate nicht entsprechend, denn außer der Ungunst der äußeren Verhältnisse stehen Unwissenheit und Mangel an Urteil einem ersprießlichen Wirken entgegen.

Wo Auswahl vorhanden, wähle man ein Zimmer, zu welchem Störung von außen am wenigsten dringen kann, dem Ruhebedürfnis des Kranken entsprechend. Außerdem muß es so gelegen sein, daß reine Luft und eine angenehme, möglichst gleichmäßige Temperatur darin erhalten werden können. Aus den Zeiten der künstlich verdunkelten Krankenzimmer, der ängstlich geschlossenen Fenster und der übermäßigen Furcht vor Zugluft und Erkältung sind wir ja glücklich heraus. Im Hochsommer wähle man nicht ein Zimmer, das nach Süden gelegen, im Winter nicht eins, dessen Fenster nach Norden gehen; etwas Sonnenlicht sollte in jedes Krankenzimmer dringen, nicht allein das physische Wohlbefinden, auch der Wille, der Drang zum Leben, der dem Kranken und dem Rekonvaleszenten so nötig ist, wird durch Sonnenlicht erweckt und unterhalten. Am besten für Krankenzimmer passend in jeder Jahreszeit dürften nach Osten gelegene Zimmer sein, da das morgendliche Sonnenlicht einen besonders erfrischenden und erfreuenden Einfluß ausübt.

Um die Luft im Krankenzimmer genügend rein halten zu können, soll dasselbe nicht nur geräumig genug sein für den Kranken und seine Pflegerin, es muß auch leicht gereinigt, gelüftet, geheizt und staubfrei gehalten werden können. Während man früher Lufterneuerung im Krankenzimmer nur auf Umwegen, durch Öffnen der Fenster im Nebenraum, bewerkstelligte, giebt man jetzt ohne Scheu der Luft direkten Zutritt, — abgesehen von einigen ganz exceptionellen Krankheitsfällen. Doch muß die Pflegerin den Fensterflügel so öffnen, daß der Kranke nicht direkt von Zugluft getroffen wird.

Im Sommer empfiehlt sich gleich nach einem Regen Lüftung des Krankenzimmers aus dem Grunde, weil dann die äußere Luft nicht nur am reichsten an Wasserdampf, sondern auch staubfrei ist. Um der Zimmerluft die wünschenswerte Feuchtigkeit auch im Winter zu sichern, stellt die Pflegerin in die Ofenröhre ein flaches Gefäß mit Wasser; ist der Ofen von Eisen, so wird das Wasser oben darauf gestellt, um zu verhüten, daß der aus der Luft auf den Ofen sich senkende Staub, durch die Hitze versengt, der Luft den bekannten unangenehm brenzlichen Geruch mitteilt.

Die Temperatur der Zimmerluft hat die Pflegerin, wenn möglich, zwischen 14 und 15° Reaumur zu halten. Die Regulierung ist in der Familienkrankenpflege freilich oft recht schwierig, weil die beständige Ventilation, mit der die Krankenhäuser versehen sind, fehlt und durch zeitweises Öffnen von Thüren und Fenstern ersetzt werden muß, das für kurze Zeit die Zimmertemperatur sinken macht.

Verunreinigung der Krankenzimmerluft ist nach Möglichkeit zu verhüten; verunreinigte Luft kann aber nicht gereinigt, sondern muß sofort durch frische Luft ersetzt werden, — jede aromatische oder sonstige Räucherung ist zu unterlassen.

Schwere wollene Teppiche und Vorhänge, die als Staub- und Bazillenfänger in unserem bakterienfrohen Zeitalter mit besonderem Mißtrauen anzusehen sind, müssen entfernt werden; ein auf Ordnung, Reinlichkeit und Harmonie gestimmter Sinn, eine geschickte weibliche Hand kann auch ohne diesen sogenannten Komfort ein Krankenzimmer behaglich einrichten und erhalten. Einige dem Kranken vertraute Bilder an den Wänden, die Gemüt und Phantasie nicht erregen, einige nicht stark duftende Blumen, helle, waschbare Vorhänge an den Fenstern, ein sauberes Tischchen neben dem Bett, auf welchem die dem Kranken notwendigen Gegenstände stehen (ja nicht zu vielerlei, und namentlich nicht verschiedene Arten von Medizin), eine gewisse Zierlichkeit der Anordnung, — damit muß es gelingen, auch einem Krankenzimmer einen gewissen Anstrich von Behaglichkeit zu geben. Das Bett stehe so, daß die Pflegende von beiden Seiten ankommen kann, also nicht mit einer Langseite an der Wand; es ist dem Kranken angenehmer, freien Ausblick in das Zimmer zu haben. Ein dem Auge nahe gerücktes Tapetenmuster, die weiße Fläche eines am Fußende stehenden Kachelofens quält den Kranken oft in einem Grade, der für Gesunde unbegreiflich erscheint, weil eben diese Eindrücke nicht in stetem Wechsel durch andere ersetzt werden. —

Hat die Pflegerin das Krankenzimmer soweit in Ordnung gebracht, so erheischt nun noch das Krankenbett ihre besondere Aufmerksamkeit. Es muß fest genug sein, um bei Lageveränderungen des Kranken nicht zu schwanken und zu knarren. Besser als hölzerne Bettstellen sind eiserne, am besten die nach neuerer Erfindung statt der Springfedermatratze mit einem Boden von Drahtspiralgewebe versehenen, über den eine gut gestopfte Roßhaarmatratze gelegt wird. Federbetten als Unterbett sind desto unbrauchbarer, je weicher sie sind, weil sie leicht in Unordnung geraten und außerdem erhitzend wirken. Das Betttuch wird über das Unterbett glatt ausgebreitet, an den Seiten straff angezogen und eingesteckt, oder noch besser, um die Bildung von den Kranken drückenden Falten zu verhindern, mit starken Sicherheitsnadeln an der Matratze befestigt; die Stütze für Kopf und Schultern bestehe aus einem Kopfpolster von einer der gewünschten Lage entsprechenden Höhe und aus dem Kopfkissen; auch hier ist das Haarkissen dem Federkissen vorzuziehen. Zum Zudecken dienen ein paar in einen Leinenüberzug gesteckte wollene Decken; den Decken nur das Betttuch unterzulegen, ist weniger zweckmäßig, weil diese Art Bedeckung leicht in Unordnung gerät. Sämtliche Kissen, Bettbezüge und Decken sollen weiß sein, damit jede Unreinlichkeit sofort entdeckt werde.

Handelt es sich um eine ansteckende, bezw. übertragbare Krankheit, Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus, so versäume die Pflegerin nicht, gleich von vornherein einen Porzellaneimer mit einer desinfizierenden Lösung, Karbol oder Lysol, in das Krankenzimmer zu stellen, um jedes Stück Wäsche, das im Krankenzimmer gebraucht ist, sofort hineinzuthun; niemals darf solche Krankenwäsche zwischen die übrige Haushaltswäsche gethan werden; nicht allein die Hausbewohner könnten dadurch infiziert werden: wo die Wäsche, wie in großen Städten ja meist, außer dem Hause gewaschen

Digitized by Google

wird, könnten die Keime Unglück und Tod in die armen Wohnungen der Wäſcherinnen und Arbeiterinnen bringen, wie es leider nur zu oft ſchon geſchehen iſt. Iſt der Bottich gefüllt, ſo wird der Inhalt in einen Waſchkeſſel umgeſtürzt und durchgekocht; dann darf man ſich damit beruhigen, das Mögliche gethan zu haben. Bei der weiteren Behandlung der Wäſche iſt eine Anſteckungsgefahr ſo gut wie ausgeſchloſſen. —

Was nun die eigentliche Krankenwartung betrifft, — die Maßnahmen in der Pflege, die der ſpezielle Krankheitsfall erheiſcht, ſo iſt es ausſichtslos, auch nur skizzenhaft dieſelbe in dem Rahmen eines kurzen Artikels darſtellen zu wollen. Wie ſchon geſagt, erfordert das gründliche Erlernen der Krankenpflege Jahre und eine ſtete praktiſche Übung, die ja natürlich am beſten in Krankenhäuſern gewonnen wird. Die Überzeugung, daß eine allgemeine Verbreitung der elementarſten Kenntniſſe des Gebiets zur Notwendigkeit geworden, bricht ſich immer mehr Bahn. Die halbjährigen Spitalkurſe der Johanniterinnen ſtellen ſchon einen ganz annehmbaren Gewinn auch für die Familienkrankenpflege dar. Doch nicht jede Frau, nicht jedes junge Mädchen kann eine Lernzeit im Krankenhauſe durchmachen. Nun ſind in den letzten Jahren zunächſt hier in Berlin, dann auch in anderen großen Städten, theoretiſche Kurſe über Krankenpflege eingerichtet worden; zuerſt waren es einige praktiſche Ärzte, die aus privater Initiative damit begannen, dann wurde die Sache von einigen Vereinen aufgenommen. In zwölf bis zwanzig Vorleſungen, an die ſich auch einige praktiſche Übungen anſchließen, wird die Theorie der Krankenpflege und Krankenwartung durchgenommen, und dadurch auch einem größeren Teil des weiblichen Publikums die Gelegenheit geboten, ſich über die Grundzüge der Krankenpflege zu orientieren. Wer mit Verſtand und Nachdenken an die Sache herangeht, wird ſicherlich auch Nutzen davontragen; kommt ſpäter die Notwendigkeit der Ausübung, ſo wird das Gelernte wieder lebendig. Ich empfehle die Teilnahme an dieſen Kurſen allen denen, die Intereſſe für Krankenpflege haben oder ſich für künftige Pflichten vorbereiten wollen. Sicher iſt ja, daß jedes Amt, jede Pflicht beſſer ausgeführt wird von dem, der theoretiſches Verſtändnis für das Warum beſitzt; nicht minder wahr iſt, daß verſtändsvolle Pflichterfüllung größere Befriedigung und Freudigkeit gewährt. So wird für die häusliche Krankenpflege aus dieſen theoretiſchen Kurſen praktiſcher Nutzen erwachſen; — der Gewinn für die Pflegerin beſteht in einer Vermehrung der weiblichen Hilfsbereitſchaft, der wahren Weiblichkeit.

Troſt.

Du weißt es nicht, wohin Du gehſt —
Führt Dich Dein Pfad dem Leid entgegen,
Harrt Deiner ungeahnt ein Segen:
Du mußt die müden Füße regen
Und weißt doch nicht auf Deinen Wegen,
O Menſchenkind, wohin Du gehſt.

Was iſt denn alles, das Du kannſt?
Kaum wiegt's ein Körnchen auf der Wage
Des Schickſals. Aber eines ſage
Dir, armer Pilger, alle Tage,
Daß wie auf Höh'n im Thal der Klage
Du ſtündlich Gott begegnen kannſt.

Marie Tyrol.

Digitized by Google

Marie Seebach.

Skizze

von

E. Pely.

Nachdruck verboten.

„Ja, Marie Seebach, die ist nie wieder ersetzt worden in ihren Glanzrollen," sagt mancher Graukopf, der ein leidenschaftlicher Theatergänger war, und manche Matrone nickt dazu, und ein paar jüngere Generationen können mit einstimmen; sie haben ein Gretchen, Klärchen, Maria Stuart u. s. w. von ihr darstellen sehn. Die „von heute", welche sie auf der Bühne des Königlichen Schauspielhauses in Berlin in der Rolle einer weichherzigen Mutter oder einer beliebigen Alten mit feinkomischem Anstrich erblicken, die bekommen den Klang ihres sympathischen Organs, die Tiefe ihrer Empfindung, den Anflug von Schelmerei, die ihr sämtlich treu geblieben sind — sie fühlen auch, sie sitzen einer bedeutenden Künstlerin gegenüber — was Marie Seebach uns allen aber gewesen, denen sie die klassischen Frauengestalten verkörperte, das können sie nicht einmal ahnen! nachgeglänzt hat es durchs Leben. Jeder fühlte, so muß der Dichter seine Gestalten gesehen haben; genau nur so, in höchster Vollendung, sollten sie wiedergegeben werden.

„Seht sie gefällig stehn! Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön. Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt der weiche Ton, der sich ins Herz ergießt." Diese Worte für Corona Schröter würde Goethe auch für Marie Seebach geschrieben haben.

Die Künstlerin war von zierlicher Figur, das schmale Gesicht von rotblonden Locken umgeben, hatte ein paar große blaue Augen, einen sprechenden Mund — für Gretchen und Luise war sie wie geschaffen, die deutsche sinnige Mädchenerscheinung. Bescheiden, fast schüchtern setzte sie ein, wie schwoll aber Luisens Stimme gegenüber der Lady, wie rührte sie bis in tiefster Seele mit dem Gebet und der Wahnsinnsscene im Faust; welch eine ganz andere Gestalt war das Klärchen, trutzig und entschlossen, von welch südlicher Glut die Julia durchflammt. Und wenn die „kleine" Seebach eine Königin gab, die Maria Stuart, die Krimhilde, da wuchs sie auf der Scene sichtlich vor den Augen des Zuschauers. Die „längsten" Darstellerinnen reichten nicht zu der Höhe und Größe heran. Das geschulte, klangvolle, ausgiebige Organ, wie trug es im Flüsterton, wie hallte es im Affekt — ihrer Kraft und Leidenschaft hat sich die Ristori ihr von den Zeitgenossinnen zur Seite stellen können, ihrer Weichheit keine. In Salonrollen wußte sie reizend zu plaudern.

Marie Seebach ist ein echtes Theaterkind, in Riga ist sie geboren, in Köln aufgewachsen, dort war ihr Vater Regisseur; ihre Tante war die berühmte Frieb-Blumauer. In Felle genäht, als ganz kleines Ding, ist sie als „Schmerzensreich" in „Genoveva" zuerst über die Bühne getragen, dann hat sie als Infantin in „Don Carlos", dieser Rolle aller richtigen Theaterkinder, vierjährig, mit piepsigem Stimmchen zu sagen gehabt: „Mein Vater zürnt, und meine schöne Mutter weint!" Aber darauf kam es dem Mariechen gar nicht an, es hatte weit größere Freude an seinem langen Kleidchen und den goldgestickten Schuhen, und weil es die Mutter hoch oben im Theater sitzen wußte, deutete es unbekümmert um König Philipps Pein auf sein Röckchen und streckte die Füße vor, damit die Mutter die Herrlichkeit sähe.

Der Komiker Seebach wurde sehr früh Witwer und suchte seine beiden kleinen Mädchen, so gut es ging, zu erziehen; die Verhältnisse waren sehr dürftig, so mußten sie bald versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen. Marie war eine durchaus musikalische Natur

und hatte ein liebliches Stimmchen, deshalb ſollte ſie Geſangsſoubrette werden und als ſolche fand ſie, blutjung, Engagement in Fürth, Nürnberg, Stettin. Lieber Himmel, weit reichte die Gage nicht. — Als ſich Marie das erſte, bereits getragene Theaterſammetkleid verſchaffen konnte — mit Goldpapier garniert, diente es für höfiſche Tracht, kurz mit Band umrandet für noble bürgerliche Verhältniſſe —, war ſie glücklich.

Marie Seebach.

In Stettin wohnte die junge Künſtlerin bei einer Wirtin, die ihr Klöße und Speck und zur Abwechslung Speck und Klöße kochte — ſie wurde bleichſüchtig. „Fleiſch müſſen Sie eſſen," dekretierte der Arzt. Bei der Gage! So gab ſie denn Klavierſtunden à zwei „gute Groſchen", um für ihre Schweſter und ſich beſſere Mahlzeiten beſchaffen zu können. Dieſe Schweſter Wilhelmine iſt auch eine gute Schauſpielerin geworden und hat lange Zeit in Königsberg gewirkt, wo ſie unter Ehren ihren Abſchied nahm.

Neben den Soubrettenrollen hatte die kleine Seebach auch Röllchen im Schauſpiel — und ſie war ehrgeizig. Sie ſah in großen Rollen ab und an auch bedeutende

Künſtler und lernte von ihnen. Sie ſtudierte Tag und Nacht, mit eiſerner Energie, mit zähem Willen. Ich habe nie in einem zarten Körper eine ſo ſtarke Willenskraft geſehen, wie ſie Marie Seebach beſitzt — die hat ſie neben dem von der Natur geſchenkten herrlichen Talent zu der Größe echter Künſtlerſchaft heranwachſen laſſen. Und die junge Novize bildete ſich auch — nur aus ſich ſelbſt, durch offenes Auge, offenes Ohr, Fleiß und dreimal Fleiß — ſo hat ſie den hohen Grad einer Bildung erreicht, wie ihn wenige ihrer Kolleginnen beſitzen.

Ein großer Fortſchritt war's, als die junge Künſtlerin nach Kaſſel kam; ſie gefiel ungemein in ihren munteren Rollen, lernte aber die tragiſchen, und dann wurde ſie von dem berühmten alten Maurice entdeckt — er ließ ſie als „Gretchen" in Hamburg am Thaliatheater auftreten. Und mit einem Schlage bekam ſie Ruf und die Flügel wuchſen ihr; ſie wurde nach Wien berufen ans Hofburgtheater, ſpielte in den Münchener Muſtervorſtellungen und hatte Gaſtſpiele über Gaſtſpiele. Kein Theaterort in Deutſchland, der ſie nicht ſah, kein zeitgenöſſiſcher Künſtler, der nicht mit ihr geſpielt hat — mochte es in einer großen oder kleinen Rolle neben ihr ſein. Dann kam ſie an das Hoftheater in Hannover, und hier verbrachte ſie auf dem Zenith des Erfolges, in der Blüte ihrer Kraft, getragen von der Bewunderung des Publikums, gefördert von der Gunſt des kunſtſinnigen Königs Georg V. und ſeiner Gemahlin Marie, eigentlich die ſchönſten Jahre ihres Künſtlerlebens. In der Leineſtadt feierte man ſie, Gaſtſpiele außerhalb brachten ihr rauſchende Erfolge, am Hofe ſah man ſie oft. Sie wurde als Vorleſerin immer in Form einer Einladung befohlen, ſei's in das Palais an der Friedrichſtraße, ſei's nach dem grünen hiſtoriſchen Herrenhauſen, wo die Kurfürſtin Sophie, Leibnitzens Freundin, gelebt, und das die Sommerreſidenz war; ſie trug vor, ſie plauderte, ſie durfte ihren witzigen Einfällen nachgeben. Im Palais Altenburg, wo der Vater der Königin Marie und ihre Schweſter Thereſe wohnten, war ſie ein oft geſehener Gaſt, und dieſe Beziehungen zu dem hannöverſchen Königshauſe machten ſie auch in andern Reſidenzen hofſähig infolge ihres künſtleriſchen Adelsbriefes. Und das Publikum erſt in Hannover, wie ſchwärmte das für „unſere Seebach"! In der Oper wie im Schauſpiel und im Konzertſaal wurde in Hannover zu jener Zeit ungemein viel geleiſtet, einen erſten Rang als Kunſtſtadt nahm die Welfenreſidenz ein. Wachtel und Niemann und die Rottes und Caggiati und Ubrich waren Geſangesgrößen, Joachims Ruhm blühte dort auf, das Orcheſter beſtand aus Künſtlern; im Schauſpiel wirkten Carl Devrient, Alexander Liebe, die ſchöne Frau von Bärndorf, die Ehrhard, die Keßler — ein ſolches Königinnenpaar, wie die Bärndorf als Brunhilde und die Seebach als Krimhilde haben auf keiner Bühne ſich in den Nibelungen wieder gegenüber geſtanden.

Daß die Seebach heiratete, in der Marktkirche mit dem Sänger Albert Niemann getraut wurde, das beſchäftigte die Schulkinder am denkwürdigen Tag in der Pauſe, die ganze Stadt ſtrömte zu dem Ereignis herbei.

Das beliebteſte Künſtlerpaar verband ſich, das war geradezu „ideal", und gewiß iſt, daß der große „Schauſpieler" Niemann ſich neben dem Sänger an der Seite der Künſtlerin entwickelt hat; beſonders erfreut waren der König und die Königin über die Heirat.

Wie jede andere Frau, ganz dem Mutterglück hingegeben, tauchte im Lauf der Jahre Frau Niemann-Seebach mit Söhnchen und Wärterin auf in den Ausflugsorten, im Walde, der Eilenriede, die ſtundenweit die Leineſtadt umgiebt. Um dieſe Zeit war's, wo ab und an ein Theaterbillet der Großmutter für mich abfiel und ich die Seebach als „Grille", als „Waiſe von Lowood" ſah — und da begann meine Schwärmerei für ſie; wann und wo ſie dem Schulkind begegnete, folgte es ihr von ferne, und ich machte einer Freundin die ſchönſten Schulaufſätze, nur damit ſie mich mit an die Thür der Künſtlerin nahm, der ſie oft Beſtellungen der Eltern auszurichten hatte. Noch heute iſt ſie mir in Erinnerung im blauſeidenen Kleide mit der Krinoline und den rötlich ſchimmernden Locken, wie ſie einmal über den Schillerplatz ſchritt, traumverloren. Wenn der Dichter von ſeinem Poſtament heruntergeſtiegen wäre, um der Darſtellerin ſeiner Heldinnen bronzeklirrend eine Reverenz zu machen,

Digitized by Google

ich hätte es gar nicht ſo verwunderlich gefunden. Und wenn wir jetzt zuweilen zuſammenſitzen, die große Künſtlerin nun „weiß in Haaren“, dann kommt ſicher immer einmal die Rede auf die hannoveriſche, „die alte und gute Zeit“.

Nach den politiſchen Ereigniſſen des Jahres 1866 wurde Albert Niemann an die Berliner Oper gerufen, Marie Seebach ging auf Gaſtſpielreiſen, auch nach Amerika — in den achtziger Jahren, nach dem Tode von Minona Frieb-Blumauer, wurde ſie für das alte Fach am Berliner Schauſpielhauſe engagiert.

Ob Marie Seebach eine Schauſpielerin im modernen Sinne war? ſo bin ich oft gefragt. Von den Schillerſchen und Goetheſchen Frauengeſtalten iſt ein gewiſſer Stil nicht zu trennen — das haben wir geſehn, als die Realiſten an die Darſtellung von Kabale und Liebe im Deutſchen Theater gingen — es war ein mißglückter Verſuch. Dieſer Stil war Natur bei der Künſtlerin, das Gemeine zu verkörpern würde ihr unmöglich geweſen ſein; Theodor Döring, der doch ein großer Realiſt war, nannte ſie die „wahrſte Julia“. In vielen Stücken der Birchpfeiffer hatte ſie Glanzrollen, ſentimental mit dem Anflug von Trotz — eine Alma in der Ehre würde ihr nie gelegen haben, eine Ibſenſche Nora aber. Und wie ſtand ihr die Hebbelſche Wucht, der Schmerz und der Racheſchrei einer Krimhild zu Gebot!

Leute „von geſtern und von heute“ hat es immer gegeben, wenn auch die Modernen meinen, ſie haben „ſich“ erfunden. In der Litteratur, in der bildenden und darſtellenden Kunſt war immer ein Jungdeutſchland da. Ich mußte lächeln, als ich kürzlich einen Brief von Adele Schopenhauer von 1819 las, worin ſie in Bezug auf einen Maler ſagt: „Ich ſah ſehr brave Sachen von ihm, nur zu wild, zu ſehr nach der neuen Teutſchheit ſchmeckend —“ könnte das nicht ebenſo gut heute geſchrieben ſein?

Nach Goethes ſteifen Regeln für Schauſpieler hat ſich Marie Seebach kaum gerichtet, ſie gehörte auch keiner Schule an — ſie war ein künſtleriſches Ich — aber Schneuzen, in den Haaren kratzen, Taſchentücher auswinden, was durch die Duſe bei uns modern geworden, würde ſie doch verſchmäht haben.

Auf eine Fülle ſchöner Erfolge, glänzender Triumphe, wie ſie ſelten in ſolcher Menge einer Künſtlerin auf der nicht dornenfreien Bahn geboten worden, kann Marie Seebach zurückblicken, aber ſie hat dem Schickſal, das nichts unbezahlt gewährt, auch ſchweren Tribut entrichtet. Der „Schmerzensreich“ iſt zu einem Omen für ſie geworden — ihr Frauenleben war an Schmerzen reich. Ihre unglückliche Ehe mußte gelöſt werden — noch härter war's, daß ſie den einzigen Sohn in der Blüte ſeiner Jahre an unheilbarer Lungenkrankheit hinſiechen ſah, gerade nachdem ſein Talent als Maler verdiente Beachtung gefunden. Die Urne mit ſeiner Aſche führte ſie heim von Mailand . . . Aus dem niederbeugenden Kummer um zertrümmertes Glück hat ſich bei der nicht Verbitterten die Liebe zum Nächſten losgerungen, zu den Alleinſtehenden und Hilfloſen ihres Berufs. Sie gründete mit Aufwendung eines großen Teiles ihres Vermögens das Marie Seebachſtift in Weimar, das beſtimmt iſt, je 14 Inſaſſen, invalide Mitglieder des Schauſpiels oder der Oper ohne Anſehn der Konfeſſion aufzunehmen und ihnen ein ſorgenfreies Leben zu gewähren und alles, was zu des Lebens Notdurft gehört, Wohnung, Verpflegung, Licht, Heizung, Bäder und Wäſche. Ein ſchöner Neubau mit Garten in der Gartenſtadt Weimar, auf dieſem klaſſiſchen Boden mit all ſeinen Traditionen, iſt das Stift, in welches Marie Seebach oft einkehrt, um mit ihren großen Babies Feſte zu feiern, nach ihrem Ergehen zu ſehen, ſich an ihrem Glück zu weiden. Die Künſtlerin hat eine reiche Lebensarbeit hinter ſich, ihre Stiftung iſt die Krönung derſelben.

Digitized by Google

Zwei Frauensilhouetten aus der Romantik.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Seltsame Seelen und seltsame Gefühle enthüllen sich in den Briefwechseln aus der Zeit der Romantik. Ein zerfaserndes Analysieren des eigenen Ichs, ein stetes Sichselbststudieren vor dem Spiegel, ein Wühlen in den geheimsten Winkeln des Seelenlebens, eine raffinierte stilistische Form der Analyse. Solche Briefe schreibt man in unserer raschlebigen Zeit nicht mehr, doch die modernen psychologischen Romane von müden Seelen zeigen enge Verwandtschaft. Anfang und Ende des Jahrhunderts berühren sich.

Und noch mehr verwandte Fäden weben hin und her.

Die Frau beginnt in der Zeit der Romantik ihre Selbständigkeit zu ahnen. Es ist die Zeit der starkgeistigen Weiber, die sich selbst ihren Platz in der Welt suchen und behaupten wollen, die mit den Männern erfolgreich im geistigen Kampf ringen. Doch die ganze Bewegung dieser Epoche steht wiederum nicht in dem verstandesklaren Tageslicht, das in der Gegenwart um sie spielt.

Das Unabhängigkeitsstreben der Frau in der Romantik ist durchaus umwebt von phantastischen Wolken; die Frauen tragen überschwer den Ballast überheiß gesteigerten Gefühls, eines seelisch-sinnlichen Überschwanges, der ihnen die klugen Köpfe umnebelt und sie schwelgen läßt. Sie können wissenschaftlich arbeiten, sie können Freund dem Manne sein; aber schnell steigt wie eine glühende Feuersäule phantastische Leidenschaftlichkeit auf und überströmt lodernd alles. Laura Marholm, die mit stark bezweifelbarer Sicherheit die Mischung aus seelischer Freiheitssehnsucht und sinnlicher Gebundenheit als charakteristisch für das moderne Weib konstruierend aufstellt, hätte ihre Modelle einwandfreier und unretouchierter unter den Frauen vom Anfang des Jahrhunderts gefunden, als unter den Frauen von heut.

Es ist damals die Zeit der schwärmerischen Seelenfreundschaften; Männer und Frauen plündern gegenseitig ihre Gefühle und errichten daraus einander Rauchaltäre. Ihre Gefühle suchen und fliehen sich in einem sinnlich-übersinnlichen Freien. Sie tauschen die Rollen. Die Weiber werden zu Männern, und die Männer feminin.

Wie schmilzt Friedrich von Gentz, einer der buntscheckigsten Charaktere der Zeit, verschwenderisch, lasterhaft, abergläubisch, lebensgewandt, politisch versiert, kühl berechnend, dabei sensitiv, jedem Eindruck verfallen, vor der Rahel hin:

„Sie nennen mich ein Kind; es ist das Süßeste, was Sie mir sagen können. Aber Sie allein, Sie machten mich zum Kinde. Wissen Sie denn nicht mehr, wie groß und erwachsen ich war, und wie ich neben Ihnen, in dem Blütenduft Ihrer alles auftauenden, auflösenden, schmelzenden Atmosphäre wieder zum Kinde herabsank? Wie ich mich täglich, stündlich verjüngte? — Wissen Sie, Liebe, warum unser Verhältnis so groß und so vollkommen geworden ist? Sie sind ein unendlich produzierendes, ich bin ein unendlich empfangendes Wesen; Sie sind ein großer Mann,

ich bin das erste aller Weiber, die je gelebt haben. Das weiß ich: wäre ich ein physisches Weib geworden, ich hätte den Erdkreis unter meine Füße gebracht. Nie habe ich etwas erfunden, nie etwas gedichtet, nie etwas gemacht: aus mir allein ziehe ich nicht den lumpigsten Funken heraus. Aber meine Empfänglichkeit ist ohne Grenzen; Ihr ewig fruchtbarer Geist traf auf diese unbegrenzte Empfänglichkeit, und so gebaren wir Ideen und Gefühle und Sprachen, die alle ganz unerhört sind. Was wir beide zusammen wissen, ahnt kein Sterblicher."

Die Rahel ist so recht der Typus der romantischen Frau. Von scharfem Verstande, hoch gebildet, von feiner, durchgeistigter Kultur und dabei in ewiger Glut, aus einer Passion in die andere gleitend, sich verflackernd in überhitzten Gefühlen, die in wildem Wechsel die Widerstandslose überrumpeln:

„Aber, was habe ich denn verbrochen, daß einer mich dem andern in die Hände wirft, bis die Göttin selber wieder vor mir steht und mich versteinert."

Im Alter schämte sie sich ihrer eigenen Briefe:

„So erniedrigend darf man sich auch in der größten Leidenschaft nicht vom Schmerz auseinander zerren und herumschleppen lassen."

Varnhagen hat uns das Bild dieser Titanide geschildert:

„Graziös und doch kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein. Das Antlitz, von reichem schwarzen Haar umflossen, verkündigte geistiges Übergewicht; die schnellen und doch klaren dunklen Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmut; was am überraschendsten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innersten Seele heraufTönende Stimme."

Aus der Treibhausatmosphäre dieser schwülen Seele tritt man in eine kühle, friedevolle Luft, wenn man die Briefe aus dem Humboldtschen Kreise aufschlägt. Es ist höchst interessant, daß es durch Dokumente aus den verschiedensten Kreisen möglich ist, festzustellen, wie zu einer Zeit auf der einen Seite psychische Exaltiertheit durchaus typisch war, auf der anderen Seite ein Goethisches Streben nach Harmonie und Ausgleich.

Das Buch „Gabriele von Bülow" läßt vor uns diese Welt in vollendeter Reinheit auferstehen. Dies Leben der Tochter Wilhelm von Humboldts und seiner Gattin Caroline geb. von Dacheröden giebt wie in Reinkultur die Antipoden des Rahelkreises. Was Heinrich von Bülow, der Gatte Gabrieles von Humboldt einmal von sich sagt: „Das Pikante, Forcierte ist mir ganz zuwider, sowohl in Speisen, als überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens," gilt von ihnen allen. Sie haben etwas Gerades, Gesetztes, höchst Unproblematisches. Menschen, die reines Herzens sind, voll Gottvertrauen und Gottesfurcht. Mit starkem Pflichtgefühl und ritterlicher Gesinnung. Antike Klarheit, Harmonie und Ruhe charakterisieren die Ehe der Eltern Gabrieles. Die Mutter war das Muster einer edlen, vornehmen Frauengestalt. Mit schlichter Häuslichkeit, die auch dem Alltäglichen seinen Sinn zu geben weiß, verband sie höchsten und freisten Schwung der Phantasie. „Sie trug nie etwas Excentrisches ins Leben hinüber und schloß immer das Seltenste und Ungewöhnlichste in sich."

Welch interessantes Schauspiel, wenn sich diese beiden Welten begegnen und berühren. In einem soeben erschienenen Briefband genießen wir es: in der Korrespondenz zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen.[1])

[1]) Her. v. Alb. Leitzmann. Weimar Herm. Böhlaus Nachfolger.

Wilhelm von Humboldt, der Gatte Karolinens hatte vor seiner Verheiratung, während seiner Berliner Jahre, viel in den jüdischen „Bureaux d'esprits" verkehrt, wo Henriette Herz, Dorothea Veit, Sara und Marianne Meyer, Rahel Levin die geistigen Sterne waren. Er führte nach seiner Verheiratung, als er von Jena wieder nach Berlin übersiedelte, seine junge Frau mit diesen Freundinnen zusammen. Vor allem fanden sich Karoline und Rahel. Aber es ist zwischen den so verschieden gearteten keine sichere, feste Freundschaft erwachsen. Es ist ein ganz seltsames, von Künstlichkeit nicht freies Verhältnis. „Beide Frauen erwärmen und beleben ihre Empfindungen für einander, empfinden den lebhafteren Trieb, sich einander mitzuteilen lediglich im Hinblick auf eine Person oder Idee, die ihr gemeinsames Interesse von verschiedenen Seiten her anregt: so bei ihrer Freundschaft für Wilhelm von Burgsdorff, so bei der Anteilnahme an den Geschicken Deutschlands, während des Befreiungskrieges gegen Napoleon. Von einem solchen gemeinsamen Fundament aus gewinnen sie dann weiterhin auch Interesse und lebendigen Anteil an ihren so verschiedenartigen Charakteren und Naturen, an ihrer gesamten gegenseitigen Existenz."

Diese beiden Wesen, Karoline und Rahel, die außerordentlich markant zwei Frauentypen ihrer Zeit bezeichnen, entschleiern sich in ihren bezeichnenden Eigentümlichkeiten.

Rahel ist nervös sprunghaft, flackernd. Sie zeigt jene sensitive Abhängigkeit von der Witterung, die in den Briefen des Friedrich von Gentz und Adam Müllers solche große Rolle spielt.

Sie schreibt in einem eiskalten Dezember, der sie fast tötet: „Bei solchen Umständen möchte ich das Herz kennen, das sich nicht so tief verkröche, daß man's gar nicht mehr ahndet. Ich will nicht eher zu Ihnen reden, bis es sich in lauer Witterung wieder meldet. Nehmen Sie dies nicht für Spaß; ich habe kein Sentiment in Kälte."

Ihr Stil hat etwas fiebernd Pulsierendes. Sie kommt von einem auf das andere, überhastet und zerfahren. Sie wühlt in Zärtlichkeiten und stammelt Beteurungen; sie windet sich in Konvulsionen des Gefühls und schreit verzweifelnd um Frieden. Es sind tiefe, wahre und wehe Herzenslaute, die hier laut werden.

Nachdem der Briefwechsel zwei Jahre gestockt hat — Karoline von Humboldts römischer Aufenthalt bildet diese Pause — nimmt ihn Rahel wieder auf. Und gleich im ersten Brief streift sie sich mit einem Fanatismus des Leidens alle Hüllen vom Herzen: „Der Tod ist es, wenn wir Freunde nach langen Jahren wiedersehen. Ist Dir das schon geschehen; mit Freunden, meine ich, denen Du ganz treu geblieben bist, ganz? Mir hier mit Gentz; den ich zweimal gesehen habe. Das ist der Tod: es ist eine solche Veränderung, daß selbst die Erinnerung ihnen nicht bleibt; alle Eigenschaften sind dahin nach dem Tod, nur anders gemischt, und auch für die Erinnerung verschwemmt, so ist gewiß der Tod."

Und nun folgt eine Kette von Selbstbespiegelungen, die die Richtigkeit des Karolinenwortes beweisen: Rahel habe ein namenloses Talent, das Leben mit allen Widersprüchen darin und im eigenen Gemüt auszusprechen.

Rahel schreibt, wie sie so sehr verliebt in ihre eigene Herzensschwäche sei.

Die Sensation einer großen Wirksamkeit ergreift ihre hysterischen Nerven, als das Kriegselend 1813 Prag mit Verwundeten füllt. Sie wurde eine brünstige Samariterin. Ihr Stil ist in diesen Zeiten noch wirrer, konvulsivischer; es pulsiert in

ihr, wie im zuckenden Herzschlag eines gefangenen Vogels, und zwischen den eigenen hingewühlten Stammelworten klingen biblische Reminiscenzen: „Wären wir jetzt zusammen! Wie ist mir! Jetzt ist mir wieder das Herz wie mit einer Hand zugehalten: Gestern hatte Gentz — von dem ich sie immer erhalte — keine Nachrichten; und nun fürchte ich wieder alles: obgleich vorgestern die besten waren. Mein Mädchen ist hin zu ihm — wir wollen ihn künftig immer Taube nennen, weil er in der Taubenstraße wohnte — und ich warte, solches Warten: Gott kennt es. — Sie schlagen sich alle Tage, kommen nicht aus den Kleidern, schlafen bald auf der Erde, bald in leeren Häusern auf Kanapees. Haben bald kein Brod, bald Fülle des Weins."

* * *

Ganz anders ersteht uns aus diesen Blättern das Bild Karolines von Humboldt. Es gleicht genau der vornehm stillen Miniatur, die uns aus dem Buch Gabriele von Bülow entgegenleuchtet. Bei Rahel lohende Unrast und Unstäte, ein Glück ohne Ruh; bei Karoline Maß und Meeresstille unter blauem Himmel.

Sie ist eine jener Frauen hoher Kultur, die in der engeren Welt ihres Hauses und in der weiten äußeren Welt gleichermaßen bedeutend wirksam und werkthätig sind; die das Talent haben, Menschen von Qualitäten um sich zu kristallisieren, ringsum befruchtende Anregung zu spenden, vielen viel zu sein und dabei herzensruhig zu bleiben und sich nie zu verlieren.

Varnhagen charakterisiert ihre Art erschöpfend:

„Sie scheinen überhaupt, meine teure Freundin, recht dazu gemacht, zusammenzuhalten, zu vereinigen, um sich her zu versammeln. Sie müssen dem gebildeten, erhöhten Leben wie jene glücklichen Seehäfen sein, die alles herbeiziehen, alles fordern und nicht umgangen werden, nicht ersetzt werden können. Mir war es oft ein Gegenstand des Nachdenkens, wie Sie es anfangen, daß alles, was Ihnen auf irgend eine Weise angehört, alsbald mit Ihnen zur Einheit, von Ihnen unzertrennlich wird, und dies Erzeugnis der seltensten Bildung habe ich weder ergründet, noch anderswo gefunden. Sie sind es gewissermaßen nicht allein, es ist ein ganzes, reicherfülltes, vielseitiges Lebensgebild, kein Haus, sondern ein Land, kein Baum, sondern ein Wald, kein Kunstwerk, sondern ein Zeitraum von Künstlern mit ihren Werken und Gesinnungen." Sie tritt uns entgegen, wie aus dem Bilde eines alten deutschen Meisters. Sie steht im stillen Frauengemach, aber ihr Blick geht durch das geöffnete Bogenfenster weit hinaus in das Land.

Sie genießt ihr häusliches Glück, ihr „inneres und äußeres Dasein bildet sich zur schönsten Harmonie; zuweilen ergreift mich wohl eine Ahnung; daß mein Leben still zu einem anderen hinüberströme, aber sie trübt keinen Gedanken, sie streift keinen Glanz von der seligen Gegenwart."

Sie hat das Bedürfnis „alles in sich klar zu wissen, und sollte es das Leben kosten."

„Ich gestehe es, nicht ohne die tiefsten Schmerzen, nicht ohne den bittersten Verlust ist mein Herz zu dem Besitz dieser Klarheit gekommen, aber durchgesetzt mußte es sein. — Ich bin in mir frei und ruhig, der Genuß des Lebens ist mir errungene Kraft, Sinn für alles Menschliche und für alles Göttliche im Menschen."

Alle die Problematischen, die ihr Leben streifen, sehen sich in dem immer gleichen ruhigen Spiegel dieses Daseins und finden in ihm Beschwichtigung. Varnhagen, in

dieſer Zeit ein Nomade mit unſicherer Zukunft, auf der Jagd nach dem Glück, fühlt das beſonders ſtark.

„Es ängſtet mich, wenn ich Ihre ſchönen Briefe betrachte, und mich an der weichen Klarheit derſelben freue, mich mit dem Bewußtſein Ihnen gegenüber zu wiſſen, daß in mir ſo wechſelnde Möglichkeiten ſind, und es iſt mir ordentlicher Weiſe ein Glück, die Gelegenheit zu treffen, mich mit Ihnen darüber zu verſtändigen.“

Die Briefe Karolines reifen nach der langen Unterbrechung der Korreſpondenz noch an Ausgeglichenheit:

„In mir, darf ich Dir mit Wahrheit ſagen, wirſt Du alles ſtiller, reiner, liebender finden. Der Schmerz des Herzens, der früh in mein Leben griff und dem ich mich hingab, hat es endlich geläutert und geſtärkt, und hinaufgehoben zu dem Genuß einer inneren, ſeligen Klarheit, die ich in dunkler Leidenſchaftlichkeit ehemals nicht ahnte.“

„Täglich fühle ich's mehr und mehr, wie es ſich wohl ſteht über den Fluten der Vergangenheit.“

Karoline ſchafft ſich ihr Leben zu einem vollendeten Kunſtwerk. Sie bildet das, was ſie als ihre Weſenheit erkannt, in ſich konſequent aus. Sie behält das offene Auge für alle die andern, ihr Schreiten, Straucheln und Irren. Aber ihr eigener Weg bleibt davon unberührt:

„Ich kann alle Naturen begreifen, verſtehſt Du wohl, mein Kind, und tadle deshalb weniger als irgend jemand, daß dieſer oder jener ſo und nicht anders iſt, allein es behagt mir nur, was ſtiller, reiner, aber vor allem milder und innig liebender mit dem vorſchreitenden Alter wird.“

Die Wege der beiden Frauen konnten nicht neben einander gehen. Sie mußten ſich trennen. Die Kluft ließ ſich auf die Dauer nicht überbrücken. Rahel heiratet Varnhagen. Man ſieht ſich erſt ſpät nach Jahren wieder, ſucht vergebens die alten lieben Züge und vermeidet ſich.

Varnhagen ſchreibt:

„Nur bei der Humboldt ſind ich die vorige Zuvorkommenheit nicht; ſie klagt mich an, ich ſei ganz anders als ſonſt und ängſtige ſie mit dem Zweifel der Falſchheit.“

Und Rahel ſagt von der einſtigen Seelenfreundin:

„Ich liebe ſie, je l'apprécie, ich lobe ſie aus dem Herzen. Schreiben aber kann ich ihr nicht, weil ich mir ſelber gegenüber ſie nicht Sie nennen kann; nicht aus Stolz, aber es iſt mit Sie nicht dieſelbe Perſon in meiner Seele. Es thut auch weiter nichts, als daß ich nicht ſchreibe; wir laſſen uns zärtlich und freundlich grüßen und manches ſagen.“

Uns aber iſt es intereſſant, den beiden Frauengeſtalten zu begegnen und ihren intimen Zwieſprachen zu lauſchen.

Sie beide, jede in ihrer gegen die andere kontraſtierenden Weſenheit, ſo charakteriſtiſche Typen ihrer Zeit. Und ſie beide nicht nur Frauen ihrer Gegenwart, ſondern auch Keimträgerinnen der Zukunft.

Maienfroſt.

Von

Eliſabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Es iſt an einem Sonntag Vormittag. Vor dem Stalle auf der hölzernen Bank ſitzen zwei Knechte, der eine rothaarig und mit Sommerſproſſen bedeckt, der andere ſemmelblond mit magerem, gelblichem Geſicht. Die Sonne, die durch windzerzauſte Wolkenmaſſen ihr kühles Mattgold auf den Hof ſendet, ſpiegelt ſich in den blankgewichſten Stiefeln der Knechte. Der eine hat hohe Stiefel an mit vielen Wulſten um das Fußgelenk, der andere iſt nur im Beſitz von Gamaſchen. Dafür ſind dieſe aber unheimlich blank: ein goldener Stich liegt auf jedem Fußblatt, und die Ränder ſchimmern blitzblau.

Die Knechte freuen ſich über das Nichtsthun und die blanken Stiefel, im übrigen wäre es ihnen willkommen, wenn ſich irgend etwas auf dem Hofe ereignete.

Über den großen gelbbraunen Strohſtaken, deſſen anfänglich puddingförmige Geſtalt jetzt traurig ſchief und vernachläſſigt ausſieht, fliegen Tauben, und der Schäferhund läuft geſchäftig zum drittenmale über das vertrampelte, weit auseinandergebreitete Stroh. Vom Hühnerhofe kommt eine weiße Klucke mit ihren Küchlein, die wie wandelnde Eidotter hinter ihr her trippeln. Der Schäferhund läuft jetzt auf den Pferdeſtall zu und kommt dabei in das Bereich der gefiederten Mutter, worauf dieſe die Flügel hebt, ihren Umfang durch Sträuben der Federn verdoppelt und wie ein Segelſchiff mit geöffnetem Schnabel auf ihn los rauſcht. Der Hund findet dies albern und wirft die Ohren zurück, aber er hat doch Reſpekt vor dieſer energiſchen Äußerung von Mutterliebe und läuft ſpornſtreichs dem Schafſtalle zu, unter dem Vorwand, daß dort etwas Beunruhigendes vorgefallen ſei; denn er bellt laut und herausfordernd.

Da kommt eine Frau über den Hof gegangen. Sie hat ein wollenes Umſchlagetuch um den Oberkörper gewickelt und ein wollenes, kirſchfarbenes Tüchelchen um ihr rotbäckiges, verſtändiges Geſicht gebunden. Sie ſteuert auf das lange, einſtöckige Geſindehaus zu.

Über das Dach gucken weiße Hügel herüber: das ſind blühende Kirſchbäume. Wie junge, weißgekleidete Mädchen, die, zu früh erſchienen, in einem kalten, unvorbereiteten Raum ſich ſchauernd zuſammendrängen und ſich nun ihres Staates, ihrer ſchonungsbedürftigen Unſchuldsfarbe ſchämen, ſo ſtehen die Bäume unter dem launiſchen Himmel, in dem lieblos matten Sonnenlicht.

Auf der Schwelle ſitzt Robert. Im Vorbeigehen ſtreichelt die Frau über ſeinen blonden, runden Kopf, was er mit einer Grimaſſe erwidert, ohne ſeine Augen von ſeinem Spielzeug, einer invaliden Mauſefalle, zu trennen.

In der niedrigen Stube mit den dicken Balken ſitzt Frau Jube am Fenſter. Gretchen reitet auf ihrem Knie, ein blondes, großes Kind. Es iſt quarrig, und die Mutter iſt ärgerlich. Mit nichts komm' ich von der Stell'! Wie ſieht die Stub' aus, da liegt noch das Bett, nicht gefegt, alles wegen der Marjell, denkt ſie, und als nun Gretchen wieder an zu quarren fängt, wippt ſie emſig mit dem Bein.

„Herein!" Es hat geklopft; der Beſuch tritt ein. Die Frauen küſſen ſich.

„Meine Stub' ſieht noch ſchlecht aus für Sonntag Vormittag, aber ſie läßt's nicht zu!" Frau Jube drückt das Kind mit der Linken an ſich und rückt mit der Rechten einen Rohrſtuhl ans Fenſter.

„Na, wie geht das? Alles in Ordnung? Jung' oder Mädel?"

Frau Werra berichtet; es iſt ein Junge, und alles in Ordnung ſo weit bei der Tochter. Dabei ſieht ſie Gretchen aufmerkſam an, und das Kind betrachtet die Fremde ebenſo. Über der blanken, runden Stirne ſtehen ihr die Haare in die Höhe; die weitſtehenden Augen ſind von unvermiſchteſtem Azurblau, das Mündchen ſteht offen, aus dem zartroſa Gaumen ſtecken einige milchweiße Zahnſpitzchen heraus, und helle Tropfen fließen über das winzige Kinn auf das weiche Tüchelchen, das kreuzweiſe über die Bruſt gebunden iſt. Die Naſe iſt winzig klein und gegen die Stirn durch ein blaues Äderchen abgegrenzt.

Frau Werra ſieht noch einmal durch die Scheiben nach dem Wetter, das ſich wieder verdüſtert hat oder in die Stube hinein, durch die offenſtehende Thür in die Kammer, in der das ſchmale Fenſter von Blütenſchnee ausgefüllt iſt; aber das Kind hängt mit ſeinen Augen unverwandt und fragend an dem Geſicht der Frau; zuweilen ſchlägt es mit den Händen und ſtößt einen Laut aus, der die Fremde zur Aufmerkſamkeit auffordert.

„Kommſt du zu mir?“ fragt die rotbäckige Frau, ihre verarbeiteten, ſtarken Hände ausſtreckend. Ja, das Gretchen kommt; ſie hebt die Arme und läßt ſich ſchwer und ſorglos auf den einladenden breiten Schoß fallen. Frau Jube benutzt ihre Muße, um ſich die Naſe zu ſchnauben, dann ſitzt ſie ſtill da mit ihren müden Armen, die Hände auf den Knien. „Ja, das iſt eine Schwere, das iſt eine Unnütze!“ Ihr gutmütiges Geſicht bleibt beim Sprechen ganz unverändert.

Frau Werra geht ein paarmal in der Stube auf und ab, wobei ihr ſteif geſtärkter Unterrock raſchelt; dann ſetzt ſie das Kind auf ſeiner Mutter Schoß. „Die lebt nicht,“ ſagt ſie.

„Meine Grete nicht?“ fragt die Jube erſchreckt, und eine Gänſehaut läuft ihr über den ganzen Körper, ſogar ihre Wangen werden kalt und ziehen ſich zuſammen. „Meine ſcheene Tochter! Ich hab' ſchon vier begraben; vier ſchlafen ſchon!“ Sie drückt den großen Kopf des Kindes an ſich, und aus ihren verſtörten Augen löſen ſich runde, dicke, helle Tropfen und rollen über ihre groben, welken Wangen.

Als am nächſten Tage um die Mittagseſſenzeit der Wirtſchafter Jube vom Felde kommt, tritt er in ſeine Stube und fragt: „Frau, was giebt's zu Mittag?“

„Ich hab' nichts kochen können. Kaffee. Die Irete is krank.“

„Himmelkreuzſchockſchwerenot,“ ſagt der Mann und fährt ſich mit der Hand ins Genick. Es iſt ein mittelgroßer, hagerer Mann mit O-Beinen, braunem, durchſichtigem Vollbart und wenig Haaren über der kantigen Stirn. Seine Augen blinzeln haſtig, als er ſeine Frau ſeitwärts anſieht. Man weiß nicht, weshalb er flucht, ob der Krankheit ſeiner Tochter oder des fehlenden Mittageſſens wegen. Er tritt zur Wiege und beugt ſich darüber, ſein kalter, knochiger Zeigefinger fährt der Kleinen kitzelnd unter das glatte Kinnchen. Gretchen lächelt, wehmütig, nachſichtig, wohl mehr, weil ſie es für nötig hält, den Vater zu begrüßen, als weil es ihr Freude macht, von ihm gekitzelt zu werden; ſie iſt mit anderen, ernſten Dingen, ſcheint es, ſehr beſchäftigt; ſie leidet, ihre Bruſt bebt auf und ab, und der Atem pfeift.

Es wird Kaffee getrunken und Brot gegeſſen. Frau Jube läßt ſich keine Zeit dazu; ſie ſetzt es dem Mann und den Söhnen hin und beſchäftigt ſich mit Gretchen. Julius, der Älteſte, fängt leiſe zu räſonnieren an, daß es keine Suppe und keine Kartoffeln giebt; aber der Vater hebt den Kopf mit dem triefenden Schnurrbart und fragt ihn, ob er ihn an die Luft ſetzen ſolle; da wird der Knabe rot und ißt ſchweigend weiter.

In den Nächten wankt die Mutter mit dem leiſe ächzenden kranken Kind auf der Diele auf und ab, auf und ab bis an den hellen Morgen und die langen, kalten Frühlingstage über iſt es nicht anders: weder Nahrung noch Schlaf gönnt ſich das arme Weib; es iſt ſo, als ob ſie nicht mehr zu den Menſchen gehöre in ihrer Bedürfnisloſigkeit. Fortwährend wechſelt ſie die Lage des Kindes auf ihren Armen, ihrem Schoß, bald hat ſie es in der Wiege, bald auf der Erde, in Kiſſen gebettet; es beſeelt ſie der Gedanke, daß es nur auf die richtige Lage ankomme, damit ihr Gretchen von ſeinen Leiden befreit werde.

Als am Nachmittag des dritten Tages das Kind endlich eindruſelt, ſetzt ſie ſich zu

m an die Wiege und will ſtricken und mit m Fuß dabei wiegen; doch zu beiden Be=häftigungen iſt ſie zu müde. Zuerſt fallen Hände mit dem Strickzeug herab, und nn hält der Fuß inne. Die Wiege ruckt och ein bißchen hin und her, dann ſteht . . .

Frau Jube trägt Wäſche, einen ſchweren Korb voll — der Julius hätte ihr auch helfen können, doch der iſt in der Schule . . . Sie fährt auf, fällt mit dem Oberkörper nach vorn und tritt auf die Wiege — ja, ſie war ja wohl eingenickt . . . Auf der Bleiche am Garten unten an dem großen Waſſergraben liegt ſchon viel Wäſche, eine Menge Hemden, ſehr feine Hemden, auch Laken. Die Obſt=bäume ſind gerade ſo weiß wie die Wäſche, aber ungeblaut; die Apfelbäume ſind ſogar rot angelaufen. Das Wetter iſt prachtvoll, ſo rechtes Bleichwetter; die Sonne ſcheint durch die Jacke, daß es ordentlich warm auf dem Rücken wird . . . Frau Jube zuckt ein wenig mit den Armen und tritt wieder auf die Wiege . . . Nun breitet ſie die Wäſche auf dem Graſe aus, es iſt auch Sauerampfer dazwiſchen, und als ſie aufſieht, ſitzt da eine Frau in einem blauen Kleid auf der Bank an den Spargelbeeten. Das iſt komiſch: die Frau trägt einen goldenen Schein um den Kopf, gerade wie eine Heilige in der Buſchamenka (Bildſtöckel) am Kreuzweg. Das Kleid muß teuer ſein: Seide und ſehr große Falten. In den Falten ſitzen Kinder, kleine Mädchen. Zwei zanken wohl gerade, das eine hat dem andern was weggenommen, einen Apfel. Was, die Grete kann ſchon laufen? Sie hat das karrierte Kleidchen an, das ſie in der Kommode aufbewahrt. Beim Wäſcheausbreiten ſchielt ſie immer herüber und ſieht, was die Grete thut. Nun nimmt die Heilige — es iſt wohl eine richtige katholiſche Heilige — ihr Kind auf den Schoß, hebt ihr großes Kleid auf und ſchlägt es um und um die Grete, daß kaum die Haare zu ſehen ſind. Den Apfel nimmt ſie dem großen Mädchen fort, und aus den Falten ſtreckt ſich eine kleine Hand: da, nun bringt ihn die Grete!

Frau Jube macht die Augen auf und bleibt ſteif auf ihrem Stuhle ſitzen und rührt kein Glied. Durch das Kammerfenſter ſieht ſie die blühenden Bäume gegen den roten Abendhimmel ſtehen; ſo recht auf Kälte geht die Sonne unter, ſo recht feurig. Die Stämme ſehen aus als ob ſie brennen; der Glanz beißt in die Augen. In der Stube iſt auch ſolch ein rotes Licht und in der Kammer erſt! Da ſieht ſie, was Gretchen macht, ob ſie noch ſchläft. Wie ein Büſchel=chen weißer Kirſchblüten liegt ihr Geſichtchen in den rotkarrierten Kiſſen, die Augen halb zu und das Mündchen ernſthaft herab=gezogen . . .

Abends kommt der Mann vom Felde, mit ſpitzer, roter Naſe und erſtarrten Gliedern. „Na, Frau, gieb mir was Warmes; es iſt eine niederträchtige Kälte.“

„Die Irete is auch tot.“

Jube ſieht ſeine Frau an ohne zu plinken. Sie geht ſchweigend in die Kammer und hebt ein Handtuch auf, das zu Fußende des Ehe=bettes liegt. In einem kurzen Hemdchen liegt ſie feierlich da, die kleine tote Menſchenblume. Die Frau ſchlägt die Hände vor das Geſicht und beginnt wild zu ſchluchzen; zum Hinſtürzen ſchwach lehnt ſie ſich an die Wand. Er geht und zündet die Lampe an und nimmt das Wirtſchaftsbuch vor.

Im ganzen iſt es nicht ſo ſchlimm, wie er gefürchtet hat. Bei den Todesfällen ihrer früher verſtorbenen Mädchen war ſie jedesmal wie eine Unſinnige geweſen mit Schreien und Wehklagen und Beten, das thut ſie diesmal nicht, ſie faßt ſich und kocht ſogar denſelben Abend noch Mehlſuppe.

Für Robert iſt das Ereignis ſehr intereſſant. Julius weint. Julius iſt ſein Vorbild; er trägt lange Hoſen, er iſt ſein direkteſter Vor=geſetzter, der ihn behandelt wie etwa ein Sklavenvogt ſeinen ſchwarzen Diener; aber das ſchadet nichts, er iſt doch ſein Vorbild. Er verſucht, ob er nicht auch weinen kann; aber nein, er kann es nicht, es iſt auch genug, wenn Julius weint. Zum Abend darf er ſoviel eſſen wie er mag, und die Eltern rufen ihn nicht, die ſchleichen herum! Er nimmt den Vater ſcharf aufs Korn, ob er auch weinen wird. Nein, das thut er nicht. Die Mutter ſagt, er ſtellt ſich hart. Nun, und am nächſten Tage fährt die Mutter einen Sarg kaufen und Kleider, auch Schuhe und

Digitized by Google

Strümpfe, ſogar ein Taſchentuch, und der Gärtner kommt und bringt Grünes, und verſchiedene Frauen kommen ſich die Grete anſehen; denn die iſt tot.

„Das iſt eine ſo hübſche Leiche, da brauch' ſich keiner vor graulen," ſagt Frau Jube ſtolz, aber mit tropfenden Augen, als ſie ihr geſchmücktes Kind den Frauen weiſt.

„Zur Nacht wollen wir ſie in den Rollkeller ſtellen," ſagt Jube.

„Nein — Mann wo denkſt du hin!" ſchreit ſeine Frau, die Hand auf den Kopf des Kindes legend. Das Ehepaar ſieht ſich ſchweigend an. „Ich werd' doch die Grete nich' da allein im Kalten ſtehen laſſen," erklärt die Frau vorwurfsvoll. Er zuckt mit den Achſeln; er ſieht, dagegen iſt nichts zu machen: ſo ſind einmal die Weiber.

Ganz allein in einem Klappertwagen wird das Särgelchen zum Kirchhof gefahren. Der Knecht mit den Sommerſproſſen geht mit der Leine nebenher, und die Eltern und Julius und einige Frauen, deren Männer ſich geweigert haben teilzunehmen, folgen.

Den Tag darauf iſt es ſehr öde und traurig in der engen Stube mit den Balken. Ein troſtlos fader Geruch liegt in der Luft. Die Grete iſt nun fort. Frau Jube ſitzt mit ſchwerer, ſchmerzender Bruſt, um die ſie ſich feſt ein Tuch gewickelt hat, am Ofen und bangt ſich und härmt ſich. Es kann ſie nicht tröſten, daß ihr Mann beim Mittageſſen erzählt hat, beim Pflügen neulich hätte der Witzek einen länglichen Stein herausgebracht, der von Menſchenhand — weiß der Kuckuck vor wieviel Jahren — behauen iſt, ſo eine Art Kirchturmform, ordentlich ein Dach oben; den würde er auf Gretchens Grab bringen und mit ſchwarzer Ölfarbe ihren Namen aufſchreiben. Sie ſoll ihn ſich einmal anſehen, er ſteht unten am Gartenzaun. Ja, ſie kann ihn ſich anſehen, aber helfen thut es ihr nichts in ihrem großen Jammer.

Später kommt Frau Werra, nach der armen Juben zu ſehen. Sie tröſtet und redet gut zu: ſie hätte es ja im voraus geſagt, und man könne nie wiſſen, wozu es gut iſt, wenn der liebe Gott die Kinder zu ſich nimmt, und beim Sprechen ſchielt ſie nach der leeren Wiege in der Kammer; ſie will ſie kaufen, ihr Enkelkind braucht eine. Bei der Tochter liegen zwei in einer Wiege, das mag die Großmutter nicht — falls ſie eine billig bekommt ...

Frau Jube meint, ſie müſſe erſt ihren Mann fragen, ſie wiſſe nicht, aber vier Mark wäre ſie wohl noch wert.

Robert und Julius kommen auch herein. Es iſt draußen ſo kalt, daß ihnen die Luft zum Herumſtreichen vergeht; wenn's Winter iſt, läßt man ſich dieſe eiſige Luft gefallen, aber jetzt, wo die Bäume blühen, ſchüttelt es einen durch und durch.

„Das iſt nun Ihr Jüngſter," ſagt Frau Werra, auf Robert deutend, und dann ſieht ſie zum Fenſter hinaus, ob Jube nicht bald kommt. Er kommt vom Speicher her mit ſeinen gebogenen Beinen, die nach dem Trauerfall noch magerer und gebogener ausſehen.

Frau Jube ſchweigt und ſieht den kräftigen, derben Jungen, deſſen Ohren blutrot glühen, mit ihren verweinten, ratloſen Augen an. „Mit Mädchen hab' ich ſchon ſolch' Unglück. Wie iſt ſo'n Jung'! Da, die Stiefel ſind ſchmutzig, du Bengel!" Sie ſteht auf und giebt ihm einen Puff, und Robert giebt ihr heimlich einen wieder und zieht die Naſe kraus. „So'n Mädchen, die ſchont doch, die giebt doch Obacht — ſitz doch, Robert, laß die Taſſ'."

Robert ſchämt ſich, weil von ihm die Rede iſt; er geht an die Kommode, um etwas herunter zu nehmen.

„Sie werden noch eine Tochter kriegen; da is noch nich' aller Tage Abend," tröſtet Frau Werra und überlegt, ob ſie vier Mark für die Wiege geben ſoll; ſie hat ſechs in ihrem Taſchentuch eingebunden.

„Ich will keine Kinder mehr. Eine Tochter krieg' ich doch nicht groß, und an den Jungen hab' ich gerad' genug."

Da tritt Jube ein, mit vor Kälte, Kummer und ohnmächtigem Ärger über das Wetter erſtarrtem Geſicht.

„Ich will die Wiege kaufen," erklärt Frau Werra und alle drei gehen in die Kammer. „Das iſt ſehr gut, wenn die Wieg' aus dem Haus iſt; dann giebt's gleich wieder Kindtaufen." Sie ſieht Jube liſtig an; der macht eine wegwerfende Handbewegung, und Frau

Jube ſchüttelt mit dem Kopf und geht ſachte aus der Kammer.

Der Beſuch handelt noch etwas und erſteht das Möbel für vier Mark und fünfzig Pfennige.

In der Nacht fährt Frau Jube mit einem Schrei auf. Sie träumte, ſie hätte ihr Kind bei ſich, wie ſie es immer bei ſich hatte, und wäre im Schlafe darauf gefallen. Sie ſchaudert und liegt in Schweiß gebadet, ihre zitternden Hände taſten, ob ſie nicht irgendwo unter den warmen Betten das atlasglatte Körperchen von ihrem Gretchen fühlen, aber ſie faßt nur auf die harte Schulter ihres Mannes, der wie ein Toter nach den anſtrengenden, langen Frühlingstagen ſchläft. Keine Grete, keine Tochter! Die ſalzigen Thränen rinnen ihr in den Mund, ſie röchelt und ſchnappt nach Luft. Wo iſt meine Grete? Und als ſie ſich das ein dutzendmal voll Jammer gefragt hat, fällt ihr der Traum ein, den ſie hatte, als Gretchen ſtarb. Da hatte ſie 's gut, auf der Wieſe, bekam einen Apfel, und die Heilige nahm ſie unter ihr Kleid. Aber es war ein katholiſcher Traum. Ob ſie ihren Mann fragen ſollte, was er zu dem Traume meinte? Er ſchlief feſt. Nein, ſchlecht konnte es die Grete nicht haben, ein unſchuldiges Lamm! Und wenn die Heiligen ſich die Zeit damit vertreiben, mit den Kindern zu ſpielen, ſo war's am Ende auch nicht ſchlimm; vielleicht war es im Himmel garnicht ſo, mit katholiſch und evangeliſch! Durch die ungewohnte Gedankenarbeit abgelenkt, ebbten allmählich Angſt und Gram in der Mutter Herzen zurück, ſo daß ſie wieder Schlaf fand.

Draußen ſinkt die Temperatur unter Null. Die Landſchaft liegt unter einem grünlichen, glasklaren Himmel wie erſtarrt. All die heimlich keimenden, üppigen Säfte ſtocken in den jungen Halmen, den Blättern und Gräſern, ein ſchonungsloſer Druck engt ihr Quellen und Wachſen ein. Kein Windhauch bewegt die weißen Blütenkronen; wie verſteinert vor ſo viel Härte ſtehen ſie, in ihr Schickſal ergeben. Noch ſind ſie von himmliſcher Fleckenloſigkeit; aber morgen, wenn die Sonne über dem Schlachtfelde aufgehen wird, dann werden ſich die Opfer zeigen!

Das moderne Weib.

Von

Gertrud Gräfin Bülow von Dennewitz.

Nachdruck verboten.

Die Verſpottung und Verhöhnung der Frau iſt nichts Neues auf der Welt; aber ſie hat in neueſter Zeit ein anderes Ziel erhalten und andere Formen angenommen als früher. Sie richtet ſich nicht mehr allein gegen die — teilweiſe eigentlich ganz gern geſehenen — Schwächen des weiblichen Geſchlechts, ſondern gegen die Manifeſtationen einer bisher unerhörten Stärke desſelben, die ſich in eigenem Wollen, Streben und Können zeigt und gegen den Anſpruch, in anderer als hergebrachter Weiſe beachtet und berückſichtigt zu werden, mit dem die moderne Frau gegenwärtig an die Öffentlichkeit tritt.

„Das moderne Weib" iſt daher zu einem der gebräuchlichſten Schlagwörter geworden. Jeder nennt es, aber wer kennt es und weiß genau, was darunter zu verſtehen iſt? Nur wenige unter der Menge derer, die ſich ſelbſt für modern halten.

Daß die internationale Frauenbewegung daran geht, etwas Neues aus dem Geſchöpf zu machen, das in erſter Linie den Gattungsbegriff dargeſtellt hat und deſſen Charakter hauptſächlich durch Unterſchiede der Raſſe und Volksangehörigkeit variiert zu ſein ſchien, beginnt der Welt allmählich aufzudämmern, denn eine

Fülle von Zeitungen und Zeitschriften bringt ihr davon Kunde. Die Lobredner der guten alten Zeit und die Anhänger des Bestehenden spüren mit Unbehagen die wachsende Stärke der Bewegung; sie hören das Sturmesbrausen einer neuen Zeit, aber sie wissen nicht, von wannen es kommt und wohin es geht. Dem Weibe der Vergangenheit haben sie niemals viel Nachdenken gewidmet, darum können sie nun das Weib der Gegenwart nicht verstehen.

Wenn Dichter und Romanschreiber sich die neue Erscheinung mit Hilfe ihrer Phantasie zu erklären suchen, so mag man ihnen dies zu Gute halten; weniger Nachsicht jedoch verdienen die noch sehr zahlreichen Männer der Wissenschaft, die es nicht anders machen, obgleich sie meinen, sie hätten das Weib mit den X Strahlen ihres scharfsinnigen Forscherblickes längst bis ins innerste Mark durchschaut. Weil das moderne Weib in keines ihrer fertigen Systeme hineinpaßt, erklären sie es für eine künstlich hervorgebrachte Homunculа, ein Unding, das an seiner eigenen Unnatur zu Grunde gehen muß.

Neben dem allgemeinen Mißbehagen und dem Wunsch nach Abwehr einer Erscheinung, die wie ein Gespenst bedrückend und peinigend wirkt, besteht eine starke Abneigung, diesem Gespenst näher zu treten und es einmal herzhaft in Augenschein zu nehmen. Daher die seltsamen, ja grotesken Vorstellungen vom modernen Weibe bei den unwissenden Gegnern aller Frauenbefreiung, und die Don Quixoterien, mit denen sie es bekämpfen.

Als etwas Unnatürliches ist bekanntlich dem Manne allezeit *das denkende Weib* erschienen.

Schon vor etwa zehn Jahren stimmte Anton Rubinstein einmal folgende Klage über die Frauen der Gegenwart an:

„Sie sind weder poetisch, noch einfach, noch sinnreich, sondern gelehrt, fragestellend, urteilend; thatsächlich haben wir heutzutage keine Ophelias, Julias und Gretchen mehr, denn jedes Mädchen ist ein Kontrapunkt und jede verheiratete Frau eine Fuge!"

Dieser vermeintliche Vorwurf ist eigentlich ein großes Lob für die Frauen, denn die Signatur des modernen Weibes ist eine gewisse Ernüchterung als Folge des Erwachtseins aus traumhaftem Vegetieren zum Nachdenken, Urteilen und thatkräftigen Handeln. Ist es nun nicht sonderbar, daß einem geistig hervorragenden Manne wie Rubinstein die Wandlungen der Zeit so unfaßlich bleiben konnten, daß er in einer wirklichen Vervollkommnung nur einen Mangel sah? Wer beklagt denn jetzt noch, daß die überschwängliche, thränenselige Zeit der Wertherperiode mit ihren schwülstigen Gefühlsergüssen und ihrem verzwickten Briefstil vorüber ist, daß Ohnmachten bei der heutigen Frauenwelt aus der Mode gekommen sind und daß die Naivetäten einer Bettina von Arnim keine Nachahmung finden? Soll der weibliche Charakter allein bis in alle Ewigkeit unverändert bleiben? Und endlich, welcher Lohn wurde Gretchen, Ophelia und Julia für die reiche Fülle ihrer Liebe zu Teil? Die erste endigte auf der Richtstätte, die zweite in Wahnsinnsnacht, die dritte durch Selbstmord, und ihre Nachfolgerinnen im Geiste füllen auch als ihre Schicksalsgenossinnen heute leider noch massenhaft unsere Gefängnisse und Irrenhäuser. Die moderne Frau hat also gegründete Ursache, sich andere Vorbilder zu wählen, wenn deren Häupter auch nicht von dem Strahlenkranz poetischer Verklärung umgeben sind.

Man sagt, die Frauen seien ihrer Naturanlage nach konservativ; aber die Männer sind es in Hinsicht auf veraltete Vorurteile nicht minder trotz der andersartigen Veranlagung. Selbst der moderne Mann hegt noch immer einen starken Widerwillen gegen das denkende Weib wie gegen ein entartetes Wesen; er kann sich nicht von der völlig unbewiesenen Annahme losmachen, daß die Verstandesentwicklung ein Weib unfähig zu hingebender Liebe mache. Und wer an Gespenster glaubt, der sieht sie natürlich auch. Hören wir nur einmal das Klagelied eines Dichters allerneuester Richtung an. Schauerlich enthüllt uns Wilhelm Arent „Das moderne Hirnweib" als die Verkörperung des selbstgenügsamen, kalten, nur begehrenden Egoismus:

„Jäh liegt, vom Rachepfeil der Wahrheit
Gestürzt, das Götterbildnis der herzgeliebten Frau! . . .
Das Gefäß der Eigenliebe,
Beim Hirnweib ist's satt und unerschöpflich
An Fluten eiskalter Selbstsucht,
Wie das Weltmeer, das große, an Sumpftang und Algen.
Ja, der Eispanzer Ichtrunkenen Nietzschetums
Ertötet Herz und Seele
Und nur die Ichgedanken des kalten, feilen, selbstsüchtigen Hirns
Nährt des modernen Weibes Raubtierinstinkt
In unersättlichem Ichtraum.
Amors Fackeln löschten aus,
Tiefe, kalte, nordische Finsternis
Brütet mit hundert Gespensteraugen
Aus dem milchbleichen, undurchdringlichen Nebel,
Der dichter und immer dichter den Einsamen umzieht." [1])

Armer, umnebelter „Poet"! Wäre er in die Ichgedanken seiner beleidigten Ichmajestät nicht so ganz versunken, so würde er sich vielleicht darauf besinnen, daß ihm just nur die alte bekannte Geschichte passiert ist, die ewig neu bleibt, und daß der „unersättliche Raubtierinstinkt" im Weibe, den Heinrich Heine schon lange vor ihm in seiner unsterblichen Loreley besungen hat, weder aus dem Ichtrunkenen Nietzschetum Nahrung zu ziehen braucht, noch überhaupt mit der modernen höheren Ausbildung des weiblichen Intellekts im geringsten Zusammenhang steht.

Es fehlt denn auch durchaus nicht an treffenden Beispielen aus dem Leben, um Arent und Genossen zu widerlegen. So die geniale Dichterin Ada Negri, die, zweifellos unberührt von der Selbstvergötterung eines Nietzsche und seiner Nachbeter, die großen, weltbewegenden Ideen der Zeit in ihrem Hirn und Herzen trägt und nichts destoweniger ihre Liebe mit der ganzen Glut ihres südlichen Temperaments in den leidenschaftlichsten Tönen zum Ausdruck bringt. Und ebenso wenig hat die dem kalten Norden entstammende Gelehrte Sonja Kovalewska, das moderne Hirnweib par excellence, Amors Fackeln im Tempel ihres Herzens ausgelöscht; vielmehr hat sie an ungestillter Liebessehnsucht schwer gelitten und ist mit dem Bekenntnis gestorben, daß die wahre Befriedigung für das Weib doch nur in der Liebe zu finden sei.

Ein lustiges Gegenstück zu den genannten Frauen hat Ludwig Fulda in seinem Schauspiel „Die Kameraden" auf die Bühne gebracht. Die Heldin des Stückes ist eine Frau, deren Herz und Gemüt in den Fluten eiskalter Selbstsucht erstorben ist, die ihren seelenguten, harmlosen Ehegatten nicht mehr lieben zu können meint, weil er für ihre eingebildeten geistigen Bedürfnisse kein Verständnis hat, und die infolge dessen Gefahr läuft, einem raffinierten Don Juan zum Opfer zu fallen. Aber diese Bühnenfigur stellt keineswegs das moderne Hirnweib dar, denn sie ist eine überspannte Närrin mit einem Papageihirn und weiß nur aufgeschnappte Phrasen herzuplappern. Ein Theaterrezensent bezeichnet sie als eine geistige Modenärrin, aber mit Unrecht; denn zur Zeit ist das weibliche Geschlecht vom Nietzschetraum des Übermenschentums noch weit weniger angesteckt als das männliche.

Weit eher findet man unter den Frauen solche, die durch erheuchelte Demut oder durch Schmähung und Herabsetzung nicht ihrer Person, aber ihres Geschlechts, um das Wohlwollen der Männer werben.

Der neuerdings viel genannten Schriftstellerin Laura Marholm ist es gelungen, durch derartige Kunstgriffe den wohlfeilen Ruhm zu gewinnen, in dem sie sich jetzt sonnt.

Als entschiedene Gegnerin der Frauenemanzipation giebt sie vor, das geistesbegabte, moderne Weib auf sein Liebesbedürfnis und seine Liebesfähigkeit hin geprüft zu haben, und obgleich sie mit jeder Zeile zu beweisen sucht, daß „alle diese Frauen an einem unheilbaren inneren Zwiespalt kranken, an dem Kampf der neuen Verstandesrichtung mit der dunklen (?) Basis ihrer Weibnatur", so ist doch das Ergebnis ihrer Untersuchungen sehr tröstlich und befriedigend für die Männer, die bereits den Untergang des Ewig-Weiblichen herannahen sehen.

---

[1]) „Sansara." Neue lit. Blätter. III. Jahrgang Nr. 6.

Aus der ganzen Tendenz ihres Buches sollte man eigentlich schließen, daß L. Marholm das moderne Weib als eine Abnormität ansähe. Aber mit nichten. Sie sagt: „Das beste Weibmaterial hat den unheimlichen Drang nach Halbmannhaftigkeit, einen Trieb nach hybrider Sterilität.“ Unter dem besten Weibmaterial versteht sie also nicht, wie sonst alle Welt zu thun pflegt, das Heer der Alltags- und Durchschnittsfrauen — denn über diese spricht sie sich an anderen Stellen äußerst geringschätzig aus — sondern die hochbegabten und hochentwickelten unter ihrem Geschlecht. Wenn letztere nun aber einen ganz widernatürlichen Trieb zeigen, wie können sie dennoch das beste Weibmaterial sein?

Glücklicherweise überhebt L. Marholm die Gegner und Gegnerinnen ihres Standpunktes der Mühe, ihre sonderbaren Behauptungen zu widerlegen, indem sie dies selber thut. Ihr Buch enthält einen unentwirrbaren Knäuel von Widersprüchen. Sie möchte die Verkümmerung des gesunden physischen Naturtriebes als notwendige Folge der Entwicklung geistiger Kräfte beim Weibe darthun. „Das Geschlecht wird schlummern, so lange das Gehirn in Anspann geht,“ behauptet sie. Aber siehe da! an einem halben Dutzend Beispielen beweist sie wiederum das schnurgerade Gegenteil. S. Kovalewska, deren Geschlecht trotz höchster Anspannung des Gehirns nicht schlummern wollte, starb nach der Verfasserin Aussage nicht infolge von Überanstrengung und Erkältung, wie uns andere Biographen mitteilen, sondern „an der inneren trocknen Hitze zurückgeschlagenen Liebesfiebers“. Die Malerin Marie Baschkirtschew, eine Künstlerin von eigenartiger produktiver Kraft, ging in jungen Jahren zu Grunde, nicht an der Schwindsucht, wie man angenommen hat, sondern an unerwiderter Liebe, „als eine durch ihren verhaltenen Durst Zerstörte“. Die beiden bedeutenden Schriftstellerinnen Charlotte Edgren-Leffler und Amalie Skram fanden in später glücklicher Ehe die ersehnte Herzensbefriedigung. George Egerton und deren ungenannte Geistesschwester wandeln noch unter den Lebenden, und es bleibt dahingestellt, wie sich ihr Schicksal in Bezug auf die Liebe gestaltet hat oder noch gestalten wird. Jedenfalls bieten diese hochbegabten Frauen nicht den geringsten Beweis für L. Marholms „unwandelbares Naturgesetz“, demzufolge das Weib nach Leib und Seele „ein leeres Gefäß ist, aus dem ein Inhalt nur dann erwachsen kann, wenn der Mann einen Resley in die Form wirft“; denn L. Marholm selbst hat an ihnen die Entdeckung gemacht, daß sie faktisch einen eigenen Inhalt haben und „sich nicht, wie alle bisherigen weiblichen Schriftsteller, an männliche Vorbilder anlehnen und von Männern empfangene Ideen auskramen, sondern sich selbst behaupten“. Entweder muß es also mit dem unwandelbaren Naturgesetz hapern, oder an dem modernen Weibe mit ihrem erwachten Ichgefühl ist eine Neuschöpfung vor sich gegangen.

L. Marholm scheint auch entschieden eine Neuschöpfung anzunehmen. Nachdem sie zuvor jedes weibliche Wesen ohne Unterschied mit Galatea verglichen, die nur „unter Pygmalions Küssen Mensch und Weib zugleich wird“, sagt sie von den vorhin erwähnten, mit geistigem Originalinhalt ausgerüsteten Schriftstellerinnen, die sie logischerweise hätte für Unweiber oder zwitterhafte Mannweiber erklären müssen: „Sie waren Weib, ehe sie Pygmalion kannten, so sehr Weib, daß Pygmalion nicht mehr Pygmalion für sie ist, sondern ein dummer Dutzendbengel.“ Und um wieder auf ihr Steckenpferd zurückzukommen, setzt sie hinzu: „Das ist eine schreckliche Enttäuschung, unter der jetzt das Weib vom Manne sich entfernt und ihn kritisch und gelangweilt mustert.“

Ja, welches Weib? Und welchen Mann?

Als Klärchen Egmont zu lieben begann, da fing sie auch an, den unglückseligen Dutzendmann Brackenburg mit kritischen und gelangweilten Blicken zu betrachten, und dabei war Klärchen doch gewiß ein braves Dutzendmägdlein, undurchseucht von der modernen Frauenemanzipation und ichtrunkenem Nietzschetum. Andererseits verschwendeten die größten Geistesheldinnen aus Laura Marholms Frauengalerie ihre besten Gefühle fast ausnahmslos an minderwertige Männer, wie es im Leben ja so manchesmal zu geschehen pflegt; denn das Schicksal führt nur selten dem hochbegabten und genialen Weibe einen ebenbürtigen Partner zu. Die Geschichte von Titania und Zettel mit dem Eselskopf wiederholt sich noch immer.

Jene Art von Frauen aber wie Frau Rita in Ibsens „Klein Eyolf", die ihren einzigen Lebenszweck und Inhalt darin sehen, „das Mysterium der sinnlichen Liebe zu feiern", sind weder normal noch ideal und gehören glücklicherweise zu den Ausnahmen. L. Marholm könnte an dieser Verkörperung ihres weiblichen Ideals sehen, wie sich bei einem Mann von wahrem Wert einer derartigen „Weibnatur" gegenüber die anfänglichen Empfindungen von Neigung und Achtung in ihr Gegenteil verwandeln, sobald der erste Rausch vorüber ist.

Ganz kürzlich ist in England und in Amerika eine besondere Species des modernen Weibes aufgetaucht, die unter der Bezeichnung „the new woman", die Frau neuen Stils, besonders in der Litteratur eine Rolle zu spielen beginnt. Wir verweisen nur auf die Schriften von Olive Schreiner, Sarah Grand, George Egerton und Grant Allen.

Unter den deutschen Gesinnungsgenossinnen dieser Frauen neuen Stils sind zu nennen: Gabriele Reuter, Rose Stolle und Helene Böhlau.

Wäre die Abneigung gegen Frauenschriftstellerei bei den Männern nicht so überwindlich und hätten die genannten Schriften viele männliche Leser gefunden, sie würden einen Sturm der Entrüstung entfesselt haben. So aber begnügt sich der deutsche Mann einstweilen damit, auf Hörensagen hin die Entartung der „ausländischen Weiber" zu verdammen und die deutschen Frauen vor Ansteckung zu warnen.

Der vernichtendste Vorwurf, den man gegen das öffentliche Auftreten der modernen Emanzipierten in Schrift und Rede schleudern zu dürfen meint, betrifft deren Aufrichtigkeit in der Offenbarung ihrer Empfindungen, Gedanken, Erfahrungen und Ziele; denn Selbstbetrug, oder bewußte Lüge und Heuchelei bilden nach allgemeiner Ansicht den Panzer der Sittlichkeit für das Weib und sind demnach keine Charakterfehler an ihm, sondern wünschenswerte, sorgsam zu pflegende Eigenschaften. Sogar L. Marholm, die sich doch selber von dieser Sittenvorschrift emanzipiert hat, nennt die Lüge „das Integrierende am Weibe" und behauptet, — mit Ausnahme ihrer eigenen Person — kein Weib gekannt zu haben, das nicht, aus guten und bösen Gründen, in sich selbst terra incognita bleiben wollte, um sich das Instinktive seiner Handlungen zu bewahren. Damit bricht sie eigentlich den Stab über sich selbst und stellt sich in die Reihen der modernen, aus den Grenzen des „Weibseins" heraustretenden Frauen, die sie verurteilt und verspottet; aber sie thut es getrost und wohlgemut, da sie sich durch niedrige Zugeständnisse die Absolution der männlichen Richter gesichert hat.

Sehr beliebt sind zur Zeit die Redensarten über den modernen Blaustrumpf und das dämonische Weib.

Wolfgang Kirchbach geht so weit zu behaupten, daß Molière in seinem Schauspiel „Die gelehrten Frauen" unvergängliche Typen des Blaustrumpfes geschaffen habe, jenes Wesens, das nach Schiller „ein Mittelding vom Weisen und vom Affen, gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben, kümmerlich dem stärkeren Geschlecht nachkriecht, um einer Zeitung Gnadenlohn." Als Theaterrezensent schrieb Kirchbach bei Gelegenheit einer Aufführung des Molièreschen Stückes: „Es ist gar nicht nötig, auf gewisse Damenkränzchen und Damenvereine leichtbefittigte Satiren zu schreiben; Meister Molière hat die Sache schon vorweggenommen und ein Meisterstück von witziger Psychologie der gelehrt-emanzipierten Frauenseele geschaffen. Er hat sehr richtig gesehen, wie leicht das halbverdaute Wissen vieler Blaustrümpfe zur Pedanterie führt, und wie diese weibliche Pedanterie sich dann so ergötzlich mit den harmlosen Schwächen des Geschlechts in psychologischen Widerstreit setzt."

Ob W. Kirchbach wohl in den Damenkränzchen am Kaffee- und Skattische oder in den Versammlungen der Frauen fortschrittlicher Richtung einen einzigen gelehrt-emanzipierten Blaustrumpf gesehen hat, auf den Molières Charakterzeichnung der Précieuses ridicules paßt? Ich zweifle daran. Wenn es übrigens gar nicht mehr nötig war, auf die Narrheiten der modernen Blaustrümpfe Satiren zu schreiben, weil Meister Molière die Sache schon vorweggenommen, warum ließ Kirchbach es nicht dabei bewenden? Er hat jetzt erfahren müssen, daß es auch einem Manne nicht immer

gut bekommt, „dem stärkeren Geiste nachzukriechen", denn seine leichtbeschwingte Persifla der Frauenemanzipation[1]) hat kürzlich in einem Theater der Reichshauptstadt Ber eine beispiellose Niederlage erlitten, indem sie nicht allein ausgepfiffen, sondern einfa ausgelacht worden ist. Freilich war dies nicht eine Kundgebung zu Gunsten d Frauenfrage, aber diese hat einen Gewinn davon gehabt. Der bekannte Kritik Heinrich Hart schreibt über dieses Machwerk:

„Es bringt statt Leben und Wahrheit die abgebrauchtesten Theatermätzchen un verschmäht es selbst nicht, mit dem sinnlich Pikanten zu kokettieren. Die Satire, d Kirchbach gegen die Frauenbewegung richtet, wäre schon vor dreißig Jahren ei Thorheit gewesen; heute nimmt sie sich absurd aus."

Dagegen würde Molière, wenn er heute lebte, mit seinem genialen Feingefü die Frauen der Gegenwart mit ihren zeitgemäßen Schwächen und Vorzügen ohn Zweifel im Lichte der Wahrheit darstellen, wie es Shakespeare und Goethe zu ihrer Zei gethan haben und wie es Ibsen am Ende unseres Jahrhunderts thut.

Eine Frucht der modernen Frauenfrage ist es gerade, daß „das gelehrte Frauen zimmer" früherer Zeit, also der eigentliche Blaustrumpf, von der Bildfläche verschwunden ist und der studierten Frau Platz gemacht hat, deren Wissen weder unverdaut noch unfruchtbar ist und deren Wesen nichts von Pedanterie und gezierter Unnatur an sich hat, weil sie mitten im Leben steht und sich zu ernster, praktischer Thätigkeit berufen fühlt. Der Blaustrumpf ist also eine veraltete Figur. Das sogenannte dämonische Weib aber ist völlig zeitlos; nur das häufige, vielfach sinnlose Geschreibsel darüber ist Mode geworden.

Eine oft angeführte Repräsentantin des dämonischen Weibes ist Frau Adah in H. Sudermanns Schauspiel „Sodoms Ende". Die Bühnen- und Romanlitteratur neuester Richtung hat sich mit Eifer dieser interessanten problematischen Frauennatur bemächtigt und verschiedene Seitenstücke zu Frau Adah geschaffen, die mit dem Namen der „blonden Bestien" belegt worden sind. In einer Besprechung von Sudermanns Roman: „Es war" schreibt Theodor Ebner[2]) über die Heldin dieses Buches: „Frau Felicitas, eine Kokette schlimmster Sorte, eine eigenartige Mischung von Naivetät und Raffinement, Sentimentalität und Sinnlichkeit, läßt es sich redlich angelegen sein, ihren früheren Verehrer (der ihren Gatten im Duell getötet hat) selbst mit den gewagtesten Mitteln wieder in ihre Netze zu ziehen." Ein solches Vorkommnis ist doch gerade nichts Neues unter der Sonne. Aber der Rezensent will sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, seinen eigenen feinen Beobachtungssinn zu zeigen; er fährt fort: „Frau Felicitas ist das Weib von heute, und als solches meisterhaft gezeichnet. Natürlich, denn dabei konnte der Autor die unmöglichsten und widerspruchsvollsten Züge zu einem Charakterbilde vereinigen, ohne sich den Vorwurf einer Ungeheuerlichkeit zuzuziehen."

Als ich dies las, kam mir eine Stelle aus Fr. Theodor Vischers bekanntem Roman „Auch Einer" in Erinnerung. Die Hauptperson in diesem Werk, der Verfasser des wunderlichen Tagebuches, beschäftigt seine Einbildungskraft auch viel mit dem dämonischen Weibe; aber für ihn ist es nicht eine neuaufgetauchte Erscheinung der Gegenwart, sondern im Gegenteil der Typus des Weibes der Urzeit, einer Art von Eva ohne Adam und ohne Sündenfall. Th. Vischer läßt seinen Sonderling die Überzeugung aussprechen, daß die gesamte Natur das Produkt eines Urwesens weiblichen Geschlechts sei, und zwar einer Urkoketten. Dieses höchst geniale, reizvolle, höchst gütige und zugleich höchst leichtsinnige und dämonisch grausame Weib habe sich mit Legionen böser Geister verbündet, die sich im Urschlamm erzeugten. Man solle zusehen, sagt er, ob nicht alles Thun und Hervorbringen der Natur weibartig sei. So leicht wie die Weiber empfangen, schaffe sie; so ohne alles Nachdenken, wie ein begabtes Weib geistvolle Gedanken und Pläne entwickle, quellen aus ihrer Hand die unendlichen Formen hervor; so geschmackvoll und eitel wie das Weib sich aufputze, schmücke sie

[1]) Jung gefreit. Lustspiel.
[2]) Internationale Litteraturberichte.

ihre Wesen. Dies Weib sei wohl auch gut; sie nähre, pflege, sorge, heile, wie nur ein Weib es könne; dann aber sei sie plötzlich total gedankenlos, absolut vergeßlich, ganz so dumm, wie oft das geistreichste Weib, ja eine reine Gans. Es sei klar, daß dies ebenso pein- wie freudenreiche Ganze, dies kunst- und pracht- und teufeleivolle System nur von einem höchst intelligenten, ebenso blinden als weisen, ebenso bösen als guten Weibe hervorgebracht sein könne.

Dieser scherzhaften Auslassung stelle man noch die Beschreibung zur Seite, die Hans Sachs von seiner lieben Hausfrau giebt, und die ein endloses Register der widerspruchsvollsten, schlimmen und guten Charaktereigenschaften des Weibes enthält; dann wird man sich wohl fragen, was für besondere Kennzeichen des modernen weiblichen Dämons nunmehr übrig bleiben? Die Bezeichnung ist jedenfalls schon etwas abgenutzt und hat bei weitem nicht den originellen Reiz wie A. Rubinsteins Kontrapunkt und Fuge, W. Arents Ichtrunkenes Raubtier und L. Marholms leere Kapsel mit anorganischem Inhalt.

Die schonungslosesten Angriffe müssen sich natürlich diejenigen Frauen gefallen lassen, die direkt mit ihrer Person in die Öffentlichkeit treten. Wenn schon die Radlerin in Reformkleidung zur Zielscheibe flacher und gemeiner Witze oder zum Gegenstand endlosen Meinungsaustausches in den Tagesblättern gemacht wird, um wie viel mehr die öffentlich auftretende Rednerin, der vielverspottete, vielgeschmähte weibliche Emanzipationsapostel. Ein wutschnaubender Feind der Frauenbewegung, Heinrich Mann, nennt solche Frauen Tribunen im Unterrock. In einem Artikel „Der weibliche Umsturz“ [1]) spricht er von den thörichten und dreisten Forderungen der Frauenrechtlerinnen, von ihrer Fabelei von sogenannten Naturrechten, die nie und nirgends bestanden haben, vom berüchtigten „Recht auf Arbeit“, das auch in der Frauenbewegung sein Wesen treibe ꝛc. und setzt hinzu: „Ohne diese großen Worte wäre nicht die gläubig verzückte Menge zu gewinnen, auf deren wogendem Hintergrund sich das Apostelhaupt abhebt. Der Tribun mit seinem eigensüchtigen Gerechtigkeitskultus, seiner hinterhältigen Beredsamkeit, seiner trivialen Logik, seiner falschen Begeisterung und seiner noch falscheren Entrüstung ist kaum je eine sympathische Erscheinung gewesen. Trägt er aber erst Unterröcke, dann doch wohl schon garnicht.“

Dieser Mann, der seinem Namen Ehre zu machen glaubt, richtet seinen Haß und Hohn auch gegen die erwerbende Frau, das moderne Weib im eigentlichsten Sinne, die sich doch von so manchem Gegner der vollen Gleichberechtigung der Geschlechter bereits Anerkennung ihres Strebens, mindestens aber Mitgefühl errungen hat. Die gebildete, alleinstehende, einen Erwerb suchende und ausübende Frau ist ihm ein Parasit am Körper der Gesellschaft, ein kulturfeindliches Wesen, und die ganze Frauenfrage bezeichnet er, nach berühmtem Muster, als eine „Altejungfernfrage“, die schließlich nur darauf ausgeht, „den produktiven, erhaltenden Mitgliedern der Gesellschaft das Brot zu nehmen und es denen zu geben, deren Existenz selbstsüchtig und ohne nützliche Fortsetzung bleibt.“ „Die vornehme Dame,“ sagt er, „welcher man die Befähigung verleiht, in höheren Arbeitsgebieten dem Manne in den Weg zu treten, wird ihn selbstverständlich unterbieten wie sie die arme Arbeiterin unterboten hat.“ Nach der Meinung des Verfassers schwelgt nämlich jede vornehme Dame im Überfluß und findet nur ein teuflisches Vergnügen daran, armen Arbeiterinnen ihren Bissen Brot und tüchtigen Männern ihren angemessenen Gehalt zu schmälern. „So wird für jede alleinstehende und nur auf ihr Leben bedachte Frau, die gerettet wird, ein Mann, und in zahlreichen Fällen eine Familie mit ihm zu Grunde gehen.“

Diese Schlußfolgerung ist ungemein verbreitet und beliebt, besonders bei Junggesellen. Ob indessen ein Familienvater, der fünf Töchter und einen Sohn hat, heutzutage noch so fest von der Richtigkeit dieses Exempels überzeugt ist, daß er seine Töchter voller Seelenruhe verhungern lassen wird, damit sein Sohn ihm möglichst früh eine Schwiegertochter zuführen könne, bleibt doch zu bezweifeln. Im allgemeinen herrscht freilich in unserer aufgeklärten und humanen Zeit immer noch die Ansicht,

[1]) Das zwanzigste Jahrhundert.

daß der Mann als menschliches Wesen und als Staatsangehöriger das Weib um viele Prozente an Wert übertreffe und daß demzufolge das Weib stets ohne Bedenken geopfert werden müsse, wo der Vorteil des Mannes in Betracht kommt. Wenn also der Mann, und zwar jedweder Mann ohne Unterschied, zur nützlichen Fortsetzung seines Daseins geeignet und berufen ist, dann müssen allerdings selbst die vermutlich überzählig bleibenden Frauen als „in alle Ewigkeit unbrauchbare Drohnen" dem Untergange geweiht werden.

Von diesem Gesichtspunkt aus hat einmal jemand den gegenwärtigen Kampf der Geschlechter mit der verzweifelten Lage der Insassen eines überfüllten Bootes verglichen, auf das sich noch einige Personen aus einem sinkenden Schiffe retten wollen. „Wenn das Boot diese nicht aufnimmt, so ertrinken sie höchst wahrscheinlich; aber wenn es sie noch mit aufnimmt, so gehen alle miteinander zu Grunde", schließt der Betreffende seine Betrachtung und giebt damit dem Manne als dem Herrn der Situation den Rat, sich nicht durch falsche Humanität um seinen sichern Platz bringen zu lassen.

Nun ist aber die moderne Frau nicht allein von dem Selbsterhaltungstriebe aller lebenden Geschöpfe beseelt, sondern auch von der Pflicht und dem Recht ihrer Erhaltung und von dem produktiven Nutzen, den die Verwertung ihrer Kräfte der menschlichen Gesellschaft bringen wird, durchdrungen, und sie wird den Mut nicht sinken lassen.

Es wird der streitbaren Frau von heute sowohl von feindlicher als von wohlwollender Seite der Vorwurf gemacht, daß sie bei ihrer Kampfesweise vergesse, was das Weiblichste und Schönste am Weibe sei: die Anmut; daß sie mit ihrem zur Schau getragenen Selbstbewußtsein, ihrem ungeduldigen Pochen auf neuentdeckte Rechte u. s. w. den guten Geschmack verletze und unästhetisch wirke. „Seid bescheiden!" ruft ein ungenannter weiblicher Schöngeist den redegewandten Agitatorinnen zu, „denn es ist eine der ersten Bedingungen des guten Geschmacks, daß man von seinen eigenen Tugenden schweige. Schweigend soll die Frau tragen lernen, und schweigend arbeiten und schweigend verachten. Worte sind heutzutage nichts mehr; Thaten reden besser, und Thaten können auch Gedanken sein."

Freilich sind Worte ohne Thaten nichts, aber Worte führen zu Thaten, wenn sie der Ausfluß einer starken Seelenbewegung sind. Im übrigen giebt es Zeiten — und wir stehen mitten in einer solchen — wo Bescheidenheit, Zurückhaltung und stummes Ertragen gleichbedeutend sind mit moralischer Feigheit, die auch das Weib nicht ziert. Es geziemt ihr nicht länger, den sich immer wiederholenden öffentlichen Angriffen der Gegner, die so häufig alle Grenzen der Würde, der Gesittung und Vernunft überschreiten, nur schweigende Verachtung entgegenzusetzen.

Besteht denn überhaupt die Anmut und geistige Vornehmheit beim weiblichen Geschlecht allein in der Schwäche? Unsere Ahnmütter, die Frauen der alten Germanen, zeigten eine moralische Schönheit im Erweisen ihrer Kraft, die wir den heutigen deutschen Frauen wohl wünschen dürfen, wenn auch auf anderem Gebiet als dem Schlachtfelde.

Laßt uns das schöne, ermutigende Wort beherzigen, das vor etlichen Jahren ein Freund unserer Sache zu den kämpfenden modernen Frauen gesprochen hat: „Die Blume der Frauenfreiheit entfaltet sich langsam. Ohne ihren Duft genossen zu haben, werden noch viele unterdrückte, zurückgesetzte, vergeblich ringende Frauen dahinsterben. Aber die langsame Entwicklung dieser Freiheit zeitigt zugleich die Reife des Frauengeistes, der in dieser Freiheit gewachsen ist und sie verdient."

Großmutter ſpricht.

Studie

von

Regine Buſch.

Nachdruck verboten.

Nein, Anna, Kind, bleib du heute ruhig bei mir. Laß die andern laufen. Die Jungen haben es immer ſo eilig, wegzukommen, wenn ſie Großmutters gutes Sonntagseſſen heruntergeſchlungen haben. Deine Mutter muß ja wohl wieder nach dem Neſtküken ſehen, und Papa muß „arbeiten", d. h. ſo ganz in Ruhe auf ſeinem Zimmer die Zeitung leſen — ich kenne das ja ſchon. Und nachher kommen ſie denn alle recht hungrig zum Thee wieder — laß ſie laufen. — — Ja, ſogar mein getreuer Hauptmann iſt eben weggegangen. Wie köſtlich ihm der Rehbraten ſchmeckte! Wenn die dummen Jungen nur nicht immer über ihn lachen wollten! Er ſchnitt freilich auch heute wieder zu arg auf, ich muß ihn mal vornehmen und zurechtſetzen. Und ſeine Geſchichten werden immer konfuſer und ſein Appetit immer größer, ja, wir werden eben alt, er und ich! — Aber ihr ſollt ihn mir in Ruhe laſſen. Weißt du, er iſt heute Abend beim Major zu einem Souper von vier Gängen eingeladen und ſtand ſolche Tantalusqualen darnach aus, daß ich ihn von ſeinem Piquet dispenſierte und laufen ließ. Mög's ihm ſchmecken und bekommen!

Ich habe dich auch gerne mal ganz allein, Herzenskindting. Du haſt mir letzthin ein bißchen fern gelebt, ſo viel Geſelligkeit in dieſem Winter und ſo wenig Zeit für Großmutter. — —

— Weiß ſchon, brauchſt dich nicht zu entſchuldigen, bleib nur jetzt mal in Ruhe hier. —

So, zieh die Vorhänge zu, und Friedrich ſoll die große Lampe bringen. Pfui, iſt das ein grauer Wintertag heute. —

Nein, nicht handarbeiten, Kindting. Nimm den niedrigen Stuhl — ſo, wie oft haſt du als kleines Kind ſo bei mir geſeſſen, Anna — weißt noch? Du warſt ja auch die Älteſte, die Älteſte von meinem Einzigen. Wie kalt die Hände ſind und blaß ſind wir auch. Ja, ja, Kindting. — Anna, heute nach der Kirche war die Majorin Kaiſer bei mir. Du brauchſt nicht wegzurücken; was ich ſagen will, kannſt du ruhig hören. Natürlich weißt du ſchon, daß der Goldſohn weg iſt, „Aſſeſſor beim auswärtigen Amt", „in die Konſulatskarriere" — wie das nobel klingt! Sie platzte denn auch beinahe vor Mutterglück. Und das kommt alles davon, ſagt ſie, weil er im Sommer in Wiesbaden den intimen Verkehr mit Excellenz und Excellenz' jüngſter Tochter hatte. Und „Protektionen und Konnexionen, die machen's ja heutzutage", u. ſ. w. u. ſ. w. „Wir müſſen ihn hier aufgeben, er ſtrebt nach Höherem", ſagt ſie zu mir, die Gans. Na, möge es ihm gelingen! Ob freilich die Miniſterstochter und ſeine guten Manieren genügen — Anna, Liebling, nicht weinen! — Doch, in Gottes Namen, heul' dich aus, das hilft am beſten! — —

Schämen? Nein, du haſt dich kein bißchen zu ſchämen. Das iſt ſeine Sache, und er hat's auch gethan, ſonſt hätte er dir und mir ehrlich Lebewohl geſagt, ſtatt ſich ſo zu drücken und die Mutter mit dieſen Redensarten herzuſchicken. —

Ja, Kindting, ja, du haſt nichts gethan, als ihn ein bißchen lieb gehabt, oder meinetwegen auch ſehr lieb gehabt, ich habe es ja gefühlt, den ganzen Winter, aber kein Wort geſagt, denn was nutzt da das Gerede! —

Gezeigt? Natürlich haſt du es ihm gezeigt, daß dir ſein Courſchneiden und Freien und der ganze Kerl gefiel. Du wärſt ja auch ſonſt gar kein vernünftiges achtzehnjähriges

Digitized by Google

Ding und meine Enkeltochter. Was wollteſt du denn auch ſonſt thun? — —

Die Leute haben's gemerkt? Natürlich! Das iſt ja das Leid, daß das Volk ſo etwas immer merkt, ſo ochſendumm es ſonſt meiſtens iſt. — —

So! So! Keinem Menſchen mehr magſt du in die Augen ſehen! Schäfchen, Schaf! Recht iſt es ſchon, daß du ſo fühlſt, die Mädchen, die es nicht thun, ſind auch nicht die rechten. Hab' mich auch mit 17 Jahren zu Tode ſchämen wollen und ſitze nun hier mit ſiebzig und kann jedem Menſchen — und was mehr ſagen will, jeder eignen alten Dummheit keck ins Geſicht ſehen. — —

Ich hätte nichts Dummes aufgeſtellt, meinſt du? Anna, du glaubſt doch ſelbſt nicht, daß ich als ein ſteifleinenes, hochverſtändiges Frauenzimmer ganz bequem durchs Leben gewandert bin? Nein, Gott ſei Dank, ich habe mein gut Teil geirrt und geſündigt und viel dabei gelernt. Und deshalb ſind meine Augen klar geworden, anderer Leid zu ſehen, und mein Herze warm, anderer Not zu fühlen — und deshalb weiß ich auch heute ganz genau, wie dir zu Mute iſt, kleine Anna. Gottserbärmlich, nicht wahr?

Ja, wein' dich nur aus. —

So lieb gehabt — ja, ich weiß, mein Herzenskindting. — —

Weißt du, erſt thut's ſehr, ſehr weh. Dann ſpottet man über das eigene Lieben, und das thut auch nicht gut. Aber noch ſpäter, Kind, wenn erſt ein anderes Leid, ein anderes Glück über uns hingebrauſt iſt und uns durchgeſchüttelt hat, dann denken wir mit leiſer Freude, mit ſtillem Lachen an die erſte Liebeszeit. Du weißt, Anna, was ich ſo lachen nenne, mit dem Herzen lachen. Dann ſieht man ſich ſelbſt in all der ſüßen Jugendeſelei, ſo jung, ſo blind, ſo herzenswarm, ſo ſelig, und möchte darüber in einem Atem lachen und weinen, nicht in Unglück und Spott, nein in Dankbarkeit, daß man ſo etwas erlebt hat.

Dann ſieht man auch den andern, den man lieb hatte, nicht mehr verklärt mit Liebesaugen, auch nicht verzerrt durch Groll und Abſcheu, nein, einfach wie er iſt und wie er menſchlich fehlte, und darüber läßt ſich dann mit dem Herzen lachen — wie iſt man doch ſo jung und dumm geweſen! — Es lernen's freilich nicht alle; viele bleiben im Halben ſtecken und denken's und erleben's gar nicht ordentlich zu Ende. Weißt du, denen fehlt dann, was die Bibel „Erfahrung" nennt; „Erfahrung aber bringt Hoffnung, Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden." Schau, Anna, ich bin alt und reich geworden, mit Erfahrung und Hoffnung! — —

Ja, helfen kann ich dir nicht damit, mein armes Kind, du mußt halt auch durch deine eignen Dummheiten klüger werden. Aber mal von Herzen weg mit dir ſprechen wollte ich heute doch, Anna; man möchte eben ſo gerne vor der großen Stille noch viel ſagen, viel geben, deshalb wird Großmutter jetzt oft ſo geſchwätzig, mein Herzenskindting! — — Das iſt nun ſo dein erſter, großer, unerfüllter Wunſch, ich meine der erſte, der Herzweh koſtet.

Der letzte wird's nicht ſein, Anna; entſagen, entſagen, an der Lektion haben wir unſer Lebelang zu lernen. — —

Du wunderſt dich, daß ich das ſage und predige? Ja Kind, das iſt der Grundton auch meines Lebens geweſen. — —

Gewiß, es war an Segen reich, an Segen und an Liebe. An eines guten Mannes Liebe, an Erdengütern, ſogar an einem ſogenannten glücklichen Temperament hat's mir nicht gefehlt. Aber entſagen habe ich lernen müſſen, bis aufs Blut entſagen, Anna. Dann kam der Segen über mich, ungeahnt, ungewünſcht, ohne mein Wiſſen und Wollen, da habe ich gelernt mich beugen. — —

Ja, Kindting, vielleicht iſt mir auch mal der eine oder der andere Wunſch erfüllt worden — o ja, wie Wünſche erfüllt werden, ſo halb, ſo lau, ſo anders, daß man ſie ſelbſt nachher nimmer wieder erkennt. Aber die alten, thörichten Wünſche, die einmal rundweg abgeſchlagen wurden, die ſind nicht verwaſchen und vergeſſen, die ſind ſo heiß begehrt, ſo tauſendmal gedacht worden, daß ſie farbenfriſch im Gedächtnis bleiben und wiederkommen, gerufen und ungerufen. Weißt du, Kind, daß ich ſie ganz lieb habe, daß ſie mir eine liebe, närriſche Geſellſchaft ſind, meine alten, unerfüllten Wünſche? —

Ich könnte es dir noch malen, das Ballkleid, mit Schinkenärmeln und roſa Schleifen, das ich mir ſo glühend zum erſten Ball wünſchte — und nie bekam, weil Mutter noch im Mittel fand, mein weißes Konfirmationskleid zu verlängern. Darin hat dein Großvater mich tanzen ſehen und mich in der Fremde nicht vergeſſen können, in dem alten, lieben Kleide! —

Ich kenne ſie noch alle, die alten Mädchenwünſche: weite Reiſen, wunderbare Gegenden, ich maleriſch mitten darin im weißen Strohhut mit blauem Schleier, ein paar bewundernde Mitreiſende im Hintergrund — reizende Abenteuer — merkwürdige Liebesgeſchichten! — Und dann der eine, große Herzenswunſch, der mich ſo viel Leid, ſo viel Zeit gekoſtet hat. Er trägt eine längſt verſchollene Lieutenantsuniform und hat einen feinen Schnurrbart und glänzende Augen! Wie's inwendig bei ihm ausſieht, iſt mir unklar, denn er geht vorſichtig mit ſeinen Geiſtesſchätzen um, aber er iſt mein Ideal und mein Wunſch; mein nie erfüllter Herzenswunſch. Dies Götterbild verſchmähte mich nämlich, nachdem es mir gründlich den Kopf verdreht hatte. Es kam eine Adelige, die nahm er, vernünftigerweiſe, denn ſie war ein gut Teil dummer als ich und hat bis an ihr Lebensende an ſeine Fähigkeiten und ſein edles Herz geglaubt. Mir wären ſchon in den Flitterwochen die Augen aufgegangen. Ich hätte auch nimmer ſo für ihn hungern und ſparen können, wie ſie es gemußt hat, als er bei einer extragroßen Dummheit jung ſeinen Abſchied erhielt. Ein geſunder, unbeſchäftigter Mann, der auf das Schmarotzen verfällt, Anna, was hätte ich damit machen ſollen? — Sie hat's lange ausgehalten, und er noch länger! Man kann ja freilich auch von dem bißchen Penſion nicht leben mit ſolchem Löwenappetit — erſt unſer Mittageſſen und dann vier Gänge zu Abend!! — —

Schön, daß du lachſt, Kind, ja lach' nur, er war wirklich mein Ideal, mein Herzenswunſch, unſer Hauptmann a. D. Nun weißt du auch, warum ich ihn jeden Sonntag Mittag einlade, obgleich ihr ihn unausſtehlich langweilig findet und die Jungen rüpelig gegen ihn werden. Ich werde doch meiner erſten Liebe ein gutes Mittageſſen zukommen laſſen dürfen!

Und weißt du, Kind, wenn mir im Leben wieder mal etwas krumm ging — und ein leichtes Leben war's nicht, auch an Großvaters Seite — und wenn wieder allerlei Wünſche wach werden wollten, dann beſah ich mir mal friſch dieſen erſten Herzenswunſch und ſagte mir: Sieh mal, ſo etwas Dummes haſt du einſt haben wollen, das hat dir der gnädige Gott verſagt, und nun begehrſt du wahrſcheinlich etwas ebenſo Thörichtes und Unnützes — halt! — Das hat oft geholfen, Anna.

Daß der Hauptmann meine Liebe war, kannſt du gar nicht verſtehen, Kindting? Gewiß, es war ein ganz ſchlechter Geſchmack, und heutzutage iſt man wohl viel klüger und vorſichtiger. Ihr ſeht ja wohl die jungen Männer mit den erleuchteten Augen des Verſtandes an und verliebt euch nie, nachdem ihr jemand zweimal geſehen habt, und weil er gut tanzt, gute Manieren und einen perfekten Schneider hat?

O, du dummes Hinkelchen! — Ja, vielleicht wird es dir im Leben nicht ſo handgreiflich klar wie mir, daß du Thörichtes gewünſcht haſt. Aber wenn er auch Botſchafter und Miniſter wird, was Rechtes wird doch nicht daraus, von wegen der „Protektionen und Konnexionen". Für dich nicht der Rechte, Kindting, du wirſt es ſchon einſehen, wenn du alt und grau biſt. — —

O nein, heute verlange ich es noch nicht von dir. Heute weine dich aus. Nur wenn du kannſt, Anna, dann glaube mir ein wenig, und glaube vor allem an einen gütigen, gnädigen, freundlichen Gott! — —

Und nun hat Großmutter genug geſprochen. Putz' die Augen hell, die andern brauchen nichts zu wiſſen. So, und nun hol unſern „Copperfield" zum Vorleſen, es wird ſchon gehen, Herzenskindting. —

Digitized by Google

„Man muß sich beeilen."

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Eine kleine Novelle von Slatowratzki schildert unter diesem Titel das ergreifende Geschick einer talentvollen russischen Studentin. Ihr älterer Bruder ist schon dem Fluch des: „man muß sich beeilen", mit dem ihn der Vater, ein kleiner verkümmerter, aber ehrgeiziger Subalternbeamter, in der Schule von Klasse zu Klasse hetzt, erlegen; die galoppierende Schwindsucht hat ihn dahingerafft, ehe er noch das Ziel dieses Ehrgeizes, die Universität, erreicht hat. Auf die junge Nadja fällt jetzt die treibende Peitsche; das: „man muß sich beeilen" hetzt auch sie durch Schule und Universität; zwischen den Vorlesungen giebt sie Stunden, um sich und die Ihren durchs Leben zu bringen. Sie besteht ihre Staatsprüfung als Ärztin glänzend. Der völlig Erschöpften wird eine Stelle in einem Typhusdistrikt angeboten; sie nimmt sie an, denn ihre Verhältnisse gestatten kein Ausruhen; „sie muß sich beeilen". In unablässiger Arbeit wirkt sie unter den Kranken; den abgezehrten, widerstandsunfähigen Körper wirft die Krankheit schnell danieder. Nach sechs Wochen wird Nadja beerdigt. Zum erstenmal in ihrem Leben kann sie ausruhen . . .

In der kleinen Geschichte scheint mir ein typischer Zug zu liegen. In etwas verändertem Rahmen kehrt er in zahllosen Frauenschicksalen unsrer Tage wieder. Im Hintergrunde steht häufig das graue Gespenst, der Mangel. Aber nicht immer. Nicht selten treiben auch Ehrgeiz, Unvernunft, Selbstüberschätzung; nicht selten verhindert die eingewurzelte Tradition, daß an die Ausrüstung der Töchter für den Erwerb nicht viel gewandt werden dürfe, eine auch der Zeit nach ausgiebige Bildung.

Aber schlagen wir uns nicht selbst? Gründen wir nicht Gymnasialkurse, in denen ein „abgekürztes Verfahren" eingeschlagen wird?

Gewiß, und wir thun sehr recht daran. Denn hier stehn sich zwei völlig ungleiche Größen gegenüber. Auf der einen Seite beginnen das Studium Knäblein in dem seligen Alter, in dem in der Schule die Nebengedanken noch Hauptgedanken sind und die Geheimnisse der deutschen Rechtschreibung noch recht unvollkommen erschlossen; in dem die Hand in der Stunde behaglich verstohlen die Schätze der Tasche durchwühlt, die Bindfadenenden, Nägel, Pflaumen, Pfropfen und Briefmarken; in dem die „famose Keilerei" von gestern durch den Gedanken an die bevorstehende Schlittschuhpartie von heute abgelöst wird, bis den selig Träumenden das in jenem Alter noch so wenig süße „amo, amas, amat" zusammenschrecken läßt. Und wenn die Knäblein, die, ihrer 40, 50 und darüber, „Bank an Bank gedränget sitzen", den Bindfadenenden entwachsen sind und die erste Cigarre liebkosend zwischen den Fingern drehn, so machen die Kombinationen des Skat, die Konstruktion des neuesten Fahrrads, den Geheimnissen der Geometrie, der Algebra und der griechischen Syntax und den Konstruktionen Horazischer Oden keine geringfügige Konkurrenz, bis das Muß, das heilsame, treibt und drängt.

Dem gegenüber stehen bis jetzt ganz kleine Gruppen erwachsener, ernsthaft wollender Frauen, die ein gut Teil Schularbeit hinter sich haben, und in ernster, freiwilliger Arbeit, das Ziel stetig im Auge, ein Wissen suchen, das sie ersehnten, dem sie daher ungeteilte Aufmerksamkeit schenken und das sie mit gereiftem Verstand in all

seinen Beziehungen zu erfassen vermögen. Daß sie ganz andre Wege einzuschlagen haben als jene, ist so einleuchtend, daß vielleicht schon zu viele Worte darüber verloren sind.

Auch hier freilich spielt das „man muß sich beeilen" noch eine Rolle. Einige Sprechstundennotizen können das erhärten. Da kommt ein junges Mädchen, das zwei der konzentrierten, den außergewöhnlichen Verhältnissen schon angepaßten Jahreskurse in einen zusammendrängen zu können meint; ein Vater, der seine 13, 14jährige Tochter mit den Erwachsenen arbeiten lassen möchte, nach ihrem Tempo, ihren Methoden; eine Mutter, die erklärt, ihre (zum Examen noch nicht reife) Tochter müsse sich „einem Familienbeschluß zufolge" zu Ostern zur Prüfung melden u. s. w. in den wechselndsten Gestalten. Sie alle „müssen sich beeilen" und thun es, wenn sie auch bei uns zurückgewiesen werden. Möglich, daß das Erforderliche knapp geleistet wird; aber natürlich auf Kosten der Gesundheit oder der Gründlichkeit.

Wenn nun die Vorbildung heute noch unter so verschiedenen Vorbedingungen ein verschiedenes Tempo erfordert, so gilt das von der eigentlichen Ausbildung, sobald sich Student und Studentin gegenüberstehen, keineswegs. Es ist richtig, daß der Student unter Umständen viel Zeit vergeudet; das Durchschnittsmaß wird nicht über das hinausgehen, was er thatsächlich als Gegengewicht gegen die geistige Arbeit braucht, wenn sich auch über die Art der Verwendung streiten ließe. Will die Studentin gesund bleiben, der Angliederung und Durchbildung ihres Wissens genügend Zeit gönnen und neben ihrem Studium auch das Leben nicht vernachlässigen, so darf sie nicht daran denken, weniger Zeit auf ihre Wissenschaft zu verwenden als der Mann.

Gerade das aber wird vielfach von deutschen Studentinnen an Schweizer Universitäten berichtet. Das Minimum an Semestern muß ja absolviert werden; wenn aber die Studentin das Studium der romanischen Sprachen, zu dem sie häufig noch eine mangelhafte Vorbildung mitbringt — sie kann auf das bloße Lehrerinnenexamen hin immatrikuliert werden — in sechs Semestern absolvieren will, während der männliche Philologe acht dazu nimmt, oder wenn sie neben ihrem Studium noch die (für die Staatsprüfungen erforderliche) durchaus nicht leichte Schweizer Matura erledigen will, so kommt offenbar irgendwo ein Manko heraus. Entweder kann sie ihr Studium nur mechanisch, nicht organisch bewältigen, oder sie wird immer hohlwangiger, denkunfähiger, blutarmer, um so mehr als die Verpflegung, die sie sich gönnen kann, häufig eine jämmerliche ist; vor kurzem hat man solch eine Gehetzte auf der Tragbahre an den Zug gebracht, der sie in die Heimat zurückführen sollte. Das sind Folgen, die nicht nur sie treffen, sondern schwer auf das ganze Frauenstudium fallen. Das Märchen der geistigen und physischen Unfähigkeit der Frau erhält dadurch immer neue Nahrung.

Andere „probieren" es bei dieser Hetzjagd von Zeit zu Zeit, die Matura zu machen. Sie könnten doch durchkommen. Daß das knappe Durchkommen einen schweren Schaden für sie und wiederum für das Frauenstudium bedeutet, kommt nicht in Betracht; „sie müssen sich beeilen".

Und dieser Fluch zieht sich leider noch durch viele Frauenberufe. Immer soll mit Zeit und Geld gespart werden, wenn es sich nicht um Söhne, nur um Töchter handelt, und nicht um eine Luxusbildung, sondern gerade um die Ausbildung für den Erwerb. Die kaufmännische Ausbildung soll möglichst in Monaten erledigt werden; die Oberlehrerin wird von der Behörde selbst auf zwei Studienjahre gesetzt; die hauswirtschaftliche Bildung soll ganz „abgesehen" werden — die „Stütze" insbesondere (manche wollen das Wort von „gestützt werden" ableiten) soll wo möglich in sechs Wochen, wenn überhaupt, für ihre Stelle vorbereitet werden — so ließe sich noch Beispiel um Beispiel heranziehen.

Wie ist zu helfen? In mancher Beziehung nur durch die Zeit. Daß die Töchter „denselben Anspruch auf die Steuerkraft der Eltern haben wie die Söhne", wie

Oberbürgermeiſter Bender bei Gelegenheit der Debatte über das Breslauer Mädchengymnaſium bemerkte, iſt noch eine durchaus verkannte Wahrheit; ſie wird ſich langſam Bahn brechen.

Im übrigen wird, da Mittelloſigkeit in weitaus den meiſten Fällen die Hetzjagd verſchuldet, nur die Privat- und Vereinsthätigkeit Abhilfe ſchaffen können, — denn für den Staat hat die Frau bekanntlich noch keine Bedeutung. Freiſtellen und Stipendien in ausreichender Höhe und ausreichender Zahl — das iſt's was uns fehlt. Sie allein könnten der Studentin genügende Muße, der jungen Ärztin, der Lehrerin Gelegenheit zu vertiefenden Studien, der Stütze, der Wirtſchafterin, der kaufmänniſch Angeſtellten eine gründliche Ausbildung ſichern. Etwas geſchieht nach allen dieſen Richtungen hin, aber wie wenig im Vergleich zu dem was not thut und was für die jungen Männer gethan wird. Nur warme Herzen und offene Hände — die ſich doch auch bei uns für ſo manchen Zweck finden, können wenigſtens dieſe oder jene von dem Furienſpruch löſen: „Du mußt dich beeilen," der ſie durchs Leben hetzt mit Straucheln und Wiederaufſtehn und unſrer gemeinſamen Sache zum Verhängnis wird.

Mutter.

Alles was ſchön iſt, alles was heilig,
Nennet das Wort dir:
Eine Mutter!
Alles was Liebe, alles was Güte
Das iſt ein Hort mir:
Meine Mutter!

Biſt du vereinſamt, weit in der Ferne,
Denk nur an jene, die dich geboren,
So wird's dir Troſt ſein; all deine Leiden
Nimmt ſie hinfort dir:
Deine Mutter!

Den nur beklag' ich, der nie genoſſen
Mütterlich Lieben, mütterlich Walten:
Alles was Leid heißt, troſtlos Entbehren,
Klingt in dem Wort dir:
Keine Mutter!

Richard Zoozmann.

Erwerbsthätigkeit.

Die Zulaſſung der Frauen zur landwirtſchaftlichen Hochſchule.

Nachdruck verboten.

Durch Miniſterialverfügung iſt den Frauen das Studium an der landwirtſchaftlichen Hochſchule zugänglich gemacht worden. Der Lehrkörper der landw. Hochſchule zu Berlin hatte in der Sitzung vom 21. November v. J. den Rektor beauftragt, im Sinne der Zulaſſung von Frauen beim Miniſter vorſtellig zu werden, und auf die Eingabe vom 3. Dezember hat der Miniſter nunmehr die Verfügung erlaſſen, derzufolge unter denſelben Bedingungen, wie dies bei den Univerſitäten der Fall iſt, d. h. mit beſonderer Genehmigung des Rektors, künftighin auch weibliche Perſonen zum Beſuche der landwirtſchaftlichen Hochſchule zugelaſſen werden.

Es dürfte daher gewiß vielen von Intereſſe ſein, einen Einblick in die Vorleſungen des Sommer-Semeſters zu gewinnen.

Der Beginn der Vorleſungen liegt zwiſchen dem 21. und 28. April.

1. Landwirtſchaft, Forſtwirtſchaft und Gartenbau.
a) Allgemeiner Acker- und Pflanzenbau, Bewäſſerung des Bodens, Wieſenbau und Düngerlehre.
b) Spezieller Acker- und Pflanzenbau, Aufbau der Wurzel-, Knollen- und Handelsgewächſe. Bonitierung des Bodens; praktiſche Übungen zur Bodenkunde.
c) Landwirtſchaftliche Taxationslehre. Geſchichtlicher Umriß der deutſchen Landwirtſchaft. Betriebslehre u. ſ. w.
d) Pferdezucht, Schweinezucht, Molkereiweſen.
e) Landwirtſchaftliche Maſchinenkunde. Feldmeſſen und Nivellieren. Zeichnen- und Konſtruktionsübungen.
f) Waldbegründung und Waldpflege.
g) Gemüſebau.

2. Naturwiſſenſchaften.
a) Phyſik und Meteorologie. Experimental-Phyſik. Dioptrik. Hydraulik. Phyſikaliſche Übungen.
b) Chemie und Technologie.
c) Mineralogie, Geologie und Geognoſie.
d) Botanik und Pflanzenphyſiologie. Entwicklungsgeſchichte der Pflanzen. Botaniſch-mikroſkopiſcher Kurſus. Pflanzenphyſiologie. Syſtematiſche Botanik. Nutz- und Zierpflanzen; Gräſer und Futterkörner, Züchtung der Kulturpflanzen, Mikroſkopie der Nahrungs- und Genußmittel. Grundzüge der praktiſchen Bakterienkunde.
e) Zoologie und Tierphyſiologie. Zoologie und Geſchichte der Haustiere; über Fiſchzucht, Bienenzucht, Seidenbau.

3. Veterinärkunde.
Sporadiſche Krankheiten der Haustiere. Äußere Krankheiten der Haustiere. Anatomie der Haustiere.

4. Rechts- und Staatswiſſenſchaft.
Nationalökonomie.

5. Kulturtechnik und Baukunde.

6. Geodäſie und Mathematik.
Zeichenübungen, Meßübungen, analytiſche Geometrie und Analyſis.

Das Honorar beträgt:

Für die ordentlichen und außerordentlichen Hörer pro Semeſter 120 Mark. Für Hoſpitanten pro Wochenſtunde und Semeſter der belegten Kollegien 5 Mark. Die Einſchreibegebühren betragen 10 Mark.

Für die von Privatdozenten gehaltenen Vorleſungen wird außerdem ein beſonderes Honorar von 5 Mark pro Wochenſtunde und Semeſter entrichtet.

Es ſind ferner zu entrichten:

Für das große chemiſche Praktikum von Hoſpitanten 60 Mark. Für das kleine chemiſche Praktikum 20 Mark. Für das Praktikum im agronomiſch-pedologiſchen Laboratorium 20 Mark.

Die endlich gewährte Zulaſſung von Frauen zur landwirtſchaftlichen Hochſchule dürfte nach ſehr verſchiedenen Richtungen hin Frauen zum Vorteil und Segen gereichen, zumal im Hinblick auf die Vielſeitigkeit des gebotenen Stoffes. Es kommen dabei ſowohl Frauen in Frage, die ſelbſt im Beſitze landwirtſchaftlicher Betriebe ſind und ſich durch geeignete Vorleſungen einen wertvollen Einblick in die wiſſenſchaftliche Grundlage der verſchiedenen landwirtſchaftlichen Zweige verſchaffen wollen, als ſolche, die ſich in gewiſſen Spezialgebieten der Landwirtſchaft, z. B. im Molkereiweſen, in Obſt-

Digitized by Google

baumzucht, Imkereiwesen, Geflügelzucht, Gemüsebau u. s. w. eine eingehendere wissenschaftliche Bildung aneignen wollen, als die verschiedenen Fachschulen gewähren, um sich so event. auch eine leitende Stellung verschaffen zu können. Endlich dürften diese Vorlesungen auch eine wertvolle Ergänzung für die Besucherinnen einer Gartenbauschule bieten.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Verein für Hausbeamtinnen

nimmt einen sehr regen Fortgang. Im letzten Kalenderjahre sind 503 Stellen vermittelt worden. Die Mitgliederzahl des Hauptvereins betrug am 1. Oktober 1896 ungefähr 1900, die Zweigvereine zählten zusammen 1354 Mitglieder, somit gehören insgesamt 3254 Personen dem Verein an. Das Vereinsvermögen betrug am 1. Oktober 1896 3850 Mark 45 Pf.; ein sehr kleiner Betrag in Hinsicht auf die geplante Arbeit des Vereins, die Berufsbildung der Hausbeamtinnen zu fördern und den arbeitsunfähigen Hausbeamtinnen die Sorge und Not des Alters zu erleichtern. Möchten doch recht viele dem Verein beitreten oder durch ein Geschenk die Aufgaben des Vereins fördern. Der geringste Jahresbeitrag ist 1 Mark. Die Statuten des Vereins und der Stellenvermittelung sind zu erhalten bei der Leiterin der Centrale Frau Anna Schmidt, Leipzig, Grassistr. 33.

Der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung

in Berlin veranstaltet vom 11. bis 24. April, Leipzigerstraße 101/102, eine Ausstellung verbesserter Frauenkleidung. Der sehr rührige junge Verein hatte zu dieser Ausstellung ein Preisausschreiben erlassen: für eine starke Dame im Alter von 30—50 Jahren sollte ein Frühjahrskleid möglichst ohne Fischbeineinlagen und mit fußfreiem Rock auf verbesserter Unterkleidung (kein steifes Korsett!) gearbeitet werden. Nähere Auskunft über alle Vereinsangelegenheiten, Bezugsquellen für die Reformkleidung ꝛc. erteilt die Vorsitzende, Frau Oberstlieutenant von Pochhammer, Berlin W., Lützowufer 13.

Der Frauenbildungsverein zu Breslau,

Vorsitzende: Frau Anna Simson, hat seinen Bericht für das letzte Vereinsjahr herausgegeben, der ein Bild seiner umfassenden und ausgedehnten Thätigkeit gewährt. Schon äußerlich wirkt die vom Verein geschaffene Anstalt höchst imponierend. Sie umfaßt 52 miteinander verbundene Lehr- und Schlafsäle, Wohn- und Wirtschaftsräume, in denen sich die zahlreichen Unternehmungen des Vereins, vom Kindergarten bis zur photographischen Lehranstalt, Haushaltungsschule, Kochschule, Handelsschule, Kindergärtnerinnenseminar, eines gedeihlichen Wachstums erfreuen. Der Frauenbildungsverein ist von seiner Gründung im Jahre 1866 an auch ein Verein der Propaganda gewesen. Er hat sich darum auch lebhaft an der Förderung der Frauenbewegung beteiligt; er trat energisch in die Bewegung für die vom Bunde deutscher Frauenvereine beantragten Änderungen des Familienrechts im neuen bürgerlichen Gesetzbuch ein und beteiligte sich auch sonst an sozialen Bestrebungen.

Der Verein Frauenwohl in Königsberg i. Pr.

hat sich auch im vergangenen Jahre erfreulich weiter entwickelt.

In mehreren Versammlungen wurde durch Besprechung der auf die Rechte der Frauen bezüglichen Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuchs und auf Abänderung derselben abzielenden Petitionen das Interesse der Mitglieder für diesen, für die Frauen so wichtigen Gegenstand angeregt.

Die Handelslehranstalt des Vereins erfreut sich unter der ausgezeichneten Leitung des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Babucke eines immer steigenden Ansehens, man beschäftigt die jungen Damen gern in den Comtoiren der Stadt. Es nahmen 34 Schülerinnen an dem 6. Jahreskursus teil.

Die beiden hauswirtschaftlichen Fortbildungsschulen nehmen einen erfreulichen Fortgang; die jungen Mädchen lernen mit Vergnügen und erweisen sich später nach dem Verlassen der Schule in den Familien, in denen sie Stellungen annehmen, als brauchbar. Trotz der großen Schwierigkeit der Unterhaltung der Schulen hofft der Verein, daß es ihm durch weitere Zuwendungen gelingen wird, dieselben zu erhalten. Vorsitzende des Vereins ist Frau Prof. Bohn, stellvertretende Vorsitzende Frau Friederike Behrend.

Der Schwäbische Frauenverein

giebt in seinem 23. Jahresbericht einen Überblick über seine ausgedehnte Thätigkeit. Die zahlreichen Anstalten des Vereins: die Frauenarbeitsschule (Leiterin Frl. Bertha Rieß), der Fröbelsche Musterkindergarten, die Unterrichtskurse zur praktischen Erlernung des Fröbelschen Erziehungssystems, die Kochschule, die Haushaltungsschule, die Stellenvermittelung sind in erfreulicher Entwicklung begriffen. Der Kursus in der einfachen Buchführung soll demnächst in eine Handelsschule umgewandelt werden, in der alle für die Handelswissenschaft erforderlichen Fächer gelehrt werden sollen. Der Verein besteht nunmehr 23 Jahre; mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die Zahl der Mitglieder (691) eine verhältnismäßig geringe sei und auf eine beklagenswerte Gleichgiltigkeit der Frauen gegenüber den ernsten Zwecken des Vereins schließen lasse, wie sie sich leider auch anderswo noch vielfach findet. Vorsitzende des Vereins ist Frau Präsident v. Weizsäcker.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Die Tochter des preußischen Kultusministers**, Frl. Eva Bosse, Schwester des Johanniterordens, unterzog sich im Verein mit zwei anderen dem Hedwigskrankenhause angehörenden Pflegeschwestern der zur Führung einer Hausapotheke vorgeschriebenen Prüfung. Die drei Damen bestanden das vor der Berliner Apothekerprüfungskommission abgelegte Examen mit bestem Erfolg. Ihre Ausbildung wurde von dem Vorsitzenden des deutschen Apothekervereins, Herrn Froelich, geleitet.

* **Die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt** hatte im November 1895 eine Preisfrage ausgeschrieben: „Wie läßt sich die Erziehung der weiblichen Jugend in den höheren Berufsklassen unseres Volkes vom 15. bis zum 20. Lebensjahre am zweckmäßigsten gestalten?" Darauf sind 28 Arbeiten eingelaufen, darunter 20 von Frauen. Den Preis von 300 Mark erhielten je zur Hälfte die Schriftstellerin Luise Hagen-Berlin und die Lehrerin Anna Beyer-Forst.

* **Ueber das ärztliche Frauenstudium** in den Kulturländern gibt die „Soziale Praxis" folgende Zusammenstellung: Der preußische Unterrichtsminister hat am 16. Juli 1896 die Universitätskuratoren ermächtigt, selbst über die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen zu bestimmen, aber die Frauen dürfen nur Hospitantinnen sein, nicht vollberechtigte Studierende. Ähnlich ist es in Oesterreich. In Nordamerika ließ das „Oberlin College" bereits 1833 Frauen zu. 1886 gab es bereits 266 Frauenkolleges und 263 gemischte Kolleges. In Frankreich erhielt zum ersten mal im Jahre 1861 an der Universität Lyon eine Dame den Doktorgrad, dann 1869, und seit 1870 nahm die Zahl der in Frankreich studierenden Frauen ständig zu. In England werden seit 1878 die Frauen zu allen Prüfungen und Graderteilungen zugelassen (mit Ausnahme bestimmter Grade der Universitäten Oxford und Cambridge. D. Red.). Die Universitäten stehen den Frauen offen in der Schweiz seit mehr denn einem Menschenalter, in Schweden seit 1870, in Dänemark, Finnland, Holland und Indien seit 1875, in Belgien und Italien seit 1876, in Australien seit 1878, in Norwegen seit 1884, in Island seit 1886, in Ungarn seit 1895. Von dem Rechte zu hospitieren machten an den deutschen Universitäten im Wintersemester 1895/96 153 Frauen Gebrauch, und zwar in Berlin 70, Breslau 14, Freiburg 10, Göttingen 32, Greifswald 5, Halle 1, Heidelberg 4, Marburg 3, Rostock 13, Tübingen 1; an den österreichischen 18, nämlich in Czernowitz 5, Krakau 8, Lemberg 1, Prag 4, Wien 0. In Rußland hatten sich in den achtziger Jahren aus den Hebammenkursen medizinische Kurse für Frauen entwickelt, an denen 1091 weibliche Personen teilnahmen, von denen 700 das Doktordiplom erlangten. 1882 wurden diese Kurse aus politischen Gründen geschlossen. Zar Nikolaus II. eröffnete sie nach seiner Thronbesteigung wieder und verlieh den Ärztinnen das Recht, nicht allein, wie bisher, an Hospitälern als Staatsärztinnen angestellt zu werden, sondern auch bis zum Chefarzt avancieren zu können und pensionsberechtigt zu sein, ebenso dürfen die Semstwo (Gemeinden) weibliche Ärzte anstellen. — In England haben von 1877—1895 von Studentinnen der „London School of Medicine for Women" und des „Royal Free Hospital" 183 das medizinische Staatsexamen bestanden, in ganz England 260. In Amerika bestand 1849 der erste weibliche Arzt sein Examen. Die Zahl der studierten Frauen wird dort heute auf 60 000, die der studierenden auf 65 000 veranschlagt.

* **Aus Belgien** wird gemeldet: Die Gemeindebehörden des Hennegauschen Ortes Ghoy haben Fräulein Dhanoine an Stelle ihres verstorbenen Vaters zum Steuereinnehmer der Gemeinde gewählt, und diese Wahl ist von der Provinzialdeputation bestätigt worden. Jetzt haben schon drei Hennegausche Gemeinden, Ecaussines-Lalaing, Erquelinnes und Ghoy Gemeinde-Steuereinnehmerinnen.

* **Zur Frauenfrage in Rußland.** Nach dem derzeitigen Gerichtsgebrauch in Rußland dürfen Frauen keine Zeugnisse erhalten, die sie zur Aus-

Digitized by Google

übung der privaten Advokaturpraxis berechtigen. Wie jetzt verlautet, ist ein Teil der Mitglieder der „Kommission für die Gerichtsreform" dafür, daß diese Bestimmung aufgehoben und den Bezirksgerichten anheimgestellt wird, Frauen nach ihrem Ermessen zur Ausübung der Funktionen eines privaten Sachwalters zuzulassen. Der „private Sachwalter" braucht in Rußland nicht die juristische Fakultät absolviert zu haben, muß aber vor dem Bezirksgericht ein gewisses Maß von juristischen Kenntnissen nachweisen und erhält dann die Berechtigung, Prozesse vor dem Friedensrichter respektive dem Friedensrichterplenum zu führen. Die russische Presse zeigt sich über den Plan, den Frauen eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, im allgemeinen sehr befriedigt.

Bücherschau.

„Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts." Von Georg Brandes. Jubiläums-Ausgabe. Fünfte, nach den neuesten dänischen Originalen gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Vollständig in 6 Bänden oder 25 Lieferungen à 1 Mark. Jeder Band ist abgeschlossen und einzeln käuflich. Band 1: Die Emigrantenlitteratur. (Barsdorf, Leipzig Mark 4,50.) Brandes' „Hauptströmungen" sind unzweifelhaft eines der glänzendsten Erzeugnisse unserer Litteratur. Als Vorlesungen an der Kopenhagener Universität wurden sie zum erstenmal dem Publikum geboten und erregten jenen beispiellosen Sturm gegen Brandes, den wir uns an der Hand der Lektüre nur erklären können, wenn wir bedenken, daß der eigentliche Geist des Buches: Gedankenfreiheit, Aufklärung, vorurteilsloses Selbstdenken, der romantisch-reaktionären Richtung, die in Dänemark Litteratur und Leben beherrschte, als der Geist der Auflehnung gegen göttliche und sittliche Gebote erscheinen mußte. Um so mehr ist dieser Geist gesunder und schöpferischer Kritik, die Grundlage der modernen Entwicklung, im Auslande verstanden worden. Brandes' Werk hat besonders in Deutschland einen Siegeszug angetreten — es gehört zu den Büchern, die gekauft werden. Denn hier hilft kein gelegentliches Nachschlagen; man ist von dem Geist gefesselt, der durch die Blätter weht, und begierig, wie er dieses und jenes Problem, das uns bisher vielleicht unvermittelt dastand, aus seinem Gesichtswinkel auffassen und darstellen wird. Die Einheitlichkeit der Anschauung ist neben der glänzenden Sprache der packendste Reiz dieser Bücher.

Ihren Inhalt kennzeichnen wir am prägnantesten mit den eigenen Worten des Verfassers: er will durch das Studium gewisser Hauptgruppen und Hauptbewegungen in der europäischen Litteratur den Grundriß zu einer Psychologie der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben. Der zentrale Gegenstand dieser Schrift ist daher die Reaktion, die das 19. Jahrhundert in seinen ersten Dezennien gegen die Litteratur des 18. ins Werk setzte, und die Überwindung dieser Reaktion. Der vorliegende 1. Band behandelt die bahnbrechenden Werke an der Jahrhundertwende: Chateaubriands Atala, Rousseaus neue Heloise, Goethes Werther, Constants Adolphe, Frau von Staëls Schriften. Überall eröffnet Brandes überraschende neue Perspektiven, sucht und findet Beziehungen — darin Hettner vergleichbar, dessen Werk er in gewisser Weise fortsetzt, den er aber an Glanz der Darstellung überragt. —

Wir werden den fünf weiteren Bänden der „Jubiläumsausgabe" (vor 25 Jahren wurden die zu Grunde liegenden Vorlesungen in Kopenhagen gehalten) an dieser Stelle eingehende Beachtung schenken.

„Unser Heldenkaiser." Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Kaiser Wilhelms des Großen von Geh. Hofrat Dr. Wilhelm Oncken. Herausgegeben von dem Komitee für die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zum Besten des Baufonds. Mit zwanzig Vollbildern und zahlreichen Illustrationen. Prachtband mit reicher Goldpressung. Preis 5 Mark. (Berlin, Schall und Grund.) Unter den zahlreichen Veröffentlichungen zur Hundertjahrfeier nimmt die Onckensche Festschrift unzweifelhaft einen hervorragenden Rang ein. Schon ihre äußere Ausstattung würde ihr Beachtung sichern, da sie eine große Anzahl interessanter, künstlerisch ausgeführter Reproduktionen bringt. Ihre Hauptanziehungskraft besteht aber in einer Reihe bisher nicht veröffentlichter Briefe Kaiser Wilhelms an seine Gemahlin, die wie eine Art Tagebuch die Kriegsaktionen von 1870/71 begleiten und aus denen sich u. a. zur Evidenz ergiebt, daß die im Auslande aufgebrachte Version, als ob der Krieg von Preußen provociert worden sei, jeder Grundlage entbehrt. Man mag über manches in dem Buch ausgesprochene Urteil anderer Meinung sein, manches vermissen, manches zwischen den Zeilen lesen, einem Eindruck wird man sich nicht verschließen können: aus der Darstellung und ganz besonders aus den erwähnten Briefen tritt uns eine Gestalt von einer schlichten, die ausdrückliche Bezeichnung abwehrenden Größe, einem bescheidenen Heldentum entgegen, wie sie nicht leicht wiedererstehen möchte. Schwerlich ist soviel Kriegsruhm je so ohne Phrase, solch berauschendes Glück je mit solcher Demut getragen worden wie von dem Schreiber jener Briefe. Oncken hat seine Aufgabe richtig erfaßt, indem er auf die Herausarbeitung der Gestalt des Kaisers das ganze Gewicht legte und den Hintergrund in gedämpften Farben hielt.

„Anna Karenina." Von Leo Tolstoi. Erste vollständige autorisierte Ausgabe in deutscher Übersetzung von Helene Mordaunt. 3 Bände. (Berlin, August Deubner. Preis 10 Mark.) Der große Roman Tolstois hat in den zwanzig Jahren, die seit seinem ersten Erscheinen verstrichen sind, nichts von seiner Anziehungskraft eingebüßt. Die große Lebenswahrheit seiner Gestalten hat, wenn auch manche davon echt russische Typen sind, dem Verfasser auch in Deutschland zahlreiche Freunde gewonnen, so daß das Erscheinen einer vollständigen Ausgabe mit Freuden begrüßt werden wird. Die bis jetzt umfangreichste Ausgabe umfaßte 46 Bogen, während die vorliegende bei gleicher Zeilenzahl 74 Bogen umfaßt. Wenn nun auch die breite Detailmalerei, die Tolstoi liebt, das Herausschneiden ganzer Partien aus dem Buche zur Not gestattete, so litt doch die psychologische Motivierung stark unter diesem Verfahren, und manche Charaktere machten einen zerstückelten und unwahren Eindruck.

Wenn bei einer neuen Auflage noch einzelne stilistische Unmöglichkeiten, gewaltsame Infinitivsätze 2c. getilgt und die unerträglichen: „derjenige, diejenige, dasjenige" ausgemerzt werden, wird der Besitz einer vollständigen Ausgabe des Tolstoischen Werkes noch an Wert gewinnen.

„Einführung in den Sozialismus." Von Richard Calwer. (Leipzig, Georg H. Wiegand, Preis 3,50 Mark.) Es ist heute für jeden tiefer Gebildeten unerläßlich, das Wesen des Sozialismus kennen zu lernen und sich mit ihm auseinander zu setzen; darauf weisen schon die verschiedenartigen Formen hin, in denen der Sozialismus heute mitten in das bürgerliche Leben hineingreift, als Staatssozialismus, christlicher Sozialismus 2c. In den Köpfen vieler spukt aber die sozialistische Theorie nur entweder in der Form, die sie in den Köpfen ungebildeter Radausozialisten oder in den Utopien à la Bellamy annimmt. Der Versuch des Verfassers, die sozialistische Theorie ohne polemische und parteipolitische Färbung — soweit das möglich ist — darzustellen, ist daher dankenswert. Wenn auch der subjektive Charakter nicht ganz zu vermeiden war, so hat sich der Verfasser doch überall in den Linien bewegt, die die Auffassung des Sozialismus durch den denkenden und gebildeten Mann kennzeichnen, der sehr wohl weiß, daß Revolutionen alten Stils für immer ausgespielt haben und ökonomische Entwickelungsphasen nicht künstlich übersprungen werden können. Die Darstellung ist durchweg diesem Standpunkt entsprechend; selten kommt einmal eine Geschmacklosigkeit (wie z. B. S. 146) vor. Das Buch dürfte seinem Zweck, die sozialistische Theorie zu möglichst ungefärbter Darstellung zu bringen, durchaus entsprechen.

„Fridtjof Nansen." 1861 — 1896. Von Brögger u. Rolffen. Deutsch von E. v. Enzberg. 3. Auflage. (Berlin, Fußingers Buchhandlung.) Während wissenschaftlich gehaltene Darstellungen über Nansens bedeutsame Expeditionen den Männern vom Fach und „arktisch" gebildeten Laien geboten werden, ist in dem Buch von Brögger u. Rolffen der heranwachsenden Jugend und allen den Freunden Nansens, denen Zeit und Gelegenheit zum Studium umfassender Werke fehlt, eine von Liebe und Begeisterung für diesen modernsten Helden getragene Darstellung geboten. Sie erstreckt sich ausführlich über alles, was der letzten Expedition vorhergeht; besonders die Kapitel über Nansens Jugend dürften lebhaftes Interesse erregen. Bedauerlich ist die teilweise recht mangelhafte Ausführung der Illustrationen, der hoffentlich in einer nächsten Auflage abgeholfen wird. Über die letzte Expedition, die hier nur noch kurz zusammengefaßt wird, berichtet ein im gleichen Verlag erscheinendes Buch: Nansens Erfolge von Eugen v. Enzberg.

„Der internationale Kongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen" in Berlin 1896. (Berlin S.W. Hermann Walther. Preis 4 Mark.) Das Buch enthält eine Sammlung der auf dem Kongreß gehaltenen Vorträge und Ansprachen. Wenn diese — bei der Kürze der für den einzelnen Gegenstand zur Verfügung gestellten Zeit — auch mehr Anregungen als Abhandlungen sind, so gewähren sie doch eine Übersicht über alle Gebiete, auf denen die Frauenbewegung bereits eingesetzt und zum Teil Erfolge erzielt hat. Wir heben aus dem Inhalt hervor: Der Stand der Frauenbewegung in verschiedenen Ländern. Volksunterhaltungsabende. Schulwesen. Obst- und Gartenbau. Kunststudium. Die Sittlichkeitsfrage. Deutsches Familienrecht. Das Universitätsstudium der Frau. Volkserziehung und Arbeiterinnenfrage. Die Frage der weiblichen Übervölkerung. Frauenwirken in häuslicher und öffentlicher Gesundheitspflege. Die Frau in der Armenpflege. Die Frau im Kampfe gegen den Alkoholismus. Beteiligung der Frauen an der Litteratur. Friedensfrage. Reform der Kleidung.

„Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie." Von Dr. Johannes Rehmke, Professor der Philosophie zu Greifswald. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Preis 10 Mark.) Das Buch ist nicht für Laien, die sich einen ersten Überblick verschaffen wollen, bestimmt. Es erfordert vielmehr eine Stellungnahme zu der Frage: physiologische oder philosophische Psychologie. Der Verfasser stellt sich auf letzteren Standpunkt und führt dementsprechend auch eine Anzahl von technischen Ausdrücken ein (gegenständliches, zuständliches und ursächliches Bewußtsein für Denken, Fühlen, Wollen), die, wie die vielen übrigen der philosophischen Kunstsprache entnommenen Beziehungen ein philosophisch geschultes Publikum voraussetzen. Der Standpunkt des Verfassers führt ihn zu einer starken Polemik gegen die Hypothese des Parallelismus der Erscheinungen, mit der man gegenwärtig das Verhältnis der physiologischen und psychischen Erscheinungen zu einander zu erklären sucht. Diese Polemik, die sich häufig gegen einen von der genannten Hypothese ausgehenden Forscher, Professor Harald Höffding, richtet, scheint uns nicht immer mit Glück geführt. — Als besonders hervorragend erscheint uns das Kapitel über Freiheit und Notwendigkeit, ein Gebiet, auf dem ja die philosophische Grundlage der physiologischen gegenüber im Vorteil ist. Was die Lektüre des Buches im ganzen schwer macht, ist die fast völlige, heute auf diesem Gebiete nicht mehr gewöhnliche Abwesenheit konkreter Beispiele.

„Wie leitet man eine Versammlung?“ Geschäftlicher Handweiser für Vorsitzende. (Berlin W. 57, J. J. Heine, Preis 1 Mark.) Da in unserer Zeit täglich Vereine entstehen oder Versammlungen einberufen werden, so wird sich das handliche kleine, von einem Mitglied des deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses zusammengestellte Büchlein sicherlich eines regen Absatzes erfreuen. Wenn auch der echte Vorsitzende geboren wird, so ist ihm doch die Kenntnis der unzähligen Einzelheiten, die er in seiner Geschäftsführung wissen muß, nicht angeboren, und er wird sich des hier gebotenen Rats um so lieber bedienen, als man ihm anmerkt, daß er von durchaus sachverständiger Seite kommt.

Kleine Mitteilungen.

Die Ferienkurse in Jena beginnen am 2. August. Es werden geboten: a. Allgemeine Fortbildungskurse für Damen und Herren, und zwar 1. über allgemeine Physiologie, Physiologische Psychologie, Hygiene, Philosophie und Pädagogik, vertreten durch die Professoren Dr. Verworn, Zichen, Gaertner, Erhardt, Rein u. a. 2. Sprachkurse und Litteraturgeschichte für Ausländer, Religionsgeschichte, Kulturgeschichte und Kunstgeschichte. b. Besondere Fortbildungskurse für Lehrer der Naturwissenschaften an höheren Lehranstalten. Nähere Auskunft erteilt das Sekretariat: Hugo Weinmann, Jena, Spitzweidenweg 4.

Die unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich stehende **Viktoria-Fortbildungsschule** in Berlin, Tempelhofer Ufer 2, eröffnet Anfang April ihre neuen Kurse. Die Anstalt bezweckt, der erwachsenen weiblichen Jugend eine über den Rahmen der Gemeindeschule und höheren Mädchenschule hinausgehende allgemeine und praktische Fortbildung zu geben. Der Unterricht umfaßt die Lehrfächer für den kaufmännischen, gewerblichen und praktischen Beruf. Wie sehr die Einsicht in die Bedeutung des weiblichen Fortbildungsschulwesens wächst, haben die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vom 10 Dezember 1896 (über den Antrag des Herrn

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Denken Sie sich, aus einem Pfund Mondamin zu 60 Pfg. lassen sich 10 Flammris für 4 bis 6 Personen herstellen. Möchte der Preis auch etwas hoch erscheinen, so ist doch wiederum der Artikel dermaßen ergiebig, daß sehr wenig zu einem Pudding gehört, außerdem ist der durch Mondamin erlangte reine und köstliche Geschmack unvergleichlich für diese Zwecke. Hausfrauen sollten dessen eingedenk sein, daß es weder Zeit noch Mühe erfordert und die Zuthaten nicht mehr kosten, als wenn Mondamin statt des gewöhnlichen Mehles gebraucht wird. 139

Die Modenwelt

Gegründet 1865.

Maßgebendes und reichhaltigstes Blatt für Moden, Handarbeiten ꝛc.

Jährlich **24 Nummern**, enthaltend gegen zweitausend Abbildungen von Moden und Handarbeiten, **24 Unterhaltungsblätter** mit Romanen ꝛc., **24 extragroße Beilagen** mit etwa 500 Schnittmustern, 400 Muster-Zeichnungen und über 50 naturgroßen Beilagen für Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten, **12 große, farbige Modenbilder** und endlich **12 große farbige Modenpanoramen** mit jährlich etwa 75 Figuren.

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr. **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche unsern altenburgerten Titel sich anlegten. — Probe-Nummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen: Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I. Operngasse 3. 147

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85. 148

Das herrlichste Naturgeschichtswerk I. Band, Vögel

wird **gratis** abgegeben von jedem Verkäufer des **echten Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** von **Hausen & Co., Kassel.** 142

Das nach D.R.P. hergestellte Präparat ist nur in Cartons *à 27 Würfel* — ca. 40–50 Tassen — in Staniol à 1 M. in Apoth., Drogen- und besseren Colonialw.-Gesch. erhältlich. ***Magenleidende, Nervöse, schwächliche*** Personen u. Kinder können nichts besseres geniessen als ***Hausen's Kasseler Hafer-Kakao***, wer denselben einmal genossen hat, geht nicht mehr davon ab.

Digitized by Google

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweissen Nickelmetall**, genannt **Alpacca**, und aus garantiert **reinem Silber**. Die garantierte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Esslöffel und Gabeln. Gravierungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Die Berndorfer Alpacca-Silber-Service sind dem praktischen Bedürfniss angepasst und für den **täglichen Gebrauch** berechnet; sie geniessen als sogen. **Hôtel-Silber** einen Weltruf und sind **für grosse Hôtelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich. Der Werth der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräthe** ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu versilbern kann, und da Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke jederzeit im abgenutzten Zustande um $^2/_3$ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft werden.

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp

Engros-Niederlage für Deutschland **BERLIN SW.**, Leipzigerstrasse 43, II. [20

Verkaufsstellen befinden sich in allen grösseren Städten.

Prospekte gratis. | *Nähere Anfragen beantwortet die Engros-Niederlage.* | ***Prospekte gratis.***

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Centralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 80. [2

von Schenckendorff) gezeigt. Auch in der Viktoria-Fortbildungsschule ist das gesteigerte Interesse der Eltern an einer zeitgemäßen Fortbildung ihrer Töchter in erfreulichster Weise erkennbar. Nachdem sich die Abendschule während des ersten Jahrzehnts ihres Bestehens — von 1878 bis 1888 — in steter Entwicklung gefestigt hatte, nimmt die seit 1888 gegründete Vormittagsschule immer größere Dimensionen an und ist bereits zu einer Tagesschule geworden, in der an den meisten Tagen von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr nachmittags unterrichtet wird. Die Gesamtzahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden beträgt 175, wovon auf die Tagesschule 119, auf die Abendschule 56 fallen. In diesem Wintersemester wurde die Schule besucht von 441 Schülerinnen, die an 2262 Kursen teilnahmen. Obgleich die Viktoria-Fortbildungsschule den Namen einer Fachschule vermieden hat, fanden die stellensuchenden Schülerinnen in jedem der letzten Halbjahre gute Anstellungen, je nach ihrer erworbenen Vorbildung für den kaufmännischen, gewerblichen oder häuslichen Beruf. Nähere Auskunft über demnächst abgehende Schülerinnen wird erteilt im Amtszimmer, Vordergebäude III, von 12—1 Uhr. Anmeldungen nimmt entgegen Herr Rektor Krause, Schulgebäude Hof rechts, 11—12 Uhr.

Mädchen-Gymnasium zu Bremen.

Eröffnung im Oktober 1897.

Vierjähriger Kursus.

Frühestes Eintrittsalter das vollendete sechszehnte Lebensjahr.

Honorar 125 M. für das Halbjahr.

Pensionsvermittlung übernimmt das **Comité.**

Auskunfterteilung und Anmeldungen bis zum 1. Mai bei

Fräulein Dr. M. Plehn,
Bremen, Hohlhörsterstr. 4.

Das Comité für das Mädchengymnasium. [51

Künstlerinnen-Verein München.

Damen-Akademie. [52

Sommersemester 1. April bis 31. Juli. — Ausbildung im Figurenfach, Landschaft und Stillleben. Illustrieren unter bewährten und hervorragenden Lehrkräften.

Anmeldungen zu adressieren: Sekretariat des Künstlerinnen-Vereins, Türkenstrasse 89, Rgb. Inskription 1. und 2. April von 9—12 Uhr ebendaselbst.

Kurort Bergzabern.

Bestbesuchtester Kurort der Rheinpfalz.

Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.

Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.

Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.

Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Prospekte frei durch den langjährigen Anstaltsleiter FD. TISCHBERGER, Verfasser von „Im Wasser rein" und „Knospen-Knoppern", bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **O. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20.

TRITON begiesst den Körper gleichzeitig und gleichmässig in *voller Breite*, hebt den Patienten in die Wanne und aus der Wanne, entleert sich durch einfaches Umdrehen, bedarf keiner Abwasserleitung. Vereinigt alle *Vorzüge einer vollständigen Bade-Einrichtung* für sämtliche Wasser- und Dampf-Anwendungen.

Prospekte durch Schlichtherl's Buchhandlung und Triton-Niederlage Bergzabern (Pfalz).

Digitized by Google

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I. dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. getellt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Helma Spranger
Vorſteherin.

Familienpenſion Nordland
München, Schellingſtraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preiſe. [50

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meiſten Konditoreien, Kolonial-, Delikateſſ- und Droguengeſchäften. [7

Das Placierungsbureau
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkſtr. 16
vermittelt die Beſetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hausperſonal.
Es werden nur Stellenſuchende mit mehrjährigem, tadelloſem Zeugnis empfohlen.
Vakanzen ſind ſtets zahlreich vorhanden. Honorar [illegible] des erſten Jahresgehalts. Keine Einſchreibegebühr. [12

Triumph-Accord-Zither!
[illegible]
nur Mk. 13.75 [illegible]
Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Familienpenſion
von **Fr. Kreisrichter Haaſe,** [illegible]
[illegible]

ORIGINAL SINGER NÄHMASCHINEN
Singer Nähmaschinen
bisheriger Verkauf über 13 Millionen
Unerreicht in Leiſtungsfähigkeit [illegible] und deshalb die verbreitetſte [illegible] ſowohl für den Hausgebrauch [illegible] wie für alle induſtriellen [illegible]
Durch eigene Geſchäfte unſerer Geſellſchaft an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes zu [illegible]
Singer Co., Hamburg. Act.-Ges.
vormals C. Neidlinger.
Gratis-Unterricht auch in der Modernen Kunſtſtick[illegible]

Butterick's Modenblatt
das brauchbarſte und billigſte der Welt!
Monatlich ca. 70 neueſte Modelle
v. Kleidungsſtücken all. Art für Damen u. Kinder
Jahresabonnement 1 Mark
bei jeder Agentur v. Butterick's Schnittm[illegible] bei allen Buchhandlungen, Poſtämtern u. [illegible] jed. Briefträger (No. 1345a d. Poſt-Zeitungsl[illegible]
Verlangen Sie per Postkarte **Gratis-Probenummer** von Ihrer Buchhandlung, von obigen Agenturen, od. von **Blank & Co.'s Verlag, BARMEN**

Familien- u. Haushaltungs-Penſionat v. Fr. Paſtor Selß u. Tochter, Godesberg a. Rh.
Gepfl. u. geſellſchaftl. Ausbildung fremd. und einh. Töchter. Beſte Gemüseverpflegung. Bei [illegible] Zimmern [illegible] Aufnahme [illegible]

Handelsinſtitut für Damen
von **Frau Elſie Brewig,** [illegible]
gepr. Lehrerin [illegible]
Berlin W [illegible]
Ausbildung zur [illegible] [illegible]

Wilhelmshöhe bei Caſſel. Gossmann's Naturheilanſtalt.
[illegible] geſchützte Lage [illegible] am Habichtswald [illegible] [illegible] Park. Das ganze Jahr geöffnet. Vorzügl. [illegible] Dr. med. Massmann, Dr. med. Walser, Dr. med. [illegible] der Schweiz, [illegible] Gumberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: „Handbuch der Naturheilkunde" von Dr. med. **Walser** (Verlag Enßlin, Reutlingen). [illegible] Zwergpinſcher **„Schweizerhaus"**. Wochenprospekte [illegible] ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung, Verpflegung von M. 45 an. **Prospekte** der Anſtalt und des Wasserwerkes koſtenfrei durch die Direktion von
Gossmann's Naturheilanſtalt.

Mit vorliegendem Heft beginnt das (3.) Quartal: April bis Juni 1897

unſerer Zeitſchrift. Die verbreiteten Abonnenten, welche die **„Frau"** durch eine **Poſtanſtalt** zu beziehen [illegible] aber erſt **nach** dem 1. April beſtellen, wollen die Erneuerung des April-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der feſtgeſetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.**
[illegible] pro Quartal durch die Poſt und den Buchhandel 2,— Mark, bei direkter Zuſendung: In [illegible] 2,— Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark

☛ **Alle für dieſe Monatsſchrift beſtimmten Sendungen (Briefe, Manuſkripte, Bücher u. ſ. w.) ſind, ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau" (Verlag W. Moeſer Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallſchreiberſtraße 34 35, zu adreſſieren. Unverlangt eingeſandten Manuſkripten iſt das nötige Rückporto (in deutſchen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeſer Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeſer Hofbuchdruckerei, Berlin S.

4. Jahrg. Heft 8. Mai 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Kinderpsychologie.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Einzelne Augenblicke unsres Kinderlebens stehen uns mit merkwürdiger Klarheit vor der Seele.

Ich finde mich an einem seligen Sommernachmittag in einer „Torfkiepe“ schaukelnd auf dem Rasenplatz unsres Gartens — so wenigstens würde der objektive Beschauer die Situation gekennzeichnet haben. Daß ich in der That auf schwankendem Boot mitten im wilden Ocean trieb, wußte nur ich; höher und höher gingen die Wogen, stärker brauste der Sturm, so daß ich mich anklammern mußte, um nicht über Bord geweht zu werden; der Schiffbruch war nahe — da fühlte ich mich plötzlich von rauher Hand in die Höhe gehoben und dann mitten in den Ocean niedergesetzt. Es war das Schicksal in Gestalt unsrer Köchin, die im Torfstall brummend ihre „Kiepe“ vermißt hatte, und, dem bekannten dunklen Drange folgend, der gute Menschen den rechten Weg führt, dem Kinderspielplatz zugesteuert war, wo sie mir nun durch einige Handgreiflichkeiten klar machte, daß Torfkiepen kein Spielzeug seien, besonders nicht, wenn man ein frischgewaschenes Kattunkleid anhat.

Mir aber wurde, als ich still schluchzend im grünen Ocean saß, noch etwas andres klar: der ungeheure Unterschied zwischen der Welt der Erwachsenen und der der Kinder. Und, wenn auch nicht in bewußter Formulierung, so doch als dumpfes Gefühl zog es durch meine Seele: wenn du einmal groß bist, willst du nicht vergessen, wie Kindern zu Mute ist.

Daß es so etwas wie Kinderpsychologie geben könne, daß die kreuz und quer fahrenden Einfälle des dummen kleinen Gehirns Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung und künstlerischer Darstellung sein könnten, das wäre mir freilich ein schwer faßbarer Gedanke gewesen. Erst als ich, ziemlich verfrüht, mit glühenden Wangen über „Les misérables" gebeugt saß und mich in die phantastische Welt der kleinen Cosette hineinlas, ging mir eine Ahnung davon auf.

Heute hat die Kinderpsychologie ein immer wachsendes Publikum. Die Geheimnisse der Kinderstube, die bisher von ihren Vestalinnen, Müttern und Kindermuhmen, in treuer Seele gehegt wurden, werden erforscht, analysiert, registriert, systematisiert; Männer wie Darwin und Preyer haben versucht, nach historisch-genetischer Methode die menschlichen Lebensäußerungen bis zu den Anfängen zurückzuverfolgen, in denen sie ihre charakteristischen Formen anzunehmen beginnen.

Die Aufgabe ist keine leichte. Denn das kindliche Denken folgt, nach Rudyard Kipling, seinen eigenen Pfaden, „die denen unbekannt sind, welche die Kindheit schon hinter sich haben".

Die streng systematische Darstellung solcher Untersuchungen wird ihren Leserkreis vorzugsweise unter den Gelehrten finden. Ich kenne manche Mutter, die Preyers „Seele des Kindes" enttäuscht aus der Hand gelegt hat. Sie findet in diesem vivisecierten Objekt ihr Kind nicht wieder.

Mit menschlicherer, weniger systematisch formulierter Teilnahme hat sich neuerdings ein Engländer dem Gegenstand zugewendet. Die „Untersuchungen über die Kindheit" von Dr. James Sully[1]), dem Vorsitzenden des Londoner Zweiges der British Association for Child-Study, werden auch in Deutschland ein dankbares Publikum finden. Die Untersuchungen sind mit dem warmen Interesse einer Mutter und dem wissenschaftlich geschulten Auge des Fachmannes geführt.

Mit besonderer Anteilnahme verfolgt er zuerst die Äußerungen des Alters, in dem die Phantasie überwiegt und die noch unbekannte Welt mit den lebhaftesten Farben schmückt, was sich merkwürdigerweise mit einer zu andren Zeiten geübten überaus nüchternen Beobachtung der Wirklichkeit ganz gut verträgt. Wie der kindlichen Menschheit, so lebt dem Kinde alles; das betaute Gras hat geweint, die still liegenden Steine auf der Landstraße trägt es an eine andre Stelle, damit sie sich an etwas Neuem erfreuen können, über die herabfallenden Blätter kann es bitterlich weinen, wenn es auch in andrer Stimmung munter drauf herumtrampelt. Ziffern und Buchstaben selbst haben Farbe und Leben. Seine Bettdecke wird ihm zum Tummelplatz bunter, lustiger Gestalten, wie sie Stevenson in seinem Kinderlied: „Das Land der Bettdecke" aufmarschieren läßt, und die Sofalehne muß sich die mannigfaltigsten Umwandlungen als Pferd, Kutsche, Schiff ꝛc. gefallen lassen. Was das Kind nicht verwandeln kann, entbehrt des tiefinnersten Reizes. „Es macht," sagt Ruskin, „aus einer mechanischen, über den Fußboden laufenden Maus nicht seinen Liebling . . das Kind verliebt sich vielmehr in ein still liegendes Ding — in ein häßliches — ja sogar in

[1]) Deutsch von Dr. J. Stimpfl (Leipzig, Ernst Wunderlich). Es ist schade, daß die Übersetzung vielfach zu wünschen übrig läßt. Der Verfasser klebt am Englischen: er hat — abgesehen von direkten Inkorrektheiten — nicht die Fähigkeit, Kinderenglisch in Kinderdeutsch zu übertragen. Vielleicht ließe sich dem in einer folgenden Auflage durch freiere Behandlung des Originals abhelfen. Das Buch ist eines tadellosen deutschen Gewandes wert.

eines, das für uns gänzlich bedeutungslos ist. Das Bedürfnis des Glaubens geht dem Bedürfnis der Liebe voraus."

Am liebsten aber gestaltet die Phantasie das eigene Selbst um; das eigentliche Wesen des kindlichen Spiels besteht in der Darstellung einer Rolle, in dem Hineindenken in eine neue Lage. Als Kohlenträger oder Dienstmann läßt sich der Knabe, als Dienstmädchen oder Köchin das Mädchen zu Handreichungen gern bereit finden, die es als sein eigenes Selbst nur ungern geleistet hätte. Es genügen dem kleinen Phantasiemenschen geringfügige äußere Andeutungen, um ihm das Vollgefühl der neuen Lage zu geben. War man nicht der Beduine im Zelt, sobald man sich unter zwei Stühle mit darübergebreiteter Decke oder unter den Tisch mit lang herabhängendem Tischtuch zurückgezogen hatte?

Und nun erst, wenn die Welt der Märchen und Geschichten sich aufthut! Merkwürdig, so unermüdlich in diesem Alter der erwachenden Vernunft das Warumfragen geübt wird, so selten erstreckt es sich auf die Phantasiegestalten, die die kindliche Welt bevölkern. Kinder lesen eigentümlich. Sie verschlingen ihre Bücher. Was ihnen davon bleibt, ist die Stimmung, und eben die wollen sie sich nicht nehmen und nicht analysieren lassen. Eine allerliebste Geschichte berichtet da Sully. Eine Mutter, die ihrem sechsjährigen Knaben ein Gedicht vorliest und zu bemerken wagt: „Ich fürchte, du kannst es nicht verstehen, mein Liebling," erhält die verblüffende Antwort: „O ja, ich kann es sehr gut, wenn du es mir nur nicht erklären würdest." — O Herbart und alle formalen Stufen: Analyse, Synthese, Assoziation, System und Methode! O du Seminarweisheit mit dem hundertfältig variierten: Zachäus saß auf dem Maulbeerbaum. 1. Wer saß auf dem Maulbeerbaum? 2. Wo saß Zachäus? 3. Was that Zachäus auf dem Maulbeerbaum? u. s. w.

Aber die Phantasiethätigkeit hat ihr Gegengewicht: die wirklich intelligenten Kinder sind, wenn sie sich auch, halb verschämt und im verborgenen, eine schönere Welt zu formen suchen, doch unbefangene und scharfe Beobachter der wirklichen. Diese Gabe muß, wie Sully nicht ohne Bitterkeit bemerkt, eine wunderbare Lebenskraft besitzen, wenn sie „allen Bestrebungen unseres Schulsystems widersteht, aus dem Garten des Geistes alles auszurotten, was so uneinträglich wie die Beobachtungsgabe ist."

Ungefähr auf das Ende des dritten Jahres meint Sully den Beginn des Fragealters, die erste Fragestellung, legen zu sollen. Das wahre Alter der Wißbegierde, in dem Frage auf Frage mit einer für die Umgebung oft geradezu aufregenden Beharrlichkeit losgelassen wird, scheint aber erst mit dem vierten Jahre einzutreten. Dem „Was" folgt das „Warum", ein Warum, das bei begabten Kindern häufig metaphysischen Charakter annimmt, d. h. kühn bis zu den letzten Gründen der Dinge vordringt. Wer machte Gott? Was war vor Gott da? Giebt es keine Frau Gott? Warum bin ich nicht meine Schwester und meine Schwester nicht ich? Wenn ich die Treppe hinaufgegangen bin, kann Gott dann machen, daß ich es nicht gethan hätte? (eine Frage, deren sich kein mittelalterlicher Scholastiker zu schämen gehabt hätte). Wohin ist „gestern" gegangen? Woher wird „morgen" kommen? Das alles sind wirkliche Kinderfragen, denen jede Mutter geweckter Kinder ähnliche an die Seite stellen könnte. Gewiß sind nicht alle solche Fragen ernsthaft zu nehmen, gewiß wird das zwanzigste und dreißigste Warum eines fragelustigen Kindes häufig das mechanische Gepräge tragen, das uns sagt, nun ist's Zeit, das Kind praktisch zu beschäftigen, um dem lebhaften kleinen Geist und uns selbst Ruhe zu schaffen. Aber gegen die unter

Müttern und Wärterinnen viel verbreitete Ansicht, daß das Fragen der Kinder ein vorsätzliches Belästigen sei, legt der Verfasser mit Recht Protest ein.

Wie Kinder geborene Fechnerianer sind, wie ihnen alles lebt, nicht nur die organische, auch die anorganische, ja selbst die technische Welt, so sind sie auch geborene Gottgläubige. Hinter all dem Geheimnisvollen, das sie umgiebt, ahnen sie die unsichtbare Macht. Und sie stehen mit ihr auf dem denkbar besten Fuß, — so lange die Schuldogmatik ihnen nicht nahe tritt. Daß der liebe Gott, wenn das Kind auf kurze Zeit das Zimmer verläßt, gebeten wird, auf die Spielsachen zu achten, ist nichts Seltenes. Jenes siebenjährige Mädchen, dessen Großvater gestorben war, vertraut seinem Gott an, daß die Thüren im Himmel wohl zugehalten werden müssen, da der alte Mann keinen Zug verträgt; der Knabe, den man warnt, sich mit dem Messer, mit dem er spielt, die Finger nicht abzuschneiden, meint vertrauensvoll, Gott würde sie wieder wachsen lassen; da er ihn gemacht habe, würde er ihm auch die Finger ausbessern können.

Interessante Erörterungen bringen die Kapitel über die kindliche Sittlichkeit.

Sully ist ein liebevoller Beurteiler der Kinder. Von der Lombrososchen Theorie, nach der im Kinde in den ersten Lebensjahren „normaler Weise" alle schlechten Instinkte, die den moralischen Wahnsinn und das Verbrechen kennzeichnen, lebendig sind, würde er entschieden nichts wissen wollen. Freilich sieht auch er in den ersten Jahren viel vom Tier in ihm. „Nach der Geburt ist das Kind eine Zeitlang nur wenig mehr als eine Verkörperung der Eßlust, welche keine Beschränkung kennt und sich bloß die zwingende Gewalt der Sättigung gefallen läßt . . . Wie wir wissen, kann die Wegnahme der Saugflasche vor Erlangung vollständiger Befriedigung zu einer der eindringlichsten Äußerungen des kindlichen ‚Willens zu leben' und seines Grolles gegen alle menschlichen Hemmungen seiner angeborenen Triebe Anlaß geben." Auch die Wutausbrüche der Kinder mit ihren bekannten Symptomen gehören hierher. Aber hier wie in der oft hervortretenden Grausamkeit des Kindes findet der scharfe Beobachter mildernde Züge: Liebe zur Macht, Wißbegierde und eine gewisse Reaktion gegen den unaufhörlichen Zwang, der am Kinde geübt wird. Das sind ihm die Faktoren, aus denen die kindliche Gewaltthätigkeit entspringt.

Ein eingehendes Studium hat Sully dem Kinde als Künstler gewidmet. Eine planmäßig angelegte Sammlung kindlicher Zeichnungen von der ersten Kritzelei bis zur zusammengesetzten Gruppe hat es ihm ermöglicht, eine Reihe von typischen Zügen festzustellen, die uns neue Einblicke in die Kindesnatur gewähren. Das erste Zeichnen verrät durchaus nicht die Absicht, die Natur auf das Papier zu bannen; der kleine Künstler ist noch viel mehr Symboliker als Naturalist; die völlige Ähnlichkeit kümmert ihn wenig, er bedarf nur einer Andeutung. Daher die abstrakte Behandlung des Gesichts durch ein paar Punkte und Linien. Auch tritt beim Zeichnen dieselbe launenhaft wählerische Beobachtung der Gegenstände hervor, die Kinder an den Tag legen, wenn sie über alltägliche Gegenstände gefragt werden. Sie kennen ein paar charakteristische Züge; für die übrigen sind sie blind. Was ihnen nun interessant erscheint, das eben ist so charakteristisch. Der ganze Rumpf pflegt bei den ersten Zeichnungen menschlicher Figuren zu fehlen; ein Mondgesicht mit zwei stützenden Linien, das ist ihnen der Mensch. Später wird der kleine Zeichner genauer. Durch die Beschreibung weiß er, was alles zum menschlichen Gesicht gehört, darum läßt er es sich auch nicht nehmen, in seine Profilzeichnung sauber beide Augen einzusetzen;

will er doch vermittelst seines Zeichenstifts aufzählen, was er über das Ding weiß. Auch bei der Kleidung imponieren ihm gewisse Einzelheiten besonders; dem kleinen Urheber von Figur 1 waren — ein stets wiederkehrender Zug — die Knöpfe so interessant, daß er den ganzen Rumpf damit bedeckt; die kleine Zeichnerin des daneben stehenden Bildes legte — kein besonders gutes Omen — einen wesentlichen Nachdruck auf den mit Federn geschmückten Hut und den verzierten Sonnenschirm. Die charakteristische kindliche Unbekümmertheit um Größenverhältnisse und Perspektive zeigt das dritte Bild. Die Verbindung des Reiters mit seinem Pferd pflegt eine außerordentlich lose zu sein; bald schwebt er, bald steht er, wie in Bild 4, das wieder alle charakteristischen Merkmale des aufzählenden Zeichnens zeigt: zwei Augen beim Profilbilde, die sehr deutlich hervortretenden Zähne und die sorgfältig gezählten zehn Finger.

1 2 3 4

Einen ganz anderen Charakter als Sullys Untersuchungen trägt ein gleichzeitig erschienenes Buch: „Ernste Antworten auf Kinderfragen" von Rudolph Penzig. (Berlin, Ferd. Dümmler.) Zwar ist es aus demselben Boden erwachsen. Liebevolle Beobachtung der Kinderwelt hat es gezeitigt. Während aber das erste Buch nur Grundlinien zieht, pflanzt dieses Wegweiser auf; es bietet „ausgewählte Kapitel aus einer praktischen Pädagogik fürs Haus." Und damit wird es zu einer Art von Ergänzung für die „Untersuchungen."

Wie begegnet man dem Was und Wie, dem Wozu und Warum, mit dem das Kind von dem in seinen Augen allwissenden Erwachsenen Lösung heischt für die vielen Rätsel, die es von allen Seiten umdrängen — darauf versucht Penzig in seinem Buche Antwort zu geben. Und in vielen Fällen führt er uns sicher. Er will — und will mit Recht — daß wir auf alle Fragen, die Kinder mit heiligem Ernst an uns stellen, auch mit heiligem Ernst antworten.

Was ihn selbst bei diesen Antworten in eine eigenartige Lage bringt und was daher auch das eigentlich charakteristische Moment des Buches ausmacht, ist seine Stellung zur Religion. Sein Buch will, wie er selbst sagt, „die positive Weltanschauung, die Tausende jetzt im Herzen tragen, nach ihrer pädagogischen Verwertungsmöglichkeit beleuchten". Gewiß ein höchst nützliches Unternehmen. Denn daß Tausende des Verfassers Anschauungen teilen, ist unzweifelhaft wahr. Um Penzigs Versuch richtig zu würdigen, müssen wir uns gleichfalls auf seinen Standpunkt stellen. Welches ist er?

Digitized by Google

Der Verfasser selbst bezeichnet ihn als „frommen Atheismus". Ich muß gestehen, daß ich mit dem Begriff nicht recht etwas anzufangen weiß. Er kommt mir vor wie das „vernünftige Christentum", von dem Lessing meint, man wisse nicht recht, wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christentum sitze.

Aber das Wort ist auch nur eine Formel. Und wie mir vorkommen will, keine glücklich gewählte. Wenn das Wort „fromm", das doch den mechanischen Naturvorgängen nicht gelten kann, die Stimmung bezeichnen soll, die Schleiermacher „Gefühl des Universums" nennt, die Goethe meint, wenn er es zum höchsten Glück des denkenden Menschen rechnet, das Unerforschliche ruhig zu verehren, wenn sich ferner Penzig der durch Männer wie Spinoza, Fechner, Lotze, Höffding vertretenen Einsicht nicht verschließt, daß „Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung die notwendigen beiden Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden" (Goethe an Knebel); wenn er es direkt ausspricht, daß Kraft nicht ein plötzliches, unbegreifliches Ende erfahren könne, daß das Gesetz der Erhaltung der Kraft dazu zwinge, „auch kein Tüpfelchen von allen idealen Bestrebungen, die je auf der Erde menschliches Handeln bewegt haben, verloren zu geben"; wenn er sich ausdrücklich einen Nichtmaterialisten nennt: so scheinen mir alle Kriterien einer pantheistischen Weltanschauung so durchaus gegeben, daß der Verfasser mit Goethe sagen könnte: „Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich euch nicht den Gefallen thue, mich mit euren Worten auszudrücken."

Es ist nun freilich jedes einzelnen Sache, wie er für sich selbst die Überzeugung formulieren will, „daß der innerste Kern der Wirklichkeit, die innerste Kraft der Weltentwicklung dem nicht fremd sein kann, was sich in den menschlichen Idealen hervorarbeitet". (Höffding.) Name ist freilich Schall und Rauch. Und wer an das Weltmysterium rührt, das durch praktisch-verständige Auslegung, durch den Nachweis des Kausalzusammenhanges in der Erscheinungswelt nicht weniger mysteriös wird, in dessen Seele zittert das Wort nach: „wer darf ihn nennen?" Aber das ist nicht das Gefühl des Kindes und kann für die Kindererziehung nicht gelten. Der dies Wort sprach, hat als Knabe in symbolischer Handlung, in ganz individuell gefärbter Verehrung dem höchsten Wesen sein Opfer dargebracht. Die schwankenden, feinen Linien, mit denen der philosophisch gebildete Erwachsene seine Weltanschauung zu fixieren sucht, sind dem kindlichen Auge überhaupt nicht sichtbar zu machen; es will feste Konturen, es will nicht Psychophysik, es will „den lieben Gott". Penzig bemerkt in dem Kapitel „Das Kind und die Natur" in Bezug auf solche Erörterungen, die über das kindliche Verständnis hinausgehen, mit Recht: „Was hindert uns denn, sie in die Kindersprache zu übersetzen und dem Kinde, wenn es einmal nachdenklich die Frage nach dem Wozu der Natur und des Menschen, wenn auch unbeholfen, ausspricht, unsere Weisheit mit einem kindlichen Worte zu geben? Das Wort heißt: ‚Besser werden', und es paßt in der Unbestimmtheit seines überreichen Inhalts vortrefflich zu einer Antwort, die jeden Fragenden herausnehmen läßt, was er verstehen kann." Warum soll denn diese vortreffliche pädagogische Anschauung nur auf das religiöse Gebiet nicht übertragen werden?

Daß nicht unbedenkliche Konsequenzen aus solcher Einseitigkeit erwachsen, zeigt die in dem Buche gegebene Unterhaltung zwischen Eltern und Kindern über den Tod eines lieben Familiengliedes. Was darin an idealen Momenten gegeben wird, tritt durchaus zurück hinter den Gedankengang, der die geliebte Verstorbene oder vielmehr die Stoffe, aus denen sie bestand, auf ihrer Wanderung durch Pflanzen- und Tierleiber verfolgt. Wenn sich Eltern, welche die Überzeugungen des Verfassers teilen,

nicht entschließen können, der erregten Kinderphantasie durch ein einfaches: „das Schwesterchen ist bei Gott," das doch auch ihnen wenigstens als eine symbolische Wahrheit gelten dürfte, einen Ruhepunkt und zugleich eine weite Perspektive zu schaffen, wenn sie also die oben aufgestellte pädagogische Regel auf dieses Gebiet nicht anwenden wollen, so wäre es sicher am besten, gar keine Erklärung zu versuchen. Denn manches Kind möchte bei einer Erklärung, wie der Verfasser sie giebt, auch dem Geheimnis des Todes gegenüber die Empfindung haben: „Ich verstehe es wohl, wenn du es mir nur nicht erklären wolltest."

Ernst Friedrich Haupt erzählt in seinen Aufzeichnungen, wie er als Fünfjähriger beim Anblick eines kleinen toten Hundes im Stadtgraben den Lehrer gefragt habe, was aus den Tieren nach dem Tode werde, und wie die Antwort: „Mit den Tieren ist's aus" ihn zu bitterem Weinen gebracht habe. Eine selige Stunde dagegen nennt er die, wo ihm zum erstenmale gesagt wurde, daß die Sterne vermutlich ein Schauplatz lebender Wesen seien. Und ein so weiches kleines Kindergemüt, das überall Leben ahnt, will man auf den Gedankengang bringen, der da endet: „Der große Cäsar, tot und Lehm geworden, verstopft ein Loch jetzt vor dem rauhen Norden?" Denn man irre sich darin nicht, das ist — wie auch im Einzelfalle das Experiment ausgefallen sein möge — der Restbestand, der den meisten Kindern von einer Unterredung bleiben wird, in der die physische Seite des Todes in den Vordergrund tritt. Kinder simplifizieren sich Vorgänge des wirklichen Lebens stets, bis sie auf die nüchternste Formel gelangen, und nicht: „die Schwester lebt fort in unsren Gedanken, ihren Thaten" ꝛc., sondern „die Schwester zerfällt in Atome, die ruhelos durch andere Lebensformen wandern," ist der dauernde Niederschlag in ihrem Gedächtnis.

Schleiermacher antwortet einmal auf eine Bemerkung von Eleonore Grunow über männliche Kindererziehung: „Übrigens haben Sie sehr recht, daß die Männer gewöhnlich den Himmel leer lassen, nämlich die Phantasie, aus welcher die Liebe und der Himmel hervorgehen müssen. Sie haben's nur immer mit der Vernunft, und zwar mit der auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichteten, in welchen allein sie leben, weben und sind; auch alle Sittlichkeit, welche sie anerziehen möchten, ist nichts anderes als dieses. Darum ekelt mir so unmenschlich vor ihren pädagogischen Büchern und ihrem Thun; einmal habe ich schon mein Herz darüber ausgeschüttet, es wird aber noch öfter kommen."

Nun „ekelt es mir" durchaus nicht vor dem Penzigschen Buch; ganz im Gegenteil. Es hat vortreffliche Kapitel; die Erörterungen über die Schule — der Verfasser tritt energisch für die Einheitsschule ein — über das „Petzen" der Schüler, über das Kind und die Gesellschaft, kurz über die „bürgerlichen Verhältnisse", enthalten ganz Vorzügliches, das ich jedem warm zur Lektüre empfehlen möchte. Und auf allen Seiten des Buches giebt es zu lernen, weil der Verfasser überall selbst gedacht und sich nirgends mit den abgenutzten Schablonen begnügt hat, mit deren Hilfe pädagogische Bücher fertig gestellt zu werden pflegen. Auch eine wohlthuende Toleranz spricht aus jeder Zeile. Aber das „sie haben's nur immer mit der Vernunft" gilt freilich dem Verfasser auch und den Himmel im Kindergemüt läßt auch er leer! Denn was er nach dieser Richtung bietet, in schöner, schwungvoller Sprache bietet, ist die rein ethische, fein durchgebildete, von einem dem Schönen und Edlen zugewandten Sinne zeugende Weltanschauung eines philosophisch denkenden Erwachsenen; dem Kinde, das aufschauend lieben und verehren will und soll, fehlt dafür das Organ.

Die Frau in Rußland.

Von

Olga Wohlbrück.

Nachdruck verboten.

II.

Der im Oktober 1896 in der Frau erschienene Artikel „Die Frau in Rußland und ihre geschichtliche Entwicklung“ deutete am Schluß schon mit wenigen Worten auf den Umschwung hin, der sich besonders in den 40er Jahren in der Stellung und den damit verbundenen Bestrebungen der russischen Frau vollzogen.

Wie bereits bemerkt, war die Aufhebung der Leibeigenschaft ein mächtiger Faktor in der Entwicklung der Frauenfrage. Am empfindlichsten waren dadurch die kleinen Gutsbesitzer getroffen, kleine Beamte, kurz das kleine Bürgertum, das bis dahin in fattem Behagen auf Kosten fremder Arbeit gelebt. Ein paar Hände waren gleich bedeutend mit einer Summe Geldes. Man verheiratete seine Töchter, indem man ihnen eine Mitgift „von so und so viel Seelen“ gab.

Plötzlich sahen sich wohlhabende „Bräute“ (wie in Rußland alle heiratsfähigen Mädchen bis auf den heutigen Tag genannt werden), ihrer Mitgift beraubt und hiermit zugleich der Aussicht zu heiraten. Ratlos stand die junge weibliche Generation den veränderten ökonomischen Verhältnissen gegenüber, ratlos der daraus resultierenden Veränderung ihrer sozialen Position.

Einzelne hatten sich wohl in müßigem Dilettantismus schon früher für wissenschaftliche Fragen interessiert, angeregt durch die Romane der Georges Sand und durch einige einheimische Streiter für die Frauenfrage, wie den Journalisten Madarejf u. a. Ja, in den zwanziger Jahren lud sogar die Moskauer Universität „Liebhaber und Liebhaberinnen“ zu den in ihren Räumen stattfindenden öffentlichen Vorlesungen ein, und 1823 fanden sich unter den Hörern des Physikers Scherrer, der in deutscher Sprache über Physik, Chemie und Mineralogie Vorträge hielt, zehn Damen — aber was für einen praktischen Wert hatte dies Gelegenheitsinteresse?

Was für einen praktischen Wert hatte überhaupt die ganze bis dahin allein gebräuchliche Institutserziehung, in der, völlig abgeschlossen von der Welt, den jungen Damen Tanzen, Singen, Knixen, Architektur, Skulptur, Heraldik und Französisch beigebracht wurde? Zu Hunderten strömten alljährlich aus diesen Instituten gezierte Modepuppen mit verschrobenen Ideen, von grenzenloser Welt- und Menschenunkenntnis, und überfluteten die Salons ihrer Eltern mit sentimentalen Romanzen, Gedichtbüchern, Heiligenbildern, wunderthätigen Medaillons und Rosenkränzen, denen sie schon im Laufe ihres ersten Freiheitsjahres heimlich frivole französische Romane hinzufügten.

Ihre Hände waren zu weiß, um zu arbeiten, ihr Kopf war zu schwach, um zu denken. Ein Mann, nur ein Mann, sei er wie er sei, war ihr Ideal, eine glänzende Heirat ihr Streben.

Und nun plötzlich, ohne Übergang und Vorbereitung hieß es: du bist arm, dein Ideal ist unerreichbar, dein Streben nichtig. Das gab ihnen einen Ruck. Sie wollten es erst nicht glauben, daß weder Romanzen, noch Gedichtbücher oder Heiligenbilder ihnen zu ihrem Glück verhelfen konnten. Sie konnten sich nicht zurechtfinden in der Welt, in der es nicht mehr hieß: laß dich leben, sondern: lebe.

Ja, lebe aktiv mit jeder deiner Empfindungen, mit deinen Gedanken, deinen Handlungen! Raffe dich empor aus der ſchlaffen Trägheit zum Bewußtſein deiner Menſchenwürde! Arbeite!

Arbeite! Dieſes Wort riefen Männer den aus ihrer Ruhe aufgeſcheuchten Frauen entgegen.

Von Anbeginn nahm die Frauenfrage in Rußland einen anderen Charakter an als im weſtlichen Europa, d. h. ſie fußte auf einem durchaus praktiſchen Boden; nicht die Emanzipation vom Manne, ſondern die von der Unwiſſenheit und der damit verbundenen Unmöglichkeit ſelbſtändiger Berufsthätigkeit erſtrebte die ruſſiſche Frau.

Einen beſonderen Einfluß auf die Verbreitung der Bildung unter den Frauen hatte der Vorſitzende der im Jahre 1844 gegründeten Schulkommiſſion, Prinz Peter von Oldenburg. Ihm verdankt Rußland ſeine erſten öffentlichen weiblichen Bildungsanſtalten, die jetzt allerwärts in ruſſiſchen Städten verbreiteten Mädchengymnaſien, deren Unterrichtsprogramm — mit Ausnahme der klaſſiſchen Sprachen — dasſelbe wie an den Knabengymnaſien iſt.

Die Ariſtokratie verhielt ſich — wie immer in ſolchen Fällen — ablehnend gegen dieſe Neuerung, und die jungen Ariſtokratinnen wurden (wie dies auch heute der Fall) nach wie vor in den kloſterähnlichen Inſtituten interniert. Das Bürgertum jedoch ergriff freudig die in den ſechziger Jahren gebotene Gelegenheit, ſeinen Töchtern für einen verhältnismäßig geringen Preis eine ziemlich umfaſſende, gediegene Bildung geben zu können.

Um dieſelbe Zeit äußert ſich auch in der ruſſiſchen Frauenwelt das Beſtreben, an der Univerſitätsbildung teilzunehmen, und man ſieht einzelne Frauen bei den Vorträgen auf den Univerſitätsbänken. Um wenigſtens ſcheinbar den ſich immer lauter und intenſiver äußernden Wünſchen der ſtrebenden weiblichen Jugend entgegenzukommen, fragte der damalige Kultusminiſter i. J. 1863 durch ein Rundſchreiben bei den Univerſitäten des ruſſiſchen Reiches an, ob die Frauen zugleich mit den Studenten als Hörerinnen zu den Vorträgen und als Kandidatinnen zu den Staatsprüfungen zugelaſſen werden könnten, auch welche Rechte ihnen nach beſtandenem Examen eventuell zugeſprochen werden dürften.

Auf alle dieſe Fragen gaben die Moskauer und Dorpater Univerſitäten (erſtere mit 23 Stimmen gegen 2) einen ſcharfen verneinenden Beſcheid. Die Univerſitäten von Petersburg und Kaſan wendeten nichts dagegen ein, daß Frauen als Hörerinnen zu den Vorleſungen zugelaſſen würden, und nur die ſüdlichen Univerſitäten (von Kiew und Charkow) waren dafür, die Frauen den Studenten völlig gleichzuſtellen, ſie zu den ſtaatlichen Prüfungen zuzulaſſen und ihnen nach beſtandenem Examen dieſelben ſtaatlichen Anſtellungen zu geben wie den Männern — wie ſich denn der Süden von jeher in Rußland auf die Seite des Fortſchritts überhaupt und der Frauenbewegung insbeſondere geſtellt hat, im Gegenſatz zum nördlichen Rußland.

Aber das war, wie geſagt, eine ganz platoniſche Anfrage, die keinerlei praktiſche Folgen nach ſich zog und im Grunde wohl nur geſtellt worden war, um die Stimmung zu erkennen, die im Lande für und gegen die Univerſitätsbildung der Frau herrſchte.

Nun fand eine förmliche Auswanderung der enttäuſchten ſtrebſamen weiblichen Jugend ſtatt, der die Pforten der heimatlichen Univerſitäten für lange, wenn nicht für immer verſchloſſen ſein ſollten. Die ruſſiſche Geſellſchaft aber, ja die ruſſiſche Tageslitteratur, die ſich mit wenigen Ausnahmen der Frauenfrage ſympathiſch gegenüber geſtellt hatte, ließen ſie nun ganz fallen, ja, ſchwiegen ſie tot.

Erſt im Jahre 1867 erhob ſich wieder öffentlich eine Stimme für die höhere Frauenbildung — die Stimme einer Frau: E. Konradi, und ein Jahr ſpäter erhielt der Rektor der Petersburger Univerſität ein von 400 Frauen unterzeichnetes Geſuch, in dem ſie um Gründung höherer Kurſe für Frauen einkamen. Gleichzeitig bildete ſich in Moskau eine Geſellſchaft energiſcher Frauen, die das angeſtrebte Ziel mit allen Mitteln zu erreichen ſuchten und Geld und Verbindungen in den Dienſt der guten Sache ſtellten.

Digitized by Google

Endlich am 2. Januar 1868 wurden im Gebäude des Ministeriums des Innern in Petersburg die ersten höheren Kurse für Frauen und Mädchen eröffnet. Die naturwissenschaftlichen und litterarhistorischen Vorträge trugen durchaus den Charakter von Universitätsvorlesungen und umfaßten für jedes Fach die Dauer von zwei Jahren.

Natürlich standen die Hörerinnen, von denen die wenigsten erst das Gymnasium absolviert hatten, nicht alle auf der gleichen Bildungsstufe, und so wurden denn in allen größeren Städten Vorbereitungskurse eröffnet, die den Zweck hatten, die Bildungslücken auszufüllen.

Diese Kurse wurden durch einzelne aus ihrer Mitte heraus gewählte Hörerinnen verwaltet, boten aber in der Zusammensetzung ihrer Lehrkräfte kein organisches Ganzes, und es dauerte viele Jahre (bis 1872), ehe diese Kurse durch den Eingriff eines Moskauer Professors Gerrier das wurden, was die Frauen von ihnen von Anbeginn an erwartet hatten. In allen Städten wurden von jetzt an die höheren Frauenkurse nach dem System des Prof. Gerrier umgestaltet. Überall waren nun Universitätsprofessoren die alleinigen Lehrkräfte, und sie selbst bildeten auch zugleich den pädagogischen und finanziellen Rat, sie schafften auch meistens das Geld, indem sie durch ihre Privatmittel die Kurse unterstützten. Ihr Honorar war in den meisten Fällen ein illusorisches, da sie es fast immer der Anstalt überließen, die ihr prekäres Leben allein von dem Hörerinnenhonorar (50 Rubel jährlich) fristete.

Bände ließen sich schreiben über die trostlose Stellung der Frauenkurse in den sechziger und zu Anfang der siebziger Jahre. Selten wohl haben strebende Frauen mit so großen, besonders materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, um so mehr, als die Regierung sich den Kursen gegenüber stets mehr ablehnend als fördernd zeigte. Dieses unfreundliche Verhalten äußerte sich deutlich bei Gelegenheit einer von hochherzigen Frauen geplanten Gründung einer „Gesellschaft zur Hebung und Unterstützung der höheren Frauenkurse", — indem die Regierung ihre Bewilligung zur Gründung dieser Gesellschaft versagte.

So waren die Kurse stets auf Privatmittel und Spenden angewiesen, die am reichlichsten den Petersburger Kursen zuflossen, die daher auch am glänzendsten gediehen. Die besten Lehrkräfte der Universität wurden zu Vorträgen herangezogen, und allmählich bildeten sich aus den ehemaligen Hörerinnen selbst Lehrkräfte heraus. So wurden zehn ehemalige Hörerinnen als Assistentinnen und Leiterinnen der praktischen Arbeiten angestellt. Ein nicht geringes Verdienst erwarb sich Frau Stassoff als Leiterin der Kurse, in denen nach Ablauf weniger Jahre die Zahl der Hörerinnen die stattliche Höhe von 1026 erreichte.

Im Jahre 1879 ließ sich das Kultusministerium endlich zu einer Subvention von 3000 Rubeln jährlich herbei und stellte die Kurse zugleich unter größere staatliche Kontrolle.

Als erstes — fand eine Begrenzung der Zahl der Hörerinnen statt. Inspektorin und Direktor wurden von der Regierung, d. h. staatlich angestellt; auch die Kontrolle über die Hörerinnen selbst ward geschärft; so durften sie nur im Internat der Anstalt oder aber bei Eltern und Verwandten wohnen, unter keinen Umständen aber allein in Privatwohnungen.

Das Hauptkontingent der Hörerinnen fiel von Anbeginn auf die medizinischen Kurse. Diese waren 1870 auf Ansuchen einiger Professoren gegründet, die über die äußerst mangelhaften wissenschaftlichen Kenntnisse der Hebammen klagten, von denen sie sagten, „sie seien völlig überflüssig bei normalen Geburten und zeigten sich grenzenlos hilflos bei allem, was von der Norm abwiche." Ursprünglich hatten diese Kurse nur den Zweck, den sich zum Hebammenberuf Vorbereitenden etwas ausgedehntere Kenntnisse zu geben und zugleich die Möglichkeit, im gegebenen Falle Frauen- und Kinderkrankheiten zu behandeln.

Der Andrang der Studentinnen und ihr Eifer war ein so großer, daß man (bei Gelegenheit der Verlegung der Kurse in das Gebäude des Kriegsministeriums) bei der Regierung ansuchte, den Frauen eine vollkommene medizinische Bildung zu geben, der der Studenten gleich. Das Gesuch ward bewilligt, und als man während des russisch-

türkiſchen Krieges im Jahre 1877 Studentinnen auf den Kriegsſchauplatz ſchickte, war man ſo überwältigt von der wahrhaft heroiſchen Art, mit der die Frauen ihrer ſchweren neuen Pflicht nachkamen, ſo überraſcht von dem gründlichen Wiſſen, das ſie überall an den Tag legten, daß die Regierung den Hörerinnen der mediziniſchen Kurſe das Recht zuſprach, nach abgelegter Prüfung den Titel „Arzt“ zu führen und ihnen ein Abzeichen verlieh mit den Buchſtaben J. V. (Jenski Vratsch — weiblicher Arzt).

Im Jahre 1887 erklärte der Kriegsminiſter, das Kriegsminiſterium ſei nicht der geeignete Ort für mediziniſche Kurſe und ſchlug verſchiedenen Behörden vor, die mediziniſchen Kurſe unter ihre Ägide zu nehmen.

Die Behörden verhielten ſich jedoch ablehnend, teils wegen Geldmangels, teils weil ſie keine Hoſpitäler zur Verfügung hatten, und — ſo wurden denn die Kurſe geſchloſſen. Die Profeſſoren wendeten ſich an das ſtädtiſche Rathaus mit dem Geſuch, die Kurſe unter ſeiner Fahne wieder zu eröffnen. Die Stadt willigte ein — unter der Bedingung, daß ſie die Verwaltung der Krankenhäuſer bekäme. Daran war nicht zu denken.

Lax und unwillig waren Regierung, Stadt und Behörden da, wo es ſich um das Wohl und Wehe Hunderter von Frauen und Mädchen handelte, und wieder ſahen die Frauen, daß ſie nur auf ſich ſelbſt, auf ihre eigene Energie bauen durften. Unermüdlich waren ſie in ihren Aufrufen, Sammlungen, lauter und ſtiller Propaganda, und endlich war die Summe beiſammen, die für ein eigenes Grundſtück und ein eigenes Haus, für das Heim ihrer Lernſtätte erforderlich war.

Mit großem Pomp wurden in dieſem Herbſt die mediziniſchen Frauenkurſe in Petersburg wieder eröffnet, glänzende Reden hielt der Kultusminiſter, offizielle Perſönlichkeiten brachen in begeiſterte Toaſte aus: man hätte meinen können, die Regierung habe auf eigene Koſten den mediziniſchen Kurſen ein Heim geboten — doch nein, ausſchließlich aus Privatmitteln iſt das „Petersburger mediziniſche Inſtitut“ gegründet, und nur der Direktor iſt „ſtaatlich“ angeſtellt.

Auf dieſe Art gewährt die Regierung dem Inſtitut eine Art Subvention und ſichert ſich ſelbſt zugleich eine größere Kontrolle, was ihr jedenfalls das wichtigſte iſt.

Wenn man hier den ſogenannten Kurſiſtinnen im allgemeinen nicht ſehr freundlich geſinnt iſt, ſo finden die Medizinerinnen jedenfalls größere Sympathie, ſchon allein darum, weil ihr Studium ein mehr praktiſches iſt und ſeine Reſultate für die Frauenwelt belangreicher ſind.

Während die Gegner der Ärztinnen anthropologiſche, phyſiologiſche und ſoziale Bedingungen geltend machen, denen zufolge die Frauen dem ärztlichen Beruf nicht ſo erfolgreich, wie der Mann, nachgehen können, ſchöpfen die Verteidiger der Frauenemanzipation gerade aus dieſen Bedingungen, indem ſie ſie anders beleuchten, ihre Beweiſe dafür, daß die Frau mehr noch als der Mann für dieſen, die vollſtändigſte Selbſtaufopferung erheiſchenden Beruf geſchaffen ſei.

Gegenwärtig giebt es über 600 weibliche Ärzte in Rußland, von denen die meiſten die Petersburger mediziniſchen Kurſe abſolviert haben. Die meiſten dieſer Ärztinnen wohnen in den größeren Städten. In Petersburg allein kommt auf das Ärztekontingent 25 Prozent weiblicher Ärzte. Etwa 250 Ärztinnen ſind ſtaatlich angeſtellt: an Hoſpitälern, Ambulanzen, Erziehungsanſtalten, als Aſſiſtentinnen in der Klinik und an den Laboratorien, als Leiterinnen von Geburtsanſtalten u. ſ. w. Nicht wenig Ärztinnen findet man auch an großen Fabriken, wo ihr Wirken beſonders ſegensreich iſt.

So hat denn die Frau als Ärztin in Rußland eine höchſt günſtige Stellung, wenn ihr auch als Studentin manche Schwierigkeiten bereitet werden. Der ärztliche Beruf bietet hier ſomit für die Frau ein reiches Feld der Thätigkeit, und es iſt kein Wunder, daß ſich die meiſten ſtudierenden ruſſiſchen Frauen der Medizin widmen.

Aber es ſind hier der Frau auch manche andere Erwerbsmöglichkeiten geboten, und man ſieht Frauen in gewiſſen Abteilungen der Poſtämter, als Schreiberinnen im Rathauſe, Kaſſiererinnen an Zeitungsexpeditionen, als Angeſtellte an ſtädtiſchen Adreſſen-

Digitized by Google

büreaus, kurz überall — wo kein spezielles Vorstudium mit den daraus resultierenden speziellen Prärogativen erforderlich ist.

Dieser Tage kam in einer Provinz Großrußlands sogar folgender kurioser Fall vor: Der neuangestellte Gouverneur erfuhr, daß das Amt eines Bezirksschreibers seit vielen Jahren von einer Frau verwaltet worden und zwar zur größten Zufriedenheit ihrer nächsten Vorgesetzten und all derer, die mit ihr zu thun hatten. Nun besteht aber keine Verordnung, laut welcher der Posten eines Bezirksamtsschreibers von einer Frau besetzt werden dürfte. Solange die hohe Obrigkeit „offiziell" von dieser seltsamen Thatsache nicht in Kenntnis gesetzt worden war, konnten die Dinge so weiter gehen, jetzt aber war der neue Gouverneur gezwungen, dem weiblichen Bezirksamtsschreiber seine Entlassung zustellen zu lassen, jedoch mit dem Vermerk, „den Posten eventuell noch ein halbes Jahr zu behalten, falls sie nicht schon früher einen passenden neuen Wirkungskreis gefunden."

Offiziell und offiziös ist eben nicht dasselbe, und zum Glück bietet selbst die Regierung den russischen Frauen offiziös mehr, als sie ihnen offiziell zugesteht.

Von Frauen und über Frauen.

Ich will leben, will mich als thätiger Mensch unter Menschen fühlen, mit arbeiten am Gesamtwohl und von dem, was die Gemüter der vielen bewegt, mein vollgemessen Teil haben. Das bedarf ich meiner innersten Natur nach. Gott schuf mich mit einer Menge von Kräften und dem Trieb, sie auszuleben. Aber Menschensatzung spricht: bezwing' und unterdrücke sie! Deine Lebensaufgabe sei, das, was du ersehnst, *nicht* zu suchen, was du möchtest, *nicht* zu thun, was du denkst und fühlst, *nicht* auszusprechen, kurz: deiner ursprünglichen Natur so lange Zwang anzuthun, bis der Zwang zur zweiten Natur und der Mensch zur Puppe geworden ist.

Aber die Lebendigkeit der Frauen läßt sich nicht so leicht tot kriegen; sie verprasselt nur gewöhnlich im unnützen oder sogar schädlichen Spiel mit dem Überschuß ungeleiteter Empfindungen und in Geschwätz.

Wenn ich allein spazieren gehe in der Stadt oder in den städtischen Anlagen, höre ich oft ein paar Worte der Unterhaltung der Vorübergehenden. Oft verstehe ich auch nicht die Worte, aber immer trifft der Tonfall, mit dem sie gesprochen werden, mein Ohr, und der ist so beredt, daß es deutlicher Worte kaum bedarf.

Die Männer unterhalten sich meist über Sachliches in ruhig nüchternem Ton.

Die Frauen *immer* über Personen, fast immer erregt, lebhaft, voll Empfindung. Sie betonen stark, heben einzelne Worte heraus, gebrauchen Superlative und Hyperbeln, um ihrer Rede Nachdruck zu geben. Zuweilen klingt, was man so im Vorbeigehen hört, wie ein Romanbruchstück. Ich weiß, es sind fast immer kleine unwichtige Erlebnisse, aufgebauscht zu Romanen durch die Vehemenz des in sie hineingelegten Interesses. Die ganze aufgestaute, brachliegende Leidenschaftlichkeit der Beteiligung an den großen Lebensfragen kommt dabei in komischer Weise zum Ausdruck, weil der Gegenstand dem Aufwand an Ereiferung gewöhnlich so wenig entspricht.

Männer lachen über diese Art zu reden. Aber sie ist eher zum Weinen. Ich empfinde in alledem die den Frauen aufgezwungene geistige Hungersnot, die die einen kindisch bleiben läßt und andere hysterisch macht oder verbittert.

*

Der eigentliche Beherrscher der menschlichen Gesellschaft ist die Furcht. Alles Epochemachende, alles Außerordentliche ist dadurch entstanden, daß einer mal ein bißchen mehr Mut gehabt hat. Natürlich sind die Unterdrückten die Furchtsamsten. Wir Frauen sind aus lauter Furcht zusammengesetzt. Der Salonname dafür heißt Rücksicht. Nur in der Liebe sind wir stärker und darum auch mächtiger als die Männer.

Aus: „Einsame Frauen" von Frieda von Bülow.

Ins Leben verirrt.

Roman

von

Maria Janitſchek.

Nachdruck verboten.

(Fortſetzung von Seite 405 und Schluß.)

XIII.

Er nahm ſeinen Weg über Wien und kehrte im „Anker" ein. Dort bekam er ſein altes Zimmer wieder, ſetzte ſich an den Tiſch, ſtützte den Kopf in die Hände und dachte nach.

Was hatte er in den kurzen paar Sommerwochen nicht alles erlebt, in ſich durchgemacht! Eine ſchwere Verantwortung lag auf ſeinen Schultern. Aber das Bewußtſein, verſtändig gehandelt zu haben, verſcheuchte die tiefe Mißſtimmung ſeiner Seele. Es würde ſich ja alles ausgleichen; nur nicht zu zweifeln beginnen. Vor allem galt's jetzt, mit Mut und Friſche in die neue Stellung hineinzuſpringen, die ihm der alte Herr angeboten hatte. Sein Beutel war in Somogyi nicht voller geworden. Illona hatte, wohl aus Zartgefühl, ſeine Honorierung unterlaſſen. Er lächelte in ſich hinein. Dieſes dumme, dumme Zartgefühl.

Er ſelbſt hatte ihr gegenüber nichts vom Gelde erwähnen wollen. Es war keine Habgier, die ihm jetzt die ausbedungene Summe als wünſchenswert erſcheinen ließ, ſondern die Ebbe ſeiner Geldbörſe. Nun, es würde auch ſo gehen. Bis Kis-Szibet reichten wohl noch ſeine paar Gulden.

Er ſchrieb ſofort an Farkas, daß er ſich auf dem Weg zu ihm befände, um ſich die Verhältniſſe dort ſelbſt anzuſehen und um eventuell, wenn Farkas und er ſich einigten, gleich dort zu bleiben. Er ſehne ſich ja leidenſchaftlich nach Bethätigung, nach Arbeit. Nachdem er dieſen Brief in den Poſtkaſten geworfen, ergriff er abermals die Feder, um Illona einen Gruß zu ſenden, wie er es verſprochen hatte.

„Kopf hoch!" ſchrieb er ihr; nichts weiter.

Als ſie die zwei Worte erhielt, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen. Ja, ſie wollte ihn hochtragen, ihren armen Kopf, obwohl er ſich am liebſten in ihre Hände geſenkt hätte, um nichts hören und ſehen zu müſſen.

Nachdem ſie zwei Tage ihr Zimmer nicht mehr verlaſſen hatte, ging ſie mittags wieder hinab nach dem Speiſeſaal. Als Semler ihr die Suppe gereicht hatte und nach ihrer neuen Anordnung ſich entfernen wollte, winkte ſie ihm, dazubleiben. Er ſah ſie an wie ein treuer Hund, der trotz der Prügel, die er von ſeinem Herrn erhielt, bereit iſt, dieſen weiter zu lieben.

Sie errötete über dieſen Blick; ſie verſtand ihn.

Dann ſchritt ſie nach ihrer Bank, warf einen Blick auf die Roſen, die Lorenz ſo geliebt hatte, und ſagte ſich: Mein Gott, iſt mir denn im Grunde etwas Übles geſchehen? Die Blumen blühen, und die Sonne ſcheint wie ehedem. Und ich weiß, daß ein edler Menſch mir gut iſt. Weshalb bin ich nicht glücklicher als früher, da es ſo leer und ſtumm in mir war! Dies ſagte ſie ſich, aber ſie fühlte es anders. Hatte ſie das Glück nur kennen gelernt, um es zu verlieren? War ſie nur erweckt worden, um dies bedauern zu müſſen? Hatte ſie ihr Herz nur ſich regen gefühlt, um es lebendig begraben zu müſſen?

Sie beging die Thorheit, in den Saal zu treten, in dem ſich früher die Bibliothek befunden hatte. Beim Anblick dieſer leeren, kahlen Wände, die ihr als Bild ihres gegenwärtigen Lebens erſchienen, brach ſie faſſungslos zuſammen.

Kopf hoch! Ja, wer das ſagt, der hat es zu thun nicht nötig. Sie würde dieſe kühle Lehre niemand geben. Sie würde mitleiden, mitweinen mit einem, der ihr nahe ſtand. O, er war hart, erbarmungslos. Und plötzlich, in ihrer Anklageluſt, fielen ihr alle die Worte ein, durch die er ſie gedemütigt, verletzt hatte. Zum Beiſpiel: mehr kann ich dir nicht verſprechen. Dabei aber ſprach er von zu ihm Kommen, mit ihm Zuſammenſein. Als was? Kamerad hatte er geſagt. Ein guter Kamerad kann einem auch ein Hund, ein Pferd, eine Pfeife ſein.

Sie fühlte brennende Schamröte in ihr Geſicht ſteigen. O, wenn ſie ſich doch von ihm befreien könnte! Die Beleidigung, die er ihr durch jene Worte zugefügt, würde ſie ihm doch nie, ihr Lebtag nie vergeſſen. Wenn es ihr durch Thätigkeit gelänge, ihn aus ihrer Erinnerung zu bannen!

Sie ließ anſpannen und fuhr nach Nagy-Faludy. Sie wollte den Pfarrer beſtimmen, daß er ſie zu einigen armen Familien führte. Da ſah ſie Neues, da hörte ſie Neues, das ſie vielleicht ihren Kummer vergeſſen ließ.

Und während ſie, in ihrem Wagen zurückgelehnt, dem Dorfe zurollte, war ihr plötzlich, als hörte ſie eine Stimme in ſich ſagen: du willſt ihn vergeſſen, indem du ſeinen Wünſchen entgegenkommſt, ſeine Ratſchläge befolgſt. Und da wußte ſie, daß es die Liebe zu ihm war, die ſie trieb, die Spuren zu gehen, welche er ihr gewieſen hatte; die Liebe, nicht der Wunſch ſich ſeiner zu entledigen. —

XIV.

Jetzt, da ſie allein erſchien, kam der Pfarrer ihr mit gerührter Freude über ihren Wohlthätigkeitsdrang entgegen.

Er führte ſie ſofort in die Hütte des Wegmachers. Er, Vater von acht Kindern und Gatte einer ſchon ſeit Jahren gelähmten Frau, bewohnte mit ſeiner Familie eine Stube, oder vielmehr, wie Illona dachte: ein elendes Loch. Die ſchauerlichſten Gerüche herrſchten darin. Das jüngſte Kind, erſt ein Jahr alt, krabbelte bei der ächzenden Mutter im Bett herum.

„Wie iſt dies möglich," rief Illona entſetzt, „das kleine Kind —"

Der Pfarrer wollte etwas entgegnen, unterdrückte es aber und zuckte die Schultern. „Es giebt hier noch mehr Elend."

In dem unſauberen Hof ſtand ein brauner Bretterverſchlag ohne Fenſter und Thür, mit einer kleinen Öffnung, durch die kein Menſch aufrecht ſchreiten konnte.

„Was meinen Frau Baronin, wer dort hauſt," fragte der Pfarrer, hinüber deutend.

„Nun, das iſt doch der Schweineſtall."

„Nein, Frau Baronin, dort leben die Eltern des Wegmachers. Sie genießen da ihren ‚Altenteil'. Er hat ihnen einfach gedroht, ſie auf die Gaſſe zu ſetzen, falls ſie ſich nicht mit dieſem ‚Stübel', wie er es nennt, begnügen wollen. Im Armenhaus nahm man ſie nicht auf, weil ſie für wohlhabend gelten."

„Die Unglücklichen," ſagte Illona ergriffen.

Der Pfarrer machte eine beſchwichtigende Handbewegung.

„Nehmen Sie ſich's nicht zu ſehr zu Herzen, Frau Baronin; vor vierzig Jahren haben ſie an ihren Eltern genau ſo gehandelt."

Illona zog ſchauernd die Schultern empor. „Was für Menſchen!"

„Wollen Sie ihnen einen Gnadenpfennig da laſſen? Sonſt können Sie nichts für ſie thun. Man wird der armen Gelähmten eine neue Matratze dafür kaufen; die alte iſt ganz durch. Das Weib liegt auf dem bloßen Stroh."

Illona reichte dem Pfarrer eine Geldnote, die er dem älteſten Knaben für die Mutter übergab. Von den erſchöpfenden Dankſagungen der Lahmen und ihrer Kinder begleitet, verließen ſie die Hütte.

„Wollen Sie noch mehr kennen lernen?" fragte der Prieſter.

„Bitte," antwortete Illona.

Er führte ſie zu einem alten, halbblinden Mann.

„Er hat vor ſiebzehn Jahren in der Trunkenheit ſeine Gattin erwürgt, als ſie ſich weigerte, ihm Geld zu Schnaps zu geben. Als er alt und gebrochen aus dem Gefängnis kam, nahm ihn die Gemeinde ins Armenhaus. Aber die Einleger duldeten ihn nicht und warfen ihn wieder heraus. Es entſtanden

Prügeleien und Spektakel seinetwegen. Er ging betteln. Da griffen ihn die Gensdarmen und brachten ihn wieder hierher zurück. Er lebt hier in der Kammer — das Haus gehört dem Abdecker, — er steht aber fast beständig davor, am Hungertod zu sterben."

Der alte, blöde Mensch in seinen aus hundert Flicken bestehenden Kleidern glotzte die beiden verständnislos an.

Illona legte einige Silbergulden neben ihn auf die Holzbank, auf der er kauerte, und schritt eilig hinaus.

Draußen ergriff sie den Arm des Pfarrers. „Es ist schauderhaft."

Er lächelte mild. „Sie haben wohl schon genug?"

„Nein, nein," sie bemühte sich, energisch auszusehen, „vielleicht können wir noch zu einem Armen, der weniger — ekelerregend ist. Sagen Sie, Hochwürden, wie ertragen Sie den oftmaligen Anblick dieser Menschen. Sie besuchen sie doch wiederholt, wie Sie sagen, fühlen Sie sich nicht nach solchen Besuchen krank, elend?"

Er schüttelte den Kopf.

„Die Liebe hilft stark sein."

„Ach!" Sie schloß die Augen. „Ich will mich bemühen, diese Liebe zu erlangen. Glauben Sie, daß ich es können werde?"

„Ich hoffe es," sagte der alte Mann gütig; aber in seinen Zügen war zu lesen: Armes Kind, wer die nicht hat, kann sie nicht erwerben.

Dann führte er sie noch in ein kleines Häuschen, das neben den anderen, die sie besucht hatte, wie ein herrlicher Palast aussah. Ein altes Ehepaar bewohnte es. Die Frau schien um vieles älter als der Mann, aber rüstiger zu sein. Sie waren Knopfmacher. Er schneeweiß, freundlich, immer mit ängstlichen Blicken an seiner Ehehälfte hängend wie ein unmündiges Kind.

„Es ginge uns ganz gut," sagte sie, mit ihrer Schürze zwei Stühle abwischend und sie den Herrschaften anbietend, „wenn nur Sandor nicht so faul wäre! Manchen Tag bohrt er die Löcher schief in die Knöpfe und macht alles verkehrt. Er ist eine träge Bestie."

Illona sah das runzelige, große, starke Weib mit heimlichem Grauen an.

„Na, was stehst du da und hältst Maulaffen feil? Sage der gnädigen Frau, daß ich recht habe."

Der Pfarrer strich dem alten geduldigen Kinde über das weiße Haar.

„Er ist schon brav, der Sandor, recht brav, nur ein bißl alt. Aber der liebe Gott hat ihn doch gern, gelt Sandor?"

Der Greis lächelte mit seinem zahnlosen Munde und sah seine Frau fragend an, was er darauf erwidern solle.

Illona drückte ihm mit einem teilnehmenden Blick ihrer schönen Augen Geld in die Rechte und ging.

Draußen sagte sie: „Die, Hochwürden, waren mir beinahe die Unheimlichsten. Dieser arme Alte."

„Nun," beruhigte sie der Pfarrer, „das ist nicht so arg, Frau Baronin. Sie kommen doch miteinander aus. In seiner Jugend war er es, der sie oft mißhandelte; nun ist sie rüstiger als er geblieben und —"

„O, schrecklich!"

„Ja, das Leben," meinte der alte Geistliche.

Er ist gefühllos geworden inmitten all dieser Menschen, dachte Illona. Kein Wunder. Mein Gott, werde ich das bewältigen können? Werde ich mich in ein Verhältnis zu diesen Leuten setzen können?

Auf der Straße, um gleich den ersten Schritt auf der neuen Bahn zu beginnen, näherte sie sich einigen Dorfkindern und streichelte ihnen die Wangen. Die Kinder sahen verschämt und halb erstaunt zu ihr auf. Sie blickten in ein paar scheuer, ernster Augen, in denen Abscheu mit Willensenergie kämpfte und hörten auf zu lächeln. Diese Menschen, Halbwilde mit lebhaft entwickeltem Instinkt, spürten das Erzwungene der Herablassung dieser Frau und gaben ihr nur kühle Dankbarkeit, aber nicht Liebe zurück.

XV.

Müde, zweifelgequält, kehrte sie nach Hause zurück. Dann wollte sie sich hinsetzen, um an Lorenz zu schreiben; aber sie wußte ja nicht, wo er sich aufhielt. Er hatte versprochen, sobald er irgendwo Wurzel gefaßt, ihr seine Adresse mitzuteilen. Dieses folternde Gefühl der Unruhe, des Bangens! Sie warf sich

Digitized by Google

wie ehedem vor das Kreuz. Aber das Beten fiel ihr schwer. Eine liebende Frau betet nur zu einem: dem Mann ihrer Liebe. Vor Gott verstummt sie. Was sollte sie ihm sagen, da sie nur einen Namen, einen Wunsch, ein Geständnis kennt?

Ruhelos erhob sich Illona wieder. Sie ging von Gemach zu Gemach, durch das ganze Haus. Selbst zu Semlers schritt sie hinab. Die Wirtschafterin küßte ihr die Hände. Nein, die Ehre! Illona sah mit Vergnügen ihre schöne, saubere, freundliche Wohnung.

„Bei euch ist's behaglich."

„Ja, das verdanken wir der Gnade der gnädigen Frau."

„Möchten Sie nicht lieber in der Stadt wohnen?"

„Gott bewahre! In dieser Luft, dem Trubel. Bei uns ist's so herrlich."

„Ja, nicht wahr?" sagte die Baronin erfreut.

Dann lauschte sie und meinte: „Seit wann haben wir Hühner? Da krähte eben ein Hahn."

„Wir haben immer Hühner gehabt, Frau Baronin."

„So, wahrhaftig?" Illona errötete; wo war ihr Geist nur all die langen Jahre gewesen? Sie hatte nichts gehört, nichts gesehen, sich um nichts bekümmert. Sie hatte geträumt, nicht wehe-, nicht lustvolle Träume.

„Werden wir bald mit dem Umbau des frühern Bibliothekssaals beginnen?" erlaubte sich die Verwalterin zu fragen.

„Ja, wir werden bald beginnen," antwortete Illona versunken. Dann schritt sie wieder hinauf nach ihren Gemächern. Eine fremde Sprache kann man erlernen, sagte sie, oben auf- und niederschreitend; kann man auch die Sprache des Lebens erlernen? Mich dünkt, es seien harte, holperige Laute, voll Mißklang. Man muß eine raube Kehle haben, um sie aussprechen zu können. Aber Lorenz behauptet das Gegenteil. Und er ist so klug. Er muß wohl recht haben. Ich will diese Sprache lernen, ich will es.

Sie fuhr allein nach Wien. Sie kaufte verschiedenes ein. Die schöne, unendlich vornehme Erscheinung, die in Gedanken versunken dahinschritt, erregte Aufsehen. Die Männer blieben stehen und sahen ihr nach. Einer verfolgte sie bis in ihr Hotel. Seine aufgeregten, deutlich redenden Augen machten sie fast ohnmächtig.

In ihrem Zimmer im Gasthof zählte sie ihr Geld nach. Sie entdeckte, daß man ihr zu viel abgenommen, sie betrogen hatte. Sie überdachte nochmals all die Läden, in denen sie war. Sollte sie in jeden einzelnen zurückkehren, sich mit diesen Leuten, die sie mit ihrer Suada betäubten, herumstreiten? Mit einem Seufzer der Erleichterung bestieg sie den Zug, der sie wieder in ihre heimische Gegend brachte.

Ihre Zofe übergab ihr einen Brief. Sie schrie fast auf vor Freude, und eilte in ihr innerstes Gemach, um dort ganz ungestört zu sein. Der Brief war von Lorenz.

Walzwerk Kis-Szibet.

Meine teure Frau, wie hast Du die ersten einsamen Tage überwunden? Arbeitest Du etwas? Kommen die Kinder zu Dir? Willst Du nicht anfangen, gute, lehrreiche Bücher zu lesen? Etwa Rankes Weltgeschichte, Buckles Geschichte der Civilisation Englands, die prächtige Kunstgeschichte von Schnaase? Findest Du schon etwas Freude an Dir? Fängst Du an, mit dem Leben auf Du und Du zu kommen? O, ist das Leben groß und herrlich! Der Dir das sagt, steht mitten drinnen in diesem wunderbaren, wogenden Leben. Ich habe hier eine Stellung gefunden, wie ich sie mir augenblicklich nicht besser wünschen könnte. Der alte Herr behandelt mich nicht als Angestellten, sondern als Vertrauten, auf dessen Schultern er manche Last seines großen Unternehmens lädt. Ich lerne unausgesetzt und komme aus dem Erstaunen über die großen technischen Erfindungen unserer Zeit, einfach Wunderwerke, nicht heraus. Ich fange an, mir mancherlei Kenntnisse auf diesem Gebiete anzueignen.

Aber zu Dir zurück! Schreibe mir, wie es Dir geht, was Dein Herz bedrückt, damit ich Dich auslachen kann, denn es giebt gar nichts, das einen quälen könnte auf dieser mächtigen, starken Welt.

Dein aufrichtiger Freund

Lorenz Zellner.

Seine deutliche, ausdrucksvolle Schrift, deren Buchſtaben wie ausgeſprochene Worte wirkten, ſein friſcher, fröhlicher Ton übten auf ſie einen Einfluß, wie die volle Sommerſonne auf einen Frierenden. Sie lachte und weinte vor Glück. Sie ſuchte gar nicht nach einem Wort der Liebe von ihm; ſie war ſelig, daß er nur an ſie dachte, ihr noch gut war. Und wie gut würde er ihr erſt ſein, wenn er wüßte, was alles ſie um ſeinetwillen ſchon verſucht hatte, wie ſie ſich bemühte, ſeinen Winken zu gehorchen.

Sie ſchrieb ihm ſofort. Und alles ſchrieb ſie ihm in ihrer Kinderehrlichkeit.

Er antwortete lange nicht. Sie verging faſt vor Elend; ſie weinte die Nächte durch und vergaß ſich ſo weit, ſelbſt vor ihren Dienſtboten ihren Kummer zu zeigen.

Als einſtmals der Poſtbote kam, eilte ſie ihm entgegen und riß ihm den Brief aus der Hand. Er war vom Abt der Ciſtercienſer in Preßburg, der ihr für die Bücher dankte. Sie brach in Thränen aus und verſchmähte von dem Tage an faſt jede Nahrung.

Ihre Leute, die ſehr an ihr hingen, waren ratlos.

„Sie wird den Verſtand verlieren," ſagte Semler zu ſeiner Frau, „und das alles wegen dieſes —" er ballte die Fäuſte und murmelte einige unverſtändliche Fluchworte.

Endlich kam Nachricht von Lorenz.

Liebe Illona, ſchrieb er, Du zwingſt Dich ja zu thun, was ich Dir riet. So war mein Rat nicht gemeint. Du ſollſt aus eigenem Erkennen handeln, wie Du handelſt. Du ſollſt Deine krankhafte Scheu vor der Wirklichkeit ablegen. Dieſe Wirklichkeit iſt weder zum Erſchrecken, noch zum Verachten, ſie iſt ein Brunnen unerſchöpflichen Reichtums.

Ich verbringe, antwortete ſie ihm unter anderm, die halben Nächte im Freien. Die Roſen beginnen zu welken. Neulich mußte ich hell auflachen, als ich unter ihnen ſtand. Weißt Du, was Du mir einmal dort ſagteſt? „Was für herrliches Roſenöl könnte aus ihnen gewonnen werden," meinteſt Du, „ein ſchöner Ertrag für Deine Börſe, verkaufe ſie doch an einen Händler." Meine Roſen! Dagegen wehren hätten ſie ſich freilich nicht können. Aber wie brächte ich ſo etwas übers Herz. Sie ſollten für mich, für mich und zu ihrer eignen Freude blühen, nicht für einen Zweck. Und ſie hatten ja doch den liebſten. Sie blühten auch für Dich. Du liebteſt ſie, weißt Du es noch?

Er ſchrieb ihr etwas hart zurück, ſie ſolle nicht zu viel in dieſem verherten Garten träumen. Sie ſolle lieber mit Menſchen als mit Blumen reden, und Ähnliches.

Er traf ſie ins Herz. Sie grämte ſich, gleichzeitig aber empfand ſie eine bis zum Wahnſinn geſteigerte Sehnſucht nach ihm.

Das reife Weib mit ſeiner ſouveränen Rückſichtsloſigkeit begann in ihr ſeine Rechte zu fordern. Sie erſchrak vor ſich ſelbſt. Sie betete, aber in ihr lachte etwas dabei. Sie warf ſich auf das Grab ihres Gatten, aber eine Stimme in ihr ſagte: lüge nicht. Sie ertrug es nicht länger.

Eines Abends, es dunkelte bereits und die beginnenden Herbſtſtürme umbrauſten das Haus — ſprang ſie von ihrem Seſſel auf und eilte die Treppe hinab. Sie klopfte an Semlers Thür. Sie hatte vergeſſen, daß ſie die Frau Baronin von Somoghi war. Frau Semler kam ihr beſtürzt entgegen.

„Morgen früh um fünf Uhr anſpannen laſſen, bitte; ich muß zum erſten Zug in Nagy-Faludy ſein."

Die Augen der Wirtſchafterin wurden feucht, als ſie in das weiße, leidverzehrte Geſicht ihrer Herrin blickte. Sie wollte eine Bemerkung machen, wagte es aber nicht. Mit leichterem Herzen ſchritt Illona die Treppe hinauf.

Morgen früh, morgen früh! Morgen um dieſe Zeit! O Gott, da hörte ſie ſchon ſeine Stimme, hielt ſchon ſeine Hand in der ihren. Morgen um dieſe Zeit! Ein Grauen, gemiſcht mit Seligkeit, ſchüttelte ſie.

Sie ſank vor ihrem Kreuze nieder.

XVI.

Als ſie im Coupé ſaß und der Zug hinaus fuhr in die ihr unbekannte Gegend, begann ihr die Tragweite ihres Schrittes aufzudämmern. Sie demütigte ſich vor dem Mann ihrer Liebe, riß ſich den letzten Schleier von der wunden Seele, daß er ſie ſah in ihrer Blöße. Sie lief ihm nach, ſie, die Baronin

von Somoghi. Mochte er sie für selbstvergessen, für zudringlich halten. Mochte er. Wenn sie nur wieder in seiner Nähe war, seine Kraft, seine Frohheit, seinen Lebensmut einatmen durfte! Wenn sie nur wieder seine Stimme hörte!

Sie drückte sich in eine Ecke des Coupés und weinte still vor sich hin. Plötzlich erwachte ein neuer Kummer in ihr: wie, wenn sie ihn nicht zu Hause traf, wenn er irgend eine Reise im Interesse seiner Stellung zu machen hatte! Warum hatte sie ihm ihre Ankunft nicht angezeigt? Viel sicherer wäre es gewesen.

Sie kämpfte eine Zeitlang mit sich; es schien ihr kaum möglich, ihm zu telegraphieren: Ich komme zu dir, erwarte mich. Aber endlich siegte die Furcht, ihn nicht anzutreffen, über ihre Bedenken.

Auf der ersten Station, wo der Zug einige Zeit lang anhielt, eilte sie ins Telegraphenbüreau und kündigte ihm ihre Ankunft an. Als sie auch dieses Opfer gebracht hatte, schloß sie die Augen und versank in eine Art wohlthätiger Betäubung.

Sie erwachte nach längerer Zeit. Fremde Ebenen, durch die der Zug dahinschoß, umgaben sie von allen Seiten. Einzelne, in den Feldern verstreute Ziehbrunnen streckten ihre dürren Arme zum Himmel. Graue Schafherden zogen mit einförmigen Schritten über die öde Landstraße dahin, neben der der Schienenstrang lief. Eine ungeheure Einsamkeit lagerte über dieser Landschaft.

Illona zog schauernd ihre Uhr heraus. Noch drei Stunden hatte sie zu fahren. Sie würde gleich nach Tische, etwa um ein Uhr, in Kis-Szibet ankommen.

Wie würde er sein, wie würde er sein? Würde er nicht sagen: Aber liebe Frau, weshalb erregst du dich und mich? Weshalb wirfst du dich nicht auf einen Beruf, der deine Zeit ausfüllt, dich auf andere Gedanken bringt?

Sie würde seine Hände in die ihren nehmen und ihm antworten: Sieh', Lorenz, ich bemühe mich ja, aber ohne deinen ermunternden Zuspruch kann ich mit mir und dem Neuen nicht fertig werden. Dulde mich neben dir, ich bitte dich.

Sie malte sich seine und ihre Worte aus; bei der Überlegung über das Ergebnis ihres Schrittes angekommen, hielt sie jedoch jedesmal inne.

Was für eins würde es sein? Was für eins? Was für eins?

Draußen wurde es indes dunkler und dunkler. Schwere Regenwolken schoben sich in dichten Massen heran und begannen in langsamen, eisigen Tropfen niederzufallen. Illona zog den Schleier vors Gesicht. War das traurig da draußen! Zum Sterben traurig . . .

Der Zug ging weiter und immer weiter in seiner lautlosen, fliegenden Eile, und doch schien er nicht vom Fleck zu kommen. Es war wie in jenen unheimlich bangen Träumen, wo der Wille die Leiblichkeit nicht zu bewegen vermag und der Träumende mit gefesselten Füßen zu laufen meint.

Illona sank abermals in einen fieberhaften Schlummer. Sie sah lauter gelbe und rote Flecke vor sich, die sie umkreisten und zu bedecken drohten. Sie wehrte sich dagegen, aber plötzlich hatte sie ein großer, roter Fleck mit seiner schreienden Glut überfallen . . . Sie ächzte vor Entsetzen; da schlug ein donnernder Schall an ihr Ohr. Sie fuhr empor. Der Schaffner riß die Thür ihres Coupés auf. „Kis-Szibet."

Taumelnd raffte sie ihren Mantel zusammen, ergriff ihr kleines Ledertäschchen und trat auf den Perron.

Es war ein kleines, hölzernes Bahnhofsgebäude. Dahinter starrte ein Wald rauchender Schlote zum Himmel. Eine schrille Glocke läutete irgendwo.

Einige Männer mit berußten Gesichtern hasteten gleichgiltig an ihr vorüber. Sie stand ratlos da. Der schreckliche Traum lastete noch auf ihr und das neue Hier ließ sie sich nicht zurechtfinden.

Eben als sie sich fragend an einen Bahnbediensteten wenden wollte, trat ihr eine Frau entgegen.

„Um Entschuldigung, Baronin von Somoghi?"

„Die bin ich," antwortete Illona der schlanken, älteren Frau.

„Und ich bin Frau Zellner, Lorenz' Mutter."

„Ah!"

Illona ſtarrte ſie halb freudig, halb betroffen an.

„Er ſandte mich Ihnen entgegen, da er ſelbſt viel zu thun hat.“

Sie ſah mit ihren durchdringenden grauen Augen auf die zitternde Frau, deren Geſchichte ihr Lorenz mitgeteilt hatte.

„Bitte, kommen Sie; wir haben nicht weit zu gehen.“

Der Regen floß in Strömen, und der Weg war doch nicht allzu nahe, wenigſtens nicht für die Begriffe der vor Froſt bebenden Baronin.

„Ich bin noch nicht lange hier,“ ſagte Frau Zellner, die Illona beſtändig heimlich beobachtete, „er bat mich neulich, zu kommen, um ihm etwas Ordnung in ſeiner neuen Wohnung zu ſchaffen.“

„Deshalb ſchrieb er mir auch noch nichts von Ihrer Ankunft“, verſetzte Illona.

„Möchten Sie nicht Ihr Kleid etwas lüpfen? Sie ziehen es durch den Schmutz.“

„Mein Kleid?“ Die Baronin warf einen Blick hinter ſich und raffte achtlos ihre Schleppe zuſammen.

„Nun, hier ſind wir,“ bemerkte Frau Zellner.

Es war ein Chaos von roten Ziegelbauten, deren einige die Wohnungen der Beamten, andere die Fabriksräume enthielten. Das Haus, in das ſie traten, war hoch und ſchmal, wie ein aus der Erde emporgeſchoſſener Pilz.

„Bitte, hier.“

„Wie geht's eigentlich Lorenz?“ fragte Illona, die Treppe emporſteigend, um das wahnſinnige Klopfen ihres Herzens zu beruhigen.

„O, meinem Sohne geht es immer gut.“ Mit dieſen Worten ſtieß Frau Camilla eine Thüre auf, und Illona ſtand ihm gegenüber.

„Sei nicht böſe,“ ſtammelte ſie, die Augen voll Thränen.

Er drückte ihr freundlich die Hand.

„Nicht im geringſten, liebe Illona, bitte, nimm nur Platz.“

Er ſchob ihr einen der hell polierten hölzernen Stühle hin, die an den Wänden aufgeſtellt waren.

„Mein Arbeitszimmer,“ ſagte er mit ſcherzhafter Feierlichkeit, auf den nüchternen Raum mit dem hellen Schreibtiſch deutend.

Frau Camilla ließ ſich neben der Baronin nieder. Sie beobachtete ſie unausgeſetzt. Lorenz ſchien ſehr ruhig zu ſein.

„Wie geht's dir, was machen die Roſen und Semler, und vor allem: die Kapelle. Haſt du den Umbau ſchon beginnen laſſen?“

Er ſtützte die Arme auf den Schreibtiſch und ſah ihr lieb und gutmütig ins Geſicht.

Illona rang nach Faſſung.

„Es geht ganz gut. Den Umbau habe ich noch nicht begonnen. Es iſt wohl zu ſpät dazu.“

„Wie ſo?“ fragte er mit leichtem Stirnrunzeln.

„Ich meine, die Jahreszeit ſei zu weit vorgerückt.“

„Ah ſo; nun dann laß es bis zum Frühling.“

„Ja, bis zum Frühling, das wird das Beſte ſein,“ ſagte ſie mit immer ſchwächer werdender Stimme.

„Wollen Sie nicht ablegen?“ fragte Frau Zellner, Illona das Täſchchen, das ſie krampfhaft feſthielt, aus der Hand nehmend.

Lorenz warf ſeiner Mutter einen Blick zu.

„Wir gehen ja gleich hinüber. Und wie gefällt's dir hier bei mir?“

Sie ſchaute unſicher umher.

„Haſt du ſchöne Ausſicht?“

„Nun, für meine Bedürfniſſe iſt ſie ſchön genug“, meinte er heiter.

Sie trat zum Fenſter. Ein weiter, von hohen, roten Backſteinwänden umgebener Hof lag unten. Kleine Waſſerlachen, die der Schornſteinruß dunkel gefärbt hatte, blickten wie ſchwarze, trübe Augen herauf. Illona zog den Kopf zurück.

„Dir gefällt's wohl nicht ſehr.“

Ein ironiſches Lächeln umſpielte ſeine Lippen.

Sie ſenkte die Blicke, dann ſah ſie ihn mit dem Ausdruck unendlicher Zärtlichkeit und Trauer an.

Einen Augenblick ſtand er regungslos mit geneigtem Kopf vor ihr; dann atmete er tief auf und klatſchte in die Hände.

„Frau Baronin, nun freuen Sie ſich, nun will ich Ihnen das Herrlichſte zeigen, was es hier giebt. Bitte mir zu folgen.“

Er nahm ſeinen Hut vom Kleiderrechen und ging den beiden ihm nachfolgenden

Frauen voraus. Sie mußten durch den Hof mit seinen schwärzlichen Wasserlachen. Illona fühlte die Nässe ihre dünnen Schuhe durchdringen.

„Heben Sie doch Ihr Kleid auf," flüsterte Frau Zellner.

„Ach ja, das Kleid."

Ein heißer, öliger Geruch schlug ihnen aus der Riesenhalle entgegen, in die sie traten. Ein ohrenzerreißendes Getöse. Große, blanke, wunderlich geformte Ungetüme arbeiteten da in unheimlicher Hast.

„Meine geliebten Maschinen," sagte Lorenz, „aber du siehst ja ganz erschreckt aus, Illona, fürchte dich nicht vor diesen Intelligenzen, ich sag dir, es sind prächtige Kerle. Sieh dir hier die an, wie sie die glühenden Träger walzt, oder jene dort, wie sie sie durchschneidet."

Er hatte Illona an der Hand gefaßt, und führte sie umher. Männer mit nackten Armen, Schweißtropfen auf der rußigen Haut, bedienten die fauchenden Ungeheuer.

Illona war kreideweiß im Gesicht.

Der penetrante Geruch, das Getöse, die neugierigen Blicke der Arbeiter machten sie schwindeln.

„Gefallen dir meine Lieblinge nicht?" fragte Lorenz.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte mich vor ihnen. Sind sie nicht trotz ihrer Lebendigkeit Tote? Und dieses blanke, harte Eisen, und diese rasende Schnelligkeit, sie gleichen häßlichen, hungrigen Raubtieren."

„Aber ich bitte dich!" Seine Augen folgten mit fast schwärmerischer Bewunderung den brausenden Treibrädern.

„Was du hier siehst, ist die Zukunft, die herrliche, große Zukunft in ihrer stolzesten Äußerung."

„Ich dachte, die Zukunft stelltest du dir in den Menschen und ihrer Vollendung vor, nicht in der Ausstattung ihrer mechanischen Hilfsmittel."

„Dieses hier, Liebe, ist die erste Stufe zu ihrer Vollendung. Diese herrlichen Maschinen werden gemach dem arbeitenden Teil der Menschheit seine Last abnehmen. Sie werden für diese schaffen und wirken und ihr viel, viel kostbare Zeit ersparen, die sie früher mit der mühseligen Arbeit ihrer Hände und Arme verlor. Diese Zeit wird der menschliche Geist zu seiner Ausbildung gewinnen, zu seiner Erholung, Veredlung, Erweiterung. Nicht die Maschine selbst, der Nutzen, den sie uns schaffen wird — ist sie erst zu ihrer höchsten Vollendung gelangt — ist ein hochzuschätzender, bewundernswerter."

Illona entgegnete nichts. Ihr Kopf drohte ihr hier zu zerspringen; sie hätte gerne gebeten hinausgehen zu dürfen; aber Frau Zellners Augen, die jetzt lauschend an Lorenz' Munde hingen, ließen sie ihren Wunsch nicht ausdrücken.

„Sind Sie wirklich eine so erbitterte Feindin des Fortschritts, der Neuzeit, Frau Baronin?" scherzte Lorenz. „Sehen Sie sich doch nochmals den Mechanismus dieser herrlichen Maschine hier an." Er stellte sich vor das dahinsausende Treibrad. „Das malt Zukunft; bald wird es nicht mehr der Dampf treiben, sondern die Elektricität, konzentrierte Sonnenwärme, heute noch ungeahnte Kräfte."

In diesem Augenblick kam ein Arbeiter mit einer großen Oelkanne. Er goß vorsichtig in einige Bohrlöcher des Hebels etliche Tropfen. Illona prallte vor dem üblen Geruch zurück und zog ihr Taschentuch heraus.

„Rosen riechen besser, Fräuleinchen," meinte der Arbeiter.

Lorenz sah sie lächelnd an. Wahrhaftig, man konnte sie für ein Mädchen halten. Der Kummer hatte ihr ihre frauliche Fülle geraubt. Sie war hager und schlank geworden.

„Hast du gehört, wie er dich nannte?" fragte Lorenz. Sie vernahm seine Worte nicht. Ihre Augen wanderten träumend zu der ungeheuren, berußten Decke empor. Ein Bild der Vergangenheit stieg vor ihr auf. Wie sie ihn einst gesehen hatte, unter den purpurnen Büschen ihres Rosenwaldes, die Augen voll Entzücken vor sich hin gerichtet. Damals und heute! Mein Gott! und es war doch garnicht so lange her. . .

„Illona, was ist dir?" Seine Hand legte sich auf ihren Arm. „Komm zu dir; hier ist kein Ort zum Träumen."

Warum bist du hier? wollte sie fragen; aber Frau Camillas Augen machten sie ver-

ſtummen. Weshalb mußte ſie nur dabei ſein, jetzt, in der erſten Stunde ihres Wiederſehens? Lag es in ſeiner Abſicht, dieſe kühle, beobachtende Mutter gleichſam als Schild zu gebrauchen, den er Illonas Zärtlichkeit entgegenhielt?

„Warum haſt du mich hierhergeführt?“ fragte ſie ſchüchtern; „was gehen mich dieſe Maſchinen, dieſe fremden Leute, das Ganze hier an?“

„Ich wollte meinem Gaſt etwas zeigen, wovon ich vorausſetzen mußte, daß es ihn intereſſiere. Es giebt ſonſt nichts Sehenswertes hier.“

„Aber ich kam ja zu dir!“

„Keine Scene hier, Illona. Um das zu vermeiden, habe ich dich hierhergeführt. Du ſollſt vor allem deine Erregung niederkämpfen. Hörſt du? Ich bin erſt ſeit kurzem hier, ich möchte jedes Aufſehen vermeiden.“

Wie war er hart geworden! Wie das Eiſen der Räder und Hebel, die er ſo bewunderte.

„Ruhe dich erſt aus; morgen wollen wir uns weiter unterhalten. Wirſt ſehen, es geht ſchon, Liebe. Halte dich an meine Mutter, ſie iſt eine vortreffliche Frau und weiß alles.“

Die Baronin fühlte einen ſchmerzlichen Stich durch ihr Inneres gehen. War es möglich? Er hatte ſie verraten, verraten an dieſe Frau mit den kühlen, ungläubigen Augen. Die Röte der Scham ſtieg ihr in die Wangen. Hätte auch ein Kavalier das gethan? Sie hatte oft ihren Gatten ſagen gehört, ein Mann erzähle rückſichtslos im Kreiſe ſeiner Freunde ſeine galanten Abenteuer, nur — ſelbſtverſtändlich — die Dame, die er liebe — nun, darüber brauche man kein Wort zu verlieren. Er würde ſich mit ſeinem eigenen Vater ſchlagen, wenn dieſer es wagte, eine intime Frage in Bezug auf ſie an ihn zu richten.

„Haſt du ſie ſehr, ſehr lieb, Lorenz?“

Illonas Stimme klang wie die eines traurigen Kindes.

„Wen?“ fragte er.

„Deine Mutter.“

„Gewiß, ſie iſt ſehr klug. Aber gieb acht, du wirſt mir gleich in die Speichen eines Rades hineinlaufen in deiner Verträumtheit; komm, wir wollen uns lieber entfernen.“

Frau Camilla ſchritt hinter den beiden hinaus. Sie kamen wieder durch den viereckigen Hof mit ſeinen trüben Waſſerlachen. Illona blieb ſtehen. An ihren Wimpern hingen zwei große Thränen.

„Ich weiß nicht,“ begann ſie ſtammelnd.

Lorenz wandte ſich zu ſeiner Mutter und blickte ſie an.

Sie ergriff den Arm der Baronin.

„Nicht wahr, Sie möchten jetzt ausruhen? Sie ſind müde, aufgeregt durch die Reiſe. Gehen Sie mit mir. Ich bringe Sie nach dem Gaſthof. Er liegt gleich nebenan. Das Zimmer, das wir für Sie beſtellten, iſt einfach, aber das beſte im Hauſe. Sie nehmen ein gutes, kräftiges Nachteſſen, bei dem wir, Lorenz und ich, wenn Sie wünſchen, Ihnen Geſellſchaft leiſten, dann legen Sie ſich hübſch zu Bett und ſchlafen bis morgen. Ich werde Ihnen meine Wärmflaſche ſchicken; es wird gut für Sie ſein, denn Sie müſſen ja kalte Füße haben bei dieſem dünnen Schuhwerk. Vielleicht kann ich Ihnen auch den Koffer — oder was Sie ſonſt für Gepäck haben — beſorgen.“

„Gepäck? Ich habe nichts als das Täſchchen bei mir.“

„Wie? Sie reiſten ohne Nachtzeug, ohne zweites Paar Schuhe?“

„Ach —“

„Ja Mutter, es ſind nicht alle Frauen ſo praktiſch wie du,“ miſchte ſich Lorenz lächelnd ins Geſpräch. „Alſo, ihr geht nach dem Schwan? — Adieu indeſſen, Illona!“ Er reichte ihr freundlich die Hand.

„Und — und ich ſehe dich dann heute nicht mehr?“

„Warum nicht? wenn du es wünſcheſt, komme ich herüber. Aber, offen geſtanden, fände ich es beſſer, du bliebſt heute allein; du biſt ſo erregt, morgen —“

„Ja, ja, er hat recht,“ fügte Frau Camilla hinzu, „ihr würdet euch heute kaum verſtehen; morgen früh frühſtücken Sie mit uns — aber jetzt vorwärts, es beginnt ſtärker zu regnen.“

Sie faßte Illona energiſch beim Arm und zog ſie mit ſich fort. „Sehen Sie, da iſt ſchon Ihr Gaſthof. Sehr ſauber, bloß riecht's noch ein bißchen nach Farbe.“

Digitized by Google

Es war ein neues, ſchmales, hohes Gebäude mit eiſernen Balkons vor den Fenſtern. Ein junger Menſch, der ſich als Wirt vorſtellte, erſchien unter der Thür. Er geleitete Illona hinauf und nahm Frau Camillas Anweiſungen entgegen, die ſie ihm in Betreff ſeines neuen Gaſtes gab.

„Soll ich noch bei Ihnen bleiben?“ Die Baronin dankte.

„Möchten Sie, daß ich ſpäter herüber komme?“

„Sie ſind ſehr liebenswürdig, aber —“

„Nun alſo, dann ſchlafen Sie recht wohl.“

Illona reichte ihr apathiſch die Hand. Frau Zellner, vom Wirt begleitet, entfernte ſich. Ein Stubenmädchen erſchien.

„Ich brauche nichts,“ ſagte die Baronin. „Sie können gehen.“

„Wann darf ich das Eſſen herauf bringen?“

„Eſſen? Ich — wenn ich Appetit bekomme, klingle ich.“

Das Stubenmädchen ſtand einen Augenblick zögernd auf der Schwelle des Zimmers, dann machte es einen Knix und ging.

Illona ſchloß die Thür, verriegelte ſie und warf ſich auf das Sofa. Und dann brach ein Strom heißer, brennender Thränen aus ihren Augen. Alſo das war der Empfang in Kis-Szibet! Statt ſie an ſeine Bruſt zu ziehen, will er ſie „zerſtreuen“; um ihre Bewegung niederzuhalten, zeigt er ihr den Maſchinenſaal. Statt ihr ein liebes Wort zu ſagen, verweiſt er ſie an die Mutter. Statt mit ihr beiſammen zu ſein, ſchickt er ſie in einen Gaſthof. Sie möge ruhen, ſchlafen.

Ihre müden, naſſen Augen glitten durch das friſch geſtrichene, öde Zimmer. Es befanden ſich neue, blanke Möbel darin, alles in gutem Zuſtande, „ſauber.“ Alles ſo phyſiognomielos wie nur möglich; kalt, fremd.

Eiſige Schauer, die Illona zu rütteln begannen, erinnerten ſie daran, ſich ihrer feuchten Kleider zu entledigen.

Sie that es und legte ſich in das ſchmale, kühle Bett. Mein Gott, wenn ſie hätte ſchlafen können! Aber daran war ja nicht zu denken. Bilder der Vergangenheit und der Gegenwart ſtiegen vor ihr auf.

Wie hatten die kurzen Wochen hier ſein Weſen verändert! War das neue Amt oder die Mutter die Urſache davon? Dieſe Mutter! Illona mochte ſie nicht.

Sie war wie aus Holz geſchnitzt, keine einzige weiche Linie war an ihr zu entdecken. Wie mochte er ſie nur lieben? Er war ja im Grunde nicht ſo hart; er *wollte* es nur ſein, weil er es vernünftig fand. Eins hatte ſie nun wohl erkannt. Er beſaß keinen Funken Liebe für ſie, keinen Funken. Ihr ganzer Körper zuckte vor Weh. Und nun, in dieſen Stunden erkannte ſie, daß ihre Seele eine Bettlerin geworden war.

Jetzt wünſchte ſie ſich ſein Mitleid. Wenigſtens das. Nur nicht ganz verwerfen ſollte er ſie, nicht ganz. Denn — ohne ihn weiterleben? Lieber ſeine Magd, als ihm nichts ſein. Ja lieber, lieber — Morgen würde ſie ſich ihm ruhig nahen und ihm das vor der Mutter ſagen.

Er liebte dieſe Mutter, folglich würde ſie ſie auch lieben. Sie würde ſich zwingen dazu, ſpäter ging's dann vielleicht von ſelbſt. So tröſtete ſie ſich, um nicht zu verzweifeln in dieſer langen, endloſen Nacht.

Am nächſten Morgen, lange vor Tagesgrauen, erhob ſie ſich, zog achtlos ihre ungetrockneten Kleider an, und ging etliche Stunden in ihrem Zimmer auf und nieder. Endlich, endlich wurde es neun. Sie verließ das Haus und ging zu Zellners. Lorenz war nicht anweſend. Seine Mutter lächelte.

„Bis jetzt geſchlafen, das lob' ich mir.“

Dabei glitten ihre Augen über Illonas zerknitterte Kleider. „Warum haben Sie das nicht aufbügeln laſſen?“

„Ich dachte nicht daran. Ich bin ſchon ſeit langen Stunden auf.“

„Wirklich? Warum kamen Sie denn nicht herüber?“

„Ich wagte nicht ſo früh —“

„Aber nein, ſind Sie eine ſeltſame Frau.“ Frau Zellner ſchüttelte den Kopf. „Setzen Sie ſich doch. Mein Sohn iſt unten bei den Maſchinen. Er kommt bald herauf. Gefällt's Ihnen in Ihrem Hotel? Iſt das Eſſen leidlich?“

„Ich weiß nicht . . . .“

„Ich meine, ob Sie zufrieden mit der Koſt ſind?“

„Ich habe nichts gegeſſen.“

„Wie, nicht zu Nacht, nicht gefrühſtückt?“

„Nein.“

Frau Zellner ſtand auf.

„Bitte, bitte, bleiben Sie; ich könnte nichts genießen, die Kehle iſt mir wie zugeſchnürt.“

„Ach was, Sie müſſen.“

Sie verſchwand durch eine Thür. Illona trat zum Fenſter und ſah in den Hof hinab. Ob er denn nicht ahnte, daß ſie da war? Ob ſie hinab zu ihm ſollte — denn die Mutter würde ihn nicht holen, gewiß nicht. Frau Zellner kehrte mit ein paar Butterbroden und einer rieſigen Taſſe Kaffee zurück.

„So, nun aber friſch zugegriffen. Es iſt Java. Ich brenne immer ſelbſt Kaffee, das kann keine, auch die beſte Köchin nicht, gut machen. Finden Sie nicht auch? Aber trinken Sie doch, Sie müſſen einfach, ſonſt ſag' ich's Lorenz,“ ſetzte ſie ſcherzend hinzu, „der putzt Sie tüchtig herunter; er iſt ein kluger Menſch. Eſſen hält Leib und Seele zuſammen.“

Illona faltete die Hände. „Frau Zellner!“

Einen Augenblick ſahen die beiden Frauen einander in die Augen; dann ſagte die ältere: „Was wollen Sie eigentlich hier? Weshalb fühlen Sie ſich ſo unglücklich? Es iſt Ihnen doch nichts paſſiert? Mein Sohn hat Ihnen nie mehr verſprochen als er gehalten hat. Da kenne ich ihn zu gut.“

„Aber mein Gott — — ich kam ja auch nicht mit Forderungen hierher. Ich kam, um ihn zu begrüßen, ihn zu ſehen.“

„So begrüßt man nicht,“ verſetzte Frau Zellner hart. „Sie ſind ja ſeit Sie ankamen bis jetzt ein Bild der Verzweiflung.“

„Vielleicht wäre ich es nicht, wenn ich hier ein herzliches Wort erhalten hätte.“

„Mein Gott, wir aus dem Norden führen nicht ſo viel herzliche Worte im Mund wie die Öſterreicher. Aber wir meinen es ehrlich.“

In dieſem Augenblick trat Lorenz herein. Er warf einen betroffenen Blick auf Illona.

„Was habt ihr, was iſt, Illona? Du ſiehſt ja ſo angegriffen aus.“

„Lorenz,“ ſagte ſie plötzlich ſelbſtvergeſſen und lächelte ihn an.

Er ergriff ihre beiden ihm hingeſtreckten Hände.

„Sei doch klug, Illona! Weshalb biſt du ſo traurig? Hier iſt augenblicklich der Spätherbſt, da iſt es düſter. Komm im Frühling herüber, dann hat auch die Pußta ihr Feſttagsgewand an. Verzage doch nicht. Thue etwas, mache eine große Reiſe —“

„Wenn ich nun aber bei dir bleiben wollte,“ entgegnete ſie, ſeine Hände umklammernd.

„Das geht nicht,“ rief Frau Zellner.

„Was ſollteſt du hier?“ meinte er ruhig. „Du ſiehſt, ich habe zu thun. Wenn Herr Farkas anweſend wäre, könnte er dir allerlei intereſſante Punkte in der Umgebung zeigen und etwas zu deiner Unterhaltung beitragen. Aber er iſt leider verreiſt. Lektüre könnte ich dir auch keine geben.“

„Man iſt auch nicht zur Unterhaltung auf der Welt; der Menſch, und ganz beſonders die Frau, hat Pflichten.“

„Lorenz,“ rief Illona, alles vergeſſend, „kann ich dich heute nicht für eine Stunde allein ſprechen? Drüben bei mir. Ja? Ich bitte dich darum.“

„Ich ſehe die Notwendigkeit einer ſolchen —“

„Laß Mutter,“ rief er ihr zu, „ja, Illona, ich will hinüber kommen. Gleich, wenn du es wünſcheſt.“

Sie ſtammelte etwas und verließ haſtig das Zimmer.

Nach einer kurzen Weile ſtand er vor ihr im Gaſthof. Seine Augen blickten ſie hart, beinahe finſter an.

„Was verlangſt du von mir?“

„Daß du mich neben dir duldeſt.“

Sie wollte ſeine Hände ergreifen; er ſtieß ſie zurück.

„Ich habe dir ja einmal geſagt, nur wenn du dich ganz änderteſt, könnte —“

„Habe ich mich nicht geändert? Meinſt du, ich hätte es früher über mich gebracht, aller Schicklichkeit, allem Anſtand zum Trotz, einem Manne nachzueilen? Bin ich dir noch zu ſtolz, Lorenz? Sieh mich doch an, ich bin ja eine Bettlerin geworden aus Liebe, iſt dir das noch zu wenig?“

„Das habe ich nie verlangt,“ ſagte er hart. „Ich will mit Bettlerinnen nichts zu thun haben. Du brauchſt auch meinetwegen keine auffallenden Schritte zu thun.“

„Wenn vornehme Menſchen ſolche Schritte thun, werden dieſe Schritte geadelt,“ warf ſie

Digitized by Google

mit einem letzten Reſt von Stolz hin. „Ich dachte immer, du wäreſt ein Edelmann, wie ich eine Edelfrau bin. Wir diktieren die Geſetze des Erlaubten —"

„Oho, euere Diktate ſind längſt wertlos geworden; die Vernunft allein iſt's, die diktiert."

Da war es ja wieder, das Unüberbrückbare, ſie Trennende . . .

Illona zwang ſich zur Ruhe.

„Mag ſein, daß du recht haſt; laſſen wir das, habe nur etwas Geduld mit mir, augenblicklich —"

„Was verlangſt du eigentlich von mir?" wiederholte er ſeine Frage.

Sie wußte nicht, was ſie entgegnen ſollte. Das, was ihr Herz ihr eingab, wagte ſie nicht auszuſprechen. So ſagte ſie mit erzwungener Faſſung:

„Wie geſagt, augenblicklich bloß etwas Nachſicht; es wird ſchon beſſer mit mir."

Er ſchüttelte den Kopf. „Das ſagſt du dir. Ich glaube nicht recht an deine Verwandlung, beſonders nicht ſeit dieſer letzten Thorheit, die du begangen haſt."

„War ſie denn ſo groß, Lorenz?"

„Gewiß war ſie das. In einem ſolchen Aufzug zu kommen, wie eine durchgegangene Theaterprinzeſſin, würde nie einer vernünftigen Frau einfallen. Jedenfalls keiner aus bürgerlichen Kreiſen."

„Du denkſt an deine Mutter. Die allerdings —"

„Ich halte ſehr viel von ihr, merke dir das," ſagte er ſcharf.

„Nein, es wird doch nicht gehen," rief ſie unter hervorſtürzenden Thränen, „es kann nicht gehen, trotz allem."

Sie warf ſich auf das Sofa und vergrub das Geſicht in den Händen.

Er verließ ohne ein Wort zu erwidern das Zimmer.

* * *

Aber fortzureiſen vermochte ſie doch nicht. Die Hoffnung, dieſes Irrlicht gläubiger Sehnſucht zauberte ihr allerhand Möglichkeiten vor.

Vielleicht ging es doch, wenn ſie ihre ganze Willensſtärke zuſammennahm.

Sie würde verſuchen, ſich Verhältniſſen anzupaſſen, die der ganzen Richtung ihres Weſens entgegengeſetzt waren. Um ſeinetwillen. Ihm zuliebe!

Vorerſt ließ ſie ſich etliche Kiſten Kleider vom Hauſe kommen, um Gnade vor Frau Camillas Augen zu finden.

Die Sendung kam; aber Illona mußte abermals erfahren, daß ſie ſich einer Täuſchung hingegeben hatte.

Frau Zellner äußerte ſich nichts weniger als billigend über die Toiletten.

„Wozu dieſer Aufwand an Pracht und Luxus?" meinte ſie kopfſchüttelnd, „für wen?"

„Für Lorenz," erwiderte Illona ſanft; „er liebt dieſe Kleider an mir."

Dann faßte ſie ſich zuſammen und bat Frau Camilla, ihr doch irgend eine Beſchäftigung zu nennen, ſie möchte ſich gerne nützlich machen.

Die alte Frau verſprach darüber nachzudenken, was am beſten für ſie zu beginnen wäre.

Als Illona ihr am nächſten Tag in einem langen, hellgrünen Seidengewande entgegentrat, lachte ſie und ſagte: „Da haben wir ja gleich die erſte Beſchäftigung. Machen Sie Ihre Kleider kürzer." Und als die Baronin ſie verſtändnislos anblickte, verſetzte ſie: „Schneiden Sie alles überflüſſige Zeug herunter; hier in Kis-Szibet ſind Schleppen ſchlecht angebracht."

Lorenz mußte ſeiner Mutter recht geben. Was ihn in Somogyi an Illona entzückt hatte, taugte nicht für die hieſigen Verhältniſſe. Auch ihre ſchweren alten Spangen und die köſtlichen Perlen waren nicht recht am Platze hier.

„Ich wollte mich für dich ſchön machen," ſagte ſie kleinlaut zu ihm.

Er nickte gutmütig. „Aber du ſiehſt, hier wirkt der Luxus nicht anmutig, eher komiſch."

Eines Tages erſchien Frau Zellner mit einer Schneiderin bei Illona. Die Baronin widerſetzte ſich anfangs den Zumutungen, die Lorenz' Mutter an ihren Geſchmack ſtellte.

Die alte Frau wurde gereizt.

Die Frau Baronin wünſchte doch Beſchäftigung. Auch hätte ſie verſprochen, ſich

der Sitte hier zu fügen. Und sie hätte ja etwas Nützliches zu thun begehrt. Die Veränderung ihrer Kleider sei augenblicklich das Nützlichste, das sie vornehmen könne.

Sollte an solchen Geringfügigkeiten Illonas Wunsch, Lorenz näher zu kommen, scheitern? Sie überwand ihren Widerwillen gegen diese Frau und ihre trivialen Ansichten und winkte der Schneiderin, frisch an die Arbeit zu gehen. Als diese später die Schere ergriff, erhob sich Illona und sah zum Fenster hinaus.

Lorenz brach in ein schallendes Lachen aus, als er sie zum erstenmal in einer dieser veränderten Roben sah.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich hab's nicht so bös gemeint," entschuldigte er sich. „Du siehst nur so überaus komisch aus in deiner Verwandlung."

„Ich glaube, die Frau Baronin kann anziehen, was sie mag, sie wird niemals in den Rahmen der hiesigen Umgebung passen; ihre ganze Erscheinung protestiert dagegen," meinte Frau Camilla.

Illona sah sie vorwurfsvoll an, und Lorenz runzelte die Brauen.

Beständig schwebte ein Unbehagen über diesen drei Menschen. Selbst ihr Schweigen war eine verhaltene Ablehnung.

Einmal, als Illona traurig sich zwei Tage in ihr Zimmer eingeschlossen hatte, kam Frau Zellner auf Lorenz Veranlassung zu ihr. Sie lachte etwas gezwungen.

„Nun, was ist los mit Ihnen? Was thun und treiben Sie immer? Langweilen Sie sich nicht? Ich hab' eine Ueberraschung für Sie ausgedacht. Wollen Sie mit mir in die Küche kommen? Das Kochen ist Ihnen gewiß eine fremde Kunst."

Illona konnte dies nicht leugnen. Sie dankte Frau Camilla für ihre Freundlichkeit und folgte ihr in die Küche. Aber als sie einmal Zeuge wurde, mit welcher Gelassenheit ihre Lehrerin einem zappelnden Huhn den Kopf abschnitt und die Blutstropfen in ihrem Suppennapf auffing, blieb sie wieder aus.

Eines Abends, als sie zufällig mit Lorenz allein war, sagte sie zu ihm:

„Glaubst du, daß es notwendig sei, daß die Frau Fertigkeit in nützlichen Arbeiten besitze? Kann sie nicht durch ihr bloßes Dasein dem Manne Freude und Schönheit geben? Zum Beispiel, wenn ich mich schmücke, daß dein Auge Gefallen an mir findet, oder wenn ich meine Hände pflege, daß sie so weich wie Sammet werden, um dich lind zu streicheln, ist das nicht auch eine Thätigkeit, eine Aufgabe? Willst du nicht mit mir nach Somogyi kommen, gefällt es dir noch immer hier?" Sie sah ihn flehend an. „Du wolltest doch, ich solle Orgelspielen lernen; soll ich jetzt damit beginnen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Hier, Liebe? Hier giebt's weder eine Orgel noch einen Lehrer. Möchtest du nicht doch lieber etwas Praktisches thun? Sieh dich doch mal nach den Kindern um, die hier zu Dutzenden verwahrlost herumlaufen. Nimm dich ihrer an. Lehre sie etwas. Nicht die Größeren. Die besuchen ja die Schule drüben in Wandorf. Die Kleinen, die Kleinsten . ."

Sie versprach seinen Rat zu befolgen.

„Wirst du immer hier bleiben?" fragte sie zum Schlusse schüchtern.

„Keine so thörichten Fragen." Er blickte sie strenge an. „Wo sollte ich mich zufriedener fühlen als hier, wo ich das beste Arbeitsfeld fand."

„Möchtest du nicht in deine Heimat gehen? ich zöge mit dir."

„Meine Heimat," lächelte er, „ist dort, wo ich meine Beschäftigung habe. Ein anderes Heimatsgefühl kenne ich nicht. Das wäre Sentimentalität, Gefühlsduselei, nichts weiter."

In ihren mißstalteten Kleidern trieb sie sich draußen im Weiler herum und knüpfte Gespräche mit den Kindern an, die ihr begegneten. Einmal sah sie ein Kleines, das an einer harten Brodkruste knabberte. Sie reichte ihm eine Silbermünze.

„Kaufe dir Obst zu deinem Brod."

Das kleine Mädchen eilte strahlend davon. Es erzählte sein Glück den anderen Kindern. Seit diesem Tage folgte Illona auf Schritt und Tritt eine Schar kleiner Bettler.

Manchmal streute sie eine Hand voll Münzen unter sie. Dann gab's ein Gejohle, einen Jubel, daß die blasse Frau lächeln

mußte. Sie erzählte es Lorenz. Er wurde sehr ernst.

„Du begehst damit ein Unrecht," sagte er. „Kindern giebt man kein Geld; sie vernaschen es, und das ist der Beginn späterer Laster. Du wirst das nicht mehr thun, hörst du?"

„Nein, nein," entgegnete sie bestürzt; „Böses wollte ich ja nicht anstiften, ich freute mich bloß ihrer Freude."

An diesem Abend schied sie traurig von ihm. In ihrem Zimmer kniete sie vor ihrem Bette nieder und versenkte das Gesicht in die Hände. —

Eine tiefe Sehnsucht nach Orgelklang, nach den milden Worten ihres alten Geistlichen in Somogyi überkam sie. Wie war er doch so sanft und gütig gewesen! Gott war noch gütiger. O, möchte er seine Vaterhände nicht von ihr zurückziehen!

Manchmal wurde es ihr so seltsam zu Mute. Ihre Gedanken jagten wie vom Sturm getriebene Flammen davon; plötzlich wurde es ganz Nacht in ihrem Kopfe, sie konnte sich auf sich selbst nicht besinnen und versank in einen Zustand gefühlloser Apathie. Und diese quälende Erscheinung wurde verstärkt durch den Zwang, den sie ihrer Natur auferlegte. Der Wunsch, neben Lorenz zu sein, ließ sie das Natürliche in sich mit dem Erkünstelten verwechseln.

Indes sie so grübelte und dazwischen betete, legte sich eine Hand auf ihre Schulter.

„Nun aber! Was haben Sie denn? Was ist Ihnen?" Frau Camilla stand neben ihr. „Ich wollte einiges mit Ihnen besprechen. Was fehlt Ihnen?"

„Mir? Nichts. Ich habe gebetet."

„Gebetet," wiederholte Frau Zellner gedehnt, „beten Sie so auf dem Boden liegend?"

Illona nickte. „Ich bin katholisch. Bei uns kniet man meist, wenn man betet."

„Ja, es ist viel Fanatisches bei den Katholiken mit ihren aufgeputzten Kirchen und ihrer Opernmusik."

„Wir wollen Gott eben mit dem Schönsten ehren," meinte die Baronin, „mit allem Aufwand von Pracht, den wir besitzen."

Frau Zellner lächelte. „Ein kahles Bethaus, in dem man sonntags seine paar Verse herabsingt, ist vernünftiger als ein gotischer Prachtbau, auf den Millionen verschwendet wurden. Vor Gott, wenn man an einen solchen glaubt, ist ja doch alles eitel."

Sie blieben noch eine Zeitlang bei ihrem religiösen Thema; dann kam Frau Zellner auf die eigentliche Ursache ihres Besuchs: wie lange Illona noch hier zu bleiben gedenke. Sie hätte sich eben vorhin entschlossen, in einigen Tagen heim zu reisen und ihre Möbel zu holen, um sich dann für immer bei Lorenz anzusiedeln.

Die Baronin antwortete gedrückt, heute könnte sie noch nichts Bestimmtes sagen; es würde sich wohl bald alles ergeben. Dann schieden sie.

Am andern Tage bat Illona Lorenz, doch ein oder das anderemal mit ihr an die Luft zu gehen. In diesen winzigen Zimmern sei es schrecklich, und er wäre ja auch früher oft und gern ins Freie mit ihr gewandert.

Sie gingen mit einander hinaus in die gelblichen, kahlen Felder. Auf ihm lag's wie unterdrückte Ungeduld. Farkas war noch immer nicht gekommen, und es gab einige Posten in den Rechnungsbüchern, bei denen er sich nicht allein zurecht fand. Illona hätte ihm gern ihr Herz ausgeschüttet; aber sie wagte nicht von sich zu sprechen. Auch sollte alle Augenblicke Frau Zellner zu ihnen stoßen, die nachzukommen versprochen hatte.

In der Nähe von Wandorf begegnete ihnen ein kleines Mädchen. Es lief auf Illona zu und streckte ihr lächelnd die Hand hin. Die Baronin griff mechanisch, ohne zu überlegen nach ihrer Börse.

In diesem Augenblick hatte Lorenz die Kleine gefaßt und ihr eine schallende Ohrfeige versetzt.

„Ich werde dich lehren, fremde Leute auf der Straße anzubetteln! Wenn du hungrig bist, soll dir deine Mutter Brod geben."

Illona blieb wie erstarrt stehen. Sie vermochte die Füße nicht zu regen. Die Kleine lief weinend davon.

„So werde ich es künftig mit jedem machen, dem du etwas schenken willst. Merke dir's."

Seine Augen trafen zürnend die ihren. „Das heißt doch systematisch die Leute verderben."

„Aber ein Kind — ein kleines Mädchen ins Geſicht zu ſchlagen, das iſt doch —“

„Das iſt gar nicht: ‚doch‘. Wenn alle zu Tollheiten aufgelegten Menſchen in ihrer Jugend Schläge erhalten hätten, wären ſie ſpäter vernünftig geworden. Ich bin ſehr für die Prügelſtrafe auch bei Erwachſenen.“

Sie blickte ihn entſetzt an. Er faßte heftig ihre Hand. „Ja, ſieh mich nur an; entweder du fügſt dich oder —“

Sie ſtieß einen Schrei aus, wandte ſich um und eilte nach Hauſe. Er folgte ihr kopfſchüttelnd.

Mein Gott, was war nun ſchon wieder? Er war einen Augenblick lang erzürnt geweſen, weil ſie Dummheiten machte.

Ein Stück weiter begegnete ihm die Mutter.

„Sie iſt an mir vorbei gerast, laß ſie jetzt. Sie ſoll zur Beſinnung kommen. Es iſt ja eine Qual für alle.“

Er biß ſich in die Lippen und ſchritt ſtillſchweigend neben der Mutter hin. — —

Indeſſen ſank Illona mit krampfhaftem Schluchzen auf ihr Bett.

Sie glaubte noch immer zu fühlen, wie er ihre Hand feſt umſpannt hielt; ſie ſah ſeine flammenden Augen, ſie hörte ſein drohendes: oder — Hatte er nicht auch ſie — ſchlagen wollen? Gewiß, ebenſo wie das Kind, das ſein Händchen ihr harmlos entgegengeſtreckt hatte. Ein eiſiger Schauer glitt ihren Rücken herab. Jene unheimliche Gedankenflucht begann wieder in ihr, der immer nachher die tiefſte Erſchlaffung folgte. Plötzlich wußte ſie nicht mehr weshalb ſie weinte, wo ſie ſich befand. — — —

* * *

Die bleiche Herbſtſonne ſchien bereits in das Gemach, als ſich die Thür öffnete und Frau Zellner hereintrat.

„Sie ſind noch nicht aufgeſtanden? Fehlt Ihnen etwas? Sind Sie krank?“ Ihre Hand glitt prüfend über Illonas Stirn. „Keine Spur von Fieber. Kommen Sie doch. Friſch heraus. Wer wird denn ſo lange im Bette bleiben. Nun?“

„Laſſen Sie mich!“

Illona kehrte ſich nach der Wand.

„Aber ſo ſeien Sie doch kein Kind. Kommen Sie mit mir.“

„Laſſen Sie mich!“ kam es nochmals zurück.

„Nun, dann gut. Wie Sie wünſchen. Aber erſuchen Sie mich auch nicht mehr, mich Ihrer anzunehmen. Entweder Sie hören auf mich, oder Sie gehen Ihre eigenen Wege.“

Frau Zellner ſchritt hinaus.

Erſt nach mehreren Stunden verließ Illona ihr Lager. Mechaniſch kleidete ſie ſich an. Dann ging ſie hinunter, raſch an den paar Häuſern vorüber, um ins Freie zu kommen.

Bald befand ſie ſich mitten in der Einſamkeit der ſchweigend und leer daliegenden Felder. Ein in hoffnungsloſes Grau gehüllter unendlicher Himmel wölbte ſich über ihr. Nirgends eine Ritze in der einförmigen Wolkenſchicht, nirgends ein hellerer Punkt, der auf das Daſein einer Sonne ſchließen ließ!

Illona ging weiter und weiter. Das Herz war ihr wie zugeſchnürt, ſie hätte ſich niederwerfen und die kühle ſchwarze Erde mit ihren Fingern durchwühlen mögen, um einen grünen Keim, ein Inſekt, ein Lebendiges zu finden.

Es war ſo beängſtigend öde um ſie. Die Einzelhaft, zu der eigentlich jede Kreatur auf Erden verdammt iſt, die ſie von den übrigen Geſchöpfen trennt, war ihr noch nie ſo fühlbar geworden wie heute. Nur wenigen Kraftvollen iſt es gegönnt, die Mauer zu zertrümmern, die den Zweiten umgiebt, der ja wieder eine Welt für ſich allein iſt. Sie, Illona, hatte ihren Zweiten gefunden, den ſie hätte mögen als Herrſcher in ihr eigenes Reich führen. Aber der Weg zu ihm war ihr durch kaum zu überwindende Hinderniſſe erſchwert. Hatte ſie noch etwas unverſucht gelaſſen, Lorenz zu gewinnen? War die Kluft, die ſie von einander trennte, wirklich ſo unüberbrückbar? War der Zwiſchenraum, der das Heute von dem Geſtern trennte, nicht nur ein geringer? Ließ er ſich nicht überſpringen?

In ſchmerzlicher Aufregung ſchritt ſie weiter. Ach, die Urſache ihrer ſeeliſchen Getrenntheit lag noch tiefer. Es kam der Unterſchied ihres Blutes hinzu. Sie die warm empfindende, großherzige Ariſtokratin,

Digitized by Google

er der Sohn einer Frau des dritten Standes, dem der Norden das Leben gegeben hatte. Sie die schönheitsdurstige Katholikin, er der in der Nützlichkeit sein höchstes Ideal erblickende kühle Protestant.

Illona ließ sich auf einem halbverwitterten Feldstein nieder und legte das Gesicht in die Hände. Ließ sich gar nichts thun, um einen Vergleich zwischen ihnen beiden herbeizuführen? Hatte sie vergebens alle ihre Opfer gebracht?

Etliche eiskalte Tropfen, die ihre Stirn trafen, gaben ihr eine wenig trostreiche Antwort von oben.

Sie erhob sich wieder und schritt weiter. Überall dasselbe eintönige Grau, oben, unten. Es schien ihr, als ob der Himmel — sie lächelte bitter bei diesem Begriff — näher herabrückte und sie ersticken wollte in seinen undurchsichtigen Nebeln. Der Atem drohte ihr zu versagen. Es war eisig, und doch hing irgend etwas Heißes, Glühendes, Verhängnisvolles in der tonlosen Luft.

Vielleicht wäre es da drüben besser? Aber wo war: drüben? Der Kirchturm von Wandorf lag verschwunden im Grau. Selbst die dürren Holzarme der Ziehbrunnen, die in den Feldern verstreut lagen, waren unsichtbar. Die Welt schien im Nebel, in der Trostlosigkeit dieses ins Unermeßliche gehenden Grau's ertrinken zu wollen. Und über diesen Finsternissen des Spätherbstes lag eine Ruhe, die kein Feiern zu sein schien, sondern ein Aufhören alles Lebens, Tod, Tod, Tod.

Illona zog ihren Mantel enger um sich. Sollte sie umkehren? Sie begann sich zu fürchten.

Diese Natur glich einer ungeheuren Leiche mit leeren Zügen.

Und sie war allein mit dieser Leiche. Es begann ihr zu gehen, wie denen, die viel im Dunkeln zu thun haben und die zuweilen eine Art geheimnisvollen Wahnsinns ergreift. Sie begann allmählich zu zweifeln, daß sie sich auf festem Boden befinde. Das feuchte Grau, in dem sie sich fortbewegte, schien ein Meer voll tückisch falscher Tiefen zu sein. Mit ausbrechendem Entsetzen wandte sie sich um und lief zurück. Aber eigentlich wußte sie nicht, ob es ein Zurück oder auf Umwegen ein Vorwärts war. Kalter Schweiß begann ihre Stirn zu bedecken. Sie lief und lief.

Und um sie herum blieb es immer gleich. Zuletzt erlahmte ihre Kraft; sie warf sich nieder und preßte das Gesicht auf den feuchten Boden.

Da vernahm sie ein Grollen wie von unten herauf. Sie lauscht. Erwacht etwa der ungeheure Leichnam und beginnt er zu zürnen? Jetzt merkt sie erst, daß die Dämmerung herangeschlichen ist, und das Grau sich in stickiges Schwarz zu verwandeln beginnt.

Illona springt auf. Sie eilt weiter. Ein Fieber hat sie ergriffen. Ihr Denken ist in jenen Zustand geraten, der sie in jüngster Zeit öfter überfiel. Ihre Vergangenheit zerrinnt in flüchtige Schatten; die Gegenwart hat ihre natürlichen Größenverhältnisse verloren und wächst zu gigantischen Formen an. Illona erinnert sich der einzelnen Begebenheiten kaum mehr, sie fühlt nur das Ergebnis der letzten Zeit, ein ungeheures Elend in sich. Ein bis zum Himmel dringendes Elend. Zorniges Leid über das, was sie in sich wühlen fühlt, ergreift sie.

Da tauchen aus dem Dunkel der anbrechenden Nacht rote Flammen. Sie fliegen aus schwarzen hohen Schloten.

Das Walzwerk! das Walzwerk! Das Sausen seiner Maschinen war der grollende Ton gewesen, den sie vorhin vernahm. Das Walzwerk! Dort weilt er, Lorenz! Weshalb liebt er sie nicht, nachdem er ihr gezeigt hat, wie selig seine Liebe macht.

Sie preßt die Zähne zusammen und eilt vorwärts. Weshalb liebt er sie nicht? Eine Stimme in ihr antwortet: Weshalb? Weil er in die Zukunft verliebt ist. Die Zukunft! Sie, Illona, ist ihm das Gestern, und er liebt das Morgen. Das Morgen, die Zukunft ist ihre Nebenbuhlerin.

Ist sie schön, diese Nebenbuhlerin?

Sie weint weder noch lacht sie. Sie ereifert sich über nichts, haßt nicht und könnte niemals vor Liebe sterben. Sie glaubt nichts, denn sie ist überzeugt alles zu wissen; sie strebt nur. Nach Mehr strebt sie, sie will alles in ihren Besitz bringen, alles, nicht das kleinste Körnlein, keinen Schuhbreit Erde will sie unbenützt lassen. Sie will sparen, Zeit sparen, Gefühle sparen, Menschenleben sparen,

Kraft ſparen, ſelbſt mit dem Herrgott will ſie waren und ihn einſtweilen in einen Schrank legen zu den Feſtgewändern, die ſie faſt nie anzieht, zu den paar kalten Edelſteinen, mit denen ſie ſich einigemale im Leben herausſchmücken wird. An der Stelle des Herzens hat ſie ein ſchwingendes eiſernes Rad.

Hahaha. Illona lacht vor ſich hin. Das Rad, das Rad! Es mahlt Zukunft, hat Lorenz zu ihr geſagt. Nein, es mahlt ſie nicht, es iſt ihr eigen Herz, es iſt ihr Pulsſchlag, ihre Triebkraft.

Illona iſt vor dem langen Gebäude angelangt, aus deſſen offen ſtehenden Thüren ihr heißer Brodem entgegenſchlägt. Ihre Augen blicken flackernd. Sie tritt in die Halle ein und vor eine Maſchine hin, vor die größte, deren erzene Zähne die Träger durchſchneiden. Ihre Hand ſtreckt ſich gebieteriſch nach dem dahinſauſenden Rad aus. Es muß ſtehen bleiben, damit die Nebenbuhlerin nicht den Sieg gewinnt.

Ein herbeieilender Arbeiter will die Wahnwitzige zurückreißen; aber ſchon hat ſie voll lachender Wut und übermenſchlicher Kraft die Speichen umklammert. Und die Zukunft nimmt ſie zwiſchen ihre eiſernen Arme, hebt ſie hoch und ſchleudert ſie der Vergangenheit hin, die den Schleier wohlthuenden Vergeſſens über ihr Kind breitet. — — —

Auf den Spuren des Lichts.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Wenn Dubois-Reymond, der kürzlich Verſtorbene, in ſeinem berühmten Montags-Publikum auf den gewaltigen Unterſchied zwiſchen den antiken und den modernen Kulturerrungenſchaften zu ſprechen kam, verſäumte er es nie, jene aus Bronze oder gebranntem Ton gefertigten Öllämpchen der Alten zu ſchildern, die zwar wundervolle Formen aufwieſen, aber in beleuchtungstechniſcher Hinſicht das Dürftigſte und Primitivſte geweſen wären, was man ſich denken könne: ein flaches, vaſenartiges Kännchen mit einer Öffnung in der Mitte oben und einer zweiten an einem ſeitlichen Schnabel; durch die erſtere wurde das Öl eingegoſſen, in die zweite ein Docht in Geſtalt eines Flachsfadens oder eines Endes Schilfrohrmark geſteckt, der nun ölgetränkt ein armſeliges Lichtlein verbreitete — bei ſeinem kärglichen Schein hat, wie Dubois nie zu erwähnen vergaß, noch ein Horaz ſeine unſterblichen Lieder gewiß mühſam genug niedergeſchrieben. Ein primitiverer Beleuchtungsapparat als dieſe Nachtlämpchen war höchſtens noch der ohne jede beſondere Vorrichtung brennende Kienſpan, der freilich unſern eigenen Altvordern bis ins neunte Jahrhundert hinein das Nachtdunkel erhellte. Da waren die Römer ſogar ſchon um ein beträchtliches weiter geweſen, denn im zweiten Jahrhundert n. Chr. erwähnt Apulejus bereits den Unterſchied zwiſchen Wachskerzen und Talgkerzen, die anſcheinend ſchon faſt nach Art unſerer Kerzen bereitet waren: mit Wachs oder Talg umgoſſene Flachsſchnüre; während die Kerzen der Alten nur in wachs- oder pechgetränkten Schnüren oder Binſenſtreifen beſtanden. Die Zeit der Chriſtenverfolgungen war der Entwicklung der Kerzentechnik merkwürdig günſtig:

Digitized by Google

die grausam Verfolgten, die in Höhlen und Katakomben zur finsterſten Nachtzeit ihre frommen Verſammlungen abzuhalten gezwungen waren, hatten allen Anlaß, über eine zuverläſſigere Methode der Beleuchtung ihrer ſchauerlichen Andachtsorte nachzuſinnen. Und als ſie ſpäter ſich nicht mehr zu verbergen brauchten, als das Kreuz allerorten ſiegreich errichtet ward und ſtolze Baſiliken und Kathedralen die Gläubigen zur Verſammlung luden, da bekamen die Kerzen, die einſt ihrer Not geleuchtet hatten, ſchier etwas Symboliſches, ja etwas Rituelles, als wären ſie nunmehr ein notwendiges, ausdrücklich eingeſetztes Attribut des heiligen Dienſtes. Und das waren ſchon regelrechte, in Formen gegoſſene, mit kunſtvoll gedrehtem Docht aus Werg verſehene Lichter.

Es war eine koſtſpielige Sache, dieſe ſtattlichen Altarkerzen aus reinem Wachs. Sind doch heute noch Wachskerzen die teuerſte Art der Beleuchtung, doppelt ſo teuer wie Talg- oder Stearinlichte, 12 Mal ſo teuer wie elektriſches Licht, 20 Mal ſo teuer wie Gas, 40—50 Mal ſo teuer wie Petroleum und gar 75 Mal ſo teuer wie Gasglühlicht. Denn um einen Lichteffekt von hundert Normalkerzen eine Stunde lang hervorzubringen, verbraucht man Wachskerzen für 308 Pfennige, Stearinkerzen für 166, Talglichte für 160, elektriſches Glühlicht für 25, (Bogenlicht — das billigſte! — nur für 3 Pfennige!), gewöhnliches Gas für 7—15 (je nach der Konſtruktion des Brenners), Petroleum für 6—8, Gasglühlicht nur für 4 Pfennige.

Aber die Kirche iſt ſchon in früheſter Zeit ſchwer reich geweſen, und ſo konnte ſie bereits ſeit dem vierzehnten Jahrhundert, als ſich die vornehmſten Fürſtenhöfe nur erſt ſehr ſparſam der Wachskerzenbeleuchtung zu bedienen begonnen hatten, förmliche Lichtorgien aufführen.

Es wird berichtet, daß z. B. in der Schloßkirche zu Wittenberg zu Luthers Zeit in einem Jahre 35 750 Pfund Wachskerzen verbrannt worden ſind. Viel ſpäter erſt eiferten die Höfe dieſem Lichtluxus der Kirche nach. In Dresden haben bei einem einzigen Hoffeſte im 18. Jahrhundert 14 000 Wachskerzen gebrannt. Für die gewöhnlichen Sterblichen war unterdeſſen das billigere Talglicht gewiſſermaßen neu entdeckt worden, denn ſeit dem fünfzehnten Jahrhundert kam es als ein ordentliches, rechtſchaffen gegoſſenes, mit einem kunſtgerechten Docht verſehenes Licht allgemein in Gebrauch. Die Neuzeit mußte anbrechen, mehr als ein Jahrtauſend ſeit den erſten primitiven Talgſchnüren vergehn, ehe der Menſchheit das richtige Talglicht in genügender Dicke aufging! So lange hat ſie im Finſtern getappt!

Das Lampenweſen gar war noch immer nicht über das Stadium jener Ölnäpfe der Alten hinausgekommen.

Zwar der berühmte italieniſche Mathematiker und Arzt Hieronymo Cardano, der Erfinder der bekannten Cardaniſchen Formel zur Auflöſung kubiſcher Gleichungen, konſtruierte hundert Jahre ſpäter, als der Talglichterglanz in alle Hütten drang, nämlich um 1550, eine neue Lampe, die erſte wirkliche Lampe, die das Reſultat eines nachdenklichen Technikers war, indem er ſich klar machte, daß das Niveau des Leuchtmaterials während der Benutzung der Lampe ſich möglichſt unverändert in einer beſtimmten Entfernung vom brennenden Dochtrande erhalten müſſe, wenn anders die Flamme gleichmäßig fortbrennen und der Docht nicht zu kohlen anfangen ſoll. Cardanus konſtruierte eine Lampe mit einem beſonderen in einer gewiſſen Höhe angebrachten Oelreſervoir, aus dem das Oel fortdauernd gleichmäßig hinab in den tiefer gelegenen Docht floß und darin vermöge des Drucks ununterbrochen bis zur Flamme aufſtieg. Noch aber vergingen wieder mehr als zwei Jahrhunderte, ehe einem

erleuchteten Kopfe beifiel, daß die alte Oellampe außer einer verbesserten Oelzufuhr auch ganz gut noch ein paar neue Ideen vertrüge. Diese neuen Ideen gab Argand an, ein Schweizer Techniker, der 1789 den hohlen Runddocht erfand, den „Rundbrenner", und zugleich mit Quinquet das „Zugglas", wie es damals seiner Bestimmung entsprechend hieß, unsern Lampenzylinder. Beide Erfindungen bezweckten, der Flamme Luft zuzuführen und sie dadurch heller brennend zu machen, der Zylinder beseitigte außerdem das Flackern der Flamme. Durch Venkler erhielt er noch die Verengerung über dem Docht, wodurch die Luftzufuhr eine noch gleichmäßigere und zweckentsprechendere wurde.

Und merkwürdig, jetzt, nachdem die Frage nach besserem Licht endlich einmal ins Rollen gekommen war, da wurde Schlag auf Schlag ein Beleuchtungsproblem nach dem andern gelöst. Im Anfang unseres Jahrhunderts tauchten die Neuerungen auf den verschiedensten Gebieten des Beleuchtungswesens dutzendweise auf, es war, als wenn endlich ein Lichthunger die Leute erfaßt hätte, nachdem man sich die drei Jahrtausende lang, die die europäische Kultur alt war, mit der Nachtlampe und dem Talgstümpfchen begnügt hatte. Konstruktionen, die eine noch zuverlässigere Oelzufuhr ermöglichten als die Cardanosche Flaschenlampe, wurden fortwährend bekannt gegeben. Die Geschichte der Oellampentechnik nennt vor zahlreichen anderen die Grosseschе Pumplampe, die Carcelsche Uhrlampe, die Franchotsche Moderateurlampe, die Astral- und die Sinumbrallampe, die alle im ersten Drittel unseres Jahrhunderts aufkamen. Ebenso erfuhr in diesem Zeitraum der Docht eine Neuerung: Cambacérès erfand 1834 den kunstvoll geflochtenen und gewebten Baumwollendocht, der das Oel ganz anders aufsog, als die einfach gedrehten Flachs- und Wollenschnüre. Zugleich hatte die Kerzenindustrie ganz neue Anregungen bekommen, das Talglicht erhielt 1818 durch Braconnot und Simonin die Konkurrenz der Stearinkerze, 1825 durch Chevreul und Gay-Lussac die der Stearinsäurekerzen, 1839 durch Seligue in Paris und durch Young in Manchester die der Paraffinkerzen. Milly gelang die billige Verseifung der Fette durch Kalk anstatt der teueren Alkalien, und er rief nun Stearinkerzenfabriken großen Stils in Paris, Wien und Berlin ins Leben.

Inzwischen arbeiteten erfindungsreiche Köpfe bereits mit stetig steigendem Erfolg an etwas ganz anderem, um dem erhöhten Lichtbedürfnisse nachzukommen. Die Straßenbeleuchtung durch Gas, im kleinen bereits 1792 durch den Engländer Murdoch in Redruth (Cornwall) versucht, der seine Werkstätte mit Leuchtgas erhellte, und 1801 durch den Amerikaner Henfrey in Baltimore, der einen großen Saal mit Gas beleuchtete, im größeren Maßstabe 1807 durch den Deutschen Winzer unternommen, der einzelne Kaufläden und sogar eine Straße Londons mit dem neuen Licht versah, gelangte jetzt zur dauernden Einführung: 1811 in Freiberg in Sachsen durch den Chemieprofessor Lampadius, 1814 in London und 1815 in Paris noch durch Winzer, 1825 in Hannover durch eine von Winzer begründete englische Gesellschaft, 1826 in Berlin, 1828 in Dresden und Frankfurt a. M., 1833 in Wien, 1838 in Leipzig. Und dazu findet man gleich zu Anfang der zweiten Jahrhunderthälfte das Petroleum. Der Amerikaner Silliman soll 1855 die erste Petroleumlampe konstruiert haben. Fort nun mit all den schwerfälligen und kostspieligen Rüböllbrennern, den Pumpen- und Uhrwerkkonstruktionen, das Petroleum braucht keine Hebewerke, um in den Docht zu gelangen und stets unverändert in gleicher Niveauhöhe darin zu verharren, es steigt vermöge seiner Leichtflüssigkeit in den Docht, so hoch es soll, der poröse Docht saugt es unaufhörlich und unaufhaltsam in die Höhe bis zur Verbrennungsfläche — es geht jetzt alles ganz ohne Apparate!

Die alten Öllampen werden beiseite gestellt, als Alt-Messing verkauft oder für den Petroleumbetrieb umgearbeitet; und wer nun noch nicht zufrieden ist, der richtet sich eben mit Gas ein. Allerlei Patentbrenner-Konstruktionen erhöhen noch die Helligkeit der Petroleum- wie der Gasflamme um ein beträchtliches. Nun giebt es auf diesem Pfade kein Weiter mehr, es müßte denn wieder etwas ganz Neues, etwas ganz anderes kommen.

Und das ganz andere kam: Ende der siebziger Jahre, in Gestalt der elektrischen Glühlampe Edisons, die einen alles Dagewesene überstrahlenden Lichteffekt erzielte und gegen deren schönes, reinweißes, ruhigmildes Licht die gepriesene Gasflamme, allenfalls die des großen Siemensschen Regenerativbrenners ausgenommen, als eine rötliche Dunkelheit erschien. Da außerdem das elektrische Licht noch so viele hygienische Vorzüge besaß, nicht die Stubenluft verdarb, wie die übelriechende, ungesunde, ja giftige Gase ausströmende Gasflamme, nicht den Platz vor der Lampe unerträglich heizte, so begann man bereits dem Gaslicht den Garaus zu prophezeihen: — am Jahrhundertende würde gewiß alles elektrisch erleuchtet sein — als es wieder ganz anders kam. Der Wiener Chemiker Dr. Auer von Welsbach erfand das Gasglühlicht, ein Licht, das, dem der elektrischen Glühlampe an Helligkeit gleichkommend, ja es übertreffend, wiederum ein ganz neues Prinzip in die Beleuchtungstechnik einführte, und das gleich mit solchem Glück, mit so glänzendem Gelingen, daß die Elektrizität in ihrer Eigenschaft als bisher unübertreffbare Lichtspenderin vor dem neuen Konkurrenten zu zittern allen Grund hatte. Das Prinzip ist inzwischen so bekannt geworden, daß es genügt, es in zwei Worten zu rekapitulieren. Nicht das brennende Gas leuchtet, im Gegenteil, es wird durch Luftbeimischung entleuchtet, erhitzt aber dafür einen durch Imprägnierung eines Baumwollgewebes mit den Stickstoffverbindungen der seltenen Elemente, namentlich des Thor und des Erbium, hergestellten Glühkörper, den sogenannten Strumpf, zu blendender Weißglut. Was den Siegeslauf des Glühlichtes so rapid beschleunigte, war die Billigkeit dieser Beleuchtungsmethode, die die Kosten der bisherigen Gasbeleuchtung auf den vierten bis fünften Teil reduzierte, ihre Leuchtfähigkeit aber um ebensoviel steigerte. Zumal als die aller Enden erwachende Konkurrenz das Auersche Patentmonopol brach und die Glühkörper fast mit jeder Woche mehr verbilligte, da ging die Glühlichtbeleuchtung nächst der mit elektrischen Bogenlampen bald als die wohlfeilste hervor.

Die Erfindung des Gasglühlichts, jetzt erst ein paar Jahre alt, hat das Lichtbedürfnis unserer Tage geradezu ins Fieberhafte gesteigert. Es hat ein förmliches Wettrennen um das hellste und billigste, wenigstens verhältnismäßig billigste Licht begonnen, das für unser Jahrzehnt und das Jahrhundertende überhaupt geradezu charakteristisch ist. Wir leben recht eigentlich im Zeitalter des Lichts, die Lichttrunkenheit unserer Väter, als Gas und Petroleum in Aufnahme kamen, ist ein kleines Räuschchen im Verhältnis zu dem Lichttaumel, der uns gegenwärtig gepackt hat. Das Licht, das wir heute noch als Licht der Zukunft begrüßt haben, kann morgen eine überwundene Sache sein, in des Wortes wörtlichstem Sinne in den Schatten gestellt durch ein Licht der jüngsten Gegenwart.

Und alle Anzeichen sind dafür vorhanden, daß auch das Gasglühlichtsystem übertroffen werden wird durch ein anderes Beleuchtungsmittel, das vor ihm soviel voraus zu haben scheint, wie das Glühlicht vor dem gewöhnlichen Gaslicht. Die chemische Wissenschaft hat es schon lange nachgewiesen, daß das eigentlich Lichtgebende

im Leuchtgas ein Stoff ist, den schon der alte Davy, der Entdecker des Lachgases, des Kalium- und des Natriummetalls, kannte. Der Stoff, natürlich ebenfalls ein Gas, ist das Acetylen. Der französische Chemiker Berthelot hat sich schon in den sechziger Jahren mit dem Acetylen beschäftigt, ohne viel Bemerkenswerteres an ihm zu finden, als daß es ein wichtiger Bestandteil des Leuchtgases sei, unangenehm nach Knoblauch rieche, und am leichtesten rein darzustellen sei, wenn man Äthylenbromid mit alkoholischer Kalilauge erhitzt. Nur in unserm lichtgierigen Zeitalter konnte der Gedanke auftauchen, dieses Gas in großem Maßstabe darzustellen, und so gleichsam einen Leuchtstoffextrakt zu gewinnen. Aber die Methode, es aus Äthylenbromid zu erzeugen, mußte als unergiebig sogleich von der Hand gewiesen werden. Da fanden gleichzeitig ein französischer und ein amerikanischer Chemiker, Moissan, der Diamantendarsteller, und Willson, Chemiker einer Aluminiumfabrik in Spray, Vereinigte Staaten, einen Stoff, der das Acetylengas ohne weiteres, schon beim Feuchtwerden entwickelte; es war das das Calciumcarbid, ein schwarzer, harter, krystallinischer Stoff, der aus einem Atom Kohlenstoff und zwei Atomen Calcium besteht, daher die chemische Formel hat: CaC_2 (Ca ist die Abkürzung für Calcium, C die für Kohlenstoff, weil der lateinische Name dafür Carboneum heißt). Da ferner Wasser in der chemischen Formelsprache H_2O geschrieben wird (nämlich zwei Atome Wasserstoff oder Hydrogenium, daher die Bezeichnung $_2H$, und ein Atom Sauerstoff oder Oxygenium, abgekürzt durch O), so ergiebt sich folgende Gleichung, welche den chemischen Vorgang darstellt, der bei dem Hinzutreten von zwei Teilen Wasser zu einem Teil Calciumcarbid stattfindet:

$$Ca\ C_2 + 2\ H_2\ O = C_2\ H_2 + Ca\ O_2\ H_2$$

Davon ist aber $C_2\ H_2$ (d. h. also ein aus 2 Atomen Kohlenstoff und 2 Atomen Wasserstoff bestehender Körper) eben das Acetylengas; und der zweite Körper, der durch die Formel $Ca\ O_2\ H_2$ (also ein Atom Calcium, 2 Sauerstoff und 2 Wasserstoff) bezeichnet wird, ist unser gewöhnlicher Kalk. Moissan, der wie gesagt sich viel damit beschäftigt, auf künstlichem, d. h. chemischem Wege Diamanten herzustellen, hat bei diesen Versuchen das Calciumcarbid gefunden, indem er 12 Gewichtsteile reinen gebrannten Kalk mit 7 Gewichtsteilen Zuckerkohle im elektrischen Ofen auf mehr als 3000 Grad während 12 Stunden erhitzte. Das so gebildete Carbid übt, wie schon erwähnt, auf Wasser eine ganz außerordentliche Anziehungskraft aus. Schon aus der Luft zieht es lebhaft die Feuchtigkeit an, und gar mit Wasser begossen, braust und zischt es auf, ganz ähnlich wie gebrannter Kalk es thut. Dabei entwickelt sich ein Gas, das Acetylen, während eine weiche, nach dem Trocknen staubige Masse zurückbleibt: gewöhnlicher Kalk. Das sich entwickelnde Acetylengas kann ohne weiteres entzündet werden und brennt mit einer so hellen, intensiv weißen Flamme, daß deren Licht unbedenklich als dem elektrischen gleichkommend bezeichnet werden kann. Schon eine ganz kleine Flamme von Acetylen entwickelt so viel Leuchtkraft wie 20 gewöhnliche Gasflammen. Dabei ist von einem Flackern und Summen nicht die Rede, ruhig und gleichmäßig, und absolut geräuschlos strahlt sie ihr intensives Licht aus, noch dazu ohne den dunklen Flammenkegel, den die Gasflamme zeigt. Außerdem entzieht sie der Luft sehr viel weniger Sauerstoff als diese, ist somit bedeutend gesünder.

Die Hauptsache aber ist, daß durch die Möglichkeit, dieses neue wunderbare Leuchtgas aus einem festen steinartigen und daher aufs leichteste transportablen Körper, wie es das Calciumcarbid ist, herzustellen, es nicht nötig ist, wie bei der Leuchtgasbereitung eine Centrale, eine Gasanstalt zu errichten, von der aus mittels eines kostspieligen Röhren-

leitungssystems das Gas an die Stellen gebracht wird, an denen es verbraucht werden soll. Es genügt vielmehr, daß sich jeder in seiner Wohnung einen kleinen Gasentwicklungsapparat aufstellen läßt, der etwa alle 3—4 Tage mit Carbid und Wasser beschickt wird und nun, ohne daß man sich in der Zwischenzeit weiter um ihn kümmert, genug Acetylengas für mehrere Tage entwickelt. Für 50 Flammen genügt ein Apparat, der in einer gewöhnlichen Kiste Raum hat. Die besten und zugleich billigsten Apparate sind die Butzkeschen in Berlin. Sie bestehen aus einem luftdichten, verschlossenen Gasentwickler, der also das Carbid enthält, einem Wasserbehälter darüber, der mit einem automatischen Ventil versehen ist, und einem Gassammler, der einen richtigen Gasometer en miniature darstellt und das Ventil regulirt; dieses hebt sich, wenn genug Acetylen im Gasometer enthalten ist, und setzt einen Hebel in Bewegung, der den weiteren Wasserzufluß zum Carbid absperrt, so daß sich kein neues Gas mehr entwickeln kann, bevor nicht der im Gasometer angesammelte Vorrat aufgebraucht ist.

Im kleinen kann man diesen Vorgang an einer gewöhnlichen Gasentwicklungsflasche zeigen. Solche Flaschen sind mit einem doppeltdurchbohrten Kork verschlossen; durch das eine Loch geht eine Glasröhre bis zum Boden, durch das andere eine ganz kurze mit zugespitzter Öffnung. Wird nun in eine solche Flasche Carbid gethan, die Flasche geschlossen und in das lange Rohr Wasser hineingegossen, so entwickelt sich sofort Acetylen, das an der Spitze des kurzen Rohres austritt und angezündet werden kann. Es hat einen intensiven Knoblauchgeruch, der die Anwesenheit schon allerkleinster Mengen des Gases verrät. Daher ist das Acetylen, trotzdem es giftig ist, eigentlich ganz ungefährlich, weil man's sofort merkt. Überdies ist es für die Atmungsorgane resp. das Blut, dessen Hämoglobin es zersetzt, höchstens so, wahrscheinlich weniger, bedenklich wie Leuchtgas, das ja erst recht vergiftend wirkt, wenn man es in größeren Mengen einatmet. Explosiv aber ist es nur halb so wie Leuchtgas. Denn dieses explodiert bereits, wenn es mit 6 Volumen Luft gemischt ist, indem es das sogenannte Knallgas bildet, das Acetylen dagegen wird erst, mit 12 Volumen Luft vermengt, explosiv, und inzwischen hat man's eben am Geruche längst gemerkt, daß da etwas nicht in Ordnung ist.

Wenn unlängst in Berlin eine heftige und folgenschwere Acetylenexplosion stattfand, so geschah dieses Unglück nicht etwa, weil der Experimentator mit gewöhnlichem Acetylen arbeitete, sondern Versuche mit dem komprimierten Gase machte. Komprimierte Gase aber sind immer gefährlich, flüssige Kohlensäure nicht minder als flüssige Luft. Man ist seit jener Explosion in Berlin sehr eingeschüchtert, und die Polizei hat die Acetylendarstellung unter ihre besondere Obhut nehmen zu müssen geglaubt. In Paris dagegen werden bereits Eisen- und Pferdebahnen und Geschäftslokale mit Acetylen erleuchtet, und sogar der Hofzug des Präsidenten Faure hat die neue Beleuchtung eingeführt. Eine Pariser Kommission, die ein Gutachten über die Explosionsgefährlichkeit des Gases abzugeben hatte, äußerte sich dahin, daß Acetylenbeleuchtung, wenn sie vorschriftsmäßig angemeldet sei, ohne jegliches Bedenken erlaubt werden könne. Des ferneren hat die ungarische Staatseisenbahn bereits auf der Station Palota die Acetylenbeleuchtung probeweise seit sieben Monaten eingeführt; 25 Acetylenflammen erhellen die Station, und noch ist nichts passiert, was zu Bedenken irgend hätte Anlaß geben können.

An Orten, wo dynamoelektrische Maschinen ohne erheblichen Kostenaufwand getrieben werden können, z. B. durch genügende natürliche Wasserkräfte, also besonders

am Niagara in Nordamerika und auch ſchon am Rheinfall bei Schaffhauſen haben ſich ſeit kurzem Carbidfabriken aufgethan, die den intereſſanten Stoff in großen Maſſen darſtellen. Da aber dieſe paar Fabriken noch nicht viel Konkurrenz haben und die Zahl ihrer Aufträge kaum ausführen können, ſo iſt es begreiflich, daß das Calciumcarbid noch ziemlich hoch im Preiſe ſteht, genau ſo wie unlängſt noch die Glühſtrümpfe, ſolange die Aktiengeſellſchaft Auer das unbeſtrittene Monopol hatte; wie dieſe jedoch jetzt auf ein Viertel des früheren Preiſes geſunken ſind, ſo iſt zu erwarten, daß in Bälde auch der Preis des Carbids bedeutend fällt, und damit der des Acetylens. In Amerika koſtet der Centner Carbid nur noch 8—9 Mark, in den Fabriken zu Bitterfeld und Neuhauſen aber noch einige ſechzig Mark. Ein Kilo Carbid entwickelt bis 300 Liter Acetylen, die nach dem heutigen Preisſtande etwa 17 mal ſo teuer kommen wie Leuchtgas, dafür aber die zwanzigfache Leuchtkraft beſitzen, ſo daß der Preisunterſchied ſchon jetzt kein erheblicher mehr iſt, aber in nächſter Zeit wohl ſchon bedeutend zu Gunſten des Acetylens ſich verſchieben wird.

Dagegen iſt es ganz zwecklos, das Acetylen in flüſſiger Form herſtellen und verwenden zu wollen. Denn ein Kilo komprimiertes Acetylen giebt 370 Liter gasförmiges, während ein Kilo Calciumcarbid wie erwähnt 300 Liter giebt. Wegen der 70 Liter lohnt ſich aber weder der Energieaufwand, um das aus dem Carbid entwickelte gasförmige Acetylen zu komprimieren und dann bei der Verwendung wieder zu verflüchtigen, noch lohnt es ſich, dieſer 70 Liter wegen ſich der Exploſionsgefahr auszuſetzen, die beim gewöhnlichen Acetylen garnicht vorhanden iſt. Alſo die nächſte Zukunft unſeres neueſten Lichts ruht auf der verbilligten maſſenhaften Darſtellung von Calciumcarbid, und eben erfahre ich, daß ſich in Berlin eine Geſellſchaft zu dieſem Zwecke gegründet hat. Sie wird wohl, um die Acetylenbeleuchtung einzuführen, die Preiſe für Carbid weſentlich herabſetzen, ſo daß auch ſchon aus dieſem Grunde das Acetylen mit dem Gas nicht nur, ſondern auch mit dem um ſo vieles billigeren Gasglühlicht wird konkurrieren können. Es wird mit dieſem wie mit dem elektriſchen Licht vor allem eben darum in lebhafte Konkurrenz treten, weil es ohne Zentralſtationen, ohne Leitungen, kurz ohne den ganzen großen, ebenſo ſchwerfälligen wie koſtſpieligen Apparat zur Anwendung kommen kann, mit dem Elektrizitäts- und Gasbetrieb arbeiten müſſen. Das iſt die Stärke des Acetylens und ſeine Zukunft.

Aber während es morgen allgemein eingeführt wird, iſt übermorgen vielleicht ſchon wieder ein anderes Beleuchtungsſyſtem aufgetaucht, nach dem letzten das allerletzte Licht der Zukunft. Wer weiß, wohin wir, noch lange nicht lichtſatt, treiben, Kinder des Lichts in eine Zukunft voll Licht und Glanz!

Mein „Fräulein“.

Offener Brief einer Familienmutter an die Herausgeberin dieser Blätter.

Berlin W., 1. April 1897.

Hochverehrte Freundin!

Das ist die rechte Stimmung zum Schreiben! Soeben habe ich mein Fräulein zur Thür hinausgeworfen und nun bin ich so voller Selbstbewunderung, daß ich ganz gewiß etwas Gescheites zustande bringe! — —

„Etwas Material zur Hausbeamtinnenfrage“ wollten Sie haben. Warum nicht? Ich hatte so meine ganz bestimmten Ansichten darüber: „die armen zwischen Herrschaft und Dienstboten gestellten Wesen werden in dieser Zwitterstellung von beiden Teilen ausgebeutet, von den Kindern viel gequält, von den Männern oft verfolgt, von der Gesellschaft über die Achsel angesehn: es ist hohe Zeit, daß hier Wandel geschaffen werde. An die Frauen Deutschlands ergeht der Appell — — und so weiter — — und so weiter — —“

Mein Artikel war im Kopfe ziemlich fertig, als ich den etwa halbstündigen Weg von Ihrer Wohnung zu der unsrigen zurückgelegt hatte. Natürlich sollte die Einleitung die Hausfrauenthätigkeit der Griechinnen und Römerinnen behandeln. Ich weiß zwar herzlich wenig darüber, aber ich wollte etwa schreiben, daß wir nicht fürchten fehlzugehen in der Annahme, einzelnen erfahrenen Sklavinnen sei die Leitung des Hauswesens und die Beaufsichtigung der jüngeren Sklavinnen anvertraut gewesen — dann ein paar Namen — Eurykleia konnte als erste und bekannte „Stütze der Hausfrau“ gepriesen werden, dann ein Punkt, ein Absatz und gleich darauf, nach der erprobten Taktik sämtlicher deutschen Schriftsteller mit einem neuen Satze frisch hinein ins deutsche Mittelalter. Die Anknüpfung an das deutsche Frauengemach ergab sich dann von selbst; recht geschickt wollte ich mit Schlagworten wie Schaube, Kemenate und Gürtelmagd um mich werfen, dann bloß noch ein kühner Übergang von der Spindel zur Nähmaschine, von der heiligen Flamme des deutschen Herdes zum modernen Gaskochapparat, und gelang der, so mußte auch der letzte glücken: von der „vieltugendlichen Schaffnerin“ zum „gebildeten Fräulein“, das sich in unseren Tages- und Wochenblättern als Stütze der Hausfrau empfiehlt.

Beim Schlafengehn entwickelte ich diese Ideen meinem Manne und war doch ein wenig enttäuscht, als er mich schonend darauf vorbereitete, daß sie nicht grade durch Neuheit verblüffen würden. „Und wie gedenkst du die Sache denn weiter zu behandeln? Für oder gegen die Fräulein?“

„Dafür, natürlich dafür,“ rief ich voll Wärme.

„Dann schreib' deinen Artikel doch lieber, ehe unsere neue Stütze einrückt.“

„Du scheinst anzunehmen, daß ich nach dem einen Fall die ganze Angelegenheit beurteilen werde! Als ob ich nicht in unserem Bekanntenkreise Erfahrungen genug gesammelt hätte!“

„Die sollst du ja gerade verwerten, liebes Kind! Objektiver bist du jedenfalls, solange du versuchst, ruhig und unpersönlich — —“

„O, ihr Männer mit eurer Objektivität! Zum Glück habt ihr nicht halb so viel wie ihr meint; denn das Beste am Menschen ist gerade, daß er mit seinem ganzen Ich für eine Sache eintritt, daß er seine ganze Persönlichkeit für ein großes Ziel ein-

setzen kann. Glaubst du, daß sich das mit Objektivität verträgt? Darauf, daß wir Frauen so viel subjektiver sind als ihr, könnten wir weit eher stolz sein!“

„Ich dachte, du wolltest über das beklagenswerte Los der sogenannten Fräulein — —“

„Ja, ja, ich weiß schon, was du sagen willst. Du wirst mir wieder beweisen, daß sie gar nicht zu bedauern sind. Du kannst sagen, daß es für solch unreifes, junges Ding geradezu ein Glück ist, im bildungsfähigsten Alter der Leitung und Aufsicht einer erfahrenen Frau unterstellt zu werden, du kannst sagen, daß, wenn mein Traum erfüllt und die häusliche Ausbildung der Mädchen bereits von Staatswegen verlangt und organisiert wäre, man schwerlich auf eine bessere Lehrmethode verfallen könnte, als die jetzt in Praxi befolgte, die nur scheinbar zum Nutzen der Bezahlenden, in Wahrheit aber weit eher zum Frommen der Bezahlten angewandt werde — du kannst ferner sagen — —“

Mein Mann sagte nichts. Er schlief fest.

Da riß ich das letzte Blatt aus meinem gedruckten Wäschebuch — es ist so wundervoll praktisch eingerichtet, daß auch für Schlächterschürzen und Kochmützen ein paar Seiten vorgesehn sind — und schrieb, da mein Mann weder Metzger noch Küchenchef ist, auf das Blatt mit der Überschrift „Schlächterschürzen“ das folgende:

„Das Herz blutet — (klingt das nicht, als habe mich die Überschrift zu diesem Anfang inspiriert?) — das Herz blutet uns, wenn wir sehen, welch eine unglimpfliche Behandlung das ‚Fräulein‘ von der sogenannten gebildeten Hausfrau meistens erdulden muß. Für ein Gehalt nicht höher als das der Köchin möchten sich unsere eleganten Salondamen ein Wesen kaufen, das vermöge seiner besseren Erziehung und gründlicheren Ausbildung zugleich anspruchsloser und zuverlässiger ist, als ein gewöhnliches Dienstmädchen, ein Wesen, das keine freien Sonntage, keine abendlichen Ausgänge kennt, das tagein, tagaus die mehr oder minder unerzogenen Kinder der mehr oder minder pflichtlosen Mütter überwachen soll und für ein fehlendes Haarband ebenso sicher zur Rechenschaft gezogen wird, wie für einen mangelhaft gelernten Gesangbuchvers, ein Wesen, das den Zahnschnupfen des Kleinsten ebenso innig zu seiner Herzenssache machen soll, wie das ‚glatte Ensemble-Spiel‘ der beiden ältesten Kinder. Empörend, geradezu empörend!“

Hier machte ich drei Ausrufungszeichen, die mir besonders wirkungsvoll erschienen, legte mich zu Bett und kostete vor dem Einschlafen noch den Triumph aus, daß meine Mahnung die deutschen Frauen wachrütteln würde aus der dumpfen Gleichgiltigkeit gegen ihre dienenden Schwestern.

„Dienende Schwester,“ überlegte ich weiter: das ist eine hübsche Wendung! Vielleicht nehme ich sie als Titel für meinen Artikel.

Mit drei Koffern, zwei Hutschachteln, einem zusammenklappbaren Reiseschemel in gesticktem Etui, mit Plaidrolle, Schlummerpuff und Schirmhülle rückte drei Wochen später meine neuengagierte „dienende Schwester“ bei uns ein. Sie war eine „Außerhalbsche“, wie mir die Vermieterin, durch die ich sie bezogen, achtungsvoll versichert hatte. Schade ich mir auch sehr in Ihren Augen, wenn ich Ihnen gestehe, daß dieser unverfälschte Berliner Ausdruck allein schon vertrauenerweckend auf mich gewirkt? Er that meinem Herzen so wohl nach all der Bildung, die ich in den letzten Tagen während meiner Fräuleinsuche hatte kosten müssen. Das war ja haarsträubend gewesen! Dabei wird's mir nachträglich schwer, festzustellen, wo es denn eigentlich gebildeter herging, im Vorderhause bei den Damen, bei denen ich Erkundigungen einzog, oder im Quergebäude, genannt Gartenwohnung, vier Treppen, in dem „schlichten, aber traulichen Heim“, in dem ich die jungen Stellungsuchenden selber aufsuchte.

„Und hier ist Tonas kleines Paradies,“ versicherte mir eine bejahrte und geradezu unheimlich gebildete Tante, indem sie mir die Thür zu meines präsumtiven Fräuleins bisherigem Zimmer öffnete. „Hier werden Sie ihre eigenartige Individualität am besten verstehen!“

Mir fiel zuvörderst auf, daß in diesem Paradiese sämtliche Möbel „über Eck" standen, daß allüberall verstaubte Makartwedel dahinter hervorlugten und daß die Wände mit Bildern europäischer Bühnengrößen buchstäblich tapeziert schienen.

„Sie würden uns geradezu einen Dienst leisten, edle Frau (das gnädige Frau war ihr gewiß zu banal), wenn Sie Tonas gefährlichen Hang zur Bühne völlig ignorieren wollten. Denken Sie nur, das eigentümliche Kind hat eine ausgesprochene Begabung für Heldenrollen, und wenn Sie den Mortimer von ihr hören, so gewinnen Sie sicherlich ein ganz neues Verhältnis zu Schiller."

Wie komme ich hier wieder heraus! dachte ich voll Sorge. Die dünne kleine Alte hatte die Thür hinter sich zugezogen, die Klinke in der Hand behalten und ließ von dieser gedeckten Stellung aus eine wahre Philippika gegen die „gefahrbringenden Unterströmungen in unserer Litteratur" über mich ergehen, die immer wieder eine ganz reine Wiedergabe unserer gewaltigen Meisterwerke in Frage stellten, wenn nicht gar unmöglich machten. „Tona denkt in litterarischen Fragen genau so wie ich," fügte sie beruhigend hinzu. War das nun der geeignete Augenblick, um zu fragen, ob Tona Feinwäsche plätten könne? Auf dem Treppenflur — auf den ich doch schließlich wieder gelangt war, weil ein altdeutsches Bauernstühlchen, das wie die ganze Zimmereinrichtung aus einem Fünfzig-Pfennig-Bazar zu stammen schien, krachend unter mir zusammenbrach und weil ich den Moment, in dem die Litteratin seine Bestandteile zusammenlas, geschickt zur Flucht benutzte — also auf dem Treppenflur wurde mir noch mitgeteilt, daß Tona für Chopin leider noch die rechte verve fehle, daß aber den intimen Reiz Schumanns nicht so leicht jemand besser erlauscht habe als gerade sie, und welche genußreichen musikalischen Abende sie uns nach den „immerhin stümperhaften Klavierversuchen der süßen Kleinen" gewähren würde.

Erst als ich eine Treppe tiefer war, getraute ich mich, ihr zu antworten, daß mein Mann leider absolut unmusikalisch sei, höchstens das Preußenlied pfeifen könne, und daß er bis auf den heutigen Tag weder sein Verhältnis zu Chopin noch das zu Schumann völlig klargestellt habe.

Ach, die Männer, die vielgeschmähten! In solch kritischen Augenblicken lassen sie sich doch prachtvoll verwerten! Wenn ich bedenke, mit welch schönem Erfolg ich den meinen, grade auf dieser Fräuleinsuche, als letzten Trumpf ausgespielt habe, wenn ich gar nicht mehr wußte, wie ich loskommen sollte! Je nach Bedürfnis betonte ich entweder mit Nachdruck, daß er entschieden gegen ein Fräulein mit sächsischem Dialekt sei, oder ich ließ durchblicken, daß er keinesfalls mehr als 275 Mark Jahresgehalt bewilligen würde oder daß er eine Achtzehnjährige für gänzlich ungeeignet halte, unsere wilden Buben in Schach zu halten.

Aber was sollte ich der letzten Bewerberin sagen, gegen die sich wirklich nichts Stichhaltiges einwenden ließ, außer daß sie zu jener Sorte weiblicher Wesen gehörte, die eine vernünftige Frau und Söhnemutter nie ins Haus nehmen sollte, weil auf sie das Wort paßt: „pas belle, mais bien pire que belle." Das konnte ich ihr doch nicht so bar und französisch sagen, als sie mich mit verschämtem und verschleiertem Blick anlächelte?

„Können Sie einen Hasen ausbalgen?" fragte ich deshalb resolut. Gottlob schien sie gar nicht zu wissen, daß Hasen mit einem Balg in der Welt herumlaufen, stellte sich vielmehr in ihrer Eigenschaft als Kinderfräulein unter Balg und Balgen etwas ganz anderes vor und stotterte irgend eine unzusammenhängende Antwort.

Mein Mann sei ein großer Gourmand, stellte ich ruhig fest — er kann in Wahrheit kaum Rindfleisch von Kalbfleisch unterscheiden — und lege ungeheuren Wert darauf, daß das Fräulein die Köchin zur Not ersetzen könne; denn es kämen doch Fälle vor . . . aber ich brauchte nicht weiter zu orakeln — das kokette kleine Ding war schon zur Thür hinaus, ehe ich geendet. — — Sehen Sie, verehrte Freundin, so bin ich auf meine Außerhalbsche gekommen. Weil alle, die ich gesehen, mir nicht gefallen hatten, engagierte ich nun eine, die ich nie gesehen, von der ich aber um so mehr Gutes gehört hatte. Sie servierte mir außerdem in ihren Briefen ein paar so

wundervolle grammatikalische und orthographische Schnitzer, daß ich schon dadurch für sie eingenommen war. „Hoffendlich“ beharrlich mit einem d.

„Das ist doch beruhigend?“ fragte ich meinen Mann. „Die wird doch ‚hoffendlich‘ Silber putzen wollen?“ Aber mein Mann fand diesen Schluß übereilt; erst als ich ihm auch einen Brief von der Mutter der jungen Reflektantin in die Hand gab und er die wiederholte Versicherung las: „ich glaube ohne weiteres, daß meine Else Ihnen zufriedenstellen wird“ hellten sich seine Mienen auf und er sagte: „Versuch's einmal mit der. Die ist wenigstens von bescheidener Herkunft!“

Wissen Sie, ahnen Sie, worüber wir bei der ersten Mahlzeit unaufhörlich mit ihr sprachen? Sie hatte ihr Rakett im Koupee liegen lassen, und mir war's nur ein schlechter Trost, daß sie den Ton regelmäßig auf die zweite Silbe legte, während sie uns einmal über's andere versicherte, daß sie für ihr Rakett natürlich ein Futteral mit ihrem Monogramm habe, daß sie aber doch lieber gleich schreiben wolle und an wen sie sich wenden müsse.

Nicht wahr, nun hätte ich gleich ganz trocken bemerken sollen: Sie werden Ihr Rakett hier kaum vermissen, aber dazu fehlte mir der Mut. Ich bin leider Gottes keine Herrennatur. Bin angekränkelt von der modernen Humanität wie wir alle.

Gott allein weiß, wie oft ich mir schon gewünscht habe, meine Großmutter zu sein! Natürlich nicht meine Großmutter mit Haube und Brille, sondern als blutjunge Frau im Empirekleid, mit einer Rose im Gürtel und dem Bildnis des Geliebten an einer feinen Kette um das schlanke Hälschen.

So hängt ihr Portrait über meinem Schreibtisch, eine Freude für jeden, der es sieht. „Wie poetisch!“ sagen die Leute, und alle Männer verlieben sich in das Bild.

„Solche Frauen giebt's gar nicht mehr,“ seufzen sie und schelten auf die modernen gelehrten Weiber und die bleichsüchtigen unverstandenen Individualitäten, in die kein rechter Mann sich verlieben könne. „Aber das blühende, schöne Geschöpf da, à la bonne heure! Zum Fortschleppen reizend! Welch ein Ausdruck von Hingabe und Weiblichkeit in den Augen! Und dann dies natürliche Lockengerieſel!“

Schön natürlich, denke ich. Die Familienlegende erzählt, daß ihr das Mädchen an jedem Abend achtundvierzig Lockenwickel habe eindrehen müssen, und daß sie einmal noch gegen Mitternacht ein schnippisches junges Ding knall und fall entlassen habe, weil es sich geweigert habe, an Waschtagen so lange aufzubleiben. Aber das hübscheste an dieser wahrhaftigen Geschichte ist, daß das Mädchen in der Frühe des anderen Morgens heulend und zähneklappernd am Thore stand und himmelhoch bat, die Frau Amtmann möchte sie doch man bloß wiedernehmen, sie getraue sich ja nicht nach Hause; denn sie kriegte „natierlich“ Dresche, weil sie so „ungebierlich“ gewesen wäre, und ihr Vater sagte so schon immer, was das für ein Glück wäre für ein armes Mädchen, in so einem Hause dienen zu dürfen. Sie bekam vierzehn Thaler Lohn jährlich und zu Weihnachten regelmäßig drei Hemden und einen Lebkuchen. Aber die Leute fanden, daß Frau Amtmanns Mädchen sich „reineweg“ eine Mitgift und eine Aussteuer ersparen könnten; denn andere Hausfrauen gaben nur zwölf Thaler Lohn und zwei Hemden. Und dabei glaube ich, daß ohne Kenntnis des Wortes der „Achtzehnstundentag“ ziemlich allgemein eingeführt war und daß jene altmodischen Hausfrauen in ihrem Unfehlbarkeitsgefühl weder laut noch heimlich mit all den humanen Bedenken zu kämpfen hatten, die uns armen „Modernen“ das Befehlen so sehr erschweren. Mein Vater hat die Geschichte „wie Mutter die neue Gouvernante für uns sechs Rangen eingelernt“ so oft erzählt, daß mir ist, als hätt' ich sie selbst erlebt.

Die stattliche Gutsfrau mit der schimmernd weißen Schürze in der Milchkammer unter ihren Mägden — vor ihr das verschüchterte junge Pfarrerstöchterchen, die gestern angekommene Erzieherin, die um sieben Uhr früh mit dem Unterricht beginnen soll, ihre Zöglinge aber nicht aus den Himbeer- und Stachelbeersträuchern herauslocken kann.

„Es ist eben Ihre Aufgabe, liebes Kind,“ sagt die Frau Amtmann und schöpft dabei die Sahne von einer Satte Milch, „Ihre Zöglinge an eine geregelte Thätigkeit zu gewöhnen. Wie Sie's anfangen, ist Ihre Sache. Punkt zwölf wird gegessen —

dann sprechen wir uns wieder. Ich hoffe, daß Sie dann Ihre fünf Stunden gewissenhaft gegeben haben; nachmittags bloß noch zwei. Schlag vier erwarte ich Sie zum Gardinenstopfen in der Nähstube; dann brauchen die Kinder ihre Freiheit. Den Klavierunterricht geben Sie den beiden Ältesten wohl am besten nach dem Abendbrot. Das ist ja das reine Vergnügen."

Diese Gouvernante bekam dreißig Thaler im Jahre, ein Gehalt, das meine Großmutter „aus freiem Antriebe" um fünf Thaler erhöhte, als das junge Mädchen sich bereit erklärte, ihr abends vor dem Einschlafen ein paar Stunden vorzulesen. „Zuerst verstand sie 's gar nicht," erzählte Großmutter, „und es war eine rechte Plage; wohl hundertmal mußte ich rufen: ‚ein bißchen monotoner!' aber mit der Zeit hab' ich's ihr doch beigebracht. So hat sie eine Menge schöner Bücher durch mich kennen gelernt: Zschokke, den ganzen Klopstock und Jean Paul. Das wird sie mir noch manchmal gedankt haben."

Lang hab' ich gezögert, ob ich diese Gouvernanten-Erlebnisse meiner kleinen Tennisspielerin zum besten geben solle — als ich mich endlich dazu ermannte, trat eine andere Wirkung ein als die beabsichtigte. Sie lese ja auch so schrecklich gern nachts, gestand sie, natürlich nicht laut, und wenn ich schöne Bücher hätte, möchte ich sie ihr doch leihen. Von Sudermann habe sie zum Beispiel noch lange nicht alles gelesen.

„Jetzt gilt's," dachte ich, und sagte ziemlich scharf: „Ja, liebes Fräulein, wenn Sie nachts lesen, ist's freilich kein Wunder, daß ich Sie morgens nicht herausbringen kann."

Lächelnd gab sie zu, daß das späte Aufstehn ein Familienfehler sei und daß „Mama" sie in der Hoffnung nach Berlin geschickt habe, unter Fremden werde sie ihn schon ablegen, ebenso wie ihre schlechte Haltung, über die „Mama" sich auch ewig ärgere. — —

Da haben wir's! Wenn in einer deutschen Kleinstadt eine töchterreiche Beamtenfamilie nicht mehr weiß, wo aus noch ein, wenn für das Lehrerinnenexamen keine Begabung und für Mädchenpensionen kein Geld vorhanden, wenn weder auf den jungen Provisor noch auf den ältlichen Apotheker, die man beide ein Jahr lang wie ernstliche Prätendenten behandelt, mehr zu rechnen, so entschließt sich „Papa" zur Abfassung des üblichen Inserats, in dem der Mitwelt verkündet wird, daß das hochgebildete junge Mädchen zugleich in allen Zweigen des Haushalts erfahren ist, daß sie ebenso musikalisch wie kinderlieb ist, daß sie aber weniger auf hohes Salair als auf „familiäre" Behandlung sieht, daß sie ebenso gut befähigt ist, mutterlosen Kindern die Mutter zu ersetzen (man denke!) wie der Hausfrau selbst zur Seite zu stehen, daß sie ebenso gern erbötig, ganz kleine Kinder nach Fröbelscher Methode zu beschäftigen, wie ganz alte hilflose Damen nach dem Süden zu begleiten und daß sie schließlich auch im „Fris. Näh. u. Plätt." (das heißt Frisieren, Nähen und Plätten) nicht ungeübt ist.

Warum macht uns Hausfrauen diese Vielseitigkeit nicht bange? Warum besinnen wir uns nicht auf unsere eigenen achtzehn Jahre mit ihren Glücksträumen, ihrer frohen Erwartung „des Wunderbaren", die sich so ausgezeichnet gut mit all den tastenden, stümperhaften Anfänger-Leistungen in „allen Zweigen des Haushalts" vertrug? Heut ein wenig gebügelt: dabei eine Manschette verbrannt und ein Faltenhemd versengt; morgen ein wenig geschneidert: dabei die Nähmaschine in Unordnung gebracht und den halben Vormittag mit dem Studium der Modenwelt verloren; übermorgen der Mama beim Backen geholfen mit einem unendlichen Aufwand von Eiern, Zucker und — Steinkohlen — —

Ich weiß wohl, ich übertreibe! Ich weiß wohl, daß es seither besser geworden ist in deutschen Landen, weiß, daß die Hälfte unserer heranwachsenden Töchter jetzt redlich bestrebt ist, eine Sache gründlich zu lernen. Aber das, was wir „Fräulein" nennen, rekrutiert sich immer noch zum weitaus größten Teil aus den Kreisen völlig unerfahrener Haustöchter aus der Provinz und ist nur zu geneigt, die Stellung in einem feinen Hause in Berlin als unentgeltliche „Pension" anzusehn.

„Lampenreinigen? Ich kann den Petroleumgeruch wirklich nicht aushalten und wie soll ich mit den Händen nachher Weißsticken?"

„Heut ist Wäsche; könnten Sie da nicht einmal die Kleine im Sportwagen in den Thiergarten fahren?"

„Aber gnädige Frau haben doch ausdrücklich geschrieben, ich brauchte nicht mit dem Kinderwagen hinaus."

Ach ja, das, was sie nicht thun wollen, stipulieren sie immer ganz genau: das, was sie thun, ist wirklich schwer festzustellen.

Ja richtig, etwas thun sie täglich und gründlich: sie „brennen sich's Haar". Oder hat der Himmel grade mir und meinen Bekannten stets Fräulein mit einer unendlichen Löckchenfülle auf Stirn und Schläfen beschcert? Und war die, von der ich hier rede, lediglich nach Berlin gekommen, um ein „Sans-Gêne-Haar-Wellen-Eisen" zu erstehen und auszuprobieren?

Ob ich ihr zu einem mit „einer Welle" oder mit „doppelter Welle" riete? fragte sie mich. Die Anschaffung sei ja an und für sich so sehr praktisch, daß die kleine Mehrausgabe dabei keine Rolle spiele, und ob sie's nicht gleich heut besorgen dürfe? Zum Zahnarzt müsse sie ja ohnehin, „denn Mama hat wieder geschrieben, ich soll erst meine Zähne in Ordnung bringen lassen, ehe ich Geld für's Theater ausgebe."

So hatte sie denn an zwei aufeinanderfolgenden Vormittagen stundenlange Sitzungen beim Zahnarzt, und bei Tisch bildeten ihre Zähne unausgesetzt den Gegenstand der Unterhaltung und des Mitleids. Unser neunzehnjähriger Neffe aus New-York, der sich unter meines Mannes Leitung auf's Abiturium vorbereitet, stellte mit der Miene eines Sachverständigen fest, daß es Fräulein ganz gut stehe, wenn sie ein wenig blaß sei, und diese Bemerkung imponierte unserem ältesten Jungen wiederum so über die Maßen, daß er ihr beistimmte, allerdings ohne von seinem Teller aufzusehn. Fräulein benützte die Gelegenheit, um in geziertem Tone zu erklären, daß sie jetzt aber wohl aussehn müsse, denn sie wolle sich zu Papas Geburtstag photographieren lassen und habe sich heut morgen schon bei Bieber angemeldet. Bieber sei nur für weiße Kleider. Was ich dazu meine?

Aber in mir begann sich jetzt leise Großmutters „Herrennatur" zu regen: „vorige Woche Friseur, diese Woche Zahnarzt — ich denke, wir lassen einmal vierzehn Tage verstreichen, ehe Sie wieder vormittags fortgehn," sagte ich und triumphierte innerlich über die Festigkeit meiner Stimme, die mein Herzklopfen so wenig verriet, daß ich sogar riskierte, der Gescholtenen mit Gelassenheit noch ein wenig Braten anzubieten.

„Ich danke, ich habe keinen Appetit."

Da erklärte Parcival, unser Neffe — der sonst über einen Appetit verfügt, der an König Artus Tafelrunde vielleicht weniger aufgefallen wäre als an der unsrigen — plötzlich ebenfalls: „ich mag nichts mehr" und seufzte dabei.

Ich schmunzelte und mein Mann auch; denn eben wurde ein warmer Reispudding — des jungen Gralsritters Leibgericht — aufgetragen.

„Nun, Parcival, nimmst du nicht noch ein Stückchen," fragte mein Mann wohlwollend — das Diminutiv braucht er nur aus Gewohnheit, es ist wahrhaftig nicht anwendbar auf seines Neffen Portionen — aber Parcival blieb fest und mußte erleben, daß ich seinen Teil und Elsas unseren fünf Kindern zum Abendbrod anwies.

Nicht wahr, das sah doch einem Siege gleich? Ich war auch wirklich in ganz gehobener Stimmung nach Tisch, ertappte mich darauf, daß ich meinem Spiegel einen freundlichen Blick zuwarf, weil ich fand, daß er das Bild einer zielbewußten, auf sich selbst beruhenden Frau zurückstrahlte, und entwickelte meinem Manne so lebhaft, als mache er mir Einwendungen, daß eigentlich nur solche Frauencharaktere wie ich zur Leitung eines so vielgestaltigen Hauswesens wie des unseren und insonderheit zur Ausbildung von naseweisen Abiturienten und anspruchsvollen Kinderfräulein geeignet seien. — —

Haben Sie Goethes „Braut von Korinth" einmal deklamieren hören, verehrte Freundin? ich meine, so recht voll Feuer deklamieren? War es der Fall, so saßen Sie wahrscheinlich in irgend einem hell erleuchteten Saal unter lauter geputzten Damen

und Herren, und oben auf dem Podium stand der Rezitator in Frack und weißer Binde und tragierte die Sache. Dann lasse ich sie mir auch gefallen. Mein Gott, wir Modernen sind ja alle so gut dressiert, werden nicht mehr blaß und rot, um nicht für prüde zu gelten, hören alle möglichen Stücke, begucken uns die allerunmöglichsten Bilder — immer unter der Devise: l'art pour l'art. Meinetwegen. Von meinem persönlichen Standpunkt will ich nicht reden; ich meine nur, je mehr Menschen dabei sind, um so besser erträgt man's. Unter Hunderten ist man auch allein.

Nun denken Sie sich aber einen sehr langen, sehr schmalen und sehr dunkelen Korridor, so einen richtigen Berliner „hinteren Korridor", wissen Sie: mit einem Eisspindchen, an dem man sich stößt und Schwebeturnvorrichtungen, die einem hin und wieder ins Gesicht schlenkern. Über so einen Korridor gehe ich neulich abends mit einem Lichte in der Hand, um vorm Schlafengehn die übliche Runde zu machen.

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht,
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht.
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

höre ich da plötzlich deklamieren, und da meine abendliche Streiferei doch wirklich sehr an die herumspionierende Mutter in der Goetheschen Ballade erinnert, so fühle ich, daß ich rot werde wie ein Backfisch. Die Stimme klingt mir ganz fremd, weil sie offenbar zu einem künstlichen Pathos heraufgeschraubt ist. Aber sie kommt aus dem Zimmer der Jungen. Parcival natürlich! Einen Moment zaudere ich und man ist schon bei „Venus heiterem Tempel" angelangt, als ich mich entschließe, leise — sehr leise die Klinke aufzudrücken.

Das Erste, was ich beim Eintritt sah, ist ein ungeheures Gähnen unseres fünfzehnjährigen Anton, der es als Zuhörer offenbar nicht länger hatte unterdrücken können. Gott sei Dank, sage ich mir, in dem Jungen steckt was — — das nenne ich mir eine gesunde Natur — der ist so leicht nicht zu verderben. Und aus lauter Freude beschließe ich milde zu sein gegen den eigentlichen Attentäter. Mein Gott, man liest Goethesche Gedichte vor — was ist da weiter? und vorsichtig wage ich einen Schritt in das nur von einer kleinen Schreiblampe beleuchtete Zimmer. Niemand hört mich. Das Deklamieren geht unaufhaltsam weiter. Aber was ist das Helle, das sich da bewegt? Ich schwanke noch heute zwischen Frottiertuch und Frisiermantel, aber was es auch sein mochte, daß es nicht ohne malerische Intentionen drapiert war, konnte ich gleich feststellen. Muß ich Ihnen erst sagen, wer hier, als Griechin verkleidet, stand?

Es steht geschrieben, daß wir Menschen stets nur durch unsere stärksten Eigenschaften triumphieren. Nun, das Beste an mir ist unstreitig ein sehr geschärfter Blick fürs Komische. Als ich mein kleines Fräulein dastehen sah in ihrem roten Blouschen, dessen linken Ärmel sie hoch aufgestreift hatte, um ihr „Bettelarmband" am entblößten Oberarm anzubringen, als ich sah, wie das weiße Peplos — es war doch wohl ein Frottiertuch — an dem anderen Arm mit Hilfe einer Hutnadel befestigt war, als ich das strubbelige Haar, das gezierte Mienchen sah — da mußte ich lachen. 's war kein fingiertes Hohngelächter, das die drei hätte verletzen können — nein, es war ein wirklich von Herzen kommendes, ehrliches, befreiendes Lachen, das auf den einen der Jünglinge — meinen Schlingel Anton — sofort ansteckend wirkte, das aber den anderen jäh verstummen ließ, noch ehe die letzte Bitte an die Mutter, „einen Scheiterhaufen zu schichten" ausgesprochen worden. Meine, im Ton herzlichster Unbefangenheit geäußerte Bitte, Fräulein möge doch noch die Knöpfe an Hänschens Schulhose annähen, war vielleicht minder tragisch aber — recht wirkungsvoll.

„Soll ich ihr nun kündigen?" fragte ich meinen Mann, der sich schon schlafen gelegt hatte. Aber der fand die Sache „völlig harmlos". Man müsse doch die Jugend jung sein lassen, sagte er und erzählte, wie er in Parcivals Alter einmal die

Schwelle einer hübschen Putzmacherin mit Vergißmeinnicht bestreut habe, ohne daß sein Abiturium, sein Ruf oder seine Karriere darunter gelitten habe. Sogar mich habe er noch erobert und nun möge ich ihn um Gotteswillen schlafen lassen. Er sei ja immer gegen ein „Fräulein“ gewesen und werde es bis an sein Ende bleiben.

„Das Kleinchen muß doch beschäftigt werden,“ wandte ich ein, „sie hat ihm wirklich schon eine gewisse Handgeschicklichkeit im Falten und Flechten — —“

Aber er fing entsetzlich an zu lachen: „ehret die Frauen, sie flechten und weben“ deklamierte er. „Nun sage noch, daß sie den Sinn für deutsche Poesie in den Kindern geweckt, und du hast gewonnen.“

Da war ich still.

Fräulein verfügt nach ihrer eigenen Versicherung über einen sehr großen Liederschatz, und darum ist es mir unerfindlich, weshalb sie zum Gebrauch für unsere jüngsten Kinder grade ein paar Strophen ausgewählt, die eigentlich alle anderen Lieder entbehrlich machen, weil sie mit der entsprechenden Variation cum gratia in infinitum können gesungen werden. So lauten sie:

Ich stell' mir eine Droschke vor,
Schöner als wie du.

Als ich das Verschen zum erstenmale hörte, war ich ganz beleidigt; ich konnte nicht gleich einsehen, weshalb die Droschke so viel schöner sein sollte als ich. Aber als mein Annchen fortfuhr und mir nach der Reihe versicherte, daß es sich Maikäfer, Schuhknöpfer und Müllschippen „schöner als wie ich“ vorstellte, da ward ich inne, daß sich der verletzende Komparativ lediglich auf das Vorstellungsvermögen der Sängerin im Vergleich zu dem meinigen beziehen sollte — eine Wahrnehmung, der ich, thörichter Weise, vor dem ziemlich vollzählig versammelten Kinder-Auditorium Ausdruck gab. Nun war ich verloren. All' die Dinge zwischen Erd' und Himmel, von denen sich ihre Schulweisheit nur jemals träumen ließ, werden in diesen unseligen Versen aufgeführt, und widerspruchslos muß ich's über mich ergehen lassen, wenn sie behaupten, daß sie sich nicht sowohl Helenas Stirnband und Barbarossas Bart, sondern auch Cäsars Glatze „schöner als wie ich vorstellen.“ Fräulein sitzt dabei und lächelt so zierlich bescheiden, als habe sie mit dem Liede zugleich diese ganze stupende Schulbildung bei uns eingeführt.

„Ich stell mir auch ein Fräulein vor, schöner als wie du,“ sang Anny eines Abends plötzlich, und jubelnd fiel der ganze Chor ein. Fräulein war tödlich beleidigt, beherrschte sich aber und sagte: „ich will gnädige Frau nicht vorgreifen“.

Erwartungsvoll umkreiste sie mich dann während des ganzen Abends, würdevoll und mit der Miene einer still duldenden Märtyrerin, die aber der göttlichen Gerechtigkeit vertraut, verrichtete sie ihre Obliegenheiten — als aber das Abendbrod mit Bratäpfeln zum Nachtisch, eine Laterna-Magica-Vorstellung und sogar fünf Gutenachtküsse vorübergingen, ohne daß ich auch nur eine einzige dieser schönen Gelegenheiten „zu strafen und zu richten“ beim Schopf gefaßt hätte, da — kriegte Fräulein einen Weinkrampf und zwar einen so hartnäckigen und so hörbaren, daß ich sowohl von Parcival wie von der Köchin mit stummer Verachtung behandelt wurde. Aber ich blieb fest. Erst als die Waschfrau, während ich sie ablohnte, mit einem behaglichen Schluck aus ihrer „Weißen“ bemerkte: „En junget Ding is et ja, un Heimweh nach Muttern wird se woll auch haben“, regten sich christlich-soziale Bedenken in mir. Ich fing an (Großmutter, drehtest du dich nicht im Grabe herum?) meine Handlungsweise vor den Leuten in der Küche zu rechtfertigen, in der heimlichen Hoffnung, ich werde nun zu hören bekommen, daß ich ja wirklich eine gute und milde Herrin sei und daß ich das immer lauter schluchzende Fräulein nur verwöhnt habe. Statt dessen versicherte mir Frau Nattge, die Waschfrau, während sie circa ein halbes Dutzend belegter „Stullen“ zusammenschichtete und eine Flasche Wein für ihren kranken Mann in ihrem riesigen Korbe verschwinden ließ, daß sie ja „soweit nich über jnädje Frau klagen könne, aber unsereiner hat sich auch schon wat versucht in der Welt — aber so en junget Mächen! Davon kann ja keene Rede niche sinn, dat se et so kriegt wie bei Muttern mank

Fremde, un jnädge Frau solle man mal an Nelly un Annychen denken, un dat wüßte man ja ooch nich, ob 't immer so bliebe, wenn Vater un Mutter mal nich mehr sorjen däten. Mir sollte det man bloß leid dun um Annychen, wenn die mal so in der Welt rumjestupst wird," sagte sie herzlich beim Abschied.

Einen Augenblick später saß ich in der dunklen Kinderstube bei dem zerfließenden Fräulein und that das Dümmste, was ich thun konnte: ich hielt eine Rede, eine richtige Rede. Gott allein weiß, über was alles ich gesprochen habe: über die Jugend, über die Fremde, über das wahre Glück, über Kinderlaunen und Kinderlieder, über Selbsterziehung — ich glaube, schließlich auch über sittliche Hoheit. „Dafür ist Papa auch so sehr," meinte sie, sich heftig schneuzend und die Thränenspuren abtupfend. Ich fing schon an, mich an dem Erfolg meiner Worte zu berauschen und war nur zu geneigt, die Sache für definitiv erledigt anzusehen, als mich ihre Bitte um einige Briefbogen mit passendem Couvert so kurz vor Schlafengehn doch noch stutzig machte. Sie habe nur altdeutsches Monogramm-Papier, und das sei für die Mama zu schade. So lieferte ich denn das Material für meine eigenen Anklageakten.

Drei Tage später erhielt ich folgenden Brief:

Gnädige Frau!

Sie werden entschuldigen, daß ich Ihnen belästige; denn ich bin eine schlichte Frau. Nun werden Frau Rätin aber wohl selber am besten wissen, daß man eine sehr einfache und unwissende Frau sein kann, aber doch eine treusorgende Mutter. Dieses ist nämlich ganz mein Fall. Ich habe meine sämtlichen Kinder zur Gottesfurcht angehalten und nicht zu Äußerlichkeiten, und auch mein Mann sagt zu seine Töchter: „Seht eure Mutter an, Schönheit vergeht, Tugend besteht." Dieses ist unsere Gesinnung, gnädige Frau. In Berlin mag es ja anders sein, weil schon so kleine Mädchen wie Ihre Anny von Schönheit sprechen. Unsere Elsa darf sich wohl sehen lassen. Sie schlachtet zwar nach ihrem Vater, aber auch etwas nach meine Familie. Die Sonnenflecken hat sie bloß im Tiergarten gekriegt, gnädige Frau, und darum ist es grausam von Ihr kleines Töchterchen zu sagen, daß andere Fräuleins schöner sind. Wir haben uns nicht selbst gemacht. Dieses werden gnädige Frau auch wohl wissen, und Elsachen schreibt, Ihre Nelly hätte auch eine sehr große Nase und würde keine Schönheit. Ich hoffe, Sie nehmen mir dieses nicht übel, denn darum können Sie doch noch viel Freude an das Kind erleben, was ich Ihnen aufrichtig wünsche. Meine Elsa opfert sich für Sie auf mit unserer Bewilligung, aber sie paßt wohl nicht in Ihr geschätztes Haus, und darum ist es für alle Teile besser, sie sucht sich zum ersten April eine andere Stelle. Hauptmann Barnikows in der Kurfürstenstraße nehmen ihr gleich, wie mir die Mutter von der jungen Frau Hauptmann (was unsere Bürgermeistersfrau ist) gestern sagte. Lieber weniger Gehalt, sagt mein Mann (der vielmals grüßen läßt) und familiäre Behandlung.

Indem ich, gnädige Frau, nicht wünschen will, daß Sie Ihre Kinderchens einmal zu fremde vornehme Leute schicken muß, zeichnet mit Ehrfurcht

Marianne Kaddelmann, geb. Biesterfeld.

Jetzt hilf, Großmutter, betete ich leise, und laut, sehr laut sagte ich:

„Fräulein, packen Sie sofort ihre Sachen, sofort, verstanden!"

„Bloß noch bis übermorgen," schluchzte sie. „Morgen ist Fastnachtsball bei den Zahntechnikern, und ich möchte so gerne hin."

Statt aller Antwort brachte ich mit fliegender Hand folgendes Telegramm zu Papier:

Frau Marianne Kaddelmann, geb. Biesterfeld

Birkenwalde i. d. Mark.

Ihre Tochter trifft 540 bei Ihnen ein.

Und nach zwei Stunden rollte eine Gepäckdroſchke mit drei Koffern, zwei Hutſchachteln, einem Reiſeſchemel mit Plaidrolle, Schlummerpuff und Rakett, einem weinenden Fräulein und einer reſoluten Familienmutter nach dem Stettiner Bahnhof.

Und wieder vierzehn Tage ſpäter (ſo lange habe ich an dieſem Briefe geſchrieben) begegnete mir meine mütterliche Freundin — die mit dem weißen Haar und den jungen Augen, die Sie auch kennen und lieben — in der Leipzigerſtraße.

„Nun, haben Sie ſchon Erſatz gefunden für Ihr Fräulein?“

„Gewiß, noch am ſelben Tage.“

„Und ſind Sie gut angekommen?“

„Bis jetzt bin ich ganz zufrieden.“

„Wieder ein Fräulein?

„Nein, diesmal eine Frau.“

„Sehn Sie einmal an! Gebildet?“

„Wenigſtens nicht ungebildet.“

„Überwacht ſie die Schularbeiten?“

„Ganz ordentlich.“

„Wie iſt es mit dem Wäſcheausbeſſern?“

„Brillant, und dabei erzählt ſie den Kindern Märchen.“

„So habe ich's auch gehalten. Und Anny, mein Patchen?“

„O, das Kleinchen iſt ihr Abgott, muß nachts in ihrer Stube ſchlafen; ſie thut's nicht anders.“

„Das ſcheint ja ein Unikum?“

„Gott, ſie hat natürlich auch ihre Fehler — aber die werde ich ihr ſchon noch abgewöhnen — —“

„Nun, nun, verlangen Sie nur nicht zu viel. Die Hauptſache ſcheint mir, daß ſie die Kinder lieb hat.“

Da wurde ich warm und ſah ihr tief in die Augen:

„Ja, das hat ſie.“ Und als ſie immer noch nicht verſtand, flüſterte ich raſch und ſchon im Fortgehn, denn ich ſah meinen Pferdebahnwagen ankommen:

„Und denken Sie nur, auch den Vater der Kinder liebt ſie über alle Maßen. Auf Wiederſehn!“

Mit dieſem Gruß verabſchiede ich mich auch von Ihnen, verehrte Freundin! Seien Sie nicht böſe, daß die „Randgloſſen zur Hausbeamtinnenfrage“, die Sie bei mir beſtellt, ſo ganz anders ausgefallen ſind als wir beide damals gedacht.

In herzlichſter Ergebenheit

die Ihrige

B. Henri-Moor.

Die Hausbeamtinnen.

Von

Marie Hecht.

Nachdruck verboten.

Das etwas ungewöhnliche Wort „Hausbeamtinnen“ deckt auch einen verhältnismäßig neuen Begriff. Anfangs nur vereinzelt tauchte „unser Fräulein“ in kinderreichen Familien auf, um bald ein unerläßlicher Artikel in einem feinen Haushalt, ein notwendiges Übel überall da zu werden, wo die Hausfrau kränklich oder verwöhnt, oder zu sehr von ihren gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen ist. Ein weiblicher Proteus in mancherlei Gestalt, nimmt das meistens junge Wesen eine schwer bestimmbare Mittelstellung zwischen der Familie und den Dienstboten ein; sie soll sich dem Haushalt organisch eingliedern und bleibt doch eine Fremde darin.

Es wird viel über „unser Fräulein“ geklagt und nicht ohne Grund; die Hausbeamtin wiederum fühlt sich nur selten auf ihrem Arbeitsfelde ganz zufrieden; auch ihre Klagen sind nicht ohne Berechtigung. Im besten Falle bedrückt sie die Unsicherheit und Unklarheit ihrer Stellung, und, wenn die Jugend mit ihren Hoffnungen auf eine Heirat vorüber ist, der Ausblick in die Zukunft. Ein alterndes Fräulein findet nicht leicht mehr eine Stelle; dem Versicherungszwange sind nur Kindergärtnerinnen dritter Klasse und einfache Wirtinnen unterworfen. So ist die Hausbeamtin für die Tage des Alters und der Erwerbsunfähigkeit auf ihre Ersparnisse angewiesen; nun erspare einmal eine genug bei einem jährlichen Gehalt von 150—300 Mark.

Der Weg der Selbsthilfe schien auch diesen Stiefkindern des Geschicks offen zu stehen. Durch festes Zusammenschließen konnten sie einander stützen, durch Prüfung und Darlegung der bestehenden Verhältnisse eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen suchen. Aber schon bei der Gründung des Vereins für Hausbeamtinnen (i. J. 1894; vergl. im übrigen den Bericht im Aprilheft, S. 442) zeigte es sich, daß sie — wenigstens für sich allein — diesen Weg nicht gehen konnten.

Aus ihren Reihen war der Ruf nach Hilfe, nach Zusammenschluß gekommen, aber von denen, die ihn erhoben, und denen, die ihn mit eifriger Zustimmung vernommen, war je eine einzige Dame in der vorbereitenden Versammlung in Berlin zur Stelle. Die Hausbeamtin ist nicht in der Lage, größere oder kleinere Reisen zu unternehmen, nicht in der Lage, Urlaub dazu zu erbitten und zu erhalten, sie ist gänzlich an das Haus, in dem sie arbeitet, gefesselt. Wenn auch nicht alle Prinzipale auf die Frage (des gedruckten Fragebogens): „Welchen Urlaub gewähren Sie?“ die schneidige Antwort geben: „Keinen; Nordlandsreisen ist nicht,“ so erscheint doch den meisten von ihnen die bescheidene Bitte, die in jener Frage liegt, um einen noch so kurzen, fest gesicherten jährlichen Urlaub für „unser Fräulein“ als eine so extravagante, daß sie mit einem Strich darüber hinweggehen. Daß dieser Urlaub sich allerdings immer nach den Bedürfnissen der Familie, in der die Hausbeamtin wirkt, richten müßte, also nicht von vornherein gleichmäßig für eine bestimmte Zeit des Jahres verlangt werden könnte, liegt auf der Hand. Es ist folglich auch für die Zukunft ausgeschlossen, daß die Hausbeamtinnen in größerer Zahl zu einer Beratung ihrer Angelegenheiten sich versammeln könnten. Ebenso stellte es sich schon bei der ersten Besprechung heraus und hat sich seitdem bestätigt, daß von den in diesem Beruf stehenden Frauen keine je imstande sein wird, eines der Vereinsämter zu verwalten, irgend eine Vereinsarbeit zu übernehmen, die Zeit der Hausbeamtin gehört gänzlich — häufig noch mit Einschluß von Nachtstunden — ihren Arbeitgebern; nur in Ausnahmefällen sind ihr bestimmte,

gering genug bemessene Freistunden zum Instandsetzen ihrer Garderobe u. s. w. garantiert.

Bei dieser Lage der Dinge mußten demnach andere für die eigentlichen Mitglieder des Vereins als Arbeiterinnen eintreten, und solche Frauen fanden sich — aber der Charakter des Vereins wurde dadurch verändert. Er wurde ein Verein für Hausbeamtinnen, nicht von Hausbeamtinnen. Nun kann aber erstens niemand wissen, wo den andern der Schuh drückt, und nur zu leicht konnte der Verein unter diesen Umständen einen Beigeschmack von Wohlthätigkeit erhalten. Man hatte folglich von vornherein bei der Leitung und Entwicklung des Vereins mit besonderen Schwierigkeiten zu rechnen. Dazu kommt, daß bei der gedrückten, unfreien Lage der Hausbeamtinnen der ideale Sinn bei vielen von ihnen — vorausgesetzt, sie haben ihn überhaupt gehabt — nicht standgehalten hat; sie erhoffen und verlangen auch von dem Verein nur materielle Hilfe.

Diese aber ist nicht so leicht zu schaffen. Darlehns-, Kranken- und Hilfskassen — von Pensionskassen ganz zu schweigen — müssen erst wohl fundiert werden; Altersheime wachsen nicht aus der Erde. Nur eins konnte sogleich mit voller Kraft in Angriff genommen werden, eine geordnete, von Vereinsmitgliedern geleitete Stellenvermittlung. Durch diese konnte man nicht nur hoffen, die Klagen hüben und drüben etwas zu stillen, indem man die geeigneten Persönlichkeiten in die passende Stelle zu bringen sucht, sondern auch eine Verbindung der ohne Fühlung mit einander lebenden Hausbeamtinnen herzustellen und durch den Verkehr der Leiterinnen der Agenturen mit Auftraggebern und Stellensuchenden einen Überblick über die bestehenden Verhältnisse und Mißstände zu gewinnen, die sich in ihrer privaten Natur der Öffentlichkeit ganz entziehen.

Schon in der kurzen Zeit, in der die Stellenvermittlung arbeitet, hat man erkannt, daß diese Hoffnungen nicht vergeblich gewesen sind. Es ist klarer hervorgetreten, wo der Hebel einzusetzen sei, um den Stand der Hausbeamtinnen zu heben, um den Familien bessere Hilfskräfte, den fremden Hausgenossen eine freundlichere Heimstätte zu sichern.

Die Klagen der Hausfrauen über die Unzulänglichkeit der sogenannten Stützen haben sich in der That als in vielen Fällen nur allzu begründet herausgestellt. Wenn die Väter und Mütter der stellensuchenden Mädchen auch nicht wissenschaftlich — wie manchmal sehr kluge und gelehrte Leute es thun — darzulegen unternehmen, daß dem weiblichen Geschlecht die Fähigkeit zu seinem speziellen Beruf, zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit, zur Pflege der Kinder ganz von selbst anfliege, so handeln sie doch häufig nach dieser löblichen Ansicht. Lustig und unbekümmert lebt die Tochter in den Tag hinein. Mütterchen versorgt die Wirtschaft, bessert die Kleider und Wäsche der Familienglieder aus; Väterchen ist der Meinung, daß die Töchter dazu da seien, als Blumen seinen Daseinsgarten zu schmücken. Und dann schließt er die Augen oder verfällt in schweres Siechtum, muß sein Amt aufgeben, und die arme Blume kann nicht von Tau und Sonnenschein leben. Auf einen Beruf vorbereitet ist sie nicht, Reelles gelernt hat sie nicht, so kann sie ja Stütze oder Kinderfräulein werden.

Da meldet sich denn solch ein unerfahrenes Mädchen bei der Leiterin einer Agentur: „Ich möchte Sie bitten, mir eine gute Stelle zu besorgen." „Welcher Art soll sie sein?" „Ach, das ist ganz egal; wenn es nur eine leichte, recht hübsche Stelle ist." „Nach welcher Richtung hin sind Sie denn ausgebildet, Fräulein?" „Ausgebildet! Ist denn das nötig? Wenn es viel zu thun gab, habe ich Muttchen sehr gern einmal in der Küche geholfen." „Haben Sie jüngere Geschwister? Sind Sie vielleicht mit der Pflege kleinerer Kinder vertraut?" „Nein, garnicht, aber das ist ganz egal. Ich will auch sehr gern eine nette Stelle bei Kindern annehmen; ich denke mir das reizend." Und so geht es fort. — Hie und da ist wohl ein Anfang zu besserer Ausbildung gemacht worden. Die Aspirantin hat schneidern gelernt, aber auf die Frage, ob sie es übernehmen würde, die Kindergarderobe anzufertigen, kommt die Antwort: „Ach, es ist schon so lange her, daß ich schneidern lernte, und ich hatte nie Zeit, mir meine Kleider selber zu machen, ich habe es wohl verlernt." — Einer anderen

Digitized by Google

geht es ähnlich mit dem Nähen auf der Maschine, eine dritte bringt mit Stolz das Zeugnis über absolvierte Haushaltungskurse bei. Aber auch diese ist in die Haushaltungsschule eingetreten, weil es Mode war, ohne praktische Vorkenntnisse, ohne vorher sich verständig umschauen, klar kombinieren und energisch zugreifen gelernt zu haben; so ist das Resultat ihrer wirtschaftlichen Ausbildung gleich Null. Auch bei ihr kann es vorkommen, daß sie als „Stütze" den Salat mit Fleischextrakt statt mit Essig anrichtet, und auf die Erkundigung, warum das frische Fleisch zur Bouillon noch nicht aufgesetzt sei, etwas betreten antwortet: „Ich dachte, wir würden die Schinkenbrühe essen." — Selbstverständlich giebt es Ausnahmen. Tüchtige Mädchen stellen sich vor, die schon im Hause ordentlich arbeiten gelernt, dann in Fortbildungsschulen oder in ihrer ersten Stellung die Augen offen gehabt und die Hände wacker gerührt haben, aber sie sind leider noch als weiße Raben und seltene Perlen zu bezeichnen.

Eben so wenig ausreichend wie die Vorbereitung auf den Beruf ist bei vielen der Hausbeamtinnen die allgemeine Bildung. Ich gehöre nicht zu denen, die eine scharfe Grenze zwischen Gebildeten und Ungebildeten nach den äußeren Verhältnissen ziehen, die da meinen, zu der Klasse der ersteren wären nur die mit „Höherer Mädchenschulbildung" Versehenen, die aus einem feinen Milieu Kommenden zu rechnen. Mädchen, die nur eine Gemeindeschule besucht haben, sprechen oft korrekt und gut, schreiben allerliebste Briefe und zeigen regen Trieb zur Weiterbildung, während andere, die selbstbewußt schreiben: „Mein Vater war ein höherer Beamter, . . . ich habe die Höhere Töchterschule in X. zum Teil durchgemacht," originelle Ideen über Orthographie und Grammatik bekunden und ihre Lebensmaximen aus seichten Romanen geschöpft zu haben scheinen. Aber an einem gewissen Niveau der Bildung müßte für die in so schwieriger Stellung Arbeitenden festgehalten werden, und die Stellenvermittlung ist leider nicht in der Lage es zu thun, da die Zahl der Stellensuchenden, die die nötige, ernste, vertiefte Bildung des Geistes und des Herzens besitzen, eine zu geringe ist. Ein Kriterium dafür geben auch die geforderten Lebensläufe. Da sind die schwülstigen und die sentimentalen, die witzig sein sollenden und die trockenen, unzureichenden; selten, sehr selten ist einer darunter, der da zeigt, die Schreiberin habe verstanden, worauf es ankommt und sei imstande, klar zu denken und ihren Gedanken eine präzise und einfache Form zu geben. Und Frauen, die geneigt waren, ihr Fräulein mehr an sich heran zu ziehen, erklären, daß sie mit einer Hausgenossin nicht in ein näheres Verhältnis treten könnten, die nur ein „geistloses Pflanzenleben führen", „zweideutige Romane lesen und Gassenhauer pfeifen" wollen, oder — wenn es nicht so schlimm ist — doch ein ernsteres Gespräch zu führen, ein wissenschaftliches Buch zu lesen außer stande seien.

Daß es zumal unter den Hausbeamtinnen höherer Kategorieen auch viele feingebildete Damen giebt, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden.

Ebenso groß wie der Mangel an allgemeiner Bildung und zum Teil durch diesen hervorgerufen ist bei den jüngeren „Fräulein" der Mangel an Selbstzucht. Wer in ein fremdes Haus treten, sich in fremde Verhältnisse schicken, fremden Menschen sich unterordnen und dabei die eigene Würde in rechter Weise wahren will, muß über einen reichen Schatz von Lebenstakt, von Selbstbeherrschung und Selbständigkeit, von Geduld und Festigkeit verfügen, und wie oft giebt wohl die Erziehung unsern Töchtern auch nur die notwendigste Aussteuer an solchen Eigenschaften mit. — Wenn dann auf der neuen Stelle nicht alles so „reizend" ist, wie man es sich vorgestellt hat, so heißt es sofort: „Natürlich kann ich hier nicht bleiben; ich habe bereits gekündigt und bitte Sie, mir eine bessere Stelle zu besorgen." — Eine junge Dame, die mit voller Kenntnis der Verhältnisse in eine polnische Familie eingetreten ist, beklagt sich darüber, daß die Hausgenossen sich untereinander ihrer Muttersprache bedienen und erklärt, da sie — nach den ersten vier Wochen — die Sprache noch nicht beherrscht, sie werde dieselbe „partout nie begreifen," müsse daher sofort die Stellung aufgeben. Sehr herzbeweglich schildert eine junge Stütze ihre traurige Lage, wie sie ohne alle geistige Anregung, gleichsam auf „öder Insel im Weltmeer" vegetiere, um dann hinterdrein zuzugeben,

daß ihr abends zwei Zeitungen zum Lesen hingelegt würden, sie Klavier spielen könne und der Inhalt eines wohlgefüllten Bücherschrankes ihr zur Verfügung gestellt sei. — Das Mädchen nun gar, das — leider muß man fast sagen — aus einer besonders liebevollen Familie stammt, in der viel Streicheln und Schonen Sitte ist, hat selten Rückgrat genug, um das Heimweh und eine härtere Behandlung zu überwinden.

Nur wenige giebt es, die nicht jedes schnelle, unbedachte Wort als tödliche Beleidigung, jedes gleichgiltige Übersehen als beabsichtigte Kränkung auffassen, die es für eine Ehre halten, auf einem besonders schwierigen Posten auszuharren, die da sagen: „ich beiße die Zähne zusammen; ein Jahr wenigstens muß und werde ich aushalten," oder: „ich kann alles ertragen, wenn nur die Kinder an mir hängen, wenn ich fühle, daß ich etwas nützen kann." —

Es ist demnach wahr, die Hausbeamtinnen sind in vielen, vielen Fällen nicht genügend vorbereitet auf den Beruf, den sie ergriffen haben, nicht geschickt genug, ihre Pflichten zu erfüllen, aber sehen wir uns nun diese, das heißt die Anforderungen, die an die „Fräulein" gestellt werden, etwas genauer an, und ebenso — da werden wir freilich eine sehr scharfe Brille brauchen — ihre etwaigen Rechte.

Häufig ist es absolut nicht zu erlangen, daß diese Pflichten genau präzisiert werden. Man nimmt eben ein „Mädchen für alles" in der jugendlichen Helferin ins Haus und erwartet von ihr eine geradezu phänomenale Vielseitigkeit. In andern Fällen werden die Ansprüche, welche die Auftraggeber an die zukünftige Hausgenossin stellen, klar dargelegt; ihr Alter, Körperbeschaffenheit, Charakter werden bestimmt. Nur schade, schade, daß die Natur diese Idealgebilde sehr selten in Fleisch und Blut verkörpert und als Stellensuchende sich nahen läßt. Und erst die geforderten Leistungen! Da wird eine Dame gesucht, die den Haushalt selbständig leiten soll, weil die Frau des Hauses keine Zeit dazu habe, — ferner die Schularbeiten der ältesten Töchter zu beaufsichtigen — Kenntnis der französischen Sprache daher notwendig — dem jüngsten Mädchen, die sehr schwach begabt ist, den ersten Unterricht zu erteilen und die Wartung und Pflege des einjährigen Kindes zu übernehmen hat. — In einem andern Fall wurden hauswirtschaftliche Kenntnisse — auch zwei Zimmer sind in Ordnung zu halten — Fertigkeit im Schneidern, Maschinenähen, Glanzplätten verlangt und — eine gute musikalische Ausbildung, so daß der Musikunterricht der ältesten Kinder von dem Fräulein übernommen werden könnte. Bei dem gebotenen Gehalt von 150 Mark jährlich keine schlechte Spekulation, nur — daß feinere Stubenmädchen in der Regel nicht musikalische Ausbildung auf Konservatorien erhalten. In Provinzen, in denen das Konzessionswesen oder vielmehr Unwesen herrscht, wird es immer mehr Sitte, an Stelle der „geprüften" Erzieherinnen, die nicht ohne ein Gehalt von 450 Mark die Stelle annehmen würden, Kindergärtnerinnen erster Klasse, die Konzession zum Unterrichten haben, für, wenn es hoch kommt, 300 Mark zu engagieren. — Man schlägt da so hübsch verschiedene Fliegen mit einer Klappe. Die schulpflichtigen Kinder werden von dem Fräulein unterrichtet, die drei- und vierjährigen nach Fröbelscher Methode beschäftigt und unterhalten, das Kleinste gelegentlich gewartet und im Kinderwagen spazieren gefahren. —

Das sind vereinzelte Fälle unerhörter Ausbeutung, wird man sagen. Doch nicht. In der Regel ist die Liste der Forderungen eine so große, sind der Pflichten, die der jungen Hausbeamtin auferlegt werden sollen, so viele, daß man sich fragt, wie die Kraft eines einzelnen Menschen dazu ausreichen soll. — Und das Gehalt, das für diese völlige Hingabe von Kraft und Zeit geboten wird, ist häufig sehr gering; es reicht kaum für die notwendigsten Bedürfnisse und schließt die Möglichkeit aus, etwas für die Tage der Stellenlosigkeit, der Krankheit und des Alters zurückzulegen. —

Es begegnen uns auf dem Arbeitsmarkte häufig Anerbietungen von Stellensuchenden, in denen es heißt: „Gehalt nicht erforderlich," oder „Gehaltsansprüche gering, wenn nur freundliche Behandlung zugesagt wird". — Das sind ungesunde Anschauungen. Jede Arbeiterin ist ihres Lohnes wert; sie muß Gehalt verlangen und es ist thöricht, etwas Selbstverständliches, wie freundliche Behandlung, besonders zu

betonen. Aber diese Sorge wegen der Behandlung ist doch vielleicht nicht so unbegründet. Vereinzelte, wenn auch nicht allzu seltene Fälle von Brutalität und Roheit dürfen freilich nicht als typisch gelten, und nur vor einigen Häusern muß eine Warnungstafel aufgerichtet werden, die die unschuldige, unerfahrene Hausbeamtin zurückscheuchen soll, Häuser, in denen der eine Prinzipal das „Fräulein" energisch abküßt und auf ihren empörten Ruf: „Wie können Sie es wagen, mir das zu bieten," die höhnische Antwort hatte: „Es muß Ihnen doch eine Ehre sein, von Ihrem Herrn geküßt zu werden," der andere ohne jedes Liebeswerben der weißen Sklavin einfach befiehlt: „Lassen Sie heute Nacht Ihre Zimmerthür offen." — Nur müßten solche Vorkommnisse von der sogenannten guten Gesellschaft mehr als es bisher geschieht als Schandflecken betrachtet werden, an deren Austilgung jeder mitzuhelfen hat. —

Aber wie steht es da, wo so abscheuliche Dinge nicht geschehen, um die „freundliche Behandlung"? — Es ist eigen, wie viele sich von der seligen Vorstellung nicht losmachen können, der Mensch — auch die junge oder ältere Hausbeamtin — werde durch den Eintritt in die Dienstbarkeit ein vollkommenes Wesen. — Wir können empfindlich und heftig, langsam und phlegmatisch oder hastig und unüberlegt sein, das ist ja unser Temperament und ist unser Recht. Aber wir stehen starr vor Verwunderung, wenn wir bei unsern Untergebenen diese Charakterfehler finden. Wie kommen die denn dazu? und wie ist es möglich, daß sie sie nicht aufs schleunigste ablegen, wenn wir selbst auch nach jahrelangem Kampfe noch nicht damit fertig geworden sind? — So ist vielleicht getäuschte Erwartung der Grund, warum so viele Hausfrauen es an Geduld, Rücksicht und Teilnahme für die neue Hausgenossin fehlen lassen. Da kommt solch junges Ding aus dem Elternhause oder auch aus einer Familie, in der es sich wohlgefühlt hat; es übernimmt eine Menge von Pflichten, die ihm in den ersten Tagen gleich Wogen über dem Kopf zusammenschlagen; wieviel können ein herzlicher Empfang, ein liebevolles Wort für sie thun! Die gütige Herrin, die den Lieblingsspruch der aus weiter Ferne zu ihr kommenden Hausgenossin erkundete und ihn — von ihrer eigenen Hand gemalt — ihr in das Zimmer hängte, gab der Zagenden damit Vertrauen und Kraft, das schwere Einleben im fremden Lande tapfer zu überwinden; der freundlich gesinnte Prinzipal, der nicht das schlechteste Gefährt — wie das gewöhnlich geschieht — zur Abholung des „Fräuleins" nach der Bahnstation schickte, sondern einen hübschen Wagen mit warmen Decken sorglich ausgestattet, hat nicht nur die Füße der vor Aufregung und Kälte Zitternden neu belebt und erwärmt.

Ein Wort auch noch über den so viel begehrten und so selten gern gewährten Familienanschluß. Es herrscht über die Bedeutung des Wortes auf beiden Seiten oft eine falsche Vorstellung, und da giebt es dann von vornherein Mißstimmung und Aerger. Die Stellensuchende, die da meint, der ihr zugesagte Familienanschluß garantiere ihr die Stellung einer Tochter vom Hause, Teilnahme an der Geselligkeit in und außer dem Hause und dergleichen mehr, denkt durchaus verkehrt. Darum hat ja die Dame des Hauses sie engagiert, daß sie die Kinder nicht so häufig den Dienstboten überlassen müsse, daß sie in Ruhe im Wohnzimmer die Gäste unterhalten könne, während draußen ihre Stellvertreterin waltet. Auch darf sie sich nicht gekränkt fühlen, wenn die Prinzipalin ihr offen sagt: „Sie würden mich verbinden, Fräulein, wenn Sie sich in der Regel nach dem Abendessen auf Ihr Zimmer zurückziehen wollten. Es ist die einzige Stunde, in der ich mit meinem vielbeschäftigten Mann eine vertrauliche Aussprache haben kann." —

Der Familienanschluß ist dagegen doch wohl ein zu loser, wo das Fräulein zwar am Tische mitißt, aber am untersten Ende sitzt, so daß ihr nach den Kindern die Speisen gereicht werden; wo die Hausfrau nur gelegentlich beim Durchschreiten des Kinderzimmers ein paar Worte an sie richtet und beim gemeinsamen Ausgang sorglich bemüht ist, immer drei Schritte vorauszugehen. — Die liebenswürdige, feingebildete Dame aber, die niemals von „unserm Fräulein" spricht, sondern seiner stets wie jedes andern Mädchens ihrer Bekanntschaft als des Fräuleins E. mit dem Familiennamen Erwähnung thut, deren Töchterchen Fräulein E. Tante nennt, die der Stütze, welche natürlich an ihrer Geselligkeit nicht teilnehmen kann, Abwechslung und Vergnügen zu bereiten

sucht, wo es nur möglich ist, und von Herzen die Sorgen und Kümmernisse der treuen Hausgenossin mitträgt: sie hat diese der Familie allerdings innig verbunden, und solcher Anschluß hält fest in Freud und Leid, in guten wie in bösen Tagen. —

Solch ein Verhältnis kann sich freilich erst im Laufe der Jahre herausbilden. Für den Anfang genügt auch das einfache, klare Vertragsverhältnis. Tüchtige, geschulte Leistungen müssen von der einen Seite geboten werden, von der anderen bei verständigen Anforderungen eine ausreichende Entschädigung für die Hingabe an Kraft und Zeit. Nicht nur die Gehälter müssen erhöht, sondern auch manches andere als gerechte Forderung anerkannt werden. Die Hausbeamtin muß ein eigenes Zimmer haben — selbst, wenn sie in der Nacht bei den Kindern schläft, — damit sie im Laufe des Tages, und sei es auf Augenblicke, allein sein kann, ihre Mienen nicht zu beherrschen, ihre Thränen nicht zurückzudrängen braucht; sie, die nicht einmal wie die kaufmännisch Angestellte die Sonn- und Feiertage frei hat, sollte in jedem Jahre einen Urlaub erhalten, eine Zeit der Ausspannung von Arbeit und Verantwortlichkeit. — Die Kündigungsfrist muß auch für sie festgesetzt werden, denn, wenn auch nicht viele so witzige Antworten auf die betreffende Frage in Bereitschaft haben, wie: „Wir sind nicht verheiratet; wenns nicht paßt, gleich raus,“ so handeln doch viele Prinzipale nach dieser Anschauung. Halten dann auch die Hausbeamtinnen an der gesetzlichen Kündigungsfrist fest, machen beide Teile sich mit der Natur eines gegebenen Wortes (man muß leider oft denken, daß sie dem weiblichen Geschlecht unbekannt sei) bei Engagements vertraut, so könnte eine sichere Grundlage für die Stellung „unseres Fräuleins“ leicht gefunden werden.

Auf dieser Basis wird dann mit Erfolg weiter gebaut, ein schönes, richtiges Verhältnis aufgerichtet werden, wenn man von beiden Seiten die rechten Bausteine herzuträgt, mit Ernst und Gerechtigkeit das alte Wort zu verwirklichen bestrebt ist: Jedem das Seine.

„Pech.“

Skizze

von

Tschechow.

Aus dem Russischen übersetzt von M. Beßmertny.

Nachdruck verboten.

Der Drechsler Gregor Petrow ist im ganzen Umkreise als vortrefflicher Handwerker, aber als liederlicher Bauer bekannt. Jetzt fährt er mit seiner schwerkranken Frau ins Bezirks-Krankenhaus. Er hat ungefähr dreißig Werst zu fahren, und der Weg ist entsetzlich. Kaum daß ein strammer Postkutscher sich durcharbeiten würde, geschweige solch ein schwerfälliger Bärenhäuter wie Drechsler Gregor!

Kalt und schneidig jagt der Wind ihm ins Gesicht. Wohin man blickt, nichts als Schnee, der in hohen Säulen aufwirbelt und stöbert, so daß man zuletzt nicht weiß, kommt der Schnee von oben oder von unten. Der schneeige Nebel verhüllt Wald und Feld und selbst die Telegraphenstangen. Ab und zu stürzt sich solch ein starker Schneewirbel auf Gregor, daß er sogar das Kummet am Schlitten aus dem Auge verliert.

Die hinfällige, altersschwache Stute kann sich kaum weiter schleppen. Alle ihre Kräfte sind erschöpft durch das mühsame Herausziehen der Beine aus dem tiefen Schnee und das beständige Recken des Halses. Der Drechsler eilt. Unruhig springt er ab und

zu vom Schlittenbock, ſteigt wieder auf und peitſcht erbarmungslos den armen Pferderücken.

„Du, Matrjona, wein' nicht!“ brummt er — „gedulde dich noch ein Weilchen! So Gott will, ſind wir bald im Krankenhaus, dann hört dein Leiden auch bald auf . . . Pawel Iwanowitz, der Doktor, giebt dir irgendwelche Tröpfchen, läßt dir zur Ader oder reibt dir mit Spiritus oder Salbe die Seite — kurz er zieht dir den Schmerz ab! Oho, wer kennt nicht Pawel Iwanowitz! Er ſchreit, tobt, ſtampft mit den Füßen, aber — bemühen wird er ſich doch! Ein ganz prächtiger, herablaſſender Herr, Gott ſchenke ihm Geſundheit . . . Kaum ſieht er uns aus dem Fenſter kommen, ſo macht er den ſchönſten Radau. ‚Was, höre ich ihn ſchreien, warum kamt ihr nicht zur rechten Zeit? Bin ich dazu da, um mich den ganzen Tag mit euch herumzuplagen? Des Morgens empfange ich, jetzt ſchert euch zum Teufel!‘“

Immer heftiger peitſchte der Drechsler auf das arme Tier los, und ohne nach ſeiner Alten ſich umzuſehen, ſetzte er brummend ſeinen Monolog fort: „Ich aber werde ganz unterthänigſt ſagen: Herr Doktor . . . Pawel Iwanowitz . . . ſo wahr ich mich vor Ihnen bekreuze, noch vor Tagesanbruch fuhr ich von Hauſe . . . aber wie kann eines zeitig kommen, wenn der liebe Herrgott und die Mutter Gottes in ihrem Zorn ſolch ein Schneegeſtöber herunterſenden? Geruhen Sie mal herauszuſchauen — ein anſtändiges Pferd könnte nicht herauskriechen und meines — meines iſt ja gar kein Pferd, es iſt eine Schindmähre. Da ſchreit der Doktor wieder, die Augenbrauen zuſammenziehend: ‚Wir kennen euch! Ihr findet ſtets Ausreden, und dich, Griſchka, kenne ich nun längſt! So etwa fünfmal biſt du wohl an die Schenke 'rangefahren.‘ Aber, Euer Gnaden — antworte ich ihm . . . bin ich denn ein Spitzbube, ein Antichriſt? Meine Alte ſtirbt mir ſchier unter den Händen, und ich werde Schnapsreiſen machen? Hol' der Teufel die Schenken . . . Das überzeugt den Doktor, daß ich wahr geſprochen. Er befiehlt ſofort dich ins Krankenhaus zu führen. Ich falle ihm zu Füßen . . . wir danken Ihnen gehorſamſt, Herr Doktor. Da ſieht er mich an, als wenn er mich umbringen wollte und brüllt: ‚Statt mir zu Füßen zu fallen, ſollteſt du Eſel keinen Schnaps ſaufen und lieber an deine Alte denken! Rädern ſollte man dich!‘

Gewiß, rädern! Ganz wie Sie befehlen, Herr Doktor! werd' ich ſagen, aber wie ſoll ich Ihnen nicht zu Füßen fallen, wenn Sie doch unſer Wohlthäter ſind! Eure Hochwohlgeboren . . . wahrhaftig . . . und . . . ſpuckt mir in's Geſicht, wenn ich lüge . . . ſobald nur meine Alte geſund wird, dann haben Sie nur zu befehlen; alles mache ich für Sie! Ein Cigarrenhalterchen aus Königsbirke — Kugelchen zum Croquet — oder Kegel — ich kann es ſchön genug ſchnitzen, ſchöner wie man es im Auslande bekommen kann — und keinen Kopeken nehme ich von Ihnen! Für ſolch ein Cigarrenhalterchen würde man in Moskau Ihnen vier Silberrubel abnehmen, ich werde aber keinen Kopeken nehmen! Darauf wird der Doktor lachen und ſagen: ‚Schön, ſchön, ich danke dir! Schade nur, daß du ſolch ein Trunkenbold biſt!‘

Nun, mein Alterchen, verſtehe ich mit Herrſchaften umzugehen? Der Herr iſt noch nicht geboren, mit dem ich nicht zu reden verſtände! Wollte Gott uns erſt aus dem Walde herausführen! Ach, wie das jagt und peitſcht! Die Augen ſind ſchon wieder ganz vollgeſtreut!“

So murmelt der Drechsler ohne Ende. Er plaudert und plaudert, er weiß ſelbſt nicht recht was, nur um ſein unbehagliches Gefühl zu betäuben. Der Mund iſt voller Worte, doch in ſeinem Kopfe wühlen noch weit mehr Gedanken und Fragen. Das Unglück traf den Drechsler unerwartet und ungeahnt. Er kann noch nicht recht zu ſich kommen, die Wirklichkeit begreifen und irgend einen Gedanken faſſen. Ganz harmlos lebte er bis jetzt, grade wie im trunkenen Halbſchlummer; er kannte weder Leid noch Freud, und jetzt fühlt er einen ſtechenden Schmerz im Herzen.

Der ſorgloſe Faullenzer und Trunkenbold kam auf einmal in die Lage eines beſchäftigten, ſorgenvollen, eiligen Menſchen, der ſelbſt mit der Natur kämpfen mußte. Er verfällt in Gedanken und beſinnt ſich: ſein Unglück begann geſtern Abend. Als er nach Hauſe kam — natürlich betrunken — begann er mit der Kraft der alten Gewohnheit zu ſchimpfen, zu toben und mit den Fäuſten um ſich zu ſchlagen.

Da aber ſah ſeine Alte ihn an, wie noch nie zuvor. Gewöhnlich hatten ihre altersſchwachen Augen den Ausdruck eines Märtyrers, ganz demütig und ergeben, wie ihn Hunde auch manchmal zeigen, die geſchlagen und ſchlecht gefüttert werden. Jetzt dagegen hatte ſie einen unbeweglichen, finſtren Blick, wie Heilige auf den Bildern oder Tote ihn haben. Da, da — mit dieſem harten, vorwurfsvollen Blick begann aber ſein Leid! Der heruntergekommene Drechsler erbettelte ſich leihweiſe das Pferd des Nachbars und führte ſeine Alte ins Krankenhaus, in der Hoffnung, daß der Arzt durch Pulver und Salben ihr den früheren Blick wieder verſchaffen werde.

„Hör, du, Matrjona, hm,“ murmelte er, „ſollte der Doktor dich fragen, ob ich dich je geſchlagen habe, ſo ſage: niemals! Und ich werde dich auch ſicher niemals mehr ſchlagen. Ich ſchwöre es dir beim Kreuz! Hab ich dich denn überhaupt je aus Bosheit geſchlagen? Ich ſchlug ja nur ſo zum Zeitvertreib! Sieh, ich hab Mitleid mit dir — führe dich — plage mich um dich — wer weiß, ob ein anderer das thäte — Herrgott, und wie das wirbelt und ſtöbert! Gott verhüte nur, daß wir vom Wege abkommen! Nun . . . wie iſt dir? Thut die Seite dir weh? Matrjona, ich frag dich doch, warum antworteſt du mir nicht? Thut die Seite dir weh?“

Der Drechsler ſieht ſich raſch nach der Alten um.

Warum thaut der Schnee denn auf ihrem Geſicht nicht auf? denkt er und fühlt, wie es ihn eiſigkalt überläuft über den Rücken und bis hinab zu den faſt erfrorenen Füßen. Bei mir thaut der Schnee doch und bei ihr . . . hm — ſonderbar! . . . Es ſcheint ihm wirklich ſonderbar, daß der Schnee auf ihrem Geſichte nicht thaut und komiſch, als ob ihr Geſicht ſich in die Länge gereckt und eine weiß-graue, ſchmutzig-wächſerne Farbe angenommen hat, und dabei ſieht ſie ſo ſtreng und ernſt aus.

„Weißt du, Matrjona, du biſt dumm!“ — brummt der Drechsler. „Ich bin zu dir heute ſo gut und du? . . einfach dumm! Bald kehr' ich aber um und führe dich gar nicht zum Doktor!“

Der Drechsler läßt die Zügel ſinken und verfällt in Gedanken. Er will ſich nach der Alten wieder umſehen — und kann ſich unmöglich dazu entſchließen. Schauerlich! Sollte er wieder eine Frage an ſie richten und wieder keine Antwort erhalten? — Schauerlich! Schließlich faßt er Mut. Er will der Ungewißheit ein Ende machen. Er geht an die Alte heran und ohne ſie anzuſehen, befaßt er ihre Hand. Die erhobene Hand iſt eiskalt und fällt wie ein welker Stengel herab.

„O, ſie iſt wohl tot! Das hat mir noch gefehlt!“

Und der Drechsler weinte. Er fühlte weniger Schmerz als Ärger. Wie ſchnell doch alles in dieſer Welt zugeht! denkt er. Kaum daß er begonnen hat mit ſeiner Alten zu leben, ſich mit ihr auszuſprechen, ſie zu bedauern, da iſt ſie auf einmal auch ſchon tot! Vierzig Jahre waren ſie verheiratet geweſen, doch die vierzig Jahre vergingen wie ein Nebel. Vor ſteter Trunkenheit, Not und Schlägerei fühlte man kaum das Leben! Und gerade jetzt mußte ſeine Alte wie zum Poſſen ſterben! Grade jetzt, wo er fühlte, daß er ſie gern hat, daß er ohne ſie nicht leben kann und daß er ihr ſchrecklich unrecht gethan hat! „Ja, ja, ſie ging betteln!“ entſinnt er ſich. „Ich ſelbſt ſchickte ſie doch zu fremden Leuten Brot betteln! — Aber welch' ein Pech — hätte ſie nur noch zehn Jährchen gelebt, ſie hätte doch eingeſehen, daß ich nicht ſolch . . . einer . . . bin!“

„Heilige Mutter Gottes! Wohin fahr' ich denn eigentlich? Jetzt gilt es nicht zu kurieren, aber zu begraben! Umkehren!“ Er wendet um und peitſcht mit aller Macht auf das arme Pferd. Der Weg wird mit jeder Minute ſchlimmer. Es ſtäubt ihm in die Augen, er ſieht das Kummet nicht mehr; bald fährt er gegen eine junge Tanne, bald zerkratzt ein dunkler Gegenſtand ihm die Hände. Es flimmert ihm vor den Augen, und das ganze Feld verwandelt ſich in einen weißen Wirbel von Schneeflocken.

„Wer doch wieder von vorne das Leben anfangen könnte!“

Es fällt ihm ein, daß Matrjona vor vierzig Jahren ein junges, hübſches, munteres Mädchen von einem reichen Bauernhof war. Sie wurde an ihn verheiratet, weil man großes Vertrauen auf ſeine Tüchtigkeit ſetzte. Alles war dazu angethan, ein gutes, friedliches Leben zu führen

doch leider hat er nach der Hochzeit ſich betrunken auf die Ofenbank geworfen und iſt bis jetzt noch nicht erwacht! Das war das Unglück! Er entſinnt ſich noch der Hochzeit — doch was nachher geſchah — und wenn man ihn totſchlagen ſollte — er wüßte nichts mehr zu ſagen, als daß er trank, ſchlief und ſich herumprügelte. So vergingen vierzig Jahre und waren verloren!

Die weißen Schneewolken werden grau. Es tritt die Dämmerung ein.

„Wohin fahre ich? Ich muß doch zur Beerdigung — und fahre ins Krankenhaus! Bin ich denn ganz verrückt?“

Er wendet wieder um, und Hieb auf Hieb trifft das arme Pferd. Die Stute ſpannt alle ihre Kraft an und läuft wiehernd in mäßigem Trabe. Der Drechsler holt immer wieder mit der Peitſche aus; von hinten hört er deutlich ein Geräuſch ... er ſieht ſich aber nicht um ... er weiß genau, es iſt der Kopf der Toten, der an den Schlitten ſchlägt beim raſcheren Fahren ... Die Luft wird dichter und dunkler, der Wind kälter und ſchneidender.

„Wer doch wieder von vorn das Leben beginnen könnte! Hübſche neue Inſtrumenterchen wollt' ich kaufen, Aufträge annehmen ... alles Geld meiner Alten abgeben ... Das fehlt auch noch!“ Er verliert die Zügel, ſucht ſie, will ſie aufheben, aber die Hände ſind ſteif wie Holz, und er kann die Zügel nicht faſſen.

„Ganz gleich!“ denkt er — „das Pferd wird auch ſo den Weg finden! Ich will mal ein wenig ſchlafen, ach ja, ſchlafen ... bis zur Beerdigung oder bis zur Totenmeſſe!“

Der Drechsler ſchließt die Augen und ſchlummert. Bald merkte er, daß das Pferd ſtehen bleibt. Er öffnet die Augen und ſieht etwas Dunkles, ähnlich einer Hütte vor ſich. Er will abſteigen und erfahren, wo er ſich befindet — doch im ganzen Körper liegt ſolch eine Erſchlaffung, daß er lieber erfrieren will, als ſich von der Stelle rühren. Bewußtlos ſchläft er ein.

Er erwacht in einem großen Zimmer mit weiß geſtrichenen Wänden. Durch die Fenſter ſtrömt helles Sonnenlicht. Er ſieht Menſchen vor ſich und will vor allen Dingen ſich als anſtändiger und umſichtiger Ehemann zeigen.

„Brüderchen,“ ſagt er, „möchte dem Pfarrer Beſcheid ſagen, daß er eine kleine Seelenmeſſe leſe“ ...

„Schon gut, gut! Liege nur ſtill!“ unterbricht ihn da irgend einer.

„Himmel, Doktor — Ihre Stimme! Wohlthäter — Euer Hochwohlgeboren ...“ er will aufſpringen und dem Doktor zu Füßen fallen, aber ſeine Hände und Füße bleiben regungslos.

„Eure Gnaden — wo ſind denn meine Füße und Hände?“

„Verabſchiede dich von deinen Füßen und Händen! Du haſt ſie abgefroren! Nun, weine nicht! Haſt doch wohl ſchon deine ſechzig Jahre gelebt!“

„O, welch ein Pech! Sagen Sie Herr Doktor, heißt das nicht Pech haben? Verzeihen Sie großmütigſt ... aber Täubchen, Doktorchen, — könnt ich nicht noch fünf, ſechs Jährchen leben?“

„Wozu? —“

„Das Pferd gehört ja nicht mir, ich muß es dem Nachbarn abgeben ... dann — meine Alte begraben ... Herr Gott, wie raſch geht das alles in dieſer Welt! Herr Doktor, ein Cigarrenhalterchen aus Königsbirke — wie's ſchöner nicht zu finden iſt ... und ... Croquetkügelchen ...: das alles drechsle ich Ihnen ...“

Der Doktor macht eine abwehrende Handbewegung und, langſam den Krankenſaal verlaſſend, ſagt er leiſe: „fahr' wohl, armer Drechsler!“

Ferienkurse in Jena.

Von

Margarethe Henschke.

Nachdruck verboten.

Soeben werden die Prospekte über die diesjährigen Ferienkurse in Jena veröffentlicht.[1])

Wie haben sich die Zeiten verändert! Noch im Jahre 1883 konnte Professor Lazarus in seiner Trauerrede für Miß Archer, die unvergeßliche Begründerin des Viktoria-Lyceums zu Berlin, die einzigartige Bedeutung dieser Anstalt etwa mit den Worten zeichnen:

„Was ist das Viktoria-Lyceum? Eine Oase in der Wüste!" Und so war es damals. Dort — man kann fast sagen: nur dort — wurde den durstenden, den geistig verschmachtenden Frauen der erfrischende und kräftige Trank aus dem Born der Wissenschaft gereicht. Ja, wie vereinzelt, wie dürftig ausgestattet waren damals die höheren Lehr- und Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht! Das ist inzwischen anders geworden. Die verschiedenartigsten Organisationen sind in den meisten größeren Städten Deutschlands entstanden. Da haben wir „wahlfreie Kurse" in unmittelbarem Anschluß an die Mädchenschule, da kommen Fortbildungs- und Jugendkurse aller Art dem Bedürfnis des nachschulpflichtigen Alters entgegen, da werden Vorbereitungskurse für soziale Hilfsarbeit eingerichtet, in denen dem weiblichen Geschlecht systematische Belehrung und Anweisung für die humanen Aufgaben der Zeit erteilt wird. Und neben all den Vortragscyklen für Damen, die in buntester Mannigfaltigkeit fast alle Gebiete menschlichen Wissens berühren, finden wir die langersehnten wissenschaftlichen Unterrichtskurse für Lehrerinnen mit festem Plan und festem Ziel. Frauen-Gymnasien und Gymnasialkurse werden in deutschen Städten gegründet; schon stehen die Pforten der Universität offen, um die Frauen, wenn auch leider immer nur noch als Gäste, nicht als gleichberechtigte akademische Bürgerinnen, in ihre Hörsäle aufzunehmen.

So erfreulich das alles ist, eine neue Schwierigkeit erwächst aus dieser neuen Situation. Hatten wir früher die „Wüste", so haben wir jetzt das Chaos. In diesem chaotischen Durcheinander ist es jedoch für den einzelnen nicht leicht, sich zu orientieren und das ihm Gemäße herauszufinden. Was aber den Lehrerinnen (und auch den Lehrern) vor allem not thut — mehr als alles Einzelwissen in Einzelfächern — *das ist eine vertiefte pädagogische Bildung*. Von dieser Überzeugung ausgehend, möchte ich mir gestatten, die Aufmerksamkeit unserer Lehrerinnen auf die *Jenenser Ferienkurse* zu lenken.

Nicht jede Lehrerin wird in der Lage sein, sich der mehrjährigen Vorbereitung zum Oberlehrerinnenexamen zu unterziehen oder von der endlich errungenen Erlaubnis zum Besuch der Universitätsvorlesungen Gebrauch zu machen; aber wohl jede Lehrerin ohne Ausnahme fühlt schmerzlich die Lücken ihres Wissens und Könnens und sehnt sich nach Anregung und Anleitung zu eigener wissenschaftlicher Arbeit. Doch gerade bei der Fülle der heutigen Bildungsgelegenheiten wird nicht immer das Richtige gewählt. Leicht kommen selbst die strebsamsten Lehrerinnen in die Gefahr, bald dies, bald jenes zu versuchen, einem gewissen Irrlichterieren auf geistigem Gebiet zu verfallen.

Im Gegensatz hierzu bieten die Jenenser Ferienkurse eine Auswahl von Lehrfächern, die für jeden Lehrer und jede Lehrerin, ohne Unterschied, die grundlegenden sein sollten. Der Pädagogik und den verwandten Disziplinen wird dort eine Pflege zu teil, wie an keiner anderen Lehrstätte Deutschlands. Steht doch auch an

[1]) Dieselben werden am 2. August eröffnet; Schluß am 14. resp. 21. August. Anmeldungen nehmen entgegen Herr Prof. Detmer und Herr Prof. Rein in Jena.

der Spitze des Unternehmens neben Professor Dettmer Professor Rein, auf dessen hervorragende pädagogische Wirksamkeit erst hinzuweisen wohl überflüssig sein dürfte. Sein Name ist nicht nur in den pädagogischen Kreisen Deutschlands, sondern auch des Auslandes wohl bekannt. Für die einzelnen Lehrfächer sind vorzügliche Kräfte gewonnen. Die Organisation ist ebenso einfach wie praktisch. Es wird in jedem Einzelfach täglich eine Vorlesung gehalten und zwar so, daß die Teilnahme an allen Fächern einer Gruppe möglich ist. Die pädagogische Gruppe umfaßt nach dem diesjährigen Prospekt folgende Fächer: Allgemeine Physiologie; physiologische Psychologie; Schulhygiene; Einleitung in die Philosophie; allgemeine Didaktik; spezielle Didaktik mit praktischen Übungen; Theorie des Handarbeitsunterrichts. Die planvolle Auswahl der einzelnen Unterrichtsfächer, ihre enge Zusammengehörigkeit, ihre Gruppierung um einen idealen Mittelpunkt: die erziehliche Aufgabe des Lehrers — das alles wirkt in einem Grade fördernd, wie man es von 14tägigen Kursen kaum erwarten sollte. Wenn irgendwo, so findet hier die Herbartsche Lehre von der Konzentration des Unterrichts, von dem gewaltigen Einfluß eines festgeschlossenen, einheitlichen Vorstellungskreises ihre glänzende Illustration. Wir werden hier unwiderstehlich in diesen Gedankenkreis hineingezogen, der uns auch nicht losläßt, lange nachdem wir die Kurse verlassen haben.

An sich nicht weniger interessant, nur nicht von so spezieller Bedeutung gerade für die Lehrerwelt, sind die anderen Kurse: Sprachkurse und deutsche Litteraturgeschichte für Ausländer, Religionsgeschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte. Nur für Männer (für Lehrer der Naturwissenschaften an höheren Lehranstalten) sind die Kurse in Astronomie, Botanik, Physik und Zoologie bestimmt.

Einem Bedenken möchte ich noch begegnen. Sollen die Lehrerinnen nach der anstrengenden Berufsarbeit des Jahres nun auch noch ihre Ferien oder mindestens einen Teil derselben einer neuen Arbeit opfern? Ist denn nicht vollkommene Muße, das freie Streifen in Wald und Feld ihr Recht, ja gewissermaßen eine Pflicht der Selbsterhaltung? Nicht jedes paßt für jeden. Gewiß wird für unzählige nach ihrer angreifenden Schulthätigkeit, nach aller trockenen Büchergelehrsamkeit das vollständige Ausspannen und Ausruhen an irgend einem stillen Fleck in Gottes schöner Welt ein unabweisliches Bedürfnis sein. Aber eben so gewiß werden andere, die während der Jahresarbeit vor allem den Druck empfinden, immer geben zu müssen, geradezu beglückt sein, auch einmal wieder empfangen zu dürfen; nach der Verantwortlichkeit des Lehrens fühlen sie doppelt freudig die Lust des Lernens; nach der Anstrengung, sich immer zu dem Niveau des Schülers herabzulassen, ist es ihnen eine Wohlthat, selbst zu einem höheren Niveau emporgehoben zu werden, und die geistige Erfrischung, die ihnen hier zu teil wird, wirkt belebend und erfrischend auf ihren ganzen Organismus ein. Dazu kommt der anregende Verkehr mit den Kursisten, Lehrern und Lehrerinnen aus aller Welt, dazu kommen die gemeinsamen Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung der anmutigen Saalestadt, die tausend lieben und interessanten Eindrücke, die dieser erinnerungsreiche Boden uns auf Schritt und Tritt gewährt — so ist neben dem Ernst wissenschaftlicher Arbeit auch für körperliche Erholung, für seelische Erfrischung und Erhebung die reichste Gelegenheit geboten.

Wo aber die Ferienzeit mit den Jenenser Kursen nicht zusammenfällt, wie in unsern östlichen Provinzen, da sollte von den Schulleitungen den sich darum bewerbenden Lehrerinnen ein 14tägiger Urlaub nicht versagt werden. Kommt doch jede gesteigerte Berufstüchtigkeit und Berufsfreudigkeit der Lehrenden der Schule selbst zu gute!

Auch auf einen praktischen Punkt sei mir gestattet hinzuweisen. Bei 10 Mark wöchentlicher Miete oder 25 Mark wöchentlich für volle Pension ist man in Jena trefflich aufgehoben. Die kleinstädtische Gemütlichkeit zeigt sich hier von ihrer besten Seite. Von allen Teilnehmerinnen der vorjährigen Ferienkurse wurde das liebenswürdige Entgegenkommen ihrer Wirtinnen rühmend und dankbar hervorgehoben.

Möchten recht viele unserer deutschen Lehrerinnen in diesem Sommer der freundlichen Einladung nach der stillen Musenstadt an der Saale, nach der kleinen Stadt mit ihren großen Erinnerungen, Folge leisten. Sie werden es nicht bereuen.

Erwerbsthätigkeit.

Erwerbsmöglichkeiten für Frauen.

Nachdruck verboten.

Unter diesem Titel ist vor kurzem bei Franz Ebhardt u. Co. (Berlin W. 50, Preis 2,60 M.) ein Buch von Frau Eliza Ichenhäuser erschienen, mit dem weiten Kreisen ein wirklicher Dienst geleistet ist. Es ist in der That, was es zu sein verspricht: ein praktischer Ratgeber für erwerbsuchende Frauen in allen Angelegenheiten der Vorbildung, der Anstellung und der sozialen Selbständigkeit. Frau Ichenhäuser kennt ihr Gebiet gründlich und hat keine Mühe gescheut, ihre Angaben in Bezug auf Vorbereitung ꝛc. zuverlässig zu machen, was bei dem steten Wechsel auf allen Erwerbsgebieten keineswegs leicht war. Das Buch führt nicht weniger als 140 Einzelberufe auf, trotzdem die Arbeiterin, die Handwerkerin und die Unternehmerin summarisch behandelt werden. Um einen Begriff von der Behandlung und Anordnung der einzelnen Berufe zu geben, bringen wir mit gütiger Erlaubnis der Verfasserin einen der Artikel hier zum Abdruck.

Die Krankenpflegerin.

Werdet Krankenpflegerinnen! ist ein Ruf, der an die große Anzahl berufloser Frauen oft ergeht und zwar gerade von jener Seite, die mit diesem Rat gleichzeitig die Thüre anderer Berufe vor den Frauen fest verschließen möchte.

Daß die Krankenpflege ein schöner, ja erhabener Beruf ist, wird allseitig anerkannt, die Erkenntnis jedoch, daß gerade weil er dies ist, unmöglich der oder die erstbeste dafür auch geeignet ist, ist den wenigsten aufgegangen.

Wer sich der Krankenpflege widmen will, muß sich doppelt und dreifach prüfen, ob er für dieses Amt auch geeignet ist. So gut man zur Kunst Talent, zur Schriftstellerei Geist, zum Lehrberuf pädagogische Anlagen haben muß, so gut müssen zum Krankenpflegerberufe ein echtes Samariterherz und große Opferfähigkeit vorhanden sein. Ja, sie sind hier vielleicht unentbehrlicher, als das Talent zur Kunst u. s. w., weil man in Kunst, Schriftstellerei und anderen Berufen nur sich selbst schädigt, wenn man den unrichtigen Beruf gewählt hat, indem man einfach in demselben nicht vorwärts kommt, in der Krankenpflege aber nicht allein sich selbst, sondern auch die große Zahl jener armen Patienten schädigt, die dem Betreffenden in Pflege übergeben wurden. Sie, die Unschuldigen, müssen darunter leiden, daß jener oder jene sich über sich selbst getäuscht haben.

Ganz besonders nahe lag die Gefahr dieses Irrtums in der bisher üblichsten Form der Krankenpflege, nämlich in der Krankenpflege in den bezw. durch die Diakonissenhäuser. So unendlich großen Segen sie auch verbreitet haben, seit Pastor Fliedner das erste derselben im Jahre 1836 in Kaiserswerth am Rhein begründete, — aus dem über sechzig Mutterhäuser hervorgegangen sind, die über ganz Deutschland und zum Teil sogar im Ausland verstreut sind, — so ist es doch nicht zu leugnen, daß ihre Organisation, bezw. ihre Bedingungen, manche erhebliche Fehler aufweisen. Das Vorbild der Mutterhäuser ist die Familie, aber der Zwang, den das Oberhaupt der Familie gewöhnlich ausübt, erstreckt sich heute meistens nur bis zu dem Alter, in dem die Kinder majorenn werden, bei den Mutterhäusern jedoch währt er stets; die Diakonissen bleiben in steter Abhängigkeit von demselben, sie dürfen weder über sich selbst, noch über sonst etwas bestimmen, und das entspricht nicht mehr ganz den modernen Anschauungen über das Selbstbestimmungsrecht. Einer der wundesten Punkte scheint mir der folgende, auf den ich oben bereits anspielte, zu sein: Nach einer kurzen Probezeit muß die Betreffende, die sich zur Diakonisse ausbilden will und nicht eine Kaution zu stellen in der Lage ist, sich dem betreffenden Mutterhause auf eine Reihe von Jahren (etwa 6) verpflichten. Das ist insofern nicht richtig, als erstens jeder Zwang der richtigen liebevollen Berufsausübung hinderlich ist, und ferner als derjenigen, die sieht, daß sie sich getäuscht und den für sie falschen Beruf erwählt hat, eine rechtzeitige Umkehr unmöglich gemacht wird.

Digitized by Google

Diese und andere Fehler der Organisation der Mutterhäuser sind auch von anderer Seite längst erkannt worden, und man hat verschiedentlich andere Formen gesucht. Die letzte grundsätzlich neue Gestaltung der weiblichen Diakonie ist die des Evangelischen Diakonievereins. Der Begründer desselben, Dr. Friedrich Zimmer, hat die Bewegungen unserer Zeit erfaßt und will durch den Diakonieverein den Versuch machen, vermittelst der Diakonie an der Lösung der Frauenfrage mitzuarbeiten. Dies unterscheidet ihn von den anderen Organisationen der weiblichen Diakonie, die zwar indirekt, aber doch wohl niemals grundsätzlich an der Lösung der Aufgabe mitgeholfen haben, dem weiblichen Geschlecht als Ganzem zur wirtschaftlichen Selbständigkeit zu verhelfen.

Der evangelische Diakonieverein vermittelt zunächst die technische Ausbildung (dieselbe findet in Krankenhäusern statt und zwar kostenlos) und überläßt grundsätzlich die Form, in der die von ihm ausgebildeten Mitglieder Diakonie treiben wollen, ihrer eigenen Wahl; er leitet die Ausführung der Diakonie nicht selbst, wie die Fliedner'schen Diakonissenhäuser, sondern stellt dafür nur die technisch vorgebildeten Personen und überläßt es diesen ganz, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten, wenn sie wollen, zum Erwerb zu benutzen, oder wenn sie in die Diakonie, die geordnete Liebesthätigkeit einer christlichen Gemeinschaft eintreten wollen, sich ganz nach ihren Wünschen unter die Leitung eines Mutterhauses oder unter die kirchlichen Organe einer Einzelgemeinde (nach der Form von Pastor Rinck) oder einer Provinzialkirche (Mecklenburgische Organisation) zu stellen. Sein Unterschied von den übrigen Formen der Diakonie ist aber die volle Selbständigkeit der Berufsarbeiterinnen. Dabei schafft er in seinem Schwesternverband, in welchem die Schwestern sich gegenseitig stützen und durch Hilfs- und Pensionskassen ihre Zukunft sichern sollen, den ideellen und materiellen Rückhalt einer Berufsgenossenschaft[1]).

Während die Fliedner'schen Diakonissenhäuser und der Evangelische Diakonieverein kirchliche Gemeinschaften bilden und auf positiv kirchlicher Grundlage bauten, bilden die Schwestern vom roten Kreuz eine interkonfessionelle Gemeinschaft, die auf das Bekenntnis keinen Wert legt. Sämtliche Anstalten, die das rote Kreuz im weißen Felde führen, haben allerdings den äußeren Charakter und die Einrichtung der Diakonissenhäuser, auch die Ordenstracht, unterscheiden sich von jenen aber, wie gesagt, durch den interkonfessionellen Charakter; eine Ausnahme hierin macht das Clementinenhaus in Hannover, das auf Wunsch seiner Begründerin ebenfalls der Kirche seines Distriktes angegliedert ist.

Zum Eintritt in eines der Diakonissenhäuser ist durchschnittlich das Lebensalter zwischen 18 und 35 bis 40 Jahren erforderlich. Man hat an den Vorstand des betreffenden Diakonissenhauses — Name ist nicht erforderlich — ein versiegeltes Sittenzeugnis des Seelsorgers, ein Gesundheitsattest des Arztes, einen kurzen, selbstverfaßten Lebenslauf mit Angabe des Standes der Eltern, sowie ihre oder des Vormundes schriftliche Einwilligung in den Entschluß der Tochter und einen Tauf- und Konfirmationsschein einzusenden.

Einige Tüchtigkeit in Handarbeiten und anderen weiblichen Beschäftigungen ist erforderlich, auch muß die Aspirantin richtig deutsch sprechen und lesen, gut schreiben und rechnen können.

Jede in der Berufsarbeit unfähig gewordene Diakonisse wird von ihrem Mutterhause verpflegt. Jedes Mutterhaus erwartet von einer Diakonisse, daß dieselbe bei einem etwaigen Heiratsantrag den Rat ihres Vorstandes einhole „doch bleibt ihre Freiheit gewahrt, und das Mutterhaus entläßt die Schwester, wenn sie sich zur Ehe entschlossen hat, im Frieden mit seinem Segen".

In die Diakonieseminare des evangelischen Diakonievereins sind aufnahmefähig evangelische Jungfrauen, Frauen und Witwen im Alter von 20—35 Jahren, welche Mitglieder des evangelischen Diakonievereins sind. Persönliche Voraussetzungen der Aufnahme sind: christliche Gesinnung, ehrenhafter Charakter, unanstößiges Vorleben, Neigung und Begabung zum Diakoniedienst, körperliche Rüstigkeit, allgemeine Bildung, gemessen an der Fähigkeit, eigene Gedanken klar und geordnet in deutscher Sprache niederzuschreiben, und für die Pflegediakonie gründliche praktische Kenntnis der gesamten Hauswirtschaft. Die Anmeldungen sind für alle Abteilungen an den Vorstand des evangelischen Diakonievereins, Prof. Dr. Zimmer in Herborn, Bez. Wiesbaden, zu richten. Dem Gesuch ist außer Rückporto beizufügen: eine selbstverfaßte Lebensskizze, ein ärztliches Gesundheits- und ein pfarramtliches Sittenzeugnis, die Zeugnisse über etwaige frühere Stellungen und die Photographie der Bewerberin. (Schluß folgt.)

[1]) Siehe Näheres in „Der Evangelische Diakonieverein" von Prof. Dr. Zimmer, Verlag des Evangelischen Diakonievereins, Herborn.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Frau Anna Schepeler Lette** hat am 23. April d. J. auf eine 25jährige Thätigkeit als Vorsitzende des Lette-Vereins zurückblicken dürfen. Da die Fertigstellung dieser Nummer schon vor diesem Tage erfolgen mußte, so ist es uns leider nicht möglich, einen Bericht über seinen Verlauf zu bringen. Auf die hohen Verdienste hinzuweisen, die sich die Jubilarin um die Erwerbsthätigkeit der Frau und damit um die ganze Frauenbewegung erworben hat, würde völlig überflüssig erscheinen, wenn nicht vieles von dem, was sie zuerst in die Wege geleitet hat, heute, wo auch die kleinste Stadt irgend welche Ausbildung für Frauenerwerb zu schaffen sucht, ganz selbstverständlich und in das Gemeinbewußtsein übergegangen erschienen. So sei immer wieder darauf einmal hingewiesen, was wir dem Letteverein und seiner Leiterin, die in seltener Pflichttreue, Selbstaufopferung und mit klarem Verständnis ihrer Aufgaben fünfundzwanzig Jahre hindurch in Vollkraft gewirkt hat, verdanken. Sie wird diesen Dank aber auch an ihrem Ehrentage voll empfunden haben.

* **Die Eröffnung der Ausstellung des Vereins für verbesserte Frauenkleidung** in Berlin fand am 11. April, Leipzigerstraße 102, statt. Die Vorsitzende des Vereins, Frau Oberstlieutenant Pochhammer, wies in einer kurzen Ansprache auf das schnelle Anwachsen des Vereins hin und das Interesse, das er in weiteren Kreisen erregt habe, da er einem dringenden Bedürfnis der heutigen Frauenwelt entgegenkommt. Die Versammelten besichtigten sodann die Ausstellung, in der sich sämtliche zur Frauenkleidung nötigen Stücke vertreten fanden. Da war die Reformunterkleidung, die Hemdhose in stärkerem, sowie in äußerst feinem und weichem Gewebe, das Leibchen, der Brustgürtel als Ersatz des Korsetts (von Frau Prof. Albrecht konstruiert), die Rockhose und der kurze Rock, hier in einfacherer, dort in hocheleganter Herstellung. Zwei Radfahrerinnenkostüme seien erwähnt, die der Röcke nicht entbehrten und dadurch einen besonders ansprechenden Eindruck machten. Ebenso anmutend waren einige nach neuer Façon gearbeitete sehr hübsche Haus- und Straßentoiletten. Jedenfalls bewies schon diese beschränkte aber recht interessante Ausstellung, wie sich bei einer verbesserten Frauenkleidung hygienische und praktische Rücksichten sehr wohl mit Zierlichkeit und Ausprägung eines individuellen Geschmacks vereinen können.

* **Die Rechtskommission des Bundes deutscher Frauenvereine** hat dem Reichstag folgende Petition, betreffend den Entwurf eines Handelsgesetzbuches eingereicht. Der Reichstag wolle beschließen:

1. Daß in das Einführungsgesetz zum Handelsgesetzbuch eine Bestimmung aufgenommen werde, dahin gehend, daß die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches im § 1354 auf eine Handelsfrau keine Anwendung finden, wenn der Mann stillschweigend oder durch Unterlassen der Einspruchs-Eintragung in das Güterrechtsregister seine Einwilligung zu dem Handelsbetrieb der Frau beim Beginn desselben oder beim Beginn der Ehe gegeben hat, oder seine Zustimmung auf Antrag der Frau durch das Vormundschaftsgericht ersetzt worden ist.

2. In § 57 sind die Worte: „soweit die Natur des Betriebes es gestattet" zu streichen.

3. Dem § 64 Nr. 4 ist hinzuzufügen: wenn sich der Prinzipal, sein Stellvertreter oder ein sonstiger mit der Aufsicht betrauter Angestellter Thätlichkeiten, Ehrverletzungen oder unsittliche Zumutungen gegen den Handlungsgehilfen zu Schulden kommen läßt.

* **In Nürnberg** hat sich ein Komitee von 36 Damen, unter der Vorstandschaft der Pflege- und Krippenanstalt stehend, freiwillig der Aufgabe unterzogen, die vom Stadtmagistrat gesetzlich angeordnete Bewachung solcher Personen zu übernehmen, die sich mit der Pflege sogenannter Kostkinder befassen. Sie werden sich dauernd von dem Ergehen, der Verpflegung ꝛc. der ihnen nach Bezirken zugeteilten Kleinen überzeugen. Es ist leicht ersichtlich, welcher Segen auf diesem Gebiet durch das thatkräftige Eingreifen erfahrener, scharfblickender Frauen in einer so dicht bevölkerten Fabrikstadt, wie Nürnberg, geschaffen werden wird.

Digitized by Google

Hoffentlich findet das Beispiel in andern Großstädten Nachahmung.

* **Die Baronin Possaner von Ehrenthal** promovierte vor kurzem in Wien als erste Frau, welche den Doktortitel in Österreich erlangt hat. Sie hatte schon in Zürich den Titel eines Dr. med. erworben, mußte aber das Examen wiederholen, um auch in Österreich bestätigt zu werden.

* **Die Petersburger „Frauen-Gesellschaft zur gegenseitigen Unterstützung"** entfaltet ein sehr reges Leben. Die Unterstützung ist als materielle und intellektuelle im weitesten Sinne aufzufassen. Die Frau Dr. Schabanowa hält Vorträge über die „erste Hilfe bei Ohnmachten und verschiedenen Unglücksfällen", Mme. Litwinowa, Dr. phil., liest über die „Moralphilosophie" und Mme. Schepkina „über das Eindringen der Schulbildung in Rußland." Diese ersten neun Vorträge sollen fürs nächste Jahr zu einer Organisation im größern Stile führen und den Charakter von Kursen tragen zum Nutzen derjenigen lerneifrigen Frauen, die nicht die Möglichkeit haben, Universitätskurse oder sonstige höhere Bildungsanstalten zu besuchen.

* **Paris.** Zwei weibliche Assistenten des Fabrikinspektorats sind vom Generalrat des Seine-Departements neu angestellt worden. Über die Frage ihres Gehalts entspann sich eine lebhafte Debatte, bis schließlich ein Antrag, in Bezug auf die Remuneration keinen Unterschied der Geschlechter gelten zu lassen, mit schwacher Mehrheit durchging.

* **Totenschau.** Unerwartet starb am 23. April die Großherzogin **Sophie von Sachsen-Weimar**, die sich weit über ihr Land hinaus durch die großherzige Förderung, die sie der Litteraturforschung zu teil werden ließ, ein dauerndes Andenken gesichert hat. Obwohl eine niederländische Prinzessin, ist sie doch in Weimar zu einer ganz deutsch empfindenden Frau geworden, die den regsten Anteil an der Pflege der großen Überlieferungen des Weimarer Hofes nahm. Unermüdlich war sie auf dem weiten Gebiet der Wohlfahrtsbestrebungen thätig; allgemein war die Verehrung, die sie in Weimar genoß; ebenso allgemein die Trauer. Ihr Tod bedeutet für zahlreiche Anstalten, denen sie ihre thätige Teilnahme zugewandt hatte, einen unersetzlichen Verlust. — Am 1. April starb in Dresden, 87 Jahre alt, **Thekla von Gumpert**, in weiten Kreisen durch ihre Jugendschriften bekannt. Besonders „Herzblättchens Zeitvertreib" und das „Töchteralbum" sind in unzähligen Exemplaren verbreitet worden. Wenn sich auch mancherlei gegen die darin gegebene Lebensauffassung sagen läßt, so wird doch eins der Verfasserin nicht bestritten werden können: ein idealer Sinn und ein auf ernste Ziele gerichtetes Streben, das sie auch ihren jungen Lesern einzuflößen sucht. — Thekla von Gumpert wurde am 28. Juni 1810 in Kalisch geboren, war längere Zeit Erzieherin bei der Fürstin Luise Radziwill und beim Fürsten Czartoryski und verheiratete sich 1856 mit dem Legationsrat Franz von Schober, mit dem sie nach Dresden übersiedelte.

Bücherschau.

„Mia Holms Mutterlieder", illustriert von Adolf Münzer. (München, Albert Langen.) Jedes Blatt, daß sich ernsten Frauenbestrebungen, sowie solchen Frauenleistungen, die den Dilettantismus weit hinter sich lassen, zuwendet, sollte auch bedeutenden Arbeiten auf dem Gebiete der Kunst seine Beachtung zuwenden und die Öffentlichkeit von einem Ereignis auf diesem Gebiete in Kenntnis setzen.

Die Lyrik ist ja eigentlich der Dornenacker unserer heutigen Litteratur, der selten etwas anderes trägt, als Unkraut und Disteln. Deshalb möchte ich es als ein Ereignis bezeichnen, wenn die blaue Blume echtester Poesie sich gerade hier einmal erschließt.

Mia Holms Mutterlieder rühren und entzücken menschlich, fesseln künstlerisch und werden noch dazu mächtig unterstützt durch die hochmodernen, geradezu meisterhaften Illustrationen. Was für ein Wunder der Technik ist nicht allein die zarte Wiedergabe dieser stets dem Texte sich anschmiegenden, wuchtig ergreifenden, oder auch kaum hingehauchten Bilder.

Ich habe irgendwo gelesen, diese Lieder seien fromme, aber viele werden das nicht finden; denn nur an einer Stelle findet der Mutterschmerz den Weg zu der Gottesmutter, die das Schwert im Herzen trägt. Sonst ist Tod und Leben, Lust und Leid im edelsten Sinne menschlich aufgefaßt. Hie und da gesellt sich dazu ein tief bohrender, mehr sinnender als religiöser Mystizismus, namentlich in den visionären Erscheinungen des verstorbenen Kindes. Gerade hier, wo die Worte der Lieder zu den höchsten Flammen der Leidenschaft werden, schließt sich, wie ein diskret begleitender Klavierspieler, der Zeichner der Dichterin am zartesten an.

Ueberhaupt sind die sämtlichen Lieder durch und durch musikalisch und könnten, entsprechend komponiert und vorgetragen, erst den höchsten Genuß gewähren, den die Lyrik überhaupt zu bieten vermag.

Adine Gemberg.

„Das Museum“ (W. Spemann, Berlin und Stuttgart, Preis pro Lieferung 1 Mark), das zu Weihnachten schon seinen ersten Band zu 20 Lieferungen vollendet hatte, erobert sich mit jeder Nummer ein weiteres Publikum. Ganz Hervorragendes bietet wieder die zuletzt erschienene (fünfte) Lieferung des neuen Jahrganges. Das Lenbach'sche Bild von Kaiser Wilhelm I., die liebenswürdige Schadow'sche Marmorgruppe der Königin Luise und ihrer Schwester Friederike, sowie das Böttner'sche Bild der Königin Luise, das sich in Cassel im Schloß Bellevue befindet, sind Konzessionen an die Jahrhundertfeier, die in dieser geschmackvollen Auswahl sicher willkommen geheißen werden. Das Heft bringt außer einer Figur vom Tempel zu Regina und der Reiterstatue Konstantins von Lorenzo Bernini (Rom, Vatikan) noch ein vorzüglich ausgeführtes Doppelbild des Murillo: die unbefleckte Empfängnis, und eine höchst stimmungsvolle Landschaft von Jan Hackaert: die Eschenallee, die in der Reproduktion die reizvollen Kontraste von Licht und Schatten mit Naturtreue wiedergiebt.

„Jugenderinnerungen.“ Von Sonja Kowalewska. Aus dem Russischen übersetzt von Louise Flachs-Folschaneanu. (Berlin, S. Fischer, 3 Mark.) Wenn die Jugendgeschichte einer hochbedeutenden Frau schon an und für sich rege Anteilnahme weckt, so kommt bei Sonja Kowalewska hinzu, daß sie in der That etwas aus ihrer Jugend zu erinnern hat. Die Schilderung ihres Kindheitslebens in einem großen russischen Haushalt, die Darstellung der sechziger Jahre, in denen in Rußland der Kampf der „Alten“ mit den „Jungen“ begann und so manche Scene, in der das frühreife, erregte Kind die leidenschaftliche Frau vorahnen läßt, müssen lebhafte Anziehung üben.

„Gedanken eines Japaners über die Frauen,“ insbesondere die japanischen. Aus dem Japanischen übersetzt vom Verfasser Dr. Riotaro Hata. (Wien, A. Hartleben, Preis 2,25 Mark.) Das kleine Buch berichtigt unsere Gedanken über die Lebensweise japanischer Frauen in vielfacher Beziehung. Im ganzen zeigt es uns merkwürdig viel Vergleichspunkte mit Europa: ein Satz wie: „dreimal mußte die Frau Nachgiebigkeit üben, als Mädchen gegenüber ihren Eltern, als Frau gegenüber dem Manne und als Witwe gegenüber ihren Söhnen, und ihr ganzes Leben war damit erschöpft“, klingt uns garnicht so seltsam, so wenig wie: „die Vergnügungen beanspruchten die Männer für sich allein, den Frauen überließen sie nur die Unannehmlichkeiten des Lebens.“ Der Verfasser ist modernen Gedanken durchaus nicht unzugänglich; der Ausspruch: „eine Frau sollte stets imstande sein, ihren Erwerb selbst zu finden, selbst wenn sie eine hohe Stellung einnimmt und mit vielen Glücksgütern gesegnet ist“, erhebt diesen Japaner über manchen Europäer.

„Blätter für Haus- und Kirchenmusik“, herausgegeben von Professor Ernst Rabich. (Langensalza, Beyer u. Söhne. Monatshefte. Preis 3 Mark pro Semester.) Diese neue musikalische Zeitschrift vornehmen Stils, die sich schon durch ihre hochbedeutenden Mitarbeiter empfiehlt, wird sich voraussichtlich schnell einbürgern. Sie bringt kritische, biographische, methodische und musikgeschichtliche Abhandlungen, eine Fülle kleinerer Mitteilungen, Besprechungen neuer Musikalien, sowie wirklich wertvolle musikalische Beigaben. Die bis jetzt erschienenen drei Nummern machen einen sehr gediegenen Eindruck sowohl dem Inhalt als der Ausstattung nach.

„Frauengestalten in der Geschichte der Pädagogik.“ Kulturgeschichtliche Skizzen zur Frauenfrage von Karl Supprian. (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, Preis 4 Mark.) Das Buch enthält eine Reihe von Skizzen aus dem Frauenleben, soweit es mit der Geschichte der Pädagogik zusammenhängt, beginnend mit Vorchristlichem und Biblischem und mit den Hohenzollernfrauen schließend. Besonders eingehende Kapitel sind den wirklichen und erdichteten Frauen um Heinrich Pestalozzi und den Männern und Frauen aus der Zeit der religiös-sittlichen Erneuerung vor und nach den Freiheitskriegen gewidmet. Sie bringen manches treffende Urteil. Befremdend wirkt unter der Rubrik: „Schriftstellerisches“ die Empfehlung des Buches von Albert Goerth, das so vielfache und gerechte Verurteilung erfahren hat.

„Meister der Tonkunst.“ Ein Stück Musikgeschichte in Biographieen. Von Elise Polko. (Wiesbaden, Lützenkirchen und Brücking.) Nach dem Einleitungswort der Verfasserin soll das Buch, das in kurzen, lebendig geschriebenen Skizzen Mozart, Beethoven, Weber, Kreutzer, Marschner, Lortzing, Schubert, Mendelssohn, Schumann und Wagner behandelt, keinerlei musikalisch-kritische Analyse, kein streng chronologisches Aufzählen der verschiedenartigen Werke geben, sondern „ein einfacher Hinweis aus warmem Frauenherzen“ sein auf die Fülle von ernster Arbeit, die jene Meister hervorgebracht und die heilige Pflicht der Dankbarkeit. Als solcher dürfte er besonders im Kreise junger Mädchen einer günstigen Aufnahme sicher sein.

„Münchener Porträts.“ Nach dem Leben gezeichnet von Louise von Kobell. (München, C. H. Beck, Preis 2,50 Mark.) Es ist eine Reihe feiner Federzeichnungen, welche die Verfasserin uns bietet. Max von Pettenkofer, Franz von Lenbach, Franz Defregger, Hermann Lingg, Karl von Voit, Björnstjerne Björnson und andere, denen München Heimat ist oder Gastfreundschaft geboten hat, erfahren eine liebevolle und feinsinnige Würdigung.

„Krankenpflege.“ Handbuch für Krankenpflegerinnen und Familien von Dr. Julius Lazarus. Mit zahlreichen Abbildungen. (Berlin N., Julius Springer, Preis gebd. 4 Mark.) Das aus unmittelbarer Praxis hervorgegangene Buch soll für die Pflegerinnen ein Nachschlagebuch bilden für das, was sie in ihrer Lehrzeit theoretisch und praktisch gelernt haben, sowie für die Familien ein Handbuch, wenn es sich darum handelt, den Anordnungen des Arztes im Falle von Krankheit im Hause das nötige Verständnis entgegenzubringen. Es ist sehr übersichtlich angeordnet; unter die großen Abteilungen: Beschaffenheit des menschlichen Körpers, allgemeine Krankenpflege und Krankenbehandlung ist alles gebracht, was das Verständnis der Krankenpflege fördern und der praktischen Krankenpflege dienen kann. Die Abbildungen erleichtern das Verständnis wesentlich.

„Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert." Von Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau. (Jena, Gustav Fischer. Preis 50 Pf.) Sombarts vielbesprochene Schrift trägt das Motto: „Je ne propose rien, je ne suppose rien, j'expose." Und sie trägt es mit Recht. Sie bringt eine außerordentlich klare Darlegung der historischen Entwickelung des Sozialismus; sie lehrt die Bewegung begreifen „in ihrer notwendigen Bedingtheit, in ihrer kausalen Verknüpfung" und zeigt, daß sie nicht gemacht, sondern geworden ist. Eine interessante Chronik der sozialen Bewegung von 1750—1896 ist der Schrift beigegeben.

„Der häusliche Beruf und wirtschaftliche Erfahrungen." Von Lina Morgenstern. 5. Aufl. (Berlin, Verlag der Deutschen Hausfrauenzeitung). Von der verdienten Begründerin der Berliner Volksküchen erscheint hier schon in 5. Auflage ein praktisches Handbuch, aus dessen reichem Inhalt wir folgende Kapitel hervorheben: Die Frau in der Familie. Der häusliche Beruf. Buchführung. Einkauf. Warenkunde. Kredit. Wert geregelter Hausordnung. Erleichterung der Arbeit. Gute und schlechte Gewohnheiten. Der Einfluß der Jahreszeiten auf die Hauswirtschaft. — Unsere Wohnungen; sehr speziell ausgearbeitet ist hier die Einrichtung der Zimmer und Wirtschaftsräume. — Ueber Feuerungsanlage, Geschichte und Wert des Brennmaterials. Sehr eingehend sind die Kapitel über Kleidung und Behandlung der Wäsche. Neu hinzukamen: der Beruf der Landwirtin, Molkereibetrieb, Geflügelzucht, Aufzucht und Mästung der Haustiere, Obst und Gemüsegarten, Bienenzucht.

„Der Evangelische Diakonieverein." Seine Aufgaben und seine Arbeit. Von D. Dr. Friedrich Zimmer. 4. verm. Auflage. (Herborn, 1897, Verlag des Evang. Diakonievereins. Preis 1 M.) Daß das kleine, von uns bereits besprochene Büchlein innerhalb Jahresfrist die 4. Auflage erlebt, ist der beste Beweis für das mächtige Anwachsen des Vereins und die große Teilnahme, die er in weiten Kreisen zu gewinnen vermocht hat. Die neue Auflage bringt wesentliche Erweiterungen.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf., bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Unsere Lieblinge essen es gern.

Ein nahrhaftes und liebliches Gericht läßt sich leicht durch einfaches Kochen der Milch mit Mondamin bereiten. Eine solche Nahrung ist leicht verdaulich und reizt durch den eigenen Wohlgeschmack des Mondamin Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Es ist so ergiebig, daß nur wenig Mondamin zu nehmen ist und stellt sich daher nicht teurer als gewöhnliches Mehl. Bei Nahrung für Kinder und Kranke ist dieser Vorteil besonders gut angebracht. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. [29

Die Modenwelt

Gegründet 1865.

Maßgebendes und reichhaltigstes Blatt für Moden, Handarbeiten 2c.

Jährlich **24 Nummern,** enthaltend gegen 2000 Abbildungen von Moden und Handarbeiten, **24 Unterhaltungsblätter** mit Novellen 2c., **24 extragroße Beilagen** mit etwa 500 Schnittmustern, 400 Muster-Vorzeichnungen und über 50 naturgroßen Vorlagen für Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten, **12 große, farbige Modenbilder** und endlich **12 große farbige Moden-Panoramen** mit jährlich etwa 75 Figuren.

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 50 Pf. = 30 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche unserm alteingeburgerten Titel sich zugesellen — Probe-Nummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen: Berlin W., Potsdamerstr. 38. — Wien I, Operngasse 3. [25

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.
Berlin W., Mauerstr. 85. [18

Das herrlichste Naturgeschichtswerk I. Band, Vögel

wird **gratis** abgegeben von jedem Verkäufer des

echten Hausen's Kasseler Hafer-Kakao

von

Hausen & Co., Kassel. [22

Das nach D. R. P. hergestellte Präparat ist nur in Cartons *à 27 Würfel* (= 40—50 Tassen — in Stanniol à 1 M. in Apoth., Drogen- und besseren Colonialw.-Geschäften erhältlich. ***Magenleidende, Nervöse, schwächliche*** Personen u. Kinder können nichts besseres geniessen als ***Hausen's Kasseler Hafer-Kakao,*** wer denselben einmal genossen hat, geht nicht mehr davon ab.

„Die Königin Hortense.“ Nach den Aussagen ihrer Zeitgenossen von Joseph Turquan. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Zwei Bände à 3,60 Mark. (Leipzig, Schmidt u. Günther.) Wie die übrigen napoleonischen Werke des Verlags wird auch dieses gern gelesen werden, da es in feuilletonistischer Weise, also nicht ohne Zuhilfenahme der ausgestaltenden Phantasie, jene große weltgeschichtliche Epoche zeichnet, die immer noch lebhaftes Interesse erregt. Das Studium des intimen Lebens der Königin Hortense hat den Verfasser zu der Ueberzeugung gebracht, daß der so vielfach über sie ausgegossene Hohn und Spott berechtigter erscheint, als das Bedauern über ihr herbes Geschick, das sie doch zum großen Teil selbst verschuldete.

„The Doings of Raffles Haw“. By Conan Doyle. (Leipzig, Heinemann u. Balestier, M. 1,60.) Conan Doyle liebt es, unsre Phantasie ungewohnte, bisweilen unmögliche Wege zu führen. Ein Mann, der auf elektrischem Wege aus Blei Gold fabriziert, und eine Gouvernante indischer Abstammung, die einer Art Assassinen-Orden angehört, ist wahrlich genug für einen Band. Aber man muß ihm lassen, daß er zu spannen versteht, wenn auch von tieferer Charakteristik nicht die Rede ist.

Kleine Mitteilungen.

Wer seine Töchter für eine Zeitlang ins Ausland schicken will, um sich in fremden Sprachen zu vervollkommnen, ist häufig in Verlegenheit um die Wahl eines Pensionats. Uns wird warm die Pension einer Frau Pastorin Virieux in Crassier bei Nyon (Canton de Vaud, Schweiz) empfohlen, in der gründliche Kenntnisse, besonders im Französischen und Englischen erworben werden können und nebenbei — was in der französischen Schweiz nicht eben häufig der Fall ist — ein wirkliches Familienleben mit den Zöglingen geführt wird. Näheres unter der angegebenen Adresse.

Verlangen Sie den Katalog [14
der
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleider.

Frau Ferdinande Proskauer
ex Anna F. Proskauer,

Mädchen-Gymnasium zu Bremen.
Eröffnung im Oktober 1897.
Vierjähriger Kursus.
Frühestes Eintrittsalter das vollendete sechzehnte Lebensjahr.
Honorar 125 M. für das Halbjahr.
Pensionsvermittlung übernimmt das **Comité.**
Auskunfterteilung und Anmeldungen bis zum 1. Mai bei
Fräulein Dr. M. Plehn,
Bremen, Kohlhökerstr. 4.
Das Comité für das Mädchengymnasium. [51

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Pfaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheстraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen dess. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Eine Dame,
welche über Haushalt und häusliche Einrichtungen in moderner und unterhaltender Form zu schreiben vermag, wird behufs Mitarbeiterschaft an einer Monatsschrift um Aufgabe ihrer Adresse unter D. J. 200 in der Expedition dieses Blattes gebeten. [54

Butterick's Moden-Revue
Einmal benutzt — Immer verlangt!
Monatlich über 250 Abbildungen
nebst Beschreibungen der neuesten Moden, sowie 1 farbiges und 3 Tondruck-Modenbilder, ferner die neuest. Hüte, Handarbeiten, Modenberichte, Novelle.
Jahresabonnement 3 Mark
bei jeder Agentur für Butterick's Schnittmuster, sowie bei allen Buchhandlungen und Postämtern.
Verlangen Sie per Postkarte **Gratis-Probeheft**
von Ihrer Buchhandlung,
von obigen Agenturen,
oder von **Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.**

CACAO-VERO.
entölter, leicht löslicher
Cacao.
In Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei und Reinigung [3
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.
Färberei.

Siebig Company's
FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT.
J. Liebig
Jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.
Vereinsmitgl. des Deutsch. Lehrerinnen-Vereins Berlin und der Association of German Governesses London, genossen in der Anstalt 25% Rabatt.
Prospekte frei durch den langjährigen Anstaltsleiter **Ed. Fischer,** Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährter Hausbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.
Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's Verlag,** Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [10

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt, Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden — weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Das Platzierungsbureau von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahrgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [12

Triumph-Accord-Zither!
patent., hocheleg. u. solides Instrument. v. Jedem sofort spielbar, sechs Accorde, 25 Saiten, prächtig., voller Klang, mit sämtlichem Zubehör u. fünf Notenheften zus. ca. 100 Stücke enth., **nur Mk. 13,75** mit Verpackung gegen Nachn. Tägl. ungeford. Belobigung.
Richard Kox, Musikw., Duisburg.

Familien-Pension Kniesche
(I. Ranges). [32
Inhaberin: E. Joachimsthal a. D. Tochter,
Potsdamerstraße 35 II.
Beste Pferdebahnverbindung. Soulante Preise. Empfohlen durch Konsistorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast.

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Berwig,** [7
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

Familienpension Nordland
München, Schellingstraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [30

Wilhelmshöhe bei Cassel. Gossmann's Naturheilanstalt.
[illegible] gesunde Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschließend [illegible] Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: Dr. med. Meyenthal, Dr. med. Walser, Dr. med. [illegible] Sohn. Gossmann, Direktor. Zur Herstellung [illegible] „Handbuch der Naturheilkunde" von Dr. med. Walser (Verlag Enßlin, Reutlingen) [illegible] „Schweizerhaus". [illegible] Anfragen. Zeitgemäße [illegible] Wasserheilverfahren, Kur-Massage, [illegible] Inhalation, Kur-Gymnastik, [illegible] Diätkuren. [illegible] Pflegung, von M. 25.— an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen [illegible] durch die Direktion.
Gossmann's Naturheilanstalt.

Abonnementsbedingungen:

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,— Mark, bei direkter Zusendung:** In Berlin **2,—** Mark; im Inland **2,30** Mark; nach dem Ausland **2,50 Mark.**
(„**Die Frau**" ist in der Postzeitungsliste eingetragen **unter Nr. 2437.**)
Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiber-Straße 34—35.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die **Redaktion der „Frau"** (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34 35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

4. Jahrg. Heft 9. Juni 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Seit es in unserm Vaterlande eine Verbrecherstatistik giebt, ist es erwiesen, daß die Zahl der jugendlichen Verbrecher von Jahr zu Jahr eine absolute Steigerung erfährt. Die Bedauernswerten stammen mit kaum nennenswerten Ausnahmen aus dem vierten Stand. Daraus geht hervor, daß der vierte Stand den Erziehungsaufgaben, die er an seinen Kindern zu erfüllen hat, nicht nachkommt oder nicht nachkommen kann. Individuelle Eigenart der Eltern aber, besondere Verhältnisse schaffen Gradunterschiede auch bei den Genossen des vierten Standes, wie es bei den höheren Ständen auch der Fall ist; im allgemeinen aber gilt der Satz: je trauriger die wirtschaftliche Lage einer Familie ist, um so schlimmer ist es mit der Erziehung der Nachkommenschaft bestellt. Der Kampf um das nackte Dasein, dieses blinde, hastende, ängstliche Durch-dick-und-dünn eines gehetzten Wildes, das um den Preis seines Lebens rennt, erzeugt eine ungeheure Unterbilanz in der geistigen und sittlichen Entwicklung. Wo diese Unterbilanz schon ein Erbe der Eltern war, verdient die Erziehung der Kinder ihren Namen nicht mehr, sie geht in einem bewußten oder unbewußten Abwärtsziehen unter. Diese Familien stellen das größte Kontingent zu den jugendlichen Verbrechern. Wer viel mit ihnen zu thun hat, legt bald das Richtergewand beiseite und tritt leise auf wie in einer Krankenstube. Eine Furcht begleitet ihn: die Krankheitserscheinungen könnten überall chronische werden, vielfach sind sie es schon. Chronische Zustände stumpfen nach zwei Seiten hin ab. Der Leidende paßt sich seinem Leiden an, er kämpft nicht mehr, er degeneriert, und seine Umgebung, in diesem Falle die Gesellschaft, ermüdet an dem passiven Widerstand, der die Erfolglosigkeit einzelner

Heilversuche als vorbildlich für alle Zeit erscheinen läßt. Nur zuweilen, wenn aus dem Grau ein Schwarz wird, wenn der unheimliche Nebelballen aufwärts dringt, wenn er höhere Regionen mit seinen Miasmen bedroht, entsteht der gesunde Gedanke, nach den Krankheitserregern zu fragen.

Sich in den Dienst dieser Forschung zu stellen ist der Zweck nachfolgender Zeilen. Sie beschäftigen sich mit der Volksschicht, die, auf der tiefsten Ebene wohnend, zu versinken droht, führen aber nicht in die Abgründe des fertigen, vollendeten Verbrechertums.

Die Mehrzahl der Eltern der Volksschulkinder lebt aus der Hand in den Mund. Meist ist's ein bitteres Muß. Was die Hand erwirbt, reicht eben nur hin für den Tagesbedarf, es erweist sich als unzulänglich, sobald Außergewöhnliches seine Ansprüche geltend macht. Die traurige, harte Notwendigkeit, aus der Hand in den Mund zu leben, wird aber oft auch zur süßen Freiwilligkeit dem Zuviel eines Tages zu Liebe, das sich so herrlich verjubeln läßt. Die materielle Zwangslage des Nicht-anders-könnens erzeugte den geistigen Zwang, der auch fast ein Nicht-anders-können ist, den abzuschütteln geschwächte, unterbundene Kräfte außer stande sind. Der Ausblick in die Zukunft ward von der Not versperrt. Nun versank die Zukunft hinter dem engen, düstern Tageshorizont. Selbst wenn die Not entweicht, steigt sie nicht wieder herauf. Wer jahrelang ohne Zukunft lebte, verlernt sie in seinen Gedankenkreis zu ziehen, und wer das Vorwärtsschauen verlernt, verlernt allmählich auch das Rückwärtsblicken. Jeder Tag steht für sich da, herausgedrängt aus dem Zusammenhang der Erscheinungen; was ihn füllt, was er bringt, ist weder Folge noch Anbahnung, weder Ernte noch Saat. So wandern Millionen des deutschen Volkes unter dem Hochdruck der Not durch eine Wirrnis von Thatsachen, für die ihnen die Deutung fehlt; kein Gesetz schafft Ordnung, kein Gesetz offenbart die Kontinuität der Geschehnisse, kein Gesetz bringt Erkenntnis, kein Gesetz läßt Grundsätze entstehen, die führen und trösten könnten. Diese Blindheit gegen das Gesetz, dieses Dunkel, diese Hirtenlosigkeit prägt sich auch in der Erziehung aus. Auch hier heißt die Losung: Aus der Hand in den Mund. Der Augenblick entscheidet; was er erheischt, geschieht, was er nicht verlangt, unterbleibt. Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder trägt daher ein Zufallsgewand. Es ist aus tausend Flicken und Lappen von buntester Verschiedenheit an Farbe, Stoffen und Mustern zusammengesetzt.

Viele Kinder müssen selbst diesen fragwürdigen Schutz aus fremden Händen empfangen oder ihn völlig entbehren. Ihre Eltern gehen in der Arbeit um das tägliche Brot auf und unter. Sie müssen es. Sie können für ihr Kind nichts weiter thun, als die Bühne herrichten, auf der es sich bewegen soll; ist das geschehen, dann kehren sie ihm den Rücken, nur ein Notsignal ruft sie herbei. Sie überlegen einen Scenenwechsel und entscheiden sich dafür oder dawider, oft nach recht unverständlichen Beweggründen. Lichtgewohnten Augen, die in der dicken Finsternis dieser Daseinsverhältnisse noch nicht sehen gelernt haben, will es scheinen, als gäbe es hier keinen Wechsel, sondern immer nur wüste Steppen ohne Leben und Lebensverheißung.

Es giebt Kinder, die nur Schlafgänger ihrer Eltern sind; sie waren es von der Wiege an. Kaum wieder zur Arbeit erstarkt, trägt die junge Mutter am frühen Morgen den Säugling zu einer Nachbarin. Gegen eine geringe Vergütung übernimmt diese die Aufsicht, d. h. sie bettet das Kleine auf irgend ein Lager, gestattet ihm zu schlafen, zu schreien und reicht ihm, wenn es not thut, die mitgebrachte Flasche.

Das Reinmachen gehört nicht zu ihren Pflichten; man würde auch im Elternhause wenig Wert darauf legen. Aus dieser kleinen Tageseinquartierung wird unglaublich schnell nur ein Kostgängertum. Kaum vierjährig, oft schon dreijährig hat das Kind Pflichten zu erfüllen. Es muß ein jüngeres Kind bewachen, das ihm die Möglichkeit verdankt, sich im Elternstübchen ausschreien und ausschlafen zu können und das aus seinen kleinen Händen die morgens gefüllte Flasche empfängt. So verdient das Kind sich einen Teil seines Mittagsbrots und gilt als Zahl beim Erwerb. Die Zahl steigt an Wert, sobald sich Nachwuchs einstellt. Was die Älteste von vier Jahren konnte, kann die Zweite als Vierjährige auch, sie übernimmt das Kinderwarten; die Sechsjährige ist überflüssig im Hause, sie kann größeren Anforderungen genügen. Die Nachbarin kennt eine Frau mit drei kleinen Kindern. Sie brauchen Aufsicht, nur Aufsicht. Die Frau ist ganz zufrieden mit den schulfreien Stunden, sie giebt Kost: Mittag, Kaffee, Abendbrot für diese geringe Leistung. Jetzt beginnt die Zeit der Notsignale und der Scenenwechsel.

Hier sind die Kinder zu ungezogen, dort hat die Kleine sich verhoben, hier bekommt sie nicht satt zu essen, dort verbraucht sie zu viel Kleider. Sie wächst allmählich aus der bloßen Beaufsichtigung, aus der halb spielenden Thätigkeit heraus, sie muß mit den Kindern spazieren gehen, das Jüngste spazieren tragen, im Hause helfend eingreifen, und damit wächst sie zugleich in einen Monatslohn hinein, der sich sachte bis zu einer Mark steigert. Jetzt ist sie elfjährig vielleicht, ein bleiches, mageres Geschöpf mit einer Menge ungeordneter Erfahrungen. Sie hat eine gewisse Routine mit Kindern umzugehen, meist eine recht verkehrte und falsche. Zu Hause hat sich die Kinderzahl beträchtlich vermehrt, die Not ist größer denn je. Wenn sie um zehn oder halb elf heimkehrt, empfängt sie Murren und Klagen. Ihre Kleider kosten so viel — und die Schulbücher. Da wohnt eine Schneiderfrau zwei Häuser davon auf dem Hof, ihr Mann trinkt, aber sie ist gut, die will sie schon gern aufnehmen zu ihren fünf kleinen Kindern für eine Mark den Monat, und „ab und zu kriegt sie auch was geschenkt." Die Elfjährige wandert dahin mit ihrer Schultasche und ist fortan Dienstmädchen und Schulkind zugleich. Wenn sie als Eingesegnete von der Polizei ein Dienstbuch empfängt, hat sie schon Jahre des Dienstes und der Dienste hinter sich; jung genug könnte sie ihr fünfundzwanzigjähriges Dienstjubiläum feiern.

Diese Unerzogenen bleiben unfertig und unentwickelt, selbst auf ihrem „eigensten Gebiet", auf dem sie sich seit ihren Babytagen schon bewegen. Sie kommen ihr Lebelang nicht aus diesem halben Können und halben Wissen heraus, sie sind zu schwerfällig. Die Schwerfälligkeit verdanken sie der niederziehenden Last erstorbener Fähigkeiten, erstickter Triebe, die sie wie tote Glieder mit sich herumschleppen müssen. Das Abwelken hat weh gethan, und manchmal noch zuckt es schmerzlich mit einem Schein von Leben unter dem Verdorrten. Auch das sittliche Unterscheidungsvermögen liegt im Halbschlaf, alles ist graue, trübe Dämmerung ohne Morgenröte. Ob ein Stückchen fruchtbares Ackerland, ein freundliches Hausgärtchen oder eine Pfütze voll Kot und Unflat das Ziel, sie lassen sich treiben. Die Handschrift dieser Kinder ohne Kindheit ist charakteristisch. Sie zeigt nie einen Grundstrich, der Aufstrich ist zittrig.

Zu einem kräftigeren Ich entwickelt sich eine andere Reihe von Kindern, die jedes unmittelbaren Einflusses der Eltern entbehren. Sie gehört den Vaterlosen an, den Kindern von Witwen und Unverheirateten. Die Mutter hat eine Stellung

angenommen und bringt ihr Kind in irgend einer Familie unter. Die Kosten sind zu bedeutend für den geringen Verdienst. Die Unterkunft wird beständig gewechselt, aus Mißtrauen, das als Lebensklugheit und darum als Pflicht gilt. Leistungen und Zahlung werden immer zu Ungunsten der ersteren gegen einander abgewogen. Endlich ist das Kind elf Jahre alt. Es hat gelernt, sich als eine Einnahmequelle für Fremde und somit als eine Person von großer Wichtigkeit zu betrachten. Es hilft beobachten und berechnen, es wittert überall Übervorteilung. Es klagt und klatscht, mündlich oder schriftlich, und Mutter und Tochter beschließen endlich, sich dieser unwürdigen Ausbeutung zu entziehen. Fortan wohnt die Elfjährige irgendwo zur Miete, sie wird „Einlogiererin" — und beköstigt sich selbst. Dieses auf Gütertrennung beruhende, wunderliche Nebeneinander eines Kindes und einer Familie schafft die unglaublichsten Situationen. Von früh bis spät giebt es heiße Kämpfe um den Vortritt und um allerlei Rechte. Um den Vortritt handelt sich's in der Küche, am Herde; bei den Rechten spielt die Lieferung kochenden Wassers, der Verbrauch von Geschirr eine große Rolle. Jede Mahlzeit hat ihre Komik. Aufregung ist vorangegangen, jetzt kommt das Vergleichen, hier Triumphieren über das „vornehmere" Gericht, dort Mißgunst, hier mitleidiges Achselzucken, dort Entrüstung über die Verschwendung. Das Kind sitzt wie auf einem Verteidigungsposten vor seinem Kaffeetöpfchen und dem Gebäck, vor seinem Fleischgericht und den Kartoffeln mitten an der Familientafel. Es schließt die Reste sorgfältig ein, macht Zeichen an Butter und Schmalz und ist doch argwohngeplagt, wenn es das Haus verläßt. Es gleicht einem Hunde, der einen Knochen im Stich lassen muß, obgleich er in der Nähe bellen hört.

Es giebt auch freundschaftliche Zeiten gemeinsamen Einkaufens und gegenseitiger Aushilfe. Aber in ihnen werden die Drachenzähne der Zwietracht am eifrigsten gesäet; jeder erblickt auf dem eigenen Felde eitel Großmut und Wohlwollen und auf dem andern schwarze Undankbarkeit. Bei der ersten Gelegenheit spielt man Vorwürfe gegen Selbstlob und Selbstlob gegen Vorwürfe aus. Werden die gütlichen Ausgleiche gar zu selten, fällt die zweite Hälfte des Sprichworts: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich" allzuoft an einem Sonntage aus, so daß das grollende Kind nicht mit auf das „Vergnügen" geht, an dem die ganze Familie teilnimmt, dann führt die Mutter einen Aktschluß herbei. Ihr Kind hat sich zu viel gefallen lassen, das ist klar, aber jetzt hat es Erfahrung, es wird seine Selbständigkeit zu behaupten wissen in einem neuen Verhältnis.

Diese Unerzogenen sind wie ewig kläffende kleine Köter, leicht gereizt, lauernd, mißtrauisch, rechthaberisch, dazu voll Krämersinns und voll Klatschsucht. Alles vereinigt sich, sie zu keifenden kleinen „Frauen" zu machen, auch die irrationelle Ernährung, die Überbürdung mit Arbeit und Sorge tragen dazu bei. Mit einem kleinen Kostgeld sollen die Unerfahrenen reichen. Das kostet Kopfzerbrechen, guter Rat wird verschmäht. Ein paar Hungertage giebt's doch am Schluß des Monats. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Pfandhaus wird eingeleitet. Die Aufbewahrung des Geldes wird zur Marter. Die Mädchen sind zum Mißtrauen erzogen, nun geht es ihnen wie Johann, dem muntern Seifensieder. Manche tragen ihr Beutelchen mit Geld immer bei sich; die Hände fahren oft in die Tasche, ob es noch da sei. Morgens, mittags herrscht wilde Hast und Überstürzung: Einkaufen, Vorbereiten, Zubereiten, oft zorniges Warten dazwischen. Dieses unpraktische Zusammendrängen aller erforderlichen Arbeit auf knapp bemessene Zeit entspringt wieder dem unseligen Mißtrauen. Vorräte könnten angegriffen werden,

darum wandert alles vom Markt sofort in die Küche, auf die Pfanne und dann auf den Tisch. Der langweilige Kochtopf kommt nur in Betracht, wenn für einen neuen Kartoffelvorrat zu sorgen ist. Suppen und Gemüse stehen nie auf dem Speisezettel, dieser wechselt zwischen vier, zeitweise nur drei Gerichten: Bratfischen, Bratklops, Bratwurst, gebratenem Speck. So geht es durch Jahre. Kommen diese Bratkünstlerinnen in einen Dienst, dann müssen sie erst essen lernen, sie wollen, was sie nicht kennen, nicht anrühren und kennen eigentlich nichts. Sie bleiben recht lange Schmälende und Besserwisser. Ihre Zufallserziehung hat Kopf und Herz ziemlich leer gelassen, ja manches niedergetreten, was keimfähig war, ihnen dafür aber ein paar tüchtige Hörner aus Unvernunft, Starrsinn, Dünkel, Eigennutz aufgesetzt. Diese Hörner werden fleißig gebraucht; ihr Stoß richtet sich gegen ihre Arbeitgeber, Höhergestellte, ältere Leute.

Kein Wunder — Gehorsam und Respekt wurden mit Stumpf und Stiel ausgerottet bei dem täglichen Kampf, der täglichen Selbstüberhebung und Auflehnung eines Kindes einem Familienhaupt gegenüber. Die Schule erzwang sich beides nur mühsam. Kleine Mädchen aber, die aus Schüchternheit oder Gutherzigkeit jedes Mißtrauen unterdrückten, engen Anschluß suchten und fanden und auf freundschaftlichem Aushelfefuß mit ihren Wirten standen, verbrauchten allemal viel mehr, wenn sie „sich selbst kochten", als eine Vollpension kostete. Ihre Mütter enthoben daher die dummen Närrchen ihrer verfrühten Selbständigkeit.

Noch eine dritte Kategorie von Volksschulkindern fällt einem häufigen Wechsel unerfreulicher Umgebung und unerfreulicher Eindrücke anheim, die fast ihre einzigen Erziehungsfaktoren bilden. Es sind dies diejenigen, deren Eltern, beziehungsweise Mütter, dann und wann Zuflucht im Arbeitshause suchen oder auch nur ihr Kind dort unterbringen. Natürlich hat das Arbeitshaus seine Hausordnung, das Leben ist ein geregeltes. Doch dieser Vorteil wird durch Gefängniseintönigkeit und Gefängnisgefahren aufgehoben. Die Mittel reichen nicht aus, eine eigene Wohnung zu mieten, nun findet ein Zusammenschluß mit Gleich-Armen, Gleich-Unsichergestellten statt. Das Elend reibt sich am Elend, das giebt keine Wärme, nur Neid, Streit, verzehrendes Mißtrauen. Eine dieser kläglichen Existenzen bricht zusammen, nun stürzt das ganze wackelige Gefüge ein. Ein neues „Heim" ähnlicher Art wird gegründet. Es trägt keine Spur von Frische an sich trotz seiner Neuheit. Andere Finger spielen dieselbe dürftige Melodie, sie spielen sie ebenso unbeholfen, sie greifen oft falsch, und plötzlich versagt das Instrument mitten im Takt. Nun giebt man sich in Kost und Logis; nach einigen Wochen liegen die Schulden wie Sperrgut überall im Wege. Jetzt kommt das Arbeitshaus. Ihm folgt ein neuer Versuch geteilter Selbständigkeit, und so geht es ad infinitum durch Jahre und abermals Jahre.

In ihrer häuslichen Erziehung ganz auf Beobachtung und Erfahrung gestellt, verlieren diese Kinder durch ihr Nomadenleben jeden Familiensinn. Die Vorstellung einer Menschengemeinschaft ist bei ihnen so eng mit der Vorstellung leichter Loslösung bei Versagung des materiellen Vorteils verknüpft, daß ihnen das Verständnis für jede Gemeinschaft höherer Art völlig abgeht.

Zwar drängt sich ihnen die Schule als eine solche auf, aber sie glauben nicht an ihre Nützlichkeit, an ihr Wohlwollen. Das Leben der Gemeinde verkörpert sich ihnen in dem nicht immer erfreulichen Wirken der Polizei, das Leben des Staates in Volkszählung und Verteilung von Steuerzetteln. Das Wort Vaterland weckt weder Stolz noch Zuversicht, es ist ihnen ein leerer Schall ohne Inhalt. Die

Schule bringt ihnen sehr wenig Aufklärung. Bei ihrem beständigen Umherziehen sind sie nur Gäste, bald in diesem, bald in jenem Bezirk. Sie leben sich nirgends ein, sie empfangen überall nur Brocken, aus denen sie nichts Ganzes bilden können und die sie achtlos beiseite werfen. Durch das Heimatlose, Herdlose verarmt ihr Inneres.

Sie bewegen sich stets in Gesellschaft, sie lernen eine Anzahl Menschen kennen und besitzen nicht einen Freund. Freundschaft und Vaterland sind ihnen gleich unbekannte Begriffe. So wird der Grundton ihres Seins Gleichgiltigkeit gegen alle ideellen Güter. Sie verwandelt sich leicht in bewußte Abkehr. Denn all diesem Negativen steht etwas Positives gegenüber. Genuß, der nicht erdient, erarbeitet, erdarbt zu werden braucht, wenn man sich nicht scheut, dem Beispiel rechts und links und überall zu folgen.

Auch unter den Kindern, denen ein eignes Heim zu jeder Tageszeit offen steht, giebt es elternfremde. Das Heim ist leer, die Eltern arbeiten außerhalb, oder es ist freudenleer, die Mutter geht in Hausarbeit und drückenden Sorgen unter, oder liebeleer ist es, Not und Elend haben Herz und Gemüt verhärtet, oder es ist völlig vernunftleer, es entbehrt jeden leitenden Willens, jeder starken Hand und zeigt nichts als Schwäche, Gleichgiltigkeit, Stumpfsinn. Das Kind erträgt diese Leere nicht, es verlangt nach Leben, nach einer Umgebung, die ihm etwas entgegenbringt. Es flüchtet auf die Straße.

Die Straße hat schon manchen erzogen, nicht alle gingen unter. Die Straßen der Straßenkinder sind Schaubühnen, auf denen der Vorhang nur selten fällt. Hochdramatische Szenen spielen sich ab; überall fast siegt das Unrecht über das Recht, die Roheit über die erbarmungswürdige Schwäche. Es sind Augenblicksbilder ohne Abschluß. Das Kind aber nimmt sie als ein Fertiges, sie spiegeln ihm das Leben. An seiner scheinbaren Ungerechtigkeit, an seiner Grausamkeit erwacht und erstarkt das Gegensätzliche, sein Gerechtigkeitsgefühl und sein Mitleid. Das sind ein paar treffliche Grundpfeiler, wohl fähig, einen festen Bau zu tragen. Aber nicht immer findet sich ein Baumeister. Auf der Straße findet er sich nicht. Doch immer bleibt die Rettung nicht aus. Es gilt nicht nur vom Teufel, daß er die ganze Hand nimmt, wenn man ihm den kleinen Finger reicht, es gilt auch von den Mächten des Lichts. Und Gerechtigkeit und Mitleid sind wahrlich mehr als ein kleiner Finger.

Um so tiefer sinken die Straßenzöglinge, die gar keine Neigung haben, je gegen den Strom zu schwimmen, denen „Mitthun" Bedürfnis und Freude ist. Die Gelegenheit mitzuthun bietet sich überreich auf allen Gebieten. Sie leben dem „Genuß", ihn vorbereitend, ihn durchsetzend, ihn auskostend auf gleich entsittlichende Weise. Sie betteln, die Lüge ist ihre willkommene Dienerin, sie stehlen, sie ersingen sich Geld, sie bieten sich zu mühelosen Diensten an, sie verfertigen um die Weihnachtszeit allerlei leicht Herstellbares und treten in Wettbewerb mit weniger straßenlaufenden Kindern. Dieser Wettbewerb ist ein höchst unlauterer; er ist Vorwand und Deckschild für manche Diebesthat.

Es giebt Kinder, die im Sommer die Kirchhöfe plündern und die Blumen verkaufen, ja, die Damen Blumen aus der Hand von der Brust reißen und sie zu Geld machen, Kinder, die auf den Märkten lungern und selten ohne Beute heimkehren. Die verschiedenen Stadtgegenden und die Vorstädte haben ihre Diebesspezialitäten, und daraus ersieht man, daß die Jungen nur zwitschern wie die Alten sungen, und daß die Alten an diesem Gezwitscher ihre helle Freude haben, selbst wenn sie scheinbar

das Lied ihrer Jugend in Acht und Bann erklären. In ihrer Freude helfen sie ein wenig: Mädchen erhalten — nicht selten — Diebestaschen unten, am Saum des Kleides, Knaben dunkle Säckchen. Und nicht selten führen sie auch Messer bei sich, um Säcke und Kisten schwerfälliger oder steckenbleibender Lastwagen zu öffnen. Auf diese Weise versorgt sich mancher Haushalt mit Kartoffeln, frischen Heringen, Holz u.s.w. In einer unserer Vorstädte[1]) bezieht, sagt man, eine stattliche Zahl von Häuslichkeiten Kohlen, die Knaben und Mädchen abends von den Waggons stehlen. Gestohlene Waren, die der ganzen Familie zu gute kommen, gelten kaum noch als unrecht Gut; ihre Einlieferung bürgert sich als etwas Selbstverständliches ein. Die jungen Diebe gelten als Miterwerbende; sie sehen sich täglich nach Arbeit um, ihr Stolz wächst mit ihrem Eingebrachten. Leicht Verkäufliches versorgt sie mit Taschengeld, es wird in Näschereien, Cigarren, Schnaps und Karten angelegt. Man ahmt den Großen nach, natürlich. Es entwickelt sich eine lebhafte, anregende Geselligkeit; das Tagesprogramm ist reich. Man ist erfinderisch beim Spielen, Erlebtes dient als Vorbild. Man jagt zu jedem Auflauf, hetzt und johlt und schaut der Roheit ohne Graus ins Auge. Man heckt dumme Streiche aus, singt wüste Lieder, trägt schlimmes Wissen vor und treibt Tauschgeschäfte. Das fesselt auch die Nicht-Diebe, die um der „großen Freiheit" willen die Straße wählen. Sie werden Eingeweihte und schreiten rüstig auf dem Wege zur Verrohung vorwärts.

Die Straße ist eine treffliche Vorschule für das Verbrechen. Rudyard Kipling läßt seine Matrosen singen:

Wir alle sind Lügner,
Zur Hälft' sind wir Diebe.

Das Geständnis klingt lustig, es ist frei von dem Ballast eines schwächlichen Gewissens. Viele unserer Volksschulkinder würden gleich leichten Herzens miteinstimmen. Sie marschieren tagtäglich nach dem Text dieses Liedes und fühlen sich durchaus wohl dabei. Die Matrosen wissen sich in ihrem Liede noch anderer Thaten zu rühmen, die Gassenbuben und Gassenmädchen auch; sie halten Schritt mit den Erwachsenen. Da giebt's junge Trinker und Trinkerinnen, da sind elf-, zehn-, ja achtjährige Mädchen, der Schrecken der Lehrer, von denen man weiß, daß sie sich gegen § 361[6] des Strafgesetzbuches vergangen haben. Sie seien der „Schande anheimgefallen", heißt's in den Berichten. Die Knaben treiben Gleich-Schändliches, ohne daß sich für sie der Begriff der Schande daraus entwickelt. Dennoch setzt sich an ihnen ein Gesetz durch, das nicht nach dem Geschlechte fragt; ihre Zukunft zeigt, daß sie gerichtet sind.

An dieser trostlosen Verwilderung ist die Straße allein nicht schuld. Noch ein anderes kommt hinzu, das geradezu zersetzend wirkt. Diese Kinder haben kein Heim oder meiden ihr Heim am Tage, sie suchen es nur zur Schlafenszeit auf. So sind ihnen die Eltern, und wer sonst noch von Erwachsenen bei ihnen wohnt, nur tagfremd, nicht nachtfremd.

Zu den seltneren, aber eigenartigsten Erscheinungen gehören Kinder, die ihr Herumstreifen auch auf die Nacht ausdehnen. Sie zählen fast nie zu den schlechtesten, sie halten sich von der großen Schar fern; das bewahrt sie. Das Rätsel ihrer Existenz ist nie ganz zu lösen, noch weniger das Rätsel ihres Seelenlebens. Sie wandern, trollen, traben durch die Straßen, stehen vor den Häusern, an den Ecken,

[1]) Verfasser lebt in einer größeren Provinzstadt.

gucken, ſchauen, lauſchen, einſam, ſchweigſam. Sie tauchen bald hier, bald da auf, nächtigen unter Brücken, unter Beiſchlägen, in Ställen, in dunkeln, verſteckten Winkeln großer Plätze. Oft bleiben ſie tagelang fort und müſſen geſucht werden. Niemand erfährt je recht, wo ſie eſſen, wo ſie ruhen, wie ſie ſich durchſchlagen. Weder Regen noch Froſt hält ſie zurück. Es iſt ein melancholiſcher Freiheitsdrang, der ſie treibt. Oft genug müſſen ſie freilich bitter büßen. Ein kleines Mädchen, freilich eine Näſcherin, ward vom Froſt gefällt. An einem bitterkalten Abend, der einem kaum minder kalten Tage folgte, erfroren ihm beide Füße und die rechte Hand. Man fand es bewußtlos auf dem Schnee eines windigen Kirchplatzes. Nun haben Wandern und Freiheit und Einſamkeit ein Ende, der kleine Krüppel muß das Doppelelend der Armut und Hilfloſigkeit durchkoſten.

(Fortſetzung folgt.)

Das zweite Los.

Zu Jol, dem Weiſen, trat der Großvezier:
„Nun, Freund, wie trägſt Du dieſes Daſeins Bürde?“
‚Allah ſei Dank! denn er vergönnte mir,
Daß auf der Welt das „zweite Los“ mir würde!‘

„Das zweite Los? Was heißt das, Alter, ſprich!
Wie ſollen wir dein Rätſelwort verſtehen?“
‚Sprich ſelbſt, wer wagte auf der Welt für ſich
Das erſte Los von Allah zu erflehen?

‚Das dritte Los! In Gram und Elends Schoß
Hat Allah es verſenkt, in Siechtums Schranken.
Sieh’, Allah ſchenkte mir das zweite Los —
Wie? ſollt’ ich ihn nicht preiſen und ihm danken?‘

Julius Lohmeyer.

Guſtel.

Roman

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

Blauſchwarz heben ſich am Horizont die Zickzacklinien der Berge ab; die Tannen und die Buchenwaldungen, die ſie bekleiden, wallen wie grüne Mäntel bis in die Thäler hinab. Auf einzelnen Blößen leuchten Matten; dort oben erkennt man einen Bretterpavillon und die Ruinen einer im ſiebenjährigen Kriege zerſtörten Burg.

Links, hart am Fluß, ſteht auf einer vorſpringenden Felſennaſe das Schloß Otzenſtein mit ſtattlichem Turm, Söllern und großen Seitenflügeln, und in der Niederung zieht ſich das Städtchen Otzen hin mit roten Dächern und ein paar großen Fabrikſchornſteinen.

Unter den uralten Eichenbäumen beim Schützenhauſe lärmt und knallt es, und Muſik erklingt; es iſt Schützenfeſt. Unweit davon liegt der Bahnhof; ab und an hört man das Keuchen der Maſchine — ein Zug rangiert. Der Kirchhof mit weißer, ziegelbedachter Mauer iſt von Pappeln umſtanden; kein Luftzug bewegt ihre Wipfel.

Es ſieht ziemlich verwahrloſt hier aus. Viele Hügel ſind zerfallen und mit wucherndem Graſe bedeckt; einige zeigen ein paar kümmerliche Blumen, ungepflegte Roſenſtöcke ſtehen hie und da. Die Gräber der Honoratioren tragen wohl Kreuze oder Tafeln mit Namen, aber nur wenige zeugen davon, daß man mit liebender Sorgfalt nach ihnen ſieht. An der unteren Mauer liegen ein paar ſogenannte Erbbegräbniſſe in Trümmern; man hat die kleinen ſchlichten Häuschen nicht wieder aufgebaut; die Familien, in deren Beſitz ſie waren, ſind auch wohl geſtorben.

Dorette Kramer, die an einem Hügel ſteht, auf dem ein paar verregnete Kränze aus künſtlichen Blumen mit Papierſchleifen und aufgedrucktem „Ruhe ſanft", und ein friſcher aus Tannenreis und weißen Roſen liegen, meint, es habe ſich hier in Otzen nichts verändert, trotzdem ſie einige Jahre nicht dageweſen iſt. So hat ſie die Gegend in ihren Kinder- und erſten Mädchenjahren geſehen, ſo den Kirchhof, nur daß einige Gräber mehr da ſind, in denen Leute ruhen, die ſie perſönlich oder von Anſehn gekannt hat.

Sie iſt blond, blauäugig und kräftig, mit friſchen Farben; ſie hat ſtarke, ſchöne Haare und trägt ein ſchlichtes ſchwarzes Kleid und einen runden Strohhut, den ſie jetzt, weil ihr ſo heiß war, abgenommen hat und in den Händen hält. Die ſind rot, verarbeitet. Sie wiſcht mit dem Taſchentuch über die Stirn und zerſtört damit das feine goldige Gekräuſel, das hinein fällt. Wie ſie ſo umher blickt nach den Bergen und dem Schloß, denkt ſie, daß ſie das alles nun wohl nicht wieder ſehen wird; ſie hat ja keinen Menſchen mehr hier, um deſſentwillen ſie zu kommen brauchte.

Noch einmal ſieht ſie auf den Grabhügel hinunter, nickt leiſe mit dem Kopfe, wie zum Abſchiednehmen, und ſchlägt dann den Weg ein, der zum Ausgang führt, einem Gitterthor, das halb offen ſteht und ſchwer zu bewegen iſt, roſtig in den Angeln.

Bumm! Bumm! tönt es von den Scheiben herüber.

Ganz gleichgiltig ſieht ſie über die ſogenannte „Rabatte" hin, den Platz, auf dem die Honoratiorengräber ſind. Da hält an einem der Gräber eine Ranke ihr Kleid feſt. Sie wuchert an einem großen Strauch weißer Roſen, eine verroſtete Metalltafel liegt unter dem Buſch. Und wie ſie ſich, die Dornen mit ſpitzen Fingern aus dem Stoff

löſend, weiter herabbeugt, lieſt ſie: „Anna Engelke.“

Ach, nun weiß ſie — Anna — die hübſche, blonde, blauäugige, luſtige Anna, zu der ſie als ganz kleines Mädchen Sonntags kommen durfte, um mit ihr zu ſpielen. Nur 14 Jahre iſt ſie alt geworden. Und dann gewahrt ſie auch den Vers, den die trauernden Eltern unter den Geburts- und Todestag haben ſetzen laſſen; ſie hat ihn früher auswendig gekonnt:

„Zu gut für dieſe Welt voll Mängel
Schwebſt du, ein frühverklärter Engel,
Dem Himmel, deiner Heimat, zu.“

Ach, der hat ihr ja immer ſo gut gefallen, daß ſie weinen mußte. Und an das Begräbnis erinnert ſie ſich auch noch genau. Sämtliche Mitkonfirmanden waren dabei geweſen, und der Herr Superintendent hatte eine ſo ſchöne Rede gehalten.

Die kleine luſtige Anna! Sie war ein einziges Kind, und ſie hatte immer ſagen hören, daß die Eltern ſich gar nicht tröſten könnten, Als ſie beide größer geworden waren, hatte ſie der Standesunterſchied getrennt; Anna ging in das kleine Penſionat, das zwei Fräulein in Otzen hielten, und ſie in die Volksſchule — ein Amtsrichterkind und das einer Näherin paßten nicht zuſammen.

Ein paar Jahre nach Annas Tode war die Frau Amtsrichter einmal vor ihr ſtehen geblieben; ſie hatte ſchon ihren erſten Dienſt bei Kaufmann Müllers, wo vier unartige Kinder waren. „Sind Sie nicht Kramers Dorette? — Ja, ja — ſo groß und kräftig wäre meine Anna nun auch wohl.“ Und mit traurigem Lächeln ihr zunickend, war ſie müde und langſam weiter gegangen.

Sie hatte ihr nachgeſehen, der feinen Frau, die wie unter einer ſchweren Laſt ging, und dann auf die grünen Bäume und in den warmen Frühlingsſonnenſchein geblickt, die friſche Luft einatmend mit vollen Zügen. Wie war es doch köſtlich zu leben — und dann hatte ſie an das dunkle Grab gedacht, in das die luſtige Anna gelegt war; wie eine kalte Hand hatte es ſie im Genick berührt, und ein Schauder war ihr über den Rücken gelaufen.

Heute? — ſie fährt wie liebkoſend über eine der Roſen, da fallen die Blätter ab, hinunter in das Immergrün, das die Tafel umrankt. Dann ſeufzt ſie und geht weiter.

Am Thor ſetzt ſie ihren Hut auf und tritt hinaus auf den grünen Wieſenplan, der ſich zwiſchen Kirchhof und Schützenplatz ausdehnt. Sie ſieht deutlich das Gewimmel da drüben vor den buntbeflaggten und bekränzten Zelten. Bumm! Bumm!

„Ja, da geht's freilich luſtiger zu, als hier!“ ſagt eine Stimme hinter ihr. Sie ſchrickt zuſammen und wendet ſich um. Ein kurzer, wohlbeleibter Mann ſteht da, den Hut in der Hand, mit einem großen Taſchentuch ſein Geſicht abwiſchend. Sie kennt ihn nicht, es ſind ihr ja viele von den Otzener Leuten aus dem Gedächtnis gekommen; es iſt vielleicht auch ein Fremder.

„Ja,“ antwortet ſie gleichgiltig und überlegend, welchen Weg ſie einſchlagen ſoll — rechts oder links um den Platz mit den vielen luſtigen Menſchen, nach dem Städtchen zu, in dem es heute öde iſt.

„Und die —“ der Fremde deutet mit dem Daumen rückwärts, „freut und ärgert es nich mehr. Wer erſt ſo weit is!“ Dann folgt ein kurzes, gutmütiges Lachen: „Aber dahin kommt einer ja immer noch früh genug. Das kann man abwarten.“

„Ja,“ ſagt Dorette Kramer wieder in ihrer gleichgiltigen und zögernden Art.

„Haben wohl wen da drinnen?“ fragt er, und wie ſie nur nickt, fährt er mitteilſam fort: „Ich eigentlich nich, aber weil ich mal hier war — ich bin nämlich als junger Burſche hier bei 'nem Leineweber in der Lehre geweſen. Und da dachte ich, kannſt dich ja mal umſehen, irgendwo liegt der alte Meiſter Lehzen auch. Hab'n natürlich nich gefunden. Sind Sie von hier, Fräulein?“

„Ja,“ ſagt Dorette Kramer, „ich bin im Ort geboren und in die Schule gegangen. Jetzt aber geh' ich wieder fort und habe keinen mehr da.“

„So — hm!“

Sie ſieht nach dem Schloſſe hin, auf deſſen Schieferdach — ſie weiß noch, früher hatte es rote Ziegel — die Sonne helle Lichter aufblitzen läßt. Dort oben wohnte Anna, und ſie in dem kleinen Hauſe hinten am äußerſten Ende des Städtchens. Wie es kam, daß ſie

die große Treppe hinanſtieg, die zu dem ſtolzen Thorbogen führt, auf dem das uralte kurfürſtliche Wappen prangt? Früher hat ſie nie darüber nachgedacht; jetzt weiß ſie es ganz klar — ihre Mutter hat oben bei Amtsrichters, die in der vornehmen Dienſtwohnung hauſten, genäht. Und da wird ſie wohl mitgedurft haben, um mal zum Zeitvertreib zu dienen. Wie ein Traum aus einem Märchen iſt's ihr noch Jahre lang im Gedächtnis geweſen: die großen Zimmer, der ſchöne Garten, die hübſchen Spielſachen, das luſtige Lachen des blondköpfigen Kindes.

„Wenn Sie 'n Otzener Kind ſind, Fräulein, dann haben Sie den alten Lehzen doch auch gewiß gekannt?"

„Ja!"

„Das war ſpaßig, wenn der ſang:

Schucks rüber, ſchucks über, ſchucks nicht daneben,
Das is dem Leineweber ſein luſtiges Leben.

Na, ich bin nich bei der Leineweberei geblieben, war 'ne zu ſitzende Arbeit für mich. Denn habe ich's mit dem Tiſchler verſucht; ſagte mir auch nicht zu. Bin in große Städte gegangen und Hausdiener geweſen, und wie ſo der Menſch weiter kommt, das was ihm paßt, wie ein richtiger Rock, das muß er finden. Na, nu habe ich es ſchon en Jahrener fünfe getroffen. Nu bleibe ich dabei."

Er ſieht ſo freundlich und gutmütig aus; das ſtille Mädchen kann nicht anders, als ihm mit einem Verſuch zu lächeln ſeine Zuſtimmung geben. Drüben erklingt ein Tuſch und Hochrufe; es muß ein beſonders guter Schuß abgegeben ſein.

„Ja, wem das nu Spaß macht," meint der Fremde. „Ich bin nicht ſo einer. Koſt't bloß Geld! Sehn Sie, ich wär' ja auch nich auf die Reiſe gegangen und hätte mein gutes Geſchäft — Grünkram, Fräulein, und bürgerliche Nahrung, wie man das ſo in Berlin nennt — ohne Herrn gelaſſen. Aber 's hilft mir wer aus. Was nämlich mein Bruder is, der hat in Warfeld geheiratet und 'ne große Hochzeit gehabt. Die dritte Frau ſchon! Was? dazu gehört Kuraſche? Na, ſie hat aber 'n Stück Geld und 'n Haus von ihrem erſten Mann. Ein paar Jahre älter is ſie wie er, aber er kann es riskieren. Da ſind wir denn recht luſtig geweſen, und nu habe ich über hier retour gewollt. Schön is es hier, was?"

„Ja!" ſeufzt Dorette, „mir hat es immer gefallen und andern auch wohl. Iſt ja auch meine Heimat."

„Ich bin aus Warfeld — da ſind wir doch ſo zu ſagen Nachbarn."

Dann kneift er die kleinen grauen Augen zuſammen.

„Schon auf dem Schützenhof geweſen?"

„Nein!"

„Na, denn kommen Sie mal mit mir rüber, was?"

Sie ſchüttelt den Kopf. „Ich — habe noch — Beſorgungen."

„Hm! woll'n wohl nich —?" Er blinzelt wieder. „Denn nichts für ungut, Fräulein! En Wolf bin ich nich, gefreſſen hätt' ich Sie nich."

Er ſchwenkt ſeinen Hut und geht mit trippelnden Schritten vorwärts, geradeaus.

Dorette guckt ihm nach, er hat etwas, worüber ſie lachen möchte; ſie bringt es aber doch nicht fertig, es iſt ſoviel Gutmütigkeit in ſeinem Gebahren.

Sie ſchlägt den oberen Weg ein, am Teich vorbei, von dem ſie erzählen, daß ein altes Schloß darin verſunken ſei. Einige tiefe Erdlöcher ſind in der Gegend, die winters voll Waſſer ſtehen; an jedes knüpft ſich eine Sage, die ſie kennt. Ihre Mutter hat ſie ihr an ſtillen Winterabenden erzählt, wenn ſie fleißig bei der Lampe nähte. Ach, das blaſſe, ſchmale, immer traurige Geſicht der Mutter und der quälende Huſten, den ſie hatte! Immer Kummer, immer Sorge! bis ſie ihnen endlich erlegen war. Nicht einmal in der Heimat — in einem entfernten Dorfe, wo ſie auf Arbeit bei einer reichen Bäurin war. Das iſt ihr immer nachgegangen, daß die Mutter ſo fremd und allein hat daliegen müſſen. Und als ſie ſpäter, als erwachſenes Mädchen nach Steinbach gekommen iſt, den Platz einmal zu ſehen, hat man ihn ihr nicht mit Sicherheit zeigen können. Ein Brand hat die Liſte vernichtet; der alte Totengräber war geſtorben — um das Grab der Fremden hat ſich niemand gekümmert.

„Arme Mutter!"

Sie iſt damals zu der Schweſter der Verſtorbenen gekommen und hat harte Jahre ge-

habt, und wenn dann und wann einmal eine Nachbarin geſagt hat: „Wedemeiern, Sie is aber auch gar zu ſcharf mit dem Mädchen!“ dann hat die Tante mit kurzem, herbem Auflachen geſagt: „Muß ſein! meine Mutter is zu gut geweſen mit der Jüngſten — hat's denn dafür auch erlebt, daß ſie zu zweien nach Haus gekommen is.“

Ach, ihr haben ſie ja ſchon auf den Schulbänken geſagt, daß ſie keinen Vater hatte. Zartfühlend iſt man nicht in den Schichten, aus denen ſie ſtammt.

Sie beißt die Zähne zuſammen, und ein trotziger Zug fliegt über ihr Geſicht. Das Gutſein und das Hartſein nutzt nichts, Schickſal iſt ſo was — ſie weiß es wohl.

Faſt jedes Haus hier draußen hat einen Garten, das macht Otzen ſo freundlich. Auch das kleine, vor dem ſie endlich anlangt, ſteht mitten im Grünen. Es hat nur zwei Stockwerke; Blumentöpfe ſtehen überall an den Fenſtern. Die hat die Tante ſelber noch vor einem Monat gepflegt; die alten Myrten und den Gummibaum kennt ſie.

So hart Lotte Wedemeier war, einen rechtſchaffenen Sinn hatte ſie; davon gab ihr ja die Zuſchrift Zeugnis, daß ſie nach Otzen kommen ſolle, eine Erbſchaft zu erheben. Wie hatte ſie darauf je rechnen dürfen nach allem, was vorgefallen war. Nie wieder wollte die alte Frau ſie ſehen, und ſie hielt es — aber im Tode hatte ſie vergeben. Wie herzlich hat ſie ihr dafür am Hügel draußen gedankt.

Da iſt der alte Lattenzaun, an dem ſie immer herumgeklettert iſt. In dem knorrigen Birnbaum ſchreien die Spatzen, wie ſonſt auch; ſeitwärts läuft der kleine, ſchnelle Bach, der hier außen oft abgedämmt wird, um die Gärten zu bewäſſern. Im Nachbarhauſe ſchreit die alte, taube Mahnkopfen ganz wie früher ihren Mann an — jede Kleinigkeit iſt wie ſonſt, nur die ſtrenge Pflegemutter iſt aus dem Leben gegangen — und ſie ſelber iſt eine andere geworden da draußen in der Welt.

Auf einem Stuhl vor der Thür ſitzt eine junge Frau. Sie iſt dunkelhaarig und hat ſcharfe, forſchende Augen; ein paar Kinder ſtehen auf den Stufen.

„Guten Abend, Lisbeth!“

„Da biſt du ja wieder,“ ſagt die andere, ohne ſich zu rühren.

Dorette Kramer lehnt ſich an den Stamm des Fliederbaumes, der vor kurzem ausgeblüht hat.

„Ja — und morgen in der Frühe gehe ich nun fort.“

Lisbeth antwortet nicht gleich, ſie ſtreicht glättend über ihre blaue Schürze, guckt nach dem nächſten Dach, als ſei das eine beſondere Sehenswürdigkeit, und meint dann, ſo halb verloren: „Meinetwegen konnteſt du ja noch 'nen Tag bleiben.“

„Was ſollte das!“

Dann beugt Lisbeth den Kopf vor.

„Haſt's überlegt? Willſt abſolut das Geld nich bei uns ſtehn laſſen?“

„Ich habe doch ein Recht dran.“

„Aber Johann wird es ſchwer — er muß es doch aufnehmen.“

„Dafür haſt du die größere Erbſchaft gethan, das Haus und den Garten!“

„Wenn du mir das vorwirfſt!“ ſagt die andere ſcharf. „Ich hätte es mir doch auch gefallen laſſen müſſen, wenn du alles gekriegt hätteſt — und bin ebenſo gut ein richtiges Schweſterkind, wie du. Hätte mir ja ganz den Mund wiſchen können — wenn du — na ja, wenn du —“

„Halt!“ ruft das blonde Mädchen und richtet ſich ſtraff auf, „das geht dich ſo wenig an —“

Lisbeth lacht. „Soll's auch nich! Wiſſen doch aber die Menſchen — und die Tante hat's gewußt und haſt ihr doch nich kommen dürfen, hat dich wieder fortgeſchickt — und wenn ſie dir nu auch das Geld vermacht hat, an ihr Sterbebett hat ſie *mich* kommen laſſen.“

„War ja dein Vorteil.“

Sie haben ſich ſchon als Kinder nicht leiden können, ſie und die Lisbeth. Wenn die mit ihrer Mutter aus dem Nachbarſtädtchen herüber kam, gab's allemal Streit unter ihnen. Lisbeth aß die unreifen Stachelbeeren, rupfte die Blumen ab, verlangte die größten Butterbröte, und ſie bekam die Schelte und Schläge, wenn man jene kreiſchen hörte. Und die Mutter Lisbeths hatte immer ſpitzfindige Redensarten über „Lottens Liebling“, das

fremde Blut, in dem doch Schlechtes von Haus aus wäre, von dem pflichtvergeſſenen Menſchen, der ihre Mutter nicht ehrlich gemacht.

„Wie man ſich bettet, ſo liegt man!“ meint Lisbeth ſpöttiſch lachend; dann ſpringt ſie plötzlich auf und reißt das eine Kind in die Höhe. „Willſt du wohl, ſchmierſt dich ja ganz voll. Dein neues Kleid!“ Und ein paar Schläge fallen klatſchend auf die Patſchhändchen. Das kleine Mädchen erhebt ein bitterliches Geſchrei. Dorette eilt herzu, nimmt es auf, ſucht es zu beruhigen und wiſcht die Thränen aus den großen, blauen Augen und ſtreichelt die roten Bäckchen. „Nicht weinen, Kind, nicht weinen! Huſch, da fliegt ein Vögelchen hoch, das weint auch nicht, das ſingt: Tirilirili! Wie ſingt's?“

Und das Kind ſchaut in die Höh, und der rote Mund, der eben noch ſchmerzlich gezuckt hat, lächelt, und das dünne, helle Stimmchen ſpricht nach „Tirilirili!“

Und dann zum Bach und verſucht, die Flecken, die das Musbrot gemacht hat, zu vertilgen.

Lisbeth reckt die Arme ein wenig, gähnt und ſagt: „Wenn man bloß erſt 'n Käufer für das Haus da wäre.“

„Wollt ihr's denn nicht behalten?“ fragt Dorette.

„Als ob wir uns hierher ſetzen wollten, in das Neſt! Johann hat doch ſeine Fabrikarbeit in Langenberg und ich meine Koſtgänger. Und hier in der Fabrik erſt um Arbeit anſprechen? I bewahre, haben wir nich nötig.“

„Er hat doch hier gelernt,“ meint Dorette. „Und Dr. Eisle nimmt gewiß gern einen guten Arbeiter auf — das Haus — ach, das ſoll nu in ganz fremde Hände kommen? Das thut mir ordentlich leid!“

Lisbeth ſchlägt nach einer Mücke. „Wenn er auch wollte, ich will nich! In Langenberg is es luſtig; ſo viele Arbeiter, und an Feiertagen und Sonntags, da geht es zu! Immer man getanzt und getrunken. Und was Rappke is, unſer einer Koſtmann, der ſagt, man lebt bloß einmal, und nur zum Schinden allein wäre der Menſch nich auf der Welt. Und der hat recht!“

„Tirilirili!“ ſingt das kleine Mädchen, und der Junge hält ſein Brot hoch, nach dem der Hund ſchnappen will, und ſpringt immer über das Bächlein hin und her. Und der alte Karo bellt ganz vergnügt und reckt ſeine ſteifen Beine.

„Das Vieh da haben wir auch auf'm Halſe. Zu dumm! Wenn es auf mich ankommt, ſo kriegt es der Schinder.“

„Der arme, gute Karo!“ Und wie das alte Tier, das ruppig ausſieht, ſeinen Namen hört, kommt es ſchweifwedelnd an.

„Ich werde wohl nicht wieder nach Otzen kommen,“ Dorette ſagt es mehr zu ſich ſelber, als zu der andern.

„Na ja — wenn die Leute was von einem zu ſagen haben,“ meint Lisbeth, „das is doch auch ſchenierlich —“

Es funkelt etwas auf in Dorettens Augen, ein glimmendes Licht.

„Wenn du's abſolut hören willſt,“ ſagt ſie mit gedämpfter Stimme, „du biſt hinter allen Hecken und Zäunen mit dem Johann geſtanden, — das wußten die Leute auch.“

„Hab'n aber doch gekriegt, hab's durchgeſetzt.“ Sie lacht und zeigt ſpitze, weiße Zähne. „Denn ſind allemal die Mäuler ſtille. Du,“ ſie neigt ſich ein wenig vor, „ſei auch man ſchlau, in ſo 'ner großen Stadt kommt einem doch mancher in den Weg. Wenn's richtig anfängſt, kannſt du noch immer einen kriegen. Mußt's nur nich gleich jedem von vornherein aufhängen, mit der Geſchichte. Da is ein Mädchen in Langenberg, unſerm Werkmeiſter ſeins, das hat wahrhaftig noch 'nen ordentlichen Menſchen gekriegt. Ganz toll war er hinter ihr her geworden, und denn ſind ja die Männer komiſch, denn fragen ſie nach gar nichts mehr. Nu is ſe Frau Werkmeiſter Müller und kann die ſchönſten Blumenhüte aufſetzen, und Geld hat er auch. Und was da mal geweſen is, danach fragt keiner. Ich wollt's auch niemand raten, denn der Werkmeiſter läßt ſich nich an'n Wagen fahren. Und hat ein paar Fäuſte!“ Und wie Dorette nicht antwortet, ſondern ganz verloren nach den Tannenwipfeln hinüber ſieht, die drüben am Bergeshang ſtehen, lacht Lisbeth und fragt: „Berlin möcht' ich auch mal ſehn. Rappke ſingt doch immer: Berlin is ſchön, Berlin is groß, und manchmal is der Deibel los. Ach, dieſer Rappke, nich aus'm Lachen kommt man

raus, wenn der was erzählt. Johann läuft in allen Kneipen rum, und Rappke is zuweilen zu Hauſe — er ſagt, er is'n ſchewalleresker Menſch und kann nu mal nich anders, als die Damens Geſellſchaft leiſten. Hihihi!"

Dorette ſteht noch immer ſo traumverloren — da giebt es ein neues Unglück, der Junge läßt ſein Brot in den Sand fallen, brüllt und bekommt auch einen Puff.

„Schindet man ſich dafür mit Waſchen und Bügeln ab!" ſchreit die Mutter, hochrot vor Zorn im Geſicht und bereit, noch einige Schläge auszuteilen.

„Solche Kinder — das Leben verleiden ſie einem — überall ſind ſie einem im Wege! Schlafloſe Nächte und Ärger am Tage!" Und ein paar derbe Schimpfworte fallen noch von ihren Lippen.

Nur ein Blick von Dorette trifft ſie, aber der fordert eine Antwort heraus: „Sind doch meine Kinder — laß ſie gehn!"

Dorette ſtreicht dem Mädchen über den Kopf und will es niederſetzen. „Komm, Fränzchen, ſpielt mal artig mit den Klötzchen. Das Brot, ſiehſt du, das ſchmeckt dem Karo gut. Fränzchen kriegt hernach ein anderes."

Die kleinen Geſchöpfe beruhigen ſich ſchnell. Das Mädchen ſchlingt ſeine Arme um Dorettens Hals, legt das Köpfchen mit der Bewegung eines duckenden Täubchens gegen ihre Bruſt und drückt ſie ſo feſt, ſo feſt, als es die Händchen nur vermögen. Und Dorette Kramer wird ganz blaß unter dieſer Liebkoſung, und feuchte Tropfen dringen ihr in die Augen. Schnell befreit ſie ſich von der Umarmung, läßt das Kind ſanft hinabgleiten und murmelt mit bewegter Stimme: „Nun iſt's gut, nun iſt's gut!"

„Wie du dich man bloß mit Kindern haben kannſt!" ſagt Lisbeth. Dorette wird dunkelrot, ſeufzt und ſagt nichts.

Nach einer Weile wirft ihre Couſine hin: „Warum haſt du eigentlich Mahnkopfs Heinrich nich genommen, der wollte dich doch; ne, mußteſt nach Hannover — mußteſt abſolut hin. Iſt ja denn auch danach geworden. Die Tante hat's noch 'ne Stunde vor ihrem Tode geſagt, ſie war nich mehr ganz helle. Das Dorettchen kriegt Mahnkopfs Heinrich, hat ſie immer gemeint und gedacht, ihr beide ſtändet da."

Dorette giebt keine Antwort.

Vom Turme ſchlägt's ſieben Uhr. Lisbeth zählt und brummt:

„Der treibt ſich den ganzen Tag auf dem Schützenhof rum und verbringt's Geld, und ich muß hier ſitzen. Meinſt du nicht, wie gerne ich auch draußen wäre? — man bloß der Leute halber muß man zu Hauſe bleiben!"

„Wenn's dir ſo ums Herz iſt, was fragſt du nach den Leuten?" ſagt Dorette. Lisbeth lacht ſchrill auf:

„Na, mir is es nich einerlei, was die von einem ſagen. Manche ſetzt ſich ja drüber weg — ich nich!"

Dorette wendet ſich ab und geht ins Haus.

Die roten Flieſen der Hausflur ſind nicht ſo ſauber, wie die alte Frau ſie gehalten hat; Körbe, Säcke, Grünzeug liegen umher; ein paar Kartoffeln, mit denen die Kinder Ball geſpielt haben, rollen ihr vor die Füße. Die Hinterthür iſt offen, und die Hühner laufen mit leiſe glucſenden und krähenden Tönen hin und her. Sie meint immer, die eifrige Hausfrau müſſe wie ſonſt aus der Küche kommen, um die kecken Eindringlinge ſcheltend zu verjagen. Sie faßt hinter den Schrank; richtig, da ſteht der Beſen noch — und dann ſäubert ſie die Steine damit und ſcheucht das Völkchen fort. Aber ſie kommen gleich wieder herangehüpft, ſie begehren ihr Futter. Sie wirft eine Hand voll aus dem Korbe hin und ſieht zu, wie die Tiere eifrig darüber herſtürzen. „Das Vieh will ſein Recht haben!" hat die Wedemeier immer wichtig geſagt. Aus dem Kuhſtall klingt auch ein mahnender Ruf — da kann ſie aber nicht helfen, da muß Lisbeth ſchon kommen. Sie ſtützt ſich auf die in der Mitte geteilte Hofthür und blickt über die Steine hin, über die ihre Kinderfüße ſo oft gelaufen ſind. Es iſt ihr, als gingen die Geiſter der Vergangenheit über die ſchmale Treppe, durch die Zimmerchen mit den Balkendecken, in denen die großen eiſernen Öfen mit den ungeſchickten Bildern aus längſt vergangenen Zeiten ſtehn. Simſon unter den Säulen des Philiſterhauſes und David, vor der Bundeslade

tanzend, ſind darauf dargeſtellt. Auf der Platte hat ihr die Tante zuweilen einen Apfel gebraten — ſie glaubt den Duft zu ſpüren. Niemals iſt ihre Mutter aus der kleinen Mietswohnung am Fuße des Ottenſteiner Schloſſes hier mehr über die Schwelle gekommen; erſt ſie, die Waiſe, hat die ſtrenge Frau aufgenommen — und auch ſie — — Ach — die Kinderzeit, wie köſtlich iſt ſie geweſen in dem grünen Thal, bei dem Waſſerrauſchen, dem Sonnenſchein, dem Winterſchnee. Sie hat eine wahre Sehnſucht nach der Vergangenheit — und kann doch nie, nie mehr zurück.

Und daß hier ihre Heimat iſt und daß ſie es hätte bleiben können — wenn — — Sie beißt die Zähne aufeinander, ſie hat ein würgendes Gefühl am Halſe, als wenn eine fremde Hand ſie packt.

Sie hört wieder Lisbeths ſcheltende Stimme; Thüren ſchlagen hinter ihr.

„Wenn du was eſſen willſt!“

Sie ſitzen einander am Tiſche gegenüber und ſprechen wenig, Dorette löffelt die ſaure Milch mechaniſch aus.

„Schmeckt dir wohl nich?“ fragt ihre Couſine. „Ja, Lampreten, die haben wir nich auf'm Lande, die giebt es bloß in der Stadt. Aber Rappke ſagt, es ſchmeckt ihm alles bei mir.“

Dorette hat an ganz andre Dinge gedacht. Sie ſchreckt wie aus einem Traum auf, als Lisbeth mit der Fauſt gegen die Kammerthür ſchlägt, um die Kinder darin ruhig zu machen.

„Der Butzemann kommt!“

Jede Bewegung der jungen Frau hat etwas Trotziges; ſie ſtößt gegen die Stühle, rafft die Teller zuſammen.

„Willſt du für deinen Mann nichts hinſetzen?“ fragt Dorette.

„Der? zuſehn ſoll er, wo er was kriegt. Der wird genug Geld draußen gelaſſen haben und denkt nicht an die vielen Münder hier.“

Dorette zieht ihr Geldtäſchchen heraus und legt zwei Markſtücke hin.

„Das iſt für meine Verköſtigung.“

Lisbeth langt mit einem Blick nach der Thür danach und ſteckt das Geld ein.

„Na ja, wo 'ne große Familie is, da kann man nich ſo ins volle greifen.“

Dann ſetzen ſie ſich wieder ins Freie. Dorette ſtrickt trotz der einfallenden Dämmerung, Lisbeth erzählt von ihren Bekannten in Langenberg, was für Kleider ſie haben und wie ſie ſich unter einander beklatſchen und daß Rappke ſagt, ihr könnte es keine gleichthun.

Dann werden in der Ferne ein paar johlende Stimmen laut.

„Wenn er nich dabei is, der liederliche Kerl, denn laß ich mich hängen!“ ruft Lisbeth.

Nach einer Weile kommen denn auch tappende Schritte über den Steg; dann ſieht man eine lange Geſtalt an dem Zaun vorbeiſchwanken.

„Gu'n Abend, gu'n Abend!“

„Haſt'n Weg nach Hauſe noch finden können?“

Der hagere Menſch lacht. „Bin doch 'n Ottener Kind. Un' der Schützenhof, der is noch grade ſo ſchön wie früher — ne, wirklich! Un' Lude Bruckmüller is noch das alte, fidele Haus. Huh, und kann der's — dem läuft das Bier nur ſo in die Kehle. Un' Anton Bruns war auch da und Nettchen Seidler, der ich mal nachgegangen bin; is das 'ne Maſchine geworden!“

Er nimmt ſeinen Hut ab und wiſcht mit dem Rockärmel über die Stirn. „Uff! heiß! uff!“

Lisbeth verſchränkt die Arme, guckt nach dem Mond, der eben hinter den Wolken vorkommt und ſagt:

„Behalt's man für dich!“

„Was?“

„Deine Liederlichkeiten!“

„Nu aber —“ ſagt Johann, deſſen ſonſt blaſſes Geſicht rot und heiß iſt. „Sei doch gemütlich!“

„En Bierfaß biſt du —“

„Alte!“

„En Saufaus!“

„Zum Donnerwetter!“

„Fluch man zu, wahr is es doch!“

Da faßt Johann Martens nach einer Latte am Zaun, als will er ſie losreißen.

„Weib! ſag ich!“

„En Familienvater willſt du ſein, du? Schämen ſollſt du dich —“

Nun fuchtelt ihr ſeine Fauſt vor dem Geſicht herum.

„Noch'n Wort! Man bloß noch eins und ſollſt mal ſehn! Schämen ſoll ich mich? Das thu du man. Un' den Rappke, den werf' ich ſicher raus! Den Kerl, der ſich an alle Schürzen hängt. Un' daß ſie mich zum beſten haben in der Fabrik, das leide ich nich mehr. Der Koſtgänger, der ſoll mir raus, raus."

Lisbeth lacht höhniſch auf; Dorette geht ſtill hinein und die leiſe krachende Treppe hinauf. In dem Kämmerchen hat ſie ſchon als Kind geſchlafen. Lisbeths kreiſchende Stimme tönt noch herauf; ſie bekommt das Übergewicht über die des Mannes. Dann poltert es auf den Stufen; endlich wird es ſtill.

Dorette legt den Kopf auf die blauweiß gewürfelten Kiſſen; aber der Schlaf will nicht kommen. Sie hat an ſo viel zu denken. Und Stunde um Stunde hört ſie ſchlagen und den Nachtwächter rufen: „Bewahrt das Feuer und das Licht!" Und dann beginnt der Morgen zu grauen, und ſie ſteht auf und kleidet ſich an.

Als ſie nach der Treppe geht, ſteckt Lisbeth ein verſchlafenes Geſicht aus ihrer Kammerthür.

„Du, willſt du auch, daß ich Kaffee mache?"

„Nein, ich danke."

Die junge Frau, ihre lila-kattunene Nachtjacke zuſammenhaltend, kommt etwas weiter mit dem Oberkörper aus der Thür.

„Wenn ich'n aufwecke, denn macht er Skandal —"

„Laß nur!" Dorette will ihr die Hand hinreichen.

„Willſt du wirklich das ganze Geld auf einmal haben?"

„Ja! Wie's ſchriftlich gemacht iſt — ſo müßt ihr's ſchicken!"

„Das kann dir doch geſtohlen werden."

„Ich will ſchon aufpaſſen."

„Thuſt, als ob du deinen Verwandten nich trauſt."

Dorette antwortet nicht.

„Er — Johann is doch'n rechtſchaffener Menſch und meint es gut mit dir!"

Lisbeth hat einen lauernden Blick.

„Die Kinder —" ſagt Dorette.

„Ach, laß man, daß die aufwachen und ſchreien —"

„Denn laßt es euch gut gehn."

Schnapp, ſchlägt die Kammerthür ins Schloß; ſie hört, als ſie auf der unterſten Treppenſtufe iſt, einen lauten Fluch von Johann und einen aufkreiſchenden Ton von Lisbeth, und als ſie beim Fliederbaum anlangt, unter dem die Bank ſteht, die nun ſchon recht wackelig geworden iſt, ruft ihr jene nach: „Uns brauchſt du auch nich wieder zu kommen, für ſo eine haben wir keinen Platz — hahaha!" Und klirr! ſchlägt das Fenſter zu.

Die Mahnkopfen ſteckt den grauen Kopf, auf dem die Nachtmütze noch ſitzt, über den Zaun, ſie will wohl ſchwatzen, aber Dorette geht ſchnell weiter. (Fortſetzung folgt.)

Dorothea Christiane Erxleben, geb. Leporin.

Eine promovierte und praktizierende Ärztin des vorigen Jahrhunderts.

Von

Helene Höhnk.

Nachdruck verboten.

Vor hundertfünfundfünfzig Jahren erschien eine kleine Schrift mit dem etwas umständlichen Titel: Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten, darin deren Unerheblichkeit gezeiget und wie möglich, nötig und nützlich es sei, daß dieses Geschlecht der Gelahrtheit sich befleiße, umständlich dargeleget wird! Die Verfasserin derselben war Dorothea Christiane Leporin, die als Tochter des Arztes Christian Policarpus Leporin am 13. November 1715 in Quedlinburg geboren wurde.

Dorothea Christiane Leporin war, wie sie in ihrem Lebenslauf mitteilt, in ihrer Kindheit zart und kränklich, ein Umstand, der die nächste Veranlassung gab, daß sie von Jugend auf mit ihrem ältesten Bruder zusammen im Hause unterrichtet wurde. Da sie sich fleißig und geschickt im Lernen erwies, kam es bald dahin, daß nicht allein ihr Vater, sondern auch dessen gelehrte Freunde sie ermunterten und in jeder Weise zu fördern und unterstützen suchten. Als sich mit zunehmenden Jahren ihr Gesundheitszustand besserte, mußte sie sich vielen häuslichen Geschäften unterziehen und weigerte sich dessen nie, obwohl ihre Studien und die Wissenschaft ihr die Hauptsache waren.

„Ich fand", sagt sie, „daß es sehr wohl möglich sei, bei verschiedenen häuslichen Geschäften sowohl ein Buch mit Nutzen zu lesen, als auch den Unterricht des Lehrenden anzunehmen; daß aber auch dasjenige, was durch andere Geschäfte und Zerstreuungen wirklich im Studieren versäumt werden müsse, sich wieder einbringen lasse, wenn man seiner Bequemlichkeit etwas abzubrechen sich nicht verdrießen lasse. Ich beschloß daher ernstlich, mich durch nichts vom Studieren abhalten zu lassen und zu versuchen, wie weit ich in der Arzneigelehrtheit es bringen könnte."

Aber wenn gleich dieser Entschluß von ihrem Vater und ihren nächsten Angehörigen und Freunden gebilligt und unterstützt wurde, so fehlte es auch nicht an Angriffen von solchen „die das Studieren des Frauenzimmers nicht nur tadeln, sondern auch auf eine recht niederträchtige und Gelehrten schlecht anstehende Weise durchziehen." Sie antwortete auf diese Angriffe mit der oben erwähnten kleinen Schrift, auf die ich am Schluß ausführlich zurückkommen werde.

„Nachdem ich in den litteris humanioribus einen ziemlichen Grund gelegt hatte", erzählt sie weiter, „machte ich den Anfang, der mir jederzeit so angenehm gewesenen Arzeneiwissenschaft mich zu befleißigen. Daher machte ich mir den Unterricht meines seligen Vaters fleißig zu nutze, wenn er, meinen Bruder zu seinen akademischen Studiis vorzubereiten, sowohl die theoretischen als praktischen Teile der Medizin mit ihm durchging. Er bediente sich zu dem Ende sonderlich des unsterblichen Stahlii Theoria medica vera; ingleichen des Herrn Hofrat Alberti Introductio in universam medicam, wie auch des hochberühmten Herrn Dr. Joh. Junkers Conspectus Physiologiae, Pathologiae, Therapiae generalis und specialis, und des Herrn Dr. Heisters Compendium Anatomiae; er unterließ auch nicht, die von ihm vorgetragenen theoretischen und praktischen Lehren durch Exempel, die in seiner Praxis vorfielen, zu erläutern und zu befestigen. Kaum hatte mein geliebter Vater die sämtlichen Teile der Arzneigelehrtheit solchergestalt zu Ende gebracht, da mein lieber Bruder, der nunmehr Land- und

Stadtphysikus zu Nienburg an der Weser ist, die hochlöbliche Friedrichsuniversität bezog, seine Studia daselbst fortzusetzen. Er wurde dadurch des Glücks teilhaftig, sowohl die bereits namhaft gemachten, als auch andere große Lehrer selbst zu hören. Wie oft habe ich gewünscht, mit ihm gleiches Glück zu genießen, und diejenigen Lehrer hören zu können, welche ich jederzeit mit so großer Hochachtung verehret hatte! Allein mein Wünschen war vergebens, und ich mußte damit zufrieden sein, daß mein um mich so sehr verdienter Vater unermüdet fort fuhr, mir mit fleißigem Unterricht beizustehen und dafür zu sorgen, daß ich auch in Abwesenheit meines Bruders an Studiis zunehmen möchte. Er that solches um so viel emsiger, da er mit Vergnügen sahe, daß seine bisherige getreue Unterweisung in der Medizin bereits so viel bei mir gefruchtet hatte, daß ich nunmehro auch zum Nutzen anderer gar leicht weiter angeführt werden könnte. Er setzte daher meinen Unterricht auf das fleißigste fort. Zuweilen mußte ich zu meiner Übung verschiedene schwere in seiner Praxi vorgefallene casus ausarbeiten, auch, wenn er krank oder abwesend war, seine Patienten besuchen und abwarten."

Als Friedrich der Große sich nach seiner Thronbesteigung in Quedlinburg huldigen ließ, wurde Dorothea Christiane Leporin ihm vorgestellt. Der König war sehr huldvoll und machte ihr aus eigenem Antriebe das Anerbieten, sie wegen vorhabender Promotion der medizinischen Fakultät der Universität Halle zu empfehlen. Indessen kam es erst später zu der Promotion, denn vorerst „ging die Vorsehung andere Wege mit ihr." Sie heiratete im Jahre 1742 den Johann Christian Erxleben, Diakonus an der St. Nikolaikirche in Quedlinburg. „Ob ich gleich durch die Erfahrung überzeugt wurde", sagt sie, „daß der Ehestand das Studieren des Frauenzimmers nicht aufhebe, sondern daß es sich in der Gesellschaft eines vernünftigen Ehegatten noch vergnügter studieren lasse, wurde dennoch die vorgehabte Promotion durch meine Heirat vorerst verzögert, da die mir obliegende Sorgfalt für die Erziehung fünf annoch unerzogener Kinder, deren Anvertrauung ich als das erste Pfand der Liebe meines Mannes anzusehen hatte, meine Abwesenheit nicht wohl verstattete."

Zu den fünf Stiefkindern schenkte sie ihrem Gatten noch vier eigene Kinder, und man kann sich wohl denken, daß ihre Zeit zum Studieren knapp genug bemessen war. Auch gewinnt es den Anschein, als ob ihr Mann mit der Promotion und Ausübung des ärztlichen Berufes nicht einverstanden gewesen. Erst als sie ihn aus einer gefährlichen und langwierigen Krankheit errettet hatte, scheint er seine Zustimmung gegeben zu haben. Frau Erxleben wandte sich nun sofort an den König von Preußen und erinnerte ihn an sein Versprechen, daß sie sich der medizinischen Fakultät zu Halle zum Examen darstellen durfte. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete zustimmend, und Frau Erxleben reichte ihre Inauguraldissertation ein, die über das Thema handelte: Quod nimis cito ac ineunde curare, saepius fiat caussa minus tutae curationis. Die Arbeit liegt mir mit dem beigefügten Lebenslauf der Frau Doktorin in deutscher Übersetzung unter dem Titel vor: „Akademische Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen öfters unsichern Heilung der Krankheiten. Vor einiger Zeit als ein Specimen Inaugurale der hochlöblichen medizinischen Fakultät zu Halle übergeben, jetzt aber auf Verlangen ins deutsche übersetzt, und hin und wieder vermehret von Dorotheen Christianen Erxlebin, der Medizin Doktor." Halle, bei Johann Justinus Gebauer 1755. Sie ist der Herzogin Marie Elisabeth zu Schleswig-Holstein, Äbtissin von Quedlinburg, gewidmet.

Ob diese Dissertation von irgend welcher Bedeutung für die Medizin gewesen ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Nach der Vorrede zu schließen, hat sie indessen nicht allein Beifall gefunden, sondern sogar Aufsehen erregt, und es zeugt immerhin von einem gewissen Fortschritt, daß die Verfasserin gegen die vielen damals angewandten Medikamente auftritt und ihnen die Fähigkeit, „gründlich und sicher zu heilen", abspricht.

Das Examen der Frau Erxleben fand am 6. Mai statt. Über den Verlauf berichtet ihr Examinator Prof. Juncker in den Hallischen Anzeigen vom Jahre 1754. „Es hat die Frau Kandidatin in einem zweistündigen Examine alle quaestiones theoreticas und practicas in lateinischer Sprache, mit einer solchen gründlichen

Akkuratesse und modesten Beredtsamkeit beantwortet, daß alle Anwesenden damit vollkommen vergnügt waren und glaubten, eine alte Römerin in ihrer Muttersprache reden zu hören. Ob nun schon die löbliche medizinische Fakultät, nach geprüftem und gut befundenem specimine inaugurali, zur Promotion hätte schreiten können, so hat dieselbe doch lieber der Frau Kandidatin im Examine befundene Geschicklichkeit nach der Wahrheit an Se. königliche Majestät allerunterthänigst berichten, und in einem solchen seltenen Casu königliche allergnädigste Approbation erfragen wollen. Hierauf hat es Sr. Königl. Majestät allergnädigst gefallen, in einem höchsteigenhändig unterschriebenen Reskript vom 18. Mai die hiesige Fakultät allergnädigst zu autorisieren, dieser Kandidatin gewöhnlichermaßen den gradum in unserer Fakultät nach ihrem petito zu erteilen.

Es hat sich hierauf die Frau Kandidatin wieder bei uns eingefunden, und ward der 12. Juni angesetzt, die Promotion zu vollziehen, an welchem Tage in meiner, als des Decani, Behausung, in Gegenwart einer nicht geringen Anzahl, mehrenteils von selbst sich einfindender ansehnlicher Personen beiderlei Geschlechts und Anwesenheit mehrerer Studiosorum, nach Inhalt derer kaiserlichen und königlichen Privilegien, und besonderer im letzten allergnädigsten Reskript geäußerten allerhöchsten Genehmhaltung, mehrgedachter Frau Kandidatin der Gradus Doctoris Medicinae und die Freiheit zu praktizieren, von mir erteilt, und der gewöhnliche Doktoreid aufgenommen worden. Diese Handlung hat die neue Frau Doktorin mit einer kurzen, wohlgesetzten Rede beschlossen und die wohlgemeinten Glückwünsche der Anwesenden entgegengenommen. Worauf dann auch das gewöhnliche Doktordiplom ausgefertigt worden." Leider erlebte ihr Vater die Promotion nicht mehr; er war schon 1743 gestorben.

Selbstverständlich erregte diese ungewöhnliche Promotion Aufsehen in ganz Deutschland, und viele Stimmen erhoben sich für und wider das Studieren des weiblichen Geschlechtes. Prof. Juncker suchte ihnen in der oben citierten Abhandlung „Reflexion über das Studieren und die akademischen Würden des Frauenzimmers" in den „Hallischen Anzeigen" zu begegnen und erwies sich dabei als ein verständiger Anwalt der Frauensache wie als aufrichtiger Freund und Verehrer der neuen Doktorin. Und es fehlte derselben auch nicht an fernerstehenden Bewunderern, die sie in lateinischen und deutschen Versen feierten. Johann Joachim Lange, Prof. der Mathematik in Halle, besang sie als „Schmuck und Wunder unserer Jahre". Bedeutungsvoll heißt es in der Hymne:

„Olympia[1]) ward der Ferrarer Zier,
Und lehrte, daß in jüngern Zeiten
Der Weiber Geist auch denken kann, wie wir,
Ja, daß er mit uns könne streiten.
Nur Deutschland sah bisher dies traurig an;
Der Doktorhut war stets nur für den Mann."

Und daß auch Friedrich der Große eine bewundernde Teilnahme für die Doktorin Erxleben bekundet haben muß, geht aus einem anderen Lobgedicht des pommerschen Gymnasiallehrers Rahn hervor, dessen erste drei Strophen lauten:

„Du Schmuck der Frauen, Deutschlands Ehre!
Dir baut die Nachwelt einst Altäre!
Schon seh' ich wie dein Muster reizt.
Muß mich nicht Friedrichs Beifall treiben,
Dein klugverdientes Lob zu schreiben,
Um das die beste Schöne geizt?

Nach dir wird froh dein Enkel fragen,
Und deinen Ruhm den Enkeln sagen;
Froh nennt er dich, mein Halle, mit,
Dein Geist und Fleiß und Reiz, o Schöne!
Erweckt den Neid der Musensöhne;
Und zwingt zum Wettlauf ihren Schritt.

[1]) Es ist wohl Olympia Morata gemeint.

Du zeigst, daß auch der Schönen Geister
So groß zu Kränzen weiser Meister,
Als zu dem Ruhm der Wirtschaft sind.
Dich sieht dein reizendes Geschlechte,
In dir auch seine Größ' und Rechte;
Du raubst dem Wahn manch schönes Kind."

Es bleibt mir nun noch übrig, etwas näher auf die oben angeführte Schrift einzugehen, die 1742 bei Andreas Rüdiger in Berlin herauskam und wohl als die erste der Frauenemanzipationsschriften bezeichnet werden kann. Sie scheint daher auch nicht allein Beifall und Aufsehen erregt, sondern in gleichem Maße Absatz gefunden zu haben, denn sie wurde 1749 als „Vernünftige Gedanken vom Studieren des schönen Geschlechts", ohne Wissen der Verfasserin nachgedruckt, und 1754 verspricht dieselbe in ihrem Lebenslauf eine neue Auflage.

Die Ausgabe von 1742 ist mit einer langen Vorrede von dem alten Doktor Leporin versehen, die ihn als sachverständigen Verteidiger des Frauenstudiums kennzeichnet. Er widerlegt die These von der Inferiorität des Weibes, er bestreitet, daß die Schamhaftigkeit die Frauen vom Studieren abhält und schließt mit der Mahnung, daß alle „die Macht der Vorurteile hassen und bezwingen sollen".

Eifriger, gewandter, schlagfertiger als ihr Vater tritt die Verfasserin selbst für die Sache ein, und wir finden sie in ihren Ansichten und Forderungen schon ebenso weitgehend wie die modernen Vorkämpferinnen.

„Eine Sache, die nicht allen Menschen nötig und nützlich ist," sagt sie in der Einleitung, „sondern vielmehr dem größten Teil, kurz zu sagen, dem zahlreichsten Geschlechte, durchgehends nachteilig sein soll, die verdienet bei weitem nicht einen so hohen Preis als eine andere zu erwarten hat, deren Notwendigkeit und Nutzen allgemein heißt. Und aus diesem Grunde bin ich befugt, zu sagen, daß unser Geschlecht von den Studiis auszuschließen, eine Bemühung ist, die zur Verachtung der Gelehrsamkeit gedeihen muß." Zwar will sie durchaus nicht alle Frauen zum Studieren überreden, denn dieses würde abermals viel Unordnung nach sich ziehen. „Ich behaupte nur, daß es höchst unbillig sei, fast alle und jede unseres Geschlechtes, ohne auf die Kräfte sowohl ihres Gemütes, als ihres Leibes zu sehen, schlechterdings häuslichen Geschäften widmen und denselben nicht mal verstatten zu wollen ihren Verstand nur so weit auszubilden, daß sie ihn im gemeinen Leben recht zu gebrauchen wissen."

Auf den Einwurf, daß das weibliche Geschlecht nicht für das Studieren und die Gelehrsamkeit tauge, antwortet die Leporin, daß zur Gelehrsamkeit die Kräfte einer vernünftigen Seele gefordert werden, und wer wollte diese dem weiblichen Geschlechte absprechen wollen? „Wer nicht wider alle Begriffe, die wir uns von dem Wesen der Seele machen können, einen Unterschied der Seelen in Ansehung des Geschlechtes behaupten will, der muß diejenigen Kräfte der Seele, die dem männlichen Geschlecht eigen, auch beim weiblichen voraussetzen." Mit denen aber, welche die Frauen aus den Reihen der Menschen ausschließen, will sie sich nicht einlassen, „denn sie verdienen nicht, daß man sich ihretbalben bemühe, bis sie selbst durch den Gebrauch der Vernunft werden bewiesen haben, daß sie sich des Namens der Menschen nicht unwürdig machen." Und wenn man sich weiter auf den geringen Nutzen beruft, insofern die Frauen in der Wissenschaft wenig leisten und geleistet haben, so sagt die Leporin sehr richtig: „Das ist ein sehr verkehrter Schluß, wenn man daraus, daß nur wenige des weiblichen Geschlechts studia treiben, schließt, es fehle allen, die dieses Geschlechtes sind, an dem zum Studieren erforderlichen Verstand." „Und," fährt sie fort, „es ist überdies zweierlei, Verstand empfangen und den empfangenen Verstand brauchen gelernt haben." Das eben fehlt beim weiblichen Geschlecht, und daher ist die Frage nach seiner Befähigung müßig. Es heißt hier Erfahrungen sammeln. „Wer demnach alles Zweifels frei zu werden sucht, der nehme eine gleiche Anzahl sowohl von dem männlichen als weiblichen Geschlecht, die alle von Natur mittelmäßigen Verstandes sind; er gebe ihnen gleiche Zeit und Gelegenheit ihren Verstand durch Studieren zu bilden, so wird er aus der Erfahrung überzeugt werden, daß der Verstand des weiblichen Geschlechtes

nicht so schwach sei, als man ihnen anschuldiget, und daß zwar eine verkehrte Gewohnheit, keineswegs aber ein natürliches Unvermögen den verkehrten Wahn ausgebrütet, es könne das weibliche Geschlecht in der Gelehrsamkeit nicht so weit als die Männer gelangen. Wollte man sich nur die Mühe nicht verdrießen lassen, so viel Zeit auf die Unterweisung desselben zu wenden als man der Unterweisung des männlichen Geschlechtes widmet, so würde sich zeigen, daß solche Arbeit nicht vergebens gewesen und daß die Schuld nicht am Verstande des weiblichen Geschlechts, sondern an dem Mangel der Unterweisung gelegen."

Auch dem Einwand des zu großen Gefühlsquantums als Hindernis im Studieren, weiß sie zu begegnen: „Wollte das weibliche Geschlecht sich gefallen lassen, wider diese gefährliche Krankheit eben dieses heilsame Mittel (das Studieren), anzuwenden, so würden vielleicht in kurzer Zeit die Herren Medici der Mühe können überhoben sein, das weibliche Geschlecht auch wegen der Heftigkeit ihrer Gemütsbewegungen als ein subjectum morborum speciale zu betrachten. Es sind demnach die Affekte des weiblichen Geschlechts nicht schlechterdings als Ursachen, welche den Verstand desselben zur Erkenntnis der Wahrheit unbrauchbar machen und nicht könnten gehoben werden, sondern vielmehr als Folgen anzusehen, welche daraus erwachsen, wenn die Besserung des Verstandes und die studia verabsäumt werden."

Die Art des Studiums behandelt sie mit einer gewissen Vorsicht; indessen sagt sie: „Was ist es anders als ein Vorurteil, wenn man glaubt, das weibliche Geschlecht von der Universität ausschließen zu müssen. Ebenso gut wie Männer und Frauen gemeinsam die Gotteshäuser besuchen, können sie auch die Lehrsäle besuchen; nur die Gewohnheit scheint hier Gefahren vorzumalen, die in Wirklichkeit nicht existieren."

Fast scharf führt sie die Feder, wo es das größte Vorurteil zu bekämpfen gilt: daß die Frau zuerst für die Haushaltung berufen sei. „Daß das weibliche Geschlecht nichts zu wissen brauche und nichts von ihm gefordert werde, als die Führung des Haushaltes, das ist ein Vorurteil, das man dem weiblichen Geschlecht von Jugend auf beibringt. Aber ebenso wenig wie die Eltern ihre Söhne vor ihrer Geburt einem besonderen Beruf widmen, ebenso wenig dürfen sie auch ihre Töchter a priori ausschließlich für den Haushalt bestimmen." Nichts destoweniger sollen die Töchter in der Haushaltung unterwiesen werden, „denn sie zu verstehen, ist eine Pflicht, welcher sich kein einziges Frauenzimmer entziehen darf, und es würde all ihr Wissen nichts sein, wo man sie in Ansehung der Haushaltung einer Unwissenheit beschuldigen könnte. Ich fordere daher keineswegs, daß das weibliche Geschlecht alle seine Zeit mit dem Studieren zubringen und sich um die Haushaltung nicht bekümmern sollte, denn dieses wäre unvernünftig; aber da ich auch einräume, was ihr von mir fordert, wird es billig sein, daß ihr mir wieder einräumt, was euch ohne Schaden ist. Wendet alle Mühe an, lauter gute Haushälterinnen zu ziehen und sparet keinen Fleiß, dem weiblichen Geschlecht alles, was zu dieser Absicht nötig ist, beizubringen, ja, gewöhnt dieselben auch selbst, wenn es nötig ist, Hand anzulegen und bringet ihnen von Jugend auf bei, daß arbeiten keine Schande sei. Hingegen gönnet ihnen diejenige Zeit zum Studieren, welche sie weder zu nötiger Arbeit, noch zum Begriff von der Haushaltung zu erlangen nötig haben, und ihr werdet finden, daß es gar wohl möglich sei, daß ein Frauenzimmer studieren und dabei einer Haushaltung vorstehen könne."

Übrigens meint sie, daß man die wenigsten Frauen die Regeln einer vernünftigen Haushaltung lehre, sondern gemeiniglich kleine und geringfügige Dinge, und sie eifert dagegen, wie auch gegen die unnützen Handarbeiten, den geschäftigen Müßiggang des weiblichen Geschlechts, Visiten und übertriebenen Luxus. Und daß sie die Frauen in Ausübung eines Berufes oder wissenschaftlichen Bestrebungen auch in der Ehe nicht gehemmt wissen will, das ergiebt schon ihr eigener Lebenslauf; sie weiß alle Schwierigkeiten mit einem gewissen Sarkasmus aus dem Weg zu räumen. „Der Hauptgrund", meint sie, „warum das weibliche Geschlecht an die medizinische Praxis sich nicht wagen soll, ist der, weil die Würde und Vortrefflichkeit der Herren Medicorum und der Medizin selbst nicht wohl verstatte, daß sie die Weiber, die des Spinnrockens und der Küche zu warten, geboren, in ihre Gemeinschaft und zu ihren Gehilfinnen aufnehmen

sollten, als welches dem ganzen Orden der Ärzte zur Schande gereichen würde. Was diesen Grund betrifft, will ich lieber das ganze männliche Geschlecht urteilen lassen als selbst entscheiden! Ob es dem männlichen Geschlecht eine Schande sei, mit unserm Geschlecht in einer so nötigen, nützlichen und billigen Bemühung in einem consortio zu stehen? Ist dieses eine so große Schande für das männliche Geschlecht, so ist zu bewundern, daß dasselbe durch Ehelichwerden sich dahin demütiget, aus dem weiblichen Geschlecht eine Gehilfin zu nehmen und mit derselben in ein consortium zu treten.'

Endlich äußert sie sich noch über die Kosten des Studiums: „Wieviele Eltern werden gefunden, die ihr Brot kümmerlich verdienen müssen und dennoch willig und mit Freuden ihre Söhne studieren lassen? sie thun wohl! aber warum ist man nicht ebenso willig, den Töchtern ein gleiches widerfahren zu lassen? Ist euch die Wohlfahrt derselben nicht ebenso viel wert, als die Wohlfahrt eurer Söhne? Gewiß, wollte man alle Mittel anwenden, das Studieren des weiblichen Geschlechtes zu befördern, welche man dem männlichen Geschlecht in Ansehung des Studierens läßt angedeihen, so würde sich zeigen, daß die Unmöglichkeit oft nur in der Einbildung bestanden. . . Es giebt Menschen, die, wenn sie etwas an die Unterweisung ihrer Töchter wenden sollen, in Klagen ausbrechen und mit diesen in Stunden nicht fertig werden, die schweren Zeiten und großen Kosten, die das Studieren erfordern, zu beseufzen. Und eben diese sehen es mit Freuden an, wenn ihre Söhne oft nur unter dem Schein des Studierens auch dasjenige durchbringen, was die Töchter selbst kümmerlich müssen verdienen helfen."

Es sind anderthalb Jahrhunderte vergangen, seit diese Ausführungen niedergeschrieben wurden. Sie sind leider auch heute noch völlig am Platz.

Dr. Freiin Gabriele von Possanner.

Von

Regine Ullmann.

Nachdruck verboten.

An der altehrwürdigen Wiener Universität ist am 2. April d. J. die erste Doktorin creiert worden. Damit ist die Frauenbewegung für Österreich in ein neues Stadium getreten. Wie bekannt, haben alle Frauen, die in Österreich bisher den Doktorhut tragen, ihre Würde an Schweizer Universitäten erlangt; das dort erworbene Diplom berechtigt aber nicht zur Ausübung der Praxis in Österreich. Nur bei den beiden von der österreichischen Regierung in Mostar und Dulne-Tuzla angestellten Amtsärztinnen, Frl. Dr. Bohuslawa Keck und Frau Dr. Theodora Krajewska, wurde von dem Gesetze Abstand genommen. Notgedrungen, denn die weibliche mohamedanische Bevölkerung in Bosnien und der Herzegowina darf sich keinem männlichen Arzte zeigen und geht eher hilflos zu Grunde. Diesem jämmerlichen Zustand hat die österreichische Regierung durch die Berufung der beiden Ärztinnen in erfolgreicher Weise abgeholfen, denn sie erfreuen sich einer ausgedehnten Praxis und sind in civilisatorischer Weise thätig. Die andern Österreicherinnen, die sich dem medizinischen Studium widmeten, wie Frl. Dr. Anna Bayer, Frau Dr. Milica Tschaweß-Schwiglin, Frau Dr. Maria Bucetic-Prita u. a. üben ihren Beruf außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle aus. Nur Frl. Dr. Georgine von Roth, die Tochter eines österreichischen Feldmarschalls, wurde vor zwei Jahren an das K. K. Offiziers-

Töchter-Institut in Wien (Hernals) berufen, um den Gesundheitszustand der Zöglinge zu überwachen. Doch hat sie den Eid als Unter-Vorsteherin, nicht als Arzt der Anstalt abgelegt, und sie ist auch angewiesen, in Krankheitsfällen einen solchen zuzuziehen, da sie nach dem Gesetze nicht das Recht hat Rezepte auszustellen.

Erst Frl. Dr. von Possanner gelang es, auch in Österreich als Doktor der

Dr. Freiin Gabriele von Possanner.

Medizin anerkannt zu werden. Gabriele Freiin Possanner von Ehrenthal ist die Tochter eines hochverdienten Staatsbeamten, des Sektionschef a. D. Baron von Possanner. In einem großen Familienkreise aufgewachsen, von einer liebenden Mutter erzogen, bereitete sich Gabriele im Verein mit ihrer Schwester Camilla, die sich seither mit Erfolg der Malerei zugewendet hat, auf den Lehrerinnenberuf vor, eine Karrière, die in Österreich viele Töchter hoher Beamten und Offiziere einschlagen. Im Jahre 1885 legte sie die Reifeprüfung an der K. K. Lehrerinnen-Bildungs-Anstalt in Wien ab, und schon zwei Jahre später sehen wir sie die Maturitäts-Prüfung am akademischen Gymnasium daselbst bestehen. Ihre medizinischen Studien betrieb Freiin von Possanner

in Zürich und Genf, nachdem sie, um an den dortigen Universitäten zugelassen zu werden, nochmals das Maturitätsexamen in der Schweiz abgelegt hatte. In Zürich machte sie die Staatsprüfungen und das Doktorat. So viel Geduld und Ausdauer Frl. Dr. von Possanner auch schon an den Tag gelegt hatte — erst nach ihrer Rückkehr in die Heimat wurden diese auf die härteste Probe gestellt. Denn nun begann der mühevolle und zu Anfang ganz aussichtslose Kampf um die Zulassung zur ärztlichen Praxis. Wie viele Eingaben, wie viele Wege die junge Ärztin, die mittlerweile an den Kliniken Neusser, Schauta und Widerhofer hospitierte, auch immer machte, sie fand überall verschlossene Ohren.

Vergeblich war die Berufung auf die Staatsgrundgesetze — man wies immer nur auf das noch nie Dagewesene, das Unerhörte hin, daß eine Frau als Arzt praktizieren wolle. Erst ein Majestätsgesuch brachte den gewünschten Erfolg. Es erfolgte am 19. März v. J. die berühmte Ministerial-Verordnung, nach welcher Frauen, die im Auslande und zwar an Universitäten, deren Einrichtungen den österreichischen gleichkommen, das Doktor-Diplom erlangt haben, zur Nostrifikation desselben, beziehungsweise zu den dafür erforderlichen strengen Prüfungen zugelassen werden können, falls sie die Matura an einem inländischen Gymnasium abgelegt haben. — Diese letztere Bedingung schloß alle Bewerberinnen, mit Ausnahme von Frl. Dr. von Possanner aus und macht die Verordnung nur für die gegenwärtig an den österreichischen Mädchen-Gymnasien Studierenden wertvoll. Die Verordnung verlangt ferner von den Ärztinnen die Ablegung sämtlicher strengen theoretischen wie praktischen Prüfungen, mit Ausschluß der naturhistorischen Vorprüfungen, eine Forderung, die in diesem Umfange an die männlichen Ärzte, welche ihr Doktor-Diplom nostrifizieren lassen wollen, nicht gestellt wird. Das aber schreckte die junge Doktorin nicht ab; sie legte im Juli 1896 die erste der geforderten und in der Zeit bis zum März 1897 weitere zwanzig strenge Prüfungen, einige darunter mit Auszeichnung, ab. Mit Recht wies bei dem Promotions-Bankett, welches der „Verein für erweiterte Frauenbildung" der Gefeierten gab, der Dekan der Universität, Prof. Dr. Max Gruber, auf diese einundzwanzig Prüfungen als auf eine unerreicht dastehende Leistung hin. — Mit ihr hat Frl. Dr. von Possanner, die sich seither in Wien als Frauenarzt niedergelassen hat, die Frauenbewegung ungemein gefördert, und die Freunde und Anhänger derselben beglückwünschen sich dazu, daß sie es war, welche ihrer Sache diesen hohen Dienst erwies. Denn die erste Doktorin der Wiener Universität verbindet mit ihrer hohen geistigen Begabung, mit der Energie und Standhaftigkeit, von der sie so glänzende Beweise gegeben, eine so echt weibliche Bescheidenheit und Anmut, eine so seltene persönliche Liebenswürdigkeit, daß ihr Wesen und ihr Wirken gewiß am geeignetsten sein werden, das Vorurteil siegreich zu bekämpfen, das sich heute noch hierzulande und anderwärts gegen das Frauenstudium erhebt.

Waldgang.

Wenn Dein ich denke, ist's, als gehe
Ich durch den abendstillen Wald.
Mein leisgewordner Tritt verhallt,
Und furchtlos stehn am Weg die Rehe.

Ein fremdes Sein, von mir geschieden,
Die Sehnsucht auf dem Wegstein hockt;
Doch was sie raunt, und wie sie lockt —
Es wandelt vor mir still der Frieden ....

Paul Schettler.

Sommertage in Schottland.

Von

Therese Rösing.

Nachdruck verboten.

Schon zweimal hatte ich das wogenumspülte Albion besucht, aber mein Wunsch, auch Schottland und seine vielgepriesene Hauptstadt kennen zu lernen, war nicht erfüllt worden. Aber „was man kräftig hofft, das geschieht," — fast zu meinem eigenen Erstaunen bestieg ich mit einer rheinischen Freundin auf der Eustonstation in London den um 2 Uhr 30 Min. nach Edinburg abgehenden Schnellzug, im Publikum the Devil's train genannt wegen seines höllischen Tempos.

Mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 50 engl. Meilen die Stunde, die sich auf manchen Strecken bis zu 60 Meilen steigerte, durchsausten wir das schöne Land, dessen sonst unwahrscheinlich grüne Rasen die sengende Sonne ihrer samtenen Frische beraubt hatte. Seit siebzig Tagen war kein Regentropfen gefallen, und als aufsteigender Nebel sich zu Regen verdichtete, begrüßten unsere Mitreisenden das strömende Naß mit Enthusiasmus. Bald wurde es trotz des nordisch langen Junitages zu dunkel, um mehr zu unterscheiden, als die Silhouetten mäßig hoher Berge, und als wir um 10 Uhr 30 Minuten in Edinburg eintrafen, regnete es noch mit der gleichen Hartnäckigkeit.

Wir suchten das von Bädecker und unseren Reisegenossen empfohlene Windsor-Hotel in der Prince's Street auf und fanden dort ein gutes Unterkommen. Es kostete etwas Mühe, dem höflichen Wirt begreiflich zu machen, daß wir nicht nach englischer Sitte ein Zimmer mit einem riesengroßen gemeinsamen Bett wünschten, auch nicht eins mit zwei Betten, sondern jede ihr Zimmer für sich, nach seiner Ansicht anscheinend eine unberechtigte Forderung Wir beharrten aber dabei, suchten ermüdet unser mühsam erkämpftes Lager auf, und das eintönige Rauschen des Regens verfolgte uns bis in unsere Träume.

Am folgenden Morgen war die Situation unverändert, alles grau in grau. Strömender Regen, strömende Rinnen! — Welches Mißgeschick! Siebzig Tage Dürre, und wir bringen die Sündflut mit! — Was blieb uns aber übrig als gute Miene zu machen und zu versuchen, den Tag trotzdem so genußreich wie möglich zu gestalten. Noch vor dem Frühstück traten wir auf die Prince's Street hinaus, die von den Einwohnern der Stadt für die schönste Straße der Welt erklärt wird. In der That vereinigen sich hier Naturschönheiten und großartige Werke von Menschenhand zu Kontrastwirkungen von eigenartigem Reiz. Linksseitig eine Reihe vornehmer Gebäude, in dem hellgrauen Sandstein aufgeführt, der dem ganzen Lande das Baumaterial liefert; rechts, jäh abfallend, eine tiefe Schlucht, durch liebliche Anlagen in ihrer Wildheit gemildert. Jenseits derselben steil aufstrebender nackter Fels, den das alte Castle drohend krönt, von drei Seiten unersteigbar. Auf der vierten flacht sich der Hügelrücken ab und giebt einer Anzahl stolzer Bauten Raum. — Ergeben rüsteten wir uns mit Regenschirmen und Mänteln für die Entdeckungsreise aus, die uns zunächst in einen Gummiladen führen sollte. Meine Reisegefährtin gedachte sich als ersten Einkauf auf schottischem Boden ein Paar Gummischuhe zu erstehen; bei den augenblicklichen meteorologischen Verhältnissen das notwendigste Ausstattungsstück. Ein solches Geschäft war schon an der nächsten Straßenecke gefunden, und die Wahrnehmung, daß ein Laden mit Gummiartikeln und allen denkbaren Schutzmitteln gegen Nässe von oben und unten sich an den andern reihte, weckte die unbehagliche Ahnung in uns, ein derartig triefender Zustand sei für Schottland der normale.

Nach beendetem Handel gingen wir weiter, vorbei an dem großartigen Denkmal für Walter Scott, den die Schotten mehr noch wie Burns in Ehren halten. Den über dem Standbild baldachinartig aufstrebenden Turm bestiegen wir nicht — auf Fernblick war nicht zu hoffen.

Wenige Minuten entfernt liegen das Altertumsmuseum und die Nationalgallerie; schöne Gebäude in griechischem Stil, der hier bevorzugt wird und Edinburg den Beinamen „das schottische Athen" eingetragen hat.

Wir waren übereingekommen, uns hier zu Lande nicht mit dem Besichtigen von Gemälden zu befassen. Wir hatten deren hunderte und aber hunderte in London studiert und waren einigermaßen bildermüde. Aber was sind Pläne, was sind Entwürfe? — Mehr von dem Drange nach Trockenheit wie von Kunstbegeisterung getrieben, standen wir bald unter dem schützenden Dach der Nationalgallerie. Zu unserer Freude erwies sich diese als nicht sehr reichhaltig, aber in ihrer Auswahl vorzüglich. Außer vielen schottischen Meistern große Italiener, Tizian, Paul Veronese, Bellini, aber auch van Dyk und Greuze u. a.

Wir setzten unsern Weg fort, der uns in die Nähe des Castle und den Hügelrücken entlang durch die altertümliche High Street führte. Hier türmen sich Häuser bis zu zehn Stockwerken Höhe auf, während die hügelan gelegenen in der Straße dahinter deren nur drei bis vier haben und von der ärmeren Bevölkerung bewohnt werden.

Der sich immer mehr senkenden High Street folgend, gelangten wir, an John Knox' Hause vorüber, zu dem Palast von Holyrood, einem stattlichen Gebäude mit vorspringenden Flügeln, von altersgeschwärztem Sandstein, ohne architektonische Schönheit; trotz der ganz flachen Lage imposant durch die großartigen Verhältnisse. Daneben erhebt sich die Ruine der Königlichen Kapelle, von der nur wenige kahle Mauern und schmucklose Grabsteine erhalten sind; an die Rückseite schließt sich der baumlose Garten, the Queen's Walk.

Ein freundlicher junger Soldat in Nationaltracht bedeutete uns redseliger, als es bei uns einer Schildwache erlaubt ist, daß der Eintritt ohne Erlaubnisschein untersagt sei. Der High Commissioner habe hier residiert und für seine Festlichkeiten auch die historischen Räume benutzt, die erst am Montag dem Publikum wieder zugänglich wären. Sein Englisch verstanden wir merkwürdig gut; die schottische Aussprache ist dem deutschen Ohre verständlicher als die englische. Auch der schottische Typus spricht uns vertraut an; er gleicht dem deutschen, wenn auch nicht in vorteilhafter Weise. Wir sahen wenig hübsche Gesichter mit feinen Zügen, häufiger kräftige, hochgewachsene Gestalten.

Früher als wir wünschten, trieb uns der stärker werdende Regen heim. In den Salon des Hotels eintretend, wurden wir nicht unangenehm durch ein helllohendes Kaminfeuer überrascht. Ein alter Amerikaner, der sich mit dessen schwieriger, kunstgerechter Behandlung beschäftigte, beklagte sich bitter über „the frightful Scotch climate" und schmiedete Rückzugspläne nach seinem sonnigen Massachusetts.

Wir beiden, sanguinischeren Gemüts, trauten dem alten Wort: „Auf Regen folgt Sonnenschein", dessen Erfüllung freilich eine Frage der Zeit ist! —

Schon der nächste Morgen zeigte ein freundlicheres Gesicht, wenn auch keinen Sonnenschein, und der mitleidige Portier, der sich für wetterkundig ausgab, prophezeite einen trocknen Tag. Wir beschlossen, diese bescheidene Gunst des Schicksals zu einer Fahrt ins schöne Land hinein auszunutzen und einen Ausflug nach der berühmten Kapelle von Roßlyn und dem lieblichen Hawthornden zu machen.

In anderthalb Stunden brachte uns die coach „the Favourite" nach Roßlyn, dessen Kapelle ihres Rufes wert ist; ihre fremdartige, reiche und phantastische Architektur bildet einen reizvollen Gegensatz zu der frischgrünen, wohlgepflegten Umgebung. Dies kleine Juwel von Steinbauerarbeit ist vor 400 Jahren von einem maurischen Meister mit seinen Gesellen errichtet, die hier im kalten Norden dieses Denkmal ihrer glutvollen südlichen Phantasie zurückließen. Ihre Meisterschaft in Behandlung des Sandsteins war groß, ein technisches Hindernis gab es für sie nicht. Sie formten das sprode Material zu den zierlichsten Ranken und Ornamenten, die

sich wie duftige Spitzengewebe um Pfeiler und Gewölbe schlingen. Kaktusblüten und andere exotische Pflanzenformen in geistvoller Stylisierung erinnern an den sonnigen Süden. Die Kapelle, einsam und weltabgeschieden auf einem Hügel gelegen, dient als Gruft für die Besitzer, die Grafen von Roßlyn, und vereinzelt zu gottesdienstlichen Zwecken. An den Bau knüpfen sich manche Sagen; man zeigt „the Apprentice's Pillar", den Pfeiler eines Schülers, der ihn heimlich verfertigte und durch die Schönheit seines Werks so sehr den Neid des Meisters erregte, daß dieser den allzu talentvollen Jünger erschlug.

Durch eine liebliche Schlucht führt der Weg nach Hawthorden. Die Abhänge sind mit schönem Laubwald und zahllosen Farnwedeln bestanden.

Der unebene und infolge der niedergegangenen Regengüsse schlüpfrige Pfad folgt den Windungen des ungestümen Esk und bietet manche kleine Beschwerlichkeiten, die wir nur mit Zurücklassung einiger Fetzen unsrer Kleidung überwanden. Nach Entrichtung eines kleinen Eintrittsgeldes überschritten wir auf schwankender Hängebrücke den Fluß und betraten die schönen grounds des Edelsitzes, wo ein biederer alter Gärtner die Führung übernahm. Auf senkrecht abfallender, rötlicher Felswand liegt hoch über dem Esk das altertümliche, einfache Haus, im Besitz der Familie Drummond, die ihren Stammbaum auf den Dichter dieses Namens zurückführt.

Höchst reizend ist der Blick von hier in die Schlucht, auf die wogenden Baumwipfel und den schäumenden Fluß. Die zerklüfteten Felsen sind von merkwürdigen Höhlengängen durchzogen. Hier barg sich Robert Bruce vor seinen Verfolgern, und hier wusch sich in unserm friedlicheren Jahrhundert sein Sproß, Königin Viktoria, in einem natürlichen Felsbecken die Hände. Diese königliche That, der Stolz des alten Gärtners, interessierte uns weniger als die eigentümliche Bildung einer dieser Höhlen, deren Wände aus einer Anzahl kleiner Nischen bestehen, die sie einem römischen Kolumbarium ähnlich machen. Man schreibt die Herstellung den Ureinwohnern dieses Landes, den Pikten zu, ohne zu wissen, welchem Zwecke diese Nischen dienten.

Mit beginnendem Regen, zu spät für die Table d'hôte, kamen wir ins Hotel zurück und, neue Enttäuschung! fanden das Café Edinburg geschlossen, dessen gute Küche uns gestern beim Lunch gemundet hatte. Von der letzten anwesenden Kellnerin wurden wir belehrt, daß jeden Sonnabend um 7 Uhr Schluß sei, nach kontinentalen Begriffen eine abnorme Solidität. Endlich entdeckten wir ein Restaurant, das für Nachtschwärmer unseres Kalibers bestimmt war und in dem man uns noch um $7\frac{1}{2}$ Uhr abends ein Mittagessen verabfolgte.

Der nächste Morgen begrüßte uns wieder mit allen Anzeichen eines bevorstehenden Regentages, und etwas niedergeschlagen berieten wir während des Frühstücks, wie wir unsern Sonntag am besten ausnutzen könnten; in Großbritannien ein schwieriger Fall, da fast alle Sehenswürdigkeiten geschlossen sind und der Eisenbahnverkehr auf das Notwendigste beschränkt wird. Ein menschenfreundlicher Reverend, der am benachbarten Tisch sein ham and eggs verzehrte, setzte sich zu uns herüber, um uns mit seiner Erfahrung beizustehen. Unsere gemeinschaftliche Beratung hatte das Ergebnis, daß wir uns trotz der drohenden Wetteraussichten zu einer Fahrt nach der berühmten Forth Bridge entschlossen, einer der kühnsten Brückenkonstruktionen Europas. Nicht lange darauf thronten wir hoch zu coach, die wir heute mit mehr Anstand erstiegen, als bei unserm gestrigen ersten Versuch. Es wurde uns aber wieder die Geduldsprobe auferlegt, länger als eine Stunde in langsamem Schritt die Prince's Street auf und ab zu fahren, bis unsere Ladung vollzählig war, und der Nebel war in Regen übergegangen, ehe wir die Stadt verließen. So weit wie möglich ignorierten wir diesen unerfreulichen Umstand und richteten unser Augenmerk auf die liebliche Gegend mit dem Kranze bläulich schimmernder Berge. Die weit ausgedehnten Parks, deren Besitzer meistens historische Namen tragen, schmückten Dickichte von Rhododendren und wilden Rosen, die heitere Farbeneffekte in der regenverschleierten Landschaft bildeten. Die Wohnhäuser dieser alten Edelsitze waren selbst von unsern erhabenen Plätzen nicht sichtbar; in England und Schottland hat jeder das Bestreben, sein Heim den Blicken Fremder zu entziehen.

Nach fast zweistündiger Fahrt waren wir in Queensferry, wo uns der großartige Blick auf die Forth Bridge überraschte. Der Forth, der bei Leith in die Nordsee mündet, ist hier noch von gewaltiger Breite und bot dem heutigen Sturme eine genügende Wassermenge, um sie in hohen schaumgekrönten Wellenbergen gegen die eisernen Pfeiler zu peitschen.

Trotz der riesigen Eisenmassen, die in diesem Bauwerk stecken, und trotz seiner enormen Dimensionen macht es einen, wenn auch imposanten, doch zugleich fast zierlichen Eindruck; mit so anmutsvoller Leichtigkeit schwingen sich die Brückenbogen in gewaltigem Sprunge von einem Ufer zum andern.

Bei dem gleichmäßig niederrauschenden Regen bot unser Vergnügungsprogramm wenig Abwechslung, und es galt eine ganze Reihe von Stunden totzuschlagen. Da uns die nasse Rückfahrt auf der ungeschützten coach nicht behagte, hatten wir sie ohne uns abgehen lassen; ein anderes Fuhrwerk war an dem heutigen Sonntag in dem kleinen Ort nicht aufzutreiben, und der nächste Zug ging dem Feiertage zu Ehren erst um 6 Uhr. Was also thun? Eine Fahrt auf dem Fluß, bei schönem Wetter lockend, scheuten wir in Anbetracht der Kleinheit des vorhandenen Dampfschiffchens und der Höhe der Wellen; so blieben uns nur Entdeckungsreisen auf festem Lande. Wir wendeten uns links und folgten der Uferstraße, die zwischen freundlichen Villen hindurch schöne Ausblicke auf den Fluß bietet und auf der die eingeborene Bevölkerung in sonntäglicher Kleidung ernst und gemessen lustwandelte. Eigentümliche Töne, denen die Bezeichnung Musik zu viel Ehre anthut, erregten unsere Aufmerksamkeit. Unbeirrt durch die schlechte Witterung und die spottenden Zurufe der Menge hielten 20—30 Mitglieder der Heilsarmee, Männer und Frauen, auf offener Straße ihren Gottesdienst ab. Nachdem sie mit Begleitung einer Ziehharmonika einige Hymnen von durchaus weltlich-fröhlichem Rhythmus abgesungen hatten, trat ein junger Mensch auf, offenbar den untersten Ständen angehörend. Er begann, die Hände in den Taschen mit gesenktem Haupte auf und ab schreitend, die Schilderung seiner gestern stattgehabten Erweckung. Er sprach in ungelenken, oft mühsam gefundenen Worten, aber mit dem Ausdruck innigster Ueberzeugung, unterbrochen durch die „glory, glory"-Rufe seiner Gefährten und spöttische Bemerkungen der Umstehenden. Das seltsame Schauspiel machte uns trotz lächerlicher Einzelheiten tiefen Eindruck durch die Hingabe und Begeisterung der dabei Beteiligten.

Beim Weitergehen lenkte dünnstimmiger Chorgesang unsere Blicke auf ein schmuckloses, stallähnliches Gebäude, die uralte romanische Kirche von Queensferry. Wir traten ein und wohnten einem Kindergottesdienst bei. Der lahme, kränklich aussehende Geistliche sprach liebevoll mit seinen kleinen Zuhörern, und zu unsrer Verwunderung verstanden wir jedes seiner stark dialektgefärbten Worte.

Durch den waldartigen Park von Dalmenny House wandernd, erreichten wir halb durchnäßt, aber ganz befriedigt die Station, von wo aus uns der Zug in einer halben Stunde nach Edinburg zurückbrachte.

Am Montag bot der Himmel einen hoffnungsvolleren Anblick, und wir brachen früh auf, neue Aussichten zu genießen, die bisher für uns nicht vorhanden gewesen waren. Wir bestiegen das Castle, das heute als Kaserne dient, und freuten uns, eine Anzahl Hochländer mit wehender Fahne und fliegenden Röckchen unter den Klängen eines Dudelsacks den Schloßberg heraufmarschieren zu sehen. Architektonische Sehenswürdigkeiten hat das Castle nicht, die kleine Kapelle der heiligen Margarete, Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von der dänischen Margarete, Gemahlin Jakob III. erbaut, ist ein kahler Raum; die Zimmer Maria Stuarts sind schmucklos und unwirtlich. Aber wie herrlich ist der Blick nach allen Seiten! — Hier das Häusermeer von Edinburg auf den Hügeln zu unsern Füßen, von bewaldeten Schluchten unterbrochen. Dort auf Calton Hill das stolze Denkmal Nelsons und die großartigen Mauerreste und Säulenreihen eines griechischen Tempels — das unvollendete Nationalmonument für Waterloo. Gegen Osten erhebt Arthur's Seat seine schroffen Hänge; weiterhin streckt sich das Meer in bläulichen Duft gehüllt.

Nachdem wir uns an all dieser Herrlichkeit satt gesehen, folgten wir der High Street bis Holyrood. Die den Fremden zugänglichen Räume beginnen mit einer langen Gallerie von Bildern schottischer Könige, blutdürstig dreinschauender, grotesk gemalter Ferguſſe und Malcolms, die, ihrer überraschenden Ähnlichkeit nach, alle demselben Pinsel ihre Entstehung verdanken. Darnleys Wohn- und Schlafzimmer, mit dem seiner Gemahlin durch eine Treppe verbunden, deren Ersteigen große Gewandtheit erfordert, sowie Maria Stuarts darüber liegende Gemächer sind öde und düster, mit wenigen Resten des früheren Mobiliars. Das dort hängende Bild der gefeierten Königin zeigt Züge, deren Zaubermacht über alle Gemüter wir staunend unerklärlich finden. Das Speisezimmer, nur durch das Schlafgemach zugänglich, ist nicht größer als eine geräumige Fensternische; ein dunkler Flecken auf dem Fußboden des Vorsaals soll von Rizzios Blut herrühren. Lange hielten wir uns mit der Besichtigung nicht auf, während andere Besucher ihr mit historischer Andacht oblagen. Es ist rührend, mit welcher Pietät die Schotten das Andenken ihrer unglücklichen Königin pflegen. Robert Bruce und Maria Stuart sind die beiden lokalgeschichtlichen Persönlichkeiten, deren Namen man ausschließlich nennen hört.

Auf bequemer Fahrstraße erstiegen wir Calton Hill, wo wir, hingerissen von der unvergleichlichen Aussicht, so lange verweilten, bis uns Regenströme ins Hotel zurücktrieben. Einigermaßen niedergedrückt durch die andauernd feuchte Stimmung der Wolken, entschlossen wir uns rasch abzureisen. Edinburg selbst hatten wir gesehen, so konnten wir versuchen, ob nicht jenseits der Berge ein freundlicherer Himmel uns lächeln würde. So packten wir unsere spärlichen Habseligkeiten, bezahlten die in Anbetracht der hohen schottischen Preise mäßige Rechnung und fuhren nach dem Bahnhof, von oben noch mit kräftigem nassen Abschiedsgruß bedacht. Im Kupee saßen wir uns gegenüber, mit Falstaff seufzend: „Und der Regen, er regnete jeglichen Tag!“ Da plötzlich — ein Sonnenstrahl, der erste, der uns in Schottland leuchtete, von uns mit zaghafter Freude begrüßt. Nach kurzem Kampf mit dem Gewölk brach siegreich die Sonne hervor, und von diesem Augenblick an ist uns das königliche Gestirn hold geblieben. Es zeigte uns Küsten und Hochland in voller Pracht, gekleidet in Gold und tiefstes Blau wie eine tropische Landschaft. So wird das schöne Land leuchtend in unsrer Erinnerung fortleben.

In gehobenster Stimmung erreichten wir Stirling, eine kleine, in der Ebene am Forth belegene Stadt, in weitem Kreise von Bergen umschlossen, in seiner Mitte der steile Schloßhügel. Das alte, wohlerhaltene Schloß, teilweise als Kaserne benutzt, zieht sich mit vielen Höfen bis zur Spitze des Hügels hinauf und besteht aus einer Reihe interessanter Gebäude, deren schönstes von Jakob I. erbaut ist. In Erinnerung an die herrliche Löwesche Ballade „Archibald Douglas“ blickten wir mit Interesse auf den Hof, wo Archibald den jungen König das Bogenspannen gelehrt; auf das Zimmer, wo Jakob II. 1452 William Douglas erschlug und den Douglas-Garten auf der Höhe, ein liebliches Idyll zwischen den düsteren Festungsmauern. Die Aussicht von den Wällen ist großartig und weitumfassend; man überblickt die vom Forth durchschlängelte Ebene, die Kette der Berge; bei klarem Wetter schimmert selbst Loch Lomond herüber. Beim Abstieg verweilten wir im ersten Hof bei dem überlebensgroßen, konventionell gehaltenen Standbild von Robert Bruce, der durch seine mit Walter Stuart vermählte Tochter Marjorie Stammvater des jetzt regierenden englischen Königshauses ist.

Wunderbar malerisch ist der am Schloßberge sich hinziehende Friedhof, unterbrochen durch wilde Felsgruppen, von deren Spitze man abwechslungsreiche Fernsichten hat. Auffallend für die kleine ärmliche Stadt ist die Menge stattlicher, wenn auch nicht künstlerisch wertvoller Grabmäler; darunter in stimmungsvoller Umgebung eine hohe Pyramide, dem Andenken der ermordeten Covenanter geweiht. Bei den Kreuzen fiel uns die eigentümliche, in Großbritannien und Irland gebräuchliche Form auf: ein hoher Fuß mit niedrigem Kopf und kurzen Querarmen, — eine Auffassung, an die man sich bald gewöhnt und die poetischer erscheint, wie die bei uns übliche.

Der folgende Tag begann für uns frühzeitig. Um 8 Uhr ging unser Zug nach Callendar, dem Endpunkt dieser Bahn, von wo wir zu Wagen und Dampfer die Fahrt

nach und über Loch Katrine und Loch Lomond fortsetzten. Am Bahnhof zu Callendar erwarteten zwei coaches die zahlreichen Reisenden; das Gepäck wurde in dem großen Raum unter den Sitzen verstreut, und heute gelang es uns, Vordersitze, stets heiß begehrt und viel umstritten, zu erobern. Die Freude über diesen Erfolg währte nicht lange! Da auf der Vorderbank neben dem Kutscher vier Personen zusammengepfercht werden, schweben die beiden an den Ecken ziemlich frei in der Luft, ohne Halt für die frei baumelnden Füße; eine gymnastische Leistung, deren nicht jeder fähig ist. Unsere gute Laune trübte das nicht, im Gegenteil! unsere Stimmung hob sich, je mehr die bläulichen Morgennebel sanken und die Landschaft sich uns im Sonnenglanz zeigte.

Die Fahrt ging durch ein schönes Thal, von lebhaften Bächlein durchplätschert, und bald schloß sich ein langgestreckter See an den andern, deren nördlichen Ufern wir folgten; Loch Vennachar und Loch Achray. Ihr ch wird mit zitterndem Klang aus der Tiefe des Halses ausgesprochen, schärfer wie unser ch-Laut, was einem deutschen Kehlkopf nicht schwer wird. — Der Weg wurde romantischer, ohne an Lieblichkeit zu verlieren; er führte durch Laubwald, der bis hart an das abschüssige Ufer des Loch Vennachar tritt, und wand sich hindurch zwischen höher ansteigenden Hügeln, deren dichter Rasen zahllosen Hochlandschafen Weide gewährt. Mit ihren schwarzen Köpfen und zierlichen schwarzen Beinen schauen diese Tiere ungleich klüger und behender darein, als ihre deutschen Vettern. Die Luft der Freiheit und der selbständige Kampf ums Dasein wecken ihre Intelligenz und entwickeln ihre körperlichen Fähigkeiten.

Nach zweistündiger Fahrt machten wir Frühstückspause in dem stattlichen Trossachs Hotel, herrlich gelegen am Ufer des Loch Achray, von schroffen Felsen und Wald umgeben. „The copsewood gray, that waved and wept on Loch Achray" — ein reizender Aufenthaltsort für einige Sommerwochen. Weiter ging es durch das romantische Thal the Trossachs, in dessen früher unzugänglichen Schluchten: „the deep Trossachs wildest nook", einst mancher Verfehmte ein lichtscheues Dasein führte. Die Kultur hat das düstere Dickicht gelichtet und Pfade geebnet; aber das Thal erschien in dem Glanze des Junimorgens in duftigster, wie von Menschenhand fast unberührter Waldpoesie. Durch die Zweige der herrlichen alten Bäume schimmerte vor uns Loch Katrine, ein silberner Spiegel in köstlichstem Rahmen. Ernst schauten die zackigen Gipfel des Ben Venue mit ihren dunklen Tannenwäldern hernieder: „The pine-tree blue, on the bold cliffs of Ben Venue!" dort die Goblin's Cave, wo einst der Berggeist Uriel sein Wesen trieb, und drüben, allen Lesern von the Lady of the Lake bekannt, Ellen's Isle, wo der unglückliche Douglas das geächtete Haupt vor seines Königs Zorn barg.

Ein schmucker kleiner Dampfer führte uns über den sagenumwobenen See. Jenseits begann die einsame, unfruchtbare Hochebene. Aber sie hüllte jetzt ihre Armseligkeit und Öde in einen goldig strahlenden Mantel, — unabsehbare, blühende Ginsterfelder, dazwischen ruhige, kleine Seen, ihr tiefes Auge zum Himmel aufschlagend, und überall Hochlandschafe, wie große, weiße Flocken über die Triften verstreut.

Die Glanzzeit für das Hochland ist der Spätsommer, der alle Hügel in Purpur kleidet, intensivstem Alpenglühen vergleichbar. Die Ursache dieses Farbenwunders ist das Haidekraut, größtenteils die großblumige Glockenhaide, Erica testatrix, deren Blüte dort lebhafter gefärbt ist als bei uns. — Nach der Wappenblume Schottlands, der stolzen Silberdistel, sahen wir uns vergeblich um; ihre plebejische Schwester, die gemeine rote Distel, brauchten wir nicht lange zu suchen. —

Der Weg senkte sich steil abwärts, die einzige Strecke, die ein ängstliches Gemüt allenfalls hätte beunruhigen können. Nach einer scharfen Wendung lag der Loch Lomond mit seinen majestätischen Uferbergen vor uns. Dem Laufe des schäumenden Flüßchens Snaid folgend, hielten wir vor dem großartig gelegenen Hotel Inversnaid. (Das häufig mit einem Namen verbundene Wort „inver", gälischen Ursprungs, bedeutet die Erdablagerung vor einer Flußmündung.) Dieser Platz soll viel besucht sein, wie alle die zahlreichen Ortschaften am Loch Lomond, die sich überall eingenistet haben, wo sie hart an den See tretenden Berge Raum dazu lassen. Er hat gute Verbindung mit Glasgow und bietet Gelegenheit zu den verschiedensten Arten von Sport, für den

Engländer ein ausſchlaggebender Umſtand. Ein golf course[1]) ſowie tennis grounds ſind ſelbſtverſtändlich. In dem fiſchreichen See iſt das Angeln jedermann geſtattet, und wer vom Alpinismus geplagt wird, findet in den Bergen Gelegenheit zu beweiſen, wie gering er ſein Leben ſchätzt.

Wir fanden Zeit, nach den hübſchen Fällen des Snaid zu ſpazieren, der ſich hier ungeſtüm in den Loch ſtürzt, und würden dort länger gezögert haben, wenn unſer Dampfer nicht mit grellem Pfiff zur Eile getrieben hätte. Nach ſchöner Fahrt, vorüber an dem 3000 Fuß hohen Ben Lomond und hindurch zwiſchen lieblichen kleinen Inſeln erreichten wir in Balloch den Zug nach Glasgow.

In bläulicher Ferne verdämmerte der See; trübe Schleier legten ſich vor das ſtrahlende Firmament, die Ausatmung von Tauſenden von Schornſteinen, die uns jetzt, ein kahler, ſchwärzlicher Wald umgaben. Das hämmerte und ſtöhnte und klopfte; wir fühlten den eiligen Pulsſchlag der modernen Kultur, den Berg und See uns vergeſſen ließen. — Wir waren in Glasgow.

Das Glück des Hauſes Conried.

Von

Paula Faber.

Nachdruck verboten.

Unſere Straße war eigentlich ſehr langweilig. Nur aus Einzelwohnhäuſern beſtehend, welche größtenteils halb vergraben in ihren ausgedehnten Gärten lagen, bot ſie unſern nach Unterhaltung dürſtenden jugendlichen Sinnen gar wenig Abwechslung. Viel lieber hätten wir in der langen, ſchmalen, die unſere durchſchneidenden Seitenſtraße unſer Domizil gehabt. Die war viel weniger ariſtokratiſch. Sie verfügte über eine ganze Reihe kleiner Häuſer mit Läden im Erdgeſchoß und einige Etagenhäuſer zweiter oder dritter Güte, die von vornherein nur auf ſogenannte kleine Wohnungen und dementſprechende Portemonnaies eingerichtet waren. Dort paſſierte immer etwas. Hochzeiten, viele, viele Kindtaufen, Beerdigungen, die der allgemeinen Schauluſt ſowie der angeregten Konverſation der Umwohner im Grunde am meiſten boten. Sie waren daher auch bei der wohlwollenden Herzensgüte, die die Menſchen bekanntlich überall auszeichnet, eigentlich am beliebteſten. Hin und wieder machte auch jemand dort Bankerott, was dann die haarſträubendſten Vermutungen, — ob der Zahlungsunfähige „auskneifen“ oder ob er ſich was „anthun“ würde, — hervorrief. Kurz, etwas fiel immer vor.

Es mußte wunderſchön ſein, dort zu leben, von lauter Intereſſantem umgeben. So waren wir leider, um all dieſe wichtigen Dinge zu erfahren, auf die nicht immer ganz lauteren Quellen von Milchfrau und Brotmann angewieſen. Die beiden Glücklichen hatten dort ihre Wohnung aufgeſchlagen und ſteckten immer voll aufregender Neuigkeiten, die ſie uns entweder direkt oder durch Vermittlung unſerer Leute zukommen ließen. — Wie gern hätten wir auch einmal, mit andern Kindern auf der Straße, einen feſtlich angethanen Hochzeitszug zum Hauſe herauskommen und zur Kirche fahren ſehen! Wie gern einmal mit den erwähnten, vielen, nicht gerade übertrieben ſalonfähig gekleideten Kindern dort

[1]) golf — ſprich goff — ein altes Nationalſpiel, das neuerdings ſehr in Aufnahme gekommen iſt; man treibt eine Kugel über eine lange Bahn voll natürlicher und künſtlicher Hinderniſſe.

mitten auf der Straße Kriegen, Hinkefuß und dergleichen Herrlichkeiten geſpielt! — Es wundert mich heut noch, daß dort nicht täglich mindeſtens ein Kind überfahren worden iſt. Die Vorſehung mußte entſchieden eine ganze Abteilung Engel zum Schutz der Kleinen kommandiert haben. Und dieſe, die Engel nämlich, hatten wahrlich keine Sinecure. Alle paar Minuten ſtob der ganze Schwarm im letzten Moment kreiſchend auseinander, um einen Wagen durchzulaſſen, deſſen Führer in mehr oder weniger kräftigem, klaſſiſchem, niederſächſiſchem Plattdeutſch auf die „Gören", die ihm unter ſeine Pferde liefen, zu ſchimpfen pflegte. Wie gern wären wir einmal mitgelaufen, ſo recht im allerletzten Augenblick vor den Rädern weg! Es mußte wundervoll ſein.

Aber meine Mama war darin leider anderer Anſicht. Es war uns ſtrenge verboten, zum Spielen in die Nebenſtraße zu gehen oder gar mit der nicht eben parlamentariſches Deutſch redenden Jugend Freundſchaft zu ſchließen. Wir durften nicht einmal in unſerer ſtillen Schillerſtraße, die des Anregenden ſo ſehr viel weniger und eine ſo ſehr viel geringere Chance des Überfahrenwerdens bot, auf dem Fahrdamm ſpielen. Für ſolche Zwecke war uns unſer großer Garten, den wir in- und auswendig kannten, bereitwilligſt zur Verfügung geſtellt worden. Ferner hatten wir Erlaubnis — Notabene wenn wir aufgefordert wurden, — zu unſern Nachbarn in die Gärten zu gehen. Das war aber auch alles.

Wir bemühten uns redlich, die gebotenen Privilegien auszunutzen. Aber die Straße beſtand im ganzen nur aus ſechzehn Häuſern, von denen zwei obendrein leer ſtanden, ſechs bis acht weitere von Leuten bewohnt wurden, die das Alter erreicht hatten, in dem man ſeine Ruhe am höchſten ſchätzt und fremde Kinder gern außer Hörweite bewundert. So war unſere Auswahl naturgemäß etwas beſchränkt. Mit den übrigen Familien verkehrten wir mehr oder minder, obwohl nur in zweien Kinder in unſerm Alter waren. Und dieſe alle lebten ſo ziemlich dasſelbe reſpektable, gleichmäßige, wohlerzogene Leben, wie wir es notgedrungen auf höheren Befehl thun mußten. Abgeſehen von kleinen Streitereien untereinander, wenn etwa Müllers ſich mit Schmidts — ſie hießen wirklich ſo — wegen unliebenswürdiger beiderſeits gebrauchter Ausdrücke erzürnt und den Verkehr miteinander abgebrochen hatten, geſchah eigentlich garnichts. Das war dann doch wenigſtens eine kleine Zerſtreuung. Und wir verkehrten dann im Vollgefühl unſerer exemplariſchen Verträglichkeit und einwandfreien Ausdrucksweiſe ſo lange mit beiden feindlichen Lagern ſeparat und rapportierten ſo lange getreulich: „Meta Schmidt hat von dir geſagt" und „Dora Müller hat darauf gemeint", bis das Kriegsbeil wieder eingegraben war. Manchmal kam es freilich anders. Dann verſöhnten ſich wohl die beiden kämpfenden Parteien, der Zwiſchenträgereien müde, auf unſere Koſten, um uns nun gemeinſchaftlich für das, was ſie unfreundlicherweiſe einfach als Hin- und Hergeklatſch bezeichneten, in Bann und Acht zu thun. Und wir hatten es doch immer ſo gut gemeint!

Lange pflegte ſolcher Zwiſt freilich nie zu dauern. Dann wurde große Verſöhnung gefeiert und alles war wieder gut. Beſonders zur Obſtzeit herrſchte eitel Friede und Eintracht. Wir wußten, weshalb. Faſt jeder der großen Gärten hatte irgend eine beſonders ſchöne Obſtſpezialität, der wir unſere Kundſchaft angedeihen zu laſſen wünſchten. Um dieſe Zeit wurden auch die oben erwähnten älteren Herrſchaften, die wir wohl ſonſt etwas links liegen ließen, von uns mit Liebenswürdigkeit gänzlich umgarnt, ſo daß dieſe uns ſchließlich, wenn auch, wie ich heute vermute, mit recht ſchwerem Herzen je auf einen Nachmittag in ihre ſchönen Obſtgärten einluden, und zwar mit der mehr oder weniger aufrichtig gemeinten Aufforderung, uns einmal an Äpfeln, Birnen und Pflaumen ordentlich ſatt zu eſſen. Das feinere Obſt, wie Aprikoſen, Pfirſiche ꝛc. war leider, aus naheliegenden Gründen, meiſtens ausdrücklich ausgenommen. Alte Leute wiſſen nicht mehr, wieviel Obſt in einen geſunden Kindermagen geht, und, gottlob, legen ſie ſelbſt nicht mehr ſoviel Wert auf rohe Früchte. Wir ſchalteten manchmal, um einen draſtiſchen Vergleich zu gebrauchen, wie die Heuſchrecken. Ich erinnere mich, daß ich öfter, wenn wir die Stätte unſerer Thaten verließen, von Mitleid für die

beraubten Eigentümer erfüllt war und an ihrer Stelle über meine dezimierte Habe heiße Thränen geweint haben würde. —

Ein Haus war von dieſem Brandſchatzungsſyſtem ausgenommen. Das war das Haus des Herrn Auguſt Conried, uns gerade gegenüber gelegen. Es war das größte Grundſtück, mit dem am beſten gehaltenen Garten der ganzen Straße, mit vielen alten Obſtbäumen, die uns wahre Tantalusqualen ausſtehen ließen. Das Haus ſelbſt war weitaus das älteſte unter den es umgebenden modernen Villen. Es mochte mit ſeinem großen, von griechiſchen Säulen getragenen Portikus noch aus der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts ſtammen. Wenn auch ſeine ſchmuckloſe Façade ſtark von den übrigen, mit Veranden und Erkern geſchmückten Häuſern abſtach, machte es doch, — vielleicht eben darum — in ſeiner ſchlichten Einfachheit einen ſehr vornehmen Eindruck. Es ſchien, ebenſo wie der Garten, in vorzüglichem Stande zu ſein. — Leider hatten wir darüber aus eigner Anſchauung kein Urteil, denn uns waren Anfreundungen entſchieden unterſagt. Ja, wir ſollten nicht einmal, wie wir es ſo gern thaten, vor dem hohen eiſernen Staket ſtehen bleiben und in den Garten ſtarren. Mein Vater hatte, als er meine Schweſtern und mich einmal dort ſah, uns ſofort zu ſich hinüber ins Haus gerufen und ſeine Wünſche in Bezug hierauf mit nicht mißzuverſtehender Deutlichkeit ausgedrückt. Er hatte erklärt, ſowie Herr Conried, den unſere ſcharfen Kinderaugen ſogar noch von unſerm Garten aus deutlich in ſeinem großen Wohnzimmer am Fenſter ſitzen ſahen, uns einmal bemerken oder gar ſich über uns beklagen würde, dürften wir uns für den Reſt des Sommers überhaupt nicht mehr in unſerm Vorgarten aufhalten. Der Gedanke, unſere Tage im Hintergarten mit der Ausſicht auf die angrenzenden Stallungen und Gemüſegärten hinzubringen, lockte uns nicht. Wir wurden deshalb vorſichtiger, aber auch ſehr viel neugieriger. Was ſollten dieſe ſtrengen Maßregeln bedeuten? Warum ſollte in der ganzen Straße allein Herr Conried die Ehre unſerer Bekanntſchaft nicht genießen?

Wir hätten ihn unter gewöhnlichen Umſtänden wohl kaum beachtet, den alten einzelnen Herrn, der ſeine Tage ſo ruhig dahinzuleben ſchien. Jetzt wurde er für uns ein Gegenſtand lebhaften Intereſſes. Irgend eine beſondere Bewandtnis mußte es mit ihm haben, ſonſt hätte mein Vater ſein Verbot nicht mit ſolch eindringlichem Ernſt erlaſſen. Sein täglicher Lebenslauf wurde von nun an von uns mit großer Aufmerkſamkeit verfolgt. Viel war dabei nicht zu ſehen. Er erſchien meiſt gegen neun Uhr morgens, tadellos gekleidet, an ſeinem Platz am Fenſter ſeines Wohnzimmers. Dann ſervierte ihm Frau Göbel, ſeine dicke, freundliche Haushälterin, ſein Frühſtück, Chokolade und Bretzeln, behauptete meine Schweſter Lotti, die, mit Dienſtboten und Lieferanten am intimſten ſtehend, daher meiſt am beſten unterrichtet war. Dann brachte der ſchlanke, ältliche Mann — oder Herr? — wir waren nicht recht einig, welche Bezeichnung Herrn Wentzel, dem von dem alten Herrn faſt Unzertrennlichen, zukam, — ihm die Zeitungen und einige dicke Bücher. Herr Conried pflegte die Zeitungen flüchtig durchzuſehen und ſich dann in die erwähnten mächtigen Folianten zu verſenken. Dieſe letztere Beſchäftigung hatte uns, die wir perſönlich noch nicht ſchlüſſig waren, ob Johann Guttenberg mit ſeiner unvergleichlichen Erfindung der Welt im allgemeinen und uns im ſpeziellen einen Dienſt erwieſen hatte, zuerſt gewaltig imponiert. Aber eines Tages hatte mein Bruder Edgar ein Fernrohr zu Hilfe genommen und ſcharf hinübergeſpäht. Er erklärte dann, die Bücher ſeien lauter alte Bände „Gartenlaube“ und „Fliegende Blätter“, und der alte Herr ſchlüge die Seiten ſo raſch um, daß er höchſtens die Bilder betrachten, unmöglich aber den Text leſen könne. Das brachte ihn und ſeine Neigungen uns ſehr viel näher. Wir teilten ſeinen Geſchmack hinſichtlich illuſtrierter Zeitſchriften vollſtändig, aber uns wurden ſie nur ſelten und mit Auswahl in die Hände gegeben. Wir fanden, er müſſe ein ſehr ſchönes Daſein führen. Daher begriffen wir nicht, weshalb die Eltern, wenn ſie ſeiner in ihren Geſprächen unter ſich gelegentlich erwähnten, ihn ſtets „den unglücklichen Conried“ nannten. In unſern Augen konnte jemand, der jeden Tag Chokolade und Bretzeln eſſen, und ſoviel „Gartenlauben“ und „Fliegende Blätter“, wie

er wollte, beſehen durfte, überhaupt nicht unglücklich ſein.

Später am Vormittag pflegte er meiſt auf der Terraſſe vor ſeinem Hauſe auf und ab zu promenieren. Er war ein ſehr ſchöner alter Mann, hoch gewachſen, nach unſerer Kinderanſchauung, der ja der Maßſtab für Größe noch abgeht, beinah ein Rieſe. Aber auch für Erwachſene wird er eine imponierende Erſcheinung geweſen ſein. Manchmal fuhr er wohl auch am Vormittag mit dem bereits erwähnten Herrn Wentzel in einer hübſchen, etwas altmodiſchen Equipage ſpazieren. Begegneten wir ihm dann, wie es zuweilen geſchah, in Begleitung unſeres Vaters, ſo pflegte er — Vater war ſein Hausarzt — ſehr höflich zu grüßen. Und ſelbſt uns Kindern fiel ſchon damals der etwas leere Ausdruck ſeiner braunen Augen auf. — Nachmittags ſaß er meiſtens wieder an ſeinem Fenſter; dann ſtellte Herr Wentzel ihm wohl ein Schachbrett hin und die Beiden ſpielten zuſammen eine Partie Schach. Edgar behauptete allerdings, der alte Herr hantiere mit den Schachfiguren ebenſo herum, wie man es in jüngerem Alter mit Zinnſoldaten zu thun pflegt.

Viel Abwechslung bot ſein Daſein entſchieden nicht. Ein Tag verfloß wie der andere, und unſerm Forſchungstrieb wurde im Grunde drüben faſt nichts geboten. Den ganzen Hausſtand bildeten, außer Herrn Conried, drei Perſonen: Herr Wentzel, der von meiner Schweſter Frieda, die nicht immer genau über das nachdachte, was ſie ſagte, zu unſerer großen Beluſtigung zuerſt für den Lehrer des ihm ziemlich gleichaltrigen, wenn nicht älteren Herrn Conried gehalten worden war, die dicke Frau Göbel und ein niedliches Dienſtmädchen, das, wie wir zufällig erfuhren, die Nichte unſerer Köchin war. Wir nutzten dieſen wichtigen Umſtand ſofort gründlich aus und ſuchten von unſern Leuten Näheres über das für uns ſo ſehr intereſſante vis-à-vis zu hören. Viel erfuhren wir freilich nicht, da ſie offenbar von „oben“ Weiſung erhalten hatten, über das Haus zu ſchweigen. Nur entdeckten wir, daß Herr Conried von dem Geſinde mit einer noch viel weniger ſchmeichelhaften Bezeichnung bedacht wurde. Unſere Dienſtmädchen nannten ihn kurzweg den „püttjerigen Conried“. Als wir uns nun einmal mittags bei Tiſch nach der Etymologie dieſes durchaus nicht zum akademiſchen Deutſch gehörigen und uns bis dahin unbekannten Wortes erkundigen wollten, kam bei dieſer Gelegenheit heraus, wo und in Anwendung auf wen wir es gehört hatten. Meine Mutter wurde ſehr ärgerlich und erklärte, wenn das Geklatſch mit den Dienſtboten nicht aufhöre, würde ſie uns den Zugang zur Küche überhaupt verbieten. Dieſe ſchreckliche Perſpektive, die allen kleinen Privatkuchen und auszunaſchenden Schüſſeln ein jähes Ende zu bereiten drohte, ſchüchterte uns derartig ein, daß wir uns mäuschenſtill verhielten und gänzlich darauf verzichteten, unſerer Abſicht gemäß zu fragen, ob Herr Conried das unſchöne Adjektiv wirklich verdiene.

Einige Tage ſpäter allerdings, als uns das Conriedſche Dienſtmädchen, die hübſche Line, auf der Straße begegnete, konnten wir der Verſuchung, hier an der Quelle Auskunft zu erlangen, nicht widerſtehen. Wir hatten gerade Frau Göbel mit geſchwungenem Beſen aus dem Hauſe ſtürzen ſehen. Vor dem Gitter waren nämlich einige Straßenjungen ſtehen geblieben, die, ihrer Herkunft aus der plebejiſchen Straße Ehre machend, ſolange irgend etwas Liebenswürdiges in den Garten ſchrien, bis ſie von der biederen Dame mit einem gewaltigen Aufwand von Entrüſtung in der oben angedeuteten ſummariſchen Weiſe verjagt wurden. Offenbar hatten die Reden jener Jünglinge auf Herrn Conried Bezug gehabt. Wir hatten deutlich ſeinen Namen vernommen.

„Line,“ fragte Frieda, die jüngſte und vorlauteſte von uns drei Schweſtern, „iſt es wahr, daß Herr Conried püttjerig iſt?“

Line ließ vor Schreck faſt ihren Einkorb fallen.

„Herrje noch'mal, Kind, wer hat dich ſo was verzählt?“

Wir zogen vor, unſer eigenes Perſonal nicht zu kompromittieren und verſchanzten uns hinter den großen Unbekannten, hinter das allgemeine „man“.

„Wo da doch gar kein Gedanke an iſ,“ fuhr Line indigniert fort, „ein bißchen ſwach in Kopf, das ſtreit' ich garnich! Aber püttjerig!“ ſie blickte ſich vorſichtig um, ob auch niemand in der Nähe wäre, um das böſe Wort zu ver-

nehmen. „Ja, glaubt ihr denn, ſo 'n feinen Herrn, wie Herr Wentzel is, würd' bei ein püttjerigen Herrn bleiben?"

„Na," meinte darauf Lotti mit der Kindern zuweilen eignen Art, den Nagel auf den Kopf zu treffen, „das könnte doch ſein Wärter ſein!"

Line bekam ordentlich rote Backen vor Ärger. „Nee, ſo was! Ein Wärter! Haſt 'mal ein wirklichen Wärter geſehen? Was der für'n grobe Art hat? Nee, Herr Wentzel is viel was Feiners. Herr Wentzel is ein Geſell-ſchaf-ter, ein gebildeten Mann." Line war noch nicht allzu lange aus ihrem holſteiniſchen Heimatsdorf fort und augenſcheinlich ſehr ſtolz auf ihre gewählte Ausdrucksweiſe. „Übrigens," fuhr ſie fort, „und denn — meint ihr, was die Familje is, die würd' unſen Herrn ſo viel beſuchen, wenn er ſo was wär? So'n vornehme Familje!"

Line hatte das letzte Wort. Dieſe Beſuche hatten uns immer enorm imponiert. Wir konnten uns nicht denken, daß die „Familje" ſoviel zu unſerm Nachbarn kommen würde, wenn er wirklich „ſo was" wäre. Drei, vier mal wöchentlich, zuweilen noch öfter, fuhren ſtattliche, aus der benachbarten großen Hanſeſtadt kommende Equipagen vor der Conriedſchen Beſitzung vor, die dem Bewohner den Beſuch ſeiner Brüder brachten. Jeder kam gewöhnlich allein und blieb meiſtens zwei bis drei Stunden, zuweilen auch den ganzen Reſt des Tages dort. Wir kannten ſie alle vier, dem Namen wie dem Ausſehen nach, den Obergerichtspräſidenten, den Konſul, den Senator und, — last not least — den Älteſten, der Herr Conried kurzweg war, den vielfachen Millionär und Seniorchef der großen Exportfirma, deſſen beide Junior-Partner der Konſul und der Senator waren. Sie ſahen ſich alle untereinander ſehr ähnlich, wie auch Auguſt Conried vollkommen das Familiengeſicht beſaß. Nur trugen ſeine Züge den ſtarren, lebloſen Ausdruck eines, wie Line ſagte, im Kopfe Schwachen, während die der vier anderen innerlich durchgeiſtigt waren, von Verſtand, Energie und Klugheit leuchteten.

Es war hübſch zu ſehen, mit welch liebevoller Güte jene vier dem Bruder begegneten. Der nahm das als ſelbſtverſtändlich auf. Speziell verlangte er von dem Konſul und dem Senator, die beide jünger waren als er, als Älterer reſpektiert zu werden und wurde es auch. Hin und wieder wurde Herr Conried von ſeinem Sohn Oskar, dem „ſchönen Conried", wie er in ſeiner Vaterſtadt hieß, und einzigen männlichen Nachkommen der fünf Brüder, begleitet. Deſſen Kommen ſchien den alten Herrn immer am meiſten zu freuen und ordentlich redſelig zu machen. Die andern Brüder hatten nur Töchter. Auch dieſe beſuchten den Onkel zuweilen. Ebenſo kamen öfter die Gemahlinnen des Konſuls und des Senators mit zu ihrem Schwager. Herr Conried und der Präſident waren bereits verwitwet.

Wenn die Senatorin Conried ihren Gatten hinausbegleitet hatte, pflegte ſie häufig bei meiner Mutter vorzuſprechen. Sie war eine Jugendfreundin von deren Mutter geweſen. Da indes die liebenswürdige alte Frau keine Kinder mehr in unſerm Alter beſaß, — bei jedem Beſuch, der uns die Ehre ſchenkte, pflegten wir uns zuerſt danach zu erkundigen, — und es auch ſonſt der Berührungspunkte zwiſchen einer fünfzigjährigen Dame und uns nicht allzuviele gab, ſo ließen uns dieſe Viſiten ziemlich kühl. Leute, deren Kinder die Schuljahre hinter ſich hatten, waren für uns von ſehr mäßigem Intereſſe.

Das wurde aber plötzlich anders. Eines Tages nämlich wurden wir, als die Frau Senatorin bei Mama war, hereingerufen und erſtere lud uns ein. Sie lud uns wirklich, wie erwachſene Menſchen, zu einem richtigen Mittageſſen in ihrem ſchönen Hauſe in der Nachbarſtadt ein. Ihre in Spanien verheiratete Tochter weilte mit ihren zwei kleinen Mädchen, die in unſerm Alter waren, bei ihr auf einige Wochen zum Beſuch. Da die alte Dame nun für ihre Enkelinnen paſſenden Umgang wünſchte, und uns dafür hielt, — Mama huſtete und zog die Augenbrauen in die Höhe — ſo wollte ſie uns am nächſten Mittag mit ihrem Wagen herein zur Stadt holen laſſen und am Abend wieder zurückſchicken. Uns ſchwindelte, und wir wagten gar nicht, an ſoviel Ehre zu glauben. Als aber die Senatorin fort war, hielt uns unſere Mutter einen längeren Vortrag darüber, wie wir uns morgen zu benehmen haben würden. Zu unſerem Schrecken ſahen wir da,

daß es für uns durchaus kein ungemischter Genuß werden und der Wermut diesem Freudenbecher nicht fehlen würde. Wenn wir so entsetzlich auf unser Benehmen, unsere Manieren und Ausdrücke achten sollten, war ja das ganze Plaisir an der Sache dahin. Mama hatte uns so dringend beschworen, ihr keine Schande zu machen, daß wir am nächsten Tage in ziemlich gedrückter Stimmung abfuhren. Den vornehmen Kutscher, so wie Frieda es gewollt, zu fragen, ob wir abwechselnd neben ihm auf dem Bock sitzen dürften, war von vornherein unmöglich gewesen.

Als wir schließlich angelangt waren, war alles nicht so schlimm, wie wir gedacht hatten. Freilich, so lange wir uns bei den Erwachsenen in den schönen, vornehm eingerichteten Wohnräumen der Frau Senatorin befanden, benahmen wir uns von selbst so gesittet, wie es uns irgend glücken wollte. Aber als wir nachher mit Mercedes und Anita Lindner im zweiten Stock in den improvisierten Kinderzimmern allein waren und herausfanden, daß sie Kinder waren, wie wir auch, mit derselben Passion für Lärm und Toben, da wurde es wunderschön. Als der Wagen vorfuhr, um uns wieder nach Hause zu bringen, hatten wir Freundschaft fürs Leben geschlossen, und der Abschied fiel uns bitterlich schwer.

„Übermorgen sehen wir uns wieder," tröstete Anita, „dann sind wir draußen bei Onkel August zum Frühstück eingeladen. Großmama sagt, er wohnt euch gerade gegenüber. Vielleicht läßt er euch auch dazu bitten."

„Das glaube ich nicht," sagte ich etwas vorlaut.

„Warum nicht?" fragte Mercedes bedauernd, „kennt ihr ihn garnicht?"

„Doch," versetzte ich, „aber" — ehe ich etwas hinzufügen konnte, hatte ich von der immer bedachtsamen Lotti einen tüchtigen Puff weg. Der Schmerzenslaut, den ich ausstieß, konzentrierte für den Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich, und von dem Frühstück war nicht mehr die Rede. Lotti erklärte, sie habe mich aus Versehen gestoßen, und damit war die Sache erledigt. Nicht für mich. Ich wußte sehr gut, daß Lotti mit vollster Absicht gehandelt hatte. Aber in dem vornehmen Hause konnte ich doch nicht so reagieren wie daheim und versparte mir die betreffende Repressalie auf später.

Später im Wagen gab Lotti die verhanden gewesene Absicht bei Versetzung der erwähnten Handgreiflichkeit unumwunden zu: „Ich konnte ja nicht wissen, was du über den Onkel noch sagen würdest. Wahrscheinlich irgend eine gräßliche Dummheit. Dann wäre es ohne Frage mit dem Umgang mit den netten Kindern vorbei gewesen. Und wir wären doch alle so gern noch öfter mit ihnen zusammen." Wenn ich auch gegen die Worte „gräßliche Dummheit" scharf protestierte, in der Sache selbst konnte ich unserer Ältesten nicht so ganz Unrecht geben, und als sie nun fortfuhr: „Ach, wenn wir doch übermorgen dort auch eingeladen würden!" stimmten wir eifrig zu.

Ob die Vorsehung uns nun einmal auf unser Seufzen hin einen besondern Gefallen thun wollte, oder ob uns die Einladung von vornherein zugedacht war, — genug, am nächsten Morgen erschien bei uns zu unserm grenzenlosen Staunen Herr Wentzel von drüben mit einer Empfehlung von Herrn August Conried, er ließe die drei kleinen Mädchen für den nächsten Tag zum Chokoladenfrühstück einladen.

Meine Mutter schien wenig Lust zu haben, die Einladung für uns anzunehmen.

„Sie können es wirklich ruhig gestatten, Frau Sanitätsrat," redete Herr Wentzel mit gedämpfter Stimme zu, „die Frau Senatorin und Frau Lindner mit den beiden Kleinen sind doch auch da, und ich bleibe natürlich die ganze Zeit dabei. Seien Sie ganz unbesorgt."

„Ich fürchte auch nur, es ist für Herrn Conried zu viel Anstrengung," sagte Mama halblaut.

Herr Wentzel lächelte flüchtig. Was hatte der Mann für ein merkwürdiges, in sich gekehrtes, weltabgewandtes Aussehen! Wie jemand, an dem das Leben mit seinem Wogen und Treiben vorübergerauscht ist, ohne ihn je mit in dem vollen Strom schwimmen zu lassen!

„Das wollen wir schon verhüten," sagte er darauf, „also die Kinder dürfen kommen? Herr Conried wird sich sehr freuen." —

Wenn Herr Conried das am nächſten Tage wirklich that, ſo zeigte er es jedenfalls nicht. Oder vielleicht war er mit ſeiner Freude ſchon fertig. Wenn wir uns aber eingeredet hatten, wir würden, nachdem ſich uns nun das Ziel unſerer Neugier erſchloſſen hatte, dort etwas Beſonderes zu ſehen bekommen, ſo hatten wir uns gründlich geirrt. Das ſehr ſchön, aber altmodiſch eingerichtete Haus und ſein Beſitzer machten auf den oberflächlichen Beobachter denſelben Eindruck, wie hundert andere. Herr Conried begrüßte uns gerade ſo, wie jeder andere alte Herr es gethan haben würde, und fragte, wie wir es auch einigermaßen gewohnt waren, wie alt wir wären, wie das Befinden der geſchätzten Eltern wäre u. ſ. w. Die Senatorin und Frau Lindner führten uns dann freilich ſofort in das Nebenzimmer, weil ſie wohl fürchteten, der alte Herr möchte ſich aufregen.

Über dem herrlichen Frühſtück, das uns nun vorgeſetzt wurde und das Frau Göbel alle Ehre machte, vergaßen wir faſt, daß wir einen unſerer ſehnlichſten Wünſche erfüllt bekommen hatten. Das Zimmer, in dem wir uns befanden, war wunderhübſch im Empireſtil eingerichtet. Heut würde es wieder hochmodern ſein. Damals ſtaunten wir die ſteillehnigen, dünnbeinigen Sophas und Stühle mit ihren glatten, hellſeidenen Polſtern, die bronzenen Sphinx- und Löwenzierrate an den Schränken mit unverhohlener Verwunderung an. Wir hatten bisher bei unſern Bekannten noch nie derlei Sachen erblickt. Mich feſſelte am meiſten eine Marmorbüſte auf einer Konſole vor einem großen Pfeilerſpiegel, deren ſchöne Züge unverkennbare Ähnlichkeit mit denen der Conriedſchen Brüder aufwieſen. Die Senatorin war meinen Blicken gefolgt. „Du ſiehſt dir die Büſte an?“ fragte ſie freundlich. „Das iſt meine Schwiegermutter, Mercedes und Anitas Urgroßmutter. Es iſt doch merkwürdig, Irmgard, wie die Kinder ſo ganz die Conriedſche Phyſiognomie geerbt haben,“ fuhr ſie, zu ihrer Tochter gewendet, fort und machte dieſelbe dann auf einzelne Züge, die die beiden Kleinen mit dem edel-ſchönen Marmorkopf gemeinſam hatten, aufmerkſam.

Wir ſpielten nachher im Garten. Wieder ſah ich, daß erfüllte Wünſche lange nicht ſo nett ſind, wie man vorher glaubt. Wie eifrig war mein Sehnen dahin gegangen, in dem ſchönen Garten nach Herzensluſt herumlaufen zu dürfen. Jetzt konnte ich das thun. Statt aber damit zufrieden zu ſein, empfand ich die brennendſte Begierde, den wunderbaren Marmorkopf dort im Gartenſalon noch einmal ganz ungeſtört in der Nähe zu betrachten. Endlich ertrug ich es nicht mehr. Ich vergaß ganz, daß Mama uns extra eingeſchärft hatte, nur dort uns aufzuhalten, wo uns die Frau Senatorin hinſchickte, und unter keiner Bedingung, ſo wie ich es leidenſchaftlich gern that, in dem fremden Hauſe herumzuſtreifen. Ich benutzte ein prachtvolles, höchſt aufregendes Verſteckenſpiel, um mich leiſe davonzuſtehlen und ſtand gleich darauf, über meine eigene Kühnheit etwas entſetzt, vor der ſchönen Büſte im Gartenſalon und verſenkte mich in deren Betrachtung.

„Gefällt ſie dir?“ fragte plötzlich hinter mir eine tiefe Stimme. Erſchreckt wandte ich mich um. Ich erblickte Herrn Conried. Seine gewöhnlich ſo glanzloſen Augen waren mit einer ihnen ſonſt fremden Innigkeit auf die Büſte gerichtet. „Das iſt meine Mutter, meine geliebte Mutter. Aber ſie war noch viel, viel ſchöner. Damals gab es wirklich ſchöne Menſchen, heut ſind es alles,“ — er redete jetzt ſo undeutlich, daß ich ihn kaum verſtehen konnte. Aber ich glaube, er gebrauchte die unhöfliche Bezeichnung „Affen“. „Jene auch,“ ſprach er weiter und wies auf ſeine Schwägerin und Nichte, die, ohne zu ahnen, in wie reſpektwidriger Weiſe über ſie geurteilt wurde, im Garten ſaßen, ſich jetzt aber, als ſie unſern Wirt mit mir im Zimmer ſahen, raſch erhoben und auf uns zuſchritten. „Sie iſt ſchon lange fort, meine ſchöne Mutter,“ begann er wieder, „ſie kommt nie wieder, nie, nie, nie! Ach, wer ſie einmal wiederſehen könnte! Glaubſt du, daß ich ſie jemals wiederſehen werde?“ In ſeinem Ton lag eine ſo angſtvolle Frage, daß es mich heiß und kalt überlief und ich innerlich meinen Vorwitz, der mich in dieſe Lage gebracht hatte, tauſendfach verwünſchte. Zum Glück wurde ich der Antwort überhoben, denn jetzt kam Herr Wentzel raſch aus dem Nebenzimmer und führte den alten Mann wieder auf ſeinen gewöhnlichen Platz zurück. Zu-

gleich ließ Frau Lindner mich durch Anita in den Garten zurückholen.

„Haſt du dich erſchreckt, Franziska?“ fragte Anita, als wir glücklich im Freien waren. „Du weißt doch, Onkel iſt etwas ſo.“ Sie machte die entſprechende Pantomime nach der Stirn.

„Nein, garnicht,“ verſetzte ich nicht ganz aufrichtig, „er war ja vollkommen ruhig!“

„Was hat er eigentlich zu dir geſagt?“

„Ach, nicht viel; nur, früher wären die Menſchen ſchöner geweſen, oder etwas ähnliches. Sag' mal, Anita,“ fuhr ich neugierig fort, „war dein Onkel immer ſo? Oder iſt er erſt ſo geworden?“

Anita Lindner öffnete ihre blauen Augen weit vor Erſtaunen. „Ja, wie ſollte er denn ſonſt geweſen ſein? Ach ſo, du meinſt, ob er früher vernünftig war? Das weiß ich nicht. Aber ich glaube, nein. Woher ſollte er denn ſpäter ſo geworden ſein?“

„Na,“ — ich hatte in der letzten Zeit viele Kriegs- und Indianergeſchichten geleſen, — „er hätte doch im Kriege am Kopfe verwundet worden ſein können. Oder vielleicht iſt er in Nordamerika geweſen und die Indianer haben ihn ſkalpiert. Darunter leidet, glaube ich, der Verſtand.“

„Im Kriege war Onkel Auguſt nie,“ erklärte Anita beſtimmt. „Das weiß ich ſicher. Aber ob er in Nordamerika war, kann ich nicht ſagen. Ich will Mama einmal fragen.“

„Bitte, thu' das nicht, Anita,“ ſagte ich haſtig. Der Gedanke, daß Frau Legationsrath Lindner in meine Hypotheſen eingeweiht würde und dann vielleicht ihrerſeits meiner Mutter davon Mitteilung machte, war mir durchaus nicht erbaulich. Ich ſah mich bereits im Geiſte vor dem elterlichen Vehmgericht ſtehen und nachher für den Reſt des Sommers, nachmittags die Bohnenſtangen des Schmidtſchen Gemüſegartens als einziges Landſchaftsbild vor Augen haben. „Bitte, ſag' nichts davon; ich habe geleſen, wenn man ſkalpiert worden iſt, kriegt man eine feuerrote Haut wieder. Und die hat dein Onkel doch nicht.“ Wir vertieften uns nun in das Problem, warum die neue Epidermis der unglücklichen Geſchundenen die Farbe der Freude haben ſollte, und darüber wurde Herr Conried gottlob vergeſſen.

Meiner Mutter war bei dem ganzen Beſuch doch wohl nicht ſo recht behaglich zu Mute geweſen. Als wir nach einigen Stunden mit ſehr hübſchen Puppen, einem Geſchenk der Frau Senatorin, wieder heimkehrten, begrüßte ſie uns mit wahrem Enthuſiasmus und einer Wärme, als ſeien wir von einer langen, gefahrvollen Reiſe zurückgekommen. Auch lieh ſie ihrem Bedauern, daß mit unſerer Heimkunft die Stille im Hauſe wieder dahin ſei, und daß wir auf dem Feſt unſere Prunkgewänder ſo wenig geſchont hätten, diesmal keinen Ausdruck. Die letztere Bemerkung machte ſie ſonſt, wenn wir aus einer Geſellſchaft kamen, rein mechaniſch, ohne ſich vorher durch den Augenſchein beſonders von ihrer Angebrachtheit zu überzeugen. Aber recht hatte ſie immer.

Wir hatten nun eigentlich geglaubt, durch dieſen Beſuch wäre die Schranke zwiſchen Herrn Conried und uns, oder richtiger, zwiſchen ſeinem Garten und uns, vernichtet worden. Aber das war leider eine Täuſchung geweſen, wie das Schickſal ſie ja den Menſchen öfter bereiten ſoll. Wir hatten bereits mit der unbegrenzten Liberalität, mit der man in jenem Alter über Sachen verfügt, die einem nicht gehören, ſowohl Müllers als Schmidts entzückende Nachmittage in dem uns neu erſchloſſenen Paradies in Ausſicht geſtellt. Es kam jedoch anders. Die Lindnerſchen Kinder reiſten bald wieder ab, und außer daß Herr Conried uns jetzt ſehr freundlich zunickte, auch wenn wir ihm ohne Papa begegneten, hatte ſich an unſern Beziehungen zu ihm nichts geändert. Eingeladen wurden wir nicht wieder. Im Herbſt brachte Line einen großen Korb Obſt mit einer Empfehlung ihres Herrn „für die Kinders“ zu uns herüber. Aber da die betreffenden Kinder nachher einen halben, ſchönen Septembernachmittag auf die Abfaſſung eines Dankſchreibens, in dem weder geklert, noch ausgeſtrichen, noch radiert werden durfte, verwenden mußten, ſo hatte ihnen dies Geſchenk keine ganz lautere Freude bereitet.

Im übrigen wurden wir nun jedoch nach und nach verſtändiger und begannen einzuſehen, daß wir unſere Neugier, ſchon aus Menſch-

lichkeitsrückſichten, einem ſolchen Unglück gegenüber etwas zügeln mußten. Wir begriffen allmählich, daß alles irdiſche Glück doch nicht in unbeſchränktem Genuß von Chokolade und Kringeln beſteht. In dem Maße aber, als wir mit erwachendem Verſtändnis den armen alten Herrn bedauerten, bekamen wir vor ſeinen Angehörigen, die ihm ſo treu und andauernd Geſellſchaft leiſteten, einen gewiſſen bewundernden Reſpekt. Wie mein Vater, der zuweilen abends auf einige Stunden zu unſerm einſamen alten Nachbarn ging, erzählte, verging ſelten ein Tag, der jenem nicht wenigſtens den Beſuch eines ſeiner Angehörigen brachte.

„Dabei iſt Herr Conried durchaus nicht immer in einer Laune, die jene Beſuche für die andern erfreulich macht, Rückſicht auf irgend jemand zu nehmen fällt ihm natürlich nicht ein. Das kann man ja auch nicht von ihm verlangen," hatte Papa einmal bei ſolcher Gelegenheit bemerkt. Indes, ob gut oder ſchlecht aufgenommen, die Brüder blieben ſich immer gleich. Und alle vier Herren hatten doch im Grunde eigentlich außerdem noch einiges zu thun. Aber gleichviel, ob ſie am Abend einige Stunden länger arbeiteten, oder am nächſten Morgen ſoviel früher ans Werk mußten, für Auguſt hatten ſie alle, Herr Johannes Conried, wie der Präſident, der Senator, wie der Konſul, ſtets Zeit.

Ja, ſolange ſie auf Erden weilten, hatten ſie ſich durch nichts zurückhalten laſſen, ihrem Bruder an Aufmerkſamkeit und Fürſorge zu widmen, was überhaupt möglich war. Aber dann rief ſie ein Höherer zu ſich, deſſen Befehle keinen Aufſchub zulaſſen, denen zu gehorchen man wahrlich erſt recht immer Zeit haben muß. Der Gerichtspräſident, der Konſul und ſchließlich der Senator ſtarben raſch nach einander im Verlauf von wenigen Jahren. Auguſt Conried erfuhr von allen dieſen Trauerfällen nichts. Er ſtumpfte begreiflicherweiſe mit den Jahren auch noch mehr ab und wurde unempfänglicher gegen äußere Eindrücke. Wenn er aber einmal nach einem oder dem andern der Brüder fragte, ſo wurde ihm wohl erwidert, der wäre krank. Er pflegte dann meiſt zu erklären, er hoffe, ihn in der nächſten Woche wieder bei ſich zu ſehen, und hatte gewöhnlich gleich darauf alles vergeſſen. Nebenbei bemühte ſich ſowohl Johannes Conried, wie auch ſein Sohn Oskar, durch noch häufigere Beſuche die Lücke, die die Entſchlafenen hinter ſich gelaſſen hatten, nicht ohne Erfolg, zu verdecken. Der ſchöne Conried hatte ſogar eines Tages eine ebenſo ſchöne junge Frau mitgebracht. Und obwohl ſein Onkel zuerſt ihr gegenüber eine ähnlich herabſetzende Bemerkung, mit noch perſönlicherer Spitze, über das Ausſehen der Menſchheit von heutzutage gemacht haben ſoll, wie damals mir gegenüber, ſo ſchien er doch an dem lieblichen Geſchöpf zum Schluß herzliches Gefallen gefunden zu habeu. Sie begleitete ihren Gemahl ſeitdem ſehr häufig.

Im ganzen aber ſchien dort drüben die Zeit ſtill zu ſtehen. Wir waren inzwiſchen lang aufgeſchoſſene Mädchen geworden, Lotti rechnete ſich ſchon zu den Backfiſchen. Bruder Edgar war bereits konfirmiert und bei dieſer Gelegenheit von unſerm vis-à-vis ſehr ſchön beſchenkt worden, was Lotti zu kühnen Erwartungen für ſich ſelbſt dereinſt angeſpornt hatte. Eigentlich aber ſchämten wir uns jetzt ſolcher materiellen Gelüſte. Wir waren eben mit den Jahren anders geworden, wie ſchließlich alles um uns herum. Nur der Greis dort drüben am Fenſter war, mit ſeiner Umgebung, unverändert und ſich gleich geblieben.

Dann fuhr eines Tages Oskar Conried in tiefe Trauer gekleidet vor der Beſitzung ſeines Onkels vor. Wie ſahen ihn ausſteigen und nicht wie ſonſt den geraden Weg, der zum Hauſe heraufführte, einſchlagen, ſondern einen ſich ſeitwärts durch den Garten ziehenden, meiſt von Lieferanten benutzten ſchmalen Gang betreten. Auf dieſe Weiſe konnte Herr Conried ihn von ſeinem Wohnzimmer aus nicht bemerken. Am Hauſe angelangt, ſchien der Beſucher Frau Göbel herausgerufen zu haben. Als dieſe erſchien, nahm er ſeinen, mit einem großen Trauerflor bedeckten Cylinderhut vom Kopf und Frau Göbel trennte mit einigen raſchen Scherenſchnitten den Flor von demſelben herunter. Dann begab er ſich, den Hut in der Hand behaltend, ins Haus.

Er kam nach faſt zwei Stunden wieder heraus. Wieder ging er entblößten Hauptes. An der Seitenfront des Hauſes erwartete ihn Frau Göbel, die ihm den nun wieder ganz mit dem Trauerflor bedeckten Hut einhändigte.

Ich ſah, wie er der alten Frau, die ſich die Thränen abtrocknete, dankend die Hand reichte. Als er durch den Garten gegangen und im Begriff war, in ſeinen Wagen zu ſteigen, erblickte ihn mein gerade heimkehrender Vater und eilte zu ihm hinüber. Die Herren ſprachen einen Augenblick zuſammen. Als dann der ſchöne Conried den Hut zum Abſchied lüftete, und ich ſeine Züge deutlich erkennen konnte, erſchrak ich faſt über deren tiefernſten Ausdruck.

„Papa," fragte ich nachher, „um wen trauert Oskar Conried ſo tief?"

„Ja, lieſt du denn keine Zeitungen?", fragte mein Vater etwas verdrießlich. „Für gewöhnlich ſteckſt du die Naſe doch mehr hinein, als Not thut. Er hat vorige Woche ſeinen Vater verloren."

Herr Conried war tot! Ich widmete ihm, deſſen gebietende Erſcheinung mir ſtets am allermeiſten imponiert hatte, ein flüchtiges Bedauern.

„Ach ſo! Und Herr Auguſt ſoll es wohl wieder nicht erfahren? Darum hat Herr Oskar ſich für die Zeit, daß er dort drüben war, den Flor vom Hut trennen laſſen?"

„So iſt es. Sie wollen verſuchen, ihm dieſen Trauerfall ebenſo zu verſchweigen, wie bisher alle übrigen. Es ſteht freilich dahin, ob es diesmal, bei dem letzten Bruder durchführbar ſein wird. — Von der ganzen blühenden Geſchwiſterſchar iſt jetzt nur noch der arme Unglückliche übrig."

„Nun, der arme Unglückliche hat es beſſer im Leben gehabt, als mancher im Vollbeſitz ſeiner fünf Sinne," warf Edgar ein.

„Was Liebe und materielle Fürſorge anbetrifft, kannſt du recht haben," erwiderte mein Vater gedankenvoll, „die vier Conried haben ihren Bruder gehalten wie einen Fürſten."

„Warum eigentlich, Papa?" fragte Lotti etwas unſicher. Es war bei Papa nie vorauszuſagen, wie er dergleichen Erkundigungen aufnehmen würde. Als ihr aber diesmal keine Zurechtweiſung zu teil wurde, fuhr ſie, dadurch ermutigt, fort: „Sieh, was hat der alte Mann von dem großen Hauſe, dem ſchönen Garten? Ich möchte gewiß nicht hart erſcheinen, aber ich meine, ihm wäre mit wenigerem ebenſogedient geweſen. Was weiß er ſchließlich überhaupt von all dem Schönen, das ihn umgiebt? Er hat ja beinahe eine größere Beſitzung, als der Senator gehabt hat. Warum haben ſeine Brüder das gethan?"

Mein Vater war ausnahmsweiſe zugänglich heut Nachmittag. „Das hat ſeinen beſonderen Grund gehabt. Es iſt eigentlich eine ordentliche Geſchichte. Und zwar eine hübſche Geſchichte, denn ſie zeigt uns jene vier Verſtorbenen in liebenswerteſtem Licht. Zugleich aber zeigt ſie, daß es auch in unſerer für materiell verſchrienen und zuweilen ſo ſcharf getadelten Zeit Menſchen gegeben hat und giebt, denen ihr einmal gegebenes Wort heilig war, auch wenn ſie die Befolgung desſelben hätten einſchränken können, ohne daß jemand direkt davon Schaden gehabt hätte. Wenn ihr wollt, will ich ſie euch erzählen."

Wir erklärten ſtürmiſch unſere Bereitwilligkeit, zuzuhören. Papa begann: „Eine wie ſchwere Zeit zu Anfang unſeres Jahrhunderts über Norddeutſchland unter dem napoleoniſchen Regiment hereingebrochen war, das wiſſen wir Epigonen nicht mehr —"

„Du mußt nicht ſo gelehrt ſprechen, Papa," rief Edgar dazwiſchen, „dann verſteht Ciſſy nichts. Was „Epigonen" heißt, weiß ſie überhaupt nicht."

Er hatte ſich von mir heut Mittag meinen Schiller (Geſammelte Werke. Ein Band. Ich hatte dieſe Perle der deutſchen Litteratur zum Geburtstage bekommen und noch überhaupt nicht angeſehen.) leihen wollen, weil er ſein Exemplar in der Schule vergeſſen hatte. Ich hatte ihm das meine jedoch verweigert, weil ich fürchtete, dann jedesmal, ſolange das Gymnaſium Anforderungen hinſichtlich Überſetzungen ꝛc. aus unſerm großen Klaſſiker ſtellt, für die gleiche Gefälligkeit in Anſpruch genommen zu werden. Edgar war infolge deſſen etwas bitter gegen mich geſtimmt, und das war ſeine Rache.

„Bitte," ſagte ich entrüſtet, „Epigonen, zweiter Zug der Sieben vor Theben. Tydeus im erſten, ſein Sohn Diomedes im zweiten Zuge." Daß ich das gerade zufällig geſtern in der Schule gelernt hatte, hielt ich für überflüſſig zu bemerken. — „Übrigens weiß ich auch, daß ich mir nie erlauben würde, Papa ſo zu unterbrechen, wie du es thuſt. Bitte Papa, erzähle weiter."

Mein Vater gebot Ruhe und fuhr dann fort: „Die Verhängung der Kontinentalſperre hatte nicht nur England, dem die Strafe zugedacht war, ſondern auch den ganzen Kontinent ſchwer getroffen. Speziell in unſerer großen Nachbarſtadt lagen, ganz beſonders nach der Einverleibung Nordweſtdeutſchlands in das franzöſiſche Kaiſerreich, Handel und Schiffahrt furchtbar darnieder. Es waren für die Kaufleute namenlos harte Jahre und viel Waſſer iſt ins Meer gefloſſen, ehe dieſelben ganz überwunden waren.

Zu denen, die ſich damals rechtſchaffen quälen mußten, um von einem Jahr zum andern ehrlich durchzukommen, gehörte auch Herr Oskar Conried, der ſpätere Bürgermeiſter und Vater jener fünf Brüder. Damals jung verheiratet und ſeit wenigen Jahren etabliert, wollte es ihm bei der Ungunſt der Zeiten in keiner Weiſe gelingen, geſchäftlich vorwärts zu kommen. Er konnte ſich grade über Waſſer halten, aber mehr auch nicht. Sein und ſeiner tapferen, reichbegabten, wackeren, jungen Gattin Haupttroſt in den trüben Zeiten, faſt ihre einzige Freude inmitten aller ihrer Sorgen, bildeten ihre ſich prächtig entwickelnden, ſchön heranblühenden, hochintelligenten Knaben. — Was war das nun für ein Jammer, als ſich, da Auguſt, der dritte der Knaben, das zweite oder dritte Lebensjahr erreicht hatte, herausſtellte, daß er nicht nur von der Natur nicht ſo glänzend ausgeſtattet war wie ſeine Geſchwiſter, — nein er hatte nicht einmal von der Vorſehung das Quantum Verſtand erhalten, das für jeden Menſchen zur normalen Lebensführung unentbehrlich iſt! — Die Mutter hatte es lange nicht glauben wollen. Als keiner mehr an der traurigen Thatſache zweifelte, war ſie die einzige, die ſie beharrlich leugnete. Ihre ganze Kraft ſetzte ſie ein, um den ſchlummernden Geiſt ihres Kindes zu wecken, Tage und Nächte wurden ihm, ihm allein gewidmet, durch lange Jahre. Und wie ſtolz war ſie auf jede Errungenſchaft! Wie glücklich, als es ihr ſpäter zum Beiſpiel gelungen war, den Zehnjährigen endlich leſen zu lehren! Wie verſuchte ſie dann immer von neuem, ſich und andern vorzuſpiegeln, er entwickele ſich nur langſamer und werde zum Schluß doch ebenſo werden wie alle andern auch. —

Der Vater hatte wohl ſchon ſehr früh darin klar geſehen und ſich keinerlei Illuſionen gemacht. Er hatte dieſe Sorgenlaſt ſchließlich in Ergebung hingenommen und ſie tragen wollen, wie andere Sorgenlaſten auch. Aber merkwürdig, von jener Zeit an, da Auguſts unheilbarer geiſtiger Defekt unbeſtreitbar zu Tage getreten war, war Oskar Conried ſen. geſchäftlich alles geglückt. Pekuniäre Sorgen waren wie mit einem Schlage von ihm genommen. Was er begann, gelang, alle Unternehmungen ſchlugen ein, und der Segen, das Gedeihen, das Glück, wenn man von dem einen tiefen Schatten abſehen will, kamen über das Haus wie über Nacht. Was überhaupt einem Menſchen an Ehre und Auszeichnung zuteil werden konnte, es fiel ihm zu. Seine vier andern Söhne leiſteten in jeder Hinſicht Vorzügliches und bereiteten ihm ſoviel Freude, daß dies für den nagenden Kummer, der jener Unglückliche den Seinen war, eine kleine Kompenſation ſein konnte.

Die Brüder waren alle von jeher ſehr gut gegen ihn geweſen, gegen den armen Auguſt. Wieviel Püffe und Fauſtſchläge haben ſie ausgeteilt gegen jeden, der es wagen wollte, den Schwachſinnigen zu necken oder zu hänſeln! Als die Knaben aber herangewachſen waren, hat ſich der Bürgermeiſter Conried die vier einmal zuſammen vorgenommen und hat ihnen geſagt: „Verſprecht mir, daß ihr, ſo lange ihr lebt, für euren Bruder Auguſt arbeiten wollt wie für euch ſelbſt, daß er ſtets eure erſte Sorge ſein wird. Mit ihm iſt das Glück in unſer Haus eingekehrt.“

Sie haben es ihm alle vier mit Wort und Handſchlag feierlich gelobt.

Wie ſie dies Wort gehalten haben, ihr habt es ſelbſt miterlebt. — Der Vater hatte Auguſt als ſtillen Teilnehmer in die Firma aufnehmen laſſen, ich vermute, er iſt das bis auf den heutigen Tag. Und Oskar Conried wird gerade ſo für ihn weiter arbeiten, wie es ſein Vater, ſein Onkel Senator und ſein Onkel Konſul gethan haben. Er wird, da er ja nie etwas gebraucht hat, ſogar beinahe der Reichſte unter ſeinen Brüdern ſein. Umſo mehr als dieſelben, wie es heißt, bei den unvermeidlichen Geſchäftsverluſten ſein Konto ſtets nur wenig oder garnicht belaſtet haben. So

nennt jener hilfloſe Greis wahrſcheinlich Millionen ſein eigen. Millionen, von denen er nichts weiß und nichts hat!

Die Mutter, die etwa ein Jahr vor ihrem Gemahl geſtorben iſt, hat von ihren Kindern gleichfalls ein Verſprechen erhalten. Sie haben ihr zugeſagt, in treuer Liebe, in innigem Zuſammenhalten für Auguſt immerdar zu thun, was irgend in ihren Kräften ſtehe. Und wie ſie dies Wort eingelöſt haben, das kann vielleicht niemand ſo beurteilen, wie ich. Nur ein Arzt kann ermeſſen, wieviel Zeit und Geduld, wieviel Liebe und verſtändnisinnige Fürſorge, wieviel warmes, menſchliches Gefühl und brüderliche Teilnahme von den Brüdern aufgewendet worden iſt, um in Auguſt den ſchwachen Funken Intelligenz wachzuhalten, ihm an Lebensfreude zu verſchaffen, was möglich war. Keiner kann das ſo gut verſtehen wie ich, und etwa der alte treue Wentzel, der auch ſeinerſeits das Gelöbnis, das ihm die ſterbende Bürgermeiſterin abgenommen hat, ihren Sohn auf Erden nicht zu verlaſſen, mit Aufopferung alles eigenen Glückes, gehalten hat ſein Leben lang.

Nach dem Tode der Eltern hätten ihn die Brüder alle gern in ihrer eigenen Häuslichkeit aufgenommen oder ihm wenigſtens eine Wohnung in ihrer unmittelbaren Nähe eingerichtet. Die ſich mehr und mehr ausdehnende Stadt war Auguſt aber von jeher unbehaglich geweſen. Er äußerte den Wunſch, jenes Haus drüben, das früher einer Verwandten der Bürgermeiſterin gehört hatte, und das er daher kannte, zu beſitzen. So wurde es für ihn erworben und er dort inſtalliert.

Das iſt die Geſchichte von Herrn Auguſt Conried. Ihr könnt mancherlei daraus lernen!“

Mein Vater ſchwieg. In für uns Kinder ungewöhnlich ernſter Stimmung ſahen wir nach dem großen Hauſe hinüber. Herr Conried ſaß auf ſeinem gewöhnlichen Platz am Fenſter. Die Abendſonne fiel auf ſeinen weißen Scheitel, auf das vor ihm ſtehende Schachbrett, auf welchem ſeine Hände wie gewöhnlich zwecklos hin und herfuhren. Die ſcheidenden Lichtſtrahlen verliehen dem ganzen Bilde einen friedlichen, milden Glanz.

Konnte man ſagen, daß dieſer Unglückliche, der niemals ſelbſtändig gewirkt und geſchafft hatte, dieſe taube Blüte am Lebensbaum, vergeblich gelebt hatte? Konnte man das ſagen, da andere durch ſein Daſein zur Bethätigung der ſchönſten und edelſten Eigenſchaften angeregt worden waren?

* * *

Wenn ich jetzt einmal in meine kleine Vaterſtadt zurückkehre, gehe ich jedesmal auf den Kirchhof, auf dem ich leider ſchon ſo manchen ſuchen muß, der meinem Herzen im Leben nahe geſtanden hat. Ziemlich in der Mitte des Totengartens fallen meine Augen auf ein großes Marmordenkmal, das an der Stirnſeite die Kopie eines Reliefs auf dem Campo Santo in Genua, die Auferſtehung darſtellend, trägt. Das Grab iſt das beſtgehaltene des ganzen Friedhofs und zu jeder Jahreszeit entweder mit blühenden Pflanzen oder mit friſchen Kränzen bedeckt.

Es iſt das Grab jenes armen Einfältigen, der im Leben ſo von Liebe und Treue umgeben geweſen iſt, wie kaum der Genialſten einer. Dort ſchläft er, von dem ſein Vater einſt geſagt hat, er habe den Seinen das Glück ins Haus gebracht, das Glück des Hauſes Conried.

Das Frauenstudium vor dem Abgeordnetenhause.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

In der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 3. Mai ergriff der Kultusminister das Wort zur Frage des Frauenstudiums. Er wies darauf hin, daß die reichsgesetzlichen Bestimmungen auch von den jungen Mädchen, die studieren wollen, das Abiturientenzeugnis fordern, und daß die Regierung keinen Anlaß habe, ihnen die Ablegung des Examens zu untersagen. Thäten das die Eltern oder Autoritätspersonen, so würde er es für sehr vernünftig halten. Davon aber, daß die Ablegung des Examens den jungen Mädchen nun auch die Berechtigung geben müsse, zum Universitätsstudium ohne Einschränkung zugelassen zu werden, sagte der Herr Kultusminister nichts. „Ich kann überhaupt in der ganzen Frauenfrage, obwohl ich so stehe, daß ich den Frauen gern ein weiteres Gebiet der Erwerbsthätigkeit einräumen möchte, doch nur davor warnen, sich zu überstürzen".

Ein Jahr ist vergangen, seit die ersten Schülerinnen des Berliner Frauengymnasiums ihr Reifezeugnis erlangt haben. Sie haben Abiturientenexamina gemacht, „vor denen man allen Respekt haben muß", wie der Herr Kultusminister sagte. Seither sind die jungen Mädchen von Vierteljahr zu Vierteljahr auf die Zulassung zur Universität als ordentliche Zuhörerinnen (mit der Berechtigung, Universitätsexamina abzulegen) vertröstet worden. Und jetzt ist die Aussicht auf Genehmigung ihres Gesuches oder sagen wir ehrlich, auf Gewährung ihres guten Rechtes, in fernere Ferne gerückt denn je. Der Herr Kultusminister warnt davor, sich zu überstürzen.

Der Gang, den die Debatten im Abgeordnetenhause nahmen, ist charakteristisch und wichtig. Der Abgeordnete Schall eröffnete sie mit der Klage über allzuhohe Anforderungen, die an die jungen Mädchen auf den Seminarien gestellt würden. Darunter litte ihre Gesundheit. Einer scharfen Kritik wurde vor allem das Oberlehrerinnenexamen unterworfen, dessen Bestimmungen zu unklar gehalten und zu hoch gestellt seien.(!) Der Abgeordnete Weber warf die Frage auf, was aus den jungen Mädchen werden solle, die ihr Abiturientenexamen gemacht hätten. Er forderte für sie das gleiche Recht, wie für die Männer. Dem gegenüber erklärte die Mehrzahl der Redner, daß für die Frauenbildung ein anderes, neues Ziel gesetzt werden müsse. Es sei durchaus wünschenswert, daß ihnen der Beruf als Lehrerinnen, Frauen- und Kinderärzte erschlossen werde, aber es sei unnötig, sie zu diesem Ziele genau denselben Weg zu führen, wie die männliche Jugend. Für sie sollten die Bestimmungen vereinfacht und erleichtert werden. Adolf Stöcker, der Unvorsichtige, meinte sogar, die Bedingung gymnasialer Bildung, sei, „wenn man richtig darüber nachdenkt", für Frauen unerfüllbar. Der Forderung nach einer eigenartigen Frauenbildung gegenüber aber verschanzte sich der Herr Kultusminister hinter die bestehenden Reichsgesetze. Er kann nur davor warnen, sich zu überstürzen.

Will man unter der geforderten speziellen Frauenbildung eine eigenartige, nicht minderwertige Schulung verstehen, so ist der Gedanke nicht schlechthin abzuweisen.

Ich glaube sogar, daß ihn eine späte Zukunft verwirklichen wird. Aber die Art, wie er im Abgeordnetenhause aufgeworfen und diskutiert wurde, ist im Grunde doch nur für die allgemeine Unklarheit über Unterrichtsfragen überhaupt charakteristisch. Als hinter den Reden über das „eigene" Ziel der Frauenschulung versteckten sich ganz andere Schmerzensfragen, und man dachte vielleicht mehr an die männliche Jugend und den Widerstreit zwischen Gymnasium, Realschule und Reformgymnasium. Es ist ja längst ein offenes Geheimnis, wie sehr man auf allen Seiten davon überzeugt ist, daß unsere Schulbildung umgeschaffen werden muß und daß für die Zulassung zur Universität neue Bestimmungen getroffen werden müssen. Die Gymnasialbildung ist eben nur eine Unbildung, was moderne Sprachen und Naturwissenschaften anbelangt, und doch gilt nicht ganz mit Unrecht die Einführung in die klassische Welt und die Denkschulung an der höchst logischen Grammatik der alten Sprachen für ein Ferment unserer Bildung. Und — dieser Gedanke lag allen Reden im Abgeordnetenhause latent zu Grunde — soll man nun die Frauen in dies Wirrnis zweifelhafter Schulung hineinziehen? — Aber giebt es denn einen Ausweg? Seit etwa hundert Jahren ist man sich klar darüber, daß wir einer Schulreform bedürfen, und wir sind in den hundert Jahren der Lösung der Frage kaum um einen Schritt näher gekommen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß sich in absehbarer Zeit auch nur ein neues „Ideal", wie Adolf Stöcker sagt, werde bestimmen lassen. Und liegt ein eigenes Ziel für Frauenbildung nicht noch viel weiter hinaus? Worauf also sollen die Frauen sich vertrösten lassen? Der Herr Kultusminister meint davor warnen zu müssen, sich zu überstürzen.

Die Maske ab! Was hat denn die Verzögerung der ministeriellen Entscheidung in Sachen des Universitätsstudiums der Frauen verursacht? Wir glauben zu wissen, daß man im Kultusministerium durchaus die Überzeugung hegt, daß die Forderung der Frauen eine berechtigte ist, daß sie durch die Zeitumstände zu einer Notwendigkeit geworden und daß es unrechtmäßig und zwecklos ist, sich ihr entgegenzustellen. Nicht an dem Kultusministerium scheint es zu liegen, wenn die jungen Mädchen, die vor Jahresfrist ihr Reifezeugnis erworben haben, noch immer der Berechtigung einer vollgiltigen Zulassung zum Universitätsbesuch ermangeln. Die Lehrkörper der Universitäten, oder doch einzelne ihrer Mitglieder, sind es, die sich widersetzen. Lehrer der Medizin vor allen machen das alte Argument geltend, daß das Weib seiner körperlichen Anlage nach zum Studium ungeeignet sei. Mich erinnert das an ein Gespräch, das Georg Brandes einmal mit John Stuart Mill über dieselbe Frage geführt hat. Brandes erinnerte Mill an eben diesen ärztlichen Einwurf, und darauf zuckte Mill nur die Achseln und sagte: „es giebt keine vorurteilsvolleren Menschen als die Ärzte".

Aber selbst angenommen, sie hätten recht mit ihrem Vorurteil! Ich meine, man verwechselt hier zweierlei: nicht um eine medizinische Frage handelt es sich, sondern um eine rechtliche. Der Herr Kultusminister mag es persönlich für sehr vernünftig halten, wenn Väter ihren Töchtern zu studieren verbieten; das ist sein gutes Recht. Aber die Regierung hat moralisch kein Recht dazu, den Frauen die Universitäten zu verschließen, nachdem Frauen die Bedingung erfüllt haben, welche die Regierung an den Besuch der Universitäten geknüpft hat. Das Kultusministerium hat nicht die galante Pflicht, für das körperliche Wohlbefinden der Frauen in Preußen Sorge zu tragen. Verbietet es denn den Männern, sich zu überarbeiten? Es ist keine Frage, daß die jungen Mädchen, die Zeit, Geld und Arbeitskraft darauf verwendet haben, das

Gymnasialabiturium abzulegen, in ihrem Rechte schwer geschädigt werden, wenn man ihnen nun die Universitäten nicht ganz erschließt. Und diese Schädigung wird von Halbjahr zu Halbjahr eine schwerere. Sie ist im Verlauf von ein paar Jahren für die Betreffenden zu einer Rechtsentziehung geworden. Ihnen, die sich als erste in ehrlicher Arbeit gemüht und die staatlichen Forderungen erfüllt haben, nimmt man in Wirklichkeit das Zeugnis wieder ab, das man ihnen zum Schein ausgestellt hat. Der Herr Kultusminister aber warnt davor, sich zu überstürzen.

Ich glaube, man unterschätzt den Ernst der Lage. Die jungen Mädchen, die ihr Abiturientenexamen abgelegt haben, haben es nicht zum Sport gethan. Dazu ist das Examen denn doch etwas zu schwer. Es ist frivol, daran zu zweifeln, daß der Schritt, den sie damit gethan haben, für das Wohl und Wehe ihrer Zukunft ausschlaggebend ist. Seien es nun materielle Verhältnisse, sei es ideelles Streben, das sie dazu geführt hat, beides bedeutet gleichviel. Giebt man ihnen nicht das Recht, Universitätsexamina abzulegen und damit sich einen Beruf zu erschließen, so vorenthält man ihnen ihr bestes Recht; verzögert man die Genehmigung, so schädigt man sie damit pekuniär wie moralisch. Ich glaube auch, daß, wenn man die Gefahr einer körperlichen Gefährdung durch das Studium dem Raisonnement zu Grunde legen wollte, man sagen müßte: Gymnasial- und Universitätsforderungen bieten nur für Unbegabte Schwierigkeiten. Die Frauen, die in den nächsten hundert Jahren an ein Studieren denken werden, werden naturgemäß eine Elite der Begabten sein.

Auch erörtert man diese Frage in Deutschland immer, als handelte es sich darum, etwas unerhört Neues, Unerprobtes einzuführen. Vergißt man, daß Deutschland in Sachen des Frauenstudiums hinter fast allen Kulturländern zurücksteht? Oder will man es vergessen? Worüber man bei uns streitet, darüber haben in der Schweiz, in England, Frankreich, Skandinavien, Rußland und Amerika die Thatsachen längst gesprochen. Die Frauen haben sich nicht nur als Studentinnen bewährt, sie haben, vorzüglich im ärztlichen Beruf, der Menschheit Dienste geleistet. Eben jetzt hat sich Österreich dazu entschlossen, die Frauen als außerordentliche und ordentliche Zuhörerinnen zu den philosophischen Fakultäten zuzulassen; die gleiche Erlaubnis steht für die medizinischen bevor. Und Deutschland selbst hat, wie in diesem selben Heft der „Frau" ausgeführt ist, vor hundert Jahren an einer Ärztin, der Friedrich der Große die Genehmigung zur Promotion erteilt hatte — sie war Mutter von vier Kindern! — die besten Erfahrungen gemacht. In diesen hundert Jahren aber ist bei uns in dieser Frage kein Schritt vorwärts gethan worden, keiner.

Auch jetzt nicht, da die Frage durch Ablegung des Abiturientenexamens durch Frauen, eine drängende, entscheidende, eine Existenzfrage geworden ist.

Der Herr Kultusminister nämlich sagt: er müsse davor warnen, sich zu überstürzen. —

Inzwischen hat sich in dieser Prokrustestragödie des auf die lange Bank Ziehens einer drängenden Rechtsfrage eine neue Scene abgespielt. Die Petition des Berliner Frauenvereins[1]), die Gleichstellung der weiblichen Abiturienten mit den männlichen forderte, ist von der Unterrichtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses abgelehnt worden. So ist es fürs erste zu einem Abschluß gekommen. Mögen die Thoren klatschen.

[1]) Siehe „Frauenvereine".

Mehr als befremdend mußte auf den Kenner der Sachlage die Unkenntnis wirken, die in der öffentlichen Sitzung des Abgeordnetenhauses ziemlich alle Redner über diese Frage freundlich kokett zur Schau trugen. Sie hatten zwar ziemlich alle etwas davon gehört, daß es nun in Preußen Frauen gäbe, die das Gymnasialreifezeugnis erworben hätten. Wann das aber geschehen, und wieviel junger Mädchen dies Ziel erreicht hätten, bestimmten sie wohl deduktiv aus der „Idee", die sie sich über das Frauenstudium überhaupt gebildet hatten; mit den Thatsachen stimmte ihre philosophische Ansicht jedenfalls ganz und gar nicht überein. Ich selbst hätte diesen Umstand auch höflich unerwähnt gelassen, wenn es nach den Zeitungsnotizen nicht den Anschein gewönne, als ob eben diese liebenswürdige Unkenntnis bei Beratung des Frauengesuches in der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses ihre Orgien gefeiert hätte.

Ich wiederhole: um was handelt es sich?

Es handelt sich um eine Rechtsfrage, nur darum. Indem man die Frauen zum Gymnasialabiturium zuließ, gab man ihnen moralisch die Garantie, daß ihnen das Examen die Universitäten vollgiltig erschließen würde. Entzieht man ihnen diese Erlaubnis jetzt, so ist das, zum mindesten moralisch, eine Rechtsentziehung. Eine Rechtsentziehung ist es auch, wenn man die endgiltige Lösung der Frage hinauszieht.

Der Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses lag das Gesuch des Berliner Frauenvereins vor, das in dieser Rechtsfrage das Recht für die Frauen „erbat." Daraufhin wurde darüber diskutiert, ob nicht zu fürchten stände, daß das Studieren der Frauen das Proletariat der gelehrten Stände vermehrte. Das ist bezeichnend. Nein, das ist richtend.

Von der Rechtsfrage krebste man zu einer politischen Frage, über die bessere Köpfe längst das letzte Wort gesprochen haben.

Und von der drängenden Entscheidung krebste man zu dem — man gestatte mir das ehrliche Wort — feigen Standpunkt des Abwartenwollens. Zwar fehlte es nicht ganz an Vertretern des Rechts: der Abgeordnete Wetekamp (fr. Vgg.) und der Abgeordnete Gerlich (freikons.) traten für das Gesuch des Frauenvereins voll und ehrlich ein. Aber der Abgeordnete Arendt hatte das zarte Bedenken, Zulassung zu allen Fakultäten sei verfrüht, und die Majorität sprach sich gegen jede Zulassung aus. Im übrigen klammerten sich die Volksvertreter an eine freundliche Zusage des Vertreters des Kultusministeriums an.

Man ging über den Antrag des Frauenvereins ohne weiteres zur Tagesordnung über.

Ein treuer Diener seines Herrn, sprach sich der Vertreter des Kultusministeriums über das Gesuch der Frauen recht wohlwollend aus. Prinzipiell, im allgemeinen, theoretisch ist er dafür, den Frauen ihr Recht werden zu lassen. Er ist den Rechtfordernden wohlwollend geneigt. Aber es schweben da Verhandlungen mit dem Reichskanzler über die Frage, ob die Hospitantinnen der Medizin unter Anrechnung der Semester, in denen sie hospitieren, zum medizinischen Staatsexamen zuzulassen seien. Und diese Frage müsse man erst ausschweben lassen. Überhaupt scheint ja das Schwebenlassen drängender Rechtsfragen heute Anfang und Ende aller politischen Weisheit zu sein. Ach! zumeist ist's ihr Ende.

Wie lange, frage ich, soll es noch dauern, bis man das Recht der Frauen Recht werden läßt? Wann endlich wird man zur Tagesordnung übergehen, nicht über Rechtsgesuche der Frauen, sondern über die krebsenden Philister, die ihnen ihr Recht vorenthalten?

Die verbeſſerte Frauenkleidung.

Von

Dr. phil. **Anna Gebſer.**

Nachdruck verboten.

„Wir werden gewiß zu der Ausſtellung des Vereins für verbeſſerte Kleidung kommen, meine Mutter und ich wollen uns für das Frühjahr reformieren," ſo ſagte mir eine junge Dame. Sie kam zu der Ausſtellung, und außer ihr erſchienen noch viele, die ſich auch „reformieren" wollten, viele aber auch, um erſt zu ſehen und zu erfahren, was denn an dieſer neuen Kleidung ſei, die im letzten Winter ſchon ſo viel beſprochen worden war, von der man doch aber eigentlich noch nichts Rechtes geſehen hatte. Manche heftige, unverſöhnliche Gegnerin hat wohl die neue Kleidung geringſchätzig betrachtet.

Zweifelnd kamen Scharen von Männern und Frauen mit ganz falſchen Vorſtellungen.

„Die Reformkleidung iſt ja nur für den Winter," ſagte eine Dame, „warum machen Sie die Ausſtellung im Sommer?" „Ich denke, ſie iſt nur für die Dünnen," rief eine ſtarke Dame; ein überſchlankes, junges Mädchen meinte, daß ſie eben nur für die Dicken paſſe. „Nein," antwortete wohl eine der Damen des Vorſtandes, „ſie iſt für alle Frauen, für alle Mädchen und Kinder, für Sommer und Winter, für Froſt und Hitze. Damit Sie ſehen, wie recht ich habe, folgen Sie mir, meine Damen, ich will Ihnen in der Ausſtellung ſelbſt zeigen, wie Sie ſich bekleiden ſollen."

In dem kleinen, aber geſchmackvoll dekorierten Saale des Kleinen Journals in Berlin mit ſeinen dunkelroten Wänden und ſeiner dunkelreſedafarbenen Dekoration, an den in der Mitte des Saales und an den Fenſtern aufgeſtellten Tiſchen, den Pavillons, dem rings an den Wänden herumlaufendem Podium mit der darauf aufgeſtellten Oberkleidung vorbei bewegte ſich nun die kleine Schar wißbegieriger Frauen mit ihrer Führerin: „Beginnen wir mit der unterſten Unterkleidung, meine Damen, betrachten Sie zuerſt dieſe reiche Kollektion von Hemdhoſen, wie ſie Henel in Breslau ausgeſtellt hat, in Seide und Leinen, in weißer Baumwolle für den Sommer, in Maccobaumwolle und Wolle für den Winter; auch viele Berliner Firmen, ſo Max Kühl und Jordan u. a. haben dieſe Unterſachen in vorzüglicher Ausführung. Sehen Sie dann hier, wenn Sie ſich weiter bekleiden wollen, alle die verſchiedenen Halbkorſetts und Leibchen. Da ſind für Damen, welche nur ganz anſchmiegende Sachen tragen wollen, die Trikotleibchen von Lindner und Kühl, für jugendliche und ſchlanke Geſtalten die nur bis zur Taille reichenden Leibchen, wie z. B. Frau Profeſſor Marie Albrecht eines konſtruiert hat, das völlig nach hygieniſchen und anatomiſchen Grundſätzen aufgebaut iſt. Da giebt es eine Fülle engliſcher Leibchen, unter denen das von Frl. Dr. Anna Kuhnow erfundene die erſte Stelle einnimmt. Die Halbkorſetts ſind mehr für ſtarke Damen gedacht; die aus gitterartigem Stoff gefertigten und breit über den Magen gearbeiteten verdienen jedenfalls den Vorzug; die Stangen darin, wenn ſie nur nicht auf innere Körperteile drücken, ſind nicht ſo gefährlich, wie man wohl annimmt. — Die Beinkleider, die dann folgen, bietet Hertzog in allen Farben und Stoffen auf ſeinem großen Aufbau dar, ebenſo Jordan und viele andere. Ein beſonderer Luxus iſt es, wenn zu jedem Kleide ein in Farbe und Stoff übereinſtimmendes Beinkleid gewählt wird, das ja die vielen Röcke erſetzen ſoll. In Seide und Wolle, in Panamaſtoff und Alpaka, mit und ohne eingeknöpfte weiße Beinkleider ſind ſie zu haben. Darüber wird dann das Oberkleid gezogen."

Digitized by Google

„Daran ist nun eigentlich nichts Neues," bemerkt eine Dame. „O doch," antwortet die Führerin, indem sie eine Taille aufknöpft, „alle die Toiletten, die Sie hier sehen in den verschiedensten Stoffen, wie sie Gerson, Lüders, Hain und Krüger und die anderen ausstellen, sind zusammenhängend gearbeitet, d. h. Rock und Taille sind verbunden, damit die Last des Rockes mit von den Schultern getragen wird. Der Rock ist kurz, 10 Centimeter vom Boden entfernt, und an jeder Seite befindet sich ein Schlitz, der auf die im Beinkleid angebrachten beiden Taschen stößt. So sind Sie bekleidet nach den Grundsätzen der neuen Tracht, nun gehen Sie, bitte, sofort zu den Modistinnen und in die Geschäfte und „reformieren" Sie sich."

Befriedigt wollen die Damen schon den Saal verlassen, da werden sie noch aufmerksam gemacht, daß die am Eingang aufgestellten Statuen der Venus von Milo und der Hebe, die wirkungsvoll sich von kostbaren Teppichen abheben, mit denen die Wand dekoriert ist, auch zu den Ausstellungsgegenständen gehören. Den Statuen gegenüber standen nicht ohne Grund zwei Modellbüsten der Firma Baschwitz, welche die natürliche weibliche Figur zeigten; ihnen zur Seite war eine echte Korsettfigur zu sehen. Darüber waren Zeichnungen an die Wand geheftet, die von Herrn Dr. Spener herbeigeschafft worden waren. Es wurde die Venus von Milo gezeigt und daneben das Bild eines geschnürten Frauenkörpers; auf einem zweiten Bogen waren die Skelette der beiden auf den Bildern dargestellten Figuren zu schauen.

Was wollen diese antiken Statuen, was die Modellbüsten in der Ausstellung? Nicht ohne Absicht hatte der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung aber gerade diese Statuen, diese Büsten an den Eingang seiner Ausstellung gebracht.

Denn die Grundlage einer wirklich gesunden und schönen Tracht ist der gesunde Körper, der frei und uneingeengt sich schön entwickelt hat. Die Modellbüsten, die Voraussetzung für unsere heutige Schneiderkunst, müssen nach den Gesetzen der natürlichen Schönheit gebaut werden. Die antiken Griechen haben in ihrem gesunden Schönheitsgefühl noch heute den Ruhm, die menschliche Gestalt in ihrer köstlichen Gesundheit und Vollkommenheit als das Ideal der Kunst festgesetzt zu haben. Den Körper so zu bilden, wie die Natur ihn in ihren herrlichsten Gestalten vor das schönheitsdurstige Auge stellt, das war ihre Absicht. Hinwiederum kam diesem Bestreben des Künstlers aber die Natur, in diesem Falle die Frau selbst, entgegen. Die Frauen des antiken Griechenlandes suchten ihren Körper so zu erhalten, wie er in der Jugendblüte sich entwickelt hatte. Diesen Körper bekleideten sie, oder drapierten ihn vielmehr mit leicht und lose fallenden Gewändern.

Der vollkommene natürliche Körper ist schön, das war der Grundsatz der Antike. Für uns schließt das Wort mit Bezug auf die Tracht einen neuen Schönheitsbegriff in sich. Die geschnürte Frau ist unschön, ja, ich wage zu sagen, die geschnürte Frau ist eine Mißgeburt unsrer heutigen Kultur. Die gesunde Frau, deren Leib nicht durch ein Korsett verbildet wurde, ist ganz anders, als unsre jetzigen Modebilder sie wiedergeben, als unsre heutige Mode sie will. Welcher Unterschied zwischen dem natürlichen und einem stark geschnürten Körper besteht, zeigten die Maße der von Herrn Paul Baschwitz ausgestellten Büsten. Bei der der Natur nachgebildeten Figur betrug der Brustumfang 94 Centimeter, der Taillenumfang 64; die Korsettfigur hingegen hatte 90 Centimeter Brustumfang, 47 Centimeter Taillenweite. Die Differenz zwischen Brustweite und Taillenumfang ist also bei der natürlichen Figur 30, bei der geschnürten unnatürlichen 43. So stark ist der Körper eingeschnürt worden, um das falsche Schönheitsideal darzustellen. Erst wenn die Frauen einsehen, daß die Natur schöner ist als die Verkünstelung, wird der neue Schönheitsbegriff sich bei ihnen Bahn brechen, und damit zugleich wird die neue Kleidung siegen.

Nicht allein die Frauen, auch die Männer müssen sich erst nach und nach an das Neue gewöhnen. Die natürliche Taille wird selbst bei einem jungen schlanken Mädchen stark wirken. Noch findet man heute die Einknickung in der Taille schön. Es fehlt eben der Begriff der Schönheit, weil man bisher nicht den natürlichen Körper bekleidete und ihn durch die Kleidung zu verschönern suchte, sondern weil man umgekehrt die weibliche Gestalt nach der jeweiligen Form des Kleides modelte. Auch den voll-

kommenſten Körper zwang man in eine andere Form, und ſo iſt die allgemeine Unnatur herrſchend und Mode geworden.

Wenn man vielleicht hie und da aus Frauenkreiſen hört, daß vereinzelte Damen nie ein Korſett getragen haben, ſo iſt das eben die Ausnahme von der Regel. Dieſe Ausnahmen gelten dann aber im landläufigen Sinne nicht als „ſchön.“ — Da hört man wohl auch: „Ich trage zwar ein Korſett, aber geſchnürt bin ich nicht; ich ſchnüre mich überhaupt nicht.“ Nun, meine verehrte Gnädige, Sie tragen ein Korſett und eine Taille darüber, die Korſettſchnitt hat und Ihr weicher Körper bequemt ſich doch dieſen dauernden Einflüſſen an. Beim Korſett liegt nämlich das beſonders Schädigende und Häßliche in dem ſpitz nach der Taille zu ſich verengenden Schnitt, zum Taillenſchluß laufen alle Linien bei Korſett und Taille ſchräg, um den gewünſchten Knick herauszubringen. Dieſe Linien ſind der Natur durchaus zuwider. Wenn nun die Nähte an den Korſetts und Taillen noch durch Stangen unterſtützt werden, ſo wirkt die Schnürung geradezu gefahrbringend auf den Körper. Taille und Korſett engen den Körper da ein, wo er ſich nicht einbiegt, einen Knick, wie ihn die Mode will, hat überhaupt der menſchliche Körper nicht, ſeine ſanft geſchwungnen Linien werden nicht plötzlich unterbrochen.

Die Bekleidung der Zukunft muß darauf vor allen Dingen Rückſicht nehmen. Wollte man nun aber gleich ſagen, wie es beſonders die Kleiderreform zum Teil in Amerika thut, daß das loſe griechiſche Gewand zu empfehlen ſei, weil es den Körper mehr drapiert, als bekleidet und ihm ſeine völlige Freiheit läßt, ſo verkennt man die Anforderungen der Gegenwart an das Leben der Frau. Man läßt auch außer Acht, daß die Induſtrie und die Technik des Schneiderhandwerkes heute andere ſind, als damals; beides aber ſind Mächte, mit denen eine Kleiderverbeſſerung jetzt zu rechnen hat. Den Schönheitsbegriff der antiken Welt können wir jedoch bei der menſchlichen Geſtalt gerade in der Tracht vielleicht mehr als in der Kunſt feſthalten. Wenn nämlich die naturaliſtiſche Kunſt von heute auch das Häßliche, das Zufällige darſtellt, ſo wird die Mode und die ihr unterthane Induſtrie immer nur ideale Normalkörper annehmen. Die Büſtenfabrik wird vielleicht 12—18 Normalfiguren herſtellen müſſen, nach denen dann die Modiſtinnen arbeiten, wobei ſie jedoch für ihre Kundinnen auf alle Zufälligkeiten der Körperbildung Rückſicht nehmen müſſen. Dadurch aber, daß der Verein die Anregung zu dieſen natürlichen Normalgeſtalten gab und auf die antiken Formengeſtalten hinweiſt, wird nach und nach der falſche Schönheitsbegriff ſchwinden, wenn erſt das Auge unſerer jetzigen Generation ſich an die neue Form gewöhnt hat.

Man wird vielleicht einwenden, daß der Verein in ſeiner Ausſtellung ja auch Korſetts vorgeführt hat, und damit eigentlich in Widerſpruch mit ſich ſelbſt gerät. Doch nicht, denn alle dieſe ſogenannten Korſetts waren zum weitaus größten Teil nach anatomiſchen Geſetzen erbaut. Korſettartige Gebilde ſtellen den Übergang vom Alten zum Neuen dar. Wie viele Damen, die vielleicht das Korſett 20—30 Jahre getragen haben, ſagen: „Ich muß einen Halt haben, ohne Korſett bekomme ich Rückenſchmerzen.“ Sie haben leider Recht, durch das Tragen des Korſetts ſind die Muskeln des Rückens ſo erſchlafft, daß ſie bei ihnen nicht wieder zu früherer Elaſtizität und Kraft ſich entwickeln werden. Sie bedürfen allerdings noch einer gewiſſen orthopädiſchen Schienung im Rücken. Sonſt können aber auch ſie nach den Anforderungen der Hygiene und der wahren Schönheit ſich kleiden. Die mehr an das Korſett ſich anlehnenden Formen mancher Leibchen ſind doch ſchon ſo weit reformiert, daß ſie den Körper nicht einquetſchen, ſondern nur einen beſonders bei ſtarken Damen nötigen Halt gewähren.

Die Damen aber, deren Korſettfigur ſich nicht mehr zur natürlichen Form zurückbildet, können doch die Grundſätze der Reform anerkennen. Viele von ihnen werden bald einſehen, daß das Neue, das an die Natur ſich anlehnt, ſchöner iſt, als das Alte. Sie werden bei ſich ſelbſt anfangen und was mehr iſt, ſie müſſen die Jugend anregen, daß ſie ſich geſund und ſchön kleide. Nur der völlig freigelaſſene Körper kann ſich ſchön entwickeln, nur eine vollkommen körperlich ausgebildete Frau in voller Geſundheit und Schönheit blühen.

Wohl ist es gut, über den Begriff des Schönen zu theoretisieren, es ist auch leicht genug; schwer aber und besser ist es, die Theorie in die Praxis zu überführen. Das will der Verein. Wie er die Venus, die Hebe und die Normalbüsten an den Eingang seiner Ausstellung brachte, so möchte er auch mit der Umsetzung seiner Grundsätze ins praktische Leben vom Alleruntersten und Ersten anfangen. Allen Eltern möchte er zurufen: „Zieht die Kinder gesund an, gewöhnt die heranwachsenden Mädchen an die Begriffe wahrer Schönheit!“

Ja besonders sie, die Backfische, die so gern hinaufblicken zu den Damen der Gesellschaft! Sie machen alles nach, was die Erwachsenen thun, um aus der schwierigen Zeit des Überganges erlöst zu sein. Vielleicht schon mit zehn Jahren, manchmal auch früher oder später, hat das Schulkind ein Korsett erhalten. Bis dahin war es noch nicht gesundheitsgefährlich gekleidet, jetzt aber beginnt die Formung durch das Korsett. „Meine Tochter hat noch eine recht häßliche, dicke Taille,“ sagte mir lächelnd die Mutter eines fünfzehnjährigen Backfisches, — „sie muß jetzt endlich anfangen, sich etwas schlanker zu schnüren.“

Nun, das ist freilich sehr spät, und hoffentlich ist es für das junge Dämchen zu spät geworden. Nicht alle Fünfzehnjährigen gleichen leider dem ebengeschilderten jungen Mädchen und glücklicherweise nicht alle Mütter der Dame, aber wenn auch manchmal die Mutter Einhalt gebietet, das Töchterchen schnürt sich doch recht tüchtig, weil es eben so schön sein will wie andere. Die natürliche Schlankheit ist noch nicht genügend und es kommen ganz unglaublich niedrige Zahlen zum Vorschein, wenn man die Taillenweite solcher jungen eingepreßten Puppen übersieht. „Die Backfische sind die schlimmsten,“ sagte mir der Inhaber eines Modemagazins, „sie schnüren sich oft furchtbar.“ Deshalb gerade war in der Ausstellung Kinder- und Backfischkleidung vorgeführt, und Herr Arnold Müller, Leipzigerstraße 92, hatte Vorzügliches darin geleistet. Auch die Korsettgeschäfte hatten fast ohne Ausnahme Leibchen für Kinder und junge Mädchen vorgelegt. Merkwürdig und erfreulich war es auch, daß gegen das Ende der Ausstellung Kinder und ganz junge Mädchen in Begleitung ihrer Mütter dorthin kamen, um für sich „etwas auszusuchen.“ Mit dem Enthusiasmus der Jugend, die das Neue oft mit Feuereifer erfaßt, gingen sie umher, mit radikaler jugendlicher Schnelligkeit verwarfen sie ihre bisherige Tracht und baten die Mama, ihnen neue Reformsachen anzuschaffen.

Weich und enthusiastisch, leicht zu beeinflussen ist das Kind: gebt den Kindern das Schöne und sie werden es erfassen! In Schule und Haus sollte man sie lehren, was in Bezug auf die Tracht gesund und schön ist. Die heranwachsenden Mädchen müssen erfahren, wie schädlich das Korsett ist, sie müssen aufmerksam gemacht werden auf die wahre Schönheit.

Ja, ein neuer Schönheitsbegriff ist nötig, als die Grundlage einer bessern Tracht. Das retournons à la nature gilt auch hier. Ist dieser Begriff in unsrer Zeit nicht vorhanden, so müssen wir ihn wecken, ihn besonders bei den Kindern zur Wahrheit werden lassen. Eine schönere Zeit thut sich so auf, und mitten hinein ist die neue Frau gestellt. Sie soll natürlicher, schöner, gesunder den Aufgaben entgegengehen, die ihr geworden. Viel verlangt die Zeit von der Frau, sie muß geschickt gemacht werden, alle Aufgaben zu lösen. Viel, obgleich nicht alles, trägt zum Gesund- und Schönsein die Kleidung bei, und deshalb arbeiten jetzt mit Recht Köpfe und Hände so manche an der Aufgabe: zu gestalten und zu vervollkommnen das neue schöne Kleid für die neue Frau.

Moderne Galanterie

aus den Essays of Elia, London Magazine, Nov. 1822.

Von

Charles Lamb.

Deutsch von Hedwig Minssen.

Der Verfasser dieses Essays ist seit sechzig Jahren tot, und seine „moderne Galanterie" müßte daher recht unmodern geworden sein. In der That mutet uns „Herr Dorimant" recht altväterisch an. Aber wenn wir ihm scharf ins Gesicht sehn, finden wir vertraute Züge, und der Herr Paice ist heute so selten wie damals. So dürfte der kleine Artikel auch heute noch seinen Platz verdienen. Und vielleicht mehr als je. Denn den furchtbaren Vorkommnissen bei dem Pariser Bazarbrande gegenüber möchte man fast glauben, daß nicht nur die spärliche Galanterie früherer Zeit, sondern auch jede wirkliche Ritterlichkeit, die dem Manne Schutz der Schwachen gebietet, den „Herren" von heute abhanden gekommen sei. D. Red.

Nachdruck verboten.

Wenn wir unsre heutigen Sitten mit denen des Altertums vergleichen, sind wir nur zu gern bereit, auf unsere Galanterie stolz zu sein, d. h. auf eine gewisse Unterwürfigkeit und ehrerbietige Achtung, die wir — sagt man — den Frauen als solchen erweisen.

Daß dieses Prinzip unser Handeln wirklich bestimme, werde ich glauben, wenn Herr Dorimant eine Fischfrau über den Rinnstein führt, oder einer Hökerin ihre über das Pflaster rollenden Äpfel aufleſen hilft, die ein ungeschickter Fuhrmann verstreut hat.

Ich werde es glauben, wenn die Dorimants der untern Stände, die in Bezug auf gute Lebensart in ihren Kreisen tonangebend sind, diese auch da beweisen, wo sie unbekannt sind oder sich unbeobachtet glauben; wenn ich nicht mehr sehe, daß eine Frau im Parterre eines Londoner Theaters stehen muß und vor Schwäche und Anstrengung fast ohnmächtig wird, während die Männer um sie herum behaglich dasitzen und sogar noch über ihre Qualen witzeln; bis einer, dessen Gewissen oder Erziehung vielleicht etwas feiner ist als die der andern, sehr bezeichnend sich dahin ausspricht, daß „er ihr gern seinen Platz abträte, wenn sie nur ein klein bißchen jünger und hübscher wäre."

Könnten wir aber denselben Herrn im Kreise seiner weiblichen Bekannten oder Freundinnen beobachten, wir müßten gestehen, daß wir nie einen höflicheren, besser erzogenen jungen Mann gesehen haben.

Endlich werde ich anfangen zu glauben, daß solch ein Grundsatz unser Benehmen beeinflußt, wenn die größere Hälfte all der Plackerei und groben Arbeit, die man den Frauen jetzt noch aufbürdet, ihnen abgenommen wird.

Bis aber dieser Tag kommt, werde ich nicht glauben, daß diese Höflichkeit, mit der wir uns so gern brüsten, etwas andres ist, als eine hergebrachte Fiktion, ein konventionelles Schauspiel, das zwischen den beiden Geschlechtern derselben Lebensstellung und gleichen Alters aufgeführt wird und bei dem beide ihre Rechnung finden.

Ich werde sogar versucht sein, sie unter die heilsamen Illusionen des Lebens zu rechnen, wenn ich nur erst sehe, daß in den gebildeten Klassen allen Frauen, alten und jungen, hübschen und häßlichen, dieselben Aufmerksamkeiten erwiesen werden und zwar weil sie Frauen sind, nicht weil sie Schönheit, Reichtum oder Rang besitzen.

Ich werde glauben, daß sie mehr ist als ein Name, wenn ein feingekleideter Herr in seiner Gesellschaft auf das Thema der alten Jungfern kommen kann, ohne ein höhnisches Lächeln zu erregen oder erregen zu wollen, wenn Ausdrücke wie „angejahrte Jungfrau" oder „die hat den Anschluß verfehlt" in guter Gesellschaft bei jedem Zuhörer, sei es Mann oder Frau, ein Gefühl der Empörung hervorrufen.

Der Einzige, bei dem ich wirkliche konsequente Galanterie gefunden habe, war Joseph Paice, Kaufmann in Bread Street Hill und Direktor der Südsee-Gesellschaft . . Das Wenige, das ich vom Geschäftsmann in mir habe, verdanke ich ihm. Er nahm sich früh meiner an, gab sich Mühe mit mir, und seine Schuld war es nicht, daß ich so wenig profitierte. Obgleich er als Presbyterianer und zum Kaufmann erzogen worden war, war er doch der feinste Kavalier seiner Zeit. Er behandelte alle Frauen mit der gleichen Ritterlichkeit, ob sie ihm im Salon, im Laden oder auf der Bühne entgegentraten. Ich will damit nicht sagen, daß er keine Unterschiede machte; aber er übersah nie ihr Geschlecht um der äußeren Stellung willen. Ich habe gesehen, daß er mit abgezogenem Hute — bitte, lacht nur, wenn ihr wollt — vor einem armen Dienstmädchen stand, das ihn nach dem Weg gefragt hatte, und seine Haltung war dabei so ungezwungen höflich, daß sie nicht verlegen werden konnte und er sich nichts vergab. Er war kein Verehrer des weiblichen Geschlechts im landläufigen Sinn des Worts, aber er ehrte und achtete Weiblichkeit, wie und wo er sie fand. Ich habe gesehen, wie er eine Marktfrau — nein, lacht lieber nicht! — die er im Platzregen getroffen hatte, ritterlich begleitete und seinen Schirm mit so rührender Sorgfalt über ihren ärmlichen Obstkorb hielt, damit das Obst nicht Schaden litte, als wäre sie wenigstens eine Herzogin. Aus Ehrfurcht für das Geschlecht machte er jedem weiblichen Wesen auf dem Trottoir Platz — und wenn es auch nur eine alte Bettlerin war — mit mehr Höflichkeit, als wir an unsre Großmutter zu wenden pflegen. Er war der Kavalier des alten Regime, der Sir Calidore oder Sir Tristan für alle die, die keinen Calidore oder Tristan haben, der sie beschützt. Für ihn blühten die Rosen noch auf den welken, gelben Wangen, die ihre Blüte längst vergessen hatten.

Er war unverheiratet geblieben, denn die schöne Susan Winstanley, um die er in seiner Jugend geworben hatte, war gestorben, als sie sich ihm eben verlobt hatte, und das hatte ihn zum hartnäckigen Junggesellen gemacht. Während der kurzen Zeit ihrer Brautzeit, so erzählte er mir, hatte er seine Geliebte eines Tages mit einer Flut von Artigkeiten und Komplimenten überschüttet, gegen die sie sonst nie etwas einzuwenden gehabt hatte, die sie aber diesmal ganz kalt ließen. Er erhielt nicht den leisesten Dank dafür, im Gegenteil, sie schienen sie eher zu kränken. Durch Launenhaftigkeit war ihr verändertes Benehmen nicht zu erklären, denn sie hatte bewiesen, daß diese Kleinlichkeit nicht in ihrem Charakter lag. Als er sie am nächsten Tage in besserer Stimmung traf, wagte er ihr Vorwürfe über ihre gestrige Kälte zu machen. Da gestand sie ihm mit ihrer gewohnten Offenherzigkeit, daß sie seine Artigkeiten durchaus nicht ungern höre, daß sie sogar ein paar übertriebene Komplimente vertragen könne, daß eine junge Dame in ihrer Lage ein gewisses Recht auf allerlei höfliche Redensarten habe und daß sie hoffentlich, wie die meisten jungen Mädchen, ein mäßiges Quantum von Schmeicheleien, wenn sie sich nicht allzu weit von der Aufrichtigkeit entfernten, vertragen könne, ohne ihre weibliche Bescheidenheit zu verlieren. Nun aber habe sie gestern, kurz ehe er mit seinen Artigkeiten angefangen habe, mit angehört, wie er ein Mädchen ziemlich rücksichtslos ausschalt, weil es ihm seine Kravatten nicht ganz rechtzeitig ablieferte. Da habe sie gedacht: weil ich Miß Susan Winstanley heiße, eine junge Dame bin und für schön und reich gelte, darf ich eine Blumenlese der feinsten und höflichsten Redensarten von diesem feinen und höflichen Herrn, der sich um meine Hand bewirbt, anhören; wäre ich aber die arme Mary So und So, und hätte ich seine Kravatten nicht zur rechten Zeit gebracht — wenn ich auch vielleicht die halbe Nacht daran genäht hätte, um sie fertig zu stellen — was hatte ich dann wohl für Komplimente zu hören bekommen? Und da erwachte mein weiblicher Stolz, und ich dachte, du hättest sie schon um meinetwillen freundlicher

behandeln können, weil sie ein Mädchen ist so gut wie ich. Darum wollte ich deine schönen Reden nicht anhören, denn die Frau in mir war beleidigt, und der Frau in mir gelten ja im Grunde doch deine Aufmerksamkeiten.

Ich finde, die junge Dame bewies durch diesen Verweis, den sie ihrem Verehrer gab, daß sie Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hatte, und ich bilde mir ein, daß mein Freund die ungewöhnliche Höflichkeit, die er sein ganzes Leben hindurch unterschiedslos allen Frauen erwies, dieser Lehre seiner unvergeßlichen Braut verdankte.

Ich wünschte, daß alle Frauen über diese Dinge so dächten, wie Miß Winstanley. Dann würden wir erst eine Ahnung von dem Geiste wahrer Galanterie haben und nicht länger bei demselben Manne die seltsamsten Widersprüche beobachten, der sich gegen seine junge Frau als Ausbund wahrer Ritterlichkeit, gegen seine Schwester aber mit kalter Verachtung und rücksichtsloser Grobheit benimmt, der seine weibliche Geliebte anbetet, aber seine nicht weniger weibliche alte Tante oder unverheiratete Kousine verhöhnt und beschimpft. Die Achtung, die eine Frau einer Angehörigen ihres Geschlechts, sei sie auch in dienender oder abhängiger Stellung, entzieht, verdient sie selbst zu verlieren, und diese Erfahrung wird sie auch höchst wahrscheinlich machen, sobald Jugend und Schönheit und all die Vorzüge, die von ihrem Geschlecht nicht unzertrennlich sind, dahin gehen. Was eine Frau von ihrem Verehrer verlangen sollte, ist zunächst Achtung vor ihr als Frau, und dann erst Achtung und Liebe vor allen andren Frauen. Aber sie sollte zunächst auf ihrer Eigenart als Frau wie auf einem festen Fundament stehen, und die Aufmerksamkeiten, die ihr auf Grund individueller Vorzüge erwiesen werden, sollten nur hübsche Verzierungen und Zugaben am Hauptbau sein, die sich dann ja so mannigfaltig und so phantastisch gestalten können, wie sie will. Wie die liebliche Susan Winstanley soll sie ihren Geliebten zuerst lehren, ihr Geschlecht zu achten.

Frühlingsgleichnis.

Über die Gärten, über die Auen,
Lieblich zu schauen,
Schimmert weißrötlicher Blütenschnee,
Falter jagen sich und Libellen.
Über dem See
Wiegen und weben sie,
Fliegen und schweben sie,
Muntre Gesellen,
Kennen kein Weh!

Und in der Sonne goldenen Strahlen
Bunter sich malen
Seh ich des Waldes grünlaubiges Dach.
Farrenkräuter und Blumenglocken
Werden schon wach;
Ranken und biegen sich,
Schwanken und wiegen sich,
Und mit Frohlocken
Sprudelt der Bach.

Frühling, willst du ein Gleichnis geben
Menschlichem Leben
In der Blumen leichtwelkender Pracht,
In des Falters eintägigem Prunken?
Ohne Bedacht
Schweben im Tanze wir,
Leben im Glanze wir —
Und sind versunken
Morgen in Nacht!

Richard Dehmann.

Erwerbsmöglichkeiten für Frauen.[1])

Die Krankenpflegerin.

Nachdruck verboten. Schluß von Seite 506.

Die Anstalten vom Roten Kreuz verlangen von den Aspirantinnen dieselben Papiere wie die Diakonissenhäuser, nur braucht das Sittenzeugnis nicht von einem Prediger ausgestellt zu sein und es findet keine kirchliche Einsegnung statt. Die Schwestern haben eine einjährige Lehrzeit durchzumachen und erhalten ein mit dem Dienstalter steigendes Taschengeld, 5 Prozent davon sind an eine Pensionskasse einzuzahlen. Bei Dienstunfähigkeit nach zehnjähriger Arbeitszeit erhalten sie eine Pension von 500 Mark jährlich, in Krankheitsfällen Verpflegung seitens der Anstalt.

Die selbständige Ausübung der Krankenpflege, wie sie der evangelische Diakonieverein für seine Diakonissen anstrebt und wie sie bereits gegenwärtig von sogenannten wilden Krankenpflegerinnen, d. i. Privatkrankenpflegerinnen ausgeübt wird, gewährt recht gute materielle Unabhängigkeit. Die Pflegerinnen werden gewöhnlich mit 2,50 bis 3 Mark pro Tag bezahlt, in Krankenhäusern mit einem festen Gehalt bis zu 1000 Mark; in letzterem Falle haben sie gute Pension in Aussicht.

Anstalten.

Preußen.

a) Diakonissenhäuser:

Altona: Diakonissenhaus, Berlin: Elisabethstift, Bielefeld: Diakonissenhaus, Breslau: Diakonissenhaus, Danzig: Diakonissenhaus, Elberfeld: Diakonissenhaus, Flensburg: Diakonissenhaus, Frankenstein: Diakonissenhaus, Frankfurt a. M.: Lutherstiftung, Frankfurt a. O.: Diakonissenhaus, Gnadenfeld: Heinrichsstift, Diakonissenhaus, Guben: Naemi-Wilke-Stift, Halle a. S.: Diakonissenhaus für die Provinz Sachsen, Hannover: Henriettenstift, Kaiserswerth: Diakonissenhaus, Königsberg: Haus der Barmherzigkeit, Kraschnitz: Diakonissenhaus des deutschen Samariter-Orden-Stiftes, Neu-Torney: Diakonissenanstalt Bethanien, Stift Salem, Posen: Diakonissenanstalt, Stettin: Diakonissenhaus, Sobernheim: Rheinisches Diakonissenhaus, Wehlheiden b. Cassel: Hessisches Diakonissenhaus, Witten a. d. Ruhr: Evangelisches Diakonissenhaus für die Grafschaft Mark und das Siegerland.

b) Diakonieseminare:

Cassel: Töchterheim des Evangelischen Diakonievereins, Erfurt, Elberfeld, Magdeburg-Sudenburg, Zeitz: Diakonieseminare für allgemeine Krankenpflege in den städtischen Anstalten.

c) Anstalten des Roten Kreuzes:

Altona: Helenenstift, Berlin: Augustahospital, Vaterländischer Frauenverein, Märkisches Haus, Breslau: Vaterländischer Frauenverein, Elberfeld: Kinderkrankenhaus, Frankfurt a. M.: Vereinskrankenhaus, Vaterländischer Frauenverein, Verein zur Pflege Kranker und Verwundeter, Cassel: Krankenhaus, Kiel: Anscharhaus, Köln: Anstalt zum Roten Kreuz, Rote Kreuz-Schwesternheim, Magdeburg: Kahlenbergsche Stiftung, Wiesbaden: Sanatorium, Krankenverein.

Bayern.

a) Diakonissenhäuser:

Augsburg: Diakonissenhaus, Speyer: Diakonissenhaus, Neuendettelsau: Diakonissenanstalt.

c) Anstalten des roten Kreuzes:

München: Vereinshaus des roten Kreuzes.

Württemberg und Baden.

a) Diakonissenhäuser:

Karlsruhe: Diakonissenanstalt, Mannheim: Evangelische Diakonissenanstalt, Stuttgart: Diakonissenanstalt, Schwäb.-Hall: Evangelisches Diakonissenhaus.

c) Anstalten des Roten Kreuzes:

Karlsruhe: Krankenanstalt im Schlößchen, Stuttgart: Verband der Olgaschwestern.

Sachsen.

a) Diakonissenhäuser:

Leipzig: Diakonissenhaus.

c) Anstalten des Roten Kreuzes:

Dresden: Carolakrankenhaus.

Andere deutsche Staaten.

a) Diakonissenhäuser:

Arolsen: Waldecksches Diakonissenhaus, Braunschweig: Marienstift, Bremen: Diakonissenhaus Sarepta, Darmstadt: Diakonissenhaus, Eisenach: Diakonissenhaus, Hamburg: Diakonissenheim Beth-

[1]) Von Frau Eliza Ichenhäuser. (Berlin W. 50. Franz Ebhardt u. Co. Preis Mark 2,60.)

lehem, Ludwigslust: Bethlehemstift, Neuenburg zu Ingweiler: Diakonissenanstalt, Oldenburg: Diakonissenhaus, Straßburg: Diakonissenheim Bethesda.

c) Anstalten des Roten Kreuzes:

Bremen: Krankenhaus zum roten Kreuz, Braunschweig: Vaterländischer Frauenverein, Darmstadt: Alicekrankenhaus, Hamburg: Vereinshospital, Vaterländischer Frauenverein, Schwerin: Marien-Frauenverein.

Für Lehrerinnen.

Eine zuverlässige junge Lehrerin sendet uns von ihrem Pariser Aufenthalt folgenden Brief zu, der vielleicht mancher Kollegin, die sich in der französischen Sprache weiter auszubilden wünscht, einen willkommenen Wink giebt.

„Es ist bei uns ein ziemlich festgewurzelter Irrtum, daß man, um die französische Sprache gründlich kennen zu lernen, sich direkt in Paris selbst aufhalten müsse. Dem ist aber nicht so. Der Schwerpunkt liegt nicht in dem Aufenthalt in Paris. Die Vorlesungen und Konferenzen hervorragender Professoren, die Theater, wo das reinste Französisch gesprochen wird, alles das hat für die völlige Erlernung der französischen Sprache seine große Bedeutung und übt auf den Geist der jungen Lehrerin seine naturgemäße Anziehungskraft aus. Aber es birgt auch die Gefahr in sich, daß diesen Lerngelegenheiten die meist kurz bemessene Zeit des Pariser Aufenthaltes in zu ausschließlicher Weise gewidmet wird und darüber die nicht weniger bedeutsame andere Hauptsache, das heißt das Aufsuchen einer Gelegenheit zur Einführung in die gebildete Umgangssprache versäumt oder doch zum Schaden der Sache vernachlässigt wird.

Die jungen Mädchen reisen allein, und, da sie nicht in einem großen Hotel Wohnung nehmen können, gehen sie in ein sogenanntes Familienpensionat, oft einem Babel vergleichbar, in dem alle Sprachen gesprochen werden, ausgenommen die, welche sie lernen wollen. Dazu, denken sie, haben wir ja die Vorlesungen. Gewiß, aber diese Vorlesungen über Philosophie, Philologie, Geschichte und Litteratur würden für sie unendlich viel verständlicher und nutzbringender sein, wenn sie ihnen ein ernstes, praktisches Studium der französischen Sprache vorhergehen ließen. Hören ist noch nicht verstehen. Dasselbe gilt vom Theater; wenn sie Monnet Sully oder einen anderen Tragiker irgend ein Wort nach dieser oder jener Weise aussprechen hören, erlangen sie dadurch denn eine Kenntnis der Grundbegriffe der Sprache? Nein! Diese gewinnen sie nur durch beständige praktische Übung, durch den täglichen Verkehr mit gebildeten Franzosen, unter sprachlicher Anleitung von fachmännischer Seite, durch lautes Lesen von Poesie und Prosa, von klassischen und zeitgenössischen Dichtern, von Romanschriftstellern und Journalisten. Wo findet sich nun eine Gelegenheit zur Spracherlernung, die alle die obigen Vorteile in sich schließt? Im Familienleben. Hier hört man neben der Beschäftigung mit seinem Studium die verschiedensten Ausdrücke und Redewendungen, die Konversation des täglichen Lebens.

Man sollte also versuchen, in der Familie eines Pastoren oder Professors Aufnahme zu finden. In Paris ist dies leider sehr schwierig. Der Franzose ist seiner Natur nach wenig Kosmopolit. In seinem Heim will er sich wirklich „zu Hause" fühlen und gewährt deshalb nur ungern einem Fremden Zutritt. Es bleibt uns also, wenn wir in Paris selbst wohnen wollen, nichts anderes übrig, als das Hotel oder die Familienpension mit den oben erwähnten Nachteilen, die sich je nach der größeren oder geringeren Liebenswürdigkeit der Wirte mehr oder weniger fühlbar machen. Ein großes Glück nenne ich es, wenn man in schöner Umgebung eine Familie weiß, in der man die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Familienlebens genießen kann, in der man gleichzeitig fortwährende Gelegenheit zum Sprechen, Lesen und Lernen findet und dabei auf die Vorteile der Großstadt nicht zu verzichten braucht. Ich habe das Glück gehabt, in einer solchen Familie Aufnahme zu finden, bei M. le professeur de la Peine, professeur de la langue et de la littérature française. Es ist eine protestantische Familie französischer Abstammung, die während der Religionskriege zur Flucht nach der Schweiz gezwungen wurde, und die seit 20 Jahren wieder in respektive bei Paris weilt. Madame und Mr. de la Peine bewohnen mit ihrem 14jährigen Sohne einen der schönsten Punkte der Umgegend von Paris, in Saint-Mandé, Avenue de la Tourelle 8, am Rande des Bois de Vincennes, 1 km von der Metropole. Tramways, Omnibus und Eisenbahn ermöglichen äußerst schnelle und bequeme Verbindung, so daß ich täglich die Vorlesungen in der Sorbonne und im Collège de France besuche, die mir jetzt, da ich bei Herrn Professor de la Peine jederzeit die genaueste Auskunft finde über Stellen, die mir stofflich oder sprachlich unklar blieben, ganz anderen, nach jeder Richtung hin weit mehr Nutzen bringen.

Da ich aus Erfahrung weiß, daß junge Mädchen, die zu ihrer weiteren Ausbildung im Französischen nach Paris gehen, für jeden Rat und jeden Wink dankbar sind, will ich nicht zögern, ihnen meine hier gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen mitzuteilen, in der Hoffnung, dieser oder jener meiner Kolleginnen damit einen Dienst zu erweisen."

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Das Jubiläum von Frau Anna Schepeler-Lette** verlief, wie wir noch nachtragen möchten, in der würdigsten Weise. Die Feier war von einem Comité, an dessen Spitze Frau Professor Kaselowsky stand, vorzüglich vorbereitet worden. Eine Fülle von Ehrenbezeugungen wurden der Jubilarin zu teil. Als Vertreter des Kultusministeriums sprach Geheimer Rat Brandi, für das Handelsministerium Geheimer Rat Simon. Die zahlreichen Lehranstalten des Lettevereins überbrachten sinnige Gaben und Blumenspenden. Dann brachten die Vereine ihre Glückwünsche dar. Es waren vertreten: der Bund deutscher Frauenvereine, der allgemeine deutsche Frauenverein, der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein (durch den Berliner Lehrerinnenverein), der Berliner Frauenverein, der Verein für unentgeltliche Erziehung schulentlassener Mädchen, der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, der Berliner Volksküchen- und Hausfrauenverein, das Viktoria-Lyceum, der Berliner Verein für Volkserziehung, das Pestalozzi-Fröbelhaus, der Hausbeamtinnenverein, die Fortbildungsschulen von Berlin und der Verein technischer Lehrerinnen. Mancherlei festliche Veranstaltungen schlossen sich noch an. Die lebhafte Beteiligung bewies die hohe Bedeutung, welche die umfassende Thätigkeit der Jubilarin dem von ihr vertretenen Verein gesichert hat. Wir verweisen noch auf die Dezembernummer des Jahrgangs 1893/94 der „Frau", in der wir ein Lebensbild von Frau Schepeler-Lette (mit Porträt) und eine Skizze der Entwicklung des Lettevereins gegeben haben.

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** hat an die Dozenten und Lehrer an Universitäten und Schulen einen Aufruf erlassen, in dem auf die schweren sittlichen Schäden hingewiesen wird, denen die männliche Jugend gerade in ihrem Schul- und Universitätsleben preisgegeben ist, und die Hilfe der Lehrer und Erzieher zur Verhütung und Beseitigung dieser Schäden angerufen wird. Dem Aufruf ist die vortreffliche Schrift von Alexander Herzen, Professor der Physiologie in Lausanne, „Wissenschaft und Sittlichkeit", beigegeben, in der auf die eindringlichste und überzeugendste Weise die immer weiter um sich greifende verderbliche Lehre von der Notwendigkeit der Unkeuschheit widerlegt wird. Die Schrift hat seitens verschiedener Universitätsprofessoren und Lehrer bereits eingehende Beachtung gefunden. Sie ist gegen Einsendung von 45 Pf. vom Bureau des Jugendschutz in Berlin C., Kaiser Wilhelmstr. 39 II, zu beziehen.

* **Der neuerrichtete Apothekerrat** tagt seit dem 31. Mai im preußischen Kultusministerium. Seine Beratungen gelten einem für den Apothekerstand und die Frauen besonders wichtigen Gegenstand. Minister Dr. Bosse wünscht durch die im Apothekerrat vertretenen Sachverständigen die Frage eingehend erwogen zu sehen, inwieweit und unter welchen Bedingungen sich weibliche Kräfte im Apothekerberuf verwenden lassen. Es wird hierbei hauptsächlich darauf ankommen, zu prüfen:

1. ob nach den bisher gemachten Erfahrungen anzunehmen ist, daß sich weibliche Kräfte überhaupt zur Erlernung und Ausübung des Apothekerberufs eignen; 2. ob und welche besonderen Anforderungen an dieselben bei der Zulassung zum Apothekerberuf zu stellen sind; 3. ob ihnen der Betrieb einer selbständigen oder doch einer Zweigapotheke, und unter welchen Bedingungen, gestattet werden kann; 4. ob es zu diesem Zweck des Erlasses neuer oder der Abänderung bestehender gesetzlicher oder administrativer Bestimmungen bedarf.

Es ist lebhaft zu hoffen, daß sich im Apothekerrat die nötige Unparteilichkeit zur Beantwortung der Fragen finde.

* **Der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein** wird in den Pfingsttagen seine 4. Generalversammlung in Leipzig abhalten. Sowohl Montag den 7. wie Dienstag den 8. Juni finden öffentliche Sitzungen statt und zwar nachmittags 4 Uhr in der Höheren Schule für Mädchen, Schletterstraße 17.

Digitized by Google

* **Die Armendirektion von Charlottenburg** hat mit allen gegen eine Stimme die Beteiligung der Frauen an der Armenpflege abgelehnt!

* **Jena.** Vor kurzem durchlief die Zeitungen die Nachricht, die Frauen seien in Jena als ordentliche Hörerinnen an der philosophischen Fakultät zugelassen werden. Leider ist davon nicht die Rede; der Senat ist zwar in seiner Mehrheit dafür, aber der **Rektor der Universität**, der Großherzog von Weimar **ist dagegen.** Doch haben die Regierungen in **formeller** und feierlicher Weise ihre Zustimmung **dazu erklärt, daß** Frauen die Zulassung zur **philosophischen** Doktorprüfung unter denselben Bedingungen wie männlichen Bewerbern gestattet werde.

* **Frauen als Schildermalerinnen** kann man seit einiger Zeit in den Straßen Berlins in vollster Thätigkeit beobachten. Gleich ihren männlichen Kollegen tragen die Frauen graue Leinwandkittel zum Schutze gegen abtropfende Farbenteile und den Kopf mit einer Kapuze bedeckt. Den Schildermalerinnen wird besonders aufmerksames und sauberes Arbeiten, den gleichfalls seit kurzem in der Stuben- und Dekorationsmalerei beschäftigten Frauen ein lebhaft entwickelter Schönheitssinn nachgerühmt. Die Malerinnen erhalten dieselben Löhne wie die Gehilfen.

* **Die Frauen** haben bisweilen doch etwas **voraus.** Die Zeitungen berichten, daß die Stadt Braunschweig beabsichtige, eine Fahrradsteuer einzuführen und zwar für ein Herrenrad 15, aber für ein Damenrad 20 M. Steuer zu erheben!

* **Der österreichische Minister für Kultus und Unterricht** hat eine Verordnung erlassen, nach welcher die Frauen als ordentliche und außerordentliche Hörerinnen an den philosophischen Fakultäten der Universitäten zugelassen werden sollen. Die Verordnung verlangt von den ordentlichen Hörerinnen den Nachweis der österreichischen Staatsbürgerschaft, das zurückgelegte 18. Lebensjahr und die Ablegung der Reifeprüfung an einem inländischen Staatsgymnasium. Als außerordentliche Hörerinnen können an den philosophischen Fakultäten Frauen künftighin dann aufgenommen werden, wenn sie mindestens die Lehrerinnenbildungsanstalt oder eine der Schulen für Mädchen, welche der Unterrichtsminister als gleichwertig bezeichnet, mit Erfolg absolviert haben. Außerordentliche Hörerinnen haben jedoch mindestens zehn Vorlesestunden per Woche zu inskribieren. Die Erlaubnis zum Besuch einzelner Vorlesungen kann künftighin Frauen nur ausnahmsweise auf Antrag des betreffenden Dozenten vom Professorenkollegium gestattet werden. Die neuen Bestimmungen treten mit 1. Oktober 1897 in Kraft. Über die Zulassung von Frauen zu den medizinischen Studien soll gleichzeitig mit der geplanten Reform der medizinischen Studienordnung entschieden werden. So wären wir denn glücklich die einzigen und letzten unter den Kulturvölkern, die ihren Frauen ein geregeltes, auf dem Rechtsboden stehendes Studium versagen!

* **Zur Geschichte einer Petition.** Unter diesem Titel macht der österreichische Frauenverein die Schicksale seiner Petition gegen die Errichtung öffentlicher Häuser bekannt. Der Sanitätsausschuß des Abgeordnetenhauses hat unter Antrag auf Übergang zur Tagesordnung darüber ein so seichtes Urteil abgegeben, daß Professor Forel in Zürich nicht ansteht, zu schreiben: „Peinlich und beschämend ist es für einen Arzt, gestehen zu müssen, daß die Petition des Frauenvereins weitaus sachlicher und wissenschaftlicher abgefaßt ist als der Bericht des Sanitätsausschusses." Die kleine Schrift ist im Verlag des Allgemeinen österreichischen Frauenvereins in Wien erschienen.

* **Auf dem Landtage Finnlands** wurde das Stimmrecht für unverheiratete Frauen gefordert. In den finnischen Landgemeinden haben die Frauen dieselben Rechte wie die Männer, und deshalb giebt man sich der Hoffnung hin, auch das politische Stimmrecht zu erlangen.

* **Eine merkwürdige Erscheinung** des norwegischen Touristenlebens sind die alleinreisenden Damen. Gruppen von zwei bis vier jungen Mädchen, oft kaum 20 Jahre alt, ganz allein mit dem Tornister auf dem Rücken umhermarschierend, oft drei, vier Wochen von der Heimat entfernt, fast ohne Postverbindung mit ihr, sind besonders in Jotunheim eine stehende, man kann sagen, alltägliche Erscheinung. Es sind Töchter der besten Familien, häufig Lehrerinnen oder junge Damen, die in andern Berufen sich selbständige Stellungen errungen haben, die in den Ferien im rauhen, weglosen Hochgebirge gewaltige Märsche unternehmen und in dieser kraftvollen Natur Erholung und Erfrischung suchen. Und man muß gestehen, gerade das Benehmen dieser jungen Mädchen und die Art, wie sie vom Publikum behandelt werden, muß die Hochachtung vor den Sitten und dem Charakter der Norweger nicht wenig steigern. Die Sicherheit des Auftretens der jungen Damen wird nur von ihrer Bescheidenheit und dem vollständigen Mangel jeder Koketterie übertroffen, der ihnen eigen ist; hier sieht man eine wirkliche Gleichstellung der Geschlechter, keine geschmacklose Emanzipation, sondern volle Freiheit auf Grundlage beiderseitiger guter Sitte.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Berliner Frauenverein

hat vor kurzem folgenden „Aufruf" erlassen:

Erfahrungsmäßig sind schwere Erkrankungen der Frau oder auch Wochenbetten oft die Ursache des wirtschaftlichen Niederganges oder Unterganges der ganzen Familie. Um diesen Gefahren nach Kräften in unserer Stadt zu steuern, hat der Berliner Frauenverein eine

Abteilung für Hauspflege

ins Leben gerufen, zu dem Zwecke, unbemittelten Familien in Zeiten, wo die Ehefrau durch Krankheit oder Wochenbett vorübergehend unfähig ist, ihrem Hauswesen selbst vorzustehen, thatkräftige Hilfe zur Aufrechterhaltung des Hausstandes zu gewähren.

Zur Erreichung dieses Zweckes sind ältere Frauen unbescholtenen Rufes angestellt worden, die in geeigneten Fällen gegen angemessene Bezahlung die Besorgung des Hauswesens übernehmen. Für SO. und NW. unserer Stadt ist die Organisation bereits mit dem bestem Erfolge in Thätigkeit getreten. Wir bitten herzlich, unsere Bestrebungen, die wir über ganz Berlin ausdehnen wollen, zu unterstützen, sei es durch persönliche Teilnahme an der Arbeit, sei es durch freiwillige Spenden, einmalige oder jährliche. Die Abteilung für Hauspflege ist eine von der Leitung des Berliner Frauenvereins durchaus unabhängige Organisation, d. h. der Beitritt und die Mitarbeit setzen keineswegs die Mitgliedschaft im Berliner Frauenverein voraus.

Die Unterzeichneten sind bereit, Beitrittserklärungen und einmalige oder fortlaufende Beiträge entgegenzunehmen.

Abteilung für Hauspflege.
Vorsitzende Frau Jeannette Schwerin, Schmidstraße 29. Schatzmeister Hermann Wallich, Bellevuestr. 18a. Stellvertretend. Schatzmeister Frau Mathilde Stettiner, Victoriastr. 5. Frau Minna Gusserow, Spenerstr. 33. Frau Natalie Samosch, Bülowstr. 19. Frau Anna Wallich, Bellevuestr. 18a.
Herr Dr. med. C. S. Engel, Wendenstr. 4.
Für den Berliner Frauenverein:
Helene Lange, Derfflingerstr. 23.

Wir brauchen auf die große Bedeutung einer solchen Hauspflege, die sich in Frankfurt a. M. schon so glänzend erwiesen hat (vergl. die „Frau" Heft 2 1895), kaum noch aufmerksam zu machen. Möge der Aufruf den gewünschten Erfolg haben und Herzen und Hände in weiten Kreisen öffnen; gerade in Berlin ist ein großes Bedürfnis nach der betreffenden Richtung vorhanden.

Der Berliner Frauenverein

hatte im vorigen Herbst dem Preußischen Abgeordnetenhaus folgendes Gesuch, die Zulassung der Frauen zu den preußischen Universitäten betreffend, eingereicht.

An das Hohe Haus der Abgeordneten richten die ergebenst Unterzeichneten die Bitte,

dahin wirken zu wollen, daß den Frauen, welche die vorschriftsmäßige Reifeprüfung abgelegt haben, der Besuch der preußischen Universitäten unter denselben Bedingungen wie den männlichen Abiturienten gestattet werde.

Im Laufe des vergangenen Jahres ist in 8 Fällen seitens des preußischen Kultusministeriums Frauen die Zulassung zur Reifeprüfung gewähret worden. In allen diesen Fällen (es handelte sich um 6 Schülerinnen der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin und um 2 privatim vorbereitete Examinandinnen in Sigmaringen und Düsseldorf) ist die Prüfung mit gutem Erfolge bestanden worden. Trotzdem wurden die seitens der Examinandinnen eingereichten Gesuche um Immatrikulation abschläglich beschieden. Auch die von den Frauen erhoffte allgemeine Regelung der Angelegenheit ist bis heute nicht erfolgt, obwohl die betreffenden Abiturientinnen inzwischen bereits in das zweite Studiensemester eingetreten sind. Sie befinden sich daher, obwohl sie sämtliche für die Immatrikulation auf preußischen Universitäten erforderlichen Vorbedingungen erfüllt haben, nach wie vor in derselben Lage wie die nur gastweise zugelassenen Hörer und Hörerinnen, von denen die Erfüllung dieser Vorbedingungen nicht gefordert wird. Sie sind auf diese Weise in ihrem Studium gehemmt und können eventuell darin völlig lahm gelegt werden. In Berlin haben beispielsweise sowohl in der Philologie, als in der Medizin Professoren, die unentbehrliche Zweige dieser Wissenschaften vertreten, Frauen die Zulassung zu ihren Vorlesungen und Übungen versagt. Sie müssen daher entweder auf anderen preußischen Universitäten (auf denen vielleicht für den Augenblick die betreffenden Wissenszweige durch Professoren vertreten sind, welche dem Frauenstudium günstig gegenüberstehen) die Erlaubnis zum Hören nachsuchen — oder, wollen sie vor einer Störung ihres Studiums sicher sein, nach wie vor ihre Bildung im Auslande suchen, was ihnen aber wiederum die Ausübung ihres späteren Berufes im Inlande erschweren würde.

Die jungen Mädchen, die sich bisher der bei dem Mangel an gebahnten und bewährten Wegen nicht eben leichten Vorbereitung auf die Reifeprüfung unterzogen haben, thaten es in dem

ſicheren Glauben, daß die Zulaſſung zu dieſer Prüfung auch die Gewährung der Immatrikulation, die ſie für ihre logiſche Konſequenz hielten, zur Folge haben würde. Die Eltern geſtatteten die Vorbereitung und brachten die erforderlichen, nicht unbedeutenden Opfer unter der gleichen Vorausſetzung. In dieſer ſehen ſie ſich jetzt getäuſcht. Die Sache des Frauenſtudiums, die endlich durch die Zulaſſung zur Reifeprüfung auch in Deutſchland zu dem Abſchluß zu kommen ſchien, den ſie in allen übrigen Kulturländern längſt gefunden hat, iſt damit aufs neue in Frage geſtellt. Für ihre weitere Entwickelung iſt die Zulaſſung zur Immatrikulation geradezu Vorbedingung, und wir bitten daher dringend, daß das Hohe Haus unſer Geſuch der Königlichen Staatsregierung zur Berückſichtigung empfehle.

Der Vorſtand des Berliner Frauenvereins.
gez. Helene Lange. Marie Mellien.

Die Unterrichtskommiſſion des Abgeordnetenhauſes befand für richtig, über dieſe Petition Übergang zur Tagesordnung zu beantragen!

Der Verein deutſcher Lehrerinnen in England beging am 4. Mai ſein 20jähriges Jubiläum. Die außerordentlichen Auszeichnungen, die dem Verein, ſeiner Begründerin und ſeinem Vorſtand an dieſem Tage zu Teil wurden, bewieſen, wie ſehr ſeine gemeinnützigen Leiſtungen ſich Anerkennung erworben haben. Die Königin von England, die Kaiſerin Friedrich, die Kaiſerin von Rußland ſandten Glückwunſchtelegramme, die deutſche Kaiſerin ließ Lady Suffield, Mrs. Wagg und Frl. Helene Adelmann ihre ſchön gerahmte, mit eigenhändiger Unterſchrift verſehene Photographie durch den deutſchen Generalkonſul in London überreichen; der Großherzog von Heſſen überſandte Frl. Adelmann gleichfalls ſein Bild und den Damen Lady Suffield, Mrs. Wagg und Frl. Gaudian die große ſilberne Alice-Medaille. Glückwünſche trafen ferner ein vom Allgemeinen deutſchen Lehrerinnenverein für ſeinen treuen Zweigverein; zahlreiche Schweſtervereine, alte Mitglieder und Freunde ſandten gleichfalls Telegramme und Glückwunſchſchreiben. Eine größere Geldſumme zur Begründung einer Freiſtelle im Rekonvalescentenheim des Vereins unter dem Namen: Adelmann-Gaudianſtiftung wurde vom Vereinskomité überreicht; ein koſtbares Album für Frl. Adelmann geſtiftet. Eine Rede von Mr. Wilkins, der neben Herrn Fuhrken von Anfang an für das Intereſſe des Vereins gewirkt hat, beſchloß die ſchöne Feier. Er wies auf die ſeltene Organiſationsfähigkeit und Arbeitskraft hin, die es Frl. Adelmann ermöglichte, den Verein zu ſchaffen und verfolgte die Jahre ſeiner ſtetigen, gedeihlichen Entwicklung, die hoffentlich noch lange nicht ihren Abſchluß finden werden.

Der Verein Frauenwohl

in Danzig, Vorſitzende Frau Dr. Heidfeld und Frau Dr. Baum, hat mit ſeinen Fortbildungsabenden und Sonntagsunterhaltungen auch im Vereinsjahr 1896/97 gute Erfahrungen gemacht. Die Realkurſe hatten einen regen Beſuch — im erſten Quartal 97, im zweiten 107 Schülerinnen — aufzuweiſen. Die beiden Mädchenhorte, über die ein beſonderer vom Oktober 1891 bis April 1897 reichender, ſehr intereſſante Einzelheiten bietender, Bericht erſtattet wird, gehen in die Verwaltung des Vereins „Kinderhort" über, der ſich die Ausbildung ſolcher Horte zur Spezialaufgabe gemacht hat. Die Weihnachtsmeſſe des Vereins hat einen guten Erfolg aufzuweiſen gehabt.

Der Rechtsſchutzverein für Frauen

in Dresden hatte im Jahre 1896 in ſeinen Sprechſtunden 853 Fälle zu erledigen, davon 184 Wiederholungen. Auf die einzelnen Gruppen verteilen ſich die Fälle folgendermaßen:

1.	Eheſachen inkl. aller Fälle, die aus dem Eherecht reſultieren	166 = 25	pCt.
2.	Alimentationsforderungen für uneheliche Kinder, inkl. der Entſchädigungsanſprüche der unehelichen Mütter	46 = 6,8	„
3.	Teſtaments- und Erbſchaftsſtreitigkeiten	44 = 6,6	„
4.	Schuldforderungen	55 = 8,5	„
5.	Lohnſtreitigkeiten	43 = 6,3	„
6.	Mietsſtreitigkeiten	61 = 9,1	„
7.	Beleidigungen, thätliche und mündliche	39 = 6	„
8.	Vermiſchte Fälle	208 = 30,6	„
9.	Vermögensverwaltung . .	7 = 1,1	„
		669.	

In 72 Fällen unternahm der Verein direkte Interventionen, teils mündlich teils ſchriftlich, bei denen in 49 Fällen gütliche Einigung, reſp. günſtige Erfolge erzielt wurden.

Aus der aufgeſtellten Statiſtik erhellt, daß die bei weitem häufigſten Fälle diejenigen ſind, die aus dem Eherecht reſultieren, und immer wieder in der Praxis die oft gerügten Nachteile des Eherechts für die Frau beſtätigen.

Vorſitzende des Vereins ſind Frau Marie Stritt und Frau Adele Gamper.

Der Verein Frauenwohl

in Nürnberg, Vorſitzende Frau Helene von Forſter, hat im vorigen Jahr ſeine Hauptkraft auf Vermehrung ſeines Kaſſenbeſtandes gerichtet, da das neue große Unternehmen des Vereins, die Errichtung eines Wöchnerinnenheims, bedeutende Geldmittel erfordert. Ein Bazar, der ganz beſondere Anziehungspunkte bot, erbrachte einen Reinüberſchuß von 25 604,98 Mark, eine Summe, die für die Verwirklichung des Ziels ſchon ins Gewicht fällt. — Die Lehrkurſe des Vereins wurden von 797 Schülerinnen beſucht. Darunter befanden ſich 475 Mädchen und 22 Frauen, bei denen eine beſondere Erwerbsthätigkeit vorliegt, 242 Mädchen und 58 Frauen, bei denen das nicht der Fall iſt. Über die Ausſtellung des Vereins Frauenwohl gelegentlich der Bayeriſchen Landes-Ausſtellung in Nürnberg haben wir ſchon früher berichtet.

Im Kölner Frauen-Fortbildungsverein

wurde durch Frl. Clara Feiſt und Frau Schuch die Anregung gegeben, daß wenig beſchäftigte Frauen die Blindenſchrift erlernen ſollten. Die beiden Damen unternahmen es auch, die der Anregung folgenden 23 Damen, in der Brailleſchrift zu unterweiſen. Von dieſen wurde dann eine

ganze Anzahl von Schriften hergestellt und der Provinzial-Blindenanstalt in Düren überwiesen, darunter Gedichte von Goethe, Schiller, Uhland und Geibel; desgleichen eine ganze Reihe von Erzählungen und Novellen, die den blinden Kindern und Erwachsenen viel Freude gewährt haben. Frl. Clara Feist, Köln, Ursulaplatz 1, und Frau Regierungsrat Schuch, Köln, Jakordenstraße 9, werden auf mündliche und schriftliche Anfragen gern nähere Auskunft erteilen.

Die Mainzer Frauen-Arbeitsschule

hat ihren ersten Jahresbericht erstattet. Vor Jahresfrist auf Anregung von Fräulein Anne Rauheimer, 1. Vorsitzende des Mainzer Lehrerinnenvereins eröffnet, hat die Schule schon in diesem Jahre einen guten Besuch aufzuweisen gehabt. Insgesamt 155 Schülerinnen wurden im Stopfen, Flicken, Maschinennähen, Schneidern, Bügeln, in der Buchführung, Handelskorrespondenz, Stenographie und in der Handhabung der Schreibmaschine theoretisch und praktisch ausgebildet. Eine Koch- und Haushaltungsschule ist für später in Aussicht genommen. Vorsitzende der Schule sind: Fräulein Anne Rauheimer und Frau Präsident Lippold; Schriftführerin ist Frau Dr. Hesdörffer.

Der Frankfurter Frauenbildungsverein

berichtet über die Jahre 1894, 1895 und 1896, die wieder sehr gute Erfolge aufzuweisen haben. Die Zahl der die Vereinskurse besuchenden Schülerinnen belief sich 1894 auf 277, 1895 auf 315 und 1896 auf 309. Seit Bestehen des Vereins bildete er 4 630 Schülerinnen aus, die 11 916 verschiedene Kurse belegten. Die dort gebotenen Fächer umfassen die volle kaufmännische Ausbildung sowie die üblichen Handarbeiten. Auch Buchbinder- und Kartonnagearbeiten werden gelehrt. Neu aufgenommen sind in die praktischen Kurse Kunstwaschen und Chemisch-Reinigen. Auch die Kochschule erfreute sich eines regen Besuches. Vorsitzende des Vereins sind: Frau Rosalie Tobler und Frau Senatspräsident Diehl.

Der Neue Frauenverein

zu Lübeck, der vor kurzem zusammengetreten ist, erstrebt laut Satz 1 seiner Statuten: Förderung der Frau in geistiger und materieller Hinsicht; Heranziehung der Frau zu ausgedehnter, gemeinnütziger Thätigkeit; Hebung weiblicher Erwerbsfähigkeit. Der Neue Frauenverein besteht aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern. Erstere, Frauen und Mädchen über 18 Jahre, zahlen 3 Mark Jahresbeitrag und haben das Recht zum Besuch der Versammlungen und des Lesezimmers, sowie Wahlrecht. Außerordentliche Mitglieder zahlen 2 Mark Jahresbeitrag und haben die Rechte der ordentlichen Mitglieder mit Ausschluß des Wahlrechts.

Der Vorstand besteht aus: Fräulein Therese Rösing, erste Vorsitzende; Frau Konsul Reyer, zweite Vorsitzende; Frau Joh. Rodde, Fräulein Käthe Wohlert und Fräulein Martha Avé-Lallement.

Bücherschau.

„Kinder der Eifel", Novellen von C. Viebig. (Berlin W., F. Fontane u. Co. Preis 3,50 Mark.) Eine durchaus ungewöhnliche Gestaltungskraft spricht aus den vorliegenden Novellen. Sie weiß mit dem sprödesten Stoff fertig zu werden, der Eigenart eines bildungsfremden, herben Bauerngeschlechts, wie es droben auf der Eifel dem kargen Boden ein mühsames Dasein abringt. Wie die menschliche Leidenschaft sich hier gestaltet, wie sie unter der dünnen Decke oberflächlicher kirchlicher Kultur mit elementarer Gewalt hervorbricht, das ist das mit besonderer Vorliebe und sicherer Hand immer wieder behandelte Thema. Dazwischen ein paar rührende Bilder, wie „Margarets Wallfahrt", die einen idealistischen Zug verraten. Die Verfasserin hat ein eigenes Organ zum Sehen, das ist der Gesamteindruck dieser vielversprechenden Erzählungen.

„Kinder der Zeit", so betitelt Emil Roland ihren neuesten Novellenband. (Berlin W., F. Fontane u. Co. Preis 3,50 Mark.) Von dem selbständigen Backfischchen an, das mit keckem Selbstbewußtsein und sicherer Hand das Arrangement seiner Liebes- und Heiratsgeschichten in die Hand nimmt, bis zu dem blasierten Zauderer, dem Streber, dem Bergfex — lauter moderne Menschen. Dazwischen, wie ein Anachronismus, der Romantiker, der pietätkranke Maler. Das beste Stück der kleinen Sammlung ist den Leserinnen der „Frau" in gutem Gedenken: „Herr Philipp", der kulturmüde Großstädter, der in der Wintereinsamkeit der Tiroler Berge die ersehnte „Natur" in der Menschenwelt zu finden meint und, gründlich kuriert, von der Alm, auf der es „ka Sünd" geben soll, in die heißentbehrte Welt der Kulturmenschen zurückflieht.

„Leitfaden für Krankenpflegerinnen", im Krankenhaus und in der Familie. Von Dr. med. Witthauer. Mit 53 Abbild. (Halle a. S., Marhold, Pr. 3 Mark.) Der sehr lehrreiche und umfassende Leitfaden unterrichtet zunächst über den Bau des menschlichen Körpers und die Thätigkeit seiner Organe, dann über die Einrichtung des Krankenzimmers und die Wartung und Beköstigung des Kranken. Aber auch vorbeugend will er wirken, indem er wertvolle Winke für die Beobachtung des Gesunden und des Kranken giebt. Das interessante Kapitel der Bakterien und der Infektionskrankheiten findet gleichfalls Berücksichtigung. Weiter wird behandelt: die Hilfeleistung bei Unglücksfällen, die Verletzungen, Notverbände ꝛc., die Pflege der Wöchnerinnen und der Säuglinge. Sorgfältig werden die Grenzen festgesteckt, wie weit man ohne ärztlichen Rat in

der Behandlung der Krankheiten gehen kann. Die Darstellung ist klar und gemeinverständlich; gute Abbildungen kommen ihr noch zu Hilfe.

„Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele", von Wilhelm Wundt. 2. Auflage. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. Preis 10 Mark.) Die Bedeutung Wundts für das Gebiet der experimentellen Psychologie und der Erkenntnistheorie ist bekannt genug. Es ist aber nicht jedermanns Sache, sich an das Studium der umfassenden und schwierigen „physiologischen Psychologie" heranzumachen, in der die Hauptergebnisse seiner psychologischen Analyse ihren klassischen Ausdruck gefunden haben. Die „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele" können in gewisser Weise als Ersatz dafür, andererseits als Einführung und Ergänzung dazu gelten. In ihrer ursprünglichen Gestalt ein Jugendwerk Wundts, sind sie vom Verfasser einer tiefgreifenden Umarbeitung unterzogen worden, die sie auf die Höhe seiner fortgeschrittenen wissenschaftlichen Überzeugung hob, ohne ihnen die Frische der ersten Bearbeitung zu nehmen. So können sie, sowohl ihrem Umfange, wie der Natur der erörterten Probleme nach, als eine vorzügliche erste Einführung in den Ideenkreis eines Denkers betrachtet werden, der auf die Gestaltung und Abgrenzung jenes noch neuen Wissenschaftsgebiets, das man als Psychophysik bezeichnet, einen so maßgebenden Einfluß geübt hat.

„Die Erziehung der weiblichen Jugend vom 15. bis 20. Lebensjahre." Von Luise Hagen und Anna Beyer. (Erfurt, Karl Villaret.) Wie wir s. Z. schon berichteten, wurden die vorliegenden beiden Arbeiten von der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, die das betreffende Thema zum Wettbewerb gestellt hatte, preisgekrönt. Wir empfehlen die Lektüre unsren Leserinnen angelegentlichst; sie werden, auch wenn sie nicht in allen Fällen zustimmen können, manchen gesunden und erwägenswerten Gedanken in beiden Aufsätzen finden. Die Verfasserin des zweiten ist unsren Leserinnen schon aus ihrem trefflichen Artikel über Wilhelm Raabe (Heft 10 und 11 der „Frau", 1896) bekannt.

„Das ewige Licht", Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers von Peter Rosegger. (Leipzig, L. Staackmann.) Aus der Welt mit ihren Zweifeln und Kämpfen flüchtet ein junger katholischer Geistlicher, halb fremdem Willen, halb der eigenen Friedenssehnsucht folgend, in das von allem Verkehr abgeschnittene, in hohem Bergthal auf sich selbst gestellte Sankt Maria im Thorwald. Aber die Welt, die er geflohen, kommt ihm nach; von Bergsegen wird Sankt Maria „entdeckt", die Spekulation schafft aus dem weltentlegenen Ort eine Sommerfrische, dann einen Industriebezirk. Einfachheit und Urwüchsigkeit verschwinden; die Kultur bringt nur ihre Schattenseiten hinauf; Zweifel und Verfall sind ihr Gefolge. Die tiefen Konflikte, die der Pfarrer von Sankt Maria in sich durchkämpft, bilden auf diesem bewegten Hintergrund den eigentlichen Inhalt der Erzählung. Sie sind so tief gefaßt, wie auf diesem besonderen Gebiet nur Rosegger zu greifen versteht; tragisch klingt dies Leben aus. Auf dem Sockel des Grabmals des Waldpfarrers aber stehen die Worte, die als Leitmotiv durch die ganze, tief ergreifende Erzählung klingen: „Die Liebe ist das ewige Licht".

„Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung", von Hedwig Bender. (Leipzig, Hermann Haacke. Preis 1,80 Mark.) Die Untersuchungen, welche die Verfasserin in klarer, bündiger Gedankenführung hier anstellt, beziehen sich auf das Wesen der Philosophie im allgemeinen und die Möglichkeit der Metaphysik als Wissenschaft und ihr Verhältnis zur naturwissenschaftlichen Forschung im besonderen. Sie führen sie zu dem Ergebnis, daß der Philosophie gerade heute wieder die Aufgabe zufällt, versöhnend die Gegensätze zu lösen, die sich zwischen Denken und Fühlen, Wissen und Glauben herausgestellt und die sich immer schärfer zugespitzt haben, seit die klare Erkenntnis vom rein mechanischen Verlauf der Naturvorgänge scheinbar der transcendenten Welt ein Ende machte. Beide, die physikalische und die geistige Welt, als zwei Erscheinungsformen desselben Prinzips mit einander in Einklang zu setzen, das ist die Aufgabe der Philosophie, deren Lösung übrigens Männer, wie Fechner, Lotze, Wundt, schon begonnen haben.

„Das ABC der Küche", von Hedwig Heyl. 4. völlig durchgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. (Berlin SW., Carl Habel, elegant gebunden 9 Mark.) Wenn der Titel bedeuten soll, daß hier von Grund auf eine Einführung in die Wissenschaft der Küche gegeben werden soll, so hält der Titel, was er verspricht und mehr als das. Denn nicht nur das Kochen selbst, sondern auch die Nebengebiete werden hier mit gründlichster Sachkenntnis, und, was besonders viel wert ist, voraussetzungslos behandelt. Besondere Sorgfalt ist dem wichtigsten Punkte des bürgerlichen Haushalts, der Kunst, mit dem Wirtschaftsgelde zu reichen, zugewandt worden; jedem Gericht ist ein genauer Kostenanschlag beigegeben. Und vom ABC führt uns die Verfasserin, eine Autorität auf ihrem Gebiet, bis zum Z; vom einfachsten Gericht bis zum „fein komponierten" Diner, sodaß die Hausfrau in dem stattlichen Bande von 916 Seiten einen stets bereiten, wohlunterrichteten Ratgeber besitzt, der seinen Preis durch praktische, geldersparende Winke in kürzester Zeit wieder einbringt. Die übersichtliche Anordnung des Stoffes erleichtert das Zurechtfinden ungemein.

„Erprobte Kochrezepte", herausgegeben von Hedwig Heyl. (Berlin SW., Paul Parey.) Die Berliner Kochkunstausstellung (1896) brachte so manches eigenartige Gericht aus Nord-, Süd- und Mitteldeutschland, das den kostenden Besuchern außerordentlich mundete und doch, dem Hausschatz einzelner Hausfrauen angehörend, in den landläufigen Kochbüchern nicht zu finden war. Frau Hedwig Heyl wird manchen Dank dafür ernten, daß sie die Herausgabe dieser erprobten Kochrezepte übernommen hat. Daß nur „Essenswürdiges" zur Aufnahme gelangte, dafür bürgt der Name der Herausgeberin.

„Mutter." Von Dora Duncker. (Berlin, F. Fontane u. Co. Preis 2 Mark.) Drei tragische Novellen bietet uns die Verfasserin, tragisch durch Konflikte, die mit der Mutterliebe zusammenhängen. Die Geschichten sind spannend erzählt, wenn auch die Lösung nicht immer überzeugend wirkt.

„Der gute Geschmack in weiblichen Handarbeiten." Eine Anleitung zu zweckentsprechender Wahl der Arbeitsweisen und Ornamente. Von Therese Dreidax. (Gera, Theodor Hofmann.) Die Verfasserin, Hauptlehrerin für Handarbeit an der höheren Töchterschule in München, bringt in ihrem Büchlein manch wertvollen Fingerzeig, um der Gedankenlosigkeit zu steuern, die das Gebiet der weiblichen Handarbeit geradezu beherrscht, wie der verblüffende Mangel an Geschmack zeigt, den Bazar- und Weihnachtsarbeiten aufzuweisen haben. Was sie fördern will und wird, ist die Einsicht, das Erfassen des ästhetischen Moments der Arbeit.

„Die gebildete Frau und die neue Zeit." Eine Gabe an die deutschen Frauen von E. von der Decken. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Preis 1 Mark.) Die kleine Schrift enthält nicht eben viel Neues — woher sollte das auch kommen? — aber allerlei Gutes. Auch sie trägt ihr Teil dazu bei, die immer lauter schallende Forderung der Frauen nach einer tüchtigen, zum Berufsleben wie zur Mutterschaft befähigenden Bildung zu unterstützen; auch sie weist ernst auf die Gefahren hin, die dem Volk erwachsen, wenn seine Frauen unter die von ihm erreichte Kulturhöhe sinken.

„Sklaven der Feder." Roman von Reinhold Günther. (Berlin NW., Carl Duncker. Preis Mark 4.) Es ist ein unbehagliches Treiben, in das uns der Verfasser führt. Eine innerlich verkommene Gesellschaft von Journalisten und Lebemännern, denen jede ideale Regung als Dummheit gilt und der gewissenloseste Lebensgenuß einziges Gesetz ist; daneben ein paar Kontrastfiguren. Die Fäden sind lose geknüpft und die Gestalten ohne künstlerische Vertiefung, aber die harten Konturen eines skrupellosen Großstadtlebens treten deutlich hervor.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Nicht jeder verträgt

Milch, und doch läßt sich diese sehr nahrhafte Speise bedeutend leichter verdaulich machen, wenn mit Brown & Polson's Mondamin 5 bis 10 Minuten durchgekocht, eben nur so viel von diesem, daß sie ein wenig feimig wird. Mondamin besitzt den Vorzug, das Gerinnen der Milch im Magen zu verhindern und wirkt außerdem durch seinen eigenen Wohlgeschmack anregend zum Genießen. Zusatz von etwas Salz und Zucker, wie auch Citrone, Vanille 2c. je nach Belieben, erhöhen den Geschmack. Für die gute Qualität bürgt am besten das mehr denn 50jährige Bestehen dieser weltbekannten schottischen Firma. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. 70

Die Modenwelt

Gegründet 1865.

Maßgebendes und reichhaltigstes Blatt für Moden, Handarbeiten 2c.

Jährlich **24 Nummern,** enthaltend gegen 2000 Abbildungen von Moden und Handarbeiten, **24 Unterhaltungsblätter** mit Novellen 2c., **24 extragroße Beilagen** mit etwa 500 Schnittmustern, 400 Muster-Zeichnungen und über 50 naturgroßen Vorlagen für Handarbeiten und kunstgewerbliche Arbeiten, **12 große, farbige Modenbilder** und endlich **12 große farbige Moden-Panoramen** mit jährlich etwa 75 Figuren.

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr je 42 Pf. = 24 Kr., für den dritten Monat 46 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit entgegen. — Nicht zu verwechseln mit Blättern, welche unserm altengebürgerten Titel sich zulegten. — Probe-Nummern gratis in den Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen Berlin W., Potsdamerstr. 38. Wien I, Operngasse 3. 12

Damen-Pensionat.

Ruhige, gesunde Lage, gute Verpflegung, Familienanschluß. Getheiltes Zimmer 50 Mark monatlich. Eigenes Zimmer von 60 Mark an. Empfohlen durch Fräulein Dr. Windscheid, Leiterin der Gymnasialkurse für Frauen.
Valeska Landmann, An der Pleiße 2d.

Das herrlichste Naturgeschichtswerk I. Band, Vögel

wird **gratis** abgegeben von jedem Verkäufer des **echten Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** von **Hausen & Co., Kassel.** 12

Das nach D. R. P. hergestellte Präparat ist nur in Cartons **à 27 Würfel** ca. 40–50 Tassen in Schachteln à 1 M. in Apotheken, Droguen- und besseren Colonialwaaren-Geschäften erhältlich. *Magenleidende, Nervöse, schwächliche* Personen u. Kinder können nichts besseres geniessen als *Hausen's Kasseler Hafer-Kakao,* wer denselben einmal genossen hat, geht nicht mehr davon ab.

„Werden und Wandern unſerer Wörter." Von Prof. Dr. Franz Harder. (Berlin, R. Gaertners Verlag, H. Heyfelder. Geb. 3 Mark.) Das nützliche kleine Buch enthält gegen 2000 Worterklärungen, die uns über den Urſprung gerade ſolcher Wörter, die wir täglich gebrauchen, willkommenen Aufſchluß geben und die nach ſachlichen Geſichtspunkten (Kleidung, Nahrung, Haus, Stadt, Wege, Verkehr u. ſ. w.) zuſammengeſtellt ſind. Der Verfaſſer iſt mit den Ergebniſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchung völlig vertraut und bietet in leichter, angenehmer Darſtellung durchweg nur zuverläſſige Angaben.

„Induſtrie und Mutterberuf." Ein Vorſchlag zur Errichtung obligatoriſcher Mädchenfortbildungsſchulen in Fabrikgegenden. Von G. Bittrich und A. Huſter. (Plauen i. V., A. Kell.) Die kleine Broſchüre bringt ein wertvolles Material für ihren Gegenſtand bei, und zwar in der Schilderung der Arbeiterinnenverhältniſſe in Plauen. Die entſetzliche Verflachung des Geiſteslebens der in der dortigen Induſtrie beſchäftigten Mädchen, die Vergiftung der Phantaſie der weiblichen Jugend ſind zwei Thatſachen, die auf das beredteſte für die obligatoriſche Fortbildungsſchule zeugen. Die Vorſchläge der Verfaſſer ſind — wenn auch Einzelheiten zu beanſtanden wären, der Beachtung ſehr wert.

„Im Waſſer eins." Von Ed. Tiſchberger. (Berlin S.W., Wilhelmſtraße 119/20, Guſtav Schuhr, Preis 2 Mark.) Der Verfaſſer, bekannt als Naturheilarzt in Bergzabern (Pfalz) giebt in dem Buch eine große Anzahl praktiſcher Anweiſungen zur Waſſerbehandlung ohne beſondere Apparate ſowie eingehende Vorſchriften für Diät und Küche, die ſich bis auf ein vollſtändiges kleines Kochbuch erſtrecken.

„Laterna Magika". Allerlei bunte Lebensbilder von Helene v. Götzendorff-Grabowski. (Wiesbaden, Heinr. Lützenkirchen. Preis 2 Mark.) Die Verfaſſerin bietet uns darin eine Reihe harmloſer, gut erzählter Geſchichtchen.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowſchen Reformkorſets,
ſowie der Reformunterkleider.

Wegen einiger neu erhaltener Gebrauchsmuſter, die einen Zuſatz von 4 Seiten erforderten, werden auch die Damen gebeten den Katalog zu verlangen, die den früheren beſitzen. Für Ausführung des Reformkorſets deſſen Vorzüge vor dem alten Panzerkorſet, bereits bekannt ſind, ſpricht das endſtehende Schreiben, eins von hunderten herausgegriffen.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma **J. Proskauer,**
Leipzig-Lindenau, Merſeburgerſtr. 41.

Frau Nico Petersen-Flensburg ſchreibt am 20. 3. 1897: „Mit Sitz und Ausſtattung des Reformkorſets bin ich ſehr zufrieden, möchten Sie in derſelben Weiſe nach beifolgendem Maße eins anfertigen und an Frau Harry Jepſen, hier ſenden.

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fuſſe der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Vereinsmitgl. des Deutsch. Lehrerinnen-Vereins Berlin und der Association of German Governesses London, gemessen in der Anstalt 25% Rabatt **Prospekte frei** durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER,** Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [48

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt. Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit, mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden — weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Familienpension Nordland
München, Schellingstraße 10 I.
Andere vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [50

Familien-Pensionat. franz. Schweiz.
Gute Gelegenh. zur gründl. Erlernung der französischen Sprache. Auch Ferienaufenthalt bei j. Lehrerinnen. Schöne Gegend. Mäßiger Pensionspreis. Näheres durch **Mlle. A. Rosselet, prof. de langues. Couvet (Neuchâtel).** [17

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I. dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6
Wwe. Selma Spranger
Vorſteherin.

Familien-Penſion Kniesche
(I. Ranges). [53
Inhaberin: E. Joachimsthal u. A. Eckert,
Potsdamerſtraße 35 II.
Beſte Pferdebahnverbindung. Solide Preiſe. Empfohlen durch Konſiſtorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegaſt.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao,
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meiſten Konditoreien, Kolonial-, Delikateß- und Droguengeſchäften. [7

Kaiſer Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutſche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Verſicherung,
verbindet koſtenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entſprechende Kapital. Auskunft erteilt und Druckſachen verſendet
Die Direktion der Kaiſer Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerſtr. 85.

Liebig Company's
FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT,
wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt.

Neueste Verwendung von Liebig's Fleischextrakt.

Unechte Schildkrötensuppe auf flämische Art. Aus Fleischabfällen, Schinkenresten u. dergl., sowie aus Liebig's Fleischextrakt nebst den nötigen Gewürzen stellt man eine recht kräftige Fleischbrühe her, die man einige Stunden ziehen läßt, dann durch ein Sieb gießt und hierauf mit in Butter gebräuntem Mehl verdickt. Alsdann schneidet man Zunge, Haut und Fleisch eines recht weich gekochten Kalbskopfes in kleine Stücke und bringt diese nebst Klößchen aus Geflügelfarce in die Suppe, der man kurz vor dem Anrichten ein großes Glas Sherry, Cayennepfeffer und kleine gedämpfte Champignons beifügt und die man dann recht heiß serviert.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [10
Auguste Schmidt.
Das Blatt steht bereits im 20. Jahrgang und vertritt die Interessen der Frauen-Bewegung mit der gleichen Begeisterung und Treue und in demselben Verlag. Wie es für die Mitglieder des obigen Vereins ein unentbehrliches Bindemittel geworden, so ist es auch allen, die sich mit diesen die Gegenwart immer mehr erfüllenden Interessen des Frauenlebens beschäftigen wollen, zu empfehlen.
Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel.
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Johannisbad * Eisenach
Thüringen.
Muster-Naturheilanstalt.
Vorzüglich eingerichtete Anstalt Deutschlands. Den höchsten hygien. Anforderungen entsprechend. Direkt am Walde. Ausserordentliche Erfolge bei allen chronischen Leiden, besonders Frauenleiden. Verbesserte Thure-Brandt-Massage. Arzt und Aerztin der Anstalt. Bedeutung der Naturheilkunde, illustr. Kurbericht gratis.
Die Direction: **Johann Glan.**

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei und Reinigung [3
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.
Färberei und Wäscherei für Federn und Handschuhe.
Färberei.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralbureau: Berlin W., Potsdamerstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [3

Handelsinstitut für Damen
[1] von Frau **Elise Brewis,**
gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumeshof 2 II.
Kurse und Einzelunterricht. Kat. Progr.

Das **Placierungsbureau**
von **Frau Joh. Simmel,**
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linkstr. 16
vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahresgehalts.
Keine Einschreibegebühr. [1

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vermittelungsbureau 16 **Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Wilhelmshöhe bei Cassel. **Gossmann's Naturheilanstalt.**
Klimatisch geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: Dr. med. Missmahl, Dr. med. Walser, Dr. med. (in der Schweiz prom.) Sophie Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: „Handbuch der Naturheilkunde" von Dr. med. Walser (Verlag Enslin, Reutlingen). Spezialität: Weniger Ansprüche: Zweiganstalt „**Schweizerhaus**". Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35.— an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37
Gossmann's Naturheilanstalt.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das IV. Quartal (Juli-September 1897) noch im Monat Juni zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung: In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, **ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau"** (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34 35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

4. Jahrg. Heft 10. Juli 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Maria Baſhkirtſcheff.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Maria Baſhkirtſcheffs Tagebuchblätter[1]) geben nicht, wie es von einer geiſtreichen, aber allzuſehr ihres Konſtruierens frohen Schriftſtellerin behauptet wird, „die Tragödie des jungen Mädchens“. Sie geben nicht ſo ſehr Typiſches als vielmehr die Kaſuiſtik einer ganz ſpeziellen Erſcheinung. Sie entwerfen das Bild einer in manchen Zügen Frühreifen, in andern völlig Naiven; ſie zeichnen eine Mädchengeſtalt, die in ſich eine Fülle der Möglichkeiten trägt, mannigfache, vielſeitige Begabung, die aber ohne feſte Leitung, weder in ſich noch außer ſich, in Selbſtunzufriedenheit ſich zerſplittert und aufreibt. Ein ſchiefes Produkt von Tantenerziehung; zu reich, um durch feſten äußeren Zwang zur Konzentration getrieben zu werden; durch die Umſtände ihrer äußeren Verhältniſſe verwirrt und vom geraden, ſicheren Entwicklungsweg abgelenkt. Ein Schauſpiel voll Tragik iſts, menſchlicher Teilnahme wert, dies Leben an ſich vorüberziehen zu ſehn.

Und noch ein beſonders Intereſſe bietet dieſe Geſtalt. Sie ſteht ſchon mit dem einen Fuß auf dem Weg, der in das Neuland moderner Frauenſelbſtbeſtimmung führt. Doch iſt ſie keine Kämpferin; ihr Kopf dreht ſich immer wieder zurück, und ihr Schritt haftet am Boden. Sie ſteht an der Schwelle, aber ſie kann nicht hinüber. Und mit ſtarker Selbſtkritik hat ſie eingeſehn, woran es fehlt, freilich außer ſtande, ſich zu

[1]) Tagebuch der Maria Baſhkirtſcheff. Ueberſetzt von Lothar Schmidt. Breslau. Leipzig. Wien. Verlag von L. Frankenſtein.

erobern, was not war. Sie beklagt den Zwang, der auf den Frauen liegt, der ihre freie Entwicklung hemmt. Sie wird ſich klar darüber (1879), die Frau müſſe, um dem Mann gleichberechtigt zu ſein, dieſelbe Erziehung genießen.

Maria Baſhkirtſcheff war eine arme, irrende, ſuchende Seele. Nicht ſtark genug, für ſich den Kampf der Gaſſenbahnung zu kämpfen. Sie kam zu früh, und die Zeit brach ſie.

Sie ſtarb als ein Opfer. Die Späteren, die glücklicher und ſtärker waren, mögen ihr Grab anteilsvoll grüßen.

I.

Alle Eigenſchaften, die ſich in dem kurzen Leben Maria Baſhkirtſcheffs entwickeln, ſind in ihrer frühen Jugend vordeutſam ſchon merkbar. Alle die Konturen, die ſpäter ausgefüllt werden, ſind ſcharf und klar vorgezogen. Ihr Tagebuch, das vom zwölften bis zum vierundzwanzigſten Lebensjahre reicht, giebt auf ſeinen erſten Seiten ſchon ein Bild, das ſich ſpäter nicht ſehr verändert. Eine entſchiedene Entwicklung iſt nicht vorhanden, nur wird von Jahr zu Jahr eine drängende, treibende Lebensangſt wachſend.

Dies Tagebuch iſt bewußt und abſichtsvoll geſchrieben. Der Gedanke war von den vielen qualvollen Gedanken Marias ihr der qualvollſte, vergeſſen, ohne Spur dahinzuſchwinden. Danach ſtrebte ſie mit allen Fibern, ihren Erdentagen ein bleibendes Denkmal zu ſchaffen. Und da ſie ihrem künſtleriſchen Ruhm nicht traute, der ihr doch im Luxemburgmuſeum zu Paris eine bleibende Stätte ſchuf und vor ihre Bilder eine andachtsvolle Gemeinde ſammelt, ſo ſchrieb ſie die Geſchichte ihres Lebens in täglichen Aufzeichnungen.

„Leben, ſoviel Ehrgeiz haben, leiden, weinen, kämpfen, und am Ende die Vergeſſenheit! — Vergeſſenheit, wie wenn ich nie exiſtiert hätte. Das hat mich immer geſchreckt.“

Faſt naiv iſt es dabei, wie ſie ſich bewußt bemüht, unbewußt zu ſein; ſcheinbar ruhig nur für ſich zu ſchreiben und dabei doch auf die Leſer, die da kommen werden, zu ſpekulieren: „Wenn ich nicht lange genug lebe, um berühmt zu werden, ſo wird doch dies Tagebuch die Naturaliſten intereſſieren. Es iſt immer etwas Merkwürdiges um das Tagebuch eines Weibes, das Tag für Tag geführt wurde, ohne Poſe, wie wenn niemand auf der Welt es jemals leſen ſollte und bei dem man doch zugleich die geheime Abſicht hatte, es möchte geleſen werden; denn ich bin ſicher, man wird mich ſympathiſch finden . . .“

* * *

Nicht die Jugend des zwölfjährigen Mädchens, in die uns ihre eigene Schilderung führt, ſondern ihre allerfrühſten Kindertage, die lange vor dem Tagebuch liegen, werden beſtimmend für Maria.

Sie ſtammte aus altem ruſſiſchen Provinzadelgeſchlecht, lernte früh unklare Familienverhältniſſe kennen. Ihre Mutter trennte ſich nach zweijähriger Ehe vom Vater. Schon als kleines Kind führte Maria das wechſelnde Reiſeleben, das ſie ſpäter nie zur Ruhe kommen ließ. Frühreife und Beobachtung mußte ſich dabei entwickeln; an den Stätten des großen Lebens in Paris, Rom, im Badetreiben von Nizza, Baden-Baden wuchs die angeborne ariſtokratiſche Neigung zum Luxus, zur Repräſentation, jener brennende Ehrgeiz der Weltdame, der immer aufs heftigſte in ihr mit dem Ehrgeiz der Künſtlerin rivaliſierte.

Dabei nie eine feſte, erziehende Hand. Gouvernanten, die ſich den Hof machen laſſen. Eine verhätſchelnde Großmama. Eine Tante, von der ſie angebetet wird. Eine Mutter, die ihr die Zukunft prophezeiben läßt. So hört ſie alle Tage, daß ſie das ſchönſte, das herrlichſte, das glänzendſte Geſchöpf werden müſſe.

In dieſen Jugendtagen wird der Grund zu der tiefen ſeeliſchen Unzufriedenheit gelegt, der Marias Leben dann vergiftete.

Das Produkt dieſer Tantenerziehung lag dauernd im Streit mit dem, was an Maria das Eigenſte und Beſte war, und unterdrückte es nur zu häufig.

Auf der Promenade von Nizza tritt uns die kleine zwölfjährige Dame in ihrer ganzen Frühreife entgegen. Ihr pſycheartig geknotetes Haar hat rötlichen Schimmer. Sie trägt einen weißen wollenen Rock und ein Fichu von Spitzen um den Hals. Sie gleicht einem Bilde aus dem erſten Kaiſerreich.

Und die erſten Worte, die ſie ſpricht, die erſten Erlebniſſe, die wir mit ihr haben, ſind Leitmotive der beiden ſtarken Bände des Tagebuchs.

Sie träumt von Ruhm und Berühmtheit, und ſie will ſich mit dieſem Ruhm einen Mann erobern, den ſie liebt, einen Mann, den ſie bewundert. Das kleine Mädchen mit der lebhaften Einbildungskraft hat ſeine ganze Phantaſie an einen eleganten Lebemann verloren, den es von weitem geſehen hat. Um ihn möchte ſie berühmt werden, eine große Sängerin, die ſich die Bewunderung erzwingt.

Es iſt nicht nur ein Zug des Gefühls zu dieſem Herzog, es iſt in dieſem Kinde ſchon jenes ſpäter ſo ſtark betonte Verlangen, durch einen Mann in großer Poſition zu der Höhe des Lebens aufzuſteigen. Befriedigung des Ergeizes entweder hier oder in der Kunſt! Welche ihr in Wahrheit lieber, um dieſe Erkenntnis hat ſie ihr Leben lang geworben.

„Ich muß entweder die Herzogin von H . . . werden; das wünſche ich jetzt am meiſten, oder ich muß eine Berühmtheit auf der Bühne werden; aber dieſe Karrière behagt mir nicht wie jene. Eine große Dame, eine Herzogin möchte ich lieber ſein in der Geſellſchaft, als die allererſte Berühmtheit von der Welt".

Ein Lebensfieber tobt in ihr; ſie hat den Wunſch „mit Dampf zu leben". Der Gedanke jagt ſie: man muß ſich beeilen. Das koſtbare Leben vergeht. Sie möchte ſieben Leben auf einmal leben. Sie jammert, daß ihre Erzieherinnen und ihre Lehrerinnen ihr die Zeit ſtehlen, die koſtbare Zeit, in der ſie vorwärts kommen will zu einem ihr ſelbſt nicht klaren Ziel.

Maria iſt auch kokett. Sie kann ſtundenlang vor dem Spiegel ſitzen und ihre weißen, feinen Hände bewundern. Sie zieht ſich mit feinſchmeckeriſchem Vergnügen an. Sie macht ſich eine Empirefriſur und legt ein weißes Kleid an, ein langes Kleid, wie es die Statuen anhaben, mit Ärmeln, die ſie über den Ellbogen zurückſtreift, vorn tief und hinten ein wenig ausgeſchnitten, mit einem breiten, überfallenden Spitzenbehang. Sie iſt von ſich entzückt: „in dieſer weißen Wolle, meine weißen, ach wie weißen Arme."

In dieſen Toilettenſchilderungen ſchwelgt ſie. Sie iſt ganz glücklich, wenn ſie erzählen kann, daß ſie ſich nach der Art der Kapitoliniſchen Venus friſiert habe, oder daß ſie, à la Baby gekleidet, der Infantin des Velasquez ähnlich geweſen ſei. Aber das iſt nicht die normale Koketterie, es iſt Aeſtheticismus im Spiel, eine Freude am Verfeinerten, ein ariſtokratiſcher Kultus der eignen Perſon. Und Hand in Hand damit geht, was nicht von der Tantenerziehung ſtammt, ein ſtarker Bildungsdrang. Maria

lieſt Plutarch, Horaz, Plato, Livius. Sie lieſt Shakeſpeare, Arioſt, Dante. Sie lieſt freilich auch Dumas.

Sie hat eigene, ſelbſtändige Anſichten über Kunſt, die nicht auf dem heimiſchen Familienboden gewachſen ſind und die ſpäter ihr lebenerhellende Wahrheiten werden. Im Palazzo Pitti ſpricht ſie mutig ihre Meinung aus: „Soll ich es ſagen? Nein, ich wag' es nicht; man würde entſetzt ſein über mich! Doch im Vertrauen: die Madonna mit dem Stuhle von Rafael gefällt mir nicht.“ Rubens und van Dyk ſind ihre Leute. Und ſie ſpricht als Vierzehnjährige das künſtleriſche Glaubensbekenntnis ihres Lebens aus, wenn auch in kindlicher Form: „Was am meiſten der Natur ähnelt, das gefällt mir auch am meiſten.“

* * *

Das Weſen der Maria Baſhkirtſcheff hat trotz aller Unſtäte etwas Konſtantes. Ihre weiteren Jahre bringen kaum einen neuen Zug hinein. Das, was an ihr bedeutend iſt, wird weiter entwickelt in deutlich vorauszuſehenden Bahnen; das, was an ihr klein iſt, wird nicht überwunden, es bleibt an ihr haften. Und dies Kleine ſtammt aus den Händen ihrer Erzieherinnen.

Die verſtandesſcharfe, feinfühlige Maria hat eine Religioſität, die an das Bildungsniveau einer Creolin gemahnt. Sie macht ſich einen lieben Gott zurecht, der ungefähr einem wohlwollenden Onkel gleicht. Und in ihrem Verhältnis zu ihm kommt ſie eigentlich nie über das Stadium heraus, in dem ſie um ein Croquetſpiel oder um Hilfe beim Engliſchlernen betete. Bei allen Angelegenheiten wird der liebe Gott bemüht. Fühlt ſie keine Befriedigung, ſo ſagt ſie ganz naiv: „es ſcheint, daß Gott mich nicht hört, ich rufe doch laut genug. Ich glaube, ich ſage dem lieben Gott noch Impertinenzen.“

Und als Erwachſene findet ſie es wie in den Kinderjahren ſehr originell und bequem ſich mit ihm zu unterhalten; ihm, wenn er willfährig iſt, dankbar zu ſein, oder wenn er nicht will „die Freundſchaft zu kündigen.“

Ihre Religion iſt eine Saloncauſerie. Als ſie einmal das neue Teſtament nicht finden kann, lieſt ſie Dumas.

Dieſe himmliſche Flirtation kann aber auch zur Exaltation werden. Sie zählt die Perlen des Roſenkranzes und kniet bei jeder Perle, im ganzen ſechzigmal, nieder und berührt mit der Stirn den Fußboden. Oder ſie ſchwelgt in den Stimmungen des katholiſchen Kultus in ihren Sehnſüchten:

„Es liegt ein unermeßlicher Reiz im Liebesſinnen mitten in einer Kirche. Ich erblicke den Prieſter, Bilder, den Glanz der Kerzen, welcher das Halbdunkel flimmern macht, und ich denke an Rom! O, göttliche Extaſe, himmliſcher Duft, entzückende Stimmung.“

Dazu kommt der unausrottbare, ſlaviſche Aberglaube, dem Maria gleich der Mutter, gleich der Tante blind verfallen war.

Somnambulen werden befragt; zerbrochene Spiegel bedeuten Unheil, alles wird als Vorzeichen aufgefaßt.

So bieten die frühen Kinderjahre das Schauſpiel tragiſcher Halbheit, einer geflickten Natur. Und ſie ſelbſt iſt ſich bei Aufzeichnung ihrer „Gedankenſetzen“ klar:

„Ich kann nicht leben, ich bin kein normales Weſen. Ich habe manche Eigenſchaften zuviel und manche zu wenig und einen unſteten Charakter. Wäre ich eine Göttin und läge mir die ganze Welt zu Füßen, ſo würde ich auch damit unzufrieden

Man kann sich nichts Phantastischeres, Anspruchsvolleres, Ungeduldigeres denken!"

Und die Tragik dieses hochbegabten Wesens, das nicht die Kraft hatte, seine bedeutenden Eigenschaften ausreifen zu lassen und zu sich selbst zu kommen, klingt aus jenem Ausspruch:

„Eines nur macht mich untröstlich, nämlich das Gefühl, wie falsch manche Schlüsse sind, und daß ich weder die Zeit noch den Willen habe, zu finden, warum."

Maria Baschkirtscheff kam aus instinktivem Dumpfsein nie zu klarer Helle des Bewußtseins.

Sie ließ sich in ihrer lauen Schlaffheit treiben.

II.

Das Zusammenhanglose und Zerstückelte ihres Lebens, dieses Lebens, das nach ihrem eigenen bitteren Ausspruch „einpacken, auspacken, anprobieren, kaufen, reisen" ist, kommt Maria mit jedem neuen Jahr schmerzhafter zum Bewußtsein.

Ein Kind war sie ja nie. Jetzt ist sie auch äußerlich erwachsen. Ihre Gesundheit ist stark angegriffen. Sie hustet und ahnt ihren frühen Tod. Und nun wird die Angst, die sie damals schon gefoltert, immer peinigender. Die Angst, aus dem Leben gehen zu müssen, ohne eine Erfüllung gehabt zu haben.

Wieder wirbeln in ihrem Kopf Kunst- und Eitelkeitsehrgeize durcheinander. In dumpfen Wirrnissen flattern ihre Wünsche hin und her. Menschlich schmerzlich ergreifend, wie sie eben noch das Bild einer geistig reifen Persönlichkeit bietet und im selben Moment aus einem Angstgefühl, etwas zu versäumen, in gewöhnlichste Koketterie verfällt.

Ihre ganze Existenz ist ein unklares Sehnen. Aus Büchern hat sie sich ein romantisches Idol der Liebe zurechtgemacht. Und in ihrem leeren, unbefriedigten Dasein verspricht sie sich von ihr die Erfüllung. Doch die Desillusion jener ersten Kinderleidenschaft wird nicht überwunden. Maria ist auch in der Liebe halb.

Sie konstruiert zu viel mit dem Verstand. Sie will erzwingen. Und ihre bessere Seele errötet selbst über jene andere Maria, die im Flirt mit einem jungen Italiener aus hochadliger Familie Romanscenen aufführt, ihn über seine Gefühle mit wohliger Neugier interviewt, im Geständnis seiner Leidenschaft Eitelkeitsbefriedigung fühlt.

Ihre Schönheit hat etwas Unfruchtbares; sie liebt nie wirklich, aber sie verlangt fiebernd danach, angebetet zu werden.

Sie findet immer etwas Komisches an den Männern, fühlt sich ihnen unendlich überlegen, aber sie wärmt sich doch gern an dem Feuer, das sie bei ihnen erweckt. Sie verurteilt sich selbst: „Pfui, ich bin eine ganz gewöhnliche Kokette." Und ihr bleibt, trotz allem, ein Hauch unschuldiger Unwissenheit, der sie ungefährdet durch solch gefährliches Spiel gehen läßt.

Voll scheuer Sensibilität empfindet sie die Scenen ihres Lebens, in denen sie sich den Hof hat machen lassen, später wie eine Schmach. Und als es einmal einer wagt, sie zu küssen, starrt sie mit weiten, angstvollen Augen, als könne sie es nicht fassen. Wie ein unauslöschlicher Schimpf trifft diese Berührung ihre Jungfräulichkeit. Sie kommt nie darüber hinweg. Sie fühlt sich verworfen, beschmutzt.

Digitized by Google

Und nun verfällt ſie in einen tiefen Widerwillen gegen ſich ſelbſt. Sie haßt alles, was ſie geſagt, gethan und geſchrieben hat. Sie verabſcheut ſich, weil ſie keine ihrer Hoffnungen gerechtfertigt hat.

Mitleidlos hält ſie Gericht über ſich:

„Ich hätte ſeit drei Jahren ernſtlich arbeiten können, aber ſchon mit dreizehn lief ich dem Schatten des Herzogs von H— nach. Traurig, daß ich dies eingeſtehen muß! Ich klage mich nicht an, denn ich habe wiſſentlich nicht meine Zeit vergeudet. Ich bedaure mich, aber ich mache mir keine Vorwürfe.

Die Verhältniſſe im Verein mit meinem beſtändig irregeleiteten freien Willen, ſowie meine Exaltiertheit, in der ich mich zu dem Skeptizismus eines vierzigjährigen Menſchen berechtigt glaube, haben mich Gott weiß wie ſchwankend gemacht.“

III.

Im „Greiſenalter ihrer Jugend“, im ſiebzehnten Jahre, führt ein glücklicher Stern die irrende Seele auf feſten Boden. Wer ihr Leiden, Fehlen, Gleiten vielleicht nicht mit zu gütigen Augen ſah, der erhält jetzt ein Schauſpiel bewunderungswürdigen Ringens ernſter, faſt verzweifelter Thätigkeit, ein ſtrebendes Sichbemühen, ein Kämpfen bis zum letzten Atemzug um das endlich als Ziel Erkannte; ein ruhmvolles Erreichen; ein verflackerndes, müdes Sterben auf eben erklommener Höhe mit dem Blick ins Land der Verheißung.

Maria Baſhkirtſcheff beſinnt ſich auf die Malerei. Sie geht in Paris ins Atelier Julian. Schon nach wenig Tagen macht ihr der Lehrer künſtleriſche Zukunftshoffnungen, die ſie vor Freude erzittern laſſen. Ihr großes, vorher nicht erkanntes, in ſchlechter Unterweiſung verwahrloſtes Talent kommt in die rechten Hände. Julian und Robert Fleury ſind entzückt von ihrem Talent und erwarten Großes. Sie bewundern, wie ſie weder die Hand, noch die Art, noch die Veranlagung eines Weibes habe, und ſie wollten gern wiſſen, von wem in ihrer Familie ſie ſoviel Talent, Kraft und ſogar Brutalität geerbt hätte.

Und Julian ſagt nach dem Platzbewerb:

„Sie können einen ſchlechten Platz bekommen, weil ſie mit jungen Mädchen konkurrieren, die bereits drei oder vier Jahre Atelier hinter ſich haben und ſehr tüchtig ſind. Ihr Kopf indeſſen iſt, rund herausgeſagt, einer der ähnlichſten. Was Sie leiſten, iſt phänomenal.“

Ein brennender Eifer erfaßt jetzt Maria. Sie arbeitet neun Stunden und mehr täglich ohne zu ermüden. Sie treibt mit raſtloſem Fleiß Anatomie. Die Schubladen ihres zierlichen Schreibtiſches ſind mit Knochen und Wirbeln gefüllt, eine ſeltſame Nachbarſchaft für die eleganten Viſitenkarten und die parfümierten Briefpapiere aus Neapel.

Maria Baſhkirtſcheff kann das achtzehnte Jahr ihres Lebens mit einer ruhevolleren Neujahrsbetrachtung beginnen, als je die früheren:

„Wie drollig! Die alte Maria Baſhkirtſcheff iſt ein für allemale verſchwunden. Faſt nichts bleibt von ihr übrig; nur eine Erinnerung von Zeit zu Zeit, die an die Bitterniſſe der Vergangenheit gemahnt. Doch dann denke ich bloß an .... na, an was? An die Kunſt? Das macht mich lachen. Iſt das der Zweck des Daſeins? Ich habe ſo lange und mit ſolcher Angſt nach dieſem Zweck und nach dieſer Möglichkeit geſucht, ohne dabei mich und die Welt zu verwünſchen, daß ich jetzt kaum glauben kann, daß ich gefunden, was ich ſuchte.“ — Ein für allemal freilich iſt die „alte

Digitized by Google

Maria Baſhkirtſcheff“ doch nicht verſchwunden. Von Zeit zu Zeit tauchen aus der Tiefe der Vergangenheit, vor allem in den bitteren Stunden des Zweifels die alten Gedanken an eine reiche Heirat, an ein Leben des Glanzes auf. Dann wieder — ſo häufig bei verwöhnten Naturen — ein theoretiſches Vergnügen in einem eingebildeten Glück der Bedürfnisloſigkeit:

„Ich mache gar keinen Anſpruch mehr auf Vermögen. Nur zwei ſchwarze Bluſen will ich haben im Jahr und ein wenig Wäſche, die ich waſchen würde am Sonntag für die ganze Woche; eine ganz einfache Nahrung würde mir genügen, vorausgeſetzt, daß ſie friſch wäre und keine Zwiebeln enthielte. Und außerdem möchte ich die Möglichkeit haben zu arbeiten. Keine Equipage mehr, bloß noch der Omnibus oder der Weg zu Fuß. Ich trage hackenloſe Schuhe im Atelier.“

Und auch jene gräßlichen Momente, wo die Gedanken an die Zweckloſigkeit des ganzen Lebens alles ertöten, kehren zurück:

„Manchmal habe ich Luſt, Toilette zu machen, ſpazieren zu gehen, mich in der Oper, im Bois de Boulogne, im Salon, in der Ausſtellung zu zeigen. Aber ich ſage mir alsbald: Wozu das alles, und alles fällt in nichts zurück.“

Jetzt aber entſpringen dieſe Stimmungen anderen Gründen als vordem. Sie kommen nicht mehr aus der inneren Leere und hohlen Unbefriedigtheit, ſondern aus den Pauſen ihres abſpannenden und zermürbenden Kampfes mit ihrer Kunſt. Aus den Verzweiflungsſtunden, wo ihr der Glaube an ihr Können ſchwindet.

Wie ſie alles potenziert und geſteigert in ſich durchfühlte, ſo natürlich auch die Qualen künſtleriſchen Ringens.

Sie zerwühlt und zermartert ſich in Selbſtpeinigungen; in Eiferſucht auf das Können anderer; ſie lechzt nach Anerkennung.

Sie fühlt ſich in ihrer freien künſtleriſchen Entwicklung durch die kleinlichen äußeren Rückſichten auf ihr Geſchlecht, auf ihre Familie gehemmt und gedrückt. Sie leidet an der Unfreiheit ihrer Zeit.

Sie möchte ein Mann ſein!

„Ich weiß, ich könnte etwas werden; aber was ſoll man machen in Unterröcken? Die Heirat iſt die einzige Karrière der Weiber, die Männer haben ſechsunddreißig Chancen, das Weib hat nur eine,“ klagt ſie 1878.

Und ein Vierteljahr ſpäter ſchreibt ſie in ſtammelnden Wünſchen:

„Ich beneide die Leute um ihre Freiheit, allein ſpazieren gehen zu dürfen, ſich auf die Bänke des Gartens der Tuilerien und beſonders des Luxembourg ſetzen zu dürfen und vor den Schauläden der Kunſtanſtalten ſtehen zu bleiben, in die Kirchen und Muſeen hineinzugehen und des Abends in den alten Straßen herumzulaufen. Ja, darum beneide ich ſie, und das iſt die Freiheit, ohne die man kein wahrer Künſtler werden kann. Glaubt ihr vielleicht, man habe Nutzen von dem, was man ſieht, wenn man immerfort in Begleitung iſt, und wenn man, um in das Louvre zu gehn, auf den Wagen, auf ſeine Geſellſchafterin oder ſeine Familie warten muß?

O verflucht! Dann raſe ich darüber, daß ich ein Weib bin! — Ich werde mir bürgerliche Kleidung und eine Perrücke machen laſſen, werde mir das Geſicht ſo verunſtalten, daß ich frei ſein kann wie ein Mann. Ja, an Freiheit fehlt es mir, und ohne Freiheit kann aus mir nichts Geſcheites werden.“ —

„Selbſt wenn man lauter verſtändige Dinge ſagte, ſo wäre man doch dem landläufigen und hergebrachten Spotte ausgeſetzt, womit man die Apoſtel der Weiber

Digitized by Google

überſchüttet. Übrigens glaube ich, man hat recht daran, zu lachen. Die Weiber werden immer nur Weiber ſein!

Indeſſen . . . wenn man ſie genau ſo erzöge wie die Männer, ſo wäre die Ungleichheit, über welche ich klage, nicht vorhanden, und es würde nur diejenige Ungleichheit übrig bleiben, welche in der Natur des Weibes ſelbſt liegt. Nun, was ich auch ſage, man muß Geſchrei machen und ſich der Lächerlichkeit preisgeben, um dieſe Gleichheit in hundert Jahren zu erlangen."

Dabei ſchreitet ihr Leiden vor. Die Lungen ſind angegriffen. Sie fühlt ſich zum Untergang gezeichnet. Doch ihr Todeskandidatentum (man denke an die pſychologiſchen Stimmungen in Arthur Schnitzlers „Sterben") bringt ihr neue Senſationen: ſie birgt in ſich ein Myſterium, der Tod hat ſie berührt, darin liegt für ſie ein eigenartiger Reiz.

Dabei immer raſtloſes Schaffen, Entwerfen von Plänen, Konzeptionen künſtleriſcher Ideen.

In dieſer Zeit malt ſie das Bild, das im Luxembourg ihren Namen bewahrt, die beiden Gaſſenjungen in grauflimmernder Luft. Und ſie verſucht ſich auch als Plaſtikerin.

Jetzt wo ſich ihr Leben neigt, tritt noch einmal ein Mann in ihre Sphäre: Baſtien-Lepage, der Maler dämmernder, in Luft und Sonne brütender Landſchaften.

Seine Bilder gleichen ſo der Natur, wie es einſt die kleine zwölfjährige Maria im Palazzo Pitti als ihr Kunſtideal gefordert hatte.

Das löſt etwas Verwandtes in ihr aus. Und die ſtille, ſichere Ruhe dieſes Mannes, das gütige, ungezwungene Wohlwollen ſchafft in ihr ein zärtliches Vertrauen, ein Anlehnen und Stützen.

Feine, keuſche Fäden weben ſich zwiſchen beiden.

Maria ſteht dem Tode nahe, und er iſt auch unheilbar leidend. Die beiden Kranken ſitzen nebeneinander. Es ſind Scenen, die an Heineſche Lazarusgedichte erinnern.

Ihre Ehrenmedaille für das Bild und die wehmütig-glücklichen Stunden des Beiſammenſeins ſind ihre letzten Freuden. Sie iſt immer um ihn. Seine Familie ſitzt an ſeinem Bett, auf der linken Seite. Maria ſetzt ſich an die rechte. Da dreht er den übrigen den Rücken und ſpricht mit ihr von Kunſt.

Dann ſchwindet er hin. Sie ſieht ihn ſchon ſterben. Aber ſie geht noch früher.

In Spitzen gehüllt liegt ſie auf ihrem Lager im Salon, und Baſtien läßt ſich täglich zu ihr tragen.

Und eines Tages löſcht leiſe ihr ſchwach flackerndes Leben aus.

Vierundzwanzig Jahre war Maria Baſhkirtſcheff alt, da ſie ſtarb.

Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung von Seite 520.

Diesen Kindern ohne jede häusliche Erziehung stehen diejenigen gegenüber, die nach Ansicht ihrer Eltern erzogen werden. Sie werden ab und zu von bestimmten Dingen fern gehalten, zu bestimmten Dingen angehalten, ob mit oder ohne Konsequenz, ob aus triftigen oder nichtigen, ob aus guten oder verwerflichen Gründen, das gilt ganz gleich. Ein System ist nicht zu erwarten, ebensowenig ein Ziel. Beidem widerstrebt nicht nur die Unfähigkeit der Eltern, es widerstreben auch die Umstände. Letztere sind so ausschlaggebend, daß trotz der unmittelbaren Willensäußerungen von Person zu Person die Erziehung der Kinder steuerlose Umgebungserziehung bleibt.

So machen die Verhältnisse eine Erziehung zur Sauberkeit und Ordnung unmöglich. Enge, bis zu abschreckender Häßlichkeit und Unsauberkeit, fast bis zum Verfall verwohnte Räume, unzulängliche Mittel, knappe Zeit verschließen ihnen die Thür. Uns erscheinen Ordnung und Sauberkeit als Helfer, hier gelten sie als anspruchsvoller, hinderlicher Überfluß, als ein Luxus, den man sich nicht leisten kann; er kostet viel und bringt nichts ein. Diese Ansicht ist begreiflich, ja verzeihlich. Um das Baby bei Nachbars sauber zu erhalten, müßte die Nachbarin waschen; das geschieht nicht umsonst, die Pension müßte also erhöht werden. Dazu reichen die Mittel nicht aus. Das Reinmachen des Kindes beschränkt sich daher auf ein nicht zu umgehendes Mindestmaß. Das kleine, festverpackte Bündel, aus dem nur Kopf und Hände hervorlugen, wahrt den Schein leidlicher Sauberkeit, damit begnügt man sich. Man würde sich auch im eigenen Hause damit begnügen. Die Ausstattung des Kindchens ist eine spärliche. Waschen kostet Zeit, Zeit ist Geld. Gerade um des Kindes willen braucht man mehr Geld, seine Erhaltung an sich ist schwer genug. Außerdem gilt es für ganz verkehrt, „so viel Umstände“ mit dem kleinen Wesen zu machen, mit seinen Eltern hat man auch nicht viel Umstände gemacht, und das Leben wird es erst recht nicht thun. Verwöhnung ist nur für die Reichen, der arme Mensch muß Haut und Sinne abhärten gegen den Schmutz, wenn er nicht an Unbehagen zu Grunde gehen, an der Unschönheit seiner Existenz zur Verzweiflung gelangen will. Kinder, die das erste bäderlose Liege- und Sitzjahr, dem ein ungeheurer Prozentsatz erliegt, überwunden haben, sind als Gefeite zu betrachten; ihr Körper hat einen schweren Kampf um das Dasein siegreich bestanden, sein Anpassungsvermögen ist gewachsen, er hat sich acclimatisiert. Das unerzogene laufende Kind mit seiner völligen Gleichgiltigkeit gegen jede Verunreinigung widersteht der Erkältungsgefahr leichter.

Abhärtung erzeugt Unempfindlichkeit, meist aber führt die Abhärtung über diesen Nullpunkt hinaus zu ausgesprochener Neigung. So ist's mit der Abhärtung gegen den Schmutz. Der Schmutz ist ein Wärmespender oder Wärmeerhalter. Ihn zu entfernen bedarf es der Berührung mit kalter Luft, mit kaltem Wasser. Solche Kältezufuhr ist der schrecklichste der Schrecken aller Stickluft Gewohnten. Kaum aus dem Bündelzustand heraus, teilen die Kinder das Bett mit andern, das giebt schnelle und er-

Digitized by Google

höhte Wärme. Die Schlafstube wird sorgfältig vor Luftzutritt geschützt und ist über voll; so erwacht man nachts und am Morgen in einer schweren, von Ausdünstungen fast bis zur Wägbarkeit durchsetzten Wärme. Dieses kostbare Gut darf nicht entschlüpfen, weder aus dem Zimmer, noch für den einzelnen. Ärzte und Lehrer, die Fensteröffnen und kalte Waschungen empfehlen, gelten als mißtrauenswerte Ignoranten. Was wissen sie von den Bedürfnissen derer, die in Luftlosigkeit groß geworden sind, deren Körper schlecht genährt, deren Kleidung unzulänglich ist?

Es klingt in der That, wenn auch aus andern Gründen, fast wie Ironie, wenn man diesen Kindern kalte Abreibungen oder wenigstens Waschungen des Oberkörpers am Morgen zur Pflicht macht. Ein enger Raum, sechs bis acht gleichzeitig aufstehende, eilige Menschen, eine Waschschüssel, ein Seifnapf, ein Handtuch, ein Kamm für die Fortsetzung der Toilette — erscheint da die Reinlichkeit nicht wirklich als eine recht anspruchsvolle Tugend, die nur ein Selbstsüchtiger auf Kosten der andern pflegen könnte? „Auf Kosten" — dieser Begriff des Übergreifens, des Verdrängens, des Bodenentziehens, wo Nährpflanzen wachsen müßten, haftet ihr da unten an. Sie ist die große Dame, sie erregt Neid und Argwohn, und weil sie nie die Hütte betritt, ohne für den Augenblick zu schädigen, siegt der Augenblick. Es kann bei der bittren Armut mancher Familien nicht anders sein. Der „Einheiten" sind zu viel bei jedem einzelnen: ein Paar Strümpfe — ein Paar Schuhe — ein Unterrock — ein Kleid — ein Hemde für Tag und Nacht — eine Untertaille, die zugleich die Stelle der Nachtjacke vertritt und wochenlang nicht vom Leibe kommt. Sollen im Winter, wo kein Barfußgehen die Sache erleichtert, die wollenen Strümpfe gewaschen werden, so kann es nur am Sonnabend abend geschehen, wenn die Kinder zu Bette gegangen sind. Die Röhre des Stubenofens wird über Nacht zur Trockenkammer. Nach solch einer Nacht voll betäubend widrigen Geruchs fühlen sich alle Stubeninsassen dumpf und benommen. „Das kommt von den reinen Strümpfen", heißt es. Die Erfahrung macht klug. Das ist ein Beispiel für viele.

Die Kinder, deren Waschlinie die Ohren ausschließt und von Schläfe zu Schläfe laufend längs der Rundung des Gesichts sich hinzieht, deren Füße mit ihrer Bekleidung die Luft verpesten, sind mehr bedauerns- als tadelnswert. Um nur ein wenig tiefer zu gelangen und den Hals bis zum Kleidausschnitt zu reinigen, müssen sie sich Eltern und Geschwistern gegenüber behaupten, brauchen sie einen festen Willen, und niemand ist da, der ihren Willen stählt. Oft hilft auch der Wille nichts. Dem Ungeziefer gegenüber z. B. ist der Einzelwille machtlos, jeder Kampf ist umsonst, wenn er nicht von der ganzen Familie gleichzeitig geführt wird. Und das geschieht nicht, kann kaum geschehen. Man nimmt das Ungeziefer hin als eine selbstverständliche Plage des armen Mannes. Die Plage nicht überhand nehmen zu lassen, gilt schon als achtungswerte Reinlichkeit und in vielen Familien als das äußerste Maß des Erlaubten. Man macht hier nämlich aus der Not eine Tugend. Ein wunderlicher Aberglaube soll, was an Selbstverschuldung vorhanden ist, rechtfertigen und zu bewußter Duldung erheben; der energische Kampf erscheint dadurch als ein Unrecht. Die verschiedenen Plagegeister haben ihre höhere Mission, sie sind Glücksbringer, Friedenshüter, Krankheitsverscheucher; sie vertilgen, hieße das Schicksal versuchen.

Der Verzicht auf Ordnung und Sauberkeit ist bei den meisten ein so vollständiger, daß die Namen dieser abwesenden Spröden nicht mehr das Zuständliche bezeichnen, das Umgebung und Person anhaften müßte, sondern die sonnabendliche Thätigkeit des

Digitized by Google

Waschens und Scheuerns, selbst wenn ihre Erfolge kaum sichtbar und am Sonntag schon völlig verwischt sind. Diese Anschauung prägt sich den Kindern fest ein; sie bildet ein Hindernis bei etwaiger späterer Erziehung nach Verlassen des Hauses. Das Auge sieht nichts, verlangt nichts, unterscheidet nichts, ob Rumpelkammer oder Schmuckkästchen, das gilt ganz gleich, ja die liebe Gewohnheit neigt sich mehr der Rumpelkammer zu. Eine Virtuosität, jeden Raum im Handumdrehen dahinein zu verwandeln, entwickelt sich aus dieser Gleichgiltigkeit und Abgestumpftheit und läßt es zu zeitersparendem, wohlthuendem Vorbeugen nicht kommen. Alles Unbrauchbare wird auf die Erde geworfen, jede Mahlzeit, jede Arbeit hinterläßt Spuren. Der Tisch ist groß und klein bekreist von all den nassen Gefäßen, die sich auf ihm trocken gestanden haben. Das Abwaschen des Küchengeschirrs ist unglaublich unvernünftig, diese Unvernunft ist ein teures, altes Erbe, das man den Kindern sorglich übermacht. Sein Leitsatz lautet: Spare Wasser, so sparst du Feuer. Alles Tischgerät wird in dem Gemüse- oder Fettwasser des Kochtopfes, der während der Mahlzeit gefüllt auf dem Herde steht, seiner Hauptreinigung unterzogen.

Ein Proletarierkind wird nicht in das Licht, sondern in das Dunkel der Welt hineingeboren, dieses Dunkel haftet ihm auch äußerlich an. „Jedes £ monatlich mehr hat mich zu einem besseren Menschen gemacht", behauptete einst ein Engländer. Jede Mark monatlich mehr würde etwas von dem Dunkel vernichten, würde zahlreiche Familien zu ordentlicheren, reinlicheren Menschen machen. Eine Volksschulklasse liefert handgreiflichen Beweis. Nach dem Sauberkeitsgrade der Schülerinnen lassen sich die Einnahmen der Eltern berechnen. Natürlich stimmt das Exempel nicht immer. Auch unter den Nabobs giebt es Schmutzfinken, und ein Krösus kann ein recht unordentlicher Mensch sein; aber im Durchschnitt wird man sich selten irren. Höhere Löhne und bessere Wohnungen, und ein Stück Erziehungsarbeit vollzieht sich mit Naturnotwendigkeit ohne fremdes Zuthun. Für den bleibenden Rest bieten sich Unterstützungspunkte, die Hebel anzusetzen. Dieser Rest ist noch groß genug, und macht tüchtig zu schaffen. Die Emporgekommenen sind nur halb flügge, sie tragen immer noch Eierschalen mit sich herum. Da spukt noch vielfach der Ungezieferaberglaube, da herrscht nur Sonntagsreinlichkeit, da gilt halbe Ordnung und halbe Sauberkeit bei Mädchen vor der Einsegnung als heilsame Sparsamkeit, das Ärmelloch am Ellbogen bleibt privilegiert und erfreut sich unerfreulichster Langlebigkeit, Wasser und Luft erwecken mehr Furcht als Vertrauen, aber ein Anfang ist da. Dieser Anfang ist der Eltern Stolz, sie leisten nicht Verzicht auf ihn in ihrem Kinde, sie geben dem Kinde so viel sie haben, und durch dieses Geben wird ihr Weniges mehr.

Ordnung und Sauberkeit sind im vierten Stande nur relative Begriffe, so verschieden von Haus zu Haus, von Familie zu Familie wie der Ehrbegriff der Gebildeten von Stand zu Stand ein anderer ist. Aber eine gemeinsame Erscheinung findet sich bei allen, bei den Elendesten wie bei den Bestgestellten. Kaum ist eine Tochter eingesegnet, dann werden für ihre Ausstattung Opfer gebracht; aus der Raupe wird plötzlich ein Schmetterling. Bei den Ärmsten ist's eine recht oberflächliche Verwandlung, sie beginnt und endet bei dem Sichtbaren, bei Hut und Kleid. Was darunter steckt, ist von dem alten Erbübel behaftet, es hat seine eigene Atmosphäre, die sich auch dem Neuen mitteilt. Bei Hut und Kleid beginnen auch die andern, doch sie dringen je nach den Mitteln weiter vor; Prinzip bleibt: denke zuerst an fremde Augen. Es ist zu neunundneunzig Prozent ein Eitelkeitsopfer, oft ganz unschuldiger

Natur, Nachahmungstrieb, nichts weiter, manchmal der Ausdruck einer dumpfen, stummen Sehnsucht nach Schönheit, oft Berechnung: die Schmetterlingsjagd hat ihr Verlockendes. Die Mädchen nehmen diese Opfer als ihr gutes Recht hin. Sie werden von Kindheit an zur Eitelkeit erzogen, dazu fand sich Raum und Luft bei aller Enge, bei allem schweren Druck. Die Ausnahmen sind so selten, wie Regen in der großen, grausamen Wüste, durch die Israel zog. Meist führen sie uns auch in so trostlos öde Verhältnisse; alles ist erstorben, selbst das Langlebigste, die kleinen Schwächen. Aber so lange eine Frau aus dem Volke noch nicht völlig zermürbt und zerrieben ist, findet sie etwas Schmückendes, etwas Kleidsames für ihre Töchter. Bei den Ärmsten muß das Haar, und das Haar allein, herhalten. Stirnfransen und Hängezöpfe, gebrannte Löckchen und aufgelöstes Haar, das zur Nacht fest geflochten war, bilden den schroffsten Gegensatz zu dem formlosen, schmutzigen Lumpenbündel, in dem das Kind steckt. Das Haar verträgt keine nähere Besichtigung, der Zopf ist eine gefährliche Brücke. Sind einmal ein paar Pfennige übrig, dann giebt's ein buntes Haarband. Noch in seinem garstigsten, fetten Alter gilt es als Zierde. Der Schönheitswert der Sauberkeit bleibt eben unbekannt. Auch die gehäkelte Spitze hilft das Auge betrügen und über die Armseligkeit der Kleidung hinwegtäuschen. Sie hat die Herzen der etlichen unteren Zehntausend im Sturm erobert und behauptet immer noch ihren Platz. Sie thront über Löchern und Flecken, für deren Fortschaffung sich durchaus keine Zeit findet. Durch sie und an ihr lernen und üben die Mädchen ein grundfalsches Werten, jene Verwechslung von groß und klein, wesentlich und unwesentlich, die ihr späteres Leben so traurig beeinflußt.

Die kleinen Mädchen sind gelehrige Schülerinnen. Eitelkeit lassen sie sich gern anerziehen, sie helfen selber nach. In der Schule erziehen sie sich gegenseitig mit so gutem Erfolg, daß ein ganzes Heer von Wünschen auersteht, durchsetzt mit Neid und Mißgunst. Obenan auf dem Wunschzettel stehen Ohrringe. Welch einen Reiz sie auf die Mädchen ausüben, ersieht man daraus, daß die Schulentlassenen häufig von ihrem ersten Verdienst nicht nur für sich, sondern auch für die jüngeren Schwestern Ohrringe, billigste Ware kaufen, sie wollen den Schwestern das lange, verzehrende Warten ersparen. Einlogierer, Tanten, Großmütter, an Gedankenlosigkeit oder Schönheitshunger den Müttern gleich, nähren die Eitelkeit durch Geschenke. Es giebt so billigen Tand, mit dem sich prunken läßt.

Das Gedicht der Johanna Ambrosius: „Meiner Tochter", ist diesen Müttern aus der Seele gesprochen. Es beginnt:

Ich möchte kleiden dich in lauter Seide,
Ins Haar dir flechten blitzendes Geschmeide,
Mit Spangen schmücken deinen schlanken Arm,
Doch, liebes Kind, vergieb, ich bin zu arm.

Wie gern kredenzt' ich dir zu deinem Mahle
Den schönsten Wein aus silbernem Pokale,
Hüllt' dich zur Nachtzeit ein in Purpur warm,
Doch, liebes Kind, vergieb, ich bin zu arm.

Die Großstädterinnen wissen, daß man mit etlichen Nickelstücken in der Tasche all diese frommen Wünsche erfüllen kann, wenn man es mit der Echtheit der Herrlichkeiten nicht so genau nimmt, und sind unfromm genug, es zu thun. Aus dieser Erfüllung entsteht bei den Töchtern neue größere Begehrlichkeit. Diese Begehrlichkeit

macht sie schwach in der nicht ausbleibenden Stunde der Versuchung, ja macht sie versuchungslüstern. Ihre Hinfälligkeit, das schnelle, wie selbstverständliche Erliegen erscheint als Frucht der Eitelkeit, aber im Grunde genommen, ist das Verhältnis ein anderes, es sind Schwesterfrüchte, die nacheinander reifen, die Früchte eines Baumes, der nicht an Wasserbächen gepflanzt war. Vergessen wir nicht, daß die Lustgräber in der Wüste liegen, nicht im Lande Kanaan.

Einer ähnlichen ungesunden Wucherung, einem geilen Triebe in Wüstendürre begegnen wir auf einem andern Gebiete. Eine Proletarierfrau mit knappstem Einkommen, die sich und die Ihrigen nur mit schlechter, unzulänglicher Nahrung versorgen kann, verlernt das Sparen. Die Notzeiten überwiegen; es kann nicht nur nichts zurückgelegt werden, sondern die Pfennige wollen nicht reichen. Das Pfandhaus wird aufgesucht. Was dahin wandert, hat, wenn auch sonst kaum einen andern, doch Erinnerungswert. Wenn irgendeine Liebe auf diesem nacktesten, vom Alltagselend ausgebrannten Boden gedeiht, so ist es die Liebe zu Gegenständen, die festtäglich von dem übrigen, nüchternen Besitz abstechen. Nur nicht das Traukleid, das Einsegnungskleid der Tochter, das einzige gute Bett verfallen lassen! Diese Sorge erhebt sich bergehoch über die andern, sie gewinnt in ihrer Größe etwas von der melancholischen Poesie eines einsamen Schneegipfels. Und doch reicht auch ihre Macht nicht hin, Sparsamkeit zu erzwingen.

Acht Tage hindurch war Zurücklegen schiere Unmöglichkeit, der letzte Pfennig war fort, die Kinder waren noch nicht satt. Der neunte bringt eine unerwartete Mehreinnahme. Über der Freude an volleren Schüsseln und leckeren Bissen wird alles vergessen. Man schwelgt mit einer Hingabe, wie nur ein langes, langes Zuwenig oder Zuschlecht an Nahrung es erzeugen kann, mit der Gier der stets Halbgesättigten. Das Pfand wird vor Jahresschluß ausgelöst, aber dazu verkauft man Entbehrliches oder man macht Schulden oder man benutzt einen ganzen Wochenlohn, der mit irgendeiner Zufallseinnahme zusammenfällt. In allen Fällen steckt man nur allzuschnell wieder in der alten Verlegenheit. Der Rundlauf beginnt von neuem, Anfang und Ende verbinden sich zum Kreise.

Die Kinder traben durch alle Stationen mit. Sie lernen nur das Ausgeben kennen, nicht das Sparen. Sie sehen nie, daß in aller Geduld eins zu eins gefügt allmählich über die Einer und Zehner hinausführt, daß Kupfer und Nickel sich in Silber, Silber sich in Gold verwandelt, wenn man das Kleine ehrt. Natürlich ehren sie das Kleine nicht. Was ihnen als Geschenk oder als Trinkgeld neben dem den Eltern abzuliefernden Verdienst in den Schoß fällt, wird in Näschereien angelegt. Die Eltern haben selten etwas dagegen, sie gestatten es, ja sie ermuntern dazu, weil sie es natürlich finden. Sie haben erfahren, daß die Extreme einander berühren, aus einander hervorgehen, daß Darben und Schwelgen, Darben und Naschen einander verschwistert sind.

Wer nie auf einen grünen Zweig kommt, behängt den dürren Zweig mit Flittern. Die schwachen Mägen dieser Kinder verlangen Reizmittel, die Schwäche bedingt immer wieder neue Schwächung. Dutzende von Kindern kommen nüchtern zur Schule; ihr Magen will morgens nicht das Geringste annehmen, sie vertragen weder Milch, noch leichte Wassersuppen, aber so oft es angeht, stecken Bonbons, schlechte Schokolade, billigstes, grellfarbiges Konfekt, Johannisbrot u. s. w. in ihrer Tasche. Tanten, Großmütter und Einlogierer spielen auch hier wieder ihre gedankenlose Wohl-

Digitized by Google

thäterrolle. Selbstbeherrschung, Enthaltsamkeit werden im Keime erstickt; es giebt daher auf diesem Gebiete für die Kinder kaum eine Versuchung, sie sehen sich nie vor eine Wahl gestellt, sie kennen nur den einen Weg. Ihr Magen hält stets und überall die Mitte, sie folgen nur ihrem tierischen Instinkt, und manche werden genau so schlimme, garstige Esser wie ihre Väter Trinker sind. Mancher Tag in der Schule, der Montag besonders, legt beredtes Zeugnis davon ab. Die Familie war aus, man hatte Besuch, es gab besseres und reichlicheres Essen, nun geschah des Guten zu viel, das Kind ist krank. Das wiederholt sich, so oft es nur angeht.

Die Naschsucht schwächt den Willen in dem schwachen Körper bis zur Willensvernichtung; sie giebt das Kind einem Triebleben preis. So wirkt sie nach vielen Seiten hin demoralisierend, erzeugt Lügner und Diebe. Vor wenigen Wochen erschienen sechs Schulkinder auf der Anklagebank. Sie hatten allmählich an 100 Mark miteinander vernascht und verthan, die eins, ein dreizehnjähriges Mädchen, seinen Pflegeeltern in kleinen Beträgen im Lauf der Zeit entwendet hatte. Die Diebin wurde zur Unterbringung in einer Besserungsanstalt verurteilt. Ein Mädchen, das außer dem Naschwerk noch Geldgeschenke von 10 bis 50 Pf. von ihr angenommen hatte, obgleich es wußte, daß alles gestohlen war, erhielt drei Monate Gefängnis, die übrigen kamen mit einem Monat Gefängnis davon. Wer diese Kinder kennt und weiß, daß sie als Kranke anzusehen und zu behandeln sind, sieht in solchen Gerichtsverhandlungen mit ihren trüben Resultaten schlimme Feinde der eignen Bestrebungen.

Viele der Eltern, die ihren bleichen, elenden Kindern durch Zuwenden von Süßigkeiten eine Wohlthat zu erweisen glauben, lassen sich auch von dem Wahne nicht abbringen, ein Schlückchen Branntwein ersetze den Kindern das, was der Nahrung an Kraft gebricht. Die Kinder werden nach Schnaps geschickt, sie kosten unterwegs. Das ist ein Fingerzeig. „Der Schlingel weiß, was gut schmeckt —“ „das steckt schon so im Menschen drin, daß er weiß, was ihm gut thut.“ — Man giebt auf vieles Bitten noch ein Schlückchen ab, und das Erbe, das vielleicht lange noch tot geruht hätte, wird überreich verzinst und vermehrt. Knaben und Mädchen suchen heimlich Schenken auf; die Knaben sind in der Mehrzahl, aber wir haben auch acht- und neunjährige Trinkerinnen.

Die Mutter einer zwölfjährigen Trinkerin wurde kürzlich in die Schule beschieden.

„Wonach mein Kind so riecht?“ sagte sie, den Kopf in den Nacken werfend. „Nach Pfeffermünz“. — „Nä, das sind keine Zuckerplätzchen nicht,“ beantwortete sie die folgende Frage, „das ist Schnaps.“

„Sie geben Ihrem Kinde Schnaps?“ fragte der Lehrer weiter.

„Warum denn nicht, wenn's ihr schmeckt?“

„Aber das ist Gift für Ihr Kind.“

Die Frau zwinkerte belustigt mit den Augen.

„Herrje, thun Se man nich so, Sie nehmen's viel zu ernst. Wenn's ihr schmeckt und ihr wärmt, wird's ihr woll nich zum Schaden gereichen.“

Die Vierzehnjährigen mit eigenen Geldmitteln erliegen dann völlig. Doch stehen hier die bitteren häuslichen Erfahrungen mancher Mutter mahnend zur Seite, und sie gewinnt die seltene Kraft, ihrem Kind etwas abzuschlagen.

Die Genußverwöhnung der Kinder aus dem Volke, selbst der Ärmsten unter ihnen, erklärt sich zum Teil aus ihrer Frühreife. Die Frühreife ist das notwendige

Resultat der engen Wohnungen. Mit der Muttermilch, könnte man sagen, schlürfen diese Kinder nackte, trostlose Wirklichkeit, harte Sorge, tolle Lust. Vor den jungen Sinnen treiben Leidenschaften und Begierden unverhüllt ihr Spiel, überall hinein dringen ihre Augen, kein Wort gilt als unziemlich für ihre Ohren. Es wäre schwer zu sagen, seit wann die Kinder „alles" wissen, sie selber könnten darüber nicht Auskunft geben, es scheint ein angebornes Wissen. Fast ebenso schnell werden sie zu Helfern im Guten wie im Bösen, sie thaten und raten mit. Sie sind eben kleine Erwachsene und werden von den Eltern als solche genommen. Daher läßt man sie auch mittrinken aus dem Becher des Genusses, so oft er sich den eignen Lippen darbietet.

Wer ein Zehnpfennigstück monatlich erübrigen kann, gehört einem Vergnügungsvereine an, deren es außer den höher zu wertenden Sondervergnügungsvereinen, die aus den Zünften, den verschiedenen Berufsarten, selbst aus Vereinen mit ernstem Zweck in stattlicher Zahl hervorwachsen, eine ungeheure Menge giebt. Ungleiche Elemente finden sich da zusammen; nur das eine Interesse verbindet sie, sich zu amüsieren. Auch hier zeigen sich noch Abstufungen; doch die späte Nachtstunde nivelliert alles, ob mit Tanzen und Trinken, mit Aufführungen und Deklamationen oder mit Gesang begonnen wird. Zügellosigkeiten, Ausschreitungen aller Art füllen den langgereckten letzten Akt. Das ist selbstverständlich, es hat für die Beteiligten nichts Abschreckendes. Wer nicht mitspielt, ist als Zuschauer mit Leib und Seele bei den prickelnden Einzelheiten. Das unheilige Lachen tritt seine Herrschaft an.

Zu diesen Festen, Bällen werden die Kinder mitgeschleppt. Da ist eine ganze Orgelpfeifengalerie von Fünf- bis Sechsjährigen, ja Vierjährigen bis zu den Dreizehn- und Vierzehnjährigen. Sie bilden hier keine taufrische Oase mit reinen Brünnlein und lauteren Quellen, denn sie halten nicht zusammen. Zerstreut sitzen sie zwischen Männern und Frauen, lugen, lauschen, sehen viele Schleier fallen; die Thore der Sinne sind weit geöffnet, durch alle Poren flutet die Luft, die von dem unheiligen Lachen erfüllt ist. Das saugen sie auf, und es wird ein Teil ihrer selbst. Sie lernen es schnell, sie lachen es oft, zu Hause, auf der Straße, in der Schule, beim Bibellesen, sie lachen es, wo andern das Herz blutet vor Mitgefühl und Seelenqual und lachen es unentwegt, wo Ekel sie in die Flucht schlagen müßte. Sie lachen den letzten Rest kindlicher Scheu aus sich heraus, bis das unheilige Lachen zu ihrem Glaubensbekenntnis wird; für sie giebt es nichts, gar nichts Heiliges mehr, weder im Himmel, noch auf Erden. —

Im vollsten Umfang erfüllen sich diese Konsequenzen bei denen, die keinem Vorgang in den eignen vier Wänden entrinnen können, und die es längst über sich gewonnen haben, mit ihren Altersgenossen unverblümt darüber zu sprechen. Das Zusammenwirken trostloser Alltage und überschäumender Sonntage vergrößert die Gefahr.

In den besseren Vereinen fallen die schlimmsten Eindrücke fort, aber es bleiben noch genug Schadenreste für Leib und Seele der Kinder. Diese Schadenreste fallen den ersterwähnten Kindern auch noch nebenher in den Schoß. Eitelkeit, Putzsucht, Vergnügungssucht, Abenteuerlust, Hang zum Romaneträumen und Romaneerleben, Verdrießlichkeit, Trägheitsanwandlungen umranken und umkranken die gesunden Neigungen.

Solche Bälle und die dem gleichen Niveau angehörenden Tauf- und Hochzeitsgelage, die von den Kindern bis auf die Neige mit durchkostet werden, sind starke Beförderer der Klatschsucht. Die Anlage zum Klatsch ist in allen Kindern vorhanden; sie wird nur allzufrüh und allzukräftig entwickelt. Die Mutter klatscht. Sie ist der ursprünglichen Versuchung dazu mehr ausgesetzt, als ihr Mann. Die Häuslichkeiten

ihrer Nachbarn, ihrer Mitbewohner, ihrer Dienstherren geben nur allzuwillig manches Intime preis, zeigen anderes in halber Verhüllung. Alles um sie her klatscht, sie besitzt des Selbstbeobachteten genug, warum soll sie nicht mitthun? Sie zieht ihren Mann mit hinein, er ist ganz bei der Sache.

Der Klatsch ist nicht immer Ausfluß des Charakters, er ist in vielen Fällen Folge geistigen Hungers, geistiger Leere. Er ist das Surrogat, zu dem diese armen Menschen greifen, weil ihnen alles Echte versagt ist. Er muß Bücher ersetzen, Anregung bieten; er ist der Griff in das volle Menschenleben, der Arbeit und Muße kräftig würzt. Von dieser Würze genießen die Kinder ihr reichlich Teil, sie werden eben nie ausgeschlossen. Bald reden sie mit. Sie sind schlau, sie reden durch Zuträgereien zum Munde, sie schüren der Eltern Parteilichkeit, sie fügen sich in ihre Stimmung, die sie durch Stoffsammeln erhöhen und steigern, sich zum Vorteil und zur Wichtigkeit. Die Eltern dulden es nicht nur, sie begünstigen es. Wohl wird auch getadelt, ja gestraft, doch nur wenn der Pfeil, zurückgeworfen, einmal den Schützen trifft; sie verurteilen nicht die That, nur den Mißerfolg. War der Klatsch anfangs nicht Ausfluß des Charakters, so beginnt er doch sofort sein Zersetzungswerk, er verdirbt die Unverdorbenen. Er ist ein vollendeter Gewissensverdunkler. Dadurch erklärt sich die völlige Blindheit der Eltern der ungeheuren sittlichen Schädigung gegenüber, die ihre Kinder durch den Klatsch erleiden. Hier herrscht nicht die alte trübe, aus Müdigkeit, Mangel, Eintönigkeit und dumpfer Ergebung geborne Bequemlichkeit, die die Kinder gewähren läßt, sondern anspornende, treibende Beweglichkeit.

Königin Klatsch steht König Alkohol als würdige Gefährtin zur Seite. Die Kinder dienen ihr mit Leib und Seele. Sie werden zu Ohrenbläsern und Zwischenträgern, sie sorgen für Rohmaterial, das sich verweben läßt, sie lernen auch, aus nichts handfestes Garn drehen. Sie werden lüsterne, schadenfrohe Spürhunde, die den Wegen aller guten Freunde, Nachbarn und dergleichen eifrig nachschnuppern; sie haben ein feines Gewissen und ein zartes Ehrgefühl für ihre lieben Mitmenschen. Die Erziehung zum Klatsch ist die erfolgreichste, sie führt die Kinder früh schon in die Öffentlichkeit. Sie werden häufig als Zeugen vor Gericht geladen. Diese erfreuliche Thatsache verdanken sie weniger ihrer sprichwörtlichen Allgegenwart als ihrer Klatschsucht. Sie haben hier und da so viele Aussagen gemacht, bestimmte, feste, daß ihre Zeugenschaft unentbehrlich erscheint. Die Kinderverhöre sind wahre Versucher zum Bösen. Sie liegen von den Ereignissen, die dabei zur Sprache kommen, durch Wochen, ja Monate getrennt; da hat sich der nur zu wohlbekannte Prozeß vollzogen. Eine Handvoll Schnee, zu klein, ein Grashälmchen zu knicken, ist zur Lawine geworden. Um ein Körnchen Wahrheit haben sich unzählige Kristalle festgesetzt. Der Schönheit des Ganzen zu Liebe wird das unscheinbare Körnchen herausgelöst und geht verloren. Auch hier helfen die Eltern. Es ist ein Falschmünzerverfahren, das auf Selbstbetrug hinausläuft. Man lebt und denkt sich in das Falsche hinein mit dem Entrüstungseifer des Wahrheitsfreundes, und an diesem schönen, warmen Eifer zerschlägt sich der letzte Rest sittlichen Bewußtseins. Die Lüge erscheint als Wahrheit.

Solchen Umwandlungen der einfachsten Thatsachen steht man in der Schule täglich gegenüber. Sie gleichen einem Wespennest; man schüttet es zu, damit alles erstickt. Aber die Mütter dulden das nicht immer, und an den nun folgenden Auseinandersetzungen lernt man die tiefe innere Verlogenheit der Kinder verstehen, entschuldigen, als Wirkung eines Naturgesetzes erfassen.

Die Lüge ist in der That fast ein Teil ihres Selbst; sie ist die Anpassung an ihre Umgebung. Zu Hause gilt die Lüge als eine brauchbare Waffe in dem Kampf um das Dasein, ja als eine unentbehrliche. „Man kommt ohne Lüge nicht aus", lautet ein Erfahrungssatz Tausender von geplagten, gehetzten, schwerringenden Menschen. Sie lassen nicht von der Lüge; man könnte ihnen in Zukunft das bißchen Regenwasser, das sie durch sie aufgefangen haben, um nicht zu verschmachten, verwehren.

Eine kleine Lüge — und Liese bleibt von Schulstrafe verschont, von der Schulstrafe, die der Vater absitzen müßte, denn Geld ist nicht da. Und sitzt er, dann bebt die alte Not an, nur schwerer noch, weil alle erschöpft sind. Liese müßte wieder mit zum Flaschenspülen, wie diese acht Tage; das gäbe neue Schulstrafe. Also — Liese war krank, glaubwürdig ist's schon zu machen. Die Lüge hat geholfen, die Miete bezahlen; der kranke Junge konnte Milch trinken. Das war sie doch wahrhaftig wert!

Zu Weihnachten lügt man sich das Notwendige ins Haus; wenn's angeht, ein wenig mehr, dem schönen Fest zu Liebe. Eine bequeme, nicht allzuwählerische Privatwohlthätigkeit neben den Vereinen, zwischen denen eine Verständigung leichter herzustellen ist, bietet schlauen Müttern reichlich Gelegenheit, ihre Kinder vielfach beschenken zu lassen. Die Geschenke sind ihnen zu gönnen; daß aber ein Teil davon durch Lügen gewonnen wird, ist schlimm und schlimmer noch, daß die Lüge als eine Notwendigkeit, ja fast als Pflicht erscheint, angesichts der Thatsache, daß ohne sie manche Blöße unbedeckt, manche Lücke unausgefüllt geblieben, ja manche Arbeitskraft brach gelegt worden wäre.

Alle Tage fast läßt sich ein Linsengericht durch eine Lüge erkaufen, und so gewiß der Mangel täglicher Gast ist, so gewiß ist's auch die Lüge. Man lernt mit ihr rechnen. Sie ist ein hilfsbereiter Freund, ein treuer Helfer in der Not. Das begreifen die Kinder schnell. Sie unterstützen die Eltern bereitwillig und lügen mit zum allgemeinen Besten. Aber dabei bleiben sie nicht stehen. Sie führen auch ihr Eigenleben in Schule und Haus, haben ihre Sonderwünsche und Sonderansprüche, Sonderpflichten treten an sie heran. Verlegenheiten und Nöte stellen sich ein. Da machen sie ihre Privatanleihen bei dem gefälligen Freund, der nie versagt. Ungeschicktes Borgen kommt an den Tag und bringt Strafe. Die lügenden Eltern wollen nicht belogen werden, und die Schule versteht hierin keinen Spaß. Nun richten sich die Kinder geschickter ein, sie haben ihre erprobten Lügen und steuern vorsichtig durch alle Klippen.

Es ist beinah unmöglich, diesen Kindern den Wert der Wahrheit verständlich zu machen. Es ist etwas in ihnen unterbunden, das freies, klares Wägen und Prüfen hemmt. Die Fülle der Erfahrungen drückt, sie lastet auf einer Seite. Die andere Seite ist kraft-, farb-, wesenlos, voller Schemen und Schatten, die sich nicht halten, nicht erfassen lassen. Das Gedicht: „Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr, laß nie die Lüge deinen Mund entweihn", ist nichts als rhetorisches Wortgeklingel für Kinder, die, seit sie zu denken vermögen, mit der Lüge auf Du und Du stehen und ihr, ach, gar so viel zu danken haben. Sie sind nicht zu bekehren und nicht zu überzeugen. Eine ganze Erfahrungswelt müßte der ihrigen gegenübergestellt werden, ebenso anschaulich in Ursache und Wirkung, so greifbar in dem festen Verhältnis von That und Lohn. Strafen sind nicht beweiskräftig; sie fallen fort, wenn die Lüge unentdeckt bleibt, sind also keine unbedingt notwendige Folge, außerdem im Leben um neunundneunzig Prozent seltener, als in der Schule. Auf diesem trüben Gebiet feiert die häusliche Erziehung einen ihrer unbeschränktesten Siege. (Schluß folgt.)

Guſtel.

Roman

von

E. Vely.

Nachdruck verboten.

(Fortſetzung von Seite 583)

Im friſchen Morgenthau wandert ſie den Weg nach dem Bahnhof. Die Sonne blitzt in den Tropfen, die Luft iſt friſch und klar, die Vögel ſingen — ach, wie das ſchön iſt! Sie hat das lange nicht geſehn und gehört. Was wiſſen ſie in der Stadt vom Sonnenaufgang und der Freude an einem Frühmorgen! Es iſt doch gut, daß ſie das noch einmal erlebt. Sie atmet weit und lang, und ſie denkt an die Enge und die gepreßte Luft des Hängebodens in Berlin, wo ſie gerade nur aufrecht ſtehen kann.

Die Hähne krähen auf den verſchiedenen Gehöften, an denen ſie vorbeikommt, luſtig in den frühen Morgen hinein. Einzelne Stimmen werden laut; Ackerwagen knarren, eine Senſe wird gedengelt, und da, auch das Horn des Kuhhirten tönt ganz in der Ferne. Alles noch wie ſonſt. Nun ſteht ſie, ihre ſchwarze große Wachstuchtaſche haltend, und ſieht noch einmal nach den Bergen zurück, nach dem Schloß, nach der Kirchhofsmauer.

„Na, Jungferchen, auch ſchon ſo früh unterwegs?“ fragt ein Hauſierer und nickt ihr vertraulich unter ſeinem Pack her zu.

Auf der Landſtraße, die ſie nun überſchreitet, kommen ſchwere Fuhrwerke heran in langſamer Fahrt. Drüben ſteht ein Schäfer auf ſeinen Stock gebückt; ſein Hund umſpringt klaffend die Herde. Aus dem Kornfeld drüben ſteigt eine Lerche auf.

Ihr dringen bei den hellen Tönen die Thränen in die Augen, ſie kann ſie nicht zurückhalten; dann wiſcht ſie ſie mit der flachen Hand von den Backen. Um das Stationsgebäude iſt ſchon volles Tagesleben; ein Güterzug läuft eben ein, die Arbeiter ſind in Bewegung. Der Wagen eines Gutsbeſitzers hält da; ſie kennt ihn auch noch von früher. Der Herr ſelbſt ſteht in dem Wartezimmer zweiter Klaſſe am Büffet und ſpricht mit der ſchwarzhaarigen Gattin des Reſtaurateurs.

Dorette guckt in den Warteraum der dritten; da iſt's leer. Sie tritt ein und läßt ſich nach kurzem Zögern eine Taſſe Kaffee und ein Brötchen geben. Der Tag iſt lang und die Fahrt weit. Draußen vor dem Fenſter ſitzen ein paar Weiber mit den Mänteln über ihren Kiepen und ſchwatzen; ein Förſter mit der Flinte auf dem Rücken geht vorbei. Dorette trinkt das dünne, heiße Getränk in langſamen Zügen. Die Thür hinter ihr wird geöffnet und wieder zugeſchlagen. Sie ſieht nicht um, ſchrickt dann aber zuſammen, denn dicht neben ihr ſagt eine Stimme: „Na, da ſehn wir uns ja noch mal wieder! Schmeckt's?“

Es iſt der redſelige Mann, den ſie geſtern an der Kirchhofsthür getroffen hat. „Mamſell, mir auch 'ne Taſſe!“ ruft er zum Büffet hinüber. „Das kann allemal nich ſchaden. Nu — auch wieder fort? Wohin denn?“

„Nach Berlin!“

„Sieh mal an, denn fahren wir ja zuſammen. Is gut, wenn man ſprechen kann; denn vergeht die Zeit.“

Sie blickt zu Boden; ihr iſt es gewiß nicht darum zu thun. Aber ihn ficht das gar nicht an.

„Nämlich aber —“ ſeine kleinen Augen gleiten forſchend über ſie hin — „ſtolz bin ich nich —“

Sie hebt ihre Blicke, es liegt wohl auf ihrem Geſicht eine Frage, die er gleich verſteht.

„Hahaha — wo ich Geld ſparen kann, thu ich es immer. Ich habe noch keinen

Extrazug vor mir ſelber, Fräulein, ich fahre ein vierter."

Sie zieht ihr Billet aus der Taſche.

„Ich auch."

„Na ſehn Se woll, ſehn Se woll! Wie alt ſind Sie denn?"

„Achtundzwanzig!"

Er pfeift „Schier dreißig Jahre biſt du alt", geht ans Fenſter, in das hinein wie ein Waſſerfall die ſchrillen, ſchwatzenden Frauenſtimmen klingen, und kommt wieder zurück.

„Geſtern war's ganz hübſch auf dem Schützenhof, man bloß, daß ich keine Menſchenſeele kannte. Warum ſind Sie nu eigentlich nich mit gegangen? Sehe ich aus, wie'n Menſch?" — Er wirft einen Blick an ſich herab. „Na, reputabel ſieht Chriſtian Netkow doch aus, was?"

Sie ſchiebt ihre Taſſe zurück und ſagt: „Ich war nicht aufgelegt; meine Tante iſt geſtorben, und deshalb mußte ich herkommen — das Gericht ſchrieb mir!"

„Ach ſo, hab'n ja auch 'n ſchwarzes Kleid. Meine Tante, deine Tante." Er lacht, wie über einen köſtlichen Witz, dreht ſich um ſich ſelbſt, klopft mit den Knöcheln der linken Hand gegen die Tiſchkante. „Alle Menſchen müſſen ſterben, alles Fleiſch vergeht wie Heu. Auf'm Gericht? Woll gar was geerbt?"

„Ja!"

„Sieh mal an. Ne lütje Million? Nich? Na, wiſſen Sie, Fräulein, ich thät's Ihnen gönnen. Wahrhaftig, ſo is Chriſtian Netkow nich."

Die Thür öffnet ſich: „Einſteigen in der Richtung Seeſen, Braunſchweig, Wolfenbüttel!" ruft der Portier.

„Das ſind wir!" ſagt Netkow und ergreift ein zuſammengerolltes Packet. „Nu man ſchnell, daß wir'n Platz kriegen — denn Sitzgelegenheit haben wir uns wohl beide nicht mitgebracht."

Er bleibt an Dorettens Seite, als muß das ſo ſein; ſie ſchreiten haſtig über den Bahnſteig. Vornehmes Publikum iſt für dieſen Morgen- und Bummelzug gar nicht auf der kleinen Station anweſend, nur Marktweiber und Männer in Arbeitstracht. Alle haſten nach dem ſtehenden Zuge; viele tragen große Körbe und Kiſten.

„Raſch!" mahnt der Schaffner, dem das Geſchleppe langweilig iſt, an der offenen Thür eines Wagens.

Chriſtian Netkow ſchwingt ſich vor Dorette hinein, iſt flugs auf der an der Längswand angebrachten Bank, ſetzt ſich nieder und ſtemmt ſeinen Arm über den nächſten Platz.

„Nu kommen Sie man bloß," brüllt er vergnügt.

Dorette läßt ſich auch nieder, ihr Gepäck auf den Knien haltend.

„Das können wir bequemer haben," ſagt ihr Beſchützen und legt die Taſche auf ſein Päckchen, dicht vor ſeine Füße.

Auf den Bänken, den Körben, ihren Bündeln ſitzen die Leute; es iſt aber nicht gedrängt voll. Eine Frau hat drei kleine Kinder bei ſich; zwei davon ſchreien, als der Zug ſich in Bewegung ſetzt, das größere fürchtet ſich vor den fremden Geſichtern.

Chriſtian Netkow holt eine Pfeife aus der Taſche: „Nu will ich es mir erſt mal gemütlich machen." Ein paar Arbeiter kommen gleich in einen lebhaften Streit über Löhne; der eine iſt zufrieden, darum hänſeln ihn die andern.

„Duſſeltier! biſt ja gar kein rechter Menſch! Ein rechter Menſch kann nich zufrieden ſein."

„Die Weltordnung muß umgeſtoßen werden, ſage ich! Das is eben keine Weltordnung mehr!"

Der Schüchterne bekommt rechts und links einen Stoß von den Ellbogen ſeiner Nachbarn, der ihn aufmuntern ſoll.

„Geh man bloß mal erſt bei uns in die Schule!"

„Nu ſehn Sie!" ſagt Netkow zu Dorette. „Gemütlichkeit kennen ſolche Leute nich. En Elend is es man, ſage ich. Hören Sie nur nich drauf. Wir leiſten uns ja Geſellſchaft. Wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Dorette Kramer!"

„Sieh mal an. Und achtundzwanzig — und keinen Anhang mehr?"

„Ich bin — ich habe keine Eltern mehr."

„Und auch keine Geſchwiſter?"

„Nein!"

„Alſo ohne Anhang! Das is 'ne gute Sache, Fräulein! Nämlich mal vor Ihren Zukünftigen. Hahaha!"

Sie ſieht vor ſich hin. Die Kinder drüben ſchrein noch immer; die Arbeiter hänſeln jetzt die Frau.

„Werfen Sie die Bälger doch aus'm Fenſter!"

Da ſteht das blonde Mädchen auf und geht zu der ärmlichen Perſon in dem abgetragenen Kleide.

„Ich will das Kind nehmen — zu mir gehn Kinder gern."

Die geängſtigte Frau läßt ihr das Jährige ohne ein Wort; Dorette hebt es tänzelnd hoch, ſpricht zu ihm, läßt es auf den Knien reiten, und es wird ruhig.

„Sie ſind gewiß kinderlieb?" fragt Netkow, der ihr ein Weilchen zugeſehn hat.

„Ja!"

„Das merkt man. Und gucken Sie bloß, der Racker wird ſtille!"

„Es iſt müde."

„Wo wohnen Sie denn in Berlin?"

„Ich bin im Dienſt, in der Bülowſtraße!"

„Ne aber, wie ſich das trifft — ich wohne in der Ziethenſtraße. Grünkram, Chriſtian Netkow. Kennen Sie nich die Firma? Na, da können Sie nun in Zukunft einkaufen, was?"

Dorette nickt; das Kind hat das Köpfchen auf ihren Arm gelegt und ſchläft. Sie ſitzt ganz ſtill um es nicht zu ſtören.

„Ich hab'n kleinen Wagen un'n Pferd und hole meine Sachen ſelber aus der Zentralmarkthalle. Und feſte Kunden habe ich genug. Auf mich können ſich die Leute auch verlaſſen — das glauben Sie man, Fräulein."

Sie nickt und blickt auf das blaſſe Geſicht des kleinen Schläfers. Etwas Altes, Kummervolles iſt darin.

Der Säugling drüben iſt nun auch ſtill geworden; der ältere Knabe ſitzt am Boden und ſpielt mit ſeinen Schuhen. Das Loch an der großen Zehe macht ihm viel zu ſchaffen, er bohrt immer das Fingerchen hinein. Die Mutter erzählt einer alten Frau, die einen hochbepackten Gemüſekorb vor ſich ſtehn hat, daß ihr Mann vor drei Wochen beim Bau verunglückt iſt und im Hoſpital in Braunſchweig liegt, und daß ſie ihr geſchrieben haben, er hätte ſolche Sehnſucht nach den Kindern und ihr. „Un nu will ich man hin," ſagt ſie mit ſtumpfer Miene; „er wird ja wohl nich wieder, wenn ſie das ſchreiben!"

„Ach du meine Güte, was fangen Sie denn an, mit ſo vielen Kindern?" fragt die Alte.

Die Frau ſieht vor ſich hin; darauf hat ſie ja ſelbſt keine Antwort.

„Mein Pa—pa, mein Pa—pa!" kräht der älteſte Junge auf dem Boden und ſchlägt in ſeine Hände.

„Ja, ja," nickt die Frau, „ſei man ſtille, wir kommen ja hin — zum Papa!"

„Hottehüh!" jauchzt er.

Bei den Arbeitern kreiſt die Schnapsflaſche, und der eine fängt an zu ſingen: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!" Und der zweite hebt die Flaſche, nickt Dorette zu und ruft: „Proſt, junge Frau!"

„So 'ne Menſchen," ſagt Netkow, „en Unterſchied kennen ſie gar nich. Ne, ſehn Sie, da thu ich nun nich mit, mit ſolchen Witzen."

Und er ſetzt ſich aufrecht und nimmt eine ganz ernſthafte Miene an.

„Du, der verſteht auch keinen Spaß, das is ſo'n kleinbürgerlicher Angſthaſe," heißt es drüben.

„Na ja, ſo einer, der ſeine vier Groſchen feſthalten will."

„Hilft ihm alles nichts, wenn's mal losgeht, drehn wir alle Beutel um."

Dann iſt es wieder für ein Weilchen ſtill in dem Raum, in dem die Luft immer enger und gepreßter wird. Die Sonne dringt heiß und blendend ein, ein feiner grauweißer Staub erfüllt die Luft. Die blaſſe Frau bekommt einen heftigen Huſtenanfall.

Netkow flüſtert über das braune Köpfchen in Dorettens Arm hin: „Wobei ſteht denn Ihr Schatz?"

„Ich — habe keinen!"

„I doch? Das ſoll nu einer glauben? So'ne ſtattliche Perſon, die 'nem jeden gefallen muß?" Er ſchüttelt den Kopf und bläſt eine ganze Tabakswolke vor ſich hin.

Dann haben ſie Seeſen erreicht, und jeder ſtrebt aus dem Wagen.

Dorette hält das Kind der Maurersfrau noch immer, und die kümmert ſich kaum darum; ſie klettert mit den beiden andern hinunter.

Auf dem einen Arm den Kleinen, in der Rechten die Taſche folgt das kräftige Mädchen.

„Nu fahren wir nicht weiter zuſammen!“ ſagt ſie der Mutter. Schweigend, apathiſch faßt die blaſſe Frau nach dem Kinde.

„Ja,“ meint Netkow, „die Leute bedenken ſich immer nich ordentlich, wenn ſie heiraten. Das will zueinander, und denn ſetzen ſie's durch. Ich habe es ja das erſtemal auch ſo gemacht. Ich bin nämlich Witwer — ſchon über'n Jahr. Aber Chriſtian, ſage ich jetzt immer zu mir, jetzt machſt du die Augen ordentlich auf. Man wird doch mit der Zeit klug. Meine Kinder ſind übrigens ganz gut geraten; der Junge is ſo geſcheit, der könnte Doktor werden, und das Mädchen, vierzehn Jahr is es, ich ſage man bloß, das hantiert mit'm Beſen wie 'ne Alte. Wahrhaftig en Spaß. Wirtſchaftlich war ihre Mutter, aber'n Drache, en rechter Drache. Gott hab' ſe ſelig.“

Sie ſitzen auf einer Bank und erwarten den Abgang des Zuges, der ſie weiter bringen ſoll. Die Sonne kommt höher und brennt heißer. Noch iſt man nicht aus dem Berglande heraus; die Höhen ſind hell beleuchtet, und jenſeits des Bahnhofsgebäudes liegt das alte Städtchen freundlich im Gartengrün.

„Heiraten werden Sie doch auch mal wollen?“ fragt Netkow. Sie preßt raſch die Lippen aufeinander und thut dann einen heftigen Atemzug; zwiſchen ihren Brauen bildet ſich eine Falte. „Ich — ich glaube — nicht!“

„Nu aber — ach, das ſagen immer alle! Mir machen Sie das nicht weiß! Ich kenne doch die Frauenzimmer, ich alter Praktikus!“

Es iſt ſoviel Zeit, daß ſie miteinander in den Ort gehn, ſich Brot und Wurſt zu kaufen, „denn“, ſagt der Händler: „So'ne Bahnhofswirtſchaft iſt wie 'ne Apotheke — das ſind die reinen Neunundneunziger.“

Dann fahren ſie weiter. Sie ſitzen beide aufrecht mit geſchloſſenen Augen, aber das Rütteln und Schütteln läßt ſie nicht zum Schlafen kommen. Auf einmal lacht Netkow hell auf, und ſie muß ihn anſehn.

„Ja — die Leute müſſen doch eigentlich meinen, wir gehören zuſammen.“ Wie ſie keine Antwort giebt, fährt er fort: „Und machen uns doch auch ganz gut. Ich bin 'n bißchen größer noch wie Sie. Und was mir an Ihnen gefällt, Sie können doch mal ſchweigen, und man kann ſelber zu Worte kommen. Das litt meine Alte abſolut nich! Un' wie ſie nu da lag und ſtille war — ne, ich habe es gar nich glauben können!“

Sie trinken an dem nächſten Aufenthaltsort Bier.

„Mit'n Blitzzug möchte ich gar nich fahren,“ meint Netkow, „hier hat der Menſch doch ſeine Gemütsruhe.“ Dann, als Dorette ein wenig lange nach ihren Nickeln ſucht, lacht er: „Sie halten die Groſchen auch wohl gerne feſt?“

„Sie zu verdienen, iſt ja auch nicht leicht.“

„Da ſagen Sie'n wahres Wort, Fräulein, ein ganz wahres! Aber“ — er ſtößt ſie zum erſtenmal etwas vertraulich an. „Sie haben doch nu 'ne Erbſchaft? Wieviel denn?“

„Vierhundert Mark.“

„En Stück Geld, en Stück, wenn man's in der Hand hat.“

Nach einer Weile guckt er ihr wieder lächelnd ins Geſicht. „Nu ſuchen Sie ſich man den Mann, der damit was anzufangen weiß.“

Sie ſchüttelt den Kopf.

„Ach, was — ſo'n hübſches und geſcheites Mädchen. Un' ich komme auf die Hochzeit. Meinen Walzer, den ſchiebe ich noch ab. Glauben Sie's nich? Wenn Sie mir'n gutes Wort geben, Fräulein, denn gehe ich mit Ihnen mal in'n „Schwarzen Adler“ nach Schöneberg.“

„Ich — habe lange nicht getanzt,“ ſagt ſie abwehrend.

„Wohin gehn Sie denn an Ihrem Ausgehſonntag?“

„Nach Charlottenburg — immer — da — da habe ich Bekannte.“

„Ne, was Sie aber ſolide ſind!“

Und endlich kommen ſie in Berlin an, verſtaubt, zerſchlagen — in Potsdam ſind ſie noch einmal umgeſtiegen.

Als ſie die Treppe des Potsdamer Bahnhofs herunterkommen, ſagt der Grünkramhändler: „Nu könnte man mit der Pferdebahn, aber gehn is auch gut. Erſtens behält man ſeinen Nickel in der Taſche, und denn werden die Knochen wieder geſchmeidig.“

Er lobt Berlin, wie ſie durch das Gewühl auf der Potsdamerſtraße gehn, die Läden, den Verkehr, die Menſchen.

„Ich bin doch vom Lande, aber ſehn Sie, ich kann's nich länger mehr wie zwei Tage aushalten, ohne daß ich das Gerolle und Geraſſele um mich höre. Berlin kriegt man lieb, das is nu mal nich anders. Un' wie ich Sie taxiere, Fräulein, da möchten Sie auch nich wieder nach dem Neſt, dem Dingsda, dem Otzen."

„Nein, dahin möchte ich auch nicht wieder," antwortet ſie und denkt daran, wie wenig ſchwer man ihr den Abſchied gemacht hat.

So kommen ſie nach der Bülowſtraße und dem Hauſe Nr. 8.

„Nun bin ich da!" ſagt ſie.

Er ſteht vor ihr, ſie ein paar Sekunden lang betrachtend.

„Ja, ich brauche bloß um die Ecke und bin auch da." Dann huſtet er.

„Un' eigentlich habe ich mich erſt beſinnen wollen, aber lang bedenken, kann auch kränken — warum ſoll ich es nich da auf der Stelle ſagen: Wollen Sie mich? Mir gefallen Sie, und daß wir zu'nander paſſen, das habe ich gleich geſehn. Sie geben mal 'ne ſtille und tüchtige und ſparſame Frau. Un' mit ganz leeren Händen kommen Sie ja auch nich! Wollen Sie?"

Sie iſt erſt ſehr rot, dann völlig blaß geworden; der Atem ſcheint ihr zu ſtocken.

„Daß ich'n ehrlicher un' rechtſchaffener Kerl bin, das können Sie glauben."

„Ja, ja!"

„Alſo?"

„Herr Retkow —"

„Na, was denn?"

„So — ſo ſchnell — ich" — murmelt ſie.

„Ach was, ich brauche wen ins Haus, das geht nich ſo weiter mit dem Geſchäft un' den Kindern — da kriegt das eine un' das andre ſein Recht nich — un' ich am allerwenigſten. Un' habe die Augen ſchon lange aufgemacht, ob mir mal was in den Weg liefe. Sie paſſen mir."

Sie hat wieder die Falte zwiſchen den Brauen und einen ganz herben Zug um den Mund bekommen. Und dann hört ſie plötzlich, was Lisbeth am vergangenen Abend geſprochen hat. Nun könnte das wahr werden. —

„Herr Retkow, — ich — ich —"

„Im Hausſtand fehlt nichts!" ſpricht er mit der wunderlichen Geläufigkeit weiter, „die Kinder — ne, ſchlecht geraten ſind ſie nich, un' mit mir kann eine ſchon auskommen. Verträglich bin ich, un ſchlechte Tage hat meine erſte Frau auch nich gehabt. Das weiß die ganze Nachbarſchaft, un' was mein Hauswirt is, der ſagt immer: ‚Retkow, wenn alle ſo gute Mieter wären un pünktlich zahlten, wie Sie.' Ich halte auf Reputation!"

Seine kleinen, grauen Augen funkeln und er geſtikuliert vor Eifer.

Hinter ihnen auf dem Straßendamm gleiten die Wagen der elektriſchen Bahn vorüber, klingeln die Pferdebahnen, rollen die Droſchken. Unter den Bäumen in der Mitte ſpielen und jauchzen Kinder; vom Bürgerſteig ſchallt das Gehaſte ſchneller Füße vorüber und das bedächtig langſame Auftreten ſolcher, die viel Zeit haben. Der ganze Großſtadtlärm umbrauſt ſie doppelt eindringlich nach der Ruhe der vergangenen beiden Tage. Vielleicht, daß, während ſie hier unten ſteht, Frau Mühlbach oben ſchon ungeduldig auf ſie wartet. Die iſt ſtreng und nützt ſie aus nach jeder Richtung, und manchmal hat ſie ſchon gedacht, wie gut es die hat, kann befehlen und kennt keine Sorge.

Und nun bietet der Mann da an ihrer Seite ihr ein Heim, einen Unterſchlupf — ſie zupft mit unruhigen Fingern an ihrem Kleiderärmel. Es iſt eine Hilfloſigkeit in ihr, ſie nimmt die Taſche aus der einen Hand in die andere. Rechts von dem Hauſe, vor dem ſie ſtehen, iſt ein Blumenladen; die herrlichſten Roſen ſind im Schaufenſter, und eine junge Dame, die ein Herr am Arme führt, kommt mit einem großen Strauß die Stufen herab. Das Paar ſieht ſo glücklich aus; die müſſen ſich lieb haben.

Dann wiſcht ſie über ihre Stirn — daß ſie an andere Menſchen jetzt denken kann —!

Retkow lacht. „Na, ſehe wohl, daß Sie ſich erſt bedenken oder erkundigen wollen —" wie ſie bei dem Wort den Kopf ſchüttelt: „alſo — bedenken. Haben ſo was noch nich durchgemacht. Auch gut. Ziethenſtraße, Chriſtian Retkow — denn bringen Sie mir die Antwort; können ſich auch gleich mal um-

ſehn. Das Sofa laſſen wir denn neu überziehen, es hat es nötig, aber ich habe immer gedacht, wozu? Wenn mal 'ne neue Frau ins Haus kommt, denn is es Zeit. Die paßt denn auf, daß es die Kinder nich verunge-nieren. Und nu ſchlafen Sie man erſt mal aus, müde ſind Sie gewiß — ich bin auch'n bißchen zerſchlagen. Ich bin den vollen Tag morgen zu Hauſe, un' ſo viel Zeit werden Sie wohl finden, daß Sie 'rum kommen können. Ja?" Sie nickt. „Dann machen wir alles ab. Sie haben doch auch gewiß vierzehn Tage Kündigung?"

Sie nickt wieder.

„Kann ich mir wohl denken. Unpraktiſch is ſo eine wie Sie nich." Dann ſtößt er ſie wieder an, wie vorhin im Wagen. „Un' in vier Wochen, da können wir ſchon aufs Standesamt."

Und lächelnd und ſiegesſicher faßt er nach ihrer Hand und quetſcht ſie, ſchwenkt ſeinen Hut und iſt davon mit ſeinen kurzen, bebenden Beinen.

Dorette geht durch den Eingang für die Dienſtboten und fühlt nach dem Schlüſſel zur Küchenthür. Ihre Schritte klingen noch feſt auf den Steinen im Hofe; als ſie die Hintertreppe betritt, kommt ein Zittern in ihre Knie, ſie muß ſich am Geländer halten. Ganz langſam, wie eine gebeugte alte Frau klimmt ſie empor; der Schweiß tritt ihr plötzlich auf die Stirn, es würgt ſie wieder an der Kehle. Und endlich oben, ſchließt ſie mit bebenden Händen auf und ſinkt dann auf den Stuhl, der zunächſt der Thür ſteht.

Wie fremd der Raum ihr vorkommt, und iſt doch derſelbe, in dem ſie zu hantieren gewöhnt iſt. Da ſind die Kupfergefäße, das Blech, das Porzellan. Wie ſonderbar ihr zu Mut iſt! Es hat ihr einer geſagt, daß ſie ein eigenes Heim haben ſoll, daß ſie ſich nicht mehr wie ein Wandervogel vorkommen darf, heute hier und morgen dort, bald geſucht und dann wieder fortgeſchickt! Gewiß ein rechtſchaffener Menſch, der es ehrlich meint. —

Einmal, da iſt es anders geweſen, da hat auch einer zu ihr geſprochen, von Liebhaben und Gutſein — dem hat ſie eine ſchnellere Antwort geben können, damals.

Sie ſtößt einen Wehruf aus. Ach, warum iſt das geweſen, warum hat das ſo ſein müſſen? Und dann legt ſie den blonden Kopf auf den Küchentiſch. Sie hat ihre Heimkehr vergeſſen, ihre Herrſchaft und Otzen — ſie ſchluchzt bitterlich, daß Chriſtian Netkow ihr nicht früher in den Weg gekommen iſt.

* * *

Frau Antonie Mühlbach hat bereits zum drittenmale im Laufe des Tages Urſache gehabt, ſich zu wundern. Sie hat ihren ſtrengſten Blick, als ſie vom Toilettentiſch her, an dem ſie ihren Hut aufſetzt, ſagt: „Sie ſind ja heute merkwürdig verträumt, Dorette. Die grauen Handſchuhe, mit den ſchwarzen Nähten habe ich doch geſagt, und Sie bringen gelbe! —"

Sie iſt über die fünfzig hinaus; eine Vorliebe für gute Kleidung und gutes Eſſen hat ſie mit in ihren Witwenſtand genommen. Das lila Foulardkleid heuchelt nach allen Änderungen mit Hilfe der gelblichen Spitzen eine ganz nette Taille, der Leichnerſche Puder hilft ihrer Haut mildthätig nach. Sie ermahnt täglich ihre Friſeuſe, ihr die Stirnhaare recht kleidſam zu machen; ſie hat mit ihren großen dunklen Augen einmal für hübſch gegolten, das iſt eine Erinnerung, die ſie verfolgt. Sie trägt recht hohe Abſätze an ihren Schuhen und klappert trotz des Teppichs damit infolge ihrer haſtigen Bewegungen. Zuweilen erinnert ſie ſich plötzlich bei dieſem „Klapp klapp", daß es ihr verſtorbener Mann gar nicht hat leiden können. War ſeine Sache — um ſeine Zu- oder Abneigung hat ſie ſich abſolut nicht gekümmert. Er war ein fleißiger, wohlhabender Kaufmann, den ſie nahm, weil er der erſte war, der kam. Sie hat ihn dann hinterher wie eine Notwendigkeit ertragen und ihr ganzes Herz an ihren leichtlebigen und leichtſinnigen Sohn gehängt. Daß ſie ſich jetzt mehr einſchränken muß, nur einen Dienſtboten halten kann, daran iſt er ſchuld.

Der Gang, den ſie vorhat, iſt auch nicht angenehm — zum Zahnarzt; ſo eine dumme Notwendigkeit, die ſie immer nervös macht. Wenn ſie in einem Munde eigene, gute Zähne ſieht, hat ſie ſtets ein Neidgefühl; ſind dieſelben regelmäßig und hübſch und blitzen, wie die Dorettens, ſo wird ſie zornig. Und jetzt eben ſieht ſie, daß die Perſon vor ſich hin-

Digitized by Google

lächelt, als komme ihr ein heitrer Gedanke in den Sinn, und die ſchönen Zähne leuchten hinter den friſchen roten Lippen hervor.

„Und laſſen Sie ſich ein beſſeres Rumſteak geben, wie das letztemal. Bei der Geflügel-Koßmannen gehe ich ſelber vor. Das iſt auch ſicherer!“

Sie rückt an der Veilchenkrempe ihres Hutes, der noch nicht ganz gut ſitzt; ſie ärgert ſich auch über ein paar verunſtaltende Pickel in ihrer Haut, und dann dreht ſie ſich raſch um.

„Können Sie nicht antworten? wie ſoll ich denn wiſſen, ob Sie mich verſtanden haben.“

„Ja, gnädige Frau!“

Dorette trägt ein blaues Kattunkleid mit weißen, kleinen Blumen. Ihr goldfarbenes Haar hat einen ſeltenen Glanz, und eine geſunde Friſche geht von der Perſon aus. Antonie Mühlbach beneidet auch alles Jugendliche. Sie hat ſich gern den Hof machen laſſen, und deshalb iſt er ihr auch oft gemacht — die Leute haben ſogar einmal recht viel geredet. Jetzt zieht ſie die Stirn ein wenig kraus — das ſind — mit einem Seufzer! verjährte Dinge!

„Überhaupt — immer ſpielt mir meine Gutmütigkeit Streiche; da habe ich Sie in Ihre Heimat gelaſſen. Zum Dank ſind Sie heute ungeſchickter und unaufmerkſamer, als je.“

„Gnädige Frau — ich —“

„Ach, laſſen Sie nur — ſo geht es immer. Ich werde von allen Dienſtboten mißbraucht. Sie ſollten ſich vor allen Dingen in Acht nehmen. Sie kriegen nicht leicht eine Herrſchaft, die über — das fortſieht.“

Glühende Röte ſchießt in das Geſicht des Mädchens. „Gnädige Frau, ich habe es Ihnen damals ehrlich geſagt.“

Frau Mühlbach hat ein ſpöttiſches Lächeln; ſie ſieht, wie wehe ſie dem Mädchen thut, und das hat ſie gewollt. Wenn ſie ſchlechter Laune iſt, wenn ſie ſich ärgert, ſo mag ihre Umgebung auch daran tragen.

„An den Tag kommt ſo was ja immer,“ ſagt die Dame und greift nach dem Handſpiegel, um mit Hilfe desſelben ihre Rückanſicht zu prüfen.

„Und dann,“ ſagt Dorette leiſe, „habe ich es Ihnen gewiß gedankt, aber — ich höre es auch jeden Tag — und das kann einem Menſchen auch nicht angenehm ſein.“

Frau Mühlbach ſchnellt herum; ſie hat vorhin einen Brief ihres Sohnes gehabt, der Offizier war. Er iſt auf Reiſen unter dem Vorwand, daß er ſich nach einem neuen, paſſenden Lebensberuf umſehen will. Das wird neue Opfer erheiſchen; ihr ahnt nichts Gutes. Wenn Bodo ſo nett „ſeinem lieben, guten Mamachen, das noch kürzlich jemand für ſeine Schweſter gehalten hat,“ ſchmeichelt, dann weiß ſie, was hinterher kommt. Der nächſte Brief wird wohl die Summe fixieren.

Die Perſon da mit ihrer ſanften Gelaſſenheit — hübſch iſt ſie. Bodo und der junge Stehle haben ſich kürzlich, als ſie bediente, bei Tiſche ganz bedeutungsvolle Blicke zugeworfen.

„Donnerwetter! alle Achtung! Du Schwerenöter!“

Bodo hat gelacht, und einen mythologiſchen Namen haben ſie ihr gegeben. Welchen doch nur gleich? ſie kommt nicht darauf. Na, ſie weiß ja leider, daß Bodo einer kleiner Opernchoriſtin nachläuft, und ſie kann von ſeinem diſtinguierten Geſchmacke auch nicht annehmen, daß er ſich gerade um ihr Mädchen für Alles kümmern wird.

„Schweigen Sie!“ herrſcht ſie, nach der kleinen Pauſe. „Sie ſind übermütig in meinem Hauſe geworden. Und Sie gerade? —“ Der Blick Frau Antoniens gleitet an Dorette hinab. „Sie haben das wahrhaftig nicht nötig!“

„Übermütig — lieber Gott, dafür ſorgen Sie doch wohl —“ die Bitterkeit macht ſich in dem Ton Luft, in dem das Mädchen antwortet. „Bei Ihnen iſt ein Dienſtbote doch kein Menſch!“

„Unverſchämte! Sie können zum Ziel gehn!“

Dann rauſcht ſie hinaus und ſchlägt die Thür zu. Dorette räumt langſam die verſtreuten Kleinigkeiten auf, die in dem Schlafzimmer herumliegen. Sie ordnet die Elfenbeinbürſten in Reih und Glied, rückt die Stühle zurecht, öffnet das Fenſter, das geht alles mechaniſch. Sie thut das ſchon elf Monate, und ebenſo oft hat ihr Frau Mühlbach geſagt, daß ſie gehen ſoll, um ſie den andern Tag wieder zum Bleiben aufzufordern. Die Frau iſt ſchnell wieder gut, wie ſie heftig ſein

kann. So wird es ja wohl morgen auch wieder kommen. —

Aber jetzt hebt ſie trotzig den Kopf in die Höhe. Wenn ſie nicht will, braucht ſie ſich all das nicht mehr bieten zu laſſen. —

„Wenn ich nicht will," ſagt ſie laut, und dann geht es plötzlich wie ein Ruck durch ihre Glieder; ſie ſchüttelt den Kopf, ſinkt auf einen Stuhl und legt beide Hände vor das Geſicht.

Eine ganze Weile ſitzt ſie ſo, regungslos, nur leiſe atmend, da ſchlägt die Uhr in dem offenen Nebenzimmer — ſie zählt nach — ſchon ſo ſpät! Als ſie aufſteht, geht ſie ſchwerfällig, wie unter einer Laſt. Erſt über den Vorplatz, dann durch das Eßzimmer; überall hängen Familienbilder; ihr iſt, als blickt jedes Geſicht ſpöttiſch auf ſie herunter. Was ſoll ſie denn? Ja ſo, Beſorgungen für den nächſten Tag machen und für das heutige Abendbrot. Sie muß ſich ſogar ſputen. Sie öffnet die Thür, die zu der kleinen Treppe nach ihrem Hängeboden führt und ſteigt hinauf, um eine friſche Schürze für ihren Ausgang zu nehmen. Gerade aufrecht kann ſie dort ſtehen unter der niederen Decke; ein Bett befindet ſich daſelbſt und ihr Reiſekorb, der alle ihre Habſeligkeiten birgt; hinter einer gelben Gardine hängen die Kleider, ein eiſerner Ständer trägt die Waſchſchale. Sie darf ſich nicht ſo lebhaft hier oben bewegen, wie Frau Antonie es in ihren Zimmern thut, ſonſt würde ſie alles Gerät umſtoßen. Mit ein paar Buntdruckbildern, die ſie an Würfelbuden gewonnen hat, ſind die weißgetünchten Wände geſchmückt; ein etwas wackeliger und verſchabter Stuhl ſteht nahe dem niederen Fenſter, vor dem ein weißroter Kattunvorhang hängt und ein Blumenſtock, ein abgeblühtes Geranium, prangt. Auf einem kleinen Seitenbord ſtehn eine blaue Waſſerflaſche und zwei ebenſolche Gläſer, die ſind ihr aus dem Nachlaß der Mutter geblieben; daneben liegt ihr ſchwarzes Geſangbuch mit einem Kreuz in Goldpreſſung auf dem Deckel, und darunter die Bibel und ein abgegriffenes Exemplar des Wilhelm Tell; den hat ihr in dem vorletzten Dienſt ein kleines Schulmädchen geſchenkt, das eine beſſere Ausgabe bekam.

Auch ein paar Photographien hängen über ihrem Bette; die Lisbeths iſt darunter in einem blauſamtnen Rahmen, und dann iſt noch ein Spiegel da, der ehemals der Herrſchaft gedient hat und wegen eines Sprunges degradiert worden iſt.

Sie bückt ſich, um in dem Korb zu kramen; da kommt ihr plötzlich ein Couvert in die Hand. Sie öffnet es, ſieht ein Bildchen lange an, das darin liegt, und wie ihr die Thränen in die Augen dringen, verbirgt ſie es wieder unter der Wäſche.

Dann ſteigt ſie hinunter, geht durch die Küche, nimmt ihren Korb und ſchlägt den Weg über die Hintertreppe ein. Als ſie im erſten Stock iſt und den letzten Abſatz erreicht hat, vertritt ihr jemand den Weg.

„Na — mein Kind?"

Sie ſieht in das von Schmiſſen zerriſſene Geſicht eines jungen Mannes. „Noch immer ſo ſpröde?"

„Laſſen Sie mich vorbei, Herr Doktor!"

„Ja, warum denn ſo eilig? Und wann machen Sie mir denn mal ein freundliches Geſicht? Das kriegt wohl nur der Herr Lieutenant Mühlbach zu ſehn, was?"

Sie giebt keine Antwort.

„Ich ſage Ihnen, Dorette, Sie ſollten doch endlich mal lernen Spaß verſtehen. In ein paar Wochen laſſe ich mich als Arzt nieder, die Wohnung habe ich ſchon, da brauche ich natürlich 'ne Haushälterin. Fällt mir garnicht ein, mich mit 'ner alten Schachtel zu belaſten; ich will eine nette, hübſche Perſon. So'n Geſicht, was mir und den Leuten gefällt, wenn ſie in die Thür kommen."

Was ſie das nur angeht — ſie hat ganz andre Gedanken im Kopf, mag dem ſprudelnden Geplauder garnicht zuhören.

„Bei der Mühlbachen haben Sie doch gewiß viel Arbeit?"

„Ja, der Dienſt iſt nicht leicht."

„Und die Frau iſt ein Drache, das ſagt Lieutenant Bodo ſelber. Na, mit der übergroßen Süßlichkeit ins Geſicht! Und Sie ſind jung und hübſch! — da haben Sie doch gewiß wenig vom Leben?"

Sie ſeufzt — aber über ganz etwas anderes, als was er da redet. Er iſt ein gut ausſehender Menſch, ſtattlich, mit einem braunen Krauskopf und lachenden Augen und einem Übermut im Weſen, der wohl mancher gefallen kann.

Digitized by Google

„Und man iſt bloß einmal jung, Dorettchen-Klytia, merken Sie ſich dieſe Lebensweisheit und gucken Sie mich ein bischen freundlicher an, nicht ſo philiſterhaft. Sie können doch gewiß ebenſo gut lachen, wie andere Mädchen auch.“

„Ich habe keine Urſache dazu.“

Er kommt ihr ganz nah mit ſeinem Geſicht. „Ernſthaft, ſagen Sie mal — hätten Sie Luſt, Dorettchen, es mal mit 'nem einzelnen Herrn zu verſuchen?“

„Nein, Herr Doktor!“

Sie drängt mit ihrem Korbe gegen ihn, daß er ausweichen muß. Er ſpitzt die Lippen zu einem pfeifenden Ton, guckt ihr nach und ſchüttelt den Kopf.

Dann klopft er an die Hinterthür, um durch die Küche in die Wohnung ſeiner Mutter eingelaſſen zu werden. Es iſt die verwitwete Oberregierungsrätin Stehle, eine Freundin von Frau Antonie. Sie haben ſich nach langen Jahren, in denen ſie nichts von einander gehört, in dem gleichen Hauſe getroffen, ſich über den Zufall gefreut und klagen einander nun wöchentlich einmal ihre Haushaltungsſorgen und ihre Nöte über den einzigen Sohn.

Bärbe, die grauhaarige Köchin, ſieht den jungen Doktor mißbilligend an.

„Wenn ich man bloß wüßte, was Sie immer auf den Hintertreppen zu thun haben, Herr Ludwig?“ ſie kennt ihn aus früheſter Kindheit und iſt vertraulich, wenn's niemandhört.

Er lacht und ſchlägt ihr auf die Schulter.

„Ja, Bärbe, da kann ich immer im Herausſpringen gleich zwei Stufen nehmen, das ſchickt ſich doch vorn nicht!“

„Wenn's man wahr is!“

Er lacht noch lauter und fährt in ſein krauſes Haar.

„Und dann, ja, dann will ich erproben, ob die Hand, die Samſtags ihren Beſen führt — — Sag mal Bärbe, haſt du — jung biſt du doch auch mal geweſen! haſt du nie die feinen jungen Herren lieber geſehn, als die groben Hausknechte?“

„Dummes Zeug. Was ſoll ſo'n Schnack?“

„Bärbe, gern haſt du doch auch gewiß mal wen gehabt? Beſinne dich man, wenn's auch ſchon lange her iſt.“

Seine luſtigen Augen haben ein Flimmern.

„Ach, Unſinn! Un' jetzt gehn Sie man zur Frau Oberregierungsrätin, die paßt ſchon lange auf Ihnen!“

Lachend, aber gehorſam, machte er ein paar Schritte; in der Korridorthür wendet er noch einmal den Kopf.

„Bärbe, das machſt du mir nicht weiß! Dieſen gewiſſen Schliff, den haben dir die Maurer und Schloſſer aus deinem Krähenneſt nicht beigebracht. — Du haſt gewiß auch lieber Eau de Cologne gerochen, gute Alte.“

„Ne, Herr Ludwig, Sie können zu dumm thun, un' wenn Sie Waltershauſen mit dem Krähenneſt meinen, was meine Heimat is, dann bin ich dort zwanzig Jahre nich geweſen, aber ſolch 'ne Titulation verdient es nich.“

Er lacht wieder. „Spaß muß doch ſein, Alte. Sag mal, haſt du dich denn garnicht ein bischen mit der Klytia da über uns angefreundet?“

„Wer ſoll denn das ſein?“ Sie bekommt eine ganz nachdenkliche Miene.

„Na, denn laß man!“ und damit iſt er fort und die alte Köchin ſucht in ihrem Gedächtnis vergebens. Es wird wieder ein Ulk ſein, der Name kommt im Vorder- und Hinterhauſe nicht vor. Dann faßt ſie nach den Kirſchen, die ſie ausſteinen will.

„So'ne Jugend is immer unverſtändig — die Geſetztheit, die bringen doch bloß erſt die Jahre!“

* * *

Dorette ſteigt langſam die knarrenden Treppenſtufen hinunter; ſie iſt nun ſchon ſeit Jahren in Berlin, aber dieſe großen Häuſer mit ihren langen Seitenflügeln und den vielen Bewohnern, dieſe Höfe mit ihren ſchwarzweißen Flieſen, auf denen alle Schritte ſo ſchallen, die vielen Köpfe, die zu jeder Zeit aus den Küchenfenſtern lugen, faule oder unbeaufſichtigte Mädchen, Offiziersburſchen, Kinder, das hat noch immer etwas Fremdes, Beängſtigendes für ſie.

„Wo wollen Sie denn hin?“ fragt unten im Hof die Frau des Portiers, die immer müßig an der Vorder- oder Hinterthür ſteht und wiſſen muß, was im ganzen Hauſe vorgeht. Dorette ſieht ſie an, ſie muß ſich ſelber ja erſt beſinnen.

„Ich“ —

„Ich frage doch man bloß, weil Sie so in Gedanken versunken sind, Fräulein Dorette!“ sagt die kleine, magere Frau. „Haben Sie was auf'm Herzen? Er hat wohl nicht geschrieben; er muß wohl auswärts sein? denn mit einem von hier gehn Sie ja nich. Das hätte unsereins doch längst bemerkt. Un' wenn Sie klug sind —“ sie deutet mit dem Daumen über die Schulter — „Apothekers ihre — na, dies Gelaufe mit 'nem Pferdebahnkondukteur. J, das dauert solange, als es dauert. Wenn bloß die Mädchens klüger werden wollten! Sehn Sie mal, ich — ich habe auch gedacht, ich müßte gleich einen haben. Und was habe ich denn nu mit meinem Schuster? Wenn er gesoffen hat, haut er mich. Un' wenn er nüchtern is, dann zählt er mir die Pfennige zu. Ich sage Ihnen, bei der schlechtesten Herrschaft da is es noch immer besser, wie bei 'nem Mann.“

Sie fuchtelt in der Luft herum und bindet dann die Bänder ihrer blauen Schürze fester.

„Wenn die Mädchen man bloß erfahrenen Leuten folgen wollten! Ich könnte was erzählen! Und was man auf so 'nem Posten, wie unsrer, erlebt. Nich auf 'ne Kuhhaut geht's! — Was bei die feinsten Herrschaften vorgeht — meine Güte! Die im dritten Stock drüben, Künstlersleute, lassen sich auch scheiden — na, ja, was soll man dazu sagen? Unfrieden giebt's bei Hoch und Niedrig, und Männer sind Männer. Und en Dienst, wo man seine Spargroschen auf die Seite bringen kann, is noch immer nicht das Schlechteste! Da kann man ziehn, hat man seine rechtschaffene Kündigung.“

Dorette nickt und geht weiter. Die Portiersfrau zuckt die Achseln. „Die bleibt immer noch grün, die nimmt sich nicht mal die Zeit, ein paar Worte zu reden. Wer so dumm ist, nur auf den Vorteil seiner Herrschaft bedacht zu sein!“ Da sieht sie die Friseuse kommen, die bei der Frau Rechtsanwalt im ersten Stock gewesen ist, und schießt wie ein Stoßvogel auf sie zu. „Frau Grunewalten, wie geht's denn? lange nich gesehn! Haben Sie die dünnen Haare mal wieder brennen müssen? Ja, wer's haben kann!“

Ein Offiziersbursche aus dem vierten Stock, mit vielen Packeten im Arm, drängt sich an den beiden vorüber.

„So was! sagt nich mal die Tageszeit,“ brummt die Portiersfrau ihm nach. „Bild't sich was ein auf seine baumwollenen Handschuhe, mit denen er bei Tisch aufwartet. Zu viel is doch in seine Leutnantsschüsseln auch nich drin. Und müssen im vierten wohnen! Kennt unsereiner doch! Aber die Frau Rechtsanwalten, das is 'ne leutselige Frau — ja, die haben was einzubrocken. Die Leutnanten kann sich nich frisieren lassen, Frau Grunewalten.“

Dorette tritt aus der Thür und blickt gerade aus, sie muß zuerst zum Schlachter — also links.

Es ist das Treiben des sinkenden Tages in der Bülowstraße. Die Wagen der Lieferanten fahren hier und dort vor, Diener mit Packeten und Kartons begeben sich in die Häuser. Da liest man an einem Gefährt die Spindlersche Firma, jetzt kommt ein Wagen von Rosenthal — elegante Konfektion; drüben einer von einer Wäschefabrik. Ein Bierfahrer folgt einem Selterswasserverkäufer, Droschken rollen, die Ausstellungsausflügler füllen die Wagen der elektrischen Bahn. Die Menschen hasten, auch die Nichtsthuer; es ist der rasche Schritt der Großstadt, mit dem hier alles an einander vorüber gleitet; ein Geräusch übertönt das andere, die Pferdehufe klappern, das Rollen der Gummiräder hört man kaum. Eine Schülerabteilung kommt im Marschschritt von einem Ausflug nach Hause.

Da gleitet jemand ganz nah an ihre Seite und macht ein paar Schritte im gleichen Takt wie sie; sie hastet voran.

„Guten Abend, Fräulein!“

Sie schrickt zusammen; ja, die Stimme ist es. Und dann sieht sie auch Christian Retkows vergnügtes, rundes Gesicht.

Ein seltsames Gefühl kommt über sie; halb ist's Beklommenheit, halb Freude, daß er da ist, an den sie eben gedacht hat.

„Sie haben's ja wieder so eilig!“

„Ach ja.“

„Da kann ich mir wohl einbilden, daß Sie auf dem Wege zu mir sind? Habe den ausgeschlagenen langen Tag gewartet — 'ne gewisse Ungeduld, na, natürlich. Habe es mir aber wohl denken können. Sie haben nicht früher weg gekonnt. Und da sagte ich mir endlich: guck mal um die Ecke, Christian. Und

Digitized by Google

bin bis hier vors Haus und mal auf und ab und richtig, da ſind Sie nu."

Er hält ihr ſeine roten, kurzen Finger hin und ſie legt ihre Hand langſam hinein.

„Ja, kommen habe ich wollen, um — um Ihnen zu ſagen —"

„Sehn Sie, verwandte Seelen treffen ſich, zu Waſſer und zu Lande!" Sein ganzes Geſicht glänzt förmlich vor Freude.

„Gut geſchlafen? und ordentlich bedacht?" fragt er. „Wiſſen Sie, ich habe das garnich mehr nötig gehabt. Ich bin ſchon geſtern Abend mit mir einig geweſen."

Er iſt ein guter Menſch — Dorette denkt es mit voller Überzeugung, und es thut ihr beinah weh im Herzen; ſie fühlt ein krampfhaftes Zuſammenziehen darin.

„Das gefällt mir auch, daß Sie ſich nich rausgeputzt haben," meint Netkow. „Wie 'ne nette lüttje angehende Hausfrau ſehn Sie aus."

„Ich muß zum Schlachter."

„Na ja, erſt das Geſchäft und dann das Vergnügen!" und er geht an ihrer Seite hin und wartet vor der Thür bei Friedrich Müller und nickt ihr wieder zu, als ſie herauskommt.

„Mir iſt heute geweſen, als wäre den ganzen Tag Sonntag!"

Zum Bäcker ſchlüpft ſie hinüber — in einen Materialladen — er macht die Zickzackwege mit ihr, immer geduldig, immer ſie von neuem vergnügt anſehend. Und ein paarmal bewegt ſie die Lippen, bringt aber keinen Laut hervor.

„Nu alle mit dem Geſchäft?"

„Noch Salat."

„Der wird bei Firma Chriſtian Netkow gekauft. So — rum um die Ecke." Und mit ausgeſtrecktem Arm weiſt er auf ſeinen Namen, der über einem Ladenfenſter angebracht iſt. Grünes Gemüſe und Eier und Brot liegen zur Schau. „Hier kann gerollt werden," ſagt ein Plakat, und ein anderes empfiehlt verſchiedene Biere.

„Was? propper!" lacht Netkow mit ſeinen Augenzwinkern. „So weit hätten wir's gebracht und kommt ja noch immer beſſer. Im Keller habe ich angefangen." Und dann ſchlägt er leicht mit der Hand auf die Schulter des ſtattlichen Mädchens. „Wer weiß, wozu wir's noch bringen."

Hinter dem Ladentiſch ſitzt eine kleine, gebückte Frau, die den Eintretenden entgegenſieht, und beide Ellbogen aufgeſtemmt, die Knie hochgezogen, hockt auf einem niedrigen Schemel ein langaufgeſchoſſenes Mädchen. Es hat ein Buch auf dem Schoß und lieſt eifrig. Die Schritte und die Stimmen und das von der Straße hereindringende Geräuſch ſtören ſie nicht.

„Das iſt meine Alt'ſte, mein Pauleken. En gutes Kind, aber vor's Leſen is ſe! Je, ſage man, ganz doll. Jeden Schnippel, auf dem was ſteht, den lieſt ſe. Ne, das hat ſe nich von Vatern."

Die Alte ſcheint fragen zu wollen, was die Fremde wünſcht. Sie iſt ein wenig langſam.

„Na, laſſen Sie man, Eicken, ich kriege den Salat ſchon ſelber."

Auf Seitenborten, in großen Körben, auf Tiſchen und in Schränken iſt die Ware verteilt. Landbrot und Butter und Heringe und Käſe und Zwiebeln und Kartoffeln und Gemüſe — Dorette hat das ja ſchon oft geſehn. Aber hier kommt ihr alles ſo nett und ſo verlockend vor. Es muß ſich ganz vergnüglich darunter wirtſchaften laſſen. Und wie ſie ſchnellen Blicks über alles hinſieht, kommt ihr der Gedanke, daß es noch gefälliger aufgekramt werden kann. Die Lilien z. B., die dort drüben in der Ecke in einem halbzerbrochenen Topf ſtehn, die würde ſie beſſer ins Licht ſtellen, dann könnte mancher Eintretende ſeine Freude daran haben.

Netkow gewahrt, daß ihr ſein Reich einen guten Eindruck macht; er wirft ſich förmlich in die Bruſt.

„Ja, ſo ganz leicht is das nich, bis es einer ſo weit bringt," meint er und kratzt ſich hinter dem rechten Ohr. „Einer hat'n Grips, und hundert haben ihn nich. Früh auf und am Platz und richt'gen Überblick und guten Einkauf. Un' immer heiter und freundlich mit der Kundſchaft. So was, das würden Sie ja nu wohl gleich los haben. Un' nu ſtellen Sie Ihren Korb hin und kommen Sie rein!"

Er ſtößt die Thür links auf. „Da ſteht die Rolle. Bringt auch was ein! und da ſchläft Pauleken, ich bin mit dem Jungen hinten. Un drüben is die Küche. Ganz hübſch, was? Un' nun hier —"

Er geht nach rechts. Dorette zögert auf der Schwelle.

„Na, man zu.“

Die alte Frau ſieht dem Paar mit einem mißtrauiſchen Blick nach.

„Pauleken, wer is denn das man?“

„Ich weiß doch nich, Tante Eicken;“ das Mädchen zieht, unwillig über die Störung, eine Grimaſſe und verſenkt ſich gleich wieder in das Buch, das ihr eine Mitſchülerin geliehen hat: „Grimms Märchen“.

Ein Sofa, ein Schrank, Tiſche und Stühle, alles ein wenig eng, aber freundlich, und Spiegel und Bilder — etwas modrige, gepreßte Luft, der Dunſt aus dem Grünkramladen. Aber das heimelt Dorette an; in dem kleinen Hauſe in Otzen roch es zur Sommerszeit auch ſo, wenn der Erdgeruch aus dem Garten hereindrang.

„Ja — ſehr hübſch!“ ſagt ſie, ſich mit einem langen Blick umſehend.

„Setzen Sie ſich man aufs Sofa — gute Federn, aber's Beziehn hat's nötig. Na, zur Hochzeit, was?“ und er nähert ſich ihr mit linkiſcher Vertraulichkeit. Da gleitet ſie von ihm weg, weicht bis an die Wand zurück, iſt ganz todesblaß und ſtreckt beide Hände gegen ihn aus.

„Nein, nein, ich hätte garnicht mitkommen ſollen. Es iſt unrecht von mir. Ich wollte auch nicht — da traf ich Sie —“

Unzuſammenhängend, ſtammelnd kommt das heraus; er hat es auch nicht ordentlich verſtanden.

„Was woll'n Sie denn damit geſagt haben?“ fragt er.

Sie ſchüttelt den Kopf und hält ſich an dem Schranke neben ihr.

„Ach, fragen Sie doch nur nicht — nur nicht.“

„Ja, was ſoll denn das? Woll'n Sie nich? ich meine, geſtern, da hätten Sie doch gethan, als wenn Sie einverſtanden waren.“

Sie ſchüttelt wieder den Kopf.

„Na, dann hören Sie aber mal!“ und ein ehrlicher Groll iſt in ſeiner Stimme. „Einen rechtſchaffnen Kerl, den narrt man nich ſo — ne —“ Und er faßt nach einem Stuhl und ſchiebt ihn mit einem Ruck zur Seite.

Ihre Augen ſcheinen plötzlich größer geworden, als ſie ihn voll anſieht.

„Nein, Herr Retkow, das habe ich nicht thun wollen, Sie zum Narren halten. Sie ſind ein guter Menſch, das weiß ich auch — das iſt nur ſo gekommen, daß ich hier bin. Seien Sie mir nicht böſe —“ ihre beiden Arme hängen ſchlaff herab. „Und laſſen Sie mich gehn. Es giebt viele andre Mädchen.“

Er ſtößt einen zornigen Laut aus; dem ſonſt ſo Redſeligen verſagt die Sprache.

„Es giebt — auch viel beſſere!“ ſetzt ſie nach einem kurzen Zögern leiſe hinzu.

„Das — wäre ja nun meine Sache geweſen. Sie haben mir gleich gefallen.“ Und dann ballt er die Fauſt, als will er ſich ſelber einen Zwang damit anthun, und öffnet ſie wieder. „Ich habe Sie doch gleich gefragt, ob Sie einen andern hätten. Das konnten Sie doch ehrlich ſagen.“

„Ich — habe keinen andern!“

Er ſieht ſie forſchend an.

„Denn bin ich dumm! Denn is es ja gar zu albern. Sehn Sie mal, ich bin doch'n Menſch, der — ne, ne, bloß'n Dummerjahn ſoll ich ſein Ihrer Meinung nach?“

„Beſter Herr Retkow!“ ihre Augen füllen ſich mit Thränen.

„Ach was!“ ruft er.

Da faltet ſie die Hände feſt, ganz feſt, und es iſt, als knirſchen ihre weißen Zähne aufeinander.

„Ich — habe — ein Kind!“

Er bewegt die Lippen, als wiederholt er jedes ihrer Worte im ſtillen für ſich, und dann ſtarrt er das blonde Mädchen an, und endlich rückt er den Stuhl, den er vorhin fortgeſtoßen, heran und fällt darauf nieder, mit ſolcher Wucht, als wollten ihn die Beine nicht mehr tragen. Es iſt ſehr ſtill in dem Zimmer; man hört nur die Atemzüge der beiden Menſchen und das Ticktack der Schwarzwälder Uhr und von der Straße her das dumpfe Geräuſch.

Einen Augenblick ſieht Dorette den ſtummgewordenen Menſchen an; dann ſtreicht ſie mit der einen Hand über die andre, wendet ſich langſam und ſagt:

„Adje auch, Herr Retkow!“

Er läßt ſie bis zur Thür gehn, faßt nach dem Tiſchrand und glättet an der Decke.

„Dorette, Sie ſind doch nich wie andre — wenn auch —“

„Doch — es muß wohl ſein — es muß wohl!“ antwortet ſie, und ihre Lippen zittern. Und dann tritt ſie mit einer raſchen Bewegung an ihn heran. „Aber — die Hand können Sie mir doch geben. Das bin ich wert. Adje, Herr Netkow!“

Er erfaßt ihre Finger raſch und hält ſie feſt.

„Es — es thut mir ſo ſchrecklich leid. Das muß ein ſchlechter Menſch geweſen ſein, der Sie — ſo hat ſitzen laſſen.“

„Ja, das iſt er.“

„Lebt er denn noch?“

„Das wird er wohl.“

„Thut er was — für —?“

„Nein. Aber — ich kann ja arbeiten für mein Guſtel. Und das thue ich gerne.“

Chriſtian Netkow blickt in dem Zimmer herum, als ob er all die Gegenſtände zum erſten Male ſähe und ſeine Freude daran hätte.

„Hier hätte es Ihnen doch gefallen?“

Sie ſeufzt und nickt.

„Und ich — Sie haben geſagt — Ach, du lieber Gott!“

Sie will ihre Hand befreien.

„Es ſoll Ihnen gut gehn!“ flüſtert ſie.

Er ſpringt auf und reißt beinahe die Decke vom Tiſch herunter; da muß ſie hilfreich zufaſſen.

„Wollen Sie mir nich mal ſagen“ — dann ſtockt er.

Sie verſteht ihn gleich.

„Ach, da iſt nicht viel zu erzählen. Ich bin erſt im Dienſt in Otzen geweſen und dann nach Hannover gekommen. Und da war's bei einem Bäckermeiſter, und er war Bäcker, aus Wien, und luſtig und beſonders und hübſch auch, und ich war dumm und leichtſinnig. Nicht beſſer, wie andre. Ehe das Kind auf der Welt war, iſt er dann fort nach ſeiner Heimat und ſagte, er wollte mich auch holen und ich ſollte in Rechtſchaffenheit ſeine Frau werden. Hat aber nur einmal noch geſchrieben, und denn weiß ich garnicht, ob meine Briefe angekommen ſind. Und meine Tante in Otzen hat mich von der Schwelle gewieſen — und wie das Guſtel da war, bin ich hin nach Berlin —“

Mit geſenktem Kopf hat er zugehört und beide Hände auf die Knie geſtützt.

„Das Guſtel habe ich in Charlottenburg, ſo kann ich es doch zuweilen ſehn.“

„Hm!“

„Adje, Herr Netkow!“ Sie legt die Hand auf die Thürklinke, da ſteht er neben ihr.

„Wie — alt iſt es denn?“

„Drei Jahre.“

„Sie hätten ja klagen können!“ meint Netkow, nachdem er ein paar Sekunden ſtill geweſen iſt.

„Ach du lieber Gott, ſo weit hin, in dem ſeine Heimat! Und dazu gehört auch Geld.“

„Hm!“

Sie greift ihr Taſchentuch heraus und wiſcht über ihre feuchtgewordene Stirn.

„Denn — haben Sie es aber nicht leicht gehabt!“

„Ach nein, aber es ging doch, und dem Guſtel habe ich nichts abgehn laſſen. Es iſt gut aufgehoben und ganz kräftig!“ ſagt ſie mit Mutterſtolz.

Erſt huſtet Netkow, dann ſpricht er leiſe: „Dorette, das is doch nich wahr, was Sie geſagt haben — wie andre ſind Sie nich. Sie haben Unglück gehabt.“

Sie antwortet nicht; nur ein trauriges Lächeln zieht über ihr Geſicht.

„Sie — Sie ſind nie wieder leichtſinnig geweſen, das weiß ich, Sie können es auch garnich wieder ſein.“

„Ich — habe viel abzubitten, beim lieben Gott — und viel gut zu machen an meinem Guſtel, das keinen Vater hat,“ antwortet ſie einfach.

Die breite Bruſt des kleinen Mannes arbeitet in keuchenden Stößen.

„Dorette — wenn Sie einſchlagen, ich nehme Sie doch. Ich kann keine beſſere Frau finden; ich will auch gar keine andre ſuchen. Und — ich bin doch auch'n Wittwer. Ich kann ja denken, der — der Schuft is geſtorben.“

Sie weicht wieder bis an die Wand zurück

„Das wollten Sie? Sie ſind gut — aber —“

„Ach, machen Sie man bloß keine Worte. Soll ich's beim Standesamt melden? richtige Papiere haben Sie doch? Wir ſtehn nach Schöneberg zu.“

Und alles um ſie herum iſt ſo traulich und heimatlich und lockend — ſie kann nichts

ſagen, ſie reicht ihm ſtill die Hand, und die Thränen laufen ihr über die Backen.

„Das weiß ich, daß ich mein Recht bei dir kriege und meine Kinder auch. Und das — das andre, das is ja ordentlich aufgehoben, wo es is. Nich wahr?“

„Ja — bei ganz guten Leuten,“ ſagt ſie leiſe.

„Na, denn,“ und ſchüchtern ſtreicht er ihr übers Haar. „Das geht ja nur uns beide an und keinen andern, was geweſen is.“

„Aber —“ ſie ſieht ihm feſt ins Auge, „vorwerfen ließe ich es mir auch nich, kein einzigmal!“

„I wo!“ Und dann faßt er ſie um und drückt ihr einen herzhaften Kuß auf die Lippen. „Nu ſind wir Brautleute. Nu gilt's. Das habe ich aber geſtern ſchon ganz genau gewußt, daß es ſo käme!“

Sie trocknet die Augen und ſieht nach der Uhr.

„Herrje, ſchon ſo ſpät.“

„Na — nu laß deine Herrſchaft man ſchimpfen, nu kommt's nich mehr darauf an.“

Wie ſie aus der Thür in den Laden treten, guckt die alte taube Eicken das Paar forſchend an.

„Ja,“ ſagt Netkow, „wir ſind nu miteinander einig. Eicken, auf die Hochzeit ſoll'n Sie auch!“

„Ach was, ich mache keine Hochzeit mehr, ich habe an einem Lüderjahn genug gehabt,“ grinſt die Alte. „Ihre Witze laſſen Sie man bloß.“

Netkow lacht aus vollem Halſe. „Ne, ſo war's nich gemeint. Die da und ich!“

„So?“ Die Eicken zieht den zahnloſen Mund zuſammen. „I, dann bin ich ja fortab überflüſſig.“

„Ja, dahin wird ſich nu denn wohl die junge Frau ſtellen.“

Wie das Paar miteinander auf die Straße getreten iſt, ruft die Eicken, ein Bündel Zwiebeln unter den Ladentiſch ſchleudernd: „Wenn alte Kerle verliebt werden. Das mag 'ne Schöne ſein, die er ſich da aufgeleſen hat. Pauleken, Pauleken!“

„Was is'n ſchon wieder?“ fragt das Kind und dreht den Kopf mit den ſchweren Zöpfen unwillig herüber.

„Dein Vater is'n Bräutigam, und da draußen ſteht er mit dem Fräulein Braut!“

„Ach — nee!“

„Wahrhaftigen Gott! kannſt dich freuen. Nu giebt's großen Radau und Hochzeit. Nu wird's hier ganz, ganz anders; is keine geduldige Eicken mehr da, die fünfe grade ſein läßt. Nu paß man Achtung.“ Und noch ein Bündel Grünzeug fliegt auf den Boden.

Paula Netkow hält ihr Buch mit dem zerriſſenen Einband in der Linken und ſteckt den Zeigefinger der Rechten in den Mund. Sie denkt nach.

„Denn kriege ich ja eine Stiefmutter!“ ſagt ſie endlich langſam.

„I freilich doch!“

„Die — ſind aber ſchlimm. Das ſteht hier im Buche.“

„Freilich ſind ſie das.“

Paula hat ein rotbraunes, etwas kurzes Kleid an, unter dem ihre großen Füße hervorſehn. Ihre ſchwarze Schürze zeigt zahlreiche Flecke. Sie hat die volle Ungelenkigkeit ihres Alters, lange Arme, eckige Ellbogen.

„Ne — ſo was — von Vatern!“ ſagt ſie ernſthaft und langſam.

Die Eicken bewegt ihr wackeliges Kinn hin und her; eine große Warze und ein paar einzelne Barthaare ſitzen daran, das iſt Paula immer ſpaßig.

„Auf Haue kannſt du dir gefaßt machen und euer Robert erſt. Das Unſal.“

„Da is er!“ ſagt Paula. Ein friſcher Junge ſtürmt über die Schwelle.

„Eicken, 'ne Stulle!“

Er ſieht dem Vater ähnlich, iſt auch kräftig und gedrungen.

„Aber man'n biſken plötzlich!“ brüllt er.

„I ſachteken, ſachteken, Junge, bald kannſt du hier nich mehr ſo großprotzig thun, denn is keine Eicken mehr da.“

„Was ſoll'n das heißen?“ Die runden Augen ſehn die alte Frau erſtaunt an, und dann ſpringt er zu der Schweſter hin und giebt ihr einen Stoß.

Sie verſteht den Wink ohne Worte.

„Sie kann doch denn nich mehr aushelfen, wenn wir 'ne Stiefmutter kriegen!“

„Un' die haut euch!“ ſetzt die Eicken mit Überzeugung hinzu, indem ſie die Stulle mit Butter beſtreicht.

Digitized by Google

„Denn hau ick ihr auch!“ ſagt Robert mit Seelenruhe und beißt in das dargereichte Brot. Und Paula hockt ſich wieder nieder und ſucht nach einer Geſchichte, in der recht Grauliches über Stiefmütter ſteht. Dann bohrt ſie die Finger in die Ohren; nun mögen ſie ſagen, was ſie wollen. Sie ſtört es nicht.

Langſam, allerhand ernſtlich mit einander verabredend, ſind Retkow und Dorette wieder nach der Bülowſtraße gegangen und haben ſich dann getrennt. Ganz anders iſt dem Mädchen zu Mut, wie es jetzt leichtfüßig über den Hof geht. Ein Heim thut ſich ihr auf; da iſt ein Menſch, der an ſie glaubt. Das iſt ein wohliger Gedanke. Zum erſtenmal ſeit Jahren weicht das Gefühl der Demütigung und Bedrückung von ihr. Da iſt einer, der zieht ſie herauf, ans Licht; es wird wärmer um ſie her werden. Und er ſoll es nicht bereuen, das hat ſie ſich ſchon den ganzen Weg her geſagt — nie! Und an ſeinen Kindern will ſie's gut machen, daß er keinen Anſtoß daran nimmt, daß das Guſtel da iſt. Ganz gewiß.

Sie ſummt leiſe eine Melodie, als ſie emporſteigt, ſchließt haſtig auf und räumt ihre Vorräte aus dem Korb. Da öffnet ſich die Küchenthür. Frau Antonie Mühlbach, bereits im Schlafrock, ſteht an der Schwelle und blickt ganz ſanft.

„Sie kommen ein wenig ſpät, Dorette. Ich habe Sehnſucht nach meinem Thee. Und denken Sie nur, morgen muß ich wieder zum Zahnarzt.“

Dorette ſagt nichts.

„Sie kennen freilich dergleichen nicht. Ach, das macht ſo nervös. Und in der Stimmung — wiſſen Sie, Dorette, mit der Kündigung, das habe ich nicht ſo ernſt gemeint, vorhin!“

Zum erſtenmal ſieht das Mädchen jetzt von ſeiner Beſchäftigung auf. „Aber — ich habe ſie angenommen, gnädige Frau!“

„Ach — das iſt ja nicht ernſt gemeint,“ wiederholt Frau Mühlbach. Sie hat mit der Oberregierungsrätin und einer andern Bekannten auf dem Nachhauſewege das Dienſtbotenkapitel behandelt, und die Launen der alten Bärbe und die Anſprüche der Köchinnen ſind ſehr hell beleuchtet worden. Da iſt ſie zu der Überzeugung gekommen, daß ſie nicht die Schlimmſte hat und nicht das meiſte zahlt.

Sie hebt die kurze Schleppe auf und kommt herein. Die Sachen blitzen, die da auf den Borten ſtehn; es gelingt ihr ja auch ſonſt ſchwer, irgend ein Stäubchen zu entdecken. Und ſie lächelt und zupft die Spitzen an ihrem Handgelenk zurecht. „Wir kommen ja gut miteinander aus.“

„Ich heirate.“

„Sie?“ ein kurzes, nervöſes Lachen, dann leichthin: „Ach, machen Sie doch keinen Spaß.“

„In einem Monat heirate ich, gnädige Frau.“

„So? Na — gratuliere. Dazu — um ein Mädchen wie Sie, das ‚das‘ hinter ſich hat, zu nehmen, — dazu gehört was. Wer das kann —“

„Ein rechtſchaffener Mann, gnädige Frau!“ Dorettens Augen blitzen und in ihre Wangen ſteigt Glut. „Und das — geht keinen was an. Nur den und mich!“

Mit einem lauten Knall fliegt die Küchenthür aus den Händen der Gnädigen ins Schloß. (Fortſetzung folgt.)

Die Frau als Apothekerin.

Von

Marie Mellien.

Nachdruck verboten.

Als Odhin, der Göttervater, einst auf die Erde herabstieg, so erzählt die alte nordische Sage, um die schöne Königstochter Rinda von schwerer Krankheit zu heilen, da nahm er die Gestalt und Tracht einer alten Frau an. In dieser bereitete er den heilkräftigen Trank und verrichtete er alle notwendigen ärztlichen Funktionen am Krankenlager der Jungfrau. — Das war ganz selbstverständlich nach der Auffassung alt-germanischer Völker, denn Frauen allein beschäftigten sich mit der Krankenpflege und Arzneibereitung; war ja auch die Göttin Eyr die einzige Vertreterin dieser Kunst in Asgard. Die Götter, wie die Männer auf Erden, hatten mehr zu thun, als sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben, sie mußten in unaufhörlichen blutigen Kämpfen mit ihresgleichen oder mit Riesen und Zwergen, Hammer und Schwert führen und ihren Feinden Tod bereiten oder doch „knochentiefe" Wunden schlagen. Solch Werk erschien allein als „des Mannes würdig". Das ganze erste Jahrtausend nach Christi Geburt hindurch ist es in den skandinavischen Ländern so geblieben; erst das Christentum schuf Wandel in diesem alten Brauch. Unter seinem milden Einfluß lernten allgemach die rauhen Helden des Nordens, daß es auch dem Manne nützlich und sogar ehrenvoll sei, der Heilkunst zu pflegen.

Bei unseren deutschen Vorfahren wird es nicht viel anders gewesen sein, denn allen Naturvölkern erschien Krankenpflege und Verfertigung heilender Salben und Tränke als ausschließliche Sache der Frauen. Wo auch immer in Sage und Dichtung der Vorzeit von diesen Dingen die Rede ist, werden sie allemal mit klugen Weibern in Verbindung gebracht, die freilich ihre Kunst zuweilen auch zum Schaden und Verderben ihrer Feinde gebrauchten und neben Arzneien auch Zaubertränke und tödliche Gifte zu brauen verstanden, wie die griechische Sage von Medea und Kirke, wie die Edda von Guta (Ute), König Giukis Weib, zu berichten weiß.

Selbst noch in Zeiten, wo die historische Überlieferung die märchenhaften Berichte der Urzeit verdrängt, begegnet uns diese Auffassung. Als die Kinder Israel der theokratisch-republikanischen Verfassung müde sind und von ihrem alten Führer Samuel einen König verlangen, „wie die Heiden haben," legt ihnen dieser auf des Herrn Befehl alle Rechte und Ansprüche eines solchen Alleinherrschers vor, und dazu gehört auch, „daß er ihre Töchter nehmen wird zu Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen". (1. Samuelis 8, 12 [1]) —

Apotheker in unserem Sinne hat es allerdings im Altertum nicht gegeben, d. h. Leute von Beruf, die im Vorrat Arzneimittel bereiteten und feilhielten; die Medikamente wurden jedenfalls immer nur ad hoc angefertigt, mit Ausnahme vielleicht ganz einfacher, weitverbreiteter Hausmittel, die man in größeren Mengen herstellte. Ebensowenig kannte man besondere Anstalten, wo dergleichen bereitet und verkauft wurde. Die pharmazeutische Thätigkeit war wohl ausschließlich privater Natur. Um so wahrscheinlicher ist es, daß die Frau und nicht der Herr des Hauses das Einsammeln der Kräuter und anderer Pflanzenstoffe selbst oder mit Hilfe besonders kundiger Sklavinnen besorgte, und daß an demselben Herde, wo die täglichen Speisen bereitet wurden, auch das Kochen und Mischen der Heiltränke und Salben unter ihrer Aufsicht stattfand.

[1]) Im hebräischen Urtext wörtlich: „Die den Salben etwas beimischen". So übersetzt die Vulgata richtig „Unguentariae".

Übrigens ist uns aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert auch der Name einer gewissermaßen staatlich anerkannten Ärztin und „Apothekerin" aufbewahrt. Die schöne und geistreiche Athenerin Agnodike hatte längere Zeit, als Mann verkleidet, die Vorlesungen des Philosophen und Arztes Herophilos mitangehört und sich in diesem Fach ein so bedeutendes Wissen angeeignet, daß die Archonten ihr die förmliche Erlaubnis erteilten, als Ärztin zu praktizieren und Arzneimittel zu bereiten; ja, dieses Vorrecht wurde damals noch einer bedeutenden Anzahl ihrer Landsmänninnen verliehen. Von den berühmten Königinnen des Ostens, Artemisia von Karien, der treuesten Gattin und der Erbauerin des Mausoleums, und von der ränkesüchtigen Ägypterin Kleopatra wird berichtet, daß sie sich eifrig mit Pflanzenkunde und Bereitung heilsamer Tränke beschäftigten. Ob nicht die eigentümliche Todesart, die letztere sich wählte, durch solche naturwissenschaftliche Liebhabereien zu erklären ist? —

Im alten Rom standen weder Ärzte noch Arzneikundige in besonderem Ansehen. Dem hochfahrenden, auf Staats- und Weltaktionen gerichteten Sinn der Römer mußte eine Kunst, die viel Handfertigkeit, viel Sorgfalt im kleinen, Geduld und langwierige Beobachtungen erforderte, bei der nur Privatinteressen in Frage kamen, unwürdig, krämerhaft erscheinen. Dazu kam eine echt römische, abergläubische Furcht vor der dämonischen Wirkung mancher Arzneimittel, die sich leicht auf deren Verfertiger übertrug. So wurden schließlich all die Pharmacopolae, Sagae, Medicae, — ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, als eine verachtete, ja, verworfene Klasse von Menschen angesehen, denen man die abscheulichsten Verbrechen zutraute und nachsagte. Die späteren Dichter geben uns haarsträubende Schilderungen von dem Thun und Treiben dieser Leute, besonders gewisser alter arzneikundiger Weiber — wie sie in schwarzen, stürmischen Nächten an allerhand unheimlichen Orten, unter fürchterlichen Beschwörungsformeln nach Kräutern und Wurzeln suchen und dabei Zwiesprach halten mit Lemuren und anderen Gespenstern, ohne deren Hilfe sie nicht imstande sind, ihre Tränke und Salben kräftig und wirksam zu bereiten. Waren ja auch diese weit seltener heilsam und schmerzstillend als verderblich, Tod und Wahnsinn bringend.

Einige von ihnen, wie Canidia und vor allem die verrufene Locusta, brauten ausschließlich Liebestränke und tödliche Gifte, wofür es ihnen unter der vornehmen römischen Gesellschaft nie an gutzahlenden und verschwiegenen Kunden fehlte. Wieviel gute und heilkräftige Mittel die Medicae doch auch im Laufe der Jahrhunderte angefertigt, wieviel Leidende sie gestärkt und geheilt haben, davon ist bei Dichtern und Historikern allerdings nicht die Rede. Haarsträubende, sensationelle Verbrechen und grauenhafte Verirrungen sind eben ungleich interessanter, in Rom wie in der übrigen Welt, als das stille, scheinlose, nützliche Wirken im Dienste der Menschheit, besonders der armen Kranken. Und so bleibt in der Geschichte das einseitig finstere und schreckliche Zerrbild von den römischen Apothekerinnen als Hexen und Giftmischerinnen, aere perennius für alle Zeiten bestehen. „The evil that men do lives after them; the good is oft interred with their bones."

Wer weiß, ob nicht ein Teil dieser abergläubischen Furcht, dieses Hasses gegen die heilkundigen kräutersammelnden Weiber mit den Resten der römischen Kultur zu den germanischen Völkern gewandert ist und als Unterströmung mitgewirkt hat bei den Greueln der Hexenverfolgungen der späteren Jahrhunderte.

Bei dem großen allgemeinen Zusammenbruch der antiken Civilisation und des weströmischen Reichs im blutigen Morgenrot des jungen Mittelalters flüchtete sich die Kenntnis heilkräftiger Pflanzen und die Kunst, äußere und innere Arzneien herzustellen, natürlich auch dorthin, wo geistige Arbeit und stilles Forschen allein noch ein Asyl und Schutz und Pflege fanden: in die Klöster. Mönche und Nonnen sind Jahrhunderte lang die einzigen Ärzte und Pharmazeuten. In jedem Kloster befand sich neben dem Würzgärtlein, wo aufs sorgfältigste einheimische und ausländische Pflanzen aller Art gezogen wurden, denen man heilsame Kräfte zutraute (Melde, Beifuß und Senf, Lauch, Thymian, Fenchel, Salbei und Minze, die römische Kamille und das Balsamkraut, aber auch die „Königinnen der Blumen" Rose und Lilie, die damals als besonders wirksame Heilpflanzen geschätzt wurden) ein gut eingerichtetes Labora-

torium, in dem die Arzneien für die Klosterleute wie für die Kranken des ganzen Bezirks von kundiger Hand bereitet wurden. Hier lernten auch die jungen Edelfräulein, die den Klosterfrauen zur Ausbildung anvertraut waren, neben der Anfertigung kunstvoller Stickereien, Gesang, Latein und heiliger Geschichte die Elemente der Pharmazie, wie die Einzelheiten der Wundenbehandlung und die ersten Anfangsgründe der inneren Medizin. Hatten sie doch später als Schloßfrauen auf ihren einsamen Burgen in Zeiten der Belagerung oder böser Seuchen reichliche Gelegenheit, die im Kloster gelernten Handgriffe und Fertigkeiten praktisch zu üben.

Unter diesen arzneikundigen Klosterfrauen steht eine obenan, die auch sonst als eine Leuchte der Wissenschaft, als Muster der Frömmigkeit, Tugend und christlicher Beredsamkeit, hoher, prophetischer Gaben teilhaftig, von ihren Zeitgenossen gefeiert und bewundert worden ist: die heilige Hildegard. Während ihres langen Lebens (1098—1179) hat diese herrliche Frau, zuerst in der bescheidenen Klause auf Disibodenberg, dann in dem reichen großen Stift auf dem St. Rupertsberge bei Bingen, durch die Kraft ihres Geistes und den Reichtum ihres Herzens einen schier unglaublichen segensreichen Einfluß auf ihre Mitbürger ausgeübt und Bischöfe und Fürsten, Kaiser und Papst unter den Bann ihres Wesens gezwungen — bei aller Milde und kindlichen Demut eine energische Streiterin für Recht und Wahrheit. Hier ist nicht der Ort, ihrer Bedeutung auf religiösem und politischem Gebiet gerecht zu werden, wohl aber möchte ich ihrer hohen Verdienste um die Naturwissenschaft gedenken. Hildegard ist die Verfasserin der ersten Naturgeschichte des Mittelalters, (die unter dem Namen „Physica" 1533 gedruckt worden ist) und nach den Worten ihres Biographen, K. v. Fischer-Benzon, überhaupt „eine der ersten, wenn nicht die erste, die zu dem überlieferten Wissen die Ergebnisse eigener Beobachtung hinzufügte, so daß mit ihr die wissenschaftliche Naturgeschichte in Deutschland ihren Anfang nimmt. Ihre Schriften lassen uns merkwürdige und überraschende Einblicke in das Kulturleben der Deutschen im 12. Jahrhundert thun." — Eine feine und tiefe Kennerin der Tier- und Pflanzenwelt ihrer Heimat, hat sie manche wertvolle botanische und pharmakognostische Entdeckung der neueren Zeit bereits angedeutet und ausgeführt, die sie in ihrer ärztlichen und pharmazeutischen Thätigkeit wohl auszunutzen wußte. Sie war eine Freundin möglichst einfacher Mittel, wodurch sie sich höchst vorteilhaft von ihren zeitgenössischen Kollegen unterscheidet; so empfiehlt sie häufig fleißige Anwendung von kaltem Wasser, sowohl innerlich als äußerlich. Echt weiblich ist die Rücksicht, wodurch sie dem Kranken die widerwärtig schmeckende Medizin durch Verbindung mit einem würzigen „Luterdrank" aus Wein, Honig und aromatischen Substanzen mundgerecht zu machen bestrebt ist, rührend die felsenfeste Zuversicht, mit der sie an die heilsame Wirkung der von ihr verordneten Arzneimittel glaubt. Nie verfehlt sie ihren Rezepten hinzuzufügen: „et melius habebit" (und es wird besser mit ihm werden). „Das Vertrauen aber," bemerkt v. Fischer-Benzon, dem wir diese Mitteilungen verdanken, mit Recht, „das der Arzt in seine Heilmittel setzt, geht leicht auf den Kranken über, und in vielen Fällen ist dieses Vertrauen schon die halbe Heilung." — So war es denn kein Wunder, daß der Ruhm der heiligen Hildegard als Ärztin und Apothekerin sich weit über die Grenzen ihres Vaterlandes verbreitete, und daß selbst aus dem fernen Ungarn hilfesuchende Patienten zu ihr strömten oder sich schriftlich mit der Bitte um Rat oder ein Heilmittel an sie wandten. Dankbarkeit und Begeisterung steigerten diesen Ruf ins Wunderbare, so daß sich schließlich eine ganze Reihe von Legenden über die märchenhaften Erfolge ihrer Kuren und Arzneien bildeten, die sicherlich niemand mehr in Verwunderung gesetzt hätten, als die treffliche Frau mit ihrem bescheidenen Sinn und ihren überaus rationellen ärztlichen Grundsätzen.

Inzwischen hatte sich im fernen Osten ein ungeheurer Umschwung im Wesen der Heilkunst vollzogen, unter dem Einfluß der Araber, die seit dem achten Jahrhundert eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen begannen. In Bagdad wurde zur Zeit des Kalifen Al-Mansor die erste Apotheke errichtet, die diesen Namen verdient, und von dort verbreitete sich diese nützliche Einrichtung schnell über das ganze Gebiet des Islam, Kleinasien, Nordafrika, Spanien und über Sizilien nach Unter-Italien, wo nach-

Digitized by Google

weislich schon im 11. Jahrhundert in der berühmten Universitätsstadt Salerno eine Apotheke bestand, wahrscheinlich die erste in Europa. Kaiser Friedrich II., der geniale Hohenstaufe, erließ schon um 1230 eine förmliche „Apothekerordnung", — ein Beweis, wie früh die Regenten anfingen, diese Anstalten unter den Schutz und die Aufsicht des Staates zu stellen. Da nun die Apotheken überall unter muhamedanischem Einfluß gegründet wurden, so ist es natürlich, daß alle dabei beschäftigten Personen, vom Leiter herab bis zum Lehrling, ausschließlich dem männlichen Geschlecht angehörten. Diese orientalische Gepflogenheit hatte sich bereits so eingebürgert, daß, als die erste Apotheke auf deutschem Boden entstand (1267 zu Münster in Westfalen durch den Bürger Willekin) man gar nicht daran dachte, die Mithilfe der Frauen in Anspruch zu nehmen, ja, nur zu dulden.

Fortan blieb mit wenigen Ausnahmen (die interessanteste ist wohl die „Apothekerin" Margaretha Winkel, zu Ulm 1383 gestorben, deren Grabstein noch im Kreuzgang des dortigen Münsters zu sehen ist) die Frau von der zünftigen, offiziell anerkannten Pharmazie ausgeschlossen und ist es geblieben bis zum heutigen Tage. Wollte sie auch fernerhin noch sich auf einem Gebiet bethätigen, das Jahrtausende hindurch Sitte und Eigenart ihr zugewiesen hatten, so mußte sie es sich gefallen lassen, von den konzessionierten, privilegierten, zünftigen Apothekern als Eindringling betrachtet und mit höhnischen und verächtlichen Beinamen als Quacksalberin, Stümplerin, Kräuterweib, ja noch Schlimmeres bezeichnet und wegen unbefugten „Pfuschens in ihr Handwerk" bei einem weisen und fürsichtigen Rat — oder gar beim hohen Reichstag angeklagt zu werden. Mit bewunderungswürdiger Energie und Zähigkeit suchten die Frauen noch ein paar Jahrhunderte lang die bedrohte Position gegen den Ansturm der glücklicheren gelehrten Nebenbuhler zu verteidigen; zu fest wurzelte in ihnen der Glaube, es sei ihr gutes Recht, Heiltränke und lindernde Salben für die leidende Menschheit zu bereiten wie ihre Mütter und Urgroßmütter gethan seit Erschaffung der Welt. In vielen deutschen Reichsstädten, z. B. in Nürnberg setzten sie es auch durch, daß die „geschworenen Wasserbrennerinnen", d. h. von Ärzten vorschriftsmäßig geprüfte und vor dem Rat vereidigte, wenn auch nicht „gelehrte" und „zünftige" Pharmazeutinnen, eine gewissermaßen amtlich und öffentlich anerkannte Thätigkeit ausüben und mit einigen Einschränkungen Arzneimittel bereiten und verkaufen durften. Noch aus dem 17. Jahrhundert liegen uns Zeugnisse vor, daß diese „freien Apothekerinnen" nicht nur den eifersüchtigen und gehässigen Kollegen von der Zunft gegenüber ihre Stellung zu behaupten wußten, sondern auch, daß sie sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit erfreuten. Die 1607 geborene, einer ehrsamen Bürgerfamilie entsprossene und mit einem hochangesehenen Nürnberger vermählte Frau Dorothea Buchnerin hatte sich durch ihre pharmazeutischen Leistungen einen so glänzenden Ruf verschafft, daß sie in Bild und Wort, sogar in gutgemeinten Versen als Wohlthäterin der Menschheit gefeiert wurde. Ein alter Kupferstich zeigt uns die würdige Dame in reicher Patriziertracht, mit Halskette und Haube, umgeben von den Attributen ihrer Kunst — Retorten, Flaschen, Büchsen, aber auch einer stattlichen Bibliothek.[1])

Aber Schritt für Schritt wurden die tapferen Vorkämpferinnen für das alte, gute Frauenrecht zurückgedrängt, bis sie endlich, wohl im vorigen Jahrhundert, vor der zünftlerischen Einseitigkeit und dem Brotneid der gelehrten Konkurrenten gänzlich das Feld räumen mußten. Mit siebenfachem Erz von Konzessionen und Privilegien aller Art umpanzert, steht, wie der berühmte Rocher de bronze, die Hochburg des Apothekerwesens da, unangreifbar, stolz und exklusiv, jedem Uneingeweihten die Pforten mit dem Riegel alter Vorrechte und Begünstigungen versperrend, — noch unerschüttert von dem Ansturm der Gewerbefreiheit, der unbeschränkten Konkurrenz.

Es erscheint deshalb wie eine Vermessenheit, wenn in allerneuester Zeit die Frauen, auf ihr altes Recht sich besinnend, Einlaß in dies festgefügte Gebäude begehren.

[1]) Siehe dazu die Abbildung S. 613, die dem höchst interessanten und lehrreichen Werk von Herrmann Peters: „Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort" (Berlin, Julius Springer) entnommen ist, dem ich, wie dem gelehrten Verfasser selbst, eine Fülle wertvoller Mitteilungen verdanke.

Die Wolẽdle Viel Ehr und Tugendreiche Frau
Dorothea deß Weyl. Wolẽdlen Gestrengen u. Vesten Herrn
Friederich Furtners Seel deß letzten seines Namens u. Stammens Ehe-
liebste Tochter Joachim Foschen und Esta seiner Ehewirthin Ehelebl. Toch-
ter war gebohren in Nürnberg A. C. 1609 den 18 Dec

Diese ist die Edle Frau so vortrefflich sich geübet,
In der Kunst der Artzeney: daher sie auch sehr beliebet;
Deren nunez-mudern-fleiß. Lob Ehr Ruhm u. Tugend-licht
Bildet keine Künstlers Hand nur allein ihr Angesicht

Dieses gering-wenig zu Ehren gesetzet hat dieses
zu Ehren gesetzet.
Johann Leonhard Heil.

A. P. Main pinx. — G. C. Eimart. delin. — [illegible]

Schon zu Beginn der Frauenbewegung, in den fünfziger Jahren, erhob Luise Otto-Peters, die edle Vorkämpferin für Recht und Freiheit, ihre Stimme für Zulassung der Frauen zum Apothekerberuf — freilich damals ohne Erfolg. Im Jahre 1891 hielt die Verfasserin dieses Aufsatzes einen Vortrag über die Frau und den Apothekerberuf und arbeitete später eine Petition aus, die der Verein „Frauenwohl" an das Preußische Abgeordnetenhaus sandte. Man begegnete in parlamentarischen und Regierungskreisen diesem Wunsche der Frauen freundlicher, als den meisten ihrer Bestrebungen auf verwandten Gebieten, und als am 18. Juni 1896 dem Preußischen Landtage eine erneute Eingabe um Zulassung der Frauen zum pharmazeutischen Studium und Beruf durch den „Berliner Frauenverein" vorgelegt wurde, überwies er sie mit großer Stimmenmehrheit der Regierung „zur Erwägung". — Seit dieser Zeit hat man sich in maßgebenden Kreisen eingehend und, wie es scheint, auch wohlwollend mit dieser Frage beschäftigt; es sind von hervorragenden Fachmännern Gutachten eingefordert worden, und in diesen Tagen tritt hier in Berlin der Apothekerrat zusammen, um ernstlich darüber zu verhandeln, „ob nach den bisherigen Erfahrungen die Frauen sich zum pharmazeutischen Berufe eignen, ob, falls diese Frage bejaht wird, sie ohne weiteres zugelassen werden sollen und welche gesetzgeberische Maßnahmen in diesem Falle zu treffen seien." — Für uns Frauen ist freilich diese Frage längst entschieden. Der pharmazeutische Beruf ist ein echt weiblicher, nicht nur wie er in Urmütterzeiten in der Klosterzelle und im Burgfrieden ausgeübt wurde, sondern auch wie er am Rezeptiertisch und im Laboratorium der modernen Apotheke sich gestaltet. Er erfordert keine ungewöhnlichen Geistes- und Körperkräfte, kein überweibliches oder unweibliches Hinaustreten in die „Öffentlichkeit", keine besonders langwierige und kostspielige Lehrzeit; er kommt vielen echt weiblichen Instinkten und Anlagen entgegen, dem Sinn für das Kleine, Einzelne, — der Akkuratesse, Sauberkeit, Handgeschicklichkeit, der Geduld und Aufmerksamkeit, die so vielen Frauen eignen. Er appelliert endlich in seinem idealen Kern — der helfenden Sorge für die Kranken und Leidenden — an die schönste Tugend der Frau: ihr Mitleid, ihre liebreiche Dienstfertigkeit und Hilfsbereitschaft! —

Betrachten wir nun einmal im einzelnen den Lehrgang, den der Preußische Staat heut dem künftigen Apotheker vorschreibt.

Der Jüngling, der als Lehrling in eine Apotheke eintreten will, bedarf dazu des sogenannten Einjährigen-Zeugnisses, d. h. er muß die Reife für die Sekunda einer Lehranstalt erlangt haben, in welcher Latein gelehrt wird. Unter der Aufsicht und Anleitung des Apothekenbesitzers oder eines älteren Gehilfen tritt er nun, meistens 16—17jährig, in den praktischen Dienst der Offizin ein, während er zugleich in die Theorie seines Faches eingeführt wird. Selbständig darf er noch keine Arzneimittel bereiten, dagegen leistet er alle möglichen Hilfsarbeiten und macht sich mit den Eigenschaften aller Droguen vertraut, aus denen Medikamente bereitet werden. Zu diesem Zweck studiert er auch eingehend die Flora des Ortes und legt sich ein Herbarium vivum an, das alle in der Umgebung vorkommenden, für die Pharmazie in Betracht kommenden Pflanzen enthält. Außerdem ist er gehalten, ein regelmäßiges „Journal" zu führen über alle mit seiner Hilfe oder doch in seiner Gegenwart angefertigten pharmazeutischen Arbeiten.

Die Lehrzeit dauert drei Jahre (nur denjenigen Jünglingen, die das Reifezeugnis eines Gymnasiums besitzen, wird ein Jahr davon erlassen) und schließt mit der Ablegung der sogenannten „Gehilfenprüfung"[1]) vor einer aus einem höheren Medizinalbeamten und zwei Apothekern bestehenden Kommission. Die Prüfung umfaßt folgende Gegenstände: Physik, Chemie, Botanik, Pharmakognosie, spezielle Pharmazie und Kenntnis der einschlägigen amtlichen Bestimmungen. Sie besteht 1. aus dem schriftlichen Examen: drei Arbeiten über je ein Thema aus der Chemie, Botanik, Physik,

[1]) Zur Vorbereitung zu diesem Examen wird vielfach ein Werk von Schlickum, Gänge und Zehn „Die Ausbildung des Apothekerlehrlings, 8. Auflage, Leipzig 1896" benutzt, das alles Nötige enthält. Darin steht auch nicht ein Wort, das über das Verständnis eines normal veranlagten jungen Mädchens, das seine höhere Mädchenschule absolviert hat, hinausginge. —

— ohne Hilfsmittel unter Klausur anzufertigen. 2. dem praktischen Examen: der Prüfling hat zwei chemische Präparate auf ihre Reinheit zu untersuchen, drei Rezepte verschiedener Gattung zu lesen, anzufertigen und zu taxieren und endlich ein leichtes galenisches oder pharmazeutisches Präparat herzustellen. 3. der mündlichen Prüfung: er wird in den obenerwähnten Fächern geprüft und muß ein Kapitel aus der Pharmacopoea germanica übersetzen, um seine lateinischen Kenntnisse zu zeigen. Außerdem muß er das von ihm gesammelte Herbarium und sein „Journal" vorlegen.

Hat der Prüfling das Examen bestanden, so nimmt er nun die ganz einträgliche und meistens angenehme Stellung eines Apothekergehilfen ein und hat in dieser noch weitere drei Jahre sich der praktischen Thätigkeit zu widmen. Hierauf muß er drei Semester an einer Universität oder einem Polytechnikum, das Apotheker ausbildet (Braunschweig, Münster, Karlsruhe u. s. w.), pharmazeutische, chemische und botanische Vorlesungen, sowie ein Kolleg über Gesetzeskunde hören, und kann hierauf sein sogenanntes Staats- oder Pharmazeuten-Examen ablegen.

Sehr viele junge Leute benutzen aber diesen Zeitpunkt, um „umzusatteln", d. h. den Apothekerberuf mit dem des wissenschaftlichen Chemikers zu vertauschen. Andere wieder fürchten sich vor der Staatsprüfung, schieben sie von Jahr zu Jahr hinaus, bis es zu spät geworden ist, und bleiben dann die „ewigen Provisoren", die besonders in kleineren Städten ohne viel geistige Anstrengung im behaglichen Schlendrian, gewissenhaft aber mechanisch, ihren Beruf auszuüben pflegen.

Hat der junge Pharmazeut aber seine Lehrzeit und die dazu gehörigen Prüfungen ohne Hindernis und Zögerung glatt absolviert, so ist er oft schon im Alter von 24 bis 25 Jahren „ein gemachter Mann", der auf eigenen Füßen dasteht und daran denken kann, einen eigenen Hausstand zu gründen. Hat er Glück, so kann er die Konzession zur Gründung einer eigenen Apotheke erhalten, die bei verständiger Verwaltung stets ihren Mann ernährt, häufig sogar eine „Goldgrube" ist. — (Man lese die Preise, die in pharmazeutischen Blättern für Apotheken selbst in mittleren und kleinen Städten geboten werden. 150 000 bis 300 000 Mark Anzahlung ist nichts Ungewöhnliches.) Aber auch wenn er kein eigenes Geschäft gründen kann, so findet er als geprüfter Pharmazeut sehr leicht eine gute Stelle als Provisor, als Vertreter des Chefs oder als Verwalter einer Apotheke.

Wie gesucht und geschätzt solche „jungen Herren" sein müssen, lehrt uns ein Blick in eine größere pharmazeutische Zeitung. Die Nachfrage übertrifft in diesem Fach sehr bedeutend das Angebot von Arbeitskräften. Und, merkwürdig! jedes Gesuch ist in einem sirenenhaft lockenden Stil abgefaßt, ausgeschmückt mit allerhand lieblichen Verheißungen wie: „in reizender Gebirgsgegend, — in sehr gesunder Lage — bei hohem Gehalt, — leichter Arbeit und viel freier Zeit, — angenehmen geselligen Verhältnissen u. s. w. mit Grazie in infinitum! Selbst „nicht examinierte Herren" erhalten oft ein Gehalt von „120—180 Mark monatlich bei freier Station" zugesichert. Auch Lehrlingsgesuche sind nie in so nüchterner, geschäftsmäßiger Form abgefaßt, wie bei allen andern Berufsarten. „Suche einen Lehrling aus guter Familie; angenehme Häuslichkeit. Gewissenhafte Ausbildung garantiert. Wenn er nicht im Hause wohnt, wird auf Lehrgeld verzichtet." — Solche und ähnliche Annoncen kann man in jeder Nummer der „Pharmazeutischen Zeitung" lesen.

Was lehrt uns diese Lektüre? Daß trotz aller gegenteiligen Behauptungen, die in neuester Zeit besonders laut wurden, sobald von der Zulassung der Frauen zum Apothekerberuf die Rede war, noch keine Überfüllung auf diesem Gebiet herrscht, daß vielmehr jeder vollständig ausgebildete, tüchtige und intelligente Pharmazeut sicher sein kann, eine auskömmliche Stellung zu finden. Das lehrt auch die Statistik. Zwar ist die Zahl der Apotheken in Preußen seit 1887 von 2532 auf 2898 gestiegen, hat sich also um 366 vermehrt, — aber vor zehn Jahren herrschte auch ein offenbarer, oft sehr empfindlicher Mangel an Apotheken und Pharmazeuten, so daß die Regierung nur dem dringendsten Bedürfnis abhalf, wenn sie die sogenannten persönlichen Konzessionen etwas reichlicher austeilte als früher. Noch immer kommt eine Apotheke auf durchschnittlich 11 000 Einwohner, und das ist immerhin bescheiden genug.

Die Pharmazeuten haben sich in diesem Dezennium ebenfalls etwas vermehrt; es giebt deren jetzt 6942 (gegen 5893 im Jahre 1887), was freilich bei einer Gesamtbevölkerung von 32 Millionen noch nicht viel sagen will. —

Ich fürchte, meine Leser sind des trockenen Tones nun satt, — aber es schien mir notwendig, daß, wenn die Frauen einen neuen Beruf für sich in Anspruch nehmen wollen, sie denselben vorher von allen Seiten, auch von der wirtschaftlichen, sattsam beleuchten und so genau als möglich kennen lernen.

Zum Schluß bliebe mir nur noch ein Punkt zu erörtern: wie verhalten sich die Apotheker selbst der Frage gegenüber, ob die Frauen ihre Kolleginnen werden sollen oder nicht? —

Noch vor wenigen Jahren war ihre Haltung fast überall schroff ablehnend. Ein hervorragender Chemiker, Professor A. v. Hofmann, äußerte allerdings schon vor längerer Zeit, daß er die Frauen für vorzüglich befähigt und geeignet halte, den pharmazeutischen Beruf zu ergreifen (er nannte meine Bestrebungen, ihnen dies Fach zu eröffnen, „nicht genug zu loben"), wie er auch glaubte, daß sie besonderes Talent für die Chemie besäßen; aber solche Auffassung war in den Kreisen seiner Fachgenossen nur selten anzutreffen. Die Spalten der „Pharmazeutischen", mehr noch die der „Apothekerzeitung" wimmelten von mehr oder weniger scharfen oder geistreichen — oder doch gutgemeinten Ausfällen gegen „weibliche Apotheker". Die Gründe freilich, mit denen ihre Zulassung bekämpft wurde, waren nicht stichhaltiger oder eigenartiger, als die von den Gegnern der Zulassung der Frauen zu irgend welchem Berufe überall vorgebrachten und bis zur Ermüdung wiederholten; sie sind den Lesern dieses Blattes so wohlbekannt, daß ich mir ihre Aufzählung und ihre Widerlegung ersparen kann. Man fing mit der zärtlichen Fürsorge für „die armen, schwachen Frauen" an — und hörte mit den „schweren sittlichen und wirtschaftlichen Gefahren" auf; — ganz nach dem Formular!

Seit einiger Zeit aber hat sich der Ton besonders der Pharmazeutischen Zeitung bedeutend zu unsern Gunsten geändert. Es ist wohl nicht ohne Eindruck geblieben, daß man in den Ländern, wo man seit einigen Jahren Frauen diesen Beruf erschlossen hat, — in Holland, Belgien, Dänemark und Norwegen — durchweg günstige Erfahrungen mit weiblichen Apothekern gemacht hat. Es wäre doch zu sichtbarlich ungerecht, wenn man den deutschen Frauen weniger zutrauen wollte, als denen des Auslandes.

Von den beiden Sachverständigen, welche die Regierung in dieser Sache befragt hat, ist der eine, Herr Annatò aus Naumburg, rückhaltlos für die unbeschränkte Zulassung der Frauen eingetreten; der andere, Herr Engelbrecht aus Frankfurt a. M., hat nur bedingt sich dafür erklärt; er will die Frauen gewissermaßen als Apotheker zweiten Grades in Krankenhäusern und öffentlichen Anstalten mit allerhand Nebendiensten und Hilfsleistungen beschäftigen, will sie aber ausschließen von der eigentlichen pharmazeutischen Arbeit, von der gründlichen Vorbereitung dazu, sowie von allen Rechten und Pflichten, die sie eben nur durch jene erwerben und beanspruchen können. Solche bedingte Zulassung aber würden alle denkenden, nach selbständiger Berufsbildung und Thätigkeit strebenden Frauen hoffentlich als ein Danaergeschenk von höchst zweifelhaftem Wert energisch zurückweisen.

Als Hilfsarbeiterinnen in der Pharmazie ohne Selbständigkeit und Verantwortung sind in katholischen Krankenhäusern seit lange die Schwestern, seit 1853 auch in protestantischen Hospitälern Diakonissinnen angestellt. Wir aber wollen mehr: wir wollen dieselbe unverkürzte und nicht erleichterte Lehrzeit und dieselben Prüfungsbedingungen, wie die männlichen Pharmazeuten, aber auch dieselben sich daraus ergebenden vollen Pflichten und Rechte, mitsamt der großen, schweren Verantwortlichkeit, die grade dieser Beruf seinen Jüngern auferlegt, damit dieser keine sittliche und wissenschaftliche Einbuße erleide, zum Schaden der leidenden Menschheit. Wenn uns der Apothekerrat und die Regierung dies gewähren wollen — gut! wenn sie uns aber die Thür nur halb öffnen und in der bedingten Berechtigung und halben Zulassung ein Zwitterding schaffen, das uns auf das Niveau der alten Wasserbrennerinnen und

Quackſalberinnen herunterdrückt, in denen der „zünftige“, vollgebildete Apotheker nur halb- oder unberechtigte Konkurrentinnen erblickt, dann wollen wir lieber noch ein Jahrzehnt, oder wenn es ſein muß, auch ein Jahrhundert warten, — wir haben dieſe Kunſt ja vortrefflich gelernt! — bis eine gerechtere Zeit kommt, die uns das Thor ganz aufthut und uns als vollberechtigte Bürgerinnen im Reiche Äskulaps willkommen heißt.

Bahnbrechende Frauen unter Victorias Regierung.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die Magiſtrate verſchiedener deutſcher Städte haben ſich vor kurzem der Aufnahme von Frauen unter die offiziellen Armenpfleger widerſetzt. Die Teilnahme an Vereinen, die ſich mit „politiſchen“ Angelegenheiten — (nach der Lesart vieler Behörden, fallen darunter alle „öffentlichen“ Intereſſen) befaſſen, iſt den Frauen, wie den Schülern und Lehrlingen, verboten. Die Verwaltung des Vermögens der Ehefrau gebührt dem Ehemann. Deutſche Abiturientinnen können nicht immatrikuliert werden. Politiſch iſt die Frau eine Null. Zu gleicher Zeit aber ſetzt die Ironie der Weltgeſchichte auf den Thron eines der bedeutendſten Kulturvölker eine Frau, und dieſe Frau iſt ſein beſter Regent ſeit Jahrhunderten. Und dabei iſt ſie Frau, durchaus Frau im beſten Sinne geblieben. Sie hat ſogar verſtanden, was durchaus nicht alle Männer verſtehen, ihre Subjektivität hinter die Anforderungen ihres großen Amtes zurücktreten zu laſſen, deren weſentlichſte für einen Regenten unſerer Tage darin beſtehen möchte, ohne ſtörendes perſönliches Eingreifen den großen, zeitbewegenden Ideen Raum zur Entfaltung zu ſchaffen.

Dieſen Raum haben auch die Frauen gefunden. Ein lebendiges Zeugnis dafür legt ihr überall ſich rührendes emſiges Schaffen im Dienſt der Menſchheit ab. Einen kurzen Überblick darüber gewährt ein zum Jubiläum erſchienenes Buch: Pioneer Women in Victoria's Reign by Edwin A. Pratt (London. George Newnes), deſſen ſchlagendes Motto allein ſchon ſeinen Preis wert iſt: „Pioneers are always best until they become the fashion.“

Das Buch will durchaus nicht erſchöpfend ſein; es will nur einen Überblick über die Pionierarbeit und die dadurch angebahnten Erfolge geben, vorzugsweiſe ſoweit es ſich um ſoziale Gebiete handelt. Es bringt in elf Kapiteln gedrängte, aber alles Weſentliche umfaſſende Überſichten über die bahnbrechende Arbeit, vornehmlich auf den Gebieten der Frauenerwerbsthätigkeit, der höheren Ausbildung der Frauen, der Medizin, der Kranken- und Armenpflege, über die Thätigkeit zum Schutz arbeitender Mädchen und Frauen, die Blindenpflege und die Fürſorge für Soldaten und Matroſen.

Was einen beim Studium des Buches beſonders frappiert, das iſt die innere Selbſtändigkeit dieſer Bahnbrecherinnen. Sie gehen thatſächlich ungebahnte Pfade. Sie brechen durch das dickſte Dickicht. Die Thätigkeit vieler unter ihnen iſt unſeren Leſerinnen bekannt. Was Florence Nightingale, Harriet Martineau, Elizabeth Blackwell, Mrs. Garrett Anderſon, Mary Carpenter u. a. geleiſtet haben, gehört der allgemeinen Kulturgeſchichte an. Die Gebiete, auf die ihre Thätigkeit ſich erſtreckt, liegen nicht außer Geſichtsweite, ſo ſchwer es auch war, feſten Fuß darauf zu faſſen. Weniger bekannt möchten deutſchen Leſerinnen einige andere Frauen ſein, die reine Menſchenliebe in das tiefſte Dunkel Licht tragen hieß, die der Roheit,

Digitized by Google

der Brutalität, mit der zwingenden Sicherheit gegenübertraten, die niemand kennt, als wer reinen Herzens reine Ziele verfolgt. Ihre Thätigkeit war in der eigenartigen Weise nur möglich in einem Nicht-Polizeistaat, der privater Initiative einen großen Spielraum läßt, allerdings mit privater Initiative vielfach auch da rechnet, wo energische Staatshilfe not thäte.

Da sind die Armen-Arbeitshäuser (workhouses), wahre Höhlen noch in den sechziger Jahren. Schon die „normalen" Bewohner, alte Männlein und Weiblein der allerärmsten Bevölkerung, haben es schlimm genug; unzureichende, unschmackhafte Nahrung, Schmutz und schlechte Behandlung bis zur Mißhandlung, das sind die unentrinnbaren Lebensbedingungen, unter die sie sich gestellt finden. Viel schlimmer geht es den Kranken, am schlimmsten den Unheilbaren. Jahr für Jahr siechen sie dahin, auf jämmerlichem Lager jeder Hilfe, jedes freundlichen Zuspruchs beraubt. Und ihrer schmachten 80 000 in englischen Arbeitshäusern. Überall fehlt die Frauenhand.

In diese Höhlen tritt Louisa Twining ein. Sie begegnet zuerst dem entschiedensten Widerstand mit all den haltlosen Argumenten, die wir so gut kennen. Man will ihr und ihren Helferinnen keinen Zulaß gewähren; „unbezahlte und freiwillige Hilfe sei von der Armenkommission nicht sanktioniert"; „die Disziplin des Armenhauses würde in Gefahr sein"; solch' ein Vorgehen „würde einen unbequemen Präcedenzfall schaffen". Hören wir nicht unsere Armenverwaltungen reden?

Miß Twining „flüchtete sich in die Öffentlichkeit". Ein 1857 veröffentlichter Essay: „Der Zustand unserer Arbeitshäuser", eine Anzahl im „Guardian" veröffentlichter Briefe über „Hauptstädtische Arbeitshäuser und ihre Insassen" und eine Reihe weiterer Veröffentlichungen führten zur Begründung einer „Workhouse Visiting Society", die, in der Überzeugung, daß viele Übelstände in den Arbeitshäusern auf die Abwesenheit weiblicher Armenpfleger zurückzuführen seien, vor allen Dingen in dieser Beziehung Wandel zu schaffen suchte. Wir hoffen unsren Leserinnen demnächst in einer eingehenderen Skizze über Louisa Twinings Lebensarbeit eine genauere Einsicht in die Kämpfe geben zu können, die sie zu bestehen hatte, ehe die große Arbeitshausreform durchgeführt werden konnte, die sich vorzugsweise an ihren Namen knüpft.

* * *

Eine Eisenbahnstunde von London, bei Aldershot, erstreckt sich weithin das Übungsfeld der englischen Armee mit seinen Zelten, Baracken, Lagerplätzen. Der Zusammenfluß großer Truppenteile schafft Zustände, die Mrs. Daniell im Jahre 1862 zu der brieflichen Äußerung veranlaßten: „Soviel ist schon über Aldershot geschrieben, daß es unnötig für mich erscheint, auf die schauerlichen Einzelheiten des schamlosen Lasters einzugehen, das das tägliche Leben des armen Soldaten verfolgt. Ein christlicher Offizier, der zwei Jahre lang dort lebte, sagte einem Freunde, daß nichts, was je von dem überhandnehmenden Laster gesagt wurde, die Wirklichkeit übertreffen könnte."

Gleiches galt von den Landungsplätzen. So schrieb Florence Nightingale: „Darf ich von meinem Krankenbett England um Hilfe anrufen für seine Soldaten in Portsmouth, dem großen Ein- und Ausschiffungsplatz? Wenn wir wüßten, wie die Truppen unmittelbar bei der Landung von Versuchungen zum Bösen aller Art heimgesucht werden, so würden wir uns beeilen, ihnen Einladungen und Mittel zu allem Guten darzubringen. Wenn wir uns klar machten, was die einzigen Plätze thatsächlich sind, die unseren Soldaten außerhalb der Kaserne zugänglich sind, Plätze nicht der Erholung, sondern des Trunks und Lasters, der tiefsten Erniedrigung für Männer, Frauen und Kinder, wenn ihr diese Dinge kenntet wie ich, so würdet ihr begreifen, daß ich euch bitten möchte, Miß Robinsons Werk zu unterstützen, Menschen aus ihnen in Portsmouth zu machen, dem Ort, der vor allen andren geeignet ist, sie zum Tier herabsteigen zu lassen."

Mrs Daniell, Miß Weston, Miß Sarah Robinson, das sind die Namen der drei Frauen, die mit warmer, auf religiöse Überzeugungen gegründeter Menschen-

Liebe in jahrelanger, geduldiger, oft zurückgewieſener, aber nie ermüdender Arbeit hier Wandel geſchaffen haben. Das Hundert Wirtshäuſer, die dem Laſter hauptſächlich als Schlupfwinkel dienten, iſt heute verſchwunden; Wirtshäuſer „ohne Getränk," d. h. ohne Alkohol ſtehen an ihrer Stelle. Ein wirkliches Heim giebt den Soldaten Obdach, Erholung, gute Lektüre, geſunde Nahrung, Gelegenheit zu unterhaltenden Spielen; es bietet ihnen auch Vorleſungen und Unterrichtsſtunden, ſowie religiöſe Unterweiſung, aber ohne Zwang.

Dieſe beiden äußerſten Stadien laſſen den langen Kampf ahnen, die nimmer raſtende Energie, die aus dem einen zum andern führte. Es iſt von ſchwachen Frauen eine Herkulesarbeit hier geleiſtet worden; wenn das zu Tode gehetzte Beiſpiel vom Augiasſtall irgendwo am Platze iſt, ſo iſt es hier.

Die originellſte Geſtalt unter den dreien iſt wohl Miß Sarah Robinſon. Gewiß iſt das Wort „unweiblich" oft genug auf ſie angewendet worden. Ein kleines Mädchen, deren Lieblingsheld Napoleon iſt, die Bogen und Pfeile verfertigt, Kugeln gießt und Experimente mit Schießpulver anſtellt; die mit Piſtolen ſchießt und von einer ihr geſchenkten Puppe keinen anderen Gebrauch zu machen weiß, als ſie im Garten in feierlicher Exekution in Stücke zu ſchießen: was für ein Gegenſtand trübſter Familienahnungen und Prophezeiungen!

Und dies Kind voll queckſilberner Beweglichkeit liegt als junges Mädchen jahrelang durch ein Rückenmarksleiden an ihr Lager gefeſſelt; die heroiſchen Inſtinkte haben Zeit ſich abzuklären; „der Duldung ſtille Lehre" bewährt ſich auch an ihr.

Noch mit künſtlicher Nachhilfe gehend, ſucht ſie echt weibliche Aufgaben zu erfüllen, Liebe und Frieden zu bringen. Ihre alte Lieblingsneigung läßt ſie das Lager als Schauplatz des Handelns wählen. Eins ihrer erſten Erlebniſſe iſt charakteriſtiſch: ſie will eine kranke Frau beſuchen und gerät in ein falſches Zimmer, das von Dieben, Deſerteuren, Landſtreichern und Geſindel aller Art eng beſetzt iſt. Ein wildes Geſchrei empfängt ſie; es ſcheint um ihr Leben geſchehen. Mit ſchneller Geiſtesgegenwart ruft ſie in den Schwarm hinein: „wenn ihr ruhig ſeid, will ich euch ein Lied ſingen, das ihr nie zuvor gehört habt." Das Erſtaunen ſchließt den Leuten den Mund; in überraſchtem Schweigen hören ſie ein Auferſtehungslied an. Dann erſt erklärt ſie, wie ſie hierhergekommen iſt; ſie bittet um die Erlaubnis wiederzukommen, die gewährt wird. Sie wiederholt ihre Beſuche, bis ihr einer der Bande das zweifelhafte Kompliment macht: „Why, miss, we reckons you quite one of ourselves."

Das Erlebnis iſt typiſch. Denn die Thätigkeit ihres Lebens kann nicht beſſer zuſammengefaßt werden als in die Worte: ſie hat den Elendeſten und Verlaſſenſten das Auferſtehungslied geſungen.

* * *

Die Regentin eines großen Reiches kann und ſoll, wie geſagt, nicht überall perſönlich eingreifen, perſönlich regeln. Und doch iſt ihre Macht, zu fördern und zu hemmen, ſo groß, daß mit Recht auch ihr zugeſchrieben wird, was ſie ſich entwickeln und gedeihen läßt: der Kulturzuſtand eines Landes iſt mit ihr Werk. Und ſo iſt es gerechtfertigt, daß der Bund deutſcher Frauenvereine der Königin Viktoria zu ihrem Jubelfeſt folgende Adreſſe ſandte:

„Ew. Königlichen Kaiſerlichen Majeſtät ſendet der Bund deutſcher Frauenvereine die ehrerbietigſte, herzlichſte Begrüßung zum Jubelfeſt.

Der Frau auf dem Thron, unter deren geſegneter Regierung allen berechtigten Frauenbeſtrebungen ein fröhliches Gedeihen ermöglicht wurde, gilt unſer tiefgefühlter Dank und unſre warme Sympathie."

Digitized by Google

Die Mücke.

Pſychologiſche Novelle

von

H. Vermont.

Nachdruck verboten.

Ich ſaß in Gedanken auf einer der von Oleandern umgebenen Bänke in der Kondamine zu Monako und ſah einem deutſchen Kohlendampfer nach, der, obwohl ſchon vor längerer Zeit abgefahren, immer noch durch die ſchwarzen Rauchwolken am Horizont ſeinen Kurs bezeichnete. Plötzlich hörte ich eine Stimme neben mir ſagen:

„Monsieur, une moustique sur votre joue gauche!“

Mechaniſch gab ich mir mit der Rechten eine kleine Ohrfeige auf die linke Backe und griff nach meinem Taſchenſpiegel, dann wandte ich mich zu dem Unbekannten, der neben mir Platz genommen hatte. Es war ein aufgeſchoſſener, hagerer Mann mit ſommerſproſſigem Geſicht und roten Haaren, der bei meiner Kopfwendung leicht grüßend an den Hut faßte. Ich erwiderte ſeinen Gruß und dankte höflich für ſeine Aufmerkſamkeit. Er antwortete mir in deutſcher Sprache mit öſterreichiſchem Accent:

„Bitte, würden Sie mir eine Zigarre geben?“

Überraſcht reichte ich ihm meine Taſche und beobachtete, wie ſeine Mienen ſich veränderten, als er mit zitternden Fingern nach einer „Londres“ griff. Unzweifelhaft hatte er lange nicht mehr geraucht, und mit unſäglichem Behagen ſah er jetzt dem blau emporwirbelnden Dampf nach. Nachdem er ein paar Züge gethan, begann er wieder:

„Sind Sie ſchon lange hier?“

Ich nickte.

„Sie ſpielen, wenn ich fragen darf?“ fuhr er in ſeinem Inquirieren fort.

Etwas unwillig bejahte ich und erhob mich, denn ich hielt dieſe Anfragen, durch Erfahrungen gewitzigt, für das Präludium einer Anleihe, wie das ja in einem Spielort nicht ſelten iſt.

Nachdem ich etwa hundert Schritte gemacht hatte, ſchielte ich bei der Krümmung des Weges nach dem Fremden hinüber. Er ſaß noch immer auf derſelben Stelle, ohne ſich zu bewegen; faſt ſah es aus, als ſchliefe er. Sicherlich war er ein heruntergekommener Spieler, der alles verloren hatte und nun hier von Almoſen lebte. Trotzdem ich von dieſer Sorte ſchon eine ganze Menge in der Riviera angetroffen hatte, ohne beſonderes Mitleid für ſie zu empfinden, regte ſich doch in mir bei dem Anblick dieſes einen ſo etwas wie ein gewiſſes Sympathiegefühl. Den ganzen Tag über mußte ich an ihn denken.

Am nächſten Morgen zog es mich, halb unbewußt, zu der betreffenden Bank hin. Es dauerte auch nicht lange, ſo erſchien er, grüßte mich durch leichtes Anfaſſen des Hutes, ſprach mich aber nicht an. Dieſe Zurückhaltung gefiel mir, und wie geſtern, nur diesmal aus freien Stücken, bot ich ihm eine Zigarre an. Er ſchüttelte den Kopf, aber ich ſah, wie er einen ſehnſüchtigen Blick auf das braune Kraut warf. Ich wiederholte meine Offerte etwas dringender.

„Nein, nein, danke Ihnen vielmals, mir iſt heute nicht recht wohl!“ In der That bemerkte ich, wie er zitterte, als er ſich erheben wollte.

„Warten Sie, ich begleite Sie!“ rief ich ihm zu, aber ohne auf mich zu hören, ſchritt er wie ein Trunkener weiter. An der Quaimauer mußte er jedoch nach wenigen Schritten Halt machen und ſich mit beiden Händen ſtützen, um nicht umzuſinken. Ich faßte ihn

unter den Arm und führte ihn in ein nahe gelegenes Café, wo ich ihm faſt mit Gewalt ein Glas Wein aufdrang. Wohl mit Recht ſeine Schwäche auf den Hunger zurückführend, beſtellte ich am Büffet etwas für ihn zu eſſen und wandte mich dann leiſe unter einem Vorwande zu einer Gruppe bekannter Billardſpieler, um ihn nicht in ſeinem Mahle zu ſtören. Als ich nach ein paar Minuten auf die Terraſſe zurückkehrte, fand ich ſeinen Platz leer, die Speiſen waren unberührt, nur das Brot hatte er gegeſſen. Neben dem geleerten Glaſe lag ein halber Frank.

Von da an ſahen wir uns täglich, und ſeither ſchlug er niemals mehr die obligate Zigarre aus. Doch war er nie aus ſeiner Reſerve herauszubringen, ſelbſt ſeinen Namen erfuhr ich nicht. Eines Tages lud ich ihn ein, mich nach Mentone zu begleiten, um die neu hergeſtellte Straße kennen zu lernen. Er zauderte, ſuchte allerlei Vorwände, um die Partie abzuſchlagen, und ſchließlich geſtand er mir, daß er kein Geld beſitze.

„Aber Sie ſind ja mein Gaſt!“ rief ich, etwas ärgerlich über die vermeintliche Prüderie. Statt aller Antwort zog er aus ſeiner Rocktaſche ein kleines Packet hervor und hielt es mir hin, nachdem er es geöffnet hatte. Es enthielt ein einfaches Medaillon aus weißem Metall mit dem Bilde einer jungen Frau.

„Wollen Sie mir darauf zehn Franken leihen?“ fragte er dann. „Es iſt Platina, nicht Silber, wie Sie vielleicht denken! Freilich wohl kaum zehn Franken wert, aber für mich unbezahlbar! Wollen Sie?“

Ich ſchob ſeine Hand zurück und erwiderte:

„Machen Sie doch nicht derartige Dummheiten. Behalten Sie Ihr Medaillon, und hier haben Sie die zehn Franken ſo! — Hoffentlich genügen ſie Ihnen für einige Zeit, und Sie geben ſie mir zurück, wann Sie können!“

Mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck ſah er mir ins Geſicht; dann antwortete er in faſt heiſerem Tone:

„Herr! Kennen Sie mich denn? Wollen Sie mich beleidigen? Ich bitte Sie, nehmen Sie das Ding!“ fuhr er leiſe fort. „Bei Ihnen iſt's beſſer aufgehoben, als bei mir!“ Es machte mir viele Mühe, ihn abzuwehren, denn faſt mit Gewalt wollte er mir das eingewickelte Bijou in die Hände drücken.

Vor Erſtaunen konnte ich zuerſt kein Wort hervorbringen. Ein derartiger Charakter war mir in Monako noch nie vorgekommen; aber gerade dies machte mich mißtrauiſch, faſt gehäſſig gegen ihn. Nach ein paar Minuten erwiderte ich alſo trocken: „Sie ſcheinen ſich in meiner Perſon geirrt zu haben; ich bin kein Pfandleiher!“

Jetzt fing er an zu lachen, was ſein Geſicht übrigens keineswegs verſchönte, und ſagte:

„Laſſen Sie uns aufbrechen!“

Schweigend waren wir eine Zeit lang neben einander gegangen; endlich begann er:

„Sie halten mich offenbar für einen merkwürdigen Kauz; ich halte Sie für einen noch merkwürdigeren, weil Sie einem Fremden gleich zehn Franken offerieren, ohne das „Wer? Wie? Wo? und Warum?“ zu kennen. Wenn es Sie intereſſiert, will ich Ihnen die Hiſtorie meines Lebens erzählen. Sie erinnern ſich, daß ich Sie, als wir uns das erſtemal ſahen, vor einem Moskito warnte?“

Ich nickte; er fuhr fort: „Ich weiß nicht, ob Sie je in Kärnthen waren, dieſem den meiſten Touriſten unbekannten und doch ſo ſchönen Lande, deſſen Poeſie der Wälder, Seen und Berge ſich nur fühlen, nicht beſchreiben läßt. In einem der verſteckteſten Alpenwinkel, wo man alle Schönheiten der Natur vereinigt, aber leider Gottes verflucht wenig Geld findet, bin ich geboren. Meine Jugend will ich übergehen. Pardon! Ich bin kein geläufiger Erzähler; ſind Sie abergläubiſch?“

Ich verneinte erſtaunt.

„Sehen Sie, ein wichtiges Moment aus meinen jungen Jahren hätte ich faſt vergeſſen. Ich war 17 Jahre alt und über die Ohren in ein Frl. Roſa M., eine Penſionsfreundin meiner Schweſter verliebt. Weiß der Himmel, wie es zuging — ich ſah damals wohl jünger, aber keineswegs hübſcher aus — kurz, ſie verhielt ſich durchaus nicht abweiſend gegen mich. Im Gegenteil! Wir trafen uns heimlich, und bald — ich glaube an uns beiden lag die Schuld — war es mit dem Platonismus

Digitized by Google

vorbei. Einmal gingen wir zuſammen nach einem freien Waldplatz, wo Zigeuner kampierten; Roſa beſtand darauf, ſich von einer unglaublich häßlichen Hexe wahrſagen zu laſſen. Was ſie hörte, erfuhr ich nicht; ich weiß nur, daß die Alte ihr verſchmitzt lächelnd mit dem Finger drohte.

Nun kam an mich die Reihe. Als das Scheuſal meine Hand lange betrachtet hatte und ich bereits erwartete, Glück und Reichtum in Fülle auf mich herab prophezeien zu hören, ſtieß die Hexe plötzlich einen lauten Schrei aus und ſchüttelte heftig den Kopf. Natürlich machte mich das neugierig, und ich drang in ſie, mir alles zu ſagen. Laſſen Sie mich kurz ſein: Schließlich erklärte ſie mir aufs beſtimmteſte, ich würde durch eine Mücke ſterben; von Glück und Wohlergehen ſprach ſie kein Wort.

Ich lachte darüber, ſelbſtverſtändlich, und wandte mich zu meiner Geliebten, die mit feſt aufeinander gepreßten Lippen, ſo bleich, wie ich ſie niemals geſehen, der Scene beiwohnte. Ich glaubte damals in ihren Augen ein ähnliches Funkeln wie bei einem Raubtier wahrzunehmen. Vielleicht täuſchte ich mich — doch laſſen Sie uns hier in dieſer Buvette ein Glas Wein trinken!"

Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, that einen vollen Zug von dem ſtarken Landwein und fuhr dann fort, als wir weitergingen:

„Ja! Das macht Leben! — Ich will die darauf folgenden vier bis fünf Jahre übergehen! Ich heiratete Roſa, hielt mich in meiner dummen Moral dazu verpflichtet, obwohl ich von verſchiedenen Seiten gewarnt wurde. Mein Vater war tot; auf meine Mutter hörte ich nicht, und meine Schweſter wollte natürlich nicht „nein" und nicht „ja" ſagen.

Da meine Frau, ebenſo wie ich, ein kleines Vermögen beſaß, was zuſammen zur Kaution ausreichte, wurde ich Offizier, was damals mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden war, d. h. man brauchte nicht viel zu wiſſen. Dem Umſtande, daß Roſa ein paar angeſehene Verwandte beſaß, habe ich es wohl zuzuſchreiben, daß ich bald nach Peſth verſetzt wurde — damals lag noch öſterreichiſches Militär in Ungarn. Ich glaube, bis dahin hatte mich meine Frau, wenn auch nicht geliebt, ſo doch geachtet, aber als wir ein paar Wochen in dieſer koſtſpieligen Stadt gelebt hatten und ich auf Einſchränkung drang — wir hatten bis dahin alles mitgemacht —, da lachte ſie mir höhniſch ins Geſicht, und wir hatten unſern erſten ernſthaften Streit. Einmal begonnen, paſſierte das öfter, ſchließlich faſt alle Tage, wir ſahen uns darum nur noch zu Mittag. — Nicht wahr, Sie wundern ſich, daß ich Ihnen das alles ſo sans gêne erzähle? Weil ich einen Strich durch das Konto meines früheren Lebens gemacht habe! Der damalige Lieutenant Berger — mein Name — iſt für mich jetzt eine wildfremde Perſönlichkeit, die ich momentan nur nach der pſychologiſchen Seite betrachte" — Dieſer Satz warf ein helles Streiflicht auf den Charakter meines Begleiters, deſſen Geiſt offenbar krankhaft überreizt war. Sicherlich war ſeine unverblümte, naiv-einfache Erzählung nicht ein Produkt der auf ſeine Sturm- und Drangperiode folgenden Reaktion, ſondern der Reflex eines ihm angeborenen ſelbſtverachtenden Peſſimismus.

„Sie erſann," ſetzte er dann ſeine Schilderung weiter fort, „alle möglichen Liſten und Tücken, um mich zu ärgern und zu kränken; ſie war unerſchöpflich im Ausdenken neuer Bosheiten, die ſie ſelbſt vor den Dienſtboten nicht zurückhielt. Da ich ſtets kalt blieb, denn ſie war mir zu gleichgiltig, um mich über ſie aufzuregen, hatte ich dann eine Zeit lang ein wenig Ruhe; ja faſt ſchien es mir, als ob ſie mir jetzt nicht allein mit kühler Höflichkeit begegnete, ſondern auch etwas Herzliches in ihr Benehmen legte. In dieſer Zeit machte ſie mir einmal den Vorſchlag, eine Sommerwohnung am Plattenſee zu beziehen. Da ich dachte, daß eine zeitweilige Trennung unſer Verhältnis beſſern würde, billigte ich ihren Plan in jeder Weiſe, und wir beſchloſſen, ſie ſolle ſchon in den nächſten Tagen abreiſen, während ich vorläufig bis zum Manöver alle Samſtage kommen und bis zum Montage bleiben ſollte.

Schon am nächſten Tage fuhr ſie ab, und bald ſchrieb ſie mir, daß ſie ein kleines, aber ſehr hübſches und, last not least, billiges Landhaus entdeckt hätte und ſchon mit Sehnſucht auf meine Ankunft warte. Wie ausgemacht, kam ich dann für einen Tag ſelbſt

hin. Sie hatte in der That gut gewählt; die kleine Villa lag dicht am See, und es wäre alles sehr behaglich gewesen, nur gab es hier unendliche Schwärme von Mücken. Im ganzen Hause wimmelte es davon, aber vor allem mein Schlafzimmer schien das Paradies dieser tückischen Blutsauger zu sein. Ich konnte in der ganzen Nacht kein Auge schließen, und über und über zerstochen erschien ich zum Frühstück. Meine Frau dagegen trat rosig wie immer ein; ihr schienen die kleinen Dinger nichts anzuhaben. Sie lächelte, als ich mich beklagte, mit einem gewissen, heimtückischen Lächeln, und mit einemmal sah ich ihre wahrhaft teuflische Absicht vor Augen: es war die Erinnerung an die alte Prophezeiung, an die sie jedenfalls fest glaubte, die sie dieses Landhaus hatte wählen lassen!"

Ich sah dem Sprecher hier ins Gesicht; instinktiv fühlte ich, daß er ebenfalls daran glaubte. —

„Sie müssen wissen," fuhr er dann fort, „der Plattensee war durch seine Mücken früher geradezu berüchtigt! — Ich stellte mich, als ob ich nichts ahne, nahm mir aber vor, bei meinem Wiederkommen dem Ungeziefer ernstlich zu Leibe zu gehen, es wenigstens aus meinem Zimmer energisch zu vertreiben. Ich will Sie nicht langweilen, kurz, von jetzt ab entspann sich zwischen uns ein stiller, aber um so hartnäckigerer Kampf; ich qualmte zum Verzweifeln in meinem Kabinett — das hatte ich als das beste Mittel erprobt — während sie immer neue Scharen dieser unheilvollen Insekten hineinschleppte. Wie sie es machte, weiß ich nicht; in einer Zeit, wo sie draußen nur noch vereinzelt herumflogen, summte es in meinem Zimmer wie in einer Maschinenhalle — en miniature natürlich — sie muß eine ganze Kultur dieser schrecklichen Störenfriede hier angelegt haben!"

„Warum ließen Sie sich nicht scheiden?" unterbrach ich ihn.

„Sie kennen unsere damaligen Gesetze nicht. Wir sind nämlich beide Katholiken, und als solcher hätte ich alles quittieren müssen. Ich war aber in meinen derangierten Verhältnissen geradezu auf die Protektion der Regierung angewiesen und mußte jeden Skandal vermeiden — doch lassen Sie mich fortfahren.

In der Zeit erhielt ich verschiedene anonyme Briefe, die sich alle mit dem Leben und Treiben meiner Frau beschäftigten. In einzelnen wurde der Name eines meiner besten Freunde mit ihr in Verbindung gebracht. Ich eilte zu ihm, nachdem ich lange überlegt hatte, und zeigte ihm stumm die ihn betreffenden Stellen. Er lachte laut auf, keineswegs gezwungen, und sagte:

„Das wäre eine Nichtswürdigkeit, wenn es keine Dummheit wäre. Das hat sicher irgend so eine obskure Bedientenseele geschrieben! Zerbrich dir nicht weiter den Kopf darüber!"

Er sah mir fest in die Augen, und als ob eine Centnerlast von mir genommen wäre, eilte ich meiner Wohnung zu. Ich glaube, in diesem Augenblicke liebte ich wieder meine Frau, wenigstens hatte ich eine unbestimmte Sehnsucht nach ihr. Am andern Morgen besuchte mich P. und bat mich um tausend Gulden auf drei Monate. Da er mir früher ausgeholfen hatte und ich, wie gesagt, in etwas sentimentaler Stimmung war, gab ich ihm eine Anweisung an meinen Bankier. In dieser Woche konnte ich mich schon am Freitag dienstfrei machen, und mit der festen Absicht, durch fortgesetzte Güte meine Frau mir zurückzugewinnen, reiste ich nach dem Plattensee ab. Ich fand das Nest leer, später erfuhr ich, daß sie mit meinem Freunde durchgebrannt war!" —

Er schwieg und sah auf das in reinster Bläue schimmernde Meer herunter.

„Da die Verwandten meiner Frau," fuhr er dann fort, „natürlich mir alle Schuld zuschoben und die fortwährenden Duelle mich überaus nervös gemacht hatten, zog ich die Uniform aus, verkaufte meine Hypotheken und begann zu reisen. Es war auf Capri — Sie kennen ja die Insel wohl, die dieser Küste so seltsam ähnelt — wo ich ein Telegramm erhielt, das mich schnell zu meiner schwer erkrankten Mutter zurückrief. Ich fand sie bei vollstem Wohlsein; die Depesche war eine nichtswürdige Fälschung dieses Teufels in Menschengestalt gewesen. Ich ahnte nur zu gut, warum; jetzt wollte sie die Mücke in dem Schicksalsspruche spielen, um die drückende Ehefessel los zu werden. In der That, wenn Kummer und

geiſtige Depreſſion den Menſchen töten könnte, wäre ich bereits zehnmal geſtorben, denn überall hin verfolgten mich ihre vergifteten Pfeile! Jetzt aber laſſen Sie uns ein wenig in Cabbé-Roquebrune ausruhen, das ſtete Sprechen macht müde!"

Wir traten in das wunderbar ſchön gelegene restaurant des touristes ein und ſetzten uns in eine ſchattige Laube. Der kleine Imbiß ſchmeckte uns vortrefflich, aber bald ſaßen wir wieder bei der duftenden Londres. Durch den kleinen Ausguck zwiſchen den Epheublättern ſahen wir auf das dicht vor uns liegende Cap Martin, das mit ſeinen Pinien und Oliven gleichſam herübergrüßte.

„Man kann verſtehen, warum ſo viele gekrönte Häupter hier leben," ſagte ich nach einer langen Pauſe.

„Ja, man ſollte meinen, in den heiligen Hallen der Olivenhaine wohne nichts als Frieden, nichts als Frieden," antwortete er, die letzten Worte wiederholend.

Wir brachen auf, unſere Schritte nach dem grünen Juwel lenkend.

„Kennen Sie Torbole?" begann er dann wieder, „dieſes Fleckchen Erde, an dem der große Schwarm der Touriſten meiſtens unachtſam vorübergeht. Freilich, früher war es noch bekannter, als die Landſtraße nach Riva noch mehr benutzt wurde; jetzt fährt ja alle Welt mit der Eiſenbahn dahin!"

Ich ſtimmte in ſeinen Enthuſiasmus ein, denn ich hatte als Student die Gegend kennen gelernt.

„Sehen Sie, dort hielt ich mich vor einigen Jahren unter angenommenem Namen auf; ich hatte mir einige photographiſche Kenntniſſe erworben und benutzte dieſe in meiner natürlich bald prekär gewordenen Lage. Ich ſtellte Bilder her, die ich ſpäter mit Ölfarben kolorierte. Die Tuſcherei brachte freilich nicht viel, aber ich ſtarb nicht dabei. Sie erinnern ſich gewiß an den wunderbaren Olivenwald, den ſchönſten Schmuck des kleinen Dorfes? Eines Nachmittags war ich mit meinen Malutenſilien an das Ufer des Sees gegangen — denn ich pfuſchte den Künſtlern bereits ins Handwerk — um eine herrlich gelegene Stelle, die ich ſchon unzählige Male von den verſchiedenſten Plätzen aus photographiſch aufgenommen hatte, auf Leinwand zu ſkizzieren. Ich thronte auf einem ſteil abfallenden Felſen, einem ziemlich gefährlichen Sitze für einen mit Schwindel Behafteten. Ich freilich kannte dieſes Übel nicht. Bei einer zufälligen Kopfwendung ſah ich, wie ein kleines Boot mit einer Dame allein von der Mitte der kleinen Bucht aus in der Richtung nach Riva ſteuerte. Das ſieht man freilich alle Tage, aber ich weiß nicht, wie es kam, kurz, ein geheimes Gefühl zwang mich, von Zeit zu Zeit den Kopf zu drehen und der ungeſchickten Ruderin, die in dem zur Zeit hochgehenden See alle Beſinnung verloren zu haben ſchien, nachzublicken. Zu meinem Erſtaunen bemerkte ich, daß ſie jetzt ihr Fahrzeug, indem ſich allerlei Angelgerät befand, direkt auf Torbole los lenkte. Sie war dicht verſchleiert und hielt ihr Geſicht zu Boden geneigt, ſo daß ich ihre Züge nicht wahrnehmen konnte, obwohl ſie ſchließlich nur noch wenige Schritte von mir entfernt war. Ich wollte ihr zurufen, aber der Ton blieb mir in der Kehle ſtecken; in der höchſten Angſt um die Verwegene, die ſicher an den Klippen anlaufen mußte, wo ihr Tod unvermeidlich war, lief ich den ſteilen Pfad hinunter, mich mit der Linken an einem kleinen Felſenvorſprung haltend.

In demſelben Augenblicke warf die Dame mir ihren Angelſtock zu — vielleicht ſollte ich ſie hinaufziehen — ich fühlte einen ſtechenden Schmerz in der ſtützenden Hand, unwillkürlich ließ ich los und ſtürzte ſteil in den See hinunter!"

Er pauſierte und atmete ſchwer.

„Erſt nach einigen Tagen kam ich wieder in Riva zur Beſinnung, wohin ich auf Veranlaſſung der ſeltſamer Weiſe Geretteten gebracht worden war."

„Ihre Frau?" fragte ich.

„Hören Sie nur weiter! Man überreichte mir im Spital ein Couvert, in dem ſich eine Viſitenkarte meiner Frau befand. Darunter war mit ungeübter Hand ſo ein Ding, wie eine langbeinige Mücke gemalt!"

Er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne und ſchloß: „Da haben Sie meine Geſchichte! Die Dame auf dem Boote war, wie Sie ahnen, meine Feindin geweſen!

Weiß der Himmel, was ſie beabſichtigt hat! Ich will keine falſche Beſchuldigung ausſprechen — aber ſehen Sie dieſe Narbe auf meiner linken Hand? Da fand man tief im Fleiſch einen abgeriſſenen Angelhaken mit einer Metallmücke!"

„Sie hat ſie gerettet!" entgegnete ich ernſt. Während wir ſchweigend weitergingen, dachte ich lange über die merkwürdige Geſchichte nach. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß da noch ein vorläufig mir unbekanntes Etwas mitſpielte, das er vielleicht ſelbſt nicht kannte. In Mentone fragte ich noch: „Haben Sie ſie wiedergeſehen?"

„Nie mehr!" antwortete er. „Hierher kommt ſie nicht ſo leicht, ſie fürchtet ſich vor ihren Verwandten, die zur Zeit in Nizza wohnen. Sehen Sie, wie ſich alles ändert, ihre früheren Verteidiger ſind jetzt ihre ſchlimmſten Feinde! Deswegen bin ich gern hier, nicht um zu ſpielen, wie Sie vielleicht geglaubt haben. Außerdem kann ich hier die herrlichſten Aufnahmen machen! Es bringt leider Gottes verdammt wenig; zu Zigarren reicht's nicht, wie Sie wiſſen; manchmal auch nicht zum Mittag!"

Mehrere Wochen lang ſahen wir uns nicht wieder; der zigeunernde ehemalige k. u. k. Lieutenant war in Mentone geblieben. Endlich erhielt ich im April, als ich eben im Begriffe war, meine Sachen zur Abreiſe zu packen, einen Brief von ihm. (Weiß der Himmel, woher er meine Adreſſe kannte, die ich vergeſſen hatte, ihm mitzuteilen!) Er bat mich in ſeinem Schreiben, ihn doch im Café de Paris um eine beſtimmte Zeit zu erwarten. Pünktlich ſtellte ich mich ein, herzlich froh darüber, daß es ihm, dem verabredeten Rendezvousplatz nach zu ſchließen, beſſer ging. Bald erſchien er denn auch in demſelben Anzuge, den er immer trug und überreichte mir feierlichſt die geliehenen zehn Franken.

Dann beſtellte er beim Kellner eine Flaſche beſſeren Landweins und bat mich gewohnter Weiſe um eine Zigarre. Ich lachte. „Den Wein ich, die Zigarren Sie! Von Ihnen ſchmecken ſie mir immer am beſten. — Übrigens," rief er mit erhobener Stimme, „in dem Monat, wo wir uns nicht mehr geſehen haben, habe ich eine nicht unangenehme Nachricht erhalten. Sie iſt tot, ihr Advokat hat es mir geſchrieben, in Abbazia iſt ſie geſtorben. R. i. p.! Das merkwürdigſte iſt, daß ſie mich zu ihrem Erben eingeſetzt hat. Die eine Rate habe ich ſchon erhalten. — Jetzt kann ich Ihnen auch geſtehen, weswegen ich mich eigentlich hier herumtreibe. Weil ich trotz meines Schwabenalters den dummen Jungenſtreich gemacht habe, mich zu verſchießen —" Er zeigte mir die verblichene Photographie einer hübſchen, jungen Dame. „Erſt jetzt darf ich an Heirat denken; Scheidung hätte mir auch heute noch nichts genützt, ſo lange ich Öſterreicher bin!" Er ſah vor ſich hin.

„Nun will ich den ganzen Krempel von Photographien ohne weiteres verkaufen, denn dies Handwerk iſt doch zu öde und zu wenig einträglich. Ich fühle mich ſo frei und froh geſtimmt, als ob die Zeit des Elends jetzt für immer vorbei wäre! Laſſen Sie uns ins Kaſino gehen, ich will gewinnen!"

Ich mußte über den ſeltſamen Heiligen lachen, der damit ſein neues Leben einweihen wollte.

In den Spielſälen wirkte das Stimmengewirr der zahlreichen Beſucher, das Klingen der hin- und herfliegenden Silber- und Goldſtücke ſichtlich verwirrend auf ihn. Offenbar hatte er noch nie geſpielt. Verſchiedenemale trat er an einen Tiſch, ohne ein Stück zu ſetzen.

Erſt nach geraumer Zeit ſah ich, wie er zögernd beim Trente et Quarante ein Zwanzigfrankenſtück auf Rouge legte. Er gewann, zog haſtig die beiden Goldſtücke ein und kam zu mir.

„Auf ſo leichte Weiſe habe ich noch nie zehn Gulden verdient!" ſagte er lächelnd, aber etwas verlegen, denn er ſchämte ſich offenbar als Spieler zu gelten.

Seit der Zeit ſah ich ihn — ich mochte kommen wann ich wollte — zu jeder Tagesſtunde im Spielſaal. Mich intereſſierte die Beobachtung dieſes ſeltſamen Charakters, und an Abreiſe dachte ich nicht mehr. Doch ich will nicht heucheln, insgeheim beabſichtigte ich auch, noch etwas meine Finanzen aufzubeſſern, die hier ſtark gelitten hatten. „Haben Sie Glück?" fragte ich ihn einmal. Er ſchüttelte den Kopf. „Die halbe Erbſchaft iſt bereits

weg! Macht nichts, ich weiß, daß ich ſpäter unfehlbar gewinnen werde, denn ich muß Geld haben!“ Ich beobachtete, wie ſeine Augen fieberhaft glänzten und fragte ihn, ob er krank ſei.

„Nein, nein! Ich habe nur ab und zu Viſionen, dann kommt es mir vor, als ob eine rieſige Mücke ſich feſt an meinen Kopf klammere und mir das Blut ausſauge. Früher waren es beängſtigende Träume, aber jetzt paſſiert es mir auch am hellen, lichten Tage. Ich ſehe ungezählte Scharen von Mücken auf mich einſtürmen, bis es mir vor den Augen dunkelt und die erwähnte Erſcheinung eintritt!“

„Faſt möchte ich glauben, daß Sie zu viel Abſinth trinken!“ antwortete ich in ſcherzendem Ton. Er huſtete, erwiderte aber nichts. Ich muß hier bemerken, daß ich in unſerm Verkehr noch nie ein unwahres Wort bei ihm entdeckt hatte; alſo hatte ich unwillkürlich das Richtige getroffen und das ſchmerzte mich. — Am andern Tage war er nicht im Kaſino.

Eine Zeit lang blieb er verſchwunden. Da, eines Abends, es mochte gegen ſechs ſein, ſah ich ihn an meinen Tiſch treten. Er reichte mir die Hand und bat mich zu einem anderen Tiſche herüberzukommen. Nachdem wir hier ein Weilchen zugeſehen, ſetzten wir uns auf den benachbarten Divan.

„Ich hatte heute Nacht einen ſeltſamen Traum,“ begann er. „Denken Sie, dreimal iſt mir die Zahl 7 erſchienen jedesmal nach 36! Seitdem warte ich an dieſem Tiſche auf die letztere Zahl, die den ganzen Tag lang noch nicht herausgekommen iſt. Es war merkwürdig, wie die Sieben ſich mir kund that. Einmal waren es Schwärme der verhängnisvollen Blutſauger, die alle eine 36 auf den Flügeln trugen, bis ſie ſich zu einer großen Zahl, der erwähnten, formierten. Dann war es wieder eine Axt in Form einer Sieben, mit der ich das ſchreckliche Geſpenſt auf meinem Kopfe erſchlug. Als es zu Boden fiel, gruppierten ſich ſeine Beine und Flügel zu einer rieſenhaften Ziffer, der genannten 36. Ich erwachte, in Schweiß gebadet. Als ich wieder eingeſchlafen war, träumte ich, ich läge auf einem grünen Raſenfleck und ſtarrte unverwandt in die Sonne. Neben mir waren noch andere Wieſenflächen, alle ungefähr von der Größe eines Spieltiſches. Plötzlich drang ein ſchwarzer Schatten mitten in das leuchtende Geſtirn, und ich erkannte die ſcharfen Konturen der ſchon zweimal geträumten doppelſtelligen Zahl. Faſt in demſelben Augenblick aber verwandelte ſich alles in eine im hellſten Glanze ſtrahlende Sieben. Dieſer Tiſch hier entſpricht meinem Raſenabteil!“

Aufs höchſte erſchrocken ſah ich ihm ins Geſicht; denn es war mir klar geworden, daß ich einen Geiſteskranken vor mir hatte und der Wahnſinn jeden Augenblick bei ihm ausbrechen konnte.

Während wir ſchweigend daſaßen, drang vom Tiſche her der ſcharf hervorgeſtoßene Ruf: Trente-six, Rouge, Pair et Passe! zu uns.

Mit glühenden Augen ſtürzte mein Freund zu dem Tableau, zog mit zitternden Händen aus allen Taſchen ſein Geld hervor und ſetzte auf 7 die Transverſalen, Karrees, Dutzende, Kolonnen und alle Chancen, die mit der geträumten Zahl in Verbindung ſtanden, alles, was er beſaß. Ich wußte, er war ruiniert, wenn er verlor und wollte ihn zurückhalten; er ſchüttelte mich ab. Lächelnd betrachteten ihn die Beamten, verwundert die anderen Spieler. Jetzt rollte die Kugel, anfangs in ſchnellem Tempo, dann immer langſamer und langſamer; jetzt ſagte der drehende Croupier ſein ſtereotypes: „Le jeu est fait, rien ne va plus!“ In jedem Augenblick mußte das kleine Elfenbeinſtückchen ſeinen Lauf beenden. Wie gebannt hafteten meine Blicke darauf; was ſich in einer Zehntelſekunde abſpielte, ſchien mir eine Ewigkeit zu dauern. Jetzt hielt die Kugel unmittelbar vor Sieben, aber die Scheibe drehte ſich langſam weiter und weiter. Ich warf einen Blick in das leere Käſtchen, das die verhängnisvolle Zahl enthielt und konnte kaum einen leiſen Schrei unterdrücken —; hinten, faſt am Rande, befand ſich, beinahe nicht bemerkbar, ein kleiner Moskito. In der kürzeſten Zeit beobachtete ich, wie er ſich putzte, mit den langen Beinen über die Flügel ſtrich, dann ſich gelaſſen zum Fortfliegen anſchickte, aber ſchließlich ſitzen blieb. In dieſem Augenblick fiel die Boule hinunter, prallte an dem glatten Meſſingkegel ab und ſuchte ſich in

einem Fache ihr Ziel. Es war in der That die Nummer Sieben.

Die Schärfe meiner Sinne ſchien ſich in dieſem Momente verhundertfacht zu haben. Ich ſah, wie die Kugel immer näher und näher an das fatale Inſekt herandrang, jetzt hatte ſie es erreicht, es umgeworfen, aber das ſo geringe Hindernis hatte genügt, ſie abzulenken und aus der bereits gewählten Zahl herauszutreiben. Sie fiel nebenbei in 29.

Ein Seufzer entrang ſich meiner Bruſt; ich dachte an den Öſterreicher und ſah mich nach ihm um. Entſetzlich hatten ſich ſeine Züge verändert, aber nicht das Roulette betrachtete er, ſondern eine ihm gegenüberſtehende Dame, die ihn ebenſo geſpannt beobachtete. Er ſtieß einen unartikulierten Schrei aus, wie ein zu Tode gepeinigtes Tier, und ſuchte ſich mit Gewalt einen Weg zu ihr zu bahnen. Während die Kroupiers ſein Geld einſcharrten, hörte ich das Knacken eines Revolverhahns; ein dumpfer Knall folgte. Geheimpoliziſten und Diener drängten die Leute fort, und nach fünf Minuten erinnerte nichts mehr an den Vorfall. Was geſchehen war, habe ich nie erfahren, ich ſah weder ihn noch die Dame je wieder. —

Zufällig kam ich zur Zeit der diesjährigen Ausſtellung in Berlin mit einem öſterreichiſchen Hauptmann zuſammen, dem ich die Geſchichte erzählte. Er lachte erſt, wurde dann aber plötzlich ſehr ernſt. „Den Mückerich," ſagte er, „den kannte ich ganz gut! Der arme Teufel hat in ſeiner Jugend durch irgend einen Zufall, den man nicht kennt, einen „Stich" — Sie verſtehen mich — wegbekommen. Mag man ſeiner Frau vorwerfen, was man will, jedenfalls hat ſie ihn ſehr geliebt und alles für ihn geopfert. Sie wiſſen, er litt an Verfolgungswahnſinn. Man brachte ihn zeitweiſe in eine Anſtalt, und der Leiter derſelben, ein berühmter Nervenarzt, kam auf die Idee, durch eine heftige geiſtige Erſchütterung ſein geſtörtes ſeeliſches Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Man hat alles Mögliche verſucht; da er immer eine böhliſche Scheu vor den Mücken hatte, wollte man ihm zeigen, wie ungefährlich die Dinger ſind, und baſierte ſpäter auf dem handgreiflichen Beweis dieſer Unſchädlichkeit das ganze Heilverfahren. Es wird Ihnen nun vieles in anderem Licht erſcheinen. Später fing er an, ſich ſeiner Furchtſamkeit zu ſchämen; vielleicht glaubte er ſich auch nicht verſtanden — er war ein wenig empfindlich — jedenfalls ſchwieg er. Man hatte ihn dann ein paar Jahre lang unter Kuratel geſtellt, bis auch dieſe auf wiederholtes Verlangen ſeiner Frau aufgehoben wurde. Bald nachher ſoll er im Spiel an einem Abend — ſicher dem von Ihnen erwähnten — alles verloren haben. Das Merkwürdigſte iſt, daß er ſeine Gattin gern hatte, ſobald er ſie nicht perſönlich vor Augen ſah. Er beſaß von ihr eine alte Photographie aus den früheren Jahren, jedenfalls die Ihnen gezeigte, die er wie ein Heiligenbild verehrte. Er hat ſie danach in den verſchiedenſten Stellungen gemalt, er war nicht ohne Talent! — Weiter weiß ich auch nichts. —"

Die Naturheilung und ihre praktischen Konsequenzen.

Von

Oberstabsarzt Dr. **Hans Buch.**

Nachdruck verboten.

Die Natur heilt, der Arzt sorgt.
Hippokrates.

In dem glanzvollen Perikleischen Zeitalter steht neben dem namengebenden Hauptvertreter, dem hochgebildeten Staatslenker Perikles selbst, neben den Geistesheroen auf dem Gebiet der Weltweisheit wie Anaxagoras und Sokrates, der dichtenden und plastischen Künste wie Sophokles, Euripides, Aristophanes, Phidias, auch ein Arzt, der durch die Klarheit seines Verstandes, durch die Schärfe seiner Beobachtung, durch die Gefühle echter Menschenliebe als leuchtende Warte in dem Dunkel späterer Verwirrung immer wieder auf die rechte Bahn lenkt, es ist dies Hippokrates. Im feinen Verständnis für alle Vorgänge altklassischer, wie moderner Geschichte hat Curtius oft darauf hingewiesen, daß all unsere Tagesfragen mit denen Griechenlands in denkverwandtschaftlicher Beziehung stehen. „Alles, was aus Athen kommt," sagt er, „das sind keine trocknen Blätter für das Herbarium des Gelehrten, sondern frische Zweige und Blüten, die uns alle erfreuen, Zeugnisse eines vielseitig angeregten geistigen Lebens voll hoher idealer Ziele. Es berührt uns alle menschlich so nahe, wie eine Kunde aus der eignen Heimat." Dieses Wort findet auch seine Bestätigung bei Veranschaulichung der medizinisch-philosophischen Richtung, die damals zur Herrschaft kam und wohl verdient, in ihrer Einfachheit und Klarheit auch bei uns nach mancherlei Irrwegen durch das Labyrinth des Doktrinarismus zur vollen Anerkennung zu gelangen.

Hippokrates durchschneidet das Wunderknäuel der Hieromantik, das von Jahrhunderten zusammengerollt ist, und zeigt als dessen Inhalt die Thatsache, daß alle Heilungsvorgänge nicht von dämonischen Gewalten, nicht von technischer Kunstfertigkeit Eingeweihter, sondern von der Einwirkung ausgleichender Naturkräfte abhängig sind. Dadurch, daß er die Beobachtung und Unterstützung der Natur — physis — in der Krankenbehandlung zum eisernen Gesetz erhob, wurde er zum Vater der physiatrischen Schule, welche in jüngster Zeit so bedeutungsvoll geworden, aber nicht zu verwechseln ist mit jener Gruppe volkstümlicher Naturärzte, die durch schablonenhafte Benutzung gewisser Elemente, wie Luft und Wasser, den menschlichen Körper zu beeinflussen suchen. Der Hippokratismus wurde durch Plato in idealster Weise zum Abschluß gebracht, der das Leben als eine Wechselwirkung von Geist und Materie darstellte und die Krankheit als einen Vorgang in der letzteren und eine Freiheitsbeschränkung des ersteren auffaßt. In den Symptomen der Krankheit offenbart sich der Kampf der widerstrebenden Kräfte, die zweckentsprechende Reaktion gegen schädliche Einflüsse. Die Erscheinungen des Fiebers sah man dafür als beredten Ausdruck an. Hier trat das energische Ringen deutlich zu Tage: die Lebenskräfte waren bestrebt, den Organismus von fremdartigen, nachteiligen Stoffen frei zu machen; der Stoffwechsel vollzog sich in stürmischer Erregung; Herz, Puls und Atmung waren zur äußersten Thätigkeit gebracht, die Hautwärme verstieg sich zu brennender Glut, bis unter dem Bild einer Krise zugleich mit Schweißausbruch und dem Vollzug anderer, deutlicherer Ausscheidungen des Leibes der Kampf zum Abbruch gelangte und die vitale Thätigkeit einen ruhigen Verlauf annahm, der zur schließlichen Genesung führte.

Aus der Erkenntnis solcher wohlthätigen Kräfte im menschlichen Organismus entsprang eine tiefe Verehrung für das richtige Walten im Mikrokosmus, und in ehr-

erbietigem Vertrauen darauf wagte man auch in Krankheitsfällen nicht ſtörend einzugreifen. Man betrachtete ſich als Diener der erhabenen Meiſterin Natur, ehrfurchtsvoll auf ihre Winke lauſchend, um zur rechten Zeit ganz in ihren Erforderniſſen mit ſelbſtloſer Opferfreudigkeit aufzugehen. Damit iſt aber nicht geſagt, daß es eine Pflicht der naturaliſtiſchen Anhänger und deren Kennzeichen geweſen wäre, ſich bei Erkrankungen in ſtille Beobachtung, Gleichgiltigkeit und Trägheit zu verlieren und alles von der Natur zu erwarten; im Gegenteil, ihre autoritative Richtung hat durchaus kein Bedenken vor energiſchen Eingriffen gehabt, nur mit dem unbedingten Gebot, daß ſich alle Maßnahmen ſtreng auf dem von der Natur eingeſchlagenen Wege halten, in vollem Einklange mit deren Heilkraft ſtehen müßten. Vis medicatrix naturae. Die ſpätere Wiſſenſchaft iſt ehrlich bemüht geweſen, dem Weſen dieſer Natur- oder Lebenskräfte auf die Spur zu kommen; aber es iſt ihr damit gegangen, wie mit der Ergründung der andern mächtigen Triebkräfte, welche die große Welt durchfluten, wie Elektrizität, Wärmeſpannung, Körperſchwere; ſie weiß aus ihnen Vorteil zu ziehen, aber nicht ſie zu erklären. Am nächſten wird man der Wahrheit vielleicht noch mit der Vorſtellung kommen, daß ſich in der kleinſten Bildungsform des Organismus, der Zelle, moleculare Vorgänge abſpielen, welche auf Abſtoßung und Anziehung hinauslaufen. Parallele Erſcheinungen werden uns durch einen Blick auf die magnetiſchen Pole, auf poſitive und negative Elektroden verdeutlicht. Da die Zelle etwas Feſtes, Unbewegliches iſt, ſo muß man annehmen, daß in ihren Säften chemiſche Prozeſſe verlaufen, die durch das Eindringen eines reizenden Medium eingeleitet oder verändert werden. Dieſes Verhalten der Kleinweſen gegenüber anziehenden und abſtoßenden Stoffen auf chemiſcher Baſis iſt mit dem von Pfeffer gebildeten Worte Chemotaxis belegt worden und geſtattet plaſtiſche Veranſchaulichung. Ein Bacillus wird auf ſeiner Laufbahn im Körper, je nachdem er auf gleichartige oder anderswirkende Subſtanzen trifft, beeinflußt, und ſo kann er in ſeiner Fortentwicklung hier zum Nachteil für die Geſamtheit des Organismus werden, dort aber nützlich, weil er andere Schädlichkeiten vernichtet. Für jede Krankheitserklärung iſt die Einwirkung eines ſtörenden Reizes, mag derſelbe nun in einem von dem unbewaffneten Auge nicht wahrnehmbaren Pilze und deſſen Ausſcheidungen oder in einem unter die Haut gebrachten Splitter beſtehen, unentbehrlich. Nach Einbringung des Störenfrieds tritt ſofort an der Stelle, wo er ſich befindet, eine lebhafte Zellenthätigkeit ein, welche darauf abzielt, den Eindringling hinwegzuſchaffen. Es iſt höchſt intereſſant, unter dem Mikroſkop zu betrachten, wie der Kampf verläuft.

Die regſte Thätigkeit entwickelt ſich in dem den Splitter umgebenden Gewebe. Dieſelbe Geſchäftigkeit, dasſelbe Drängen, welches man in einer Ameiſenkolonie wahrnimmt, ſobald es gilt, ein in ihren Haufen geſchleudertes Hindernis hinwegzuräumen, herrſcht in der Umgebung des Fremdkörpers. Aus den durchriſſenen Gefäßen drängen ſich unendliche Scharen weißer Blut- und Eiterkörperchen, welche ſich anhäufen und vermehren, das nicht hierher gehörige Holz umſchließen und heben, bis es zur Oberfläche der Haut hinausgeſchoben und freigelegt iſt. Dann hört die Ausſcheidung auf, Gefäßwärzchen wachſen ſich entgegen und verbinden ſich, und der entſtandene Defekt wird durch eine ſchuppige Decke geſchloſſen, ſodaß kaum eine Spur von der ſtattgehabten Verletzung zurückbleibt. Daß eine geſchickte, helfende Hand dieſen Verlauf, der immer längere Zeit erheiſcht, abkürzen kann, und mit welchem Erfolg, das beweiſt das allbekannte Hiſtörchen von Androklus und dem dankbaren Löwen. So beſſert die Natur Schäden aus in allen Gewebsteilen, in den Muskeln, Sehnen, Knochen und Eingeweiden. Die weichen Gebilde werden durch gallertige Maſſen verklebt, welche an Feſtigkeit zunehmen und zuletzt ganz das Gepräge des Stoffes erhalten, in welchem die Einbuße ſtattgefunden hat. Die gebrochnen Knochen werden durch einen kalkhaltigen Kitt wieder verbunden und gefeſtigt, und die einzige Aufgabe des Wundarztes beſteht darin, das benachteiligte Glied in der normalen Lage zu erhalten, die notwendigen Ernährungsbedürfniſſe herbei zu ſchaffen. Alles andere beſorgt die gütige Mutter Natur.

Auch bei allen innern Krankheiten handelt es ſich immer um die Einbringung eines giftigen Agens, welches der Körper mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln

Digitized by Google

hinauszuschaffen bestrebt ist. Selbstverständlich ist dieses Vermögen begrenzt und für den Erfolg oder Mißerfolg sind unveränderliche Gesetze maßgebend, an denen kein Gott etwas ändern kann, und um wieviel weniger Menschenkraft! Daß in solchen Augenblicken wirklicher, nicht scheinbarer Gefahr die menschliche Heilkunst ganz unzulänglich ist, nicht den mindesten Ansprüchen genügt, beweist jeder Tag und jede Stunde. Selbst den Beschwerden eines einfachen Schnupfens, eines sich bildenden Geschwürs stehen wir mit unseren therapeutischen Mitteln machtlos gegenüber, wenn es sich um eine sofortige Sistierung des Uebels handelt. Nur dadurch, daß wir die Natur in ihrem Heilbestreben unterstützen, können wir Vorteile erringen. Niemals zu schaden muß aber Grundmaxime bleiben.

Doch was muß sich manchmal die gütige Mutter Natur von Willkür und Unverstand gefallen lassen, um schließlich dennoch mit Meisterschaft ihr gutes Werk zu Ende zu führen. Man denke nur an den Unflat, mit welchem oft offene Wunden behandelt worden sind, an jene unheilvolle Zeit der Aderlässe, durch welche der Körper seines besten Nährsaftes, des Blutes, in unbarmherziger Weise beraubt wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert, in der Epoche des Vampyrismus, wurden von den Aerzten unglaubliche Sünden gegen die Natur begangen. So steht fest, daß Ludwig XIII. in einem Jahre von seinem Leibchirurgen Bouvard 47 mal zur Ader gelassen wurde, ungerechnet 215 Brech- und Abführmittel und 312 Klystiere. Brousset, einst die gefeiertste Autorität in Paris, ließ im Hotel Dieu in jedem Krankensaal täglich durchschnittlich 400 Blutegel gebrauchen. Ein Dr. Frappart verordnete einem Kranken im Verlauf einer Krankheit, welche mit dem Tode endete, nicht mehr als 1 800 Blutegel. So berechnet sich der Gesamtverbrauch an Blutegeln für ein Jahr in den Spitälern von Paris damals auf sechs Millionen. Aber auch in den deutschen Badestuben herrschte zur Herbst- und Frühjahrszeit ein wahres Blutvergeuden. Ohnmächtig und bleich ließen sich die bethörten Menschen hinwegtragen und mußten durch langes Siechtum für unsinniges Handeln büßen. Jeder Anlaß wurde zum Schröpfen benutzt: Schmerz und Freude, Blutarmut und Blutüberfüllung, Geburtstage und Hochzeitsfeste. Selbst die Tiroler Schützen, die Kinder der freien Berge, versäumten nicht, vor dem großen Scheibenschießen, wenn sie es recht gut machen und sicher ins Schwarze treffen wollten, vorher durch einen ergiebigen Aderlaß das Wallen ihres heißen Blutes zu beruhigen; selbstverständlich ohne gleichzeitige Beschränkung des Weingenusses. Bei allen unverzeihlichen Fehlgriffen hat sich allein die Natur als ausbessernde Kraft gezeigt, und sie bewährt sich als helfender Retter noch heute da, wo falsche Heilbestrebungen eingeschlagen werden, Quacksalberei und Pfuschertum auf Kosten der gutgläubigen Menge ihr ersprießliches, eigennütziges Gewerbe treiben. Leider hat auch die gegenwärtige Schulmedizin durch Verwendung nur die Symptome einschränkender Mittel und durch Adoption von Spezialitäten vielfach nachteiligen Einfluß geübt.

Professor Bock, der bekannte Verfasser vom „gesunden und kranken Menschen", hat vor Jahren zu der arzneilichen Richtung in der Medizin besonders scharf Stellung genommen und hat die Unzulänglichkeit ihrer Maßnahmen durch folgende Leitsätze zum Ausdruck gebracht, um die Gedanken seiner Leser zum eigenen Urteil über die Heilung von Krankheiten zu bringen. Ich lasse sie mit geringer Modifikation folgen, um die Bedenken gegen die medikamentöse Heilweise in kürzester Form zum Ausdruck zu bringen. 1. Seit Bestehen der Heilkunde sind kranke Menschen bei den verschiedensten Heilmethoden, Charlatanerie und Hokuspokus gesund geworden. Auch zur jetzigen Zeit genesen Kranke ebenso bei der allopathischen, homöopathischen, bei der hydropathischen, Prießnitz'schen, Schroth'schen, mystischen, gymnastischen, magnetischen, sympathischen und Naturheilkünstelei. 2. Bei ein und derselben Krankheit werden nach Behauptung verschiedener Heilkünstler die allerverschiedensten Mittel aus allen Naturreichen und Weltgegenden mit dem besten Erfolge angewandt. 3. Ein und dasselbe Heilmittel und ganz dieselbe Heilmethode (z. B. der Naturärzte) heilt angeblich die allerverschiedensten Krankheiten. 4. In den Apotheken sind eine Unmasse von Arzneistoffen aufgestapelt, die zur Zeit als ganz nutzlos gelten, früher aber als äußerst heilsam gepriesen wurden. 5. Die verschiedenen medizinischen Autoritäten behandeln ganz dieselben Krankheiten

auf ganz verschiedene Weise. 6. Dieselben medizinischen Autoritäten behandeln dieselbe Krankheit zu verschiedenen Zeiten ganz anders. 7. Charlatane mit Geheimmitteln, naturheilkünstelnde Schuster, Schneider und Handschuhmacher, Pfarrer mit Kaltwasser-Schrotbrotkur, Homöopathen mit Nichtsen haben bei Behandlung von Krankheiten ziemlich dieselben glücklichen Erfolge wie die gelehrtesten und geheimsten Sanitäts-, Hof- und Medizinalräte. 8. Medizinische Autoritäten greifen bei eigener Erkrankung selten zu den für andere verwandten Arzneimitteln. 9. Sehr viele Kranke werden ohne alle Arznei und ohne Arzt von selbst gesund.

Diesen skeptischen Erwägungen gegenüber wird die Annahme der Naturheilung zur unumstößlichen Wahrheit und das hippokratische, physiologische Verfahren zur absoluten Notwendigkeit.

Wenn wir nun mit Berücksichtigung dieses Ergebnisses prüfende Umschau halten, auf welchem Boden sich der schaffende Menschengeist in fruchtbarer Weise bethätigen kann, da liegt vor ihm das weite, noch ziemlich dürftig bestellte Feld der Hygiene, jene große Frage von anthropologischer und sozialökonomischer Bedeutung nach der Wohlfahrt des einzelnen wie der Gesamtheit, der besten Volksernährung, dem Schutz vor ansteckenden Krankheiten, der Stählung des Körpers gegen deren Einflüsse und schließlich der Vervollkommnung der Krankenpflege. Derartige praktische Sicherheitsbestrebungen sind nicht neu. Wir wissen, daß Moses im Interesse des jüdischen Volkes weitgehende Vorschriften über Reinhaltung von Luft, Wasser und Boden, über Speisen und Getränke, Wohnung und Kleidung, über Gesundheits- und Krankenpflege, kurz über alles, was unsere moderne Gesundheitsforschung beschäftigt, gegeben hat. Von den Aegyptern erfahren wir durch den Papyros Ebers, wie eingehend sie die persönlichen Schutzbedürfnisse erwogen und geregelt haben. Lykurgus hat für Sparta eine so vorzügliche Speiseordnung festzustellen gewußt, daß diese noch jetzt für gewisse Verhältnisse mustergiltig sein dürfte. Meister Hippokrates hat ein Buch veröffentlicht, in welchem sich die vortrefflichsten Lebensregeln finden. Das alte Rom erregt durch die Ruinen seiner Wasserleitungen, Bäder und Kloaken noch heute unser Staunen und unsere Bewunderung. Durch die Einführung des Christentums sind zwar alle Bestrebungen für das leibliche Wohl hinter dem Verlangen nach himmlischer Glückseligkeit zurückgedrängt, aber gleichwohl sind von der christlichen Liebe so viel Barmherzigkeit und so viel Wohlthätigkeitseinrichtungen ausgegangen, namentlich zur Zeit von Kriegen und Pestilenz, daß die Liebesthätigkeit für Hilfsbedürftige Musterbeweise bis auf die jüngsten Tage geliefert hat.

Aber trotzdem ist die Hygiene erst eigentlich durch die neusten Entdeckungen auf den Gebieten der Chemie und Physiologie gefördert worden. Ist doch die Beschaffenheit der Luft, des Wassers erst in unserm Jahrhundert durch Lavoisier, Priestley, Scheele und andere klargestellt worden und alle jene kleinen Lebewesen von Männern wie Ehrenberg, Pasteur und Koch entdeckt, welche so häufig die krankmachenden Potenzen unseres Organismus liefern. Die Schutzpockenimpfung Jenners, deren Centenarfeier wir vor kurzem begangen haben, hat uns von einer der schlimmsten Seuchen befreit und kann uns als Vorbild dienen für eine ergiebige Bekämpfung der übrigen Infektionskrankheiten. Die Assanierung des Bodens durch Beseitigung von Abfallstoffen des Gemeinwesens, die Regelung des Grundwassers ist von Pettenkofer und seiner Schule in bestimmte Normen gebracht worden; und die Umgestaltung großer Städte nach dieser Richtschnur ist von segensreicher Wirkung gewesen. Orte wie München, Halle, Danzig, welchen der Typhus und die Cholera zahllose Opfer kostete, sind zu Musterplätzen des Allgemeinwohls umgestaltet worden. Ebenso ist das Einzelwohl durch die Anwendung physiatrischer Grundsätze gefördert worden. Dadurch daß die Eigentümlichkeit des Menschen, seine Sonderlage, sein Treiben und sein Handeln, seine üblen Gewohnheiten, seine Beziehungen zur Umgebung, zu Ort- und Zeitverhältnissen, jene tausenderlei Einflüsse des sozialen Lebens für seine Entwicklung und sein Verderben in Erwägung gezogen wurden, sind nicht nur neue Gesichtspunkte, sondern auch neue Hilfsquellen zugänglich gemacht worden.

Die Berückſichtigung der Individualität kommt auch bei der Krankenpflege zur vollſten Geltung. Wenn auch für die Abwartung ſchwer Darniederliegender immer die perſönliche Beanlagung des Pflegers von maßgebender Bedeutung bleiben wird, ſo ſind doch auch darin in der Neuzeit Einrichtungen, wie die der Samaritervereine, getroffen worden, welche Vorzügliches leiſten. Auch die Prinzipien der Diätetik ſind durch ſtreng phyſiologiſche Unterſuchungen weſentlich gefeſtigt worden. Man weiß, daß nichts ſo geeignet iſt, eine Umgeſtaltung der körperlichen Beſchaffenheit herbeizuführen, als eine ſachgemäße Ernährungsweiſe. Man betrachtet in den beſſer geleiteten Heilanſtalten den Koch nicht mehr als nebenſächliche Perſönlichkeit, man erkennt an, daß von ſeiner kunſtgemäßen Beihilfe ſehr oft die Geneſung des Kranken abhängig iſt. Hier hat ſich der ſüddeutſche Arzt Wiel ganz beſondere Verdienſte erworben, und es kann ſein Buch mit dem Titel „Diätetiſches Kochbuch“ allen Familienmüttern nicht genug empfohlen werden.

Der moderne Hippokratismus ſieht daher in der Stählung der Körperbeſchaffenheit durch natürliche Mittel, in der Verbeſſerung der ſozialen Verhältniſſe, in der Hebung der Sittlichkeit, der Ausſchaltung und Bekämpfung von en- und epidemiſchen ſchädlichen Einflüſſen, der Förderung und Verallgemeinerung der Krankenpflege, der Aufklärung der Volksſchichten über die einſchlägigen Grundſätze und Erfahrungen ſeine weſentlichſten Aufgaben. Dadurch wird die Medizin zu einer wahrhaft anthropologiſchen Wiſſenſchaft, und im Hinblick darauf durfte Virchow mit ſtolzem Selbſtgefühl ausſprechen, daß kein anderer Beruf wie der ärztliche ſo befähigt ſei, in die Geſetzgebung einzutreten, um jene Geſetze, die in der Natur des Menſchen ſchon gegeben ſind, als die Grundlagen der geſellſchaftlichen Ordnung geltend zu machen. Aber für alle hygieniſchen Beſtrebungen, welche mit denen der Humanität gleichbedeutend ſind, darf wohl das Goetheſche Wort gelten:

Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Geduld muß bei dem Werke ſein.

Abendſchein.

Zarte, zitternde Blumengeſtalten
Malt an die Wände des Abends Gold.
In der Gardinen ſchwankende Falten
Haben ſich rötliche Streifen gerollt.

Und auf den Kiſſen, die ſchneeig bedecken
Mein in der Wiege ſchlafendes Kind,
Liegen zwei leuchtende Sonnenflecken,
Die wie zwei himmliſche Hände ſind.

Karl Vanſelow.

Frauenerwerb durch Seidenraupenzucht.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Haben die Maschinen die Frauenarbeit mehr und mehr aus dem Hause verdrängt, so muß sich die Frau zum Ersatz dafür solche Gebiete zu erringen suchen, welche sich der Hausindustrie neu erschließen.

Ein überaus wichtiger Fortschritt im Seidenbau sollte deshalb von Erwerbsuchenden mit Freude begrüßt werden, da er sicherlich einer gewinnbringenden Hausindustrie neue Bahnen ermöglicht. Es handelt sich um die wertvolle Entdeckung einer bei uns heimischen Pflanze, die den bei uns überaus schwer fortkommenden Maulbeerbaum zu ersetzen vermag, dessen Laub bisher das einzige den Seidenraupen bekömmliche Nahrungsmittel ist. Es sind dies die Blätter der Schwarzwurzel (Scorzonera hispanica), deren Wurzel bei uns längst als ein wohlschmeckendes Gemüse geschätzt wird.

Bekanntlich beklagte schon Friedrich der Große das bedeutende Kapital, das für den Ankauf von Seide ins Ausland wandern mußte, und um diese Summen dem eigenen Lande wenigstens zum Teil zu erhalten, war es sein sehnlichstes Bestreben, die Zucht der Seidenraupen in Preußen einzuführen. Er verschrieb selbst die besten und widerstandsfähigsten Eier und überließ sie kostenfrei den Züchtern. Doch alle Versuche scheiterten daran, daß die Futterpflanze der Raupen, der Maulbeerbaum, sich nicht genügend in unserem rauhen Klima entwickeln wollte und daß die erste Ernte seiner Blätter, da er kein früh treibender Baum ist, zu spät eingeheimst werden kann. So stockte immer wieder die allgemeine Einführung des Seidenbaues.

Vor etwa fünf Jahren gelang es nun Professor Harz in München, in den Blättern der Schwarzwurzel ein genügendes Ersatzfutter zu finden, das den Raupen außerordentlich bekömmlich ist. Die Versuche ergaben im Laufe der Jahre folgende Resultate. Im ersten Jahre waren dieselben noch ungünstig, da nur 1,1 Prozent der Raupen zur Verpuppung kamen, doch erst 54—62 Tage nach dem Ausschlüpfen. Im zweiten Jahre kamen schon 7½ Prozent nach 44—54 Tagen zur Verpuppung, im dritten 29 Prozent in 42—56 Tagen, im vierten Jahre schon 34 Prozent in 38—64 Tagen. Bemerkenswert ist bei diesen Versuchen, daß die Raupen sich einer äußerst niedrigen Temperatur anpaßten und dadurch auch gegen Krankheiten geschützter erschienen.

Neuerdings haben sich nun zwei Russen, Frau Professor Pichomiwna in Moskau und Herr Werderenski in Petersburg, erfolgreich mit der Züchtung von Seidenraupen bei Ernährung mit der Schwarzwurzel beschäftigt und überraschende Resultate erzielt, trotzdem die Schwarzwurzel in dem nördlichen Klima nicht im Winter in der Erde bleiben kann, während sie bei uns selbst in rauhen Gebirgsgegenden überwintert. Deshalb sollten unternehmende deutsche Frauen einen Versuch wagen, um diese wertvolle Kultur endlich nach so vielen Mißerfolgen auf neuer Grundlage als wohl geeignete Hausindustrie, wie dies schon in Rußland geschieht, auch bei uns einzuführen.

Es ist ein Versuch doppelt zu empfehlen, da durchaus kein großes Anlagekapital dabei riskiert wird. Das Land oder die kleineren Städte würden sich am besten dazu eignen, weil die Pacht eines Gartens oder Feldstückes dort noch nicht allzu kostspielig ist. Die Schwarzwurzel bedarf nicht einmal eines fruchtbaren Erdreiches und ist mit leichtem, sandigem Boden zufrieden, zumal die Erfahrungen lehrten, daß die Blätter der auf fruchtbarem Boden gewachsenen Pflanzen den Raupen als zu weich und saftig weit weniger zuträglich sind, als solche, die auf magerem Boden gewachsen sind; ebenso ist deshalb die Ernte der ersten Aussaat nicht zu verwerten. Zur Bepflanzung eines Ar (100 qm) genügen 50 gr Samen, für 50 Pf. käuflich. Diese Anpflanzung — nach dem ersten Jahre sind die Blätter zum Futter tauglich — liefert genügendes Futter für 40 000 Raupen; diese spinnen mindestens 32,5 kg frische Cocons. Da die Wurzeln bei be-

Digitized by Google

ständigem Schnitt den ganzen Sommer über Futter geben, so ließe sich ein dreifacher Ertrag erzielen, also drei Zuchten damit groß ziehen, die an 97,5 kg Gespinnste einbrächten. Die Zuchtanlage selbst ist höchst einfacher Natur: ein großes, luftiges, heizbares Zimmer, in dem man einige Stellagen aus Balken aufrichtet, die mit Bindfaden überspannt und mit Packpapier belegt werden. Diese Hürden, die in ca. 50 cm Abständen übereinanderliegen, sind die Futterplätze der Tiere. Sodann bereitet man ihnen aus Reisig, Stroh oder Hobelspänen eine sogenannte Spinnhütte. Das Hauptgelingen der Zucht hängt von gesunden Eiern ab (man wähle die japanischen, weil diese entschieden widerstandsfähiger als die chinesischen sind), ferner von der Temperatur des Zuchtraumes und der des Futters. Die Temperatur des Raumes richtet sich je nach der Altersstufe der Raupen und muß genau beobachtet werden (um 20° R.), da die gedeihliche Entwickelung der Raupen zumeist davon abhängt; von gleicher Bedeutung ist die Temperatur des Futters, welche dem des Zuchtraumes genau entsprechen muß. Das Futter muß am Tage vorher geschnitten, peinlich vom anhaftenden Sande befreit werden, Blatt für Blatt sorgsam abgerieben, dann in leinene Beutel gesteckt, die über Nacht im Zuchtraum aufgehängt werden, um dessen Wärme anzunehmen. Auch die Fütterungsmengen müssen genau inne gehalten werden. Die Tiere nehmen ein großes Quantum Futter täglich auf. Ist der Cocon fertig, der bekanntlich aus einem einzigen weißen schwefel- bis grünlich-gelben oder isabellfarbigen Seidenfaden besteht, so ist die Hauptarbeit erledigt. Die Puppe im Cocon wird durch Wasserdampf getötet, weil sie sonst bei ihrem Ausschlüpfen die Seide zerreißen und damit wertlos machen würde.

Diese verhältnismäßig so geringen Unkosten für einen durchaus lohnenden Ertrag sollten nicht gescheut werden, zumal — wenn der Versuch scheiterte — die Wurzeln der Aussaat noch als Gemüse verkauft werden können. Die Arbeit selbst ist eine sehr leichte; es handelt sich hauptsächlich um genaue Innehaltung der für die Wartung notwendigen Vorschriften. Die russische Regierung ist längst bestrebt, ihren Landbewohnern diese einträgliche Kultur als Hausindustrie zugänglich zu machen und läßt zu diesem Zwecke die Dorfschullehrer in der Behandlung der Seidenraupenzucht unterweisen.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

* **Dem Deutschen Reichstag** ist seitens einer Anzahl von Frauen (Hanna Bieber-Böhm, Minna Cauer, Helene Lange, Marie Mellien, Sera Proelß, Marie Raschke, Rosalie Schönfließ, Jeannette Schwerin, Henriette Tiburtius) eine Petition, betreffend ein Vereinsgesetz, eingereicht worden. Dieselbe hat folgenden Wortlaut:

Wir Unterzeichneten beklagen lebhaft den am 31. Mai im preußischen Abgeordnetenhause gefaßten Beschluß, der die Frauen Preußens von neuem mit Minderjährigen auf eine Stufe stellt.

Wir beklagen dies aus Liebe zum Vaterlande, denn dieser Beschluß des größten Bundesstaates Deutschlands ist, da er dem Stande der heutigen Kultur nicht entspricht, geeignet, das Ansehen Deutschlands im Auslande herabzusetzen. Kein größerer Verfassungsstaat weist den Frauen eine so niedrige Stellung an, wie dies nach dem Vereinsrecht in Preußen, Baiern und einigen kleinen Bundesstaaten Deutschlands geschieht.

Die Stellung der Frau ist aber der Maßstab für die Kulturstufe des Landes.

Der Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses widerspricht auch den Reichsgesetzen. Diese anerkennen die Rechts- und Handlungsfähigkeit der Frau, anerkennen damit die Gleichwertigkeit der Urteilsreife von Mann und Frau. Das preußische Vereinsrecht dagegen drückt die Urteilsreife der Frau auf die Stufe der Minderjährigkeit hinab und stellt sich dadurch in Gegensatz zu den Reichsgesetzen.

Wir beklagen diesen Beschluß namentlich im Interesse aller arbeitenden Frauen, die durch die Beschränkung der vom Staate allen Bürgern gewährleisteten Vereinsfreiheit beruflich schwer geschädigt werden.

Wir wenden uns daher an die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Vertretung des geeinten deutschen Volkes, welches nach seiner Verfassung ein Recht auf ein einheitliches Versammlungs- und Vereinsrecht hat, mit der Bitte dahin zu wirken,

daß baldigst die Bestimmung des Artikels 4 Nr. 16 der Reichsverfassung erfüllt werde, durch Schaffung eines der heutigen Zeit entsprechenden freiheitlichen deutschen Vereinsrechtes, das auch die gerechten Forderungen der deutschen Frauen berücksichtigt.

* **Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein** hielt vom 6. bis 8. Juni dieses Jahres seine 4. Generalversammlung in Leipzig ab. Wer die Entwicklung des Vereins von Anfang an verfolgt hat, mußte darüber erstaunt sein, wie er sich entfaltet hat, wie die rednerischen Leistungen sich vertieft haben und das Bewußtsein der Aufgaben, die in erster Linie den Lehrerinnen zu lösen obliegen, ein immer klareres geworden ist, sodaß man sagen darf: das innere Wachstum hat mit dem äußeren Schritt gehalten. Vor sieben Jahren mit 85 Lehrerinnen begründet, umfaßt der Verein heute 10 236 Mitglieder, teils in seinen 60 Zweigvereinen, teils als direkte Mitglieder. Als Brennpunkte der diesmaligen Verhandlungen sind die erziehlichen und die sozialen Aufgaben zu bezeichnen. Ersteren galten die Vorträge von Frl. Margarete Pochlmann-Tilsit: Über die Pflichten der Privatschulvorsteherinnen; von Frau Henriette Goldschmidt-Leipzig: Fröbels Bedeutung für den Erziehungs- und Lehrberuf der Frau; von Frl. Helene Sumper-München: Die Kindererziehung als Unterrichtsgegenstand der weiblichen Fortbildungsschule und der Bericht der Vorsitzenden, Frl. Helene Lange: Über die Arbeit der Kommission für Oberlehrerinnenbildung. Beide Gebiete berührte der Vortrag von Frl. Anna Blum-Spandau: Die Behandlung des 6. Gebots in der Volksschule. Ganz auf sozialem Gebiet stand die Resolution, die der Verein auf Antrag von Frl. Marie Mellien-Berlin annahm und die wir der großen Wichtigkeit der betreffenden Frage wegen auch anderen Vereinen zur Nachachtung empfehlen möchten. Sie lautet:

Die in wahrhaft erschreckender Weise alljährlich steigende Zahl der jugendlichen Verbrecher schließt eine schwere Gefahr für den Staat und die Gesellschaft in sich. Wer es mit unserer Jugend und unserem Volk gut meint, hat daher die Pflicht, alles aufzubieten, um diese Gefahr zu verringern. In erster Linie sind dazu die Erzieher des Volks, die Lehrer und Lehrerinnen berufen. Sie können dazu helfen 1. indem sie in der Schule durch sorgfältige Überwachung besonders der sittlich gefährdeten Kinder vorbeugend zu wirken suchen; 2. indem sie für geeignete Maßregeln zur Rettung bereits dem Strafgesetz verfallener Kinder energisch mit eintreten.

Folgende Maßregeln scheinen nach den Erfahrungen einsichtsvoller Pädagogen und Kriminalisten dringend notwendig:

a) Die Gefängnißhaft der schulpflichtigen Kinder von 12—14 Jahren ist in einen Aufenthalt in einer Besserungs- und Erziehungsanstalt zu verwandeln, wo ernstlich erzieherisch auf die Kinder eingewirkt wird.

b) Solange die Gefängnisstrafe für Schulpflichtige besteht, ist Sorge zu tragen, daß das gefangene Kind den vollen Unterricht der Volksschule empfängt, und zwar die Mädchen durch Lehrerinnen. Die schulpflichtigen Kinder sind dabei von den übrigen „Jugendlichen" zu trennen.

c) Die weiblichen jugendlichen Gefangenen sollen während einer längeren (die Dauer von 4 Wochen überschreitenden) Strafzeit nicht mit mechanischen Arbeiten wie Häkeln, Tütenkleben u. s. w., sondern mit hauswirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt und, soweit angängig, durch hierzu angestellte erfahrene und gebildete Frauen für irgend einen Beruf, wie Putzmachen, Schneidern, Weißnähen u. s. w. vorgebildet werden.

d) Für die Unterbringung der entlassenen Kinder ist Sorge zu tragen. So lange sie einen Dienst oder eine sonstige Unterkunft nicht gefunden haben, sind sie in einer dazu eingerichteten Anstalt unter geeigneter Aufsicht und Beschäftigung unterzubringen.

Die Debatten, die sich an sämtliche Vorträge anschlossen, boten reiche Anregungen, die von den in stattlicher Zahl vertretenen Delegierten nun in alle Gegenden Deutschlands hinausgetragen werden. So erweist sich der Verein als ein Segen für die deutschen Lehrerinnen, und der rege Austausch der Ansichten und Erfahrungen aus Nord und Süd, Ost und West wurde auch diesmal wieder, wie auf früheren Generalversammlungen, als ein mächtiges Bindemittel empfunden. Daß dem Verein offizielle Begrüßungen seitens der Behörden zu teil wurden, darf als ein bedeutsames Zeichen dafür angesehen werden, daß der von ihm vertretene Grundsatz: die Erziehung der Frau muß in erster Linie durch die Frau geleitet werden, an Boden gewinnt.

* **Auf dem evangelisch-sozialen Kongreß** (der in Leipzig zu Pfingsten stattfand) ist auch diesmal wieder die Frauenfrage vertreten gewesen und zwar durch Frau Dr. jur. Kempin mit einem Vortrag über die „Grenzlinien der Frauenbewegung". „Die Zeit" spricht ihre Verwunderung darüber aus, daß gerade diese Rednerin, „die zwar nicht als evangelisch-sozial, wohl aber als ständige Mitarbeiterin der Stummschen ‚Post', als extreme Individualistin und ausgesprochene Gegnerin der deutschen Frauenbewegung bekannt war", hier zu Worte kam, eine Verwunderung, die wohl von vielen geteilt worden ist. Die bekannten reaktionären Anschauungen der Rednerin über das bürgerliche Gesetzbuch kamen denn auch, wie unvermeidlich, zum Ausdruck; außerdem traten eine Menge Widersprüche in ihrer Rede zu Tage. Wir können daher Frau Dr. Gnauck, der Vorsitzenden der evangelisch-sozialen Frauengruppe, nur Glück wünschen, daß sie im Anschluß an die Rede in nicht mißzuverstehender Weise Protest gegen die von Frau Kempin vertretenen Ansichten einlegte und das Tafeltuch zwischen der Rednerin und der evangelisch-

sozialen Gruppe glatt zerschnitt. Im weiteren Verfolg der Debatte traten für die Frauenrechte Rechtsanwalt Ginsberg, Professor Gregory, Herr von Gerlach u. a. ein, während Professor Sohm und Professor Gierke ihren bekannten reaktionären Standpunkt wieder kräftig zum Ausdruck brachten. Den tiefsten Eindruck aber brachten — wir entnehmen auch dies mit besonderer Freude der ‚Zeit' — „die Ausführungen der verdientesten Vorkämpferin der Frauenbewegung, Auguste Schmidt, hervor. Diese ausgezeichnete Frau, der nach ihrer Vergangenheit selbst die Gegner der Frauenbewegung Maßlosigkeit nicht vorzuwerfen wagen können, wies mit herzerfreuender Deutlichkeit die Frauenrechtsfeindlichen Auslassungen der Frau Kempin zurück."

Es darf wohl als eine höchst unerfreuliche Erscheinung bezeichnet werden, wenn eine Frau, die bisher für die Frauenrechte eintrat und sie für sich in Anspruch nahm, sich plötzlich gegen ihr eigenes Geschlecht wendet. Wenn Frau Kempin die neuerdings von ihr vertretene Anschauung, daß Frauenleistungen hinter Männerleistungen zurückstehen, aus persönlichen Erfahrungen gewonnen hat, so bedauern wir das im Interesse ihrer Klienten; zu einer Verallgemeinerung dieser Erfahrungen ist sie aber nicht berechtigt.

* **Die Begründung eines Mädchengymnasiums** ist von der Breslauer Stadtverordnetenversammlung nunmehr endgiltig beschlossen worden. Man stimmte zunächst dem Magistratsantrag auf Errichtung des Gymnasiums nach Reformschulmuster grundsätzlich zu. Die Beschlußfassung über die Lehreinrichtung im einzelnen, die Unterbringung und Ausstattung der zu gründenden Lehranstalt blieb vorbehalten. Die Annahme des Antrags haben die Frauen vor allen Dingen dem energischen Eintreten des Oberbürgermeisters Bender zu danken.

* **Frauenbewegung unter den Indianern.** Auch die Töchter wilder Indianerstämme sind jetzt weit davon entfernt, ein Leben zu führen, wie man es früher in den beliebten Indianergeschichten las. In letzter Zeit hat Miß L. Singh, eine junge kupferfarbene Dame von echt indianischer Abstammung, in Newyork die medizinische Doktorprüfung mit bestem Erfolge bestanden; eine andere, die Tochter eines Pawnee-Häuptlings, Phoebe Wood, absolvierte ebendaselbst einen Kursus für Krankenpflege, wie ihn vor kurzem ebenfalls zwei Indianerinnen, junge Damen von Stamme der Ottawas und Wyandottes, durchgemacht hatten.

* **Gräfin Vilma Hugonnay**, Gemahlin des Rektors des Polytechnikums Dr. Vincenz Wartha, eine ältere Dame, die bereits in der Schweiz und in Deutschland das Doktorat abgelegt hat, wurde am 14. Mai als erste weibliche Ärztin in Ungarn promoviert.

* **Erlangen.** Die ersten weiblichen Hörerinnen an der hiesigen Universität haben sich Anfang Mai einschreiben lassen. Es sind zwei Volksschullehrerinnen und eine Sprachlehrerin aus Nürnberg, die mit Genehmigung des Kultusministers die Übungen im romanisch-englischen Seminar bei Professor Varnhagen besuchen.

Frauenvereine.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Der Lette-Verein in Berlin hat in seinem 24. Rechenschaftsberichte wieder über sehr erfreuliche Resultate zu berichten. Die Zahl seiner Mitglieder beträgt jetzt 1166. Die Finanzen sind günstig; die letzte Weihnachtsmesse, die der Verein abhielt, ergab einen Ertrag von 11 546,98 Mark. Auf der Berliner Kochausstellung im März 1896 erhielt der Lette-Verein für seine Koch- und Haushaltungsschulen den ersten Preis, auf der Berliner Gewerbeausstellung ein Ehrenzeugnis für hervorragende Leistungen anerkannt geschmackvoller, künstlerisch ausgeführter Handarbeiten und für Bemühung um Hebung der weiblichen Erwerbsfähigkeit. Zwei neue Kurse traten im Lauf des Jahres zu den alten: für Haushaltungslehrerinnen und für Büreauarbeiterinnen. Zu den aus dem Vorjahr übernommenen Schülerinnen traten 796 neu ein; belegt wurden 2 040 Kurse und zwar in der Handelsschule 288, in der photographischen Lehranstalt 75, in der Gewerbeschule 1 677. Über die einzelnen Anstalten bringt der Bericht eingehende Nachrichten, die überall auf ein fröhliches Gedeihen schließen lassen.

Der Verein zur Förderung der Frauenbildung in Bonn a. Rh. hat seinen 2. Jahresbericht versandt. Der Verein umfaßt 4 Abteilungen: I. Vorträge für Frauen. II. Handelsschule für Frauen. III. Lesezimmer für Vereinsmitglieder und für Mitglieder des Lehrerinnenvereins. IV. Zweigverein für Hausbeamtinnen. Auf allen Gebieten hat er eine erfreuliche Rührigkeit gezeigt. Die Handelsschule giebt, was besonders Anklang finden dürfte, durch einen mehrwöchentlichen Kursus den Frauen Gelegenheit, sich die zu einer selbständigen Vermögensverwaltung wichtigsten Kenntnisse über Kapitalanlagen, Zins- und Kursberechnungen, Buchführung u. dergl. anzueignen. Für 16 Stunden wird ein Honorar von 10 Mark entrichtet. Im Mai 1896 hatten sich 21 Teilnehmerinnen zu diesem Kursus gemeldet. Der Vorstand des Vereins besteht aus Frau Geheimrat Hüffer, Vorsitzende, Frau Professor Krukenberg, Schriftführerin, Frau Verlagsbuchhändler Emil Strauß, Kassiererin, Frl. Marie Busch, Frau Bankier Carl Cahn, Frau Professor Gothein, Frau Mallmann-Neumeister, Frau Amtsgerichtsrat Riesenstahl, Frau Professor Wiedemann.

Bücherschau.

„Die Ausschließung der verheirateten Frauen aus der Fabrik." Eine Studie an der Textil-Industrie von Rudolf Martin. (Aus der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 1896, 1. und 3. Heft. Tübingen, H. Laupp.) Die kleine Schrift hat ein sehr umfangreiches, sorgfältig gesammeltes und gesichtetes einschlägiges Material in fünf Kapitel gebracht: 1. Die eheweibliche Arbeit zur Zeit des Hand- und Hausbetriebes. 2. Die Ausdehnung der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 3. Die Ursachen der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 4. Die Folgen der Fabrikarbeit verheirateter und verheiratet gewesener Frauen. 5. Die Ausschließung der verheirateten und verheiratet gewesenen Frauen aus der Fabrik. Sie kommt auf Grund ihrer Untersuchungen zu folgendem Endresultat: die Fabrikarbeit der verheirateten Frauen und derjenigen verheiratet gewesenen Frauen, welche Kinder unter 14 Jahren besitzen, ist als eine Krankheit des sozialen Körpers aufzufassen wie etwa die wirtschaftlichen Krisen. Durch ein einfaches Verbot der beanstandeten Fabrikarbeit vermag der Staat in der Gegenwart dieses Leiden nicht zu heilen. Vielmehr muß ein Eingreifen des Staates durch die Zeit, durch den allmählich vor sich gehenden sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt vorbereitet sein. Da dieser Fortschritt aber eine Entwicklung von unberechenbarer Zeitdauer zur Voraussetzung hat, so scheidet die Ausschließung der beanstandeten Fabrikarbeit zur Zeit noch aus dem Kreis der Fragen der aktuellen staatlichen Sozialpolitik aus. — Wir möchten die Broschüre zur Kenntnisnahme warm empfehlen.

„Lose Blätter." Von J. Schnakenburg. (Leipzig, Alfred Janssen.) Eine Reihe einfacher kleiner Skizzen, die von feinsinniger, poetischer Lebensauffassung zeugen, werden uns hier in vornehmem Gewande geboten. Die beiden ersten: „Anemonen" und „eine Kornähre aus Mecklenburg" möchten den Preis davontragen; auch „Pechnelke" spricht durch die gesunde Anschauung an.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Wie läßt sich eine wohlschmeckende geformte Speise aus Milch bereiten? Sehr leicht und schnell durch einfaches Kochen derselben mit Mondamin, dann in eine Form gestürzt und erkaltet mit Fruchtsaft oder Kompott, auch mit gekochten Früchten, Äpfel 2c. beigegeben. Der Vorzug einer solchen Speise liegt in dem großen Nährwert wie auch in der leichten Verdaulichkeit und ist außerdem besonders gern willkommen unsern lieben Kleinen, wie auch den Großen. Zusatz von Citrone, Vanille, Mandeln 2c. erhöht, je nach Wunsch, den Geschmack. Für die gute Qualität des Mondamin bürgt am besten das mehr denn 50jährige Bestehen der weltbekannten schottischen Firma. Es ist überall in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. zu haben. [19

Verlag von Otto Liebmann, Berlin W. 35.

Hermann Jastrow,
Amtsgerichtsrat.

Das Recht der Frau

nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch.
Dargestellt für die Frauen.

Preis eleg. gebunden 2 Mark 80 Pfg.

Das Buch will den Frauen, welche sich für die rechtliche Stellung ihres Geschlechts interessieren, eine Anleitung zur Orientierung in allen Fragen geben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom Verlage (franko gegen Einsendung des Betrages).

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Digitized by Google

„Pflanzennamen.“ Erklärung der botanischen und deutschen Namen der in Deutschland wildwachsenden und angebauten Pflanzen, der Zierſträucher, der bekannteſten Garten- und Zimmerpflanzen und der ausländiſchen Kulturgewächſe. Von Hermann Prahn. (Buckow [Mark], Robert Müller. Preis gebunden 1,50 Mark.) Dieſes Werkchen wird von Botanik-Treibenden und -Lehrenden mit Freuden begrüßt werden, weil es einem weſentlichen Bedürfnis abhilft. Der Verfaſſer weiſt durch Erklärung der Pflanzennamen nach, daß ſie keineswegs zufällig ſind, ſondern in engſter Beziehung zu den Pflanzen ſtehen. H. Prahn teilt ſein Werkchen in vier Teile. In den beiden erſten werden die wiſſenſchaftlichen (lateiniſchen) Gattungs- und Artnamen erklärt und deren häufige Abſtammung aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen oder Keltiſchen nachgewieſen. Da aber ſeit Linné ſorgfältige Unterſuchung gelehrt hat, daß dieſe beiden Benennungen noch nicht zur Feſtſtellung der Pflanze ausreichten, auch andere Botaniker dieſelbe Pflanze anders benannten, ſo iſt im 3. Teil ein Verzeichnis und einige wichtigſte Notizen über die Botaniker gegeben, von denen und nach denen Pflanzen benannt worden ſind. Überaus intereſſant iſt für den Naturfreund der 4. Teil des Büchleins: die deutſchen Pflanzennamen mit ihren Erklärungen.

Das Werkchen zeugt von eingehender Kenntnis und großem Fleiß und verdient vollauf die uneingeſchränkte Anerkennung, die ihm ſchon von Seiten der verſchiedenſten Gelehrten und Fachmänner gezollt worden iſt.

Anna Woycke.

„Die geiſtigen Fähigkeiten der Frau.“ Von Dr. Otto Dornblüth. (Roſtock, Wilh. Werther. Pr. 90 Pf.) Der Verfaſſer unterzieht in der anregend geſchriebenen kleinen Broſchüre die landläufigen Urteile über die geiſtige und körperliche Konſtitution und Befähigung der Frau einer eingehenden Kritik und nicht nur die landläufigen ſondern auch die ſogenannten Autoritäten. Daß er zu dem Reſultat kommt, auch Frauen müſſen ſich eine gründliche Bildung aneignen, daß er die Bewegung nach einer freieren Entfaltung der Kräfte, einem tieferen Lebensinhalt als durchaus

Johannisbad * Eisenach
Thüringen.
Muster-Naturheilanstalt. [53
Vorzüglich eingerichtete Anstalt Deutschlands. Den höchsten hygien. Anforderungen entsprechend. Direct am Walde. Ausserordentliche Erfolge bei allen chronischen Leiden, besonders Frauenleiden. Verbesserte Thure-Brandt-Massage. Arzt und Aerztin in der Anstalt. Bedeutung der Naturheilkunde. illustr. Prospecte Kurbericht gratis.
Die Direction: Johann Glan.

Soeben erschien:
Die geistigen Fähigkeiten der Frau.
Von Dr. Otto Dornblüth. [58
Preis 90 Pf.
Verfasser erachtet die geistige Befähigung der Frau der des Mannes für gleichwertig. Von großem Interesse für alle gebildeten Frauen und Männer. Durch jede Buchhandlung zu beziehen und direkt von Wilhelm Werthers Verlag in Rostock.

Internationales Heim,
Berlin SW., Hallescheſtraße 17, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Herren u. Damen beſſ. Stände. Penſionat geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einr. des Zimmers pro Tag.
Wwe. Selma Sprenger, Vorſteherin.

Die Modenwelt

Gegründet 1865.

Maßgebendes und reichhaltigſtes Blatt für Moden, Handarbeiten ꝛc.

Jährlich **24 Nummern,** enthaltend gegen 1000 Abbildungen von Moden und Handarbeiten, **24 Unterhaltungsblätter** mit Novellen ꝛc., **24 extragroße Beilagen** mit etwa 500 Schnittmuſtern, 400 Muſterzeichnungen und über 50 naturgroßen Vorlagen für Handarbeiten und kunſtgewerbliche Arbeiten, **12 große, farbige Modenbilder** und endlich **12 große farbige Moden-Panoramen** mit jährlich etwa 75 Figuren.

Vierteljährlich **1 Mark 25 Pf. = 75 Kr.** (Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Kr.) **Monats-Abonnements** für den zweiten und dritten Monat im Vierteljahr 90 Pf. = 54 Kr., für den dritten Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten jederzeit entgegen. — Nicht zu verwechſeln mit Blättern, welche unſern altergebürgerten Titel ſich zuletzt. Probe-Nummern gratis in den Buchhandlungen, ſowie in den Expeditionen Berlin W., Potsdamerſtr. 38. — Wien I, Operngaſſe 3.

Damen-Pensionat.
Ruhige, geſunde Lage, gute Verpflegung, Familienanſchluß. Gemütl. Zimmer 50 Mark monatlich. Eigenes Zimmer von 60 Mark an. Empfohlen durch Fräulein Dr. Windſcheid, Leiterin der Gymnaſialkurſe für Frauen.
Valeska Landmann, An der Pleiße 24.

Das herrlichste Naturgeschichtswerk I. Band, Vögel
wird **gratis** abgegeben von jedem Verkäufer des **echten Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** von **Hausen & Co., Kassel.** [31
Das nach D. R. P. hergestellte Präparat ist nur in Cartons *à 27 Würfel* ca. 40—50 Tassen — in Staniol à 1 M. in Apoth. Drogen- und besseren Colonialw.-Geschäften erhältlich. *Magenleidende, Nervöse, schwächliche* Personen u. Kinder können nichts besseres geniessen als *Hausen's Kasseler Hafer-Kakao*, wer denselben einmal genossen hat, geht nicht mehr davon ab.

berechtigt anerkennt, fällt um so schwerer ins Gewicht, als er selbst Nervenarzt ist. Seine Erfahrungen führen ihn aber durchaus nicht zu den Schlüssen des Prof. Runge, aus denen so viel Kapital geschlagen wird. Wir empfehlen die kleine Schrift angelegentlichst.

„Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek" hat neuerdings den berühmten Lotischen Roman **„Islandfischer"** in ihre Sammlung eingereiht und damit einem Wunsch vieler Leser entsprochen. Auch die **Ratsmädel- und Altweimarischen Geschichten** von **Helene Böhlau** (Nr. 12 des 13. Jahrgangs) müssen als ein vorzüglicher Griff bezeichnet werden. Von den weiteren Veröffentlichungen des 13. Jahrgangs erwähnen wir: „Der Herr Stationschef" von **Karl von Heigel**, „Ein Reiseabenteuer" von **Charles de Berkeley** und „Die Hexe von Harlem" von Col. Richard Henry Savage (2 Bde). Für die Reisesaison wäre also durch die beliebten roten Bändchen wieder gesorgt.

„Frau Meseck." Eine Dorfgeschichte. Von **Max Halbe**. (Berlin, Georg Bondi. Preis 1,50 Mark.) Mit grausiger Naturtreue giebt der Verfasser die Geschichte eines jungen Mannes wieder, den Geldgier und Ehrgeiz an eine 45 Jahre ältere Frau geschmiedet haben, der Jahr um Jahr vergebens auf ihren Tod wartet und den Wut und getäuschte Hoffnung dem Selbstmord in die Arme treiben. Daß die Geschichte in allen einzelnen Zügen glaubhaft bleibt, stellt der Darstellungskunst des Verfassers kein geringes Zeugnis aus.

„Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau — Frauenwahlrecht." Von **Helene Lange**. (W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S. 14. Preis 60 Pf.) Die beiden in der „Frau" und in der „Cosmopolis" erschienenen Artikel sind vor kurzem in einer Separatausgabe erschienen, die durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung von 65 Pf. direkt vom Verlag zu beziehen ist.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleider.

Wegen einiger neu erhaltener Gebrauchsmuster, die einen Zusatz von 4 Seiten erforderten, werden auch die Damen gebeten den Katalog zu verlangen, die den früheren besitzen. Für Ausführung des **Reformkorsets** dessen Vorzüge vor dem alten Panzerkorset, bereits bekannt sind, spricht das endstehende Schreiben, eins von hunderten herausgegriffen.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma **J. Proskauer,**
Leipzig Lindenau, Merseburgerstr. 41.

Frau Nico Petersen Flensburg schreibt am 20. 3. 1897: „Mit Sitz und Ausstattung des Reformkorsets bin ich sehr zufrieden, möchten Sie in derselben Weise nach beifolgendem Maße eins anfertigen und an Frau Harro Jepsen, hier senden.

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Vereinsmitgl. des Allg. Deutsch. Lehrerinnen-Vereins und der Association of German Governesses London, geniessen in der Anstalt 25% Rabatt.
Prospekte frei durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER,** Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.
Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [48

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt, Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit, mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Allgemeine Renten-Anstalt
Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.
unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.
Versicherungsstand: ca. 42 Tausend Policen.
Aller Gewinn kommt ausschl. den Mitgliedern der Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.
Versicherte Renten ca. 2 Millionen Mark.
Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab.
Lebensversicherungen werden unter den **günstigsten Bedingungen** abgeschlossen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei auf dem Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nro. 44/46 in **Stuttgart**, sowie bei den auswärtigen Vertretern. [50

Gesucht für 1. Okt. 1897 in eine schöne große Stadt Mitteldeutschlands

Neuphilologin
(Stenographin)
als **Privatsekretärin** für Korrespondenz, bibliothekarische und Redaktions-Arbeiten. Guter Gehalt, angenehme ev. dauernde Stellung. Familienanschluß. Anträge unter **A. B. 224** an die Geschäftsstelle.

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewig,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis.

W. Moeser Hofbuchhandlung.
Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34. 35.

Soeben erschien in unserem Verlage:
Schellfisch-Kochbuch,
fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte
zur
Zubereitung des Schellfisches,
Kabliau u. verwandter Fische,
von
Elise Hannemann,
Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins in Berlin.
Preis 60 Pf.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Gegen franko Einsendung des Betrages an die Verlagsbuchhandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [40
Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

Familien-Pension Kniesche
(I. Range). [53
Inhaberin.: E. Joachimsthal u. A. Eckert,
Potsdamerstraße 35 II.
Beste Pferdebahnverbindung. Solide Preise. Empfohlen durch Konsistorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentralleitung: Leipzig, Asaffendorferstraße 17. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.
Färberei und Reinigung [3
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.
Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.
Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.
Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**
Färberei.

Familienpension Nordland
München, Schellingstraße
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller [illegible] würdigkeiten, vorzügliche Küche, [illegible] Preise.

CACAO-VE[illegible]
[illegible]
Cacao.
In Pulver- u. Würfelform
HARTWIG & VO[illegible]
Dresden
Zu haben in den meisten Konditoreien, Kolonial-, Delikatess- und Drogengeschäften. [7

Das **Plazierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Einkstr. 16** vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.
Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.
Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.
Honorar 2½% des ersten Jahresgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [21

Der Vereinsbote,
Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 1,20 Mark.

Wilhelmshöhe bei Cassel. **Gossmann's Naturheilanstalt.**
Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: Dr. med. Missmahl, Dr. med. **Walser, Dr. med.** (in der Schweiz prom.) Sophie Gomberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: **„Handbuch der Naturheilkunde"** von Dr. med. **Walser** (Verlag Ensslin, Reutlingen). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt **„Schweizerhaus".** Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35.– an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37
Gossmann's Naturheilanstalt.

Mit vorliegendem Heft beginnt das (4.) Quartal: Juli bis September 1897

unserer Zeitschrift. Die verehrten Abonnenten, welche die **„Frau"** durch eine **Postanstalt** zu beziehen wünschen, aber erst **nach** dem 1. Juli bestellen, wollen die Lieferung des Juli-Heftes ausdrücklich fordern **unter Zahlung der festgesetzten „Nachlieferungsgebühr" von 10 Pfennig.**

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,—** Mark, bei direkter Zusendung: In Berlin **2,—** Mark. Im Inland **2,30** Mark. Nach dem Ausland **2,50** Mark.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, **ohne Beifügung eines Namens: An die Redaktion der „Frau"** (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, **zu adressieren. Unverlangt eingesandte Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

4. Jahrg. Heft 11. August 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wenn du für die Jugend schreibst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben — dieses Wort von Theodor Storm ist einem Buch als Motto vorgesetzt, das sich Beachtung erzwungen hat unter dem Wust schnellvergehender Tageserzeugnisse, dem Buch: „Das Elend unserer Jugendlitteratur“ von Heinrich Wolgast.[1]) Und das Motto ist zugleich das unaufhörlich wiederklingende Leitmotiv, denn das Buch ist aus einem Guß, einer Auffassung, einer einheitlichen Anschauungsweise heraus geschrieben.

Das Elend unserer Jugendlitteratur! Das noch größere Elend ist, daß die breiten Schichten wohlwollender und gutdenkender Eltern nichts davon ahnen und die feinfühligeren sich mit einem Achselzucken damit abfinden. Die nötigen Kubikcentimeter Lektüre werden zu Weihnachten trotz alledem den im Buntdruck der Deckel immer verlockender gestalteten, vom Sortimenter vorgelegten Bücherbergen entnommen; die vorsorglich beigelegten „Waschzettel“ der Verleger ermöglichen es dem Verkäufer, unter allen Umständen zu versichern, daß es sich um „ein gutes Buch“ handle. Lesen werden es die Eltern in den seltensten Fällen.

Wie eine Fastenpredigt schlägt da Wolgasts Buch ein; ein Appell an das sittliche und künstlerische Gewissen der Gedankenlosen. Vielleicht wird man nicht ganz mit ihm gehen. Aber dem größten Teil seiner Ausführungen wird sich niemand ver-

[1]) Hamburg, Selbstverlag. In Kommission bei L. Fernau, Leipzig. Preis 2 M.

Digitized by Google

schließen können, und ein einheitlicher Standpunkt in dieser verfahrensten aller Fragen ist soviel wert, der Schund in der Jugendlitteratur schwillt so übermächtig an, daß kaum jemand etwas dagegen haben dürfte, falls eine scharfe Sichel auch hier und da ein harmloses Keimchen mit niedermähte, wenn sie dem wuchernden Unkraut an die Wurzel greift.

Es ist nicht meine Absicht, die Lektüre des Buches selbst zu ersparen. Es muß gelesen werden von allen, denen die Erziehungsfrage am Herzen liegt. Und so will ich nur andeuten, was die ersten Kapitel bieten.

In knappen Sätzen giebt der Verfasser eine schlagende Kritik unseres naturwidrigen Schulunterrichts, in dem das Lesen- und Schreibenlernen die erste Rolle spielt. Die natürlichen Verhältnisse werden dadurch auf den Kopf gestellt; was das Kind naturgemäß lieben sollte, Bewegung und Spiel, verliert gegenüber der Lektüre den Reiz. „Ein stiller Winkel — und das lesende Kind hat sein Paradies." Sein Kopf wird, wie die Dinge jetzt liegen, mit nichtigem Inhalt gefüllt. Eine ernste Pädagogik muß durchaus eine starke Einschränkung der Privatlektüre verlangen; die durch das forcierte Lesenlernen erzwungene einseitige Rezeptivität muß dem zurückgedrängten Thätigkeitstrieb einen Teil des angemaßten Feldes wieder einräumen. Die Bücher, die das Kind bekommt, sollen nicht der Ansicht so mancher Eltern entsprechen: „Die Jugend muß ja soviel Zeit totschlagen, sorgen wir, daß es auf möglichst gefahrlose Weise geschieht und so, daß wir dabei der Überwachung enthoben sind;" — die Jugendschrift in dichterischer Form soll vielmehr ein Kunstwerk sein, sie soll die Jugend zu litterarischer Genußfähigkeit erziehen. Litterarische Kunstwerke gehören aber der allgemeinen Litteratur an; die spezifische Jugendlitteratur hat daher keine Existenzberechtigung — nach jenem Wort Storms und nach einem andren von Lichtwark: „Erwachsene sollten eine Jugendschrift mit demselben, ja, mit noch größerem Interesse lesen können als Kinder."

An diesen Maßstab gehalten, zeigt die moderne Jugendlitteratur ihre ganze Erbärmlichkeit. „Die völlige Abwesenheit aller poetischen Wirkenskraft ist ihr Kennzeichen. Es ist alles elender Schein. Anstatt Brot zum Leben, täuschende Attrappe aus Papiermaché!" Von einer Erziehung zu litterarischer Genußfähigkeit ist nicht die Rede, wohl aber für jene Litteratur, bei der gemeiner Klatsch im Kleide der Dichtung einhergeht. „Hier kann die Muse ihre feinen Fäden nicht anspinnen, denn die entgegenkommenden Fühler der Seele sind ja breitgeschlagen und eingetrocknet. Ein wie fruchtbarer Nährboden könnte für die gute Litteratur erhalten bleiben, wenn die Jugend die Dichter lesen wollte, anstatt der bluttriefenden Hurraskribenten und frömmelnden Poesietanten. Die Jugendschriftsteller und die Familienblattschreiber sind in der That durch die Gemeinsamkeit ihrer litterarischen Fähigkeiten und durch die Solidarität des geschäftlichen Interesses mit einander verknüpft. Die einen bereiten den andern das Lesepublikum vor, und aus dem so vollendeten litterarischen Banausentum heraus wird dem Nachwuchs wieder sein Lesestoff ausgewählt."

Eingehende Ausführungen widmet Wolgast sodann den intellektuellen und moralischen Wirkungen der Jugendlektüre, sowie den Grundsätzen der bisherigen Jugendschriften-Kritik, wobei er besonders scharfe Lanzen gegen die Ritter der Tendenz bricht und auch von Alters her hochgehaltene Kämpen, wie Christoph von Schmid, W. O. von Horn, Gustav Nieritz und Franz Hoffmann hoffnungslos in den Sand streckt. Über die idealen Buch-Kinder ohne Fehl und Tadel, vollgepackt mit Tugenden

und Fähigkeiten, bricht er ebenſo den Stab wie über die patriotiſchen Jugendſchriften aus dem neuen Deutſchen Reiche und die bluttriefenden Indianergeſchichten; nur das wirkliche Kunſtwerk nimmt er aus: „Cooper iſt nicht gefährlich, wohl aber die Legion ſeiner Nachfolger.“

Und dann eröffnet Wolgaſt einen Feldzug gegen die Jugendſchriftſtellerinnen. Auch hier fallen die Hiebe hageldicht, aber keiner daneben.

Von ſeinem Standpunkt aus, dem die dichteriſche Jugendſchrift als Mittel litterariſcher Geſchmacksbildung gilt, iſt eine beſondere Lektüre für die weibliche Jugend ein Unding. „Die litterariſche Bildung eines Volkes iſt weſentlich von der Teilnahme des Weibes am litterariſchen Intereſſe abhängig. Unſere Dichter kennen keine Poeſie für den Mann und Poeſie für das Weib. Da der Weg zum dichteriſchen Genuß nur durch die Dichtung führt, können Knabe und Mädchen nicht verſchiedene Wege gehen.“ Mag die Verſchiedenheit des ſtofflichen Intereſſes die Wahl aus dem Vorhandenen beeinfluſſen: ein Recht, eine eigens für die weibliche Jugend berechnete Litteratur zu ſchaffen, beſteht nicht. Eine Rückſichtnahme auf das Geſchlecht ſchließt wie die auf eine beſtimmte Tendenz alles künſtleriſche Schaffen aus. „In der That iſt in der Litteratur für die weibliche Jugend keine Spur dichteriſcher Triebkraft zu entdecken; es iſt alles gemacht, nichts gewachſen. Die Löſung der Frauenfrage würde dieſe Quelle litterariſchen Elends verſtopfen. Die Frauen, welche jetzt, da ſie ohne ernſte Lebensaufgabe ſind, für die ‚lieben Kleinen‘ ſchreiben, ohne Beruf und Talent, würden ſchwinden. Zugleich würde mit der Einordnung der Frau in den Ernſt des Daſeins die Nichtigkeit der Stoffe erkannt werden, und damit ein Gebiet, auf dem Talentloſigkeit ſo gerne ackert, für immer abgeſperrt ſein.“

Seine Vorwürfe gegen die weiblichen Schriftſtellerinnen richtet Wolgaſt an zwei beſtimmte Adreſſen: Thekla von Gumpert und Clementine Helm. Es iſt gut, daß ſie ihr Verdikt nicht mehr leſen können; das „de mortuis nil nisi bene“ darf freilich bei ſolchen Fragen nicht gelten. Über die Bücher, die Thekla von Gumpert alljährlich auf den Weihnachtstiſch legte, heißt es: „Unter der die ſchlimmſte Kontrebande deckenden religiös-patriotiſchen Flagge gehen die beiden Gumpertſchen Publikationen alljährlich entnervend und verbildend, abſtumpfend und verdumpfend in die Welt, und es iſt nur ein Troſt, daß wegen des hohen Preiſes nur beſſer ſituierte Kreiſe an den Segnungen dieſer beiden Pandorabüchſen teilnehmen können.“

Und nun Clementine Helms „Backfiſchchens Leiden und Freuden“! Es iſt ein ſtilles Behagen, mit dem man ſeiner Brandmarkung an offenem Pranger beiwohnt. Denn es iſt wahr, wahr in jedem Wort: „Wie die Indianergeſchichte mit Glück auf die Abenteuerluſt der Knaben in einem gewiſſen Alter ſpekuliert, ſo trifft Clementine Helm mit dieſem Buche das Bedürfnis einer gewiſſen Entwicklungsperiode bei den Mädchen gebildeter Stände. Der Anſtand, die Toilette, der Ball, die Freundſchaft, Neckereien, theatraliſche Aufführung, Hochzeit, Ausſteuer, Badereiſe, das alles ſind Dinge, die in der Phantaſie und dem Gedankenkreis der Backfiſche einen großen Raum einnehmen, und hier ſind dieſe Dinge beachtet und betont, als wenn erſt durch ſie das Leben Wert und Inhalt bekäme.“ Und eben das iſt das Bedenkliche, das macht dieſes Buch gefährlicher, als die fernliegende Indianergeſchichte. „Wie unſere Mädchenerziehung in Schule und Haus nun einmal iſt, muß das Buch der Mehrzahl unſerer Backfiſche gefallen; giebt es doch liebliche Auskunft auf alle die wichtigen Fragen, die das oberflächliche kleine Herz bewegen. Ebenſo ſicher aber iſt es, wie unſere Mädchen-

erziehung in Schule und Haus nun einmal ist, daß es in ästhetischer Beziehung geradezu Verheerungen anrichtet. Hier ist eine Quelle gefunden all der Trivialität und Geschmacklosigkeit, mit der die große Mehrheit unserer gebildeten Mädchen und Frauen litterarische Dinge beurteilen und die Lektüre für ihren Genuß auswählen. Was den moralischen Fluch unserer spießbürgerlichen Kreise ausmacht, die stete Rücksichtnahme auf das, was die Leute sagen, ist in diesem Buch zum Lebensprinzip erhoben; . . . die entsetzliche Verelendung des litterarischen Geschmacks, das banausische Verhalten des größten Teils unseres gebildeten Publikums gegen die naturalistische Wahrhaftigkeit der modernen Epik und die feine Stimmungsschilderung der modernen Lyrik — in den zehntausenden von Exemplaren dieses Buches, die fortgesetzt wie die Raupen die deutschen Mädchenblüten anfressen, kann man die Ursachen widerwillig staunend erkennen."

Tabula rasa! Und was soll nun auf dem so gründlich geleerten Tisch, den doch so manches begierig leuchtende Auge sehnsüchtig überfliegt, serviert werden?

Nochmals betont der Verfasser, daß die spezifische dichterische Jugendschrift keine Existenzberechtigung habe. Auch die bloße Unterhaltungslitteratur der Erwachsenen sei der Jugend fernzuhalten; es bleibt also nur „die große Litteratur, die von unseren Dichtern geschaffene Kunst."

Aus dieser soll nicht etwa ein Kanon festgelegt werden. Wohl aber erscheint es wünschenswert, daß Kritik und Pädagogik gemeinsam aus der Fülle der Dichterwerke, die hier in Betracht kommen und die sich alljährlich mehren, eine beträchtliche Anzahl solcher namhaft machen, die unter Umständen zur Jugendlektüre geeignet sein können. Das individuelle Bedürfnis mag dann bei der engeren Auswahl entscheiden.

An der Hand einer Reihe von Selbstbekenntnissen bedeutender Männer — Goethe, Friedrich Hebbel, Leopold Ranke, Gervinus, Gustav Freytag — deren Jugend an großer Kunst sich genährt hat, deren geistige Leiter die griechischen Klassiker, die Bibel, unsere Dichterheroen waren, tritt Wolgast weiter für seinen Gedanken ein. Dem Einwand, daß solche Erfahrungen phänomenaler Geister für die Durchschnittsjugend nicht maßgebend sein dürften, will er wenig Bedeutung zugestehen, da der Unterschied in dem hier in erster Linie in Betracht kommenden Vermögen, der Phantasie, gering sei, so groß er auch in Bezug auf einzelne Schulfächer sein möge. Wenn daher auch die graduelle Verschiedenheit bei der Auswahl der Lektüre mit in Betracht zu ziehen sei, so sei eine *artliche* Verschiedenheit der Phantasiekreise der Kinder doch nie in dem Grade vorhanden, daß für die einen unsere Dichtungen, für die anderen die spezifische Jugendlitteratur der geeignete Stoff sei — für die einen die natürliche Blume, für die anderen die papierene!

Zur Voraussetzung aber hat die Durchführung dieses Gedankens die Durchführung einer Erziehungsreform überhaupt, welche die rasende Lesewut auf ihr richtiges Maß zurückbringt. Der Verfasser möchte das Kind erst vom 12. Jahre an der freien Lektüre überlassen wissen; wer seinem Kinde schon früher Bücher in die Hand geben will, dem rät er selbst, zunächst zu *den* Dichtern und ernst zu nehmenden Schriftstellern zu greifen, die sich mit Vorsatz zur Jugend herabgelassen haben: *Robert Reinick*, *Rudolf Löwenstein*, *Hoffmann von Fallersleben*, *Julius Lohmeyer*, *Trojan*, *Julius Sturm* u. a.; dazu kommt die reiche Märchenlitteratur.

Das sind die Gedanken, die das kleine Buch auf seinen 218 Seiten entwickelt. Man sieht, ein großes Morden, ein Blutbad, wie es seinerzeit Lessings Laokoon unter

den anakreontiſchen, malenden, lehrhaften, idylliſchen Dichtern anrichtete. Der Grund iſt, ſo wenig natürlich ein Vergleich ſonſt möglich oder beabſichtigt iſt, in beiden Fällen der gleiche: inmitten der allgemeinen Kritik- und Gedankenloſigkeit wird ein Prinzip aufgeſtellt, ein Maßſtab, dem ſich alles bequemen muß; was nicht heranreicht, wird verworfen.

Iſt das aufgeſtellte Prinzip berechtigt? Iſt in der That die ſpezifiſche Kinderlitteratur — ſoweit es ſich nicht um die Kleinſten handelt — verwerflich?

Wir alle haben uns in Bezug auf die Jugendlitteratur an Kompromiſſe gewöhnt. Der Markt iſt von Schundware ſo überflutet, daß uns alles, was nicht direkt ſchlecht iſt, ſchon gut vorkommt. Auch die Lehrerausſchüſſe thun mit; wollen ſie überhaupt Einfluß gewinnen, ſo können ſie es nur, indem ſie die Ware zweiten Ranges von der dritten, vierten, xten Ranges ſondern; etwas muß als Reſtbeſtand bleiben.

Wenn wir dieſen Weg der Kompromiſſe verlaſſen, wenn wir uns an die Formulierung eines ſtrengen Prinzips machen und an dieſem meſſen, ſo ſcheint das Reſultat, das Wolgaſt gewonnen hat, zunächſt unvermeidlich. Und die Geſchichte der Jugendlektüre bietet noch einen handgreiflichen Beleg für die Richtigkeit der hier gegebenen Antwort: alle Bücher, die — abgeſehen von den Kleinkinderbüchern — jemals wirkliche Bedeutung in der Jugendlitteratur gewonnen haben, waren urſprünglich nicht für Kinder beſtimmt. Das gilt vom Homer, vom Robinſon, von den Volksmärchen, von Cooper, Gullivers Reiſen, Schwabs Volksbüchern; die Beiſpiele ließen ſich leicht vervielfachen.

Sollte aber nicht dennoch etwas von optiſcher Täuſchung in dieſer Aufſtellung liegen?

Mich bringt darauf der Umſtand, daß ein prinzipieller Grund, warum man ſich nicht zu den Kindern herablaſſen ſoll, nicht erſichtlich iſt. Wolgaſt durchbricht auch ſelbſt ſein Prinzip, indem er für das Alter unter zwölf Jahren Zugeſtändniſſe macht, aus denen ſich doch wohl nur die allgemeine Folgerung ziehen läßt, daß eine Anpaſſung an den geiſtigen Standpunkt gerechtfertigt erſcheint, ſobald darunter das Grundprinzip nicht leidet, nur künſtleriſch Vollendetes zu bieten.

Nun wendet ſich freilich der echte Dichter lieber an Erwachſene als an Kinder. Gaben ihm aber „die Götter das reine Gemüt, wo die Welt ſich, die ewige, ſpiegelt“ und zugleich die wenig komplizierte Auffaſſung, die dem einfachen Gegenwartsbewußtſein des hiſtoriſch und litterariſch nicht gebildeten Volks entſpricht, und die nur der Höchſtgebildete wiederfindet, ſo lauſchen begierig auch die Kindlein. Und da ihnen noch niemand etwas annähernd Gleichwertiges bot, das ihrem Gedankenkreiſe ganz ſich anpaßt, ſo entſteht eben die optiſche Täuſchung, als ob nur die Litteratur der Erwachſenen dem größeren Kinde geboten werden könne.

So werden wir wohl den Wolgaſtſchen Satz etwas modifizieren dürfen: alles, was Kindern geboten wird, ſoll ein Kunſtwerk ſein, einerlei ob wir es aus der Lektüre der Erwachſenen für ſie wählen, oder ob es beſonders für ſie geſchrieben wird.

Daß der Katalog der zweiten Abteilung bis jetzt faſt leere Blätter zeigt, iſt richtig. Aber die Namen, die Wolgaſt ſelbſt für die Kleinſten und Kleinen genannt hat, ſind Bürgſchaft dafür, daß auch echte Dichter ſich zum Kinde herabzulaſſen verſtehen, ohne läppiſches, tendenziöſes Zeug zu ſchreiben, wie weiland Felix Weißes Kinderfreund es

Digitized by Google

zuerſt auf die Tagesordnung ſetzte zur Nachahmung für unzählige Skribenten bis in unſere Tage hinein. Vielleicht überzeugt uns auch ein Dichter, eine Dichterin unſerer Tage, daß neben dem Kunſtwerk großen Stils den Kindern auch ihre eigene Litteratur geboten werden kann. Bis dahin wird Wolgaſt freilich Recht behalten.

Etwas Küchenchemie.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Bekannt iſt der Scherz von der gelehrten Jungfrau, die die Knollen von Solanum tuberosum Linné nach Entfernung der Epidermis unter Zuſatz von Waſſerſtoffoxyd auf 100° Celſius erhitzte, um die in ihnen enthaltenen Stärkekörner freizulegen und für die Umwandlung in Stärkezucker unter Einwirkung des Pepſins der Magenwand fähig zu machen. Ein weniger gelehrtes Menſchenkind nennt dieſes merkwürdige Experiment kurz und bündig — Kartoffelkochen. Der Scherz will die Bildungsprotzerei jener verdrehten Emanzipierten älteren Stils treffen, denen wir zu Beginn unſerer Frauenbewegung in Witzblättern häufig, im Leben ſelten begegneten. Er würde zu Unrecht Beſtrebungen geißeln wollen, die darauf abzielen, die naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe unſerer Zeit in die breiteſten Kreiſe zu tragen, namentlich auch unter die Frauenwelt. Gottlob, daß wir ſoweit ſind, die Bildung der Zeit auch unſeren Frauen und Töchtern zu gönnen. Am Ende des Jahrhunderts der Erfindungen ſollte jedermann, der auf den Ehrentitel eines denkenden Menſchen Anſpruch erhebt, über die chemiſchen und phyſikaliſchen Probleme aufgeklärt ſein, die den alltäglichſten Lebenserſcheinungen zugrunde liegen.

Außerordentlich verdienſtvoll iſt deshalb das Unternehmen des Königsberger Univerſitätsprofeſſors Dr. Laſſar-Cohn geweſen, der im dortigen „Verein für fortbildende Vorträge“, einem Verein, der etwa der Berliner Humboldt-Akademie, unſerer erſten deutſchen Volkshochſchule, entſpricht, eine Reihe von wirklich gemeinverſtändlichen Vorträgen über die „Chemie im täglichen Leben“ gehalten hat, in denen er faſt vorausſetzungslos in die chemiſchen Vorgänge bei ziemlich allen Dingen und Vorkommniſſen des bürgerlichen Lebens einzuführen verſtand. Und noch verdienſtlicher iſt es, daß er dieſe Vorträge in einem handlichen Büchlein [1]), mit 21 erläuternden Abbildungen verſehen, hat drucken laſſen.

An der Hand dieſes Buches wird jedem noch ſo kraſſen Laien in rebus naturalibus ſehr bald das Verſtändnis für die Wiſſenſchaft jener gelahrten Dame aufgehen, die es ſtolz verſchmähte, vom gemeinen Kartoffelkochen zu ſprechen, ſondern glaubte, dieſe nützliche Thätigkeit unſerer Hausfrauen und Küchenfeen ſtreng wiſſenſchaftlich be-

[1]) „Die Chemie im täglichen Leben“. Gemeinverſtändliche Vorträge von Dr. Laſſar-Cohn, Univerſitätsprofeſſor zu Königsberg i. Pr. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Hamburg 1897, Verlag von Leopold Voß.

namſen zu müſſen. Was iſt die Kartoffel? Was bedeutet der Vorgang des Kochens? Wir erfahren es in Laſſar-Cohns Büchlein gleich in einem der erſten Vorträge. Alle organiſchen Subſtanzen, d. h. alle Stoffe, die von Tieren oder Pflanzen ſtammen, alſo auch alle Nahrungsmittel, beſtehen im weſentlichen aus drei Gruppen von chemiſchen Verbindungen: den Kohlenhydraten, den Fetten und den Eiweißſtoffen. Die Kohlenhydrate enthalten alle nur drei Elemente: Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, und zwar die beiden letzten in dem Verhältnis, in welchem dieſe beiden Elemente das Waſſer bilden. Das Waſſer beſteht nämlich aus zwei Atomen Waſſerſtoff (oder Hydrogenium, abgekürzt H) und einem Atom Sauerſtoff (oder Oxygenium, abgekürzt O), iſt alſo, in der chemiſchen Formelſprache ausgedrückt: H_2O. Die Kohlenhydrate, die die Pflanzen bilden und außer H und O alſo noch Kohlenſtoff (abgekürzt C, Carboneum) enthalten, haben die Formeln: $C_6H_{10}O_5$ (Zuſammenſetzung der Stärke ſowohl wie der Celluloſe) oder $C_6H_{12}O_6$ (Zuſammenſetzung des Zuckers). Celluloſe iſt die unverdauliche Schale der Kartoffeln, die „Epidermis", die die gelehrte Dame vor ihrem Experiment entfernte — ins Bürgerliche überſetzt, die Kartoffeln ſchälte —; nun beſtand die geſchälte Kartoffel nur noch weſentlich aus zwei Stoffen, eben der Stärke (20,69 Prozent) und Waſſer (75,48 Prozent). Aber die Stärkekörnchen ſind jetzt, im rohen Zuſtande, auch noch unverdaulich, jedes für ſich iſt noch mit einer harten Celluloſenhülle umgeben. Um dieſes feſte Skelett zu ſprengen und die einzelnen Stärkekörnchen in jenen halbverkleiſterten Zuſtand überzuführen, den wir nach Abdampfen des Waſſers als „mehlig" kennen, und in dem ſie leicht verdaut werden können, muß man die Kartoffel eben in Waſſer kochen. Unter der Einwirkung der Verdauungsſäfte geht dann ein Molekül Waſſer (H_2O) in das genoſſene Stärkemehl ein und verwandelt dadurch dieſes, das $C_6H_{10}O_5$, in $C_6H_{12}O_6$, d. h. in Stärkezucker, auch Traubenzucker genannt, weil er zuerſt bei der reifenden Weintraube unterſucht wurde, aus dem der Körper alsdann direkt den Kohlenſtoff zu nehmen vermag, auf den allein er bei der Aufnahme der Kohlenhydrate es abgeſehen hat. Der Traubenzucker bildet ſich überall beim Reifwerden ſüßſchmeckender Früchte. In unreifen Früchten, z. B. Erdbeeren, die noch nicht ſüß ſchmecken, weil ſich die in ihnen enthaltenen Stärkekörner noch nicht in Traubenzucker umgewandelt haben, kann man dieſen Prozeß beſchleunigen, wenn man ſie der Kälte ausſetzt. Daher kommt es, daß Kartoffeln, die gefroren geweſen ſind, ſüß ſchmecken, wenn auch nicht gerade ſchön. Die Umwandlung der Stärkekörner in Traubenzucker, die erſt der Verdauungsſaft des Darms vornehmen ſollte, iſt hier infolge der Kälte bereits in der rohen Kartoffel eingetreten.

Aus denſelben drei Elementen, wie die Kohlenwaſſerſtoffe, nämlich aus C, H und O beſtehen auch die Fette, die tieriſchen ſowohl wie die pflanzlichen, welch letztere wir Öle nennen. Als Nahrungsmittel vermögen deshalb die einen die anderen zu erſetzen, da es ſich für die Ernährung auch durch die Aufnahme von Fetten nur um die Gewinnung des Kohlenſtoffes handelt, den die Fette ſo gut und reichlich liefern wie die Kohlenhydrate. Der Grönländer hat kein Mehl, keine Kartoffeln, alſo auch keinen Zucker zur Verfügung, weil er in ſeinen Eisregionen keinen Ackerbau treiben kann. Darum genießt er um ſo mehr Fette, ſpeziell Thran, der ihm den notwendigen Kohlenſtoff liefert. Wir beziehen ihn aus einer gemiſchten Nahrung, aus den Kohlenhydraten in Form von Brot und anderem Gebäck, Mehlſpeiſen, Kartoffeln und ähnlichem, aus den Fetten in Form von Butter, Schmalz, Öl u. ſ. w. Der Verbrauch der pflanzlichen Fette, wie des Olivenöls, herrſcht im Süden vor. Man könnte danach die drei

Breiten unterscheiden: die Zone des Thrans, die Zone von Butter, Schmalz und Talg, und die Zone des Olivenöls.

Die dritte große Gruppe der Nahrungsmittel und der organischen Substanzen überhaupt, die der Eiweißstoffe, hat zum Unterschiede von den Fetten und den Kohlenhydraten außer den drei Elementen C, H und O noch ein viertes, den Stickstoff, lateinisch Nitrogenium, daher abgekürzt in der chemischen Formelsprache mit N bezeichnet. Die Eiweißstoffe sind aber viel komplizierter zusammengesetzt als die stickstofffreien Nahrungsmittel. Sie werden in den Pflanzen erzeugt, gelangen von diesen aus in den tierischen Körper, der seinerseits aus ihnen wieder noch viel kompliziertere Eiweißstoffe aufbaut, wie sie sich in der Fleisch- und der Nervensubstanz darstellen. Die Pflanzen nehmen den zum Aufbau ihres Eiweißes nötigen Stickstoff mittels der Wurzeln aus dem Boden auf; während aber die Blätter, die die Fähigkeit haben, aus der Kohlensäure der Luft den Kohlenstoff aufzunehmen, dieses Gas stets zur Genüge zur Verfügung haben, finden die Wurzeln durchaus nicht immer und überall den notwendigen Stickstoff in geeigneten, d. h. löslichen Verbindungen in der Erde vor. Wenn auf einem Acker jahraus jahrein dieselbe Frucht gebaut wurde, so mußte mit der Zeit alles, was die Wurzeln an brauchbaren Stoffen der Ackererde zu entziehen vermochten, aufgebraucht sein. Und das hat man schon sehr früh beobachtet, daß in diesem Falle der Ertrag mit jedem Jahre mehr abnahm, ohne sich klar zu machen, woher das kam. Aber man half schon in Urzeiten dem Übel durch Fruchtwechsel ab oder ließ das Feld ein Jahr lang brach liegen, damit der Boden „sich wieder erholte". In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand man, daß man die Felder in dem Jahre, in dem man sie bis dahin brach liegen ließ, mit Klee bepflanzen könne, ohne daß die nachherigen Erträge des Körneranbaus litten. War dann der Boden „kleemüde", so baute man Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und ähnliches, und dann erst wieder Halmfrüchte. Erst Liebig hat in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts bewiesen, daß das mit dem Aufbrauchen der von den einzelnen Pflanzen bevorzugten anorganischen Salze im Ackerboden zusammenhing. So ist bis zur Erkenntnis der wahren Sachlage durch Liebig aller Ackerbau eigentlich Raubbau gewesen, und so manche einst fruchtbare Erdstrecke ist durch solchen Raubbau im Laufe der Zeit geradezu ausgesogen worden. Jetzt führt man dem Acker alles, was ihm im Jahre vorher entzogen wurde, durch künstlichen Dünger wieder zu. Den Stickstoff liefert der Chilisalpeter, den Phosphor das Superphosphat u. s. w. Es werden sogar richtig hergestellte Gemische von allen für die Pflanzen wertvollen Nährstoffen, speziell für Garten- und Topfgewächse, in vollkommen wasserlöslicher Form als Blumendünger in den Handel gebracht. Bei Blumentöpfen muß man aber hinsichtlich der verwendeten Menge sehr vorsichtig sein, jedes Zuviel ist schädlich. Pro Kilo Erde genügt ein halbes Gramm von solchem Nährsalze, in einem halben Liter Wasser gelöst, für ein ganzes Jahr. Man kann es auch so zur Verwendung bringen, daß man nach je sechs Monaten die Hälfte giebt. —

Da nur die Pflanze aus den anorganischen, d. h. der unbelebten Natur entstammenden Stoffen die organischen herzustellen vermag, so entstammt die Nahrung des ganzen Tierreichs und des Menschen im letzten Grunde dem Pflanzenreich. Wenn wir aber den größeren Teil der für unsere Ernährung notwendigen Eiweißstoffe lieber dem Tierreich als dem Pflanzenreich entnehmen, so liegt das daran, daß Fleisch und andere Produkte des Tierreichs drei- und viermal soviel Eiweiß enthalten als die dem

Pflanzenreich angehörenden Nahrungsmittel, in denen die Kohlenhydrate überwiegen. Der Vegetarier, der seinen ganzen Eiweißbedarf aus Pflanzennahrung entnehmen will, muß einen ganz unnötigen Ballast von Kohlenhydraten mit in den Kauf nehmen. Wenn die nur Pflanzen fressenden Tiere, wie das Pferd und der Elefant, das können, so hat ihnen die Natur zur besseren Ausnutzung der im Übermaß aufgenommenen Kohlenhydrate den dazu nötigen viel längeren Darm gegeben; anderen Pflanzenfressern, wie den Kühen, mehrere Magen und die Gabe des Wiederkäuens. Ist der Vegetarier nicht strengster Observanz, so ißt er allerdings wenigstens Eier, und 18 bis 20 Eier vermögen ein Kilo Fleisch zu ersetzen. Da der erwachsene Mensch im Durchschnitt täglich 118 Gramm Eiweiß braucht, die dem nur Fleisch essenden von einem Pfund mageren Fleisches (genau 538 Gramm) geliefert werden, so fände er bei 10 Eiern täglich auch sein Auskommen. Der strenge Vegetarier müßte täglich 3 Pfund Brot essen, wollte er aus ihm allein seinen Eiweißbedarf decken. Wenn er ¼ Pfund Käse dazu ißt, braucht er nur noch 2 Pfund Brot. Der Chinese, der nur von Reis lebt, muß 1 868 Gramm dieser Körnerfrucht täglich verschlingen, um zu seinem Eiweiß zu kommen. Der arme Tagelöhner auf dem Lande, der oft nur Kartoffeln und Milch zu verzehren hat, müßte sich, wenn ihm auch die Milch knapp geworden, mit nicht weniger als 9 Pfund Kartoffeln den Leib beschweren, um den Eiweißbedarf zu decken; und selbst wenn er dazu sein Pfund Speck und eine Schüssel Kohl hat, brauchte er darum nicht viel weniger Kartoffeln, da erst 4 796 Gramm Speck und gar erst 7 625 Gramm Weißkohl die nötige Menge Eiweiß liefern, falls jedes andere Nahrungsmittel ausgeschlossen wäre. Der Trinker könnte im Notfall sogar ohne Essen bestehen, er müßte nur täglich 17 Liter Bier vertilgen können.

Andererseits ist reine Eiweißnahrung für den Menschen erst recht nicht zuträglich. Zwar kann schließlich auch reine Fleischkost ihrerseits wieder den Bedarf an Kohlenstoff decken, wie reine Pflanzenkost bei genügender Menge den erforderlichen Stickstoff zuzuführen vermag, die Raubtiere beweisen es ja, die zum Teil ausschließlich Fleisch konsumieren. Aber der Durchschnittsmensch würde, um den täglichen Bedarf an Kohlenstoff nur allein durch Fleisch zu decken, nicht weniger als 2 620 Gramm, also mehr als 5 Pfund verschlingen müssen, und das soll mal einer auf die Dauer versuchen! Am vollkommensten entspricht also eigentlich das Schwarzbrot (Roggenbrot) dem Nahrungsbedürfnis des Menschen, indem, wie wir gesehen haben, schon rund 3 Pfund davon seinen gesamten Tagesbedarf decken können. Daraus erklärt es sich, weshalb die Arbeiterbevölkerung trotz ihrer scheinbar sehr viel schlechteren Ernährung, als sie die wohlhabenden Klassen sich zu leisten vermögen, doch voll bei Kräften bleibt.

(Schluß folgt.)

Guſtel.

Roman

von

E. Dely.

Nachdruck verboten.

(Fortſetzung von Seite 608.)

Dorette Kramer geht, nachdem ſie die Pferdebahn in Charlottenburg verlaſſen hat, einer Straße zu, in der nur kleine Leute wohnen. Der Strom der Sonntagsausflügler ergießt ſich nach anderen Richtungen. Sie trägt ein paar Packete und eine kleine Taſche ſorgfältig im Arm. Wie oft iſt ſie den Weg gegangen und gefahren; ſie kennt all die ſchönen Villen im Grünen und das ſtolze Schloß und die Halteſtellen der Pferdebahn. Immer hat ihr Herz auf der letzten Strecke geklopft wie heute. Und wenn die Münſterberg hat annehmen können, daß ſie kam, iſt ſie ihr wohl mit dem Guſtel ein paar Häuſer weit entgegengekommen.

Heute ſieht ſie vergebens aus nach der blaſſen Frau und dem blonden Kinde; ſie iſt ganz ungeduldig.

Hausthür und Fenſter ſtehn weit offen, es iſt alles ſo ſtill und verlaſſen, und ſie meint doch, ſie müßte ſchon von weitem ein jauchzendes Wort hören. Am Himmel ſind drohende Regenwolken, und es iſt ſchwül.

Sie eilt die Steinſtufen hinauf und klopft an die Thür rechts; ein Zettel iſt daran befeſtigt, auf dem ſteht: „Frau Münſterberg. Wäſche und Feinplätterei“.

Zweimal muß ſie erſt anklopfen.

„Herein!“

Eine Frau, das heiße Eiſen in der Hand, wendet ſich an dem großen Bügeltiſche um, der die Mitte der Stube einnimmt.

„Ach, Sie ſind es!“

Dorettens Augen gleiten ſuchend in dem Raume umher und kehren dann wieder zu der grauhaarigen Frau zurück, die ein Kattunkleid trägt, deſſen Ärmel bis über die Ellbogen aufgeſtreift ſind und fleiſchloſe Arme ſehen laſſen.

„Heute is ja garnich Ihr Sonntag. Un' vorigen ſind Sie nicht dageweſen.“

„Ich mußte eine kleine Reiſe machen. Wo is denn das Guſtel?“

„Na, wohl auf'm Hofe.“ Und ſie ſtellt das Eiſen hin, ein wenig unwillig über die Störung, wie's ſcheint.

„Da iſt einer, ein Sattler, der reiſt ab und braucht ſeine Sachen noch heute Abend.“

„Denn laſſen Sie ſich man nicht aufhalten,“ ſagt Dorette, legt ihre Packete nieder und geht hinaus.

„Ja, wer'n Sonntag ſpazieren gehn kann!“ ſpricht die Wäſcherin ihr nach und ſetzt ihre Arbeit fort.

In der Stube ſteht ein Bett, und nahe dem Ofen ein Geſtell, auf dem trocknet Wäſche. Die Luft iſt wie in einem Treibhauſe in dem Raum; am Fenſter ſteht ein breiter, altmodiſcher Armſtuhl. Hinter den Scheiben eines Glasſchrankes ſieht man Gläſer und Taſſen. Auf dem Sofa liegt die gebügelte Wäſche ſorgfältig nebeneinander aufgeſchichtet. Auf einem kleinen Tiſch ſteht das Kaffeegeſchirr. „Das Gefecht bei Düppel“, in Buntdruck, iſt der Hauptzierrat an der Wand; ein paar Pfeifen mit Mädchenköpfen darauf hängen unweit des Fenſters, das ſehr ſaubere Gardinen hat. Eine alte Militärmütze paradiert über dem Spiegel.

Mit ein paar Schritten iſt Dorette über den Gang nach der Hinterthür. Es iſt hier alles ganz ländlich. Ein großer, gepflaſterter Hof, den kleine Gebäude im Viereck umſtehn, ſchließt ſich dem Hauſe an. Die Stimmen von ſpielenden Kindern, Knaben und Mädchen, ſchallen herüber.

„Guſtel, Guſtel!“ ruft Dorette.

Einige drehn ſich herum — der Blondkopf, den ſie ſucht, iſt nicht dabei.

Sie kommt herunter auf den Hof. „Guſtel! Guſtel!“ Die fremden Geſichter ſehn ſie an, ein Mädchen ſtreckt den Arm aus und zeigt nach der Thür eines Schuppens, und dann kichert der ganze Hauſe, und die ſchnellen Füße laufen nach allen Richtungen davon.

Dorette ſtößt den halboffenen Bretterverſchlag auf. Da ſitzt ihr Guſtel auf der Erde, den einen Fuß bloß und bemüht, den Schuh wieder anzuziehen. Ein paar Handkarren und Gartengeräte ſtehen umher.

„Aber Guſtel!“ Dorette iſt mit einem Sprung bei der Kleinen und hebt ſie hoch. „Aber Guſtel, was treibſt du denn da?“

Es ſind verwiſchte Thränenſpuren auf den Bäckchen und Schmutz, und ſonntäglich ſieht das Kind nicht aus. Es iſt erſchrocken und will wieder anfangen zu weinen.

„Nich hauen —“ ſagt es kläglich, läßt den Schuh fallen und ſtrebt ihm nach aus den Armen, die es halten, dem Boden zu.

„Was haben ſie denn nur mit dir gemacht, Guſtel?“ fragt die Mutter.

Das vertragene Wollmuſſelinkleidchen des Kindes zeigt Riſſe und Flecken; das Haar iſt ungeordnet. Es iſt aber ein hübſches, geſundes Kind. Die ängſtliche Scheu ſchwindet auch aus den Zügen, als keine Strafandrohung folgt, und die Ärmchen der Kleinen legen ſich feſt um den Hals Dorettens. „Mutter hat dir auch was mitgebracht —“

„Wo, wo?“ fragt Guſtel.

Die Kinder ſammeln ſich am äußerſten Ende des Hofes ſchon wieder, und eins der Mädchen iſt langſam herangekommen; es hat ein hageres Geſicht, einen großen Mund und verſchlagene Züge.

„Sie haben Guſtel doch eingeſperrt,“ grinſt es.

„Wer?“

„Weil ſie Polizei geſpielt haben — die andern. Und weil es nich weglaufen ſollte, haben ſie ihm die Schuh ausgezogen. Beckers Franz, der hat es angegeben.“

Dorette trägt das Kind nach der Hofthür, ſetzt ſich dort mit ihm nieder und wiſcht ihm mit dem Taſchentuch über die blauen Augen.

„Mutter iſt doch da, mein Guſtel, die Mutter!“ ſagt ſie und preßt das Geſchöpfchen ſo feſt an ſich, daß es beinahe wieder weint. „Und nun ſollen die böſen Kinder dir nichts mehr thun.“

Dann geht ſie mit ihm in die Stube.

„Sie ſind häßlich gegen das Guſtel, die da draußen.“

„Ja,“ ſagt die Münſterberg, „es ſind Rangen, und die Eltern laſſen ſie machen, was ſie wollen. Da kann keiner gegen an.“

„Und das Guſtel iſt noch ſo klein und wehrlos.“

Die Münſterberg zuckt die Achſeln.

„Von Marzipan is es ja auch nich, es is ganz kräftig, und geſtern hat es ein anderes Kind gekratzt, daß es geblutet hat.“

„O Guſtel!“ verweiſt Dorette.

„Kinder ſind Kinder! Wir haben uns auch mit andern geſchlagen und wieder vertragen, als wir klein geweſen ſind! Un das war noch nich die ſchlecht'ſte Zeit. Wenn eine ein Mann haut, wenn er betrunken is, das is noch viel ſchlimmer.“

Sie ſieht, daß Dorette den Anzug der Kleinen prüfend betrachtet, und ſagt, indem ſie das Eiſen wechſelt:

„Heute habe ich keine Zeit gehabt, das Kind beſſer anzuziehn. Es war ja auch garnich ſein Sonntag. Und die Quälerei! Und wenn der Mann die paar Pfennige noch ins Wirtshaus trägt, die er verdient!“ Ihre Stimme iſt dünn und kläglich.

„Komm, Guſtel! Mutter hat was Schönes!“

Dorette nimmt ein paar Weißbrötchen und ein Täfelchen Schokolade aus dem Papier, und dann legt ſie der Frau eine Düte hin. „Da iſt Kaffee —“

„Danke! Ich habe vorhin den letzten ausgetrunken. Hm, Sie kriegen ja auch beſſern, wie ich'n machen kann! Wenn der Kaffee nich wäre, der einen auf den Beinen hält —“ dann deutet ſie nach dem Fenſter.

„Sehn Sie wohl, da gießt es ſchon. Wenn nu Guſtel mit ihrem guten Kleide draußen geweſen wäre? Ich wußte wohl, daß es heute was gäbe. Das ſpüre ich allemal in den Knochen.“

Dorette kramt den Inhalt der Taſche aus, ganz wichtig und glücklich, und die

großen Kinderaugen folgen jeder ihrer Bewegungen.

„Nun kommt noch was, 'ne Schürze, Guſtel, 'ne neue Schürze. Fein, Guſtel, fein!"

„Jemine!" ſagt die Münſterberg, und dann wirft ſie von ihrem Bügeltiſch einen Blick herüber. „Na, Sie müſſen es jetzt ja aber können."

Dorette hält dem Kinde das Kleidungsſtück an. „Fein, fein!" ſpricht das nach. Und dann ſagt Dorette: „Ja — es wird nun beſſer. Ich heirate!"

Das kommt beinahe verſchämt heraus; ſie drückt das Kind an ſich, als will ſie ihr Geſicht hinter ihm verbergen.

Die andere hält in ihrem eifrigen Bügeln inne.

„Ne! ſo was!" macht ſie.

„Und nun kriege ich es gut."

„Sag bloß einer! Hat ſich denn der nu mit einemmal wieder eingefunden? So was hätt' ich ihm doch garnich zugetraut. Nach drei Jahren! Ne, was der Menſch erleben kann. Münſterberg hat immer geſagt: der wäre doch ſchöne dumm, wenn er wieder käme."

Dorette ſchüttelt den Kopf.

„Nein — der nicht!"

„Ja — aber", die Frau macht vor Staunen den Mund weit auf.

„Es iſt ein Wittwer, ein Mann mit zwei Kindern, die ſchon groß ſind."

„J — da haben Sie aber Glück. Das paſſiert nich jeder, der es ſo gegangen is!" erwidert die Waſchfrau.

„Er hat ſein Auskommen mit 'nem Grünkram und iſt ein guter Menſch."

„Ne, wahrhaftig, ſo'n Glück!"

Guſtel ſpielt mit den kleinen Fingern an Dorettens Kleide, immer tippt es auf die weißen Punkte. „Da! — da! — und da noch einer." Die Münſterberg hebt eine Unterjacke hoch. „Die is auch zerriſſen genug. Ja, einer, der keine Frau hat. Ne, wie ſind Sie denn man an den gekommen?"

„Es hat ſich ſo gemacht — ganz ſchnell."

„'ne ganz neue Bekanntſchaft?"

„Ja, auf der Reiſe."

„So, ſo!" Dann ſtemmt die Münſterberg ihre mageren Arme in die Seite und ſchiebt die großen Füße vor, die ſie in Lederſchluffen, welche halb zerriſſen ſind, ſtecken hat. Ihr Geſicht bekommt einen ſtrengen Ausdruck.

„Dorette — nu ſein Sie man bloß ehrlich — weiß er — das?"

„Das habe ich ihm doch gleich geſagt."

„Na, denn is gut! is beſſer, als wenn einer ſpäter hinter ſo was kommt."

„Das wäre doch ſchlecht!"

„Dageweſen is es auch ſchon! Was is überhaupt nich ſchon alles dageweſen. Werden Sie bloß mal über fünfzig alt, wie ich. Und ob er nich auch ein Saufaus is, den Sie nu kriegen, das haben Sie ja auch nich ſchriftlich. Männern kuckt man ins Geſicht und nich ins Herze." Dann bückt ſie ſich, hebt einen Strumpf auf, der neben dem Waſchkorbe liegt, ſchlenkert ihn aus, hängt ihn auf das Geſtell und ſagt, rückwärts gewendet: „Denn wird es mit uns auch wohl anders; denn nehmen Sie das Kind gewiß mit ins Haus?"

Ein Seufzer. „Davon hat er nichts geſagt — und das ginge doch auch wohl nicht —"

„Natürlich nich," fällt die Münſterberg ein, „wegen den Leuten. Und ſowas ſieht en Mann ja auch nich gerne vor Augen. Un is ihm nich zu verdenken."

Dorette antwortet nicht; ſie kneift die Lippen zuſammen und ſtreichelt das krauſe, blonde Haar ihres Kindes. Die Münſterberg ſetzt das Eiſen hin, kommt vor, nimmt ſich einen Stuhl und kreuzt die hagern Arme in der Taille.

„Ich gönne es Ihnen von ganzer Seele. Warum nich? Ihre Laſt kriegen Sie ja doch. Männer ſind Männer. Was ich für einen habe, das wiſſen Sie ja. Und denn Stiefkinder, paſſen Sie man auf — Stiefkinder."

„Ich will alles thun, was ich kann."

„Un wenn Sie noch mehr thun!" Die kleine Frau vergißt ihre Eile und die feuchte Wäſche und den heißen Stahl, ſo voll Eifer iſt ſie im Reden.

„Da habe ich ſchon genug von erlebt. Und denn paſſen Sie man auf, das kommt hinterher, daß er Ihnen das nachträgt, mit dem Guſtel."

Das Geſicht des Mädchens iſt ſehr ernſt.

„Nein, Münſterbergen, das hat er mir ja verſprochen, daß er das nicht will!“

„Verſprechen thut die Sorte viel.“ Und dann lacht ſie etwas gedämpft. „Der andere hat Ihnen doch auch was verſprochen und nich gehalten.“

Guſtel ſchmiert ſich mit der Schokolade, in die ſie jetzt hat beißen dürfen, das Mäulchen ein; ſo hat Dorette wieder an ihm zu putzen und zu wiſchen. Sie iſt ſehr blaß, wie ſie dann ſtoßweiſe ſagt: „Zweimal angeführt werden — das ließe der liebe Gott doch gewiß nicht zu — das gewiß nicht.“

„Ja“, meint die Münſterberg, „wenn Sie das Guſtel hier laſſen, wo es doch gewiß gut aufgehoben is — da drüben die Meinke hat zwei Pflegekinder, die kriegen mehr Schläge wie Brot, und den eigenen zieht ſie denen ihre Kleider an — na, und ich kenne noch ſchlechtere. Un Ihnen liegt doch etwas dran, ſie haben's ja lieb. Andre ſind froh, wenn ſo eins ſtirbt. Aber da wollte ich man ſagen, denn müſſen Sie auch mehr geben, vor den Preis kann ich es nich mehr — ne, die Zeiten ſind zu ſchlecht. Un darüber müſſen wir einig werden, 'ne Mark mehr müſſen Sie im Monat rausbringen. Was verdient mein Mann denn bei der Maurerei? ſo gut wie garnichts!“

„Ich —“ ſagt Dorette, „ich habe ja denn doch ſelber nichts mehr —“

Die Münſterberg lacht. „Wenn Sie Ihr eigener Herr ſind? Wenn Sie hinter'm Ladentiſch ſtehn. Die Frau, die wollte ich ſehn, die nich für ein paar Überpfennige ſorgte. Aber wenn Ihnen das zu viel is, ich bin keine, die ſich aufdrängt. Denn verſuchen Sie es doch mal wo anders — andre ſind vielleicht billiger.“

Dorette erfaßt ein angſtvolles Gefühl; ihr Herzblut würde ſie hingeben für ihren Liebling, ihr armes, vaterloſes Kind, und den letzten Pfennig gewiß erſt recht. Und wenn ſie denken ſollte, daß das Guſtel es nicht gut hätte? Nein, nein!

„Guſtel ſoll bei Ihnen bleiben. Es iſt an Sie gewöhnt.“

„Sehn Sie wohl!“ Die Frau kehrt zu ihrer Arbeit zurück. „Wenn Sie klug ſind!“ Dann zwinkert ſie mit den Augen. „Na, ſo alle vierzehn Tage wie früher werden Sie denn auch nich mehr rauskommen, ſo was ſieht ja einer nicht gerne, ich kenne die Männer.“

„Meinen Sie!“ Dorette fährt ganz erſchrocken zuſammen. „Das wäre — nein, Guſtel ſoll nicht darunter leiden, lieber —“

„Kochen Sie man nich gleich über!“ beſchwichtigt die Waſchfrau, „läßt ſich ja alles machen. Denn komme ich mit dem Kinde rein, un wenn Sie'n guten Kaffee kochen — ne, wirklich, es braucht denn nich mal Mutter zu ſagen. Sie ſind denn die Tante —“

Dorette antwortet nicht; ſie ſieht hinaus in den klatſchenden Regen, und dann drückt ſie ihr Kind an ſich, ganz feſt.

„Mein Guſtel, mein armes, liebes, kleines Guſtel!“ Und das weiß ſie, heute geht ſie nicht früher fort, als bis ſie es in die Kiſſen gelegt hat, ihr Kind, mag die Frau in der Bülowſtraße warten und Chriſtian Netkow dazu. Das iſt eine ſo ſüße Freude, die ihr ſelten wird, das Kind zu betten und die müden Äuglein zuſinken zu ſehen. Wer weiß, wann ſie wieder kommen kann. Und ſie ſchluchzt plötzlich laut auf.

„Nu aber!“ ſagt die Münſterberg, „wie kommen Sie mir denn vor! Wahrhaftig, Sie ſind doch nich krank? Wer ſo'n Glück hat, wie Sie — ne, gucken Sie doch nur, das Guſtel verwundert ſich ordentlich!“

Guſtel nimmt ſein Schürzchen und fährt damit der Mutter übers Geſicht.

„Nich weinen, Haue kriegen!“ ſagt es eifrig. Und Dorette muß lachen und küßt die kleinen dicken, ungeſchickten Hände.

* * *

Vor einem Hauſe in der Nollendorfſtraße, in dem ein Metzgerladen und eine Manufakturwarenhandlung friedlich nebeneinander zu ſehen ſind, wo im Souterrain eine Handſchuhwäſcherei und eine Schuſterwerkſtatt iſt, wo im Vorderhauſe Kleinbürger und im Hinterhauſe Arbeiter wohnen, hält an einem Sonnabend Nachmittag eine Brautkutſche einfacher Art, aber doch mit „blauem“ Kutſcher und ebenſolchem Diener auf dem Bock. Dieſer ſpringt ab, durchſchreitet den Flur des Vorder-

baues und geht nach dem Querflügel; der Kutſcher bleibt ſteif ſitzen, die Augen geradeaus gerichtet, die Peitſche hoch in der Hand. Es regnet ganz fein. Auf dem Bürgerſteig bilden Kinder, Frauen und Mädchen ein Spalier, ein recht geduldiges. Sie ſind das Warten gewöhnt. Wo in der Nachbarſchaft eine Kindtaufe, ein Begräbnis, eine Hochzeitsfuhre iſt, ſind ſie immer dabei. Die Kinder recken die Hälſe, ſtoßen einander auch, um beſſer Platz zu haben — aber ſelbſt das geſchieht mit einer gewiſſen Feierlichkeit, den Ernſt des Augenblicks begreifen ſie ganz gut. Das Regiment unter der neugierigen Schar, den barfüßigen Jungen, kichernden Mädchen und den Erwachſenen hält eine dicke Frau, in einer Kattunjacke und blauer Schürze über dem Merinorock, aufrecht. Es iſt die Schuſtersfrau aus dem Untergeſchoß, die mit ihrem Manne Portiersdienſte in dem großen Hauſe hat; ſie hat alſo Rechte.

Ein ſehr ſauber angezogenes Dienſtmädchen, den Korb am Arm, den Schirm ſorgſam über ihre krauſen Stirnlöckchen haltend, kommt angetrippelt und bleibt ſtehen.

„Wer is denn das, Frau Pfuller?“

„Ein Witwer mit zwei Kindern, was er is, und ſie hat in der Bülowſtraße gedient. Na, Sie kennen ihn doch gewiß, Grünkam-Retkow drüben.“

„Ach — der!“

„'ne feine Partie, die kann lachen!“ Das Mädchen zieht die Oberlippe ein wenig in die Höh. „Ob ich nu grade 'nen Witwer möchte —“

„Sagen Sie das nich,“ fällt eine andre Frau ein, „bei Witwern kann man es ganz gut haben.“

„Fremden Leuten ihre Kinder —“

„Ach, dieſe ſind ja ſchon groß.“

„Sie hat auch was, hat 'ne Erbſchaft gemacht.“

„Se kommen!“ ruft ein Bengel, der in den Hof gelaufen iſt; alles ſteht gerade und reckt die Hälſe, aber es iſt nur blinder Lärm geweſen. Dafür pufft ihn ein anderer.

„Wollt ihr wohl, ihr Nichtsnutze!“ ruft die Pfuller.

„So'n Regen!“ ſagt das Mädchen und taſtet vorſichtig nach ihrer Friſur.

„Aber is doch gut, wenn's der Braut in den Kranz regnet — das bringt Glück!“ tönt es aus dem Haufen.

Das Mädchen mit der weißen Schürze zieht wieder die Lippen hoch. „Na, heiraten is nich immer'n Glück! Ich beſinne mich ehr zehnmal!“

„Na, und ich ſage Ihnen, den Retkow hätte manche gerne gekriegt. Die Mädchens haben ihm ja den Laden eingelaufen, aber er hat immer nicht anbeißen wollen!“

Die großen Leute lachen verſtändnisvoll.

Von den Fuhrwerken, die durch die Rollendorfſtraße kommen, gleichviel, ob es Laſtwagen oder Droſchken ſind, gleiten neugierige Blicke nach der Hochzeitskutſche. Ein Hauſierer, dem ein Bündel Bürſten über Rücken und Bruſt herabhängt, bleibt ſtehn und ruft, einen Handbeſen ſchwenkend: „Da will mal wieder einer ins Unglück reinkutſchieren!“

„Ich warte nicht mehr, was is da dran zu ſehen,“ ſagt die mit dem Korbe und trippelt zierlich, ihre Röcke hochhebend, über den Straßendamm.

„Die hätte ihn auch wohl gern genommen,“ lacht es hinter ihr her.

Einer wißbegierigen alten Frau mit grauen Haaren erzählt die Portiersfrau, ab und zu den Kopf vorſtreckend, ob das Paar noch nicht zu ſehn iſt: „Ihre Herrſchaft hat ſie 'n acht Tage früher fortgeſchickt — die Mühlbachen in der Bülowſtraße. Von ihrem Hauſe aus wollte ſie keine Hochzeiten. Hat natürlich nichts ſchenken wollen. Na, Ermelern, die kriegt auch kein Mädchen mehr, is ne Schlimme, und ſo bekannt wie'n bunter Hund bei den Mietsfrauen. Und da hat die König, Sie wiſſen, die Schneidersfrau, ſie ſo lange aufgenommen. Von der heiratet ſie ja nu weg. Aufs Standesamt ſind ſie geweſen; der Retkow will aber auch natürlich in die Kirche.“

„Gehört ſich auch,“ nickt die kleine Graue, „bin ich auch vor.“

„Ja, und ſieht auch beſſer aus, ſo mit'n Myrtenkranz. Jott, wie lange is das nu, daß ich den aufgehabt habe — wir ſind ja nu bald an der Silbernen. Ja, un was die Braut iſt, ſagt die Königen, ſo'n Mädchen kann man ſuchen. Und Retkow zöge 'n großes

los. Und die Konig und er ſind auch mit auf der Hochzeit, ſie haben ſich Kleider geliehen, ſie und ihre Tochter — ne, braune Seide und blauen Atlas."

„I — von wem denn?"

„Doch aus'm Geſchäft" —

„Giebts denn das?"

„Doch alte!"

„Vom Trödler!" erklärt eine Stimme aus dem Haufen.

„So gut wie neu! Wie Geheimrats müſſen Sie darin ausſehn, paſſen Sie man bloß Achtung! Un 'ne Uhr mit Kette kriegt ſie auch von einer Bekannten geborgt. Pikfein, ſage ich — und gebrannte Haare und allen Klimbim! Die Königs ſind vor ſo was, immer mitten mang, wo was los is!

„Ne die Welt! die Welt!" ſtöhnt die kleine Frau kläglich, als habe ihr einer weh gethan.

„Das is er!" flüſtert die Pfuller und ſchlägt ihr nun wirklich ganz derb auf die hagere Schulter. Im ſchwarzen Rock, mit vorſorglich aufgekrempelten Beinkleidern, ſehr blank gewichſten Stiefeln und Cylinder kommt Chriſtian Netkow unter ſeinem Schirm daher. Er tritt nur mit den Fußſpitzen auf; hinter ihm drängen gleichfalls unter einem Schirm ſich die Kinder zuſammen, Paula in einem weißen Kleide mit blauen Bändern. Robert nickt ein paar Jungen zu, und wie er ihnen ganz nahe iſt, ſagt er: „Heute eſſen wir im Wirtshauſe und was ganz Feines, ätſch!"

Paula wirft den Kopf zurück, ſie fühlt ſich zu ſchön, um die Mädchen von der Straße zu kennen.

„Na, Herr Netkow, nu geht's alſo los!" ſagt die Schuſtersfrau vertraulich.

„Ja, Frau Pfuller!" giebt er mit feierlichem Ernſt zurück.

„Ach Pauleken, wie du dir aber fein gemacht haſt!" bewundert ſie weiter. Paula nickt und ſchleudert mit den Zöpfen.

„Ich habe neue Hoſen!" ſagt Robert und bleibt neben der Pfuller ſtehn „und denn eſſen wir im Reſtaurant, Vater ſagt, es könnte koſten, was es will. Es ſoll mal was drauf gehn!"

„Nu aber!" wundert die Frau. Er möchte noch mehr erzählen und großthun und von den Jungens angeſtaunt werden, aber ſein Vater ruft ihn.

Nachdem ſie den Hof überſchritten haben, ſteigen die drei zwei Treppen empor.

„Anton König, Schneidermeiſter. Auch Reparaturen" ſteht auf einem Schilde an der Thür. Der Diener im blauen Rock lehnt davor und ſieht ſich mit forſchendem Blick den Kommenden an, der ſich von Robert die Säume ſeiner Beinkleider umdrehn läßt, „denn jetzt muß es doch reglemankmäßig zugehn, Junge!"

„Sie woll'n wohl —" fragt der Blaue herablaſſend.

„Ich bin der Bräutigam!"

„Ach ſo, die Herrſchaften ſind noch nich parat."

Netkow klingelt.

„Ja doch, man gleich!" ruft eine Frauenſtimme. „Vater — mach mal auf."

Ein langer Menſch öffnet die Thür und guckt durch die Spalte. Er hat eine weiße Weſte an und eine blaugrüne Kravatte mit einer Buſennadel, ſeine Haare ſind ſehr glatt geſcheitelt und riechen nach Pomade. Er iſt noch hemdsärmelig.

„Immer wenn's 'nem Menſchen nich' paßt, muß die olle Bimmel gehn! Sonſt hört ſie einer den vollen Tag nich. Na wer is denn nu wieder da?"

„Guten Tag, Herr König!"

„Ach, Sie ſinds, Netkow! Na denn man rin ins Vergnügen! Sie gehören doch ſo zu ſagen dazu!"

Er ſtreckt dem Hochzeiter beide Hände entgegen.

„Denn kommen Sie man rein. Ihre is fertig, aber meine Frauenzimmer, das kriegt ſich gar nich ſchön genug. Die Kinder können draußen warten, hier is es ein bischen enge."

An der Küche vorbei, wo er Toilette gemacht hat, ſchiebt er Netkow einer Thür zu. „Fräulein — ja ſo, Frau Netkown, nu is er da. Nu kann's los gehn!"

Im Wohn- und Arbeitszimmer der Familie ſteht Dorette. Sie hat ein ſchwarzſeidenes Kleid an und einen künſtlichen Kranz aus Orangenblüten im Haar; ſie iſt ein wenig blaß und hat geweint, aber ſie ſieht gut aus, ſchlank und faſt vornehm mit dem reinen, ſtrengen Profil und den ſanften Augen.

Digitized by Google

Ohne ein Wort zu ſagen, reicht ſie Retkow die Hand, und er dreht ſie herum.

„Siehſt ja — einfach großartig aus mit dem Schwarzſeidenen!“ meint er bewundernd.

„Ach Chriſtian,“ ſagt ſie leiſe, „wenn dir's man nie, nie leid wird!“

„Unſinn! Du wirſt ſchon auf'm Poſten ſein, ich kenne dich doch. Ich habe überhaupt Menſchenkenntnis — mir kann nich leicht wer was vormachen!“ Und er legt ſeinen Arm um ihre Schulter. Und ein voller, dankbarer Blick trifft ihn aus ihren wieder feucht werdenden Augen.

„Ich wills an dir und deinen Kindern gut machen —“ und dann ſchrickt ſie zuſammen und preßt plötzlich das Tuch gegen ihre Lippen.

„Nu nich weinen,“ ſagt Retkow, „wir können doch alle beide lachen!“ und ihm ſelber zittert die Stimme.

Dorette ſieht auf ihre weißen Handſchuhe herunter und geht dann nach der Kommode. Vor dem Spiegel liegt ein kleiner Strauß von den gleichen Blumen, wie ſie ihr blondes Haar ſchmücken.

„Willſt's anthun, Chriſtian!“ Er nickt, dann ſagt er: „Sind ja aber keine Myrten!“

Sie beißt die Lippen zuſammen, ſenkt den Kopf und flüſtert: „Haſt mich ja ſo nehmen wollen — die —“

„Ach Unſinn, hier weiß keiner was davon und guckt auch nich darnach. Höchſtens,“ und wie ein kleiner Ärger ſteigt es bei ihm auf, „daß die Leute ſich noch wundern.“

„Zu Hauſe, vor unſern Herrn Superintendenten hätt' ich nicht treten mögen — und den lieben Gott, ſieh, dem mag ich auch nicht vor Augen kommen, wie's ſich nicht gehört. Und ſolche Blumen, die nehmen die Witwen —“ ſie wiſcht über ihre Augen.

„Laß man, laß man, Dorette.“ Er bohrt an ſeinem Knopfloch und lacht, als er's nicht zu ſtande bringt, den kleinen Strauß zu befeſtigen; ſie muß zu Hilfe kommen.

„Pinchen, biſt denn endlich fertig?“ brüllt der Schneider von draußen.

„Ja doch, ja doch!“ Und die Thür des Nebenzimmers wird aufgeriſſen, und Frau Jette König zeigt ſich in einem Seidenkleide mit gewaltigen Ärmeln und ſchlecht ſitzender Taille; der Rock iſt vorn zu kurz. Und neben ihr taucht ihre Tochter Frieda auf, in lichtblauem Atlas und roten Roſen in dem gewellten Haar. Sie hält die Arme weit ab vom Leibe, als fürchte ſie die eigene Berührung.

„Meinſt du, ſo was geht ſchnell?“ fragt Frau Jette, ganz atemlos und rot. „Ich konnte es gar nich zukriegen — das iſt ja hinten gehakt. So 'ne Arbeit! Was, Herr Retkow, nu können Sie Staat mit uns machen, nu können wir die ganze auswärtige Familie und noch'n paar mehr vor Sie repreſentieren.“

Frau Jette König iſt ſehr beweglich und haſtig. Es ficht ſie nicht an, daß durch die offengebliebene Thür ein paar ungemachte Betten, Waſchſchalen und allerhand durcheinander geworfene Kleidungsſtücke zu ſehen ſind, wie kann ſie an einem ſo wichtigen Tage ans Aufräumen denken.

„Na, Handſchuh hatt' ich doch auch! Un wo ſind denn deine, Frieda! Handſchuhe gehören zu's Ganze! Die machen ernſt 'n Menſchen, ſagte die Rätin in der Kochſtraße, wo ich vor ſechsundzwanzig Jahren gedient habe. Und das habe ich behalten.“

Sie muß ſich bücken, um ein Handtuch zu beſeitigen, das ihre Schleppe mit aus dem Nebenzimmer gefegt hat.

„Frieda, daß du aber keine Fettflecken bei 's Eſſen in das Kleid machſt, das ſage ich dir, denn ſonſt muß ich es bezahlen. Anton, nu haſt du deinen Rock noch nich an, und wir ſind ſchon lange fertig. Retkow, ſehn Sie doch bloß, wie Dorette ausſieht! Frieda, geh mal aus'm Wege. Das Mädchen ſteht immer da, wo's nicht ſein ſoll! Fein, Retkow, pikfein mit die Orangen! Das is nemlich jetzt ville vornehmer als die Myrtenbeeme. Und die ſind künſtlich, das is was Echtes, und kann ſie ſich oder Pauleken auch noch mal auf'n Hut garnieren. Da hat ſie doch was von. Bloß 'nen Schleier, das iſt nu erſt in meinen Augen ne richtige Braut. Aber ſie wollte ja nich.“

„Nu is es aber die höchſte Eiſenbahn!“ ruft der Diener vom Treppenflur herein.

„Schanzer, hol'n Sie mal 'ne Droſchke!“ befiehlt der Schneider, „wir können doch'n Paſtor nich warten laſſen, und hinterher wird's Eſſen kalt. Retkow, der wird doch nicht gar

zu lange machen? ich habe nämlich einen barbar'ſchen Hunger."

Aus der Küche, wo er mit einer Trennarbeit beſchäftigt iſt, ſchnellt ein kleiner, ſchmaler Menſch heraus und die Stufen hinab.

„Satt ſoll heute jeder eſſen und trinken!" ſagt Retkow und ſtößt die Thür auf.

„Bitte, das Brautpaar zuletzt," mahnt der Blaue, der unverändert in ſeiner Poſition geblieben iſt, die Arme untergeſchlagen.

Die Königſche Familie und Retkows Kinder gehn die Treppe hinunter; unten iſt die Droſchke angefahren, ſie ſteht vor der Brautkutſche.

„Nu kommen ſie aber wirklich!" heißt es in dem Spalier der Geduldigen.

Anton König führt ſeine Gattin im braunſeidenen Gewande, und der blaue Diener hält feierlich den Schirm über das Paar; die Jugend folgt nach. Das Ehepaar nimmt auf dem Vorderſitz Platz, die beiden Mädchen und Robert ſetzen ſich, nicht ohne leiſes Stoßen und Schieben, ihnen gegenüber.

„Hu, wie fein!"

„Is denn das bloß man Königs Frieda?"

„Un wie der Schneider ausſieht, das olle Rauhbein! Wie 'n Baron!" heißt es unter den Zuſchauern.

Die König hat noch erſt mit ihrer Schleppe zu thun, die ſie über die Beine ihres Eheherrn breitet, und Paula und Frieda haben einen kleinen Wortwechſel mit Robert, von dem ſie behaupten, daß er ihre Röcke zerknutſcht.

„Ruhe im Gliede!" kommandiert der Schneider, „hier könnte doch noch ein halb Dutzend rein, wenn 's ſein müßte!"

„Was das vor Witze ſind!" ſagt ſeine Gattin.

„Hurrah!" ruft ein vorwitziger Bengel, als der Wagen abrollt. Der blaue Diener verſchwindet noch einmal im Hauſe und geleitet dann das Hochzeitspaar. Alle Hälſe recken ſich. Ganz raſch gleiten ſie vorüber; der Schlag fliegt auf und zu.

„Ach, ſchwarz!" ſagen die kleinen Mädchen enttäuſcht.

„Nich mal 'n Schleier!"

„Weil ſie vernünftig is. Gardinen vor ihr Grünkramfenſter kann ſie doch nich von machen."

Dann zerſtreut ſich der Hauſe. Dorette hat im Heraustreten ein blondes Kind geſehen, das mit großen, freundlichen Augen zu ihr hinaufblickt. Und ſie denkt an ein kleines Weſen, das ſie bei einer Fremden weiß; ſie hat Sehnſucht nach ihm, ſelbſt in dieſer Stunde, und ſie ſeufzt leiſe.

„Aber denn nachher, da woll'n wir luſtig ſein!" ſagt Chriſtian Retkow. „Was? und wenn der Schneider ſo lange trinkt, bis er unter'n Tiſch fällt."

Sie hört nichts als das Geräuſch ſeiner Worte, und ſie nickt ſtumm.

„Ach, du lieber Gott!" ſchreit im erſten Wagen plötzlich Jette König und packt den Arm ihres Eheherrn, „nu habe ich ja doch vergeſſen, die Uhr anzuthun — nu liegt die da. Un wenn Schanzer die zu ſehn kriegt, dem is doch nich zu traun."

„Weibsleute! ich ſage es ja —" Der blaſſe Schneider reckt ſich. „Na, wenn ſie weg is, un ich ſoll ſe bezahlen —"

„Das kannſt du doch garnich —"

„Aber dir welche aufzählen."

„Dabei bin ich auch noch!" Und Frieda und Paula und Robert lachen, weil eben auf der Straße ein Milchwagen ein Rad verliert. Und dann ſind ſie an der Kirche in Schöneberg, auch dort iſt wieder eine Gruppe Neugieriger, und feierlich gehn ſie an ihnen vorüber, dem Portal zu. (Schluß folgt.)

Die häusliche Erziehung der Volksschulkinder.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten. Fortsetzung von Seite 593 und Schluß.

Im innigen Zusammenhang mit der Ausnutzung der Lüge als einer milchenden Kuh steht das Mitleiderweckenwollen, zu dem auch die Kinder von klein auf angehalten werden. Es ist eine Art verschämter Bettelei, das erste Ausstrecken der Fühler, ob es etwas zu hoffen giebt. Sonst hat es mit Verschämtsein wenig zu thun, es ist vielmehr ein Vernichter der Scham. Es thut alle Thüren und Fenster auf bei Tag und bei Nacht, damit kein Elendswinkel unbeachtet bleibe. Die Kinder müssen sich eben so früh wie möglich nicht im Almosenempfangen, sondern im Almosenerzwingen üben. Zum Almosenempfangen bedarf es keiner Gewöhnung, es steckt ihnen im Blute. Sie erleben es beständig an ihren Eltern. Die nehmen die Almosen hin als eine Abschlagszahlung der Gesellschaft für die unzulänglichen Löhne, die zu teuren und schlechten Wohnungen, die Ausbeutung ihrer Kräfte. Das Almosenempfangen hat für die meisten das Demütigende verloren. Die Kinder wachsen in diese Anschauung hinein. Ihr Ehrgefühl verschiebt sich. Das Annehmen von Geschenken erschüttert es nicht im geringsten, verursacht kein Zittern und Zagen, veranlaßt kein Aufgeben eines stolzen, freien Bewußtseins. Wohl aber zeigt ihnen ein Zuwenig oder Zudürftig in den Unterstützungen, daß sie Ehre im Leibe haben; sie lehnen sich auf gegen eine solche Unterschätzung ihrer Bedürfnisse, ihres Geschmacks.

Ihre Wohlthäter klagen dann über die Undankbarkeit der Leute. Diese Undankbarkeit ist zum Sprichwort geworden. Sie ist in der That eine absolute, vielfach eine bewußte und gewollte. Almosen und Unterstützungen, die den Mann der Arbeit ernähren müssen, sind nur ein Korrelat für die Rechts- und Kraftverkümmerung der Arbeit, die ihren Mann nicht zu nähren vermag. Warum also die Dankbarkeit? Sie wird in den Kindern mit Stumpf und Stiel ausgerottet, sie schmeckt nach jener Ungerechtigkeit, die die Welt regiert. Immer zahlreicher werden die Fälle, in denen Kinder aus Kinderhorten, Kochschulen u. s. w. austreten, weil die Weihnachtsbescherung nicht genügte. Die Wahl des Geistlichen für die Einsegnung der Kinder wird nach der Anwartschaft auf materielle Unterstützung getroffen, die seine Persönlichkeit, die Diakonie der Gemeinde, von ihm geleitete Vereine bieten. In der Schule beanspruchen die Kinder Bücher und Hefte mit einem gewissen Trotz als ihr gutes Recht; das Frühstück, das im Winter zur Verteilung kommt, erfährt nach den ersten acht Tagen eine recht abfällige Kritik.

Die jungen Lügner sind häufig auch junge Diebe, ohne zu den Straßenlungerern zu gehören. Hier giebt die Häuslichkeit nicht immer das ermunternde Beispiel, noch seltener ist sie der unmittelbare Ansporn. Es giebt unehrliche Eltern in Fülle, aber die Unehrlichkeit wird als ein stachlich Ding von zweifelhaftem Wert empfunden, es muß vorsichtig angefaßt werden, wenn es nicht Verlust statt Gewinn bringen soll

Unehrlichkeit ist strafbar, ein nicht wegzuleugnender Makel ist mit ihrer Entdeckung verknüpft; es ist klug, sie in festen Schranken zu halten. Das thut nahezu die Hälfte, und aus dem Vergleich mit der anderen Hälfte ersteht als festerer Schutz ein froher, glücklicher Stolz. Die jungen Diebe finden in solchen Eltern strenge Zuchtmeister. Aber was die Kinder dieser Kategorie stehlen, weist wieder auf ihr Entbehren hin und macht die Verhältnisse verantwortlich für ihr Hinabgleiten. Sie stehlen in aufsteigender Linie Lernmittel, Frühstück, Spielereien: bunte Bilder, blanke Knöpfe u. s. w. Hunger ist's, der sie treibt, der Hunger in seiner verschiedenen Gestalt. Die Mehrzahl der Kinder hat nie Spielzeug gehabt, nie etwas Schönes besessen und krankt an einer unbefriedigten Sehnsucht. Dies Kranken läßt sie an der ersten Versuchung scheitern. Wohl ihnen, wenn die Entdeckung auf dem Fuße folgt, dann vollzieht sich die Heilung meist leicht und ziemlich schmerzlos.

* * *

Nach dem bisher Gesagten erfährt das Willensleben der Kinder aus den hier in Betracht kommenden Kreisen auf sittlichem Gebiet nur selten eine Förderung, es wird im Gegenteil geschwächt, untergraben, in falsche Kanäle geleitet. Das geschieht aber am rücksichtslosesten, am selbstverständlichsten, wo es sich um Sittlichkeit im engeren Sinne, um das Verhältnis der Geschlechter zu einander handelt. Die Kinder sind Eingeweihte fast vom ersten Augenaufschlag an. Noch sind sie rein, aber schon giebt es für sie keine Reinheit mehr. Sie werden mit Zweideutigkeiten bekannt gemacht, sie werden in die Poesie der Gasse und der Gosse eingeführt. Die Eltern lachen Thränen, wenn die schrillstimmigen Kleinen Lieder faulsten Inhalts mit kindlichem Eifer zum besten geben. Sie lachen auch Thränen, wenn geistliche Lieder, wenn Gedichte, die uns Deutschen ans Herz gewachsen sind, in den Schmutz gezerrt und in ekle Leierkastenware verwandelt werden. Da selbst „ehrbare" Eltern an diesen schlimmen Bänkelsängereien der hoffnungsvollen Sprossen ihre helle Freude haben, muß man annehmen, daß in ihren unklaren Köpfen jede Zweideutigkeit als ein Witz, jede flotte, kecke, derb naturalistische Unzweideutigkeit als etwas besonders Geistvolles erscheint. Dem ersten bösen Schritt des Kindes in die trübe Verwirrung von Häßlich und Schön folgen bald die anderen. Es will aus dieser Verwirrung und Unklarheit heraus, sie schmiedet ihm die Gedanken fest und raubt ihm die Unbefangenheit. Es überwindet sie auch bald, ach, so bald; das Schöne, Reine geht unter, und es bleibt der große, schmutzige Rest. Er füllt die Welt da draußen, sie wissen es wohl, sie machen sich mit ihm vertraut, er erschließt ihnen bald seine Reize und füllt auch die Welt ihres Innenlebens. Die engen Häuslichkeiten beschleunigen diesen Entwicklungsprozeß durch Anschauungsunterricht. Am gründlichsten wird er dort erteilt, wo Einlogierer ihr Wesen treiben, wo Mädchen vorübergehend Aufnahme finden, wo Ziehkinder willkommene Zuschüsse ins Haus bringen, wo ältere Schwestern ihr Leben genießen. Gleich frühe sittliche Fäulnis erzeugen viele der unglückseligen Trinkerehen.

Vielleicht ist das gleichgiltige Gewährenlassen der Eltern, das in entscheidenden Augenblicken gar oft zum Mitgehen wird, letzteres besonders bei den Müttern, nicht gar so verwunderlich. Sie sind ebenso aufgewachsen und können aus Erfahrung berechnen, was ihnen ihr durch gleiche Erziehung bestimmtes Verhältnis zur Sittlichkeit eingetragen hat. Der Wertmesser ist und bleibt der Genuß. Da gab es einen Reinertrag. Der bittere Nachgeschmack ist vergessen; will er nicht weichen, so steigert er

nur die Sehnsucht nach dem, was vor ihm war. Er wird überhaupt kaum als
geschmack aufgefaßt, er ist das Bittere an sich, das überall und immer komm
giebt für die Leute keine Kausalitäten. Sie wollen ihre Kinder auch einheimsen
so lange sie noch jung sind; etwas von dem Freudensegen kommt vielleicht au
Eltern zu gute. Die Doppelmoral der höheren Stände hat hier unten ein
neutrales Gebiet geschaffen, ein Adiaphoron, vor dem Gewissen und Ehrgefüh
dem auch die Religion Halt macht. Die Höhen schwinden immer mehr, eine
Niederung voll Unflat und Schlamm, voll schwüler, schwerer Dünste, Krankheits
und Krankheitsverbreiter spottet des Horizonts als Grenze. Die Kinder
Niederung, die Vertreter der Zukunft, bilden keinen Übergang in reinere Gefilde,
empfangen ihre Schlammtaufe als Unmündige, und Proselyten aus selbstgewo
Erkenntnis sind selten.

Man könnte leicht geneigt sein, aus dem vielfachen Verwöhnen der Kinde
dem nachsichtigen Gewährenlassen, aus ihrem Hinzugezogenwerden zu allem, wo
Leben bringt, einen Schluß auf die Liebe der Eltern zu ziehen und sie für ein
geleitete zwar, aber doch für eine große zu halten, eine schmerzliche vielleic
bewußt auf einer Seite mit übervollen Händen giebt, weil sie auf der andern
zu geben vermag. Läßt man die Sonne der Wahrheit auf diese Liebe scheinen,
verschwindet sie wie ein Stern auf seiner Morgenflucht. Es ist weder eine starke
noch eine schwache Liebe, es ist Schwäche, einfache, beisatzlose Schwäche, aus de
Verwöhnungen quellen. Will man ihr einen Zusatz geben, so ist er gleich ihr
Negatives: Gedankenlosigkeit, und damit charakterisiert sie sich als Denkschwachh
ist das Sich-treiben-lassen von jeder Welle, die gerade aufsteigt, ein Bequemlic
egoismus, der um so gefährlicher ist, je mehr er sich selbst verkennt. Sobald n
ihm zu rütteln wagt, wird die Liebe als Aushängeschild benutzt. Dieselben E
die entrüstet sind, wenn ein Brief aus der Schule sie von der Naschhaftigkei
Kinder benachrichtigt, Schulbesuch am Montag verlangt oder auf die Verlogenh
Kinder aufmerksam macht, deren Mutterliebe sich gegen so engherzige Kleinlichkei
lehnt, beuten ihre Kinder rücksichtslos aus. Diese traurige Thatsache zeigt, wie ve
sich selbst aufhebend und vernichtend, die Erziehung der Jugend zur Arbeit ist.

Arbeiten heißt Gelderwerben. Kein sittlicher Gewinn fällt dabei ab, keine
an sich entwickelnden Fähigkeiten, kein Erstarken vorhandener Kräfte, keine Ausb
entschiedener Veranlagung, ja oft ist sittliche Gefährdung damit verbunden.

Viele Eltern begünstigen aus leicht erkennbaren Gründen gerade die
gefährdende Erwerbsthätigkeit. Dazu zählt in erster Linie das Blumenverkaufe
Mädchen. Es ist wie alles Hausieren eine Scheinthätigkeit, es erzieht zur Denkfa
zur Aufdringlichkeit und Frechheit. Die Schenken und die späte Nachtzeit erweis
am einträglichsten, sie werden ausgenutzt, die Schamhaftigkeit geht dadurch völli
loren. Reibungen mit der Polizei entstehen; sie sind lästig, bekehren aber nicht.
und Kinder werden nur gewitzigter, und das heimliche, listige Erschleichen de
erlaubten schleift und modelt an den Kindern herum, eine Feile, die die Sc
verschont und das vorhandene Edelmetall zerstäubt. Körperlicher Verfall hält m
sittlichen gleichen Schritt. Übernächtigt, das Gesicht aschig und verquollen, die
gläsern, wissen die jungen Nachtfalter dem Tage nichts abzuringen, sie erliegen
ernsten Anstrengung und scheuen vor wirklicher Arbeit zurück. Ähnlich verhängn
wirkt das Tanzen und Mitspielen im Theater.

Die Mehrzahl der Kinder kommt in eine Tretmühle, die körperliche Anstrengung bis zur Erschöpfung verlangt, durch Eintönigkeit ermüdet und sie, vierzehnjährig, ohne jede Errungenschaft genau auf demselben Standpunkt entläßt, auf dem sie eintreten. Sie müssen vor der Schule, oft von sechs Uhr an, Milch und Backwaren, Zeitungen, Kaffee für Väter und Brüder austragen, sie werden mittags auf die Holzfelder geschickt zum Späneſammeln, sie helfen den Müttern in der schulfreien Zeit bei den außerhäuslichen Beschäftigungen: Kartoffelschälen in öffentlichen Anstalten, Flaschenspülen, Reinmachen, Waschen, sie übernehmen das Essentragen für etliche Arbeiter, sie müssen selbständigem Erwerb nachgehen als Kindermädchen, Aufwärterinnen, sie häkeln — häkeln für ein Lumpengeld, daß ihr Körper in beständige wiegende Bewegung gerät. Was sie bei diesen Thätigkeiten verdienen, steht in gar keinem Verhältnis zu der Abnutzung der Kraft, zu dem abstumpfenden Einfluß, der wiederum Reizmittel fast zu einer Notwendigkeit macht. Aber die Eltern rechnen nur mit dem Gegenwärtigen und Wägbaren, und ihre dauernde Notlage hat sie so rechnen gelehrt. Für eine Mark monatlich nehmen kleine Mädchen oft sechs- bis neunstündige tägliche Arbeit an, die durchaus nicht leicht zu nennen ist. Dieselben Mädchen sind häufig vor der Schule schon zwei Stunden als Austrägerinnen thätig. Zählt man zu dieser Arbeitszeit die Zeit des Schulunterrichts hinzu, so giebt das durchschnittlich vierzehn bis fünfzehn Stunden Arbeit den Tag.

Fast noch mehr angestrengt werden die Kinder, die sich an irgend einer Hausindustrie mitbeteiligen müssen. Da werden oft die halben Nächte zu Hilfe genommen, um der jammervollen Bezahlung durch Massenproduktion zu begegnen. Auch hier giebt es verzweifelt wenig zu lernen, selbst da, wo es sich um Näharbeit handelt. In diese armseligen Häuslichkeiten wandert nur das Primitivste, Seemannsjacken und Ähnliches, das keine Ansprüche auf sorgfältige Ausführung macht. Schnelligkeit ist alles, und die Kinder gewöhnen sich das an, was sie selber als „Schludern" bezeichnen. Es erweist sich in ihrer Lehrzeit als schwer zu überwindendes Hindernis.

Das Schlimmste aber ist, daß alle diese Überlasteten die Arbeit nicht lieben, sondern beinah hassen lernen. Sie erscheint ihnen als der Fluch, der auf der Armut lastet und ihre Bitternis vermehrt. Ihre Wünsche klammern sich an ein Einst voll frohen, sorglosen Müßiggangs, an das Niegekannte: Ruhe und Besitz, das sie sich erträumen möchten.

Recht geplagt sind auch die Mädchen, deren Mutter Einlogierer und Kostgänger hält oder eine kleine Speisewirtschaft aufgethan hat. Sie werden gehetzt, gejagt bei den üblichen täglichen Pfennigeinkäufen, sie haben ein Heer von Pflichten und Verantwortlichkeiten, aber hier giebt's Abwechslung, die Arbeit bringt ihre Freuden. Dasselbe gilt von denen, die bei großer Geschwisterzahl die außerhäuslich beschäftigte Mutter ersetzen müssen. Die Arbeit, selbst wenn sie ihre Kräfte übersteigt, trägt ihren Lohn in sich, ihr sittlicher, erziehlicher Wert macht sich geltend, und das auch dann noch, wenn sie verkehrt gehandhabt wird. Die Verantwortlichkeit, die mit ihr verbunden ist, das Verhältnis zu den Eltern, besonders zum Vater, und zu den Geschwistern, das sie dem kleinen Hausmütterchen aufnötigt, wirft so viel Gesund-Befruchtendes ab, daß neben dem Wildwuchs auch Erntekräftiges in ihren Seelen emporblüht, an dem der Charakter erstarkt.

* * *

Die Erziehungsmittel der Eltern beschränken sich auf Strafen durch That und Wort. Die Strafen werden nicht nach ihrem erziehlichen Wert abgewogen, sie können auch nicht den Anspruch auf Gerechtigkeit machen. Sie sind der Ausfluß einer augenblicklichen Stimmung und dienen Augenblickszwecken. Sie stehen selten in richtigem Verhältnis zur Schuld oder angenommenen Schuld des Kindes. Der Grad der elterlichen Gereiztheit, der über die Härte der Strafe entscheidet, hängt von den Nachteilen, der Einbuße, der Höhe des Schadens ab, die sie durch die Strafthat des Kindes erleiden. Ein Akt der Ungeschicklichkeit, eine unüberlegte Handlung, ein Versehen werden oft unbarmherziger geahndet als ein schweres sittliches Vergehen. Ein Kind, das Geld verliert, hat mehr zu fürchten als ein Kind, das Geld stiehlt; ein Kind, das eine Schüssel zerschlägt, ist schlimmer daran als ein Kind, das mit dreister Stirne lügt. Wenn es sich nicht um das Knappste und Begehrteste, um Geld und Geldeswert handelt, gönnen die Erzieher sich Zeit zur Überlegung, entschließen sie sich zu einer sanften, sprichwörtergespickten Ermahnung, die ihnen selber so wohlthut wie ein laues Bad.

Sonst sind die Worte, die einen jungen Missethäter auf Schlimmeres vorbereiten, durchaus nicht sanft. Wer je einem solchen Zornesausbruch zuhörte, wundert sich, daß die Kinder noch Haare auf dem Kopfe, noch Blut in den Adern, noch Zähne im Munde und ganze Knochen im Leibe haben. Alles das scheint dem Verderben geweiht. Hier liegt auch der Schlüssel zu dem sonst unverständlichen Benehmen der Frauen, die, trotz aller Drohungen ihrer Männer, nicht von ihrem Posten weichen, bis eines Tages die Drohung sich erfüllt. Das „Ich schlag' dich tot, ich hol' die Axt und schlag' dich tot" — ist ein sattsam bekannter Refrain, der kaum noch das Trommelfell berührt.

Die auf der äußersten Grenze noch dazu mit unglaublichen Schimpfwörtern durchsetzte Ausdrucksweise der Eltern ist eins der vielen Abstumpfungsmittel, die aus den armen Kindern unzugängliche Dickhäuter machen, deren innere Sinne allgemach ersterben. Wie völlig die Kinder das richtige Unterscheidungsvermögen verlieren, geht daraus hervor, daß der Begriff schelten und mit ihm das Wort ihnen abhanden gekommen ist. „Herr Lehrer hat heut' so geschimpft", heißt es in der Schule, wenn ein paar ernste, tadelnde Worte fielen. Es bedarf beständig wiederholter Klarlegung, um sie zu richtigem Auseinanderhalten zu befähigen.

Die elterlichen Züchtigungen entsprechen leider allzuhäufig den maßlosen Reden. Natürlich bessern sie nicht, sie verstocken, verhärten, verbittern, sie erzeugen bei den Schwachen und Weichen eine fortwährende Furcht, sodaß nicht der kleinste Raum für die Freude übrig bleibt. Oft muß die Schule sich ins Mittel legen, aber es ist gefährlich für die Kinder, wenn keine dauernde Überwachung stattfindet. Die brutalen Züchtigungen wären noch häufiger, wenn sie nicht so oft an einem wahrhaft glänzenden Mangel an Gehorsam und Unterwürfigkeit seitens der Kinder scheiterten. Die Bedrohten setzen sich zur Wehr, bis es ihnen gelingt zu entschlüpfen. Sie leben auf beständigem Kriegsfuß mit den Eltern, üben Ränke und Listen; der seltene Waffenstillstand fällt gewöhnlich mit einem Vergnügen zusammen.

Die aus den Verhältnissen geborne Widersetzlichkeit der Kinder erreicht oft einen solchen Höhepunkt, daß die Eltern aus Furcht vor Zeitversäumnis in ihrer Erwerbsthätigkeit oder geschwächt und zermürbt durch die tausend Reibungen mit Not, Krankheit, Elend die Polizei um Hilfe bitten. Das untergräbt ihre Autorität vollends.

Die Schule mit ihrem Pünktlichkeitszwang und ihrer freiwillig geübten Aufsicht stützt sie noch mühsam. Kaum aber sind die Vierzehnjährigen ihrer lästigen Umklammerung entflohen, so betrachten sie jeden Versuch ihrer Eltern, auf sie einzuwirken, als einen Übergriff. Sie lassen sich keinen Tadel gefallen, selbst wenn sie ihre neuen Pflichten gröblich verletzen und schlimme Wege gehen. Sie werden halbe oder ganze Schmarotzer, lästige, wüste Abend- und Nachtgäste, bringen Verlegenheiten und Strafen über die machtlosen Eltern. Da ist's wieder die Polizei, in deren Erziehungsgewalt man das höchste Vertrauen setzt. Ein Allmachtsschein umschwebt diese Uniformmenschen, er ist so blendend, daß sie getrost ihre Rechte überschreiten dürfen und es auch thun, wo es gilt, rettend und helfend einzuschreiten.

Die Polizei — nicht der Geistliche, die Gewalt — nicht die Seelsorge, das Gesetz, das immer noch nicht hart genug ist, denn hier versagt's manchmal, — nicht die Liebe ist der Kitt, den man begehrt, um das Auseinanderstrebende, die Familie, zusammen zu halten. Das zeigt wohl am besten die Stärke der moralischen Depression, die in den untersten Volksschichten herrscht.

In den zerrütteten Ehen, in denen Mann und Frau ohne die geringste Selbstbeherrschung wider einander stehen, wird das vierte Gebot vollends zum leeren Wahn. Die Kinder müssen mit durch alle Gehässigkeit, alles Mißtrauen, alle Verachtung. Der eigene Lebensanfang und der ihrer Geschwister erscheint ihnen besudelt und beschmutzt. Das unheilige Lachen wird stereotyp, es setzt nie aus, es setzt sich um in die That.

* * *

Gemeinsame Erhebung an Geisteswerken fällt in diesen Häuslichkeiten fort, ebenso unbekannt sind Spiele, die einen erziehlichen Einfluß ausüben könnten. Das kann wohl nicht anders sein. Viele Kinder wachsen heran, ohne je ein Spielzeug besessen zu haben. Die Kunst fehlt ganz, und doch ist sie die Sonne, deren die Kranken am meisten bedürfen. Sie brauchte nicht so gänzlich zu fehlen, hat sie doch die Fähigkeit der Sonne, Strahlen zu entsenden, die durch den kleinsten Spalt Einlaß zu finden wissen. Die Handharmonika könnte z. B. auch die Ärmsten erquicken. Hat einmal ein guter Geist, eben der gute Geist echter Kunst, über solch einem Kunstjünger gewaltet, dann ist der Einfluß seines Talentes auf das Zusammenleben in der Familie ebenso erstaunlich wie rührend. Eine edle und veredelnde Geselligkeit regt ganz leise ihre Schwingen, schüchtern wie eine rechtlose Fremde, und doch gewährt sie den jungen Seelen der Kinder schon Schutz und öffnet ihnen eine Freistätte, zu der keine verführende Macht Zutritt hat.

Ob ein gutes Bild über dem Bette der Eltern, ein Bild, das wie das Volkslied aus der Tiefe der Volksseele herausgewachsen zu sein scheint, das ihre schlummernden Kräfte weckt, ihre halbverstandne Sehnsucht verkörpert, nicht auch reinigend und läuternd zu wirken vermöchte? Der Kunst den Weg in die Stuben der Armen frei machen, wäre ein Erlösungswerk und Erziehungswerk ohnegleichen.

Auch gemeinsame Lektüre, an der Eltern und Kinder sich aufrichten und hinaufbilden könnten, ist in diesen Kreisen etwas Unbekanntes. Alle Vorbedingungen fehlen, die Zeit, die Frische, das Interesse. Das Interesse war einmal da, aber das lange geistige Darben hat es vernichtet, es steht auf der langen, vielsagenden Verluſtliste, die solch ein Menschendasein zu verzeichnen hat. Daher giebt es auch keine Bücher im Hause außer dem Gesangbuch und vielleicht noch der Bibel und dem Neuen Testa-

Digitized by Google

ment. Das Gesangbuch hat letzteren den Rang abgelaufen; seine Herrschaft beruht auf Nützlichkeits- und Anstandsgründen, man braucht es und zeigt es beim Kirchenbesuch. Die Bibel ist seltener vorhanden als das Neue Testament, und beide fehlen nur allzuhäufig. Ab und zu gelingt es der Ueberredungskunst eines Kolporteurs, seine Schundware in diesen Häuslichkeiten abzusetzen. Sie findet Anklang, der Roman wird verschlungen, aber die zehn Pfennig wöchentlich zehren merklich; eine zweite Versuchung wird schweren Herzens zurückgewiesen.

Den Kindern wird auch keine Ermunterung zu selbständigem Lesen zu teil. Die Volksbibliotheken sind ihnen nicht zugänglich, die Volksschulen der meisten Provinzstädte haben gewöhnlich keine Bibliothek oder nur so dürftige Anfänge dazu, daß höchstens ein paar Dutzend auserwählte Schüler zur Benutzung zugelassen werden. Die Bedürftigsten können nie zu der Auslese gehören, denn sie richtet sich nach den Leistungen und nach der Gewähr, die die Häuslichkeit und die Persönlichkeit des Kindes für die Schonung des Buches bieten. Sie bleiben daher auf das Lesebuch beschränkt.

Das Lesebuch bringt freilich ein buntes Allerlei, das jedem Geschmack Rechnung trägt. Aber die Form der einzelnen Lesestücke, besonders der aus den Realien gewählten, läßt in vielen der eingeführten Lesebücher so ziemlich alles zu wünschen übrig. Teils geht die wunderliche Zusammenstellung auf Stelzen, teils ist sie ein sonderbares, zerhacktes Flickwerk. Beides schreckt die Kinder ab. Sie bleiben auf Gedichte und Erzählungen beschränkt, die, wenn auch häufig verstümmelt, doch nicht alles Reizes beraubt sind. Das aber reicht nicht aus, und so beginnt in frühester Jugendzeit das verhängnisvolle Darben, das so schmerzhaft ist, das zu Betäubungsmitteln reizt und treibt, zu Klatsch, zum Herumabenteuern, zu tollem, vollem Erleben.

Dieser Hunger wird ihnen nicht nur angedichtet, er ist wirklich vorhanden, er wirft Blasen auf, die von der Bewegung in der Tiefe zeugen. Die Hungrigen gehen auf Borg zu ihren glücklicheren Kameraden. Die Versorgung währt eine kleine Weile. Die Entlehnenden sind langsame und gründliche Leser. Das Buch hat Zeit gehabt, sich seiner neuen Umgebung so gründlich anzupassen, daß es nicht wieder zu erkennen ist. Das macht selbst die Gutmütigsten ungefällig. Nun wird Jagd auf Traktätchen und kleine Kalender gemacht, die Sonntagsschüler und Kindergottesdienstler willig hergeben, wenn sie damit fertig sind.

Ein klärsames Geschichtchen möge hier einen Platz finden. Ein Geistlicher, einer jener guten Menschen, die jedem Nachschreienden feuchten Auges mit dem, was gerade zur Hand ist, den Mund stopfen, die die Armen zu geduldigen Kleingeldempfängern und die Besitzenden zu erlösungssichern, zufriedenen Sonntagschristen, Gotteshausfüllern, Weihnachtsbescherern und Unternehmern von Wohlthätigkeits-Lotterien und -Bazaren erziehen möchten, ließ vor ein paar Jahren in der Zeitung bekannt machen: Nächsten Sonntag findet nach dem Kindergottesdienst in der N—kirche eine Weihnachtsbescherung statt. — Es handelte sich hier nur um kleine Traktate. Alle in Frage Kommenden wußten das, denn zur Weihnachtszeit ist der Spürsinn rege. Trotzdem erschienen an dem Sonntag nahezu hundert Kinder, die nie an dem Kindergottesdienst teil genommen hatten, elende, dürftige Gestalten mit bleichen, entschlossenen Gesichtern. Sie verfolgten ihr Ziel rücksichtslos, schoben die Berechtigten zur Seite und bildeten eine feste Mauer um den Altar, vor dem ein Weihnachtsbaum brannte. Der Pfarrer

machte gute Miene zu dem selbstverschuldeten bösen Spiel und ließ zuerst die Störenfriede befriedigen. Im nächsten Jahr sparte er die Zeitungsannonce, die Verteilung knüpfte sich an Namen, die im Laufe des Kirchenjahres während des Kindergottesdienstes zu Papier gebracht worden waren, und die Hungrigen mußten darauf verzichten, sich einzuschmuggeln.

Die dünnen Heftchen sind für die Dauer nicht jedes Kindes Sache. Da kommt nun als Letztes, am eifrigsten Betriebenes, das Abschreiben von Gedichten an die Reihe. Stammbücher liefern eine kleine Ausbeute, dazu gesellt sich eine Anzahl erzählender Gedichte, die irgend eine ältere Schwester irgendwo her hat. Ein Zug tiefer Trauer geht durch diese wunderliche Poesie, die in Sterben und Verderben ausklingt. Sie ist ein Erbe vieler Generationen und trägt Gebrauchsspuren an sich, die sie bis zur Lächerlichkeit und Unverständlichkeit entstellen. Grammatische Schnitzer tanzen regelrecht grande chaîne, ein gewaltiges Pathos krönt das Ganze. Sie sind den Lechzenden ein wahres Labsal. Sie ziehen auch hie und da die Mütter in ihren Bann. Das Heimweh nach der Jugendzeit erwacht in ihnen; in ihr erkämpften sie sich unter gleichen Umständen ebenso mühsam das gleiche Gedicht. Ab und zu holt eine Frau ein beschmutztes Heft oder ein paar zerknitterte Blätter aus einer Schublade hervor, einen längst vergessenen Schatz, und schwelgt mit ihrem Kinde. Die letzten müden Funken sprühen aus der Asche. Sind sie verglommen, dann regnet's auch Asche auf des Kindes heißes Bemühen; das Trapptrapp des Tages, die einschneidende Frage: Was werden wir essen? Womit werden wir uns kleiden? die ohn' Unterlaß an die Ohren klingt, überschüttet alles rettungslos.

* * *

Das Verschwinden der Bibel aus den Proletarierhäuslichkeiten ist nicht genug zu beklagen.

Die Bibel könnte den Geistig-Armen ein Erziehungsmittel ersten Ranges werden. Sie gewährt ihnen, was kein anderes Buch, und sei es noch so volkstümlich geschrieben, ihnen zu gewähren vermag; für sie mehr noch wie für jeden andern ist sie das Buch aller Bücher. Sie rollt in schlichten, lebensvollen Bildern eine Vergangenheit auf, die an den Anfang alles Geschehens anknüpft, sie führt in andere Länder, andere Kulturen, sie läßt Völker vor ihnen entstehen, reifen, vergehen, sie zeigt das Ewige in allem Wechsel, ein höchstes, unerschütterliches Gesetz. Wie sie das thut, ist das Entscheidende. Ihr eigen Wort kann von ihr gelten: Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Auch die Wortarmen und Gedankenarmen, die schwerfälligen und ungeübten Denker werden an ihr und mit ihr reich; verhüllende Nebel weichen, die Enge weitet sich, und ein frischer Wind legt den Menschheitsweg frei, der aus den fernsten Fernen kommend über die Gegenwart in eine unendliche Zukunft führt.

Fürwahr, unsere Ärmsten begeben sich eines starken Führers, eines gewaltigen Lehrmeisters, indem sie die Bibel nicht mehr als einen unentbehrlichen Hausschatz betrachten. Die zunehmende Gleichgiltigkeit gegen die Religion ist nicht allein daran schuld, das beweist das Vorhandensein des Neuen Testaments und das Kirchengehen.

Die Religion ist nicht ganz ausgestorben, aber sie trägt den Stempel einer müden, matten, bequemen Sicherheit an sich. Die abgearbeiteten Frauen mit den früh verwelkten Gesichtern wollen Ruhe am Sonntag, und so sind sie ruhende und

beruhigte Zuhörer in der Kirche. Sie erstreben keine innere Erneuerung Läuterung, keine Stärkung eines schwachen Willens, sie verlangen Trost, Verhei und — Ruhe.

Mehr als sie besitzen, können sie auch ihren Kindern nicht bieten. Sie ihre Kinder beten, nehmen sie mit zur Kirche und überlassen das übrige den g und sittlichen Zufallseinflüssen, die sie umspielen. Der „liebe Gott" taucht zwa und wann auf, doch immer nur als Lückenbüßer, als schwarzer Mann oder Mann, fast könnte man sagen als „Mädchen für alles", das sich auf Befehl macht.

Und doch muß es Segen schaffen, wenn das Kind neben der Mutt Gotteswort lauscht. Es sieht die Mutter eingegliedert in eine große Gemein sieht sie beten, weinen, sieht ihre arbeitgebeugte Gestalt einmal in wohlthätiger sieht die Vielgeplagte Erquickung einsaugen, die den Zügen die Spannung raub sie milder und weicher erscheinen läßt. Das ist eine Ergänzung zu der Predi nur halbverstanden von der Kanzel heruntertönt, und ist auch sie nur halb vers sie sucht doch Fühlung mit dem jungen Herzen, nicht immer umsonst.

Die Väter dieser Kinder sind äußerst selten Kirchgänger. Etliche Schuljah mit einer Klassendurchschnittszahl von 75 Schülerinnen weisen nicht ein Familie auf, das den Feiertag in dieser Weise heiligte. Oft sind die Väter ausgesp Feinde jeder Kirchlichkeit, ja jeder Religion. Sie erklären die Religion für ei findung der Geistlichkeit, ihrer Herrschsucht zu fröhnen, die Großen der Erde zu und das dumme Volk zu ködern. Sie dulden nicht, daß eine „Biblische Ges in die Hand ihrer Kinder kommt, sie verbieten den Kindern das Lernen et Religionsaufgaben, sie verspotten den Lehrer als einen Genarrten, sie kram Jugendwissen zusammen, um ihre Spötterlogik daran zu üben. Die Kinder g dadurch in manche schwierige Lage. Der Konflikt würde sich für einzelne ihrer lagung nach innerlicher gestalten, wenn die Überlast der Arbeit nicht zu schwer so daß es buchstäblich an Kraft zu tieferem Erfassen gebricht. Andere sind an die Meinungs- und Gesinnungsgegensätze der Eltern gewöhnt, daß Kirchlichkeit der Mutter zugleich als Ursache und Folge des Religionshasses des ansehen und umgekehrt; sie finden beides ganz natürlich.

Vorläufig schützt die Kinder ihre Jugendlichkeit vor völligem Abfall. Sie Hunger, und des Vaters Spott bietet ihnen Steine statt Brot. Die Schule h Kinder bis zum vierzehnten Jahr, aber es ist ein äußerliches Halten. Sie brin Kindern zu viel, sie verlangt ein unglaubliches Wissen und hat nicht Zeit zu daß die eingepflanzten Reiser Wurzel fassen. Sie welken meist schon von Kl Klasse, ohne den Boden zu befruchten. Der Konfirmandenunterricht ist Wiederh Und doch sind etliche der Reiser lebenskräftig, sie grünen ihrer Umgebung zum Aber die Umgebung bleibt die mächtigste Bildnerin. Wenn der Lehrer die Vi jährigen entläßt, weiß er, daß die Nahrungszufuhr abgeschnitten wird, daß a Lebenskräftige an Lichtlosigkeit zu Grunde gehen muß. Es bleibt besten Fa verschwommener, unklarer Glaube an einen „lieben Gott", der so lieb ist, daß ziemlich alles, was man will, mit sich thun läßt, und an einen Heiland, d Jenseits jedermann zugänglich gemacht hat.

Je mehr das christliche Bewußtsein aus den Familien schwindet, um so wird die Macht, die der Aberglaube über sie gewinnt. Er faßt immer festere

Er beherrscht auch die Spötter. In ihm liegt das Geständnis der Abhängigkeit, Schwäche, Furcht, der trübe, scheue Aufblick zu höheren, unbekannten Gewalten. In sein dunkles Gewirr von Lächerlichem und Rührendem, Empörendem und Ergreifendem werden die Kinder sehr früh schon eingeführt. Das ist eine Vorsichtsmaßregel; die Kinder könnten in ihrer Unwissenheit leicht Gefahren heraufbeschwören. Lernbegierde und Freude am Lehren begegnen sich hier mit gleichem Eifer. Alle Kinder ziehen gern aus, das Gruseln zu lernen, diese schlechternährten, blutarmen, nervösen Kinder marschieren an der Spitze. Sie nehmen den ganzen Wust toller Spukgeschichten in sich auf, hören Klopfgeister aller Art, erleben die üblichen Totenanmeldungen, haben Begegnungen mit Geistern. Sympathiemittel der widerlichsten Art sind ihnen geläufig, sie achten auf böse und gute Zeichen, sie versuchen das Schicksal zu begütigen und zu bestechen, sie büßen ihr letztes bißchen Freiheit ein und geben es gern hin für die Wollust der Selbstpeinigung, die ihrem Leben einen Schein von höherer Bedeutung verleiht.

Der Aberglaube nagelt nicht nur die Unwissenheit fest, er macht roh, er zieht eine Selbstsucht groß, die die heiligsten Augenblicke entweiht, er ist ein Vampyr jedes echten Gefühls, so wunderbar weich er sich auch oft an das Gefühl wendet. Außerdem erzieht er seine Gemeinde zur Halbwahrheit, zu bewußter und unbewußter Lüge. Eltern und Kinder erhitzen ihre Phantasie gemeinschaftlich an eingebildeten Vorkommnissen, lügend, übertreibend, damit ihr Götze zur Gottheit wird, durchschauen einander und wollen es doch nicht, schwatzen und reden sich in Gläubigkeit hinein.

So bildet der Aberglaube gleich dem Klatsch ein Band, das Eltern und Kinder umschlingt, aber es ist ein böses, gefährliches Band.

* * *

Ziehen wir das Facit dieser Betrachtung, das durch Hinzufügung etlicher ausgelassener Posten schwerlich ein anderes werden würde, so stellt sich die häusliche Erziehung einer fast nach Millionen zählenden Menge von Volksschulkindern als ein Hohn auf das vierte Gebot dar. Die Eltern entkleiden sich selber der Ehre und Achtung und können sie deshalb nicht von ihren Kindern fordern.

Vor kurzem stand ein junger Bursch vor Gericht, der Mißhandlung seiner Eltern angeklagt. Er hatte unter anderm seine Eltern mit Kartoffelschalen, faulen Äpfeln und widrigem Abfall beworfen. Der Richter fragte ihn, ob er denn gar keine Ehrerbietung vor seinen Eltern habe. Das war herzlich naiv gefragt.

Mit dem vierten Gebot sinken auch die übrigen dahin. Es giebt nicht Gut und Böse mehr, kein zwingendes: Du sollst, das durch Gehorsam, dem die Einsicht folgt, umgewandelt werden könnte in ein freies: Ich will!

Rodbertus sagt: „Der Schmutz und die Not des Hauses werden ewig zunichte machen, was der Unterricht der Schulen bewirken soll."

Das ist eine Halbwahrheit, selbst wenn wir seine Worte nur auf die Häuslichkeiten beziehen, von denen in diesem Aufsatz die Rede war. Der Unterricht in den Schulen ist freilich kein ausreichendes Gegengewicht den widerstrebenden Einflüssen des Hauses gegegenüber. Teils liegt es an ihm, zum größeren Teil aber an der Mächtigkeit der Flutwelle von Elend und Schmutz, die täglich vernichtend über ihn dahin braust. Aber ein anderes ist auf dem Plan, ein Unsichtbares, Unerklärliches, das kräftig eintritt für das, was der Unterricht bewirken soll. Es ist die wunderbare

Digitized by Google

Sphinx, das Leben selbst, mit seinen verborgenen Tiefen, mit seinem geheimnisvollen Schaffen, das Leben, das, eingeboren, von innen nach außen quillt und an der Umgebung sich bricht, sie umflutet, an ihr zurückebbt, an ihr emporschwillt, das Leben, wie es von außen her nach innen dringt, säet und zertritt, bewässert und versengt, nimmt und giebt. Seine Wirkungsgesetze sind unerforschlich in ihrem Ursprung; dort, wo das Leben von außen dem Leben von innen begegnet, werden sie erzeugt, gewinnen sie Gestalt.

Einem Vogel gleich schwebt dieses Lebensgesetz über der bewegten Tiefe, hier ein guter Geist, der, was schädlich ist, vertilgt, dort ein böser Geist, der jedes gesunde Samenkorn vernichtet.

Dem Volksfremden erscheint die Zahl der jugendlichen Verbrecher ungeheuerlich, er ereifert sich über die Zuchtlosigkeit und Verwahrlosung der Jugend, über die Schwäche und Gleichgiltigkeit der Eltern, als entspränge beides bösem Willen, trotziger Absicht. Dem Volksschullehrer, der Einblick in die häuslichen Verhältnisse seiner Schüler gewinnt, erscheint der Prozentsatz derer, die nicht verrohen, versumpfen, als Verbrecher zu Grunde gehen, erstaunlich groß, ein schwer zu fassendes Wunder.

Dieses Wunder hält dem Ausspruch des Rodbertus sich selbst entgegen: der Schmutz und die Not des Hauses vermögen nicht zunichte zu machen, was in geheimster Lebenswerkstatt, ein Aufwärtsstrebendes, erstand. Der Unterricht in den Schulen bewirkt dann — —

Der Nachsatz muß fallen. Fragezeichen verdrängen ihn. Die Schule bewirkt auch in solchen Fällen nicht, was sie bewirken soll.

Auch das Wort „ewig" kann hier keine Stätte finden. Schmutz und Not als Ewigkeiten gedacht, müssen das Wunder seltner machen, bis es verschwindet.

Es gäbe eine schönere Art, es verschwinden zu machen. Krankenheilungen werden nicht begehrt, wo es keine Krankheit giebt, und das Wunder höbe sich selbst auf, würde Schmutz und Not die Macht genommen, Gesundes anzutasten, die Zufuhr aus dem Reiche des Lichts zu hindern.

Wer mitarbeiten will an der sittlichen Hebung der Jugend, der bekämpfe die Not, die Gebärerin des Schmutzes, und lasse sich's noch einmal gesagt sein: Aufbesserung der wirtschaftlichen Lage bis zur Unabhängigkeit von Almosen auch in Sorgentagen — und ein Stück Erziehungsarbeit vollzieht sich ohne jedes Zuthun von selber.

Der moderne Mann.

Von

W. Gleim.

Nachdruck verboten.

Die beſte Frau iſt die, von der man nicht ſpricht!

Dieſes geflügelte Wort war der Ausdruck der innerſten Überzeugung einer älteren Generation, es verkörpert auch jetzt noch das weibliche Ideal vieler Männer, und wenn die Wahrheit dieſes berühmten Ausſpruchs immer noch unangezweifelt zu Recht beſtände, ſo wäre damit das Verdammungsurteil über die moderne Frau geſprochen. Denn von niemand wird mehr geredet und geſchrieben ſeit den letzten Jahrzehnten als von ihr.

Sie wird öffentlich gefeiert und getadelt, in den Himmel erhoben und zur Hölle verdammt. Und damit ſie nicht mehr in der idylliſchen Ruhe häuslicher Gemütlichkeit einſchlummere, haben berufene Vertreterinnen der Frauenrechte das Amt der Herolde übernommen, die ihren Weckruf in allen Gauen der ziviliſierten Welt ertönen laſſen. Die Frau ſoll nicht mehr ſchlafen, Dornröschen wird von Frauenhänden aufgerüttelt. Es darf nicht mehr ſitzen und warten bis der Ritter kommt, es mit einem Kuß zu erwecken, es muß aus eigner Kraft den lähmenden Zauberſchlaf abſchütteln, die eigne Lebenskraft fühlen und erproben.

Der Weckruf erſchallt nicht umſonſt. Die Idylle, das traumhafte Märchenleben, iſt zu Ende. Schon ſteht die weibliche Jugend dicht geſchart, ihrer Kraft bewußt. Von thatkräftigen Händen geführt, greift ſie nach ihrem Recht. Nicht iſt es das Recht auf Lebensgenuß, das ſie beanſprucht, ſondern das Recht auf Arbeit. Die Arbeit wird ſie zum Lebensgenuß führen. Tüchtig werden will das Weib, ſich ſelbſt zu ernähren, auf daß es weder für Vater und Mutter oder für Geſchwiſter, noch für Gatten und Kind eine Laſt ſei. Kein Weg iſt ihr zu weit, kein Pfad zu rauh, kein Hindernis zu groß, um dieſes Ziel zu erreichen.

Dieſem entſchloſſenen, thatkräftigen Weſen, der modernen Frau, ſteht der moderne Mann gegenüber, oder beſſer geſagt, er ſteht abſeits. Nicht ihr zur Seite wie ehedem, als er Berater und Schützer des Weibes war, ſondern abwartend, kritiſierend, ſeitwärts von ihrem Wege. Nur eine kleine Anzahl ernſter Männer reicht jetzt ſchon freudig fördernd der modernen Frau die Hand. Es ſind die Vertreter des ſtarken Geſchlechts, welche den ernſten Willen des Weibes, ihren Weg ſich zu bahnen über alle Hinderniſſe hinweg, begriffen haben. Männer, die in der Frau nicht die körperlich und geiſtig Schwache, nicht das gebrechliche Werkzeug der Männerlaune erblicken, ſondern die ſie als achtungswertes Geſchöpf Gottes anerkennen. Es ſind deren wenige, die auf dieſem gerechten Standpunkt ſtehen, die meiſten zwar auch noch mit der ausgeſprochenen Beſchränkung, zu des Weibes ſozialer Hebung nur ſo weit die Hand bieten zu wollen, als die weibliche Veranlagung, die doch immerhin minderwertigen geiſtigen und körperlichen Kräfte der Frau, zur Erfüllung ernſter Lebensaufgaben genügen.

Eine weitere größere Anzahl von Männern ſtehen wenigſtens abwartend, nicht feindlich, den Frauenbeſtrebungen gegenüber, ſo weit ſie nämlich ſelber als Familienväter dabei intereſſiert ſind. Da die Verſorgung heranwachſender Töchter auf dem naturgemäßen Weg der Verheiratung gar wenig Chancen für die Unvermögenden hat, iſt die Verſorgung der Mädchen durch einen Beruf für eine große Menge unbemittelter Väter, namentlich des Beamtenſtandes, ein gar beruhigender Gedanke. Die Mädchen

Digitized by Google

treten ja so tapfer an die Sache heran, warum ihnen also wehren, ihr Brot selbst zu verdienen? Sie selbst, die Väter, möchten freilich um keinen Preis Frauen haben, die auf dem modernen Standpunkt der Selbständigkeit ständen, sie kleben für ihre Person noch voll und ganz an der alten Idee der Unterordnung des Weibes, gewähren ihm gern die volle Herrschaft über Haus, Küche, Kinder und Gesinde, im übrigen aber sehen sie mit Freuden, wenn der Schuster bei seinem Leisten bleibt. Selbständige Regierungsgelüste der eignen Frau werden mit der vollen Autorität des Mannes, der „ihr Herr" ist, unterdrückt.

Das ist die zwar vorläufig ungefährliche, aber wenig fördernde Schar der Lauen, die nie eine Lanze für die tapfer ringende Frau brechen werden. Sie stammen aus der alten Schule, sind in deren Anschauungen verknöchert und grau geworden und sind ebenso geneigt zu feindlicher Gesinnung gegen die Frauenbewegung überzugehen, wenn ihre Familieninteressen nicht mehr mit ihr Hand in Hand gehen, wie sie jetzt noch eine abwartende, vielleicht auch zustimmende Haltung anzunehmen bereit sind.

Doch diese beiden Gruppen scheinbarer Freunde der Frauensache verschwinden fast in der erdrückenden Ueberzahl ihrer Gegner. Das Hauptkontingent dieser Antipoden der Frauenbewegung stellt die gebildete männliche Jugend

Der junge Mann der besseren Gesellschaftskreise, der eigentlich moderne Mann — da er von Geburt an die Anschauungen der Neuzeit eingesogen hat — ist durchaus kein prinzipieller Gegner der Frauenbewegung, und er würde sehr überrascht sein, wollte man ihn einen Feind derselben nennen. Und dennoch ist sein ganzes Wesen dazu angethan, die Fraueninteressen zu schädigen und den Widerstreit des weiblichen Geschlechts herauszufordern. Zwar läßt sich der moderne Mann keine feindliche Agitation gegen die Bestrebungen der Frauenwelt zu Schulden kommen, das läßt seine Gleichgiltigkeit gar nicht zu. Seine Gegnerschaft besteht eigentlich in seiner vollständig negativen Haltung.

Um das Wesen des modernen Mannes zu verstehen und die Bedeutung seines Einflusses auf die weibliche Interessensphäre zu begreifen, muß man auf sein Wesen und seine Entwickelung näher eingehen.

Seine Geburt fällt in die Zeit kurz vor oder nach dem deutsch-französischen Kriege und somit ist seine Kindheit von patriotischen Idealen erfüllt gewesen, die seinen jugendlichen Sinn zur Tapferkeit, zum Enthusiasmus für edle Großthaten entflammt und ihn zu einem unerschrockenen Menschen gemacht haben. Seine überschäumende Kraft wurde kräftig niedergehalten von strenger Schulzucht, sein schwärmerischer Sinn unaufhörlich von Eltern, Lehrern und Erziehern auf die reale Seite des Lebens hingewiesen, auf das nüchtern Nützliche, auf das, was not thut zum Fortkommen im Leben. Oben an hat man den Begriff der Ehre gestellt, von ihm in seiner idealsten Bedeutung begeistert erfaßt, aber daneben werden ihm als unumgängliche Eigenschaften des Menschen, der es im Kampf ums Dasein zu etwas bringen will, Vorsicht, Klugheit, Fleiß und Bescheidenheit gestellt, und es wird strenges Regiment an dem Knaben geübt, der als jugendlicher Heißsporn fortwährend gegen die Schranken der Schule anstürmt. Was sind ihm Vorsicht, Klugheit, Fleiß und Bescheidenheit, wenn die Welt mit ihren Freuden, die ihm jetzt noch verbotene Welt der Genüsse, denen die Erwachsenen fröhnen, ihn anlacht! Unschuldige Genüsse sind es in seinen Augen: die verpönte Cigarre, das schäumende Glas Bier, das Kokettieren mit farbigen Bändern und Mützen und der unter Erröten gewagte Blick in sanfte Mädchenaugen. Die pedantischen Magister verdammen das alles in Bausch und Bogen, die wachsamen Eltern sekundieren voll Sorge, nicht um die moralische Gefährdung ihres Kindes, denn „diese Thorheiten wird ihm das Leben schon austreiben", heißt es zur eignen Beruhigung, sondern aus Furcht vor dem „Sitzenbleiben" in der Klasse, dem ersten wirklichen Hemmstein auf des Sohnes Lebensweg.

Vorsicht, Klugheit, Fleiß und Bescheidenheit werden in das Wort: „Sei ein braver Schüler" zusammengefaßt und dem zähneknirschenden Knaben als Zügel angelegt. Die Erkenntnis, daß alles zu seinem Besten ist, kommt ihm nicht. Hier und da macht er aber die bittere Erfahrung, daß Vorsicht und Klugheit andere fördern, daß

Digitized by Google

Fleiß und Bescheidenheit, wenn auch nur als Maske vorgenommen, unfähigen Kameraden den Vorrang vor ihm verschaffen. Er fängt an die Musterschüler zu verachten.

Daß bei ihm selber schon ein Defekt da ist, der ihn verhindert, Gut von Böse, Recht von Unrecht zu unterscheiden, fühlt er nicht. Seine Ideale erblassen, seine Begeisterung für Unerschrockenheit, Wahrheitsliebe und ernstes Streben schwächt sich erheblich ab.

Dann kommt die Zeit, da er sich für einen Beruf entscheiden muß. Es gibt wenig Glückliche, die durch eine entschiedene Begabung, ein hervortretendes Talent, eine unbezwingliche Neigung zu einer Berufsart bestimmt sind. Die meisten Abiturienten wissen selbst nicht, was sie ergreifen möchten, sie werden auf ihren Lebensweg gedrängt von liebevollen oder strengen Eltern, beeinflußt von unabweisbaren Verhältnissen, oft von harter Not und das in einem Alter, in dem der männliche Wille noch der eines Kindes ist. Sie werden Juristen, weil denen die ganze Welt offen steht, weil dies Studium jedenfalls auf die eine oder andere Art ihnen ein reichliches Brot schafft; sie werden Offiziere, weil ihr Vater Militär war und man bei dem Sohn gar keine andere Neigung voraussetzt, oder Kaufleute, um bald erwerben zu können; Elektrotechniker, weil die Elekrizität die Zukunft beherrscht. Vielleicht hat der arme, zum Studium bestimmte Jüngling die größte Lust und Neigung, Landwirt zu werden, hat ein offenes Auge für die Natur und ihr Walten und würde diesen Beruf als ein glücklicher Mensch mit Freudigkeit ausfüllen. Aber woher das Geld nehmen, sich auf eigne Füße zu stellen? Oder er würde mit Lust und Liebe Mediziner, wenn das Studium nicht so langwierig und kostspielig wäre. Also fort mit solchen unpraktischen Gelüsten — nur rasch zum Ziel sagen Eltern und Lehrer. Die Notwendigkeit stößt ihn auf einen Weg, der ihm zum mindesten gleichgiltig ist. Die optimistische Lebensanschauung des Jünglings färbt sich bedenklich grau, aber er kann nicht anders, also vorwärts!

Nun kommen die Jahre der ungebundenen Studien, und das Glück der Freiheit, das einzige unverkümmerte Glück, das sich ihm bietet, soll nun auch bis auf den Grund ausgekostet werden. Ist es nun nichts mit der begeisterten Freudigkeit an seinem Fachstudium, die er früher erhofft hatte, so bietet ihm doch jetzt der Verkehr mit warmherzigen Kameraden einen Genuß, der ihm wenigstens die Gegenwart vergoldet. Es wird gejubelt, gezecht, gesungen, getanzt, Nacht für Nacht. Für das ungeliebte Studium bieten die ersten Semester wenig Zeit, das kann später auch verdoppelter Fleiß nachholen.

Zuweilen erinnert der Schwund im Portemonnaie oder ein ernster elterlicher Mahnbrief schroff an die rauhe Wirklichkeit. Das Studium wird aufgegriffen, ruckweise, ohne nachhaltigen Ernst. Dann kommen die letzten Semester. Schal kommt dem alten Burschen jetzt selbst die Freude vor. Was er von ihr erhofft, hat auch sie nicht gehalten, die Ernüchterung schleicht an ihn heran. Die Freunde, die er fürs Leben zu halten meinte, waren nur Kameraden, Genossen, welche die guten Stunden mit ihm teilten — sie haben alle schon ihren eignen Lebensweg betreten, ohne Trennungsschmerz und ohne spätere Erinnerung an seine Freundschaft. Auch seine Annäherung an das schöne Geschlecht hat ihm nur Demütigung eingebracht. Der bummelnde, aussichtslose Student ist ja noch keine Partie.

Über Bord also mit den Idealen, die das junge Herz erfüllt hatten. Nun heißt es zum Ziel kommen, ein Mann sein!

Und er wird ein Mann. Er hat Energie und Kraft, er bricht mit seiner leichtherzigen Lebensauffassung, er arbeitet Tag und Nacht, kommt durch die Examina ohne Anstoß, zur Freude seiner Familie, die ihm unaufhörlich von der Notwendigkeit des Vorwärtsstrebens redet, ihm vorhält, wie viel Zeit er verloren, wie sehr er seine Finanzen geschädigt hat, wie ihm dieser und jener, der ein fleißiger Schüler, ein solider Student gewesen, um Jahre zuvorgekommen ist!

All die Bitternis hat er überwunden, jetzt ist er selbst davon überzeugt, was die ganze Welt ihm vorredet, daß es im Leben nur heißt: Vorwärts, immer vorwärts! Vorsicht, Klugheit, Fleiß hält jetzt auch er für unerläßliche Eigenschaften eines wohl-

erzognen jungen Mannes. Die Bescheidenheit aber nur bedingungsweise, so weit sie sein Licht nicht unter den Scheffel stellt.

Die Jahre, bis er zu Brot kommt, sind ja auch jetzt noch endlos lang, da gilt es durch Fleiß und Tüchtigkeit, aber auch durch Benutzen aller Chancen sich hervorzuthun. Was Konnexionen wert sind, erfährt er alle Tage. Konnexionen, vornehme Geburt, Reichtum, alles fällt in die Wagschale, wenn die Staffeln zu ehrenvollen und ausgiebigen Stellungen mit Erfolg erklimmt werden sollen. Also keine Zeit verlieren — vorwärts!

Das Hasten und Jagen der ganzen Menschheit um ihn her fällt ihm nicht mehr auf, er hastet mit.

Nach und nach gewöhnt er sich in die neue Lebensanschauung hinein wie in ein enges Kleid, das anfänglich wohl drückt, nach und nach aber dem Körper sich anbequemt, so daß man es ganz erträglich findet. Es stellen sich auch allmählich neue Bedürfnisse bei ihm ein, er findet Geschmack an Dingen, die er früher verlacht hatte. Seine hochpatenten Anzüge, seine guten Diners, seine echten Havannas sind ihm schon zur Gewohnheit, ja sogar unerläßliche Requisiten seiner Lebensführung geworden. Er arbeitet tüchtig, aber er gönnt sich auch die Erholung, die zu seiner gesellschaftlichen Stellung paßt. Alles mit Maß und Ziel, aber alles zu rechter Zeit! ist sein Grundsatz. Aus dem stürmischen, heißblütigen Jüngling, der: „Seid umschlungen Millionen!“ einst gesungen hatte, ist ein maßvoller, wohlanständiger Mann von Welt geworden. Schon wird ihm von Menschenkennern eine glänzende Zukunft prophezeit. Auch er selbst glaubt daran, denn er kennt seine Fähigkeiten, kennt seinen festen Willen und wird so klug sein, sich mit keinem unbedachten Wort, mit keiner unüberlegten Handlung die Zukunft zu verderben.

Auch mit einer unüberlegten Liebesheirat nicht, obgleich seine Beziehungen zum schönen Geschlecht die besten sind. Er weiß den Wert der Schönheit, der Anmut, des Geistes und der Liebenswürdigkeit beim Weibe zu schätzen. Er bewegt sich gern in der besten Gesellschaft und ist ihr Liebling. Ein flotter Tänzer, ein unermüdlicher Festordner, ein immer gefälliger Freund bei allen vorkommenden Festlichkeiten, aber niemals ein aufregender Verehrer oder gar ein kompromittierender Courmacher. Dazu hat er zu viel Takt und zu viel Vorsicht. Er wird sich auch nicht umgarnen lassen, weder von gefälligen Müttern und Tanten, noch von liebreizenden Töchtern. Trotz seines Realismus zu ideal angelegt, um ein weibliches Wesen ohne Liebe an sich ketten zu wollen, ist ihm das Jagen seiner Bekannten nach einer reichen Erbin in der Seele zuwider, ja er selbst geht geflissentlich den Erbinnen aus dem Weg. Eine Heirat ohne Vermögen, die ihm den ganzen Aufbau seiner Lebenspläne zerstören würde, ist für ihn aber ebenso undenkbar. Er muß standesgemäß leben, er muß repräsentieren, ein Haus ausmachen können, wenn er heiratet. Es wäre für ihn unmöglich, nur eine einzige seiner kostspieligen Gewohnheiten, die jetzt seinem Leben Glanz geben, in der Ehe aufzugeben. Und überdies, was kann in der Ehe alles über ihn hereinbrechen, was Opfer fordert, Opfer an Bequemlichkeit, an Geld, an Zeit, nein daran kann der moderne Mann nicht denken, ohne sich geradezu gewissenlos vorzukommen. Selbst wenn sich ein junges, tadelloses, liebreizendes, aber unbemitteltes weibliches Wesen fände, das sein Herz und seine Sinne gefangen nähme und bereit wäre, sein eigen zu werden — könnte er ein geliebtes Wesen der Not, dem Mangel, der Beschämung und Zurücksetzung in seinen Gesellschaftskreisen aussetzen? Nur wer in der Welt lebt, weiß, wie sie gleich dem Moloch der Heiden ihr einmal gefaßtes Opfer mit glühenden Armen umschlingt. Da giebt es kein Zurückweichen, kein Paktieren, kein Rütteln an ihren Satzungen. Und der moderne Mann wäre wahrlich der letzte, der daran zu rütteln wagte! Also weg auch mit dem Traum einer glücklichen Ehe. Vielleicht steht in ferner Zukunft, wenn das Alter ihm naht, wenn die Ehe mehr ein Hospital für ihn und seine Gebrechen sein wird, noch einmal sein Verlangen dahin — jetzt nimmermehr!

Doch nicht jeder moderne Mann ist mittellos oder mäßig dotiert, auch nicht jeder ist so skrupulös. Es giebt im Gegenteil eine stattliche Anzahl junger Männer, die

im Überfluß leben und frühzeitig heiraten, wo möglich eine junge Dame aus gleicher oder noch günſtigerer Lebenslage. Es giebt auch eine ſchwere Menge, die ihre Finanzen und ihre Lebensausſichten durch eine reiche Heirat auf die Höhe bringen, oft unter ihrem Stande. Wenn es in anſtändiger Form geſchieht, wirft niemand einen Stein auf ſie. Auch hier ſoll keine Kritik an ihnen geübt werden, unſer Zweck iſt nur, das Facit zu ziehen, in welcher Beziehung alle dieſe Kategorien, die wir unter der Bezeichnung „der moderne Mann“ zuſammenfaſſen, zu der weiblichen Jugend ſtehen, und welchen Einfluß ſie auf die Beſtrebungen der Frauenwelt üben. Wir glauben dies nicht prägnanter ausdrücken zu können als mit den Worten: die moderne Frau ſucht die Arbeit und betrachtet ſie als ihren Ehrenſchild; der moderne Mann verachtet die arbeitende Frau und drängt ſie doch auf den Weg des Erwerbs, indem er entweder ehelos bleibt, oder Ehen ſchließt, die allen gerechten Anſprüchen, die ein reines Weib an das Glück ſolcher Verbindung ſtellt, Hohn ſprechen.

Wer möchte da einen Tadel gegen die moderne Frau ausſprechen, wenn ſie ſich von ihrer natürlichen Beſtimmung abwendet und als das kleinere Übel einen einſamen Weg durch das Leben vorzieht, wenn er auch kampfesreich und arbeitsvoll iſt?

Die Mütter, denen es gelungen iſt, die ſchwierige Aufgabe zu löſen, tüchtige Haustöchter zu erziehen, die auch zugleich einen Beruf auszufüllen vermögen, ſollten ſie nicht imſtande ſein, auch ihren Söhnen die Augen zu öffnen über die Gefahr, die ſie bedroht, wenn ſie mit blinden Augen am Rande eines Abgrundes hinſchreiten?

Die Mütter arbeiten mit an der Frauenfrage, — möchten ſie auch der Männerfrage ihre Hilfe nicht verſagen! Wenn die Sonne der Erkenntnis über unſren Söhnen aufgeht, gelingt es ihr vielleicht, ſie von dem Abgrund zurückzurufen, der Genußſucht heißt.

Auf der Höhe.

Auf himmelnahen Gipfeln lag
In reinem Licht der junge Tag;
Von fern der Herdenglocken Klang
In traulich hellen Tönen ſang.

Der Blick begrenzt vom blauen Saum
Der Berge — und die Welt ein Traum!
Ein banger Traum, voll Schuld und Haß
Und nicht'gem Glück, den ich vergaß.

Marie Tyrol.

Marietta.

Von

Auguste Schmidt (Leipzig).

Nachdruck verboten.

Giuseppe und Marietta standen Hand in Hand am Hafen von Santa Lucia und schauten still auf das blaue Meer hinaus, dessen sanfte Wellen Grüße von Capri zu bringen schienen.

„So weit, so weit!“ flüsterte endlich das Mädchen. „Wärest du doch ein Fischer von Santa Lucia!“

„Geliebte,“ tröstete er sie, „bedenke nur, wie so mancher von euren Fischern für immer draußen bleibt. Mich aber bringt der Eisenbahnwagen in 36 Stunden nach Bordighera, und ebenso schnell komme ich zurück, wenn ich mit Vater und Mutter alles geordnet habe!“

„Laß uns zur Mutter gehen, Giuseppe; sie will Abschied von dir nehmen,“ flüsterte Marietta zärtlich, und er folgte ihr gern.

Giuseppe Bordoni hatte seine Dienstzeit beendet. Zuerst hatte er sich nach dem heimatlichen Palmenwinkel an der Riviera gesehnt, aber dann hatte er eines Tages Marietta gesehen, wie sie, fast selbst noch ein Kind, fröhlich mit Kindern spielte. Mit dem ersten Blick hatte sie es ihm angethan, und obgleich er als Sohn eines nicht unbegüterten Gärtners seine eigne Bedeutung sehr wohl kannte, suchte er die Bekanntschaft des Mädchens, das seine frutti di mare mit so heller Stimme ausbot und seine armseligen Fähnchen mit so anmutigem Stolze trug.

In Santa Lucia kannte man sie gar gut, und viele wußten dies oder jenes Geschichtchen von ihrer Klugheit und Munterkeit zu erzählen. Der Glaube an ihre Klugheit geriet freilich bedenklich ins Wanken, als sie einem älteren Bewerber, einem wohlhabenden Schiffskapitän, rund heraus sagte, daß er zu alt und sie zu jung zum Heiraten wäre. Damals fingen die Gevatterinnen an, sich darüber zu streiten, ob Marietta wirklich ein hübsches Mädchen geworden sei. Einig war man in dieser Sache keineswegs, und eine behäbige Muschelverkäuferin nannte Marietta sogar eine magere Heuschrecke; darin stimmten jedoch alle überein, daß ihre Augen wie zwei helle Sterne funkelten. Und von diesen Augen war Giuseppe bis zur Widerstandslosigkeit besiegt worden, besonders seit sie angefangen hatten, sich mit freundlichem Ausdruck auf ihn zu heften. Marietta gefiel der schmucke Bersaglieri, der so viel schöner und zarter zu reden verstand als die Burschen in Santa Lucia. Auch war sie selbst von feinerer Art, denn ihre Mutter hatte einer guten Bürgerfamilie in Palermo angehört und konnte sogar schreiben und Geschriebenes lesen. Mutter Costanza fand es daher natürlich, daß sich ihr zierliches Töchterchen so gern mit dem Giuseppe unterhielt; dennoch seufzte sie bekümmert, als die beiden eines Sonntags vor sie hintraten und ihr erklärten, daß sie Verlobte seien und zusammen zur Messe gehen wollten. Ehe sie nur ein Wort zu erwidern vermochte, knieten die beiden glücklichen Menschen vor ihr nieder und baten um ihren Segen. Als sie auf die jugendfrohen Gestalten herabschaute, fand sie kein Wort der Abwehr, und stumm legte sie die zitternden Hände auf die Köpfe der Liebenden. Stürmisch dankend verließen Giuseppe und Marietta die Mutter und wanderten dann beglückt zum erstenmal Hand in Hand zur nahen Kirche.

Costanza gedachte unterdessen der eigenen lenzesfrohen Jugend. Auch sie war einem fremden Manne trotz der Gegenreden der Verwandten — die Eltern waren schon gestorben — in die Ferne gefolgt und hatte es nie bereut, denn Mariettas Vater hatte sie hoch gehalten und bis zu seinem Tode treu geliebt.

Es war nur traurig, daß der Tod ihn ihr so bald geraubt und daß sie selbst krank und gebrochen mit ihrer Marietta zurückgeblieben war. Während der langen Krankheit wurde das wenige, was sie besaß, verbraucht, und nun gehörten Mutter und Tochter zu den Ärmsten in Santa Lucia. Zum Glück brauchten beide wenig; einige Soldi täglich genügten, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Costanza saß im Freien, wo die frische Luft neue Lebenskraft brachte, und klöppelte Spitzen. Marietta haßte das Stillsitzen und löste für die kleinen Fische, die sie mit heller Stimme zum Verkauf ausbot, manchen Soldo.

In ihrem Herzensjubel merkte sie es nicht, daß die Mutter immer häufiger die sonst so fleißigen Hände ruhen ließ, daß sie oft in sorgenschwere Gedanken versunken war. Je mehr Giuseppe von seinen Eltern erzählte, desto mehr wuchs die Angst um ihr Kind. Giuseppe schilderte mit Behaglichkeit den elterlichen Reichtum. „In einem schönen Herrenhause wirst du wohnen, kleine Marietta! Wir haben zwei schöne Häuser, jedes mit einem großen Garten voll Palmen, Rosen, Oliven. Einen guten Sack Lire löst der Vater in jedem Jahr!"

„Aber wenn er seine Kinder so gut versorgen kann, dann wird er es nicht gern sehen, daß du ihm eine arme Schwiegertochter in das Haus bringst," meinte Costanza kummervoll, denn sie kannte den Lauf der Welt. Giuseppe suchte sie zu beruhigen.

„Ihr habt Recht, Mutter Costanza, der Vater strebt hoch hinaus! Er will, daß ich die Tochter des Nachbarn heirate, des reichsten Mannes im Ort. Aber da ist noch die Mutter, die klügste Frau auf der Welt; ihr gelingt alles, und ich, ihr Ältester, bin ihr Liebling. Wenn sie erst weiß, daß ich von Eurer kleinen Marietta nicht lassen kann, hilft sie mir beim Vater."

Costanza seufzte und erwiderte matt: „Jedenfalls mußt du an deine Eltern schreiben und um ihren Segen bitten." Giuseppe versprach es, aber es dauerte lange, bis er das wichtige Schriftstück zu seiner und Costanzas Befriedigung fertig gebracht hatte. Noch länger ließ die Antwort auf sich warten. Endlich kam sie, und der junge Soldat reichte sie halb verlegen der Mutter Mariettas. Der Brief war kurz, ziemlich kühl, gebot aber dem Jüngling nicht die Lösung des Verhältnisses. Man wollte jede Entscheidung bis zur Heimkehr Giuseppes verschieben; dann erst könne man ausführlich über die Angelegenheit sprechen, denn brieflich lasse sich eine so wichtige Sache nicht entscheiden. Giuseppe sah in dieser Fassung eine halbe Zusage; aber Costanza erkannte den Plan des Vaters; Giuseppe sollte daheim Marietta vergessen lernen. Während die beiden die Köpfe über das Papier neigten, stand Marietta angstvoll bei Seite; Thränen rannen ihr über die bräunlichen Wangen, bis sie endlich laut schluchzte. „Draußen sagen sie, ich sei klug, aber das ist eine Lüge! Ich bin dumm, ganz dumm! Ich kann ja nicht lesen, und ihr sagt mir nicht, was in dem großen Papier steht!"

Costanza wollte den Brief vorlesen, aber Giuseppe hielt schon Marietta umschlungen und meinte: „Laßt nur, Mutter Costanza, das Lesen ist so langweilig. Ich werde unsrer Marietta die guten Nachrichten draußen am Meere erzählen!" Im nächsten Augenblick hatten beide das enge Gemach verlassen, und alles, was Giuseppe der Geliebten in das kleine Ohr flüsterte, klang so hoffnungsfreudig, daß das silberhelle Lachen Mariettas bis zur Mutter herübertönte. „Soll ich ihr die volle Wahrheit sagen?" fragte sich Costanza. „Nein, nein, ich will ihr die frohen Tage nicht trüben; das Glück klopft so selten an unsre Thür."

Aber nun waren die frohen Glückstage vorüber, und der Tag der Trennung war gekommen. Es war ein sonnenheller Oktobertag, der den ganzen Golf von Neapel in Sonnenglut und Farbenschönheit getaucht hatte. Da seufzte Marietta ihr klagendes: „So weit, so weit!" und mitten in der Seligkeit des Beisammenseins fühlte sie sich von jäher Furcht vor der Trennung erfaßt. — Costanza weinte beim Abschied, und das erschütterte Giuseppe, der sie stets so ruhig und gefaßt gesehen hatte. „Glaubt nur, Mutter Costanza," meinte er treuherzig, „ich komme bald wieder um Marietta und Euch zu holen!" — „Die Madonna führe dich bald zurück!" flüsterte die Mutter. Immer wollte der Ruf: „Verlasse meine Marietta

nicht!" sich auf ihre Lippen drängen, aber sie unterdrückte ihn mit fast übermenschlicher Kraft. Was sollte Marietta denken, wenn sie eine solche Bitte aussprach! Und dann, es nützte ja nichts! Wo die Herzen nicht Treue bewahren, hilft kein Gelübde.

„Darf ich ihm draußen Lebewohl sagen?" fragte Marietta schüchtern, denn noch nie hatte sie Giuseppe auf dem Heimweg begleitet. Die Mutter erlaubte es, und die beiden jungen Herzen schlugen so laut, daß lange der Lippe das Wort versagte. Beide schauten zum leuchtenden Sternenhimmel empor. „Seht ihr in eurem schönen Garten den Mond und die Sterne genau so, wie wir jetzt?" fragte Marietta. „Natürlich," antwortete Giuseppe und lächelte, denn er hatte gut behalten, was er in der Schule Wichtiges und Seltsames von den Sternen erfahren hatte. Und da es ihm zuweilen scheinen wollte, als ob Marietta ihm nicht selten an Scharfsinn überlegen sei, so wollte er ihr noch einiges von seinen Kenntnissen mitteilen, aber sie wehrte sanft und traurig ab. „Heut nicht, mein Liebling! Das alles wirst du mir erzählen, wenn wir als Mann und Frau am Abend vor der Thür unsres Hauses sitzen. Aber das sollst du mir heute sagen, ob du den Mond und die Sterne nie sehen wirst, ohne an mich zu denken?"

„Nie, nie," beteuerte Giuseppe. „Nicht nur am Abend will ich an dich denken, auch am Tage, wenn ich dem Vater im Garten helfe. Täglich grüße ich dich über das Meer hin!"

Als sie sich endlich trennten, schauten sie oft zurück; endlich konnten sie sich nicht mehr sehen, und da schien beiden die Welt umher leer und öde.

Seitdem Giuseppe Neapel verlassen hatte, bot Marietta nicht mehr ihre frutti di mare feil. Mit vielen ihrer früheren Gefährtinnen hatte sie sich entzweit, weil sie behaupteten, Giuseppe werde nie wiederkommen. Saß sie jedoch neben der Mutter, wagte niemand ein spöttisches Wort, denn Signora Costanza galt wegen ihrer Bildung für eine vornehmere Frau. — Geduldig lernte die Tochter von der Mutter das schwierige Geschäft des Klöppelns, und zu Costanzas Freude zeigten sich die zierlichen Finger so geschickt, gingen ebenso schnell und anmutig hin und her, wie einst die braunen Füße über die großen Steine am Ufer gesprungen waren. Am Abend aber hatten die beiden Frauen etwas andres zu thun. Da schlossen sie die Thür und verhängten das Fenster mit dem einzigen großen Tuch, das ihnen geblieben war, und Marietta sorgte ängstlich, daß kein Spalt dem Lauscher draußen den Einblick in das kleine Gemach gewähre. Auf dem wackligen Tische, dicht neben dem kupfernen Lämpchen lag aufgeschlagen ein großes Buch, das Costanza noch aus Palermo mitgebracht hatte. Daraus lernte Marietta mit unsäglicher Mühe lesen, und auf dem grauen Papier daneben übte sie in ungelenken Zügen die ersten Buchstaben.

Das war so zugegangen. Ungefähr zehn Tage, nachdem Giuseppe abgereist war, kam aus Rom, wo die heimkehrenden Soldaten sich einige Tage aufhielten, ein Brief an Marietta. Das Erscheinen des Briefträgers war für das ganze Viertel ein Ereignis. Lärmend folgten dem Manne die Kinder, und auch manche würdige Matrone schloß sich ihm an. „Wohnt hier Signorina Marietta Franti?" „Ja, grade hier," riefen junge und alte Stimmen. „Ei seht, die Marietta bekommt einen Brief! der ist von Giuseppe!"

Marietta war vor die Thür getreten, ein Bild holder Freude und lieblicher Verlegenheit. Sie nahm den Brief aus der Hand des Briefträgers, der ihr freundlich zurief: „Gute Nachrichten vom Liebsten." Dann eilte er weiter, begleitet vom Gefolge der Kleinen. Die Nachbarinnen aber waren zurückgeblieben, denn Marietta sollte ihnen den Brief vorlesen. Da erst besann sie sich darauf, daß sie ja gar nicht lesen konnte. Sie ging ohne Gruß in die Stube und schloß die Thür. Die Muschelfrau aber rief boshaft: „die Heuschrecke kann ja gar nicht lesen und läßt sich doch ganz vornehm Briefe schreiben!" Und während sich die Frauen lachend und scheltend entfernten, verbarg Marietta im Schoß der Mutter den Kopf und weinte bitterlich. —

Die Mutter verstand ihr armes Kind. „Ich war zu arm, um dich in die Schule zu schicken, Marietta," sagte sie traurig.

„Kann nicht ein Wunder geschehen? Kann die Madonna, zu der ich so oft bete, nicht

machen, daß ich den Brief lese und verstehe?“ fragte Marietta angstvoll, indem sie den Brief fest in beiden Händen hielt.

Costanza lächelte schwermütig; sie hatte das Leben gelehrt, daß solche Wunder nicht geschehen. Ernst antwortete sie: „Meine Tochter, diesen Brief will ich dir vorlesen; wenn du dir rechte Mühe geben willst, wirst du später auch ohne ein Wunder der heiligen Madonna deine Briefe selbst lesen.“ „Nur die von Giuseppe,“ meinte die Kleine eifrig. —

Dann wurde der Brief sorgsam geöffnet, und die Mutter las wohl zehnmal das kurze Schreiben vor, in dem Giuseppe berichtete, daß er mit seinen Kameraden noch in Rom bleiben müsse, daß ihn aber sehr nach der Heimat verlange. Er hatte offenbar vergessen, daß Marietta nicht lesen konnte, denn er gab ihr die zärtlichsten Kosenamen, die er sonst nie vor Mutter Costanza ausgesprochen hatte.

„Bist du uns böse, daß wir gar so vertraulich waren?“ fragte Marietta schüchtern. „Nein, mein Kind,“ lautete die Antwort. „Giuseppe meint es rechtschaffen mit dir.“

Mit dem Brief in der Hand schlief Marietta endlich nach langem Wachen ein. Dennoch ging sie schon früh zur Messe, und nachdem sie bei ihrer Heimkehr die Mutter begrüßt, sagte sie: „Ich habe es der heiligen Jungfrau gelobt, ich will lesen und schreiben lernen. Gute Mutter, willst du es mir zeigen?“

Costanza willigte freudig ein, und schon am Abende begann sie ihr schweres Lehramt. Zu ihrem Erstaunen ging es, so klug Marietta sonst war, gar nicht schnell vorwärts; die krausen Buchstaben wurden immer wieder verwechselt. Marietta war an Luft und Licht, an das fröhliche Treiben der Menschen gewöhnt; in der dumpfen Stube sank das müde Köpfchen gar häufig auf das große Buch hinab. Wenn aber Costanza sagte: „Vielleicht bringt der Briefträger schon in nächster Woche einen Brief von Guiseppe —“ dann war Marietta unermüdlich.

Ein ihr bis dahin fremder, nachdenklich grübelnder Zug stahl sich in das Kindergesicht und verlieh ihm einen neuen, eigenartigen Reiz. Bei den allabendlichen Lese- und Schreibeübungen vergaß sie fast, daß seit jenem ersten Brief Wochen vergangen waren, ohne ihr eine neue Nachricht zu bringen. Nur Costanza zählte die Tage und wurde immer unruhiger. Sie mußte jetzt während des Tages oft ruhen, und Marietta hatte fast allein für den Unterhalt zu sorgen; doch ging ihr das Klöppeln rasch von der Hand, und die Spitzen mit den neu erfundenen Mustern wurden gern gekauft. So schwach sich Costanza fühlte, so wurde doch allabendlich das Legendenbuch aufgeschlagen, und das Studium begann. Die beiden Einsamen vergaßen die Welt, wenn sie, dicht nebeneinander sitzend, die Buchstaben betrachteten. Mit Hilfe des Fingers konnte Marietta jetzt die Zeilen verfolgen, und die Zeichen, welche sie auf die Schiefertafel malte, waren nicht mehr Hieroglyphen. Aber müde, sehr müde machte die Kunst des Lesens und Schreibens. Trotz ihrer Müdigkeit vergaß Marietta nie, den Sternen ihre Grüße aufzutragen, und wenn die Sichel des Mondes sich wieder zeigte, konnte sie lachen und scherzen wie in früherer Zeit.

Endlich war der Abend gekommen, an dem Costanza ihre Tochter aufforderte, Giuseppes Brief auf das Buch zu legen. Das Entziffern ging zwar langsam vor sich, aber welcher Jubel ertönte, als Wort um Wort herausgefunden wurde. Heute wurde Marietta nicht müde, und am andern Tage las sie den Brief so oft, daß sie ihn bald auswendig wußte. Wenige Tage später begann sie sich nach einem neuen Briefe zu sehnen.

Unterdessen wuchs Costanzas Schwäche; sie fühlte, daß sie ihrem Ende entgegen ging, und wenn Giuseppe nicht vor ihrem Tode kam, — was sollte aus Marietta werden? Das junge Mädchen hatte nur einen einzigen Verwandten, den Bruder ihres Vaters, der auf sie böse war, weil sie seinen Freund, den Schiffskapitän, abgewiesen hatte. In dem Hause des braven, aber rauhen Oheims mußte sich Marietta sehr unglücklich fühlen.

Eines Abends, als die Frauen von Giuseppe sprachen, wurde die Thür aufgerissen, und der Oheim trat, gefolgt von dem abgewiesenen Freier, polternd in die kleine Stube. Die beiden Freunde setzten sich auf die beiden einzigen Stühle, welche ihnen gastfreundlich überlassen

Digitized by Google

wurden, während Costanza und Marietta sich auf das Bett setzten. Sie kannten die Ursache des Besuches und schwiegen daher. Nach einer Weile begann der Oheim: „Schwägerin Costanza, die Nachbarn haben mir erzählt, daß dich die Madonna bald rufen wird. Was soll aus Marietta werden, wenn du tot bist? Ihr Herr Giuseppe wird sich hüten wiederzukommen, und für mein Haus habt ihr sie zu vornehm erzogen. Da will sie denn der Andrea aus großer Güte zum Weibe nehmen!"

Marietta sah nicht, daß ihr der Freier halb verlegen einen Schritt näher trat, denn sie richtete den schreckhaften Blick auf die Mutter. „Ja, sieh sie nur an," schrie der Ohm, „da wirst du wissen, daß sie nicht mehr lange bei dir bleiben wird. Also sperre dich nicht! Gieb Andrea die Hand und der Mutter ein ruhiges Ende!" Andrea näherte sich Marietta, aber er wich erschreckt zurück, als sie wie leblos zur Erde sank. — „Geh jetzt, Schwager," sagte Costanza streng, „und nimm den Signor Andrea mit. Du siehst, was du angerichtet hast!"

Der Oheim schämte sich; aber da er es verbergen wollte, rief er höhnisch: „Du rechnest vielleicht auf mich, aber dein Püppchen ist zu fein für mein Haus!" Die Thür schloß sich; Mutter und Kind blieben allein. In der Stille der Nacht erfuhr Marietta dann, wie es um Costanza stand.

„Mutter, Mutter, bleibe bei mir," schluchzte sie in wildem Schmerz. „Dein Vater und die Madonna rufen mich," sagte die Kranke; „ich kann nicht mehr bei dir bleiben. Aber vielleicht kann ich es noch erleben, daß ein neuer Brief von Giuseppe kommt."

Jedoch Tag auf Tag schwand dahin, und mit jedem Tage wurde Costanza schwächer; — ein Brief von Giuseppe kam nicht.

Die Nachbarinnen erwiesen sich hilfreich, so daß es der Sterbenden, die so wenig bedurfte, an nichts fehlte.

Eines Morgens flüsterte sie Marietta zu: „Grüße Giuseppe!" Einige Stunden später war sie tot, nachdem der gute Pater Onofrio ihr die letzte Ölung gegeben hatte.

Marietta hatte während dessen im Gebet am Lager der Mutter gekniet; als sie aufblickte, sah sie das friedlich verklärte Antlitz Costanzas, und das traurige Kopfnicken des alten Padre sagte ihr, daß ihre Mutter von ihr gegangen sei. —

* * *

Nun war auch das armselige Begräbnis vorüber, zu dem der Oheim erschienen war; trotz der früheren Drohung hatte er Marietta angeboten, mit in sein Haus zu kommen. Die stille, blasse Nichte dankte ihm, nahm aber sein Anerbieten nicht an. Sie habe zu Hause noch allerlei zu ordnen und wolle auch mit dem Padre Onofrio wegen der Seelenmessen für die Mutter sprechen. So ging sie in Gesellschaft der Nachbarinnen, die freundlich und sehr lebhaft auf sie einsprachen, nach Hause.

Sie setzte sich still an das Fenster, das nur aus einer Maueröffnung bestand, und sah hinaus auf das von der Sonne beglänzte Meer, bis es sich unter dem Widerschein der Wolken rötlich färbte und dann unter dem Licht der Sterne erzitterte. Endlich erhob sie sich und nahm aus der großen bunt bemalten Truhe das Kästchen, in dem die Mutter den alten goldenen Halsschmuck aufbewahrte. Hier hatte auch das Goldstück gelegen, das sie für das Begräbnis der Mutter verwendet hatte. Als sie es herausgenommen, hatte sie auch den Brief gesehen, den Giuseppe in den Tagen des Glücks von seinem Vater erhalten hatte.

Sie zündete die Lampe an und begann zu lesen. Es war keine leichte Arbeit, denn der alte Mann schrieb nicht so schön und deutlich wie Giuseppe. Endlich aber wußte sie genau, was in dem Briefe stand, und nun begriff sie auch, was der Oheim mit seinen Andeutungen über Giuseppe gemeint hatte. „Heilige Madonna, nur das nicht!" schrie sie auf. Heut konnte sie nicht beten, mit Angst und Grausen fühlte sie, wie ein seltsames Gefühl quälender Furcht von ihr Besitz nahm. „Ach Mutter, Mutter," schluchzte sie, „sage mir doch, weshalb ich mich fürchte! Ich kann mir ja nicht helfen! Bitte doch alle Heiligen, daß du zu deinem Kinde kommen darfst, das ganz, ganz allein ist! Du hast sterbend Giuseppe grüßen lassen; du weißt, daß er mir treu ist!" So klagte und weinte sie lange; endlich setzte sie sich wieder an das Fenster, den lieblichen Kopf an den Rand der harten Mauer stützend;

ſie blickte fragend zu den Sternen auf, bis ihr die müden Augen zufielen. Da ſtieg der Mond empor und ſendete ſeinen Strahl über das dunkle, lockige Haar des einſamen Kindes.

Am andern Tage kam Padre Onofrio. Es war ein alter, armer Prieſter, keine Leuchte ſeiner Kirche, denn er war einfältigen Sinnes und unwiſſend. Er war früher Kaplan in einem ſeither aufgelöſten Kloſter geweſen, und nun friſtete er, von ſeinen Vorgeſetzten halb vergeſſen, ſein kümmerliches Daſein, indem er für wenige Soldi unzählige Seelenmeſſen in einer kleinen, verwitterten Kapelle las. Die gute Signora Coſtanza hatte oft ſein Prieſterkleid geflickt, und er hatte dann, in ihr großes Tuch gehüllt, mit bewundernder Aufmerkſamkeit zugeſehen, wie die böſen Riſſe ſich ſchloſſen und ſein Gewand ihm wieder wie neu erſchien. Coſtanza und Padre Onofrio verſtanden ſich, und er hatte ſich daher auch darüber gefreut, daß Marietta den Giuſeppe dem alten, plumpen Andrea vorzog. Als die bekümmerte Mutter ihm ſpäter ihre Angſt und Sorge anvertraute, hatte er ihr mit glücklicher Einfalt erwidert: „Sorgt Euch nicht, Signora Coſtanza, der Giuſeppe iſt nicht ſchlecht!“ Das hatte ihm Mariettas ganzes Herz gewonnen.

Als er an dem Morgen nach dem Begräbnis zu ihr kam, ſaß Marietta ſchon wieder mit ihrer Klöppelei vor der Thür. Sie hatte kein Trauergewand, aber anſtatt der bunten Perlen trug ſie um den Hals ein ſchwarzes Band und über dem Kopf ein ſchwarzes Seidentüchlein, was ihr gar rührend ſtand. Sie erhob ſich, küßte ihm die Hand und nötigte ihn auf ihren Stuhl; ſie ſelbſt ließ ſich auf die Steinſtufen nieder und ließ die Klöppel hin- und herfliegen. Der Prieſter ſchwieg; er ſchaute halb verlegen auf das bleiche, überwachte Angeſicht der Kleinen.

Endlich begann er zögernd: „Dein Ohm meint, ich ſoll dir zureden, den Andrea zu heiraten.“

Marietta blickte auf, und der Schatten eines Lächelns huſchte durch ihre Züge. Dann antwortete ſie ernſthaft: „Ihr wißt, daß ich meinem Giuſeppe ewige Treue gelobt habe. Ihr ſelbſt habt uns ermahnt, nie der Treue zu vergeſſen!“

Die Kleine hatte Recht, und daher erwiderte der wackre Padre nichts. Weshalb ſollte er auch ſeinem Liebling zureden, einen Mann zu nehmen, der ihr zuwider war? Darum ließ er, mit mehr Weisheit als er ſelbſt ahnte, dieſen Gegenſtand des Geſprächs fallen und begann zu erzählen: „Ich habe heute eine Meſſe für die gute Mutter geleſen. Zwar, wenn ich es recht bedenke, ſo war ſie eine Heilige und braucht meine Meſſen nicht. Ich aber bin glücklich, wenn ich für die Gute etwas thun kann.“

„Ich danke Euch, Padre Onofrio. Seelenmeſſen ſind auch für die Heiligen gut. Auch muß ich Euch ſagen, daß mich die Mutter an Euch gewieſen hat. Bei Euch ſoll ich mir Rat holen!“

„Bei mir?“ rief der Padre erſchreckt. „Heiliger Jacobus, das muß ein Irrtum ſein! Ich weiß von den Dingen der Welt und leider auch von denen der heiligen Kirche blutwenig!“

Marietta blickte ihn prüfend an und meinte dann eifrig: „Ihr müßt Euch wohl irren, denn meine Mutter war die klügſte Frau in Santa Lucia, und ſie hat mir geſagt, daß ich mir nur bei Euch Rat holen ſolle, denn Ihr wüßtet immer, was recht und gut iſt.“

Über das faltenreiche Geſicht des Prieſters flog ein leichtes Rot der Freude, denn auch dem beſcheidenſten Menſchenkind thut ein treuherziges Lob wohl. Als Padre Onofrio dann beſchämt die Augen niederſchlug, bemerkte er unten am Saume ſeines prieſterlichen Gewandes einen langen Riß. Beſtürzt rief er aus: „Sieh nur, Marietta, das große, große Loch! Nun iſt Signora Coſtanza tot, und ich muß ſo umher laufen, den böſen Buben zum Geſpött!“

Da lachte Marietta trotz ihres ſchweren Kummers, legte ihre Arbeit bei Seite, holte geſchwind Nadel und Zwirn und forderte den Prieſter auf, den Stuhl dicht an die Steinſtufen zu ſetzen, damit ſie den Riß ſtopfen könne. „Ganz ſo gut wie die Mutter kann ich es nicht, aber ſchlecht geſtopft iſt doch immer beſſer als zerriſſen,“ meinte Marietta philoſophiſch. Padre Onofrio war ganz ihrer Meinung, und ſein gutes Geſicht ſtrahlte vor Vergnügen. Wie er nun ſo dicht bei Marietta ſaß, flüſterte ſie: „Lieber Padre, neigt ein

Digitized by Google

wenig den Kopf, denn ich habe Euch etwas zu sagen, was der Schuhmacher nebenan nicht hören soll." Der Diener der Kirche erwiderte jedoch ängstlich: „Sage es mir lieber in der Beichte." Der Padre wollte fortrücken, aber das ging nicht, da Marietta den Riß bereits stopfte und dabei wacker darauf losstichelte. Leise sagte sie: „Ich will nämlich einen Brief schreiben, und dazu brauche ich Euch! An wen ich schreiben will, das habt Ihr wohl erraten?"

Eine liebliche Röte stieg ihr vom Hals in das Antlitz. Der Gute hatte es zu seinem eignen Erstaunen wirklich erraten und erwiderte daher ganz stolz: „An Giuseppe!" „Natürlich," meinte Marietta. „Ich habe ja deswegen bei der Mutter schreiben gelernt!" Der Padre, der seit Jahren keine Feder zur Hand genommen, blickte das junge Mädchen fast mit Ehrfurcht an; aber als er genauer hinsah, wie Marietta den Riß gestopft hatte, stellte sich das frühere Gefühl der Überlegenheit wieder her, denn jeder Bambino mußte sehen, daß sich dort ein Riß befunden hatte. Zudem gestand Marietta, daß sie den Padre zu den großen Buchstaben brauche.

Am Abend betrat Padre Onofrio leisen Schrittes das ärmliche Gemach, denn niemand sollte erfahren, daß Marietta einen Brief schreiben wollte. So lange Signora Costanza lebte, hatten sich die Nachbarn zurückgezogen, aber jetzt hielten sie es für ihre Pflicht, sich um Marietta zu bekümmern. Das verhängte Fenster erregte natürlich die allgemeine Neugier. „Seht das Heuschreckchen," meinte die Muschelverkäuferin. „Die hat den Giuseppe und die Mutter längst vergessen. Warum sollte sie das Fenster verhängen, wenn sie nicht Böses zu verbergen hätte!" Diese Worte zündeten, und bald wurde von den Nachbarinnen ein Feldzugsplan entworfen.

Ahnunglos, hochrot von der Anstrengung saßen unterdessen die beiden Briefsteller am alten Tisch. Die großen Buchstaben machten beiden viel Mühe, aber am dritten Abend war das Kunstwerk beendigt, und Marietta hatte soeben aus Bescheidenheit ihren Namen mit einem kleinen „m" unterzeichnet. Da öffnete sich die Thüre, und die erzürnten Ehrenwächterinnen drängten sich in das Gemach. Alle wollten überdies den neuen Sposo von Marietta sehen. „Padre Onofrio!" erklang es in allen Tonarten, ein ungeheuerliches Gelächter pflanzte sich bis auf die Straße fort. Unterdessen waren einige Jungen trotz des Tuches zum Fenster herein geklettert und fingen an sich tüchtig zu balgen. — Padre Onofrio zitterte am ganzen Leibe, aber Marietta war die tapfere Tochter eines tapferen Mannes, der auf einer seiner Fahrten sogar mit den Seeräubern siegreich gekämpft hatte. Sie war entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Als einer der Buben das kostbare Briefblatt ergreifen wollte, stürzte sie auf ihn zu und schüttelte ihn so derb, daß er zu heulen anfing.

„Laß meinen Jungen los!" rief die Muschelverkäuferin, indem sie auf den Kampfplatz stürzte. Marietta warf ihr den Buben zu, verschränkte die Arme und warf den Eindringlingen aus ihren blitzenden Augen einen Blick unsäglicher Verachtung zu. Viele schlichen hinaus; andre blieben, denn sie wollten durchaus wissen, was der Padre und Marietta heimlich getrieben hatten.

Der Schuhmacher, — er war weniger wegen seiner Schuhe als wegen seiner Einsicht in die Verhältnisse der Nachbarn berühmt, — rief plötzlich: „Ich weiß es! Marietta hat an den Giuseppe geschrieben, weil dieser garnichts von sich hören läßt!" Dabei wollte er das Blatt ergreifen, aber Marietta sprang an den Tisch, deckte beide Hände über den Brief und richtete den zornglühenden Blick auf den Sprecher. Dieser wich schnell zurück: „Heiliger Antonio," rief er, „sie hat den bösen Blick!" Schnell machte seine Hand das schützende Zeichen, und mit ihm drängten sich alle andern aus dem Gemach.

Nun mußte das kostbare Dokument in den Umschlag gelegt werden; mit den beiden braunen Händchen faltete Marietta das Papier und streichelte es immer wieder zärtlich. Endlich steckte sie zögernd das gefaltete Blatt in den Umschlug, der mit einer Rosenlette verziert war. „Nicht wahr, Padre Onofrio, es ist wunderschön? Hat drei schwere Soldi gekostet!" Ein glückliches Lächeln verklärte ihr junges Gesicht, als Marietta sich niedersetzte, um die Adresse zu schreiben. Giuseppe Bordoni bei Stefano Bordoni — weiter nichts. Von den weiteren

Geheimniſſen der Briefpoſt wußten das liebende Mädchen und der alte Prieſter nichts. Auch hatte ja Giuſeppe oft genug geſagt, daß ſein Vater weit und breit bekannt ſei. Mit bebenden Fingern ſchob Marietta den teuren Brief durch den engen Spalt des Kaſtens. Eine große Traurigkeit überkam ſie, als ſie mit dem Padre nach Hauſe zurückkehrte, um den treuen Helfer zu bewirten. Sie ſah zu, wie gut es dem alten Freunde mundete, aber ſie ſelbſt konnte trotz des Zuredens des Padres nichts genießen.

Marietta ſaß nun in ſtummer Qual, die ſich von Tag zu Tag ſteigerte. Bald ging das Fragen an! Von allen Seiten hieß es: „Haſt du noch keine Antwort von Giuſeppe?“ Immer antwortete ſie ſcheinbar heiter: „Zu einem Briefe braucht man Zeit. Und dann wohnt Giuſeppe viele hundert Meilen weit.“ Als aber ein Monat verging, ohne einen Brief zu bringen, da hörte das Fragen auf, denn eigentlich hatte man das Heuſchreckchen lieb, und es that vielen leid, das junge Mädchen ſo traurig zu ſehen. Der Padre kam täglich; er war der Einzige, der noch an Giuſeppe glaubte; wie ſehr ſich Marietta gegen den böſen Zweifel gewehrt hatte, zuletzt ſchlich er ſich doch auch ihr ins Herz. Der Padre fand ſie meiſtenteils ſtumm und in ſich gekehrt, nur mit Bianca, der kranken Tochter des Schuhmachers unterhielt ſie ſich gern. Bianca ſprach oft vom Tode, und das that ihr wohl; es beruhigte die ewig nagende Angſt. Wenn Giuſeppe ſie wirklich verließ, dann holte die gnadenreiche Madonna ſie gewiß zu ihrer Mutter. Dieſer Gedanke, den die Kranke in ihr befeſtigte, war ihr ein großer Troſt, und ſie lernte ihren Kummer, ihre Unruhe mit einer gewiſſen Ergebung zu tragen. —

* * *

Eines Tages herrſchte in ganz Santa Lucia die größte Aufregung. Philomena, die Tochter eines Schiffers, war von ihrem Geliebten verlaſſen worden; er war im Begriff, die Tochter eines begüterten Kaufmanns zu heiraten. Die Verratene war halb wahnſinnig, und der Vater hatte ſie auf den klugen Rat Padre Niccolas hin eingeſchloſſen. Aber als die Hochzeitsglocken ertönten, war Philomena mit Lebensgefahr aus dem Fenſter geklettert und durch abgelegene Straßen zu der Kirche geeilt. Das Brautpaar kam, Philomena drängte ſich vor und ſchoß den Bräutigam nieder. Dann warf ſie ſich auf ihn, bedeckte den blaſſen Mund des Sterbenden mit Küſſen und rief immer wieder: „Aus Liebe, aus Liebe!“ Dies alles erzählte Bianca der kranken Marietta, die kraftlos auf ihrem Lager ruhte.

Plötzlich richtete ſie ſich auf und fragte: „Hat ſie es wirklich aus Liebe gethan?“ „Gewiß,“ verſicherte Bianca, „du weißt ja, wie fromm Philomena iſt. Ihr Giovanni hatte ihr mit den heiligſten Eiden Treue geſchworen. Als ſie dem Beichtvater ihr Leid klagte, ſagte er ihr, der Verräter werde gewiß in die Hölle kommen, denn einen Meineid könne ſelbſt der Herr Jeſus nicht vergeben. Da beſchloß Philomena, ihren einſtigen Geliebten zu töten, noch ehe er am Altar den Meineid geſchworen hätte. So erſchoß die Arme ihren Giovanni vor der Trauung, und nun ſoll ſie ganz ruhig, ja fröhlich im Gefängnis ſein, wohin man ſie ſogleich gebracht hat. Sie wolle gern länger im Fegefeuer bleiben; was ein armer Menſch aus treuer Liebe gethan, werde von der Madonna vergeben. Denke nur, Marietta, wer hätte ſo Großes von der ſtillen Philomena gedacht!“

„Von wem weißt du das alles?“ fragte Marietta in einer Bianca unverſtändlichen fieberhaften Aufregung. „Philomenas Vater hat es uns allen vor einer Stunde erzählt. In Santa Lucia ſprechen alle nur von dieſer That; Philomena wird ſehr bewundert!“ Marietta zuckte verächtlich die Schultern und ſtieß faſt atemlos hervor: „Darauf kommt es ja gar nicht an! Aber ſage mir, glaubſt du, daß Philomena ihren Geliebten vor der ewigen Verdammnis gerettet hat?“

Bianca meinte in ihrer ſtillen Weiſe: „Ich kenne die Liebe nicht; Gott hat mich dafür nicht geſchaffen, und die Madonna wird ſich meiner bald erbarmen. Aber ich kann mir ſchon denken, daß es eine ſo große Liebe giebt, die nur für den Geliebten ſorgt. Ob es recht iſt, weiß ich nicht! Arme Philomena! Sie war zum Unglück beſtimmt, ſagt ihr Vater. Einmal wollte ſie zwei Tage nichts eſſen, weil ihr Bruder Filippo einen Hund gequält hatte.“

Digitized by Google

Bianca erhob ſich, um zu gehen, aber gegen ihre ſonſtige Art bat Marietta die Freundin, noch zu bleiben. Es regte ſich etwas Furchtbares in ihrem Herzen; zum erſtenmal erſchien ihr die Einſamkeit wie eine Feindin. Da trat Padre Onofrio ein; die Schreckenskunde war bis zu ihm gedrungen und hatte ihn zu Marietta getrieben. Er fühlte inſtinktiv, daß ſie durch dies entſetzliche Ereignis bis in die innerſte Seele erſchüttert werden müßte.

„Gut, daß Ihr kommt, Padre Onofrio,“ redete ihn Marietta mit heiſrer Stimme an. „Bianca muß fort, und ich fürchte mich, allein zu bleiben!“ Verwundert ſchaute ſie der alte Prieſter an, aber die Thränen ſtiegen ihm in die Augen, als er wahrnahm, wie krank ſie war, wie ſehr ſie litt. „Warſt doch ſonſt ſo gern allein, Töchterchen! Geh' nur, Bianca, ich bleibe bei ihr.“

„Auf die Nacht komme ich wieder,“ ſagte dieſe im Gehen.

Als die Thür ſich geſchloſſen hatte, blieb es lange ſtill im Gemach. Der Padre ſaß auf einem Stuhl neben dem Lager und las in ſeinem Brevier; nur die Lippen bewegten ſich.

Plötzlich rief Marietta: „Wißt Ihr, weshalb Philomena den Giovanni getötet hat?“

Der Prieſter zuckte zuſammen; er beantwortete die Frage nur durch ein Nicken ſeines zitternden Hauptes. Da faltete Marietta die magern Hände und richtete die großen, dunklen Augen feſt auf das Antlitz des alten Mannes, indem ſie langſam und feierlich fragte: „That Philomena recht? Hat ſie den Geliebten vor der ewigen Verdammnis behütet? Sprecht, Padre, ſagt mir die Wahrheit, ich muß ſie wiſſen!“

Dem alten Prieſter brach der Angſtſchweiß aus. Was ging es das Mädchen an, ob der Ermordete in die Hölle kam oder nicht. Er murmelte leiſe einige Worte und ergriff den Roſenkranz; vielleicht kam ihm beim Beten die rechte Antwort. Marietta ſtörte ihn nicht, aber ſie betete nicht mit ihm, denn ihr armer Kopf war ganz von einem einzigen Gedanken eingenommen.

Als der Greis den Roſenkranz beendet, ſagte ihm Marietta: „Ich möchte morgen bei Euch beichten, Padre Onofrio. Seid, ich bitte Euch, morgen um 9 Uhr in der Kapelle, denn ſpäter am Tage habe ich andres zu thun. Um 11 Uhr müßt Ihr dann zu mir kommen.“ Der Padre erhob ſich und ſegnete Marietta. Als Bianca kam, um die Nacht bei der Freundin zu bleiben, ſagte ihr dieſe: „Geh nur wieder heim, gute Bianca, es geht mir beſſer, und ich will verſuchen zu ſchlafen.“ Bianca neigte ſich über Marietta und küßte ſie. Im Gemach war es taghell, denn der Vollmond überflutete es mit ſeinem Lichte Von ihrem Lager aus konnte Marietta den Sternenhimmel ſehen; lange ſchaute ſie auf, dann flüſterte ſie: „Sei ruhig, Giuſeppe; deine Marietta rettet dich.“

Am andern Morgen erhob ſie ſich früh, legte ihr beſtes Kleidchen an und ging zur Beichte. Ach, ſo lange hatte die Beichte noch nie gedauert! Als ſie ſich von den Knieen erhob, lag in ihrem Antlitz ein Zug feſter Entſchloſſenheit. — Die armen Augen des Padre Onofrio waren noch röter als ſonſt; gebeugt ging er langſamen Schrittes zu Marietta. Sie hatte ſchon den bis jetzt heilig bewahrten Schmuck, das goldene Halsband, das aus der Familie der Mutter ſtammte, zurecht gelegt.

„Lieber Padre,“ bat Marietta, „tragt das zum Goldſchmied Stefano, und bittet ihn, mir ſoviel zu geben, als es wert iſt. Sagt ihm, daß ich eine große Reiſe zu machen habe, da wird er Mitleid haben.“ Ohne ein Wort zu erwidern nahm der Padre den Schmuck, und nach kurzer Zeit brachte er das Geld. Mariettas Vorbereitungen waren beendigt; nur von Bianca wollte ſie Abſchied nehmen. Die ſagte traurig: „Leb' wohl! Ich werde dich nicht mehr wiederſehen; wenn du wieder zurückkommſt, bin ich fort, ſo oder ſo.“ Sie küßten ſich. „Bete für mich,“ ſagte Marietta mit einem leiſen Seufzer. Dann ſchritt ſie an der Seite des Padre dem Bahnhof zu. Freundlich flüſterte das junge Mädchen: „Bianca hat mir verſprochen, die Riſſe in Eurem Gewande zu ſtopfen; ſie verſteht es viel beſſer als ich!“ Der Padre lächelte; das war doch ein kleiner Troſt. Auch einen Silberlire drückte ſie ihm in die widerſtrebende Hand. Dann löſte ſie ihre Fahrkarte bis Genua; wie erſchrak ſie

über die Höhe des Fahrgeldes! Als ſie in den Wagen ſtieg, rief ihr der Padre nach: „Grüße auch den Guiſeppe!“ Beſcheiden in die Ecke des Wagens gedrückt, fuhr ſie in die Nacht hinaus und ließ ſtill den Roſenkranz der Mutter durch die Finger gleiten. In halber Betäubung, zwiſchen Wachen und Träumen verging ihr die Nacht. Ihr war es, als ob ſie garnicht mehr auf der Welt ſei; ſie vergaß Eſſen und Trinken. Ein losgelöſtes Blatt, das leiſe zur Erde flattert. —

* * *

Und doch war Giuſeppe nicht ſo ſchuldig, wie er der Geliebten erſcheinen mußte. Er war freilich kein Held, dafür fehlte ihm aber nicht ein gut Teil bäuriſcher Klugheit und Hartnäckigkeit, weshalb er auch den Kampf mit ſeinem Vater, von dem er dieſe Eigenſchaften geerbt hatte, aufzunehmen gedachte. Leider erkrankte er, bald nachdem er ſeinen erſten und letzten Brief an Marietta geſchrieben hatte, noch in Rom, an der Malaria und und mußte daſelbſt im Lazarett zurückbleiben. Den kräftigen Jüngling ſchüttelte die Krankheit furchtbar, und genau zu derſelben Zeit, da Coſtanza ſtarb, war auch er dem Tode nah.

Endlich ſiegte die urwüchſige Kraft, und Giuſeppe durfte, beinahe geneſen, die Heimreiſe antreten. Er fühlte ſich jedoch noch ſo ſchwach, daß er den Kampf mit dem Vater, zu dem er feſt entſchloſſen war, hinausſchob. Auch bat die beſorgte Mutter den heimkehrenden Sohn dringend, nur eine kurze Zeit zu ſchweigen. Er glaubte ja auch die Geliebte unter dem Schutz der Mutter, und ſo quälte ihn nur die Sehnſucht nach ihr, aber er fühlte ſich nicht beunruhigt. Mehrmals begann er einen Brief an Coſtanza, doch fürchtete er ihren gerechten Stolz zu verwunden, wenn er ihr geſtand, daß er mit dem Vater noch kein Wort über ſein Verlöbnis mit Marietta geſprochen hatte. Er unterließ ſomit das Schreiben und gab nur einem bekannten Matroſen, der mit einem Paſſagierſchiff die Fahrt von Genua nach Neapel unternahm, einen Gruß für die beiden Frauen, ſowie die tröſtliche Verſicherung mit, daß bald alles gut werden würde.

In der That geſtaltete ſich die Stellung Giuſeppes ſeinem Vater gegenüber viel günſtiger, da ſein Bruder Carlo ganz unerwartet von den reichen Nachbarsleuten zum Schwiegerſohn angenommen worden war. Die Hochzeit ſollte in wenigen Wochen ſtattfinden, und noch vor der Verheiratung des Bruders wollte er mit dem Vater ſprechen. Als die Mutter ſah, wie ſehr die innere Bedrücktheit ihres Giuſeppe mit jedem Tage wuchs, gab ſie ihre Einwilligung und verſprach ihrem Älteſten, der kleinen Marietta eine liebevolle Mutter zu ſein. Aber was ſollte mit Coſtanza werden? Er fühlte es nur zu deutlich, daß ſeine ſonſt ſo gute Mutter die fremde Frau, die er ſelbſt ſo lieb hatte, ſchwerlich in ihr Haus aufnehmen werde. Wenn er ſich nach des Tages Laſt das alles beim Sternenlicht überlegte, ſendete er getreulich die verſprochenen Grüße, aber die rechte Freudigkeit fehlte. Immer klarer wurde es ihm, daß er der leidenſchaftlich geliebten Heimat Lebewohl ſagen müßte. Nach der Mutter, das wußte er, würde ihn auch immer die Sehnſucht quälen; aber er durfte Marietta der armen Coſtanza nicht entreißen. Schon während ſeiner Dienſtzeit hatte ihn ſein Hauptmann gefragt, ob er nicht Gärtner auf dem Landgut ſeines Bruders, das ganz in der Nähe von Neapel lag, werden wolle. Damals hatte Giuſeppe gemeint, es ſei ihm unmöglich, fern von der Heimat zu leben. Jetzt war er feſt entſchloſſen, den Zwieſpalt ſeiner Lage dadurch zu löſen, daß er ſelbſt Heimat und Familie opferte. Nicht einen Augenblick war ihm der Gedanke gekommen, von Marietta zu laſſen, aber er fühlte ſich dafür auch als der Gebende, und dieſes Bewußtſein machte ihn weniger empfindlich für den Selbſtvorwurf, den ſein langes Stillſchweigen in ihm erweckte.

Wie gern erteilen ſich die Menſchen, im Bewußtſein der guten Abſicht, Abſolution für Unterlaſſungsſünden, an denen nicht ſelten die Vernachläſſigten zu Grunde gehen. Jetzt hätte Giuſeppe ſchreiben können, denn er war ſich ſelbſt klar über das, was er zu ſchreiben hatte, aber nun konnte er ſich nicht entſchließen mit der Mutter zu ſprechen, die er ſo tief betrüben mußte. Eine äußere Veranlaſſung beſchleunigte jedoch die von Giuſeppe erſehnte Ausſprache mit dem Vater. Beim Frühſtück ſagte dieſer fröhlich: „Du wirſt heut mit mir nach Sanremo fahren! Ich habe erfahren, daß der Graf

ſeinen Roſengarten verpachten will. Sind die Bedingungen gut, ſo wollen wir den Garten pachten, denn für drei Gärtner giebt unſer Garten nicht genug Arbeit."

„Ihr werdet nur zwei ſein," begann Giuſeppe ſcheinbar kaltblütig trotz des heftigen Herzklopfens, „denn ich werde nach Neapel gehen und dort eine Stellung als Gärtner annehmen. Du weißt, wir Gärtner an der Riviera ſind in ganz Italien berühmt."

Darüber geriet der Vater in leidenſchaftlichen Zorn, ſodaß ſein Weib erſchreckt herbeieilte. Frau Stefania hatte zwiſchen den beiden harten Köpfen gar oft Frieden ſtiften müſſen. Aber wie ward ihr, als ſie des Sohnes Abſicht vernahm. Sie ſetzte ſich zitternd nieder, ſagte kein Wort und fing nur an leiſe zu weinen.

Giuſeppe biß die Zähne aufeinander; ſo ſchwer hatte er ſich den Entſchluß doch nicht gedacht! Mochte der Vater immerhin ſchelten und mit Entziehung des Erbes drohen, das bewegte ihn nur mäßig. Das ſtille Weinen der Mutter ging ihm zu Herzen, und in dieſem Augenblick lernte er zum erſtenmal ſich ſelbſt vergeſſen.

Endlich, da ihm niemand antwortete, hörte der Vater auf zu poltern. Nun erklärte Giuſeppe, warum er nach Neapel müſſe: „Es wird mir ſehr ſchwer, den Garten und euch, liebe Eltern, zu verlaſſen, aber ich habe Marietta vor ihrer Mutter und der gnadenreichen Madonna mein Wort gegeben. Erſt jetzt habe ich bedacht, daß die arme Signora Coſtanza ganz allein bleiben würde, wenn ich Marietta mit mir nehmen wollte. Das hat die gute Frau nicht um das Kind verdient. Ebenſo wenig aber kann und will ich von euch verlangen, daß ihr nicht nur die arme Schwiegertochter, ſondern auch die kränkliche Mutter in euer Haus aufnehmt. So bitte ich euch denn, mir euren Segen zu geben und mich ziehen zu laſſen."

Mutig hatte er bis zu Ende geſprochen, aber als er nun aufblickte und in das gramerfüllte Geſicht der alten Frau ſchaute, da war er wieder der Knabe, der ſo oft das Haupt in den Schoß der Mutter geborgen hatte. Sie ſtrich ihm ſanft durch die dunklen Locken, aber der Vater rief ſcheltend: „Laß ihn doch ziehn, den ungeratenen Burſchen! Wir haben ja noch einen Sohn und bald auch eine Tochter; denen ſoll ſpäter gehören, was jetzt unſer iſt. Er aber mag hingehen zu ſeiner Bettelprinzeſſin!"

Giuſeppe wollte aufſpringen, aber die Mutter drückte ſanft ſein Haupt nieder. Grollend verließ der Vater das Gemach, doch die Mutter zog den Sohn empor und hielt ihn feſt bei der Hand. Giuſeppe bat endlich: „Gute Mutter, mach' es mir nicht ſchwer! Ich muß fort, und es wäre gut, ich könnte gleich heute gehen. Zwiſchen dem Vater und mir wird es nur Streit geben. Auch habe ich das nötige Geld, denn von dem Geſchenk des Paten habe ich keinen Soldo angerührt."

„Laß uns, mein Sohn," erwiderte die Mutter traurig, „alles wohl überlegen. Ich bitte dich nur, warte bis zur Hochzeit deines Bruders. Iſt die vorüber —" die Stimme brach ihr.

Nach dieſer Stunde konnte ſich Giuſeppe nur ſchwer entſchließen, die Mutter auf längere Zeit zu verlaſſen. „Du folgſt der Mutter wie ein Hündchen," ſcherzte Carlo. „Das wird anders werden, wenn du erſt eine Geliebte haſt. So lieb ich die Mutter habe, viel lieber bin ich doch bei meiner Teresina." Giuſeppe ſeufzte ſchmerzlich; er wußte, daß es anders, ganz anders werden ſollte. Ihm ſelbſt unbewußt hob ihn jedoch das Opfer, das er zu bringen bereit war, auf eine höhere Stufe des Empfindens, und dies brachte ihn innerlich Marietta näher. Er zählte die Tage bis zur Hochzeit ſehnſüchtiger als ſein Bruder, denn gleich danach wollte er abreiſen. Ein dumpfes Gefühl der Angſt hatte ſich ſeiner bemächtigt, aber nun lohnte es nicht mehr, an Marietta zu ſchreiben; in wenigen Tagen hoffte er ſelbſt in Neapel zu ſein. Am erſten März, in der reichſten Schönheit des Lenzes an der Riviera ſollte die Hochzeit ſein, auf die ſich ganz Valone und auch ein gut Teil der Bewohner von Bordighera freuten.

* * *

Einen Tag früher war Marietta zu Tode erſchöpft in Genua angekommen; ſie mußte raſten und ſuchte eine kleine Oſteria auf, von der ihr Giuſeppe früher erzählt hatte. Die

Wirtin, eine Verwandte der Familie Bordoni, empfing ſie freundlich und verſuchte das eingeſchüchterte Mädchen zu ermutigen. Sie erzählte ihr, daß ſie gerade heute hätte verreiſen wollen, denn Signor Bordoni habe ſie zur Hochzeit ſeines Sohnes mit der reichen Nachbarstochter eingeladen; nun habe ſie den Mann geſchickt, da ſie ſelbſt im Hauſe nötiger ſei. Marietta hatte zuerſt in dumpfer Betäubung zugehört, aber der Name Bordoni hatte ſie aufgeſchreckt. Der Geliebte war untreu, er wollte ſeinen Eid brechen. „Alſo doch, alſo doch," flüſterte ſie leiſe. „Armer, teurer Giuſeppe, arme, arme Marietta!" Die Angſt um den Geliebten gab ihr neue Kraft. „Ich will mir die Stadt etwas anſehen," ſagte ſie und verließ das Haus. Als ſie um die Ecke gebogen war, fand ſie nach kurzem Suchen einen Laden, in dem auch Waffen verkauft wurden. Sie trat ein und forderte einen Dolch. Der Herr des Ladens ſah ſie bedenklich an, aber Marietta ſagte ſehr ruhig: „Ich muß ganz allein eine weite Reiſe antreten!" Da gab er ihr den Dolch.

Als Marietta am andern Morgen nach einer qualvoll verbrachten Nacht die ſehr mäßige Rechnung bezahlt hatte, blieb ihr nur ſo viel, daß ſie eine Fahrkarte bis Sanremo löſen konnte. Im Morgengrauen fuhr ſie fort, und um die Mittagsſtunde endete die Fahrt. Blau erglänzte das Meer vor ihren Blicken, ſchillernd und leuchtend wie daheim. Ueber ihr wehten die Wipfel der Palmen, aber troſtlos wandte ſie den Blick ab von dieſer wunderbaren Herrlichkeit. „Wohin geht es nach Bordighera?" fragte ſie eine Laſtträgerin, die ſich zu kurzer Raſt auf den Steinſtufen niedergelaſſen hatte, die zu dem giardino publico führten. „Da hinaus," antwortete die Alte, indem ſie nach Weſten zeigte. „Du mußt die breite Fahrſtraße am Meer entlang gehen." — „Und wie lange habe ich zu gehen?" fragte Marietta. „Die Männer rechnen anderthalb Stunden. Du aber ſiehſt müde aus. Fahre doch mit dem Omnibus, der kommt in einer Stunde hier vorbei, und da biſt du um vier Uhr in Bordighera."

Marietta dankte traurig für die Auskunft, und die Alte ſchaute ihr nach, bis ſie um die Ecke gebogen war. „Arme Kleine, arme Kleine," murmelte ſie, hob die ſchwere Laſt auf den Kopf und wanderte ſelbſt mühſam auf der heißen Straße dahin.

Eine entſetzliche Angſt trieb Marietta vorwärts; wenn ſie zu ſpät kam, wenn Giuſeppe den Meineid geſchworen, wenn er nicht mehr zu retten war! Ospedaletti erreichte ſie noch, dann ſank ſie zuſammen, nur die Hoffnung hielt ſie aufrecht, daß der zurückkehrende Omnibus ſie mitnehmen werde. Da kam er ſchon, und der Kutſcher half ihr einſteigen, da er ſah, wie müde und blaß die Kleine war. Als er dann das Fahrgeld forderte, flüſterte ſie: „Das Geld bekommt Ihr morgen, heut habe ich nichts." Schon wollte er ſie wieder abſteigen heißen, aber ſie ſah ihn ſo flehentlich an, daß er nicht widerſtehen konnte. „Wo wollt Ihr abſteigen, Signorina?" fragte er nach einiger Zeit. „Bei Bordoni!" — „Alſo ein verſpäteter Hochzeitsgaſt," meinte der Kutſcher. „Das wird heut hoch hergehen; ich komme auch noch!"

Endlich hielt der Wagen, und der Kutſcher forderte ſie auf abzuſteigen; die Hochzeitsgeſellſchaft ſei im Garten. Durch neu ſproſſende Weingelände, zwiſchen blühenden Orangenbäumen mit goldenen Früchten ſchritt ſie dahin. Lachen und Gläſerklingen tönte zu ihr herüber. Sie nahm den Dolch aus ihrem armſeligen Bündel und hielt ihn mit feſtem Griff. Da ſah ſie Giuſeppe in heiterem Geſpräch mit einem großen, ſchönen Mädchen in bräutlichem Schmuck. Nachläſſig hob er die rechte Hand, um einen blühenden Orangenzweig zu brechen. „Die Madonna ſei geprieſen, noch fehlt der ſilberne Ehering. Ich kann ihn retten!" Lautlos ſchleicht ſie heran, vom dichten Lorbeergebüſch geborgen. Im nächſten Augenblick wird ſie den Arm erheben und ihr Liebſtes töten.

Da wendet ſich Giuſeppe um, und noch bevor er „Marietta" zu rufen vermag, gleitet ihr der Dolch aus der kraftlos gewordenen Hand, und ſie ruft in verzweifelter Klage: „O, mein Giuſeppe, ich kann dich nicht retten vor der Verdammnis! Guter Jeſus, vergieb mir!" Er aber, da er die Geliebte vor ſich ſieht, ſo ſchmächtig, ſo blaß, halb ſterbend, er faßt ſie in ſeine Arme, bedeckt ihr armes Geſicht mit Küſſen, ſelbſt ſchluchzend. Die andern

Digitized by Google

ſtanden ſtumm, aber ſelbſt die, welche von Giuſeppes Liebe zu einer Neapolitanerin nichts wußten, verſtanden den Zuſammenhang oder glaubten ihn doch zu verſtehen. Nur eine hatte den blinkenden Dolch im Graſe geſehen; das war Giuſeppes Mutter, die unbemerkt die todbringende Waffe im eigenen Gewande verbarg. Sie allein ſah, daß Marietta einer Ohnmacht nahe war. Laut und vernehmlich ſagte ſie: „Carlo, führe dein Weib und unſere Gäſte zur Tafel!“

Da hob Marietta das Haupt und ſah, wie ein ſtattlicher Jüngling, ihrem Giuſeppe ähnlich, hervortrat und das ſchöne Mädchen, das ſich zärtlich an ihn ſchmiegte, fortführte. Wie entgeiſtert blickte ſie dem Brautpaar nach; dann ſank ſie in die Knie: „O Mutter Gottes, laß mich ſterben; ich habe den Schuldloſen töten wollen!“ Giuſeppe, gleichfalls eine Beute der heftigſten Empfindungen, umklammerte die Geliebte noch feſter. Was ging mit Marietta vor? Was bedeutete in der Stunde des glücklichſten Wiederſehens der todestraurige Zug in ihrem Antlitz? Nur Stefania war bei den beiden zurückgeblieben; ſie löſte ſie jetzt ſanft aus den Armen des Sohnes und ſagte beſtimmt: „Geh jetzt, Giuſeppe; an der Hochzeitstafel des Bruders darf der älteſte Sohn des Hauſes nicht fehlen. Ich bleibe bei dem Kinde.“ Demütig folgte Marietta der Matrone in das Haus, empor zu dem Kämmerchen, das der einzigen, verſtorbenen Tochter gehört hatte, die in blühender Jugend den Eltern ganz plötzlich geraubt worden war.

Es war kühl und luftig in dem kleinen Gemach, in deſſen Ecke das Lager der Verſtorbenen ſtand. Marietta mußte ſich niederſetzen, während die Mutter ihres Giuſeppe ihr die Ruheſtätte bereitete. Dann drang die ſorgſame Hausfrau darauf, daß Marietta ſich durch Speiſe und Trank ſtärkte. Beim Entkleiden half ſie dem jungen Mädchen, ohne zu ihr zu reden, und erſt als die müde Wanderin ſich auf dem Lager hingeſtreckt hatte, ſagte die Mutter nicht unfreundlich, doch, wie bisher ihr Thun geweſen war, ohne jede Zärtlichkeit: „Ehe du unter dem Dache dieſes Hauſes, in dem Bette meiner Tochter eine Nacht ruhſt, erzähle mir, was dich hierher trieb. Dieſen Dolch habe ich gefunden!“

Marietta ſchloß die Augen; ſie konnte die fürchterliche Waffe mit der glänzenden, ſcharfen Klinge nicht ſehen. „Morgen werdet Ihr mich fortweiſen,“ ſagte ſie traurig, „aber verſprecht, bevor ich Euch alles ſage, daß ich dieſe Nacht unter Eurem Dache bleiben darf.“ Die Matrone verſprach es, und nun begann Marietta: „Die Mutter ſtarb, bald nachdem der erſte Brief von Giuſeppe gekommen war. Sie hatte mich noch leſen und ſchreiben gelehrt, damit ich den teuren Brief leſen konnte. Nach ihrem Tode blieb ich allein, allein!“ „Kam denn niemand zu dir, um mit dir zu leben?“ fragte Stefania. „Ach nein,“ ſeufzte das junge Mädchen. „Der Oheim hat mir angeboten, ich ſolle in ſeinem Hauſe leben; aber er quälte mich, ich ſollte ſeinen Freund, den reichen Andrea heiraten, denn Giuſeppe werde nie wieder kommen. So blieb ich denn allein, nur der gute, alte Padre Onofrio und die arme, kranke Bianca beſuchten mich oft. Der Padre half mir, einen Brief an Giuſeppe zu ſchreiben, aber er hat mir nie geantwortet, wie ich auch wartete und betete!“

Da ſtrich Giuſeppes Mutter ſanft über die gefalteten Hände der Kleinen und ſagte beſtimmt: „Den Brief hat mein Sohn nie erhalten!“ — „Ach, wie ſchade,“ ſeufzte Marietta, „wir hatten uns ſo große Mühe gegeben! Die Nachbarn verſpotteten mich, weil ich noch immer auf Giuſeppe wartete. Da wurde ich traurig und grade ſo krank wie meine Mutter, und ich hoffte, ſie werde mich bald holen. Eines Tages geſchah etwas Fürchterliches in Santa Lucia.“

In höchſter Aufregung verhüllte die Erzählerin ihr Geſicht und ſtockend, im Flüſterton berichtete ſie die That der Philomena. Dann fuhr ſie, wie im Fieber glühend fort: „Auch ich liebte meinen Giuſeppe, auch ich wollte ihn bewahren vor der ewigen Verdammnis, denn er hatte mir vor der Madonna ewige Treue geſchworen. So verkaufte ich das letzte Schmuckſtück meiner Mutter und kam hierher.“

Die Matrone hörte in innerſter Seele erſchrocken dem Bericht zu. So fremd ihr jedoch die Gefühlsweiſe Mariettas war, ſo vermochte ſie doch den Irrgängen des qualvollen Kampfes, der das liebende Mädchen faſt zur Mörderin gemacht hatte, zu folgen. Dennoch blieb ein

unbeſtimmtes Grauſen zurück, das ſie nicht gleich zu überwältigen vermochte. An der Riviera denkt man weniger an die ewige Verdammnis, lebt dafür aber mehr nach dem Geſetz.

Marietta aber fuhr fort: „In Genua ſagte mir eure Verwandte, die Teresa, daß heut Euer Sohn Hochzeit machen ſollte mit der Tochter des Nachbarn. O Gott, und ich war ſo müde. Mein Geld langte nur bis Sanremo; von da wanderte ich zu Fuß, bis ich nicht mehr konnte; der Kutſcher nahm mich aus Mitleid mit —" ſie ſchluchzte.

„Weiter, weiter," mahnte die Mutter ſtreng. „O, ihr werdet mich verachten, aber als ich Giuſeppe ins Antlitz ſah, — da verſagte mir die Kraft; ich hätte ihn nicht töten können, und wenn mir die ewige Seligkeit geworden wäre!"

„Das war recht und gehörte ſich für ein gutes Mädchen. Was für verrücktes Zeug haſt du dir in deinem kranken Kopfe zurechtgelegt! Man muß dem Herrn Jeſus nicht vorgreifen, am wenigſten aber durch einen Mord. Giuſeppe hat mir von deiner Frömmigkeit geſprochen, aber die hätte dich faſt zu einer ganz gottloſen That getrieben. Giuſeppe war dir immer gut; aber vom vielen Schreiben war er kein Freund. Auch hat er nicht geſchrieben, weil er ſelbſt nach Neapel kommen und dort bleiben wollte, denn der gute Burſche meinte, er dürfe dich nicht von deiner Mutter trennen. Und für alle ſeine Gutheit wollteſt du mir den Älteſten ermorden! Böſes, böſes Mädchen!"

Aber in den Augen ſchimmerte es ihr feucht, und ſie duldete es, daß Marietta ſie mit beiden Armen umſchlang und ſich an ihrer Bruſt ausweinte.

Endlich ſagte die Matrone: „Nun muß ich hinunter zu meinen Gäſten. Morgen wollen wir zuſammen der Madonna opfern. Dann ſollt ihr noch einmal verlobt werden; ich hoffe, du wirſt gern bei uns bleiben, da deine arme Mutter tot iſt. Jetzt ſchlafe, Tochter." Sie ſtrich ihr noch die Kiſſen glatt, dann ging ſie. „Jetzt ſchlafe, Tochter," flüſterte Marietta wieder und immer wieder, bis ſie entſchlummerte.

* * *

Seit jenem Tage ſind fünf Jahre vergangen. Giuſeppe und Marietta ſind die Eltern zweier blühender Kinder, die von den Großeltern glückſelig behütet werden. Als Dritter im Bunde ſitzt allabendlich zwiſchen ihnen Padre Onofrio, der es jetzt mit den Riſſen im Gewande gar leicht nimmt. Mariettas Schwiegervater, der auch nicht den Schimmer einer Thräne in den Augen ſeiner kleinen Heuſchrecke ſehen kann, iſt eines Tages in Geſchäften, wie er ſagte, abgereiſt und hat eine Woche ſpäter Padre Onofrio mitgebracht. Es fand ſich auch hier eine Kapelle, wo der Gute Meſſe leſen konnte. Übrigens verſendete Vater Stefano, ſeitdem der Padre im Hauſe war, nicht mehr fragwürdige Früchte und Blumen; es war ihm unangenehm, derartiges dem Hausfreund beichten zu müſſen. Marietta war der Liebling aller, obgleich auf ihrer jungen Seele die Qual des Lebens ſo ſchwer gelegen hatte, daß aus dem überfröhlichen Kinde ein ſanftes, doch heiteres Weib geworden war. Innig hing ſie an der neuen Mutter, von der ſie ſtets „meine Tochter" genannt wurde. Giuſeppe wurde an der Seite ſeiner Frau zu einem thatkräftigen Mann, deſſen Wort in der Gemeindeverwaltung viel galt. Beide haben die Unſicherheit des Lebens kennen gelernt und halten in allen Dingen feſt zu einander. Wenn alle ruhen, ſitzen ſie oft unter dem hellen Sternenhimmel, dem Rauſchen des Meeres lauſchend. Den hellen Sternen vertrauen ſie die Grüße für die verſtorbene Mutter an, denn wer durch das dunkle Thal der Schmerzen gegangen iſt, vergißt auch der Toten nicht.

Künſtlertraum

Skizze

von

Marie Röckner.

Nachdruck verboten.

Meine Wiege ſtand in Memel, einem im höchſten Norden unſeres Vaterlandes gelegenen, kleinen Provinzialſtädtchen. Wenn ich ſage, „meine Wiege“, ſo iſt dies kein poetiſcher Ausdruck, wie er wohl jetzt noch von Dichtern beliebt wird, obwohl das beſagte Möbel längſt aus der ziviliſierten Welt geſchwunden iſt. Meine Geburt fiel in die Zeit, wo Mutter oder Wärterinnen froh waren, durch das gleichmäßige, ſanfte Schaukeln der Wiege die ihrer Pflege unterſtellten kleinen Weltbürger möglichſt ruhig zu halten — noch hatte keine aufklärende Wiſſenſchaft in dieſem einfachen Beruhigungsmittel eine Gefahr für die Gehirnentwicklung der jungen Kinder erblickt und die bis dahin allgemein beliebten Wiegen aus dem Gebrauch verſchwinden laſſen.

Memel, wo meine Eltern in äußerſt beſcheidenen Verhältniſſen ein einfaches Daſein führten, blieb auch der Schauplatz meiner Kinderjahre. Die unmittelbare Nähe der See gab dem ſonſt wenig intereſſanten Städtchen einen eignen Reiz, und häufige, ausgedehnte Wanderungen am Meeresgeſtade und den weit ins Meer hinauslaufenden Molen mit dem eigenartigen Leuchtturm an ihrem Ende gab uns Kindern ſtets neues Vergnügen und entſchädigte uns für die enge Beſchränkung unſeres Elternhauſes, wo man weder Zeit noch Mittel hatte, den Kindern durch irgendwelche Vergnügungen Anregung in das ſtille Leben zu bringen.

Ein damals ſehr ſtark entwickelter Kaſtengeiſt teilte die Memeler Geſellſchaft in ſtreng geſonderte Kreiſe. Die Spitzen der Behörden ſtanden mit den reichen Kaufmannsfamilien in regem Verkehr, geſtatteten aber den weniger Begüterten und den kleineren Beamtenfamilien keinen Eintritt in ihre abgeſchloſſenen Kreiſe.

So lange wir als Kinder durch Schulbeſuch mit Kindern der verſchiedenſten Stände in jenem harmlos kameradſchaftlichen Verkehr geſtanden, der zum Glück der Jugend oftmals eigen iſt, hatten wir kaum die Schranke gemerkt, die Stand und Beſitz unter den Menſchen errichtet hat; erſt das Verlaſſen der Schule öffnete unſer Auge für derartige Verhältniſſe und brachte uns manche bittere Erfahrung. Einige unſerer liebſten Schulkameradinnen mit denen wir Jahre lang Freud' und Leid und all die lieben Thorheiten der Kinderzeit geteilt, verwandelten ſich in ſtolze junge Damen, die vermöge der Stellung ihrer Eltern als gefeierte Sterne in der Geſellſchaft der Memeler Ariſtokratie glänzten und bei zufälligem Begegnen mit uns jede Erinnerung unſerer Kinderfreundſchaft vollkommen vergeſſen hatten oder wenigſtens ſo thaten, als ob ſie ſie vergeſſen hätten. Nach wiederholten derartigen Kränkungen, die gerade dem jungen, dem Leben warm und vertrauensvoll entgegenſchlagenden Herzen ſchwer zu tragen ſind, zogen wir uns mehr und mehr in unſere einſame Häuslichkeit zurück und ſuchten in uns ſelbſt Erſatz für das, was die Außenwelt an Freude und Anregung uns vorenthielt. So empfanden wir beide, meine Schweſter und ich, es durchaus nicht als Härte oder Grauſamkeit des Geſchickes, als mein Vater in nicht mißzuverſtehender Weiſe uns klar machte, daß wir beſtrebt ſein müßten, möglichſt ſchnell durch Ergreifung einer Berufsthätigkeit unſeren Lebensunterhalt uns ſelbſt zu beſchaffen. Im Gegenteil, der Gedanke, mit dem Erlös unſerer Arbeit freie Verfügung über unſer Leben zu

erlangen, womöglich den uns unliebſamen Aufenthalt in Memel gegen einen ſchöneren, unſerer Neigung mehr entſprechenden vertauſchen zu können, hatte etwas ſehr Lockendes — — iſt nicht die Ferne das Zauberland aller ſehnenden Träume?

Meine um einige Jahre ältere Schweſter hatte in guter Benutzung des ihr ſeit Jahren gewährten Klavierunterrichtes eine ziemliche Fertigkeit im Klavierſpiel erlangt; ſie entſchloß ſich demgemäß, auf das Virtuoſentum ihre ganze Kraft einzuſetzen. Glückte es damit nicht, ſo blieb ja doch noch die ziemlich ſichere Ausſicht durch Erteilen von Klavierunterricht ſich die nötigen Mittel zu einem beſcheidenen Daſein zu erwerben. Mit dem ihr eigenen, eiſernen Fleiß ſuchte ſie durch 6—8 Stunden angeſtrengten Übens den mangelhaften Unterricht ihres Lehrers, eines Stadtmuſikanten, auszugleichen, um ſo ihr Ziel möglichſt ſchnell zu erreichen.

Mit unglaublicher Ausdauer ertönten nun von morgens bis abends in unſerer kleinen Wohnung die anhaltenden Übungen meiner Schweſter, Skalen, techniſche Übungen aller Art, nur ſelten von eigentlichen Muſikſtücken unterbrochen; denn man hielt damals die Geläufigkeit der Finger für das A und O des Klavierſpiels.

Meine arme Mutter ſaß in rührender Ergebung mit ihrer Handarbeit in den von ihrer Wirtſchaftsarbeit freien Stunden in derſelben Stube, wo unſer Klavier ſtand und zählte geduldig die Stunden, die ſie noch im Anhören der notwendigen, aber ſehr quälenden Übungen über ſich ergehen laſſen mußte.

Die Frage nach dem zweckmäßigſten Beruf für mich war bisher noch nicht erörtert worden. Ein ſichtlicher Mangel an Sprachtalent und meine entſchiedene Abneigung gegen geographiſche und geſchichtliche Studien, die in damaliger Zeit ungemein pedantiſch gehandhabt wurden und eigentlich nur in dem Auswendiglernen von Zahlen und Namen, ohne jegliche feſſelnde Belebung des Stoffes beſtanden, machten den Gedanken an eine Gouvernanten- oder Lehrerinnen-Thätigkeit unmöglich. In dieſer peinvollen Lage gereichte es mir manchmal zum Troſt, wenn meine Schweſter das Klavier frei gab, mich daran zu ſetzen, um in ungeſchulter, unkünſtleriſcher Weiſe die damals ſehr beliebten Lieder von Proch, Küken ꝛc. zu ſingen, deren Weltſchmerzſtimmung ſo ſchön mit meiner eigenen trüben Verfaſſung harmonierte.

Ich hatte eben mit viel Gefühl „O wär ich doch des Mondes Licht“ vollführt, als meine liebe alte Mutter mit verſtörtem Geſicht aus der Küche herein ſtürzte und mit angſtvollem Ton ausrief: „Kind, du willſt doch nicht etwa dich zur Sängerin ausbilden, ach Gott, noch mehr Muſik würde ich wirklich nicht aushalten, wähle doch lieber einen andern, ſtillern Beruf.“

Ich weiß nicht, ob die Rückſicht auf meine arme Mutter ſtark genug geweſen wäre, mich kampflos zum Aufgeben eines erfaßten Lebensplanes zu bewegen — glücklicherweiſe wurde mir der Streit zwiſchen Pflicht und Neigung erſpart, denn was mich zum Geſang trieb, war nicht der in mir wohnende Genius einer künftigen Diva, ſondern nur das Bedürfnis, in gefühlvollen Liedern, deren Texte mit meiner Seelenſtimmung übereinſtimmten, meinem Herzen Erleichterung zu ſchaffen.

So konnte ich ohne Opfer die Angſt meiner armen Mutter zur Ruhe bringen, indem ich vollkommen auf jegliche muſikaliſche Karriere Verzicht leiſtete und mit plötzlichem Entſchluß, den von meiner Mutter ſicher unbeabſichtigten Wink ergreifend, erklärte, mich der ſtillen Kunſt der Malerei zuwenden zu wollen.

Während des Schulbeſuches war Zeichnen ſtets meine Lieblingsſtunde geweſen, und bei den öffentlichen Prüfungen, die mit einer Art Ausſtellung der techniſchen Leiſtungen der Zöglinge verbunden waren, legte der Lehrer meine Zeichnungen regelmäßig an die ſichtbarſten Plätze, wo ſie manche beifällige Bemerkung hervorriefen. Die langen Winterabende in unſerer ſtillen Häuslichkeit hatte ich mir oft damit zu kürzen geſucht, daß ich die wenigen Bilder, die wir beſaßen, und ſelbſt die mich umgebenden Möbel und Gerätſchaften nachzuzeichnen ſtrebte, und wohlmeinende Freunde hatten in dieſen Verſuchen ein entſchiedenes Talent zu erblicken gemeint; ſo war mein plötzlicher Entſchluß nicht ganz thöricht, und als nach eingehendem Familienrat man annahm, meine Ausbildung in der Malerei mit den geringſten pekuniären Opfern beſtreiten zu können, ſo ward es zum feſten Entſchluß: ich ſollte Malerin werden!

Digitized by Google

Die Ausführung dieses Plans war in Memel natürlich nicht zu bewerkstelligen; der kleine Ort beherbergte in seinen Mauern außer den wenigen Zeichenlehrern, die an den städtischen Schulen unterrichteten und dafür kaum die nötige Kunstbildung besaßen, nur Stubenmaler, und so naiv die Vorstellung meiner Eltern von Kunst und deren Studium auch waren, so sahen sie doch ein, daß diese Lehrmeister nicht genügten, mir die nötige Anleitung und Ausbildung für meine Kunstlaufbahn zu gewähren. Es wurde also beschlossen, so schwer es meinem Vater mit seinem spärlichen Einkommen auch fiel, mich auf sechs Monate nach Königsberg zu schicken, um dort unter Leitung eines „wirklichen" Künstlers die nötigen Studien im Zeichnen und Malen zu unternehmen. Eine billige Pension wurde ermittelt, und nach Feststellung der unumgänglichen Ausgaben zog ich mit sehr dürftigen Mitteln, aber unendlich großen Hoffnungen und einem wahren Heißhunger nach künstlerischer Ausbildung gen Königsberg.

Mit der gesunden Empfänglichkeit der ersten Jugend, reich an guten Vorsätzen und Illusionen in die unbekannte Welt hinaus — o, welch herrliche Zeit ist das für jedes Menschenkind, und wenn, wie bei mir, der erste Schritt in die Welt gleichzeitig eine Befreiung von engen, drückenden Verhältnissen bildet, dann zieht ein solches Glücksgefühl in die junge Seele, daß selbst trübe Enttäuschungen, die wohl niemandem erspart bleiben, die Erinnerung an diese herrliche Zeit nicht zu tilgen vermögen, so daß ein Strahl jenes Hochgefühls uns noch im Alter mit Wärme erfüllt.

In damaliger Zeit, wo die sogenannte „Frauenfrage" noch gar nicht an der Tagesordnung war, gab es für Mädchen natürlich noch keine Akademie oder öffentliche Lehranstalten. Für das Studium der Malerei war man gänzlich auf den Privatunterricht hervorragender Künstler dieses Faches angewiesen, und es hatten, darauf Rücksicht nehmend, die meisten Maler neben ihrem eignen Atelier, einen oder mehrere dem Zweck entsprechende Räume für den Besuch von Schülerinnen hergerichtet — so konnten sie in bequemer Weise durch den Unterricht der jungen Damen ihre Einnahmen verbessern, ohne erhebliche Einbuße an Zeit zu erleiden.

Der Künstler, dem ich mich zuwandte, der rühmlichst bekannte Maler Gustav Gräfe war als Lehrer ganz besonders gesucht; seine herrlichen Portraits führten ihm stets eine große Anzahl junger Kunstnovizen zu, so daß in seinen Ateliers ein reges, höchst amüsantes Kunsttreiben mich empfing. Man zeichnete und malte nach Gips, die Vorgeschrittenen nach lebenden Modellen, und der Wunsch, von den Lippen des geschätzten Meisters anerkennende Urteile zu erlangen, beseelte seine Schülerinnen zu so regem Eifer, daß ganz tüchtige Leistungen zu stande kamen.

Mit aller Kraft ergriff ich die mir vollständig neue Art des Studiums, aber mit der Freude an der interessanten Arbeit wuchs auch meine Leistungsfähigkeit, und es währte nicht lange, so waren meine Zeichnungen, wie später meine gemalten Studienköpfe entschieden die besten der sämtlichen Mitschülerinnen. Ach, wie glücklich machte mich das lobende Urteil des Lehrers, und mit welch frohem Stolze schmückte ich mein kleines dürftiges Pensionszimmer mit den fertigen Beweisen meines Könnens.

In dem Eifer des Studiums und dem Gefühl vollster Befriedigung hatte ich alles andere vergessen — es traf mich daher die Wahrnehmung, daß der größte Teil der meiner Ausbildung gewährten Zeit fast verflossen war, mit jähem Schreck — nur noch einen Monat der so kärglich gesetzten Frist hatte ich vor mir, dann sollte mein Studium vollendet sein, weil meine geringen Mittel erschöpft waren, und ich hatte gerade erst so viel gelernt, um einzusehen, wie unendlich viel ich noch lernen mußte, um zu eignem, selbständigem Schaffen in der Kunst zu gelangen. Mit jedem Tage, der mich dem Ende meiner Studienzeit näher brachte, wuchs meine Liebe für die herrliche Kunst, und in dem lebhaften Empfinden der Jugend schien es mir schrecklicher als der Tod, jetzt ein Ende machen und in die trostlose Prosa des Memeler Lebens zurückkehren zu müssen.

Auf weitern Zuschuß meines Vaters zur Verlängerung meiner Studien war, wie ich genau wußte, nicht zu rechnen, eigene Erwerbsquellen wußte ich mir nicht zu erschließen, und so teilte ich Herrn Gräfe meinen unfreiwilligen, ach, so bitter schweren Abgang aus seinem Atelier mit. Der tiefe Schmerz, mit dem ich ihm diese Mitteilung

eröffnete, weckte die Teilnahme des gutmütigen Künstlers, und nach Darlegung meiner Verhältnisse riet er mir, mich zur Fortsetzung meines Studiums um ein Stipendium bei der dortigen Friedensgesellschaft zu bewerben — er selbst hatte ein derartiges Stipendium zu seiner Ausbildung genossen, und es wäre Zweck dieser Gesellschaft, unbemittelten Studierenden jeden Faches helfend zur Seite zu stehen.

Er wollte meine guten Anlagen und meinen Fleiß bestens empfehlen, und ich sollte meine gelungensten Arbeiten als Beweise dafür dem Vorstand besagter Gesellschaft einsenden.

Mit innigem Dank und großer Hoffnung befolgte ich den gegebenen Rat, suchte sorgfältig meine besten Arbeiten aus und sandte sie, von einem höflichen Ersuchen um ein Stipendium begleitet, an die richtige Adresse.

Nach Tagen unsäglicher Aufregung und banger Erwartung erhielt ich das Antwortschreiben. Mit zitternder Hand löste ich das verschlossene Kouvert, das die Entscheidung meines Geschickes in sich barg. In amtlicher Kürze teilte man mir mit, daß meine Arbeiten, obwohl Fleiß und Talent darin nicht zu verkennen, doch nicht genügten, um daraufhin die Gewährung eines Stipendiums erfolgen zu lassen. Die Gesellschaft hätte zu oft ihre Mittel zur Unterstützung junger Talente hergegeben, die bei weiterer Entwicklung sich als ganz unbedeutend erwiesen und so dem Zweck der Gesellschaft „Förderung der wahren Kunst" durchaus nicht entsprochen hätten; daher sähen sie sich genötigt, jetzt vollgiltige, unzweideutige Beweise wirklichen Talentes zu verlangen, ehe sie ihre Hilfe zusagten. Zu diesem Zweck sollte ich versuchen in einer nach eigner Erfindung, ohne Anleitung des Lehrers, entworfenen Skizze eine Anzahl Personen in lebhafter Aktion zur Anschauung zu bringen und damit das in mir wohnende Talent darzulegen. Professor Rosenfelder, der Leiter der Kunstakademie und ein hoch geschätzter Maler, war als Richter über meine Arbeit gesetzt. Seinem Urteil würde die Gesellschaft in Gewährung oder Ablehnung meines Gesuches folge geben.

Mit schwerem Herzen teilte ich Herrn Gräfe diesen Bescheid mit. Seine Miene verriet mir nur zu deutlich, daß er darin eine höfliche Form der Ablehnung erblickte, aber die Leidenschaftlichkeit meines Wunsches ließ mich die Sache nicht so ansehen — so schnell wollte ich nicht die Hoffnung sinken lassen, den Versuch sollte und mußte ich jedenfalls wagen.

Obwohl sich meine bisherigen Studien nur auf Wiedergabe des menschlichen Antlitzes, höchstens noch der Hände erstreckt hatten, so hoffte ich doch bei geschickter Gruppierung auch die schwierige Darstellung des ganzen Körpers erzwingen zu können; es kam vor allem darauf an, einen dankbaren Stoff zu finden, an dem ich meine junge Kraft versuchen wollte. Alle der Mythologie angehörenden Motive waren leider von vornherein ausgeschlossen, da, wie ich wußte, die Götter die unbequeme Gewohnheit hatten, ihre schönen Gestalten möglichst unverhüllt zu zeigen, und mir aus der Wiedergabe ihrer nackten Glieder eine unlösbare Schwierigkeit erwachsen wäre. Wenn ich es wagen wollte ganze Menschengestalten zu zeichnen, ohne zu wissen, nach welchen Maßen und Verhältnissen die Natur ihre Körper so künstlich gefügt, so konnte ich jedenfalls der Hilfe des verhüllenden Kostüms nicht entbehren, und daraufhin mußte ich den Stoff zu meiner Skizze suchen.

Nach vielem Wählen blieben meine Gedanken bei der bekannten Szene haften, in welcher Virginius seine Tochter Virginia im Beisein des hohen Rates der Dezemvirn ersticht, um sie vor der Schande zu bewahren, die nach dem grausamen Spruch dieses hohen Rates sie zu befallen droht. Zehn Römer, den Hintergrund des Bildes füllend, und davor die leidenschaftlich bewegte Gruppe von Vater und Tochter — das war doch sicher ein lohnenswerter Gegenstand für bildliche Darstellung — mehr konnte selbst die allerkritischste Friedensgesellschaft von einem jungen Talent nicht verlangen.

Mit Eifer machte ich mich an die Arbeit; eine zufällige Aufführung der Oper Norma gab mir Gelegenheit an dem Helden derselben, dem Römer Sever, den Schnitt der römischen Toga genau zu studieren, und in wenigen Tagen war mein Entwurf in kühnen Strichen fertig, um nun in sorgfältiger Ausarbeitung in Sepia übertragen zu werden.

In einer großen Säulenhalle saßen an einem mächtigen Tisch die zehn edeln Römer; acht von ihnen waren so placiert, daß der Tisch mit herabhängender Decke ihre Glieder vollkommen deckte und nur ihre Köpfe und Schultern sichtbar blieben. An den beiden Flügelseiten des Tisches hatten die beiden noch übrig gebliebenen Dezemvirn ihren Platz gefunden, und bei diesen konnte ich die Zeichnung ihrer Glieder nicht umgehen, wenn sich auch jeder von ihnen mit einem Arm und Bein begnügen mußte, während die andern Körperteile auch durch den Tisch gedeckt blieben.

So knapp meine Darstellung der Römergestalten ausgefallen war, um so mehr Fleiß und Sorgfalt verwendete ich auf die Zeichnung ihrer Gesichter; Zorn, Schreck, Hochmut und Wut suchte ich durch finster blickende Augen, zusammengezogene Brauen 2c. recht anschaulich zu machen und war von meiner Zeichnung auch ziemlich befriedigt.

Die Ausführung der Vordergruppe brachte mir aber größere Schwierigkeiten, als ich in meinem kühnen Wagemut vorausgesehen hatte. Nicht nur, daß es unerläßlich war, die Gestalten mit allen Gliedern sichtbar zu zeichnen, sondern durch die Haltung eben dieser Glieder mußte ich ja die der gegebenen Situation entsprechende Empfindung zum Ausdruck bringen. Wie ich mich aber auch bestrebte, durch unzählige Änderungen meinen Figuren Leben und Ausdruck zu verleihen, Virginia und Virginius blieben nichtssagende Gliederpuppen.

In der Niedergeschlagenheit, die mir aus dieser Erkenntnis erwuchs, verbrachte ich einige Tage in meiner kleinen Stube, von allem Verkehr abgeschlossen, nicht wissend, was ich nun beginnen sollte. Um meine Gedanken von dem traurigen Grübeln abzulenken, vertiefte ich mich in die Lektüre der wenigen Bücher, die meine Pensionswirtin besaß, eine Reihe sogenannter Taschenalmanachs, wie sie in damaliger Zeit beliebt waren. Sentimentale Novellen, Portaits von Fürsten und anderen Berühmtheiten nebst deren Biographien bildeten neben zahlreichen Illustrationen unserer Klassiker den Inhalt. Der Band, den ich zufällig ergriff, enthielt Bilder zu Schillers Dramen; Maria Stuart, Don Carlos, Wallenstein wurden in verschiedenen Szenen, teils komisch, manchmal aber auch nach Zeichnungen tüchtiger Meister dargestellt, so daß ich mit lebhaftem Interesse das Buch durchblätterte.

Da fiel mein Auge auf eine Zeichnung zu Schillers Tell — die Apfelschußszene hatte der Maler gewählt — und wie eine Offenbarung sah ich in der Zeichnung dieses Tell das ausgedrückt, was meine schwache Kraft vergeblich erstrebt hatte. In ähnlicher Situation wie mein Virginius greift Tell nach der todbringenden Waffe — die schon erhobene Hand vermag sich nicht gegen das geliebte Kind zu richten — o, wie einfach und doch wie überzeugend hatte der Maler das in seinem Tell zur Anschauung gebracht! Wie, wenn ich diesen Tell benutzte und ihn mit den nötigen Kostümveränderungen in mein Bild übertrüge? Gedacht, gethan, und nach kurzer Arbeit hatte meine Skizze dadurch ein ganz anderes, würdiges Ansehen. In der Naivetät meiner damaligen Lebenserfahrung hatte ich von einem dadurch vollzogenen Unrecht keine Ahnung; das Bild des Malers, der wahrscheinlich längst tot war, blieb ja dasselbe, wenn auch ein Römer seinem Tell sehr ähnlich sah, und so kam mir mein Thun durchaus harmlos und zweckmäßig vor.

Nach Vollendung meiner ziemlich großen Skizze wanderte ich klopfenden Herzens zu dem als Richter meiner Arbeit bestellten Direktor Rosenfelder, einem Mann, von ungewöhnlich kleiner Gestalt, dessen schönes, geistvolles Gesicht aber beim ersten Blick den bedeutenden, hervorragenden Künstler verriet. Mit freundlichem Zuspruch hieß er mich meine Zeichnung in guter Beleuchtung auf einer seiner im Atelier befindlichen Staffeleien entfalten und trat dann prüfenden Blickes vor mein Werk.

Qualvolle Minuten vergingen in lautloser Stille, ehe Rosenfelder durch das mindeste Zeichen seine Ansicht und damit die Kundgebung meines Schicksals verriet; dann, mit freundlichem Lächeln zu mir gewandt, sagte er halblaut: „Zehn Römer und nur zwei Arme und Beine sichtbar — äußerst weise Ökonomie“; und wieder richtete er sein Auge auf meine unglückliche Zeichnung.

Durch diese wenigen Worte war es mir klar geworden, wie sein Urteilsspruch lauten würde, ja lauten mußte, und in einem Strom heißer Thränen

löste sich die entsetzliche Spannung meines Herzens über meinen nun zerstörten Künstlertraum.

Direktor Rosenfelder wandte sich aber erstaunt zu mir: „So warten Sie doch, ich habe ja noch kein Urteil ausgesprochen, ja, ich gestehe, ich bin mir durchaus nicht klar, wie ich Ihr Talent beurteilen soll. Daß mir zunächst Ihr genialer Gedanke, die schwierige Gliederzeichnung der Personen kurzweg zu umgehen, indem Sie einen mächtigen, bedeckten Tisch vorschieben, sehr imponiert, dürfen Sie mir nicht übel nehmen — wie viel Studium und Arbeit wäre uns Künstlern durch ähnliche Schlauheit erspart; aber nun ernst gesprochen, die Dezemvirn, wie auch die Virginia sind mißlungene, leblose Figuren, die in keiner Weise wirkliche Schaffenskraft ihres Erfinders verraten, während die Zeichnung des Virginius in Haltung und Ausdruck so wohl gelungen ist, daß man auf ein wahres, bedeutendes Talent bei Ihnen schließen muß — wer so etwas hervorzubringen vermag, da müsse bei weiterm Studium —" hier richtete er seine Augen freundlich auf mich — — die jähe Röte, die mein Gesicht verräterisch überzog, wie die sichtliche Befangenheit meines Wesens ließen ihn plötzlich inne halten. „Oder sollte Freund Gräfe, Ihr Lehrer, gegen die Vorschrift dennoch Ihnen geholfen haben?"

In diesem Augenblick wurde es mir klar, daß ich Unrecht, sträfliches Unrecht mit der Benutzung der Tellfigur begangen hatte und eben so klar wurde es mir, daß ich mit Unwahrheit mich nicht in den Dienst der heiligen Kunst drängen wollte, zu deren auserwählten Jüngern ich doch wohl nicht berufen war. Nein, lieber entsagen, als mit schlechten Mitteln ein Ziel erstreben, sei dieses Ziel auch noch so lockend schön.

Wie einem Freunde beichtete ich Rosenfelder den kurzen Gang meines Künstlerlebens — der erste Impuls dazu, den wohl mehr meine trüben häuslichen Verhältnisse als der mir innewohnende Genius gegeben, dann die Freude an dem Arbeiten im Kreise der muntern Ateliergenossen bei Gräfe und die Hoffnung, durch fortgesetztes Studium, wozu mir das Stipendium verhelfen sollte, mich als Malerin selbständig machen und der gefürchteten Rückkehr in die unliebsamen Memeler Verhältnisse entgehen zu können. Wie ich in gutem Glauben an das nötige Talent in mir die von der Friedensgesellschaft gestellte Aufgabe unternommen und erst bei der Ausführung allmählich die Erkenntnis gewonnen, daß eine derartige große Begabung mir doch wohl nicht innewohne, sich vielleicht aber im weitern Verlauf des Studiums einstellen würde und ich daher vor allem die Möglichkeit des verlängerten Studiums erwirken müßte.

Rosenfelder hörte mit lebhaftem Interesse meine Beichte an, und amüsierte sich köstlich bei der Schilderung der Qualen, die ich mit den Gliedern und Physiognomien meiner Römer ausgestanden hatte. Wir schieden als gute Freunde, nachdem er mir versprochen, durch Zuwendung von Zeichenstunden zur Gründung meiner Selbständigkeit behilflich zu sein, was er auch treulich gehalten hat. Beim Abschied entließ er mich mit dem scherzhaften Zuruf: „Für Ihr Schicksal ist mir nicht bange; überwinden Sie nur hübsch die schwierigen Lebensaufgaben so kühn und schlau wie die Arme und Beine der unglücklichen Dezemvirn, dann kann es Ihnen nicht schlecht gehen." So endete mein Künstlertraum!

Viele, viele Jahre sind seit jener Zeit vergangen und große Wandlungen haben sich in den meisten Lebenseinrichtungen und Zuständen vollzogen.

Die der Gehirnentwicklung schädlichen Wiegen sind lange gänzlich außer Gebrauch gesetzt; den jungen Weltenbürger empfängt ein von der modernen Wissenschaft konzessioniertes Lager; dem Heranwachsenden eröffnen sich rationell und gründlich geleitete Schulen, in denen, statt durch totes Auswendiglernen den Geist zu lähmen, man bestrebt ist, die eigene Denkkraft des Kindes anzuregen und zu entwickeln, und nach Vollendung des Schulunterrichts bieten sich den so Vorbereiteten Lehranstalten verschiedenster Art.

Auch die Frauen sind nicht mehr von dem allgemeinen Wettkampf des Fortschritts ausgeschlossen — gewerbliche Bildungsschulen, Konservatorien für Musik, Akademien für Zeichnen und Malen laden in bequemster Weise die Lernbegierigen zum Besuch ein; ja, selbst die bisher so streng abgeschlossenen Universitäten ventilieren

ernſtlich die Frage der Gleichberechtigung der Frau zum Studium der gelehrten Berufszweige. Wie viel leichter haben die Mädchen der Jetztzeit es, ſich einen ihnen zuſagenden Lebensberuf zu wählen, als wir es damals hatten, als man außer dem Gouvernanten- und Muſiklehrerinnenberuf keine Erwerbsthätigkeit für Mädchen kannte.

Natürlich ſieht man jetzt auch ganze Scharen junger Damen ſich mit großem Eifer den ihnen frei gegebenen Kunſt- und Wiſſenszweigen zuwenden — ob aber die Maſſe des darin Geleiſteten mit dem Wert in Einklang ſteht, ob nicht gerade die Leichtigkeit, mit der man jetzt zum Ziele gelangen kann, eine Gefahr in ſich birgt?

Den bisher enge gezogenen Schranken entronnen, hält manches junge Mädchen das Gefühl der Unbefriedigung und inneren Leere, das ſie bedrückt, für das Regen des Genies und ergreift daraufhin einen Beruf, zu dem ihr die wirkliche Anlage fehlt.

Vielleicht veranlaßt dieſe kleine Skizze eine oder die andere meiner der Kunſt zuſtrebenden Schweſtern zu unbefangener, ernſter Prüfung der ihr innewohnenden Anlagen und ſchützt ſie vor ähnlich herben Enttäuſchungen, wie ſie der jähe Schluß meiner kurzen Künſtlerlaufbahn mir einbrachte.

Frauenleben und -Streben.

Ein Univerſitätsprofeſſor über die Frauenbewegung.

In ſeinem bedeutenden, wenn auch wiſſenſchaftlich zu allerhand Vorbehalten herausfordernden Werke über Sokrates und Plato (Tübingen 1896) tritt Profeſſor Edmund Pfleiderer ſehr energiſch für die Frauenbewegung unſerer Tage ein. In dem Gedanken, daß dieſes Buch nur den wenigſten Leſern und Leſerinnen der „Frau" zu Geſicht kommen werde, möchte ich nicht nur auf die Thatſache hinweiſen, ſondern die Stelle ſelbſt hier zum Abdruck und dadurch auch weiteren Kreiſen zur Kenntnis bringen. Nachdem er die niedere Stellung der atheniſchen Frau und demgegenüber die kühnen Reformgedanken Platos in der Frauenfrage dargelegt hat, geht er zur Gegenwart über, wie er ſich überhaupt nicht ſcheut, auf ſolche Beziehungen der alten atheniſchen Philoſophen und ihrer Beſtrebungen zu geiſtigen oder realen Zeit- und Streitfragen unſerer Tage an verſchiedenen Stellen ſeines Buches hinzuweiſen. Und da heißt es denn auf S. 245 ff.:

„Freilich noch heute, wo doch inzwiſchen die römiſche Welt und das Chriſtentum, letzteres beſonders mit Maria als der kulturgeſchichtlichen Erlöſerin des weiblichen Geſchlechts, durch die Jahrhunderte hindurch ihre rühmliche Arbeit gethan, ſind wir bekanntlich nicht am Ziel und können abermals wie in ſo manchem von dem unſterblichen Sokrates-Plato unter Abſtreifung der von letzterem ſelbſt preisgegebenen Übertreibungen etwas lernen. Rührig und doch durchaus nicht roh-emanzipatoriſch, vielmehr maßvoll und beſonnen ſteht die Frauenbewegung unſerer Tage vor dem Blick deſſen, dem nicht zähe Vorurteile das Auge trüben oder gar die ſchmähliche Mannesangſt vor drohendem Wettbewerb, welcher nebenbei bemerkt gar manchem unſerer jungen Herren auf der Hochſchule mit ihrer Verlotterung von ein oder auch zwei Dritteln der unwiederbringlich koſtbaren Studienzeit gar nichts ſchaden würde. Vielleicht zögen ſie dann das Rückgrat etwas mehr an, wie das Sprichwort ſagt. Auf der Gegenſeite aber iſt es ein redliches und ehrenwertes Ringen insbeſondere nach ökonomiſcher und materieller Unabhängigkeitsſtellung unſerer vielen, nun einmal nicht zur Ehe kommen könnenden Mädchen, welch letzteren Punkt die Phariſäer unter ihren Gegnern nachgerade mit Bewußtſein ſich und der Welt ſchnöd unterſchlagen, wenn ſie die alten wohlfeilen Trümpflein ausſpielen. Von Seiten namentlich der mittleren Stände, welche wie die verſchämten Armen ſo häufig zwiſchen zwei Stühlen niederzuſitzen kommen, iſt es ein Kampf um „das Recht auf Arbeit", weit mannhafter und berechtigter, als der gleiche Schlachtruf unſerer oft ſo faulen männlichen Arbeiter.

Jener Bewegung alſo ſei der größte Weiſe von Athen als Autorität erſten Ranges zur Bundesgenoſſenſchaft aus dem Grab herbeigerufen. Wir ſind ja ſonſt ſo begeiſterte Altklaſſiziſten, wo es ſich um den und den Buchſtaben dreht, und meinen, ohne zwei zu unſerem bißchen Deutſch hinzugelernte alte Sprachen wie Griechiſch und Latein

sei der Mensch nur ein halber Mensch. Warum nur und allein den Geist ablehnen, wenn er als frischer Südost uns aus dem Altertum anweht? Gerade heutigen Tages, wo man doch hinter allen andern Privilegien und Privilegierten aufräumend her ist und sich die Männerkehle um die Freiheit heiser schreit, ist die noch immer ablehnende Haltung gegen eine klare Forderung der einfachen Gerechtigkeit und Vernunft, z. B. gegen die Gestattung weiblicher Ärzte schwer begreiflich. Und namentlich möchte man staunen, daß „das Volk der Dichter und Denker" hierin an der „queue der Civilisation" marschiert. Ich kann mir das in der Hauptsache nur daraus erklären, daß uns unsere ärmliche politische Geschichte, wie sie dies für die Nation im ganzen bis vor kurzem zweifellos war, sozusagen auf die Seele geschlagen ist und eine gewisse Verzwergtheit und Verkrüppelung namentlich für alle praktischen Fragen hinterlassen hat.

Die Frauenbewegung aber siegt trotzdem, ehe noch ein Menschenalter abgelaufen ist; denn umgekehrt wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen, sieht man neuestens Gestalten sich um sie annehmen, denen wenigstens zum Teil alles eher zuzutrauen ist, als daß ihr Lebensgrundsatz jenes stolze Wort wäre: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Doch lassen wir das; die Idee hat nun einmal allerlei Wege und Diener. Wenn also bald nach Anfang des nächsten Jahrhunderts dieser und jener bisherige Zopf gefallen ist, so wird sich jeder von der neuen Generation nur wundern, daß er bei uns Alten so lange hinten hing. Dann werden auch Sokrates und Plato auf den Inseln der Seligen, wo sub specie aeterni zweitausend Jahre sind wie ein Tag, milde lächeln und sagen: Und wir alten Vertreter der Gerechtigkeit haben eben doch Recht behalten."

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß ich dem allen durchaus zustimme und mich von Herzen freue, daß die Frauenbewegung an dem Tübinger Philosophen einen so hervorragenden und unerschrockenen Rufer im Streit gefunden und daß dieser seinen Schlachtruf an einer so vornehmen und der gelehrten Welt weithin vernehmbaren Stelle hat laut werden lassen. Solche Äußerungen müssen aber niedriger gehängt und damit auch Ungelehrten zugänglich gemacht werden; und zu diesen rechne ich nicht zum wenigsten auch unsere „Herrschenden" am grünen Tisch, die zwar studiert haben, aber darum doch im allgemeinen keine Wissenden im Sinne Platos sind.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

---

* Die Petition des Berliner Frauenvereins um Zulassung der Frauen zur Immatrikulation auf preußischen Universitäten, über welche die Unterrichtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses Übergang zur Tagesordnung beantragt hatte, hat noch Veranlassung zu einer eingehenden Erörterung im Plenum gegeben. Dabei trat vor allen Dingen der Abgeordnete Rickert mit großer Wärme für die Frauenbestrebungen ein. Es wies auf die Inkonsequenz des Verhaltens der Regierung hin, die erst die Frauen zum Maturitätsexamen zulasse, sie dann über ein Jahr lang hinhalte, um ihnen schließlich doch, wie es scheine aus Furcht vor den Universitätsprofessoren, die Immatrikulation zu versagen. Er verlangte freie Bahn auch für die Frauen und bezeichnete die Furcht, die man stets vor ihrem Vordringen äußere, als im höchsten Grade unmännlich. Mit thatsächlichem Material bewies er überdies, wie wenig begründet diese Furcht sei. Seine eingehende, von wirklicher Beschäftigung mit der betreffenden Frage zeugende Rede wurde von den Abgeordneten Dr. Langerhans, Dr. Sattler und Dr. Gerlich in Einzelheiten noch ergänzt; letzterer warf mit Recht dem immer wieder — auch in dem Kommissionsbericht — gebrachten Einwand gegenüber, dies oder jenes entspreche „der Eigenart des Weibes" nicht, die Frage auf, ob es denn etwa der Eigenart des Weibes entspreche, daß sie als Kunstreiterinnen auftreten oder als Athletinnen in den Cirkussen oder daß sie sich überhaupt in öffentlichen Lokalen produzieren. Auch er verlangte, wie der Abgeordnete Rickert, daß man die Frau selbst entscheiden lasse, was ihrer Eigenart entspreche. Der Antrag Rickert, man möge die Petition der Regierung als Material überweisen, wurde zwar abgelehnt, aber mit einer so geringen Majorität, daß eine Gegenprobe nötig wurde, um sie überhaupt als solche zu konstatieren. Der moralische Erfolg der Petition ist damit festgestellt; selbstverständlich werden die Frauen sich dabei aber noch nicht beruhigen.

* Die Frauen an der Universität Berlin. Die Zahl der an der Universität hospitierenden Frauen betrug im Sommer v. J. 39, im Winter 95. In den Jahresberichten der Anstalten und Seminare wird ihrer Teilnahme an den Arbeiten mehrfach gedacht. Geh. Rat A. Wagner hebt hervor, daß die beiden Damen, welche sich unter den 46 Teilnehmern seines volkswirtschaftlichen Seminars befanden, „fachmäßig gut ausgebildete" Nordamerikanerinnen waren. Auch Geh. Rat Schmoller verzeichnet die Beteiligung einer Dame an seinen Übungen; ebenso waren bei Professor Sering 2 Frauen im Seminar. Der Litterarhistoriker

Digitized by Google

Professor Erich Schmidt, bemerkt daß ausnahmsweise einer Dame (Russin) auf Grund ihrer Berner Doktordissertation die Beteiligung an den Übungen der modernen Abteilung des germanischen Seminars gestattet worden sei; „ihre Referate waren die besten." Auch zum romanischen Seminar von Professor v. Tobler wurden 2 Frauen als Hospitanten zugelassen, im Winter sogar 4. In der von Geh. Rat Gustav Fritsch geleiteten mikroskopisch-biologischen Abteilung des physiologischen Instituts erhielten im Wintersemester die Fräulein Hartmann und Krüger Anleitung zum Zeichnen mikroskopischer Präparate. Endlich beteiligten sich Damen an den seminaristischen Übungen der christlich-archäologischen und epigraphischen Sammlung sowie für die Zwecke der zoologischen Sammlung des Museums für Naturkunde.

* Der Allgemeine Deutsche Frauenverein erläßt nachstehende „Vorläufige Mitteilung":

Der auf Anregung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins im Herbst 1873 zu Stuttgart gegründete „Schwäbische Frauenverein" hat den unterzeichneten Vorstand freundlichst eingeladen, die diesjährige Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und den damit verbundenen Frauentag in Stuttgart abzuhalten. Diese Einladung ist mit Freude angenommen worden und so wird die 19. Generalversammlung vom 30. September bis 3. Oktober in Stuttgart stattfinden.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins:

Auguste Schmidt. Henriette Goldschmidt. Helene Lange. Mathilde Weber. Josefine Friederici. Dr. Käthe Windscheid. Johanna Brandstetter. Louise Pache. Marie Hecht.

* Weibliche Fabrikinspektion. Im Staatshauptvoranschlage des Großherzogthums Hessen für die Finanzperiode 1897 bis 1900 sind Mittel für zwei weibliche Assistenten der beiden hessischen Fabrikinspektoren vorgesehen. Die Aufsichtsbefugnisse der Assistentinnen sollen sich einstweilen nur auf ganz spezielle, die Frauenarbeit berührende Gebiete und solche Betriebe beziehen, in denen ausschließlich Arbeiterinnen beschäftigt sind. Damit würde endlich ein bescheidener Anfang mit der weiblichen Fabrikinspektion in Deutschland gemacht.

* Der Rechtsschutz für Frauen in Frankfurt a. M., von der dortigen Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins gegründet, hatte vor kurzem Gelegenheit, praktisch für die Rechte der Frauen einzutreten. Im benachbarten Isenburg streiken die Wäscherinnen, gezwungen durch ungemessene Arbeitszeit (in der Regel 12—18 Stunden und darüber) bei häufig mangelhafter Entlohnung und Kost. Es wurde nur Herabminderung der Arbeitszeit auf 12 Stunden, eventuell Zahlung etwaiger Überstunden, sowie gute Behandlung und ausreichende Beköstigung verlangt. Diesen bescheidenen und durchaus gerechtfertigten Forderungen gegenüber nahmen die Arbeitgeber eine schroff ablehnende Haltung an. Der Frankfurter „Rechtsschutz" trat nun in Thätigkeit. Ein Aufruf hatte einen nicht unbedeutenden Erfolg. In einer zu diesem Zweck einberufenen Versammlung berichtete Frau Henriette Fürth über die betr. Verhältnisse, die sich zum Teil noch schlimmer erwiesen als man angenommen hatte. Man trat dann mit dem Bürgermeister von Isenburg in Verbindung. Das endgiltige Resultat war eine vor dem Gewerbegericht getroffene Vereinbarung, wonach die Forderungen der Wäscherinnen in vollem Umfange zugestanden wurden, ein Erfolg, der fast ausschließlich dem mutigen Eintreten der Frauen für die Frauen zu danken ist.

* Der französische Senat hat vor kurzem ein, von Regierung und Kammer inzwischen bestätigtes Gesetz angenommen, das für die Frauen von großer Bedeutung ist. Nach dem Code Napoleon konnte bis jetzt die Frau in Frankreich nicht Zeugin für standesamtliche Bekundungen sein. In Strafsachen konnte die Frau zeugen; auf ihren Zeugeneid hin konnte ein Angeklagter den Kopf verlieren. Dieselbe Frau konnte aber nicht glaubhaft bezeugen, daß ein neugeborenes Kind der Sprößling von Soundso sei. Für derartige Beurkundungen konnte man aber irgend einen Tagedieb von der Straße hereinrufen. Künftighin kann die Frau wie in strafrechtlichen so auch in allen bürgerlichen Sachen Zeuge sein. Obgleich das wenig scheint, ist es doch von größter Bedeutung, da es ein Bruch mit den alten Anschauungen in Bezug auf Würde und Wert des Weibes ist. Dieser Sieg ist vor allem der Klugheit und Zähigkeit einer der besonnensten und eifrigsten Vorkämpferinnen der Frauen zu danken, Frau Jeanne Schmahl, die an der Spitze der von ihr gegründeten Gesellschaft „L'Avant-Courrière" seit Jahren für diese Frage eintrat. Ihr war es schon früher gelungen, für die Frau das Recht der Verfügung über ihren eignen Arbeitslohn durchzusetzen.

* In Holland stehen schon seit verschiedenen Jahren die meisten Realschulen mit fünfjährigem Kursus auch den Mädchen offen. Die Maturitätsprüfung verleiht das Recht zum medizinischen wie zum pharmazeutischen Studium, sowie das Recht, Zahnarzt zu werden. Will man aber den Doktortitel erwerben, so muß man die Abiturientenprüfung eines Gymnasiums oder das damit gleichstehende Staatsexamen bestehen. In den Jahren 1885—1895

haben in Holland im ganzen 77 junge Frauen die Maturitätsprüfung an der Realschule mit gutem Erfolg bestanden, von denen drei auch das Gymnasialdiplom besitzen. Von diesen ist inzwischen eine gestorben, 20 sind amtlos geblieben, 2 sind Arzt, 7 Apotheker, 1 Zahnarzt. Es studieren Medizin 7, Pharmazeutik 8, Chemie 2. Von den übrigen sind 2 Apothekergehilfen, während 21 sich dem Lehrfach zugewandt haben. Von diesen letzteren stehen 2 an der Spitze einer Elementarschule, 2 an einer höheren Töchterschule, 16 sind ordentliche Lehrerinnen an Elementarschulen, 1 ist Kindergärtnerin. Ferner sind 5 bei der Post oder der Telegraphie angestellt und eine studiert Gesang.

Es sind ferner in Holland diesen Sommer zum erstenmal Frauen zu Mitgliedern der Prüfungskommissionen für Französisch (Elementarunterricht), Deutsch und Englisch (Elementar- und Realschulunterricht) ernannt worden, und zwar in der Kommission für Französisch zwei Frauen als ordentliche und zwei als stellvertretende Mitglieder, in jeder der beiden anderen Kommissionen zwei als ordentliche Mitglieder. Die Frauenbestrebungen in Holland haben dadurch eine große Förderung erfahren. M. J. B.

* **Ein internationaler Verein** gegen den schimpflichen Mädchenhandel in allen Ländern und Erdteilen ist nach dem „Hamb. Cour." in Warschau in der Bildung begriffen. Die Satzungen des neuen Vereins sind bereits bei den Behörden eingereicht, und zahlreiche Justiz- und höhere Polizeibeamte, Universitätsprofessoren, Großindustrielle u. s. w. haben ihren Beitritt angemeldet. Der Verein will zunächst Vertrauensmänner in zahlreichen europäischen, amerikanischen und afrikanischen Häfen zur Beobachtung und Ausforschung anstellen und vor allem auch in Rußland den Händlern das Handwerk legen. Wie offen dieser Handel in Rußland betrieben wird, geht beispielsweise aus folgendem Vorkommnis hervor. Dem Einwohner S. in Neu-Brudno bei Warschau verschwand am 11. Mai seine bildschöne, aber etwas beschränkte 19jährige Marianna plötzlich. S. befürchtete, sie möchte von Mädchenhändlern verschleppt worden sein, und forschte nach. Ein ehemaliger Mädchenhändler erklärte sich gegen eine größere Belohnung bereit, das Mädchen ausfindig zu machen. Wirklich gelang dies auch. Man fand das Mädchen in Lodz, von wo es gerade mit noch drei anderen Mädchen über Bremen nach Südamerika geführt werden sollte.

* **Auch in Japan** scheint das Interesse für das Frauenstudium größer zu sein als in Deutschland. In Tokio wird die Gründung einer Universität für Frauen geplant. Der Urheber dieses Planes ist der japanische Gelehrte Niso Naruſſe, der über ein Jahr lang mit allem Eifer das Projekt vorbereitete, bis schließlich am 26. Mai d. J. eine große Versammlung in Osaka ihre lebhafte Zustimmung bekundete und die Gründung einer Nihon-Sioschi-Daigaku (Japanischen Universität für Frauen) beschloß. An der Versammlung nahmen die höchsten Hof- und Staatsbeamten teil, so der Minister des Äußern Graf Okuma, der Unterrichtsminister Marquis Hatschisuka, der kaiserliche Hofminister Graf Hisikata, der Präsident des Oberhauses und Direktor der Adelsakademie Fürst Konoje, ferner viele der angesehensten Adligen, Gelehrten und Kaufleute, im ganzen etwa 250 Personen. Zunächst sollen 300 000 Jen (6—700 000 Mark) aus Privatmitteln gesammelt werden. Der Kaiser und besonders die Kaiserin sollen der geplanten Gründung sehr günstig gesinnt sein, und es ist bereits auch Staatshilfe in Aussicht gestellt worden.

* **Totenschau.** Nach langjähriger Krankheit starb in Wien eine der größten Tragödinnen: Charlotte Wolter. Sie war 36 Jahre lang am Hofburgtheater thätig und brachte noch in den letzten Jahren, obwohl schon schwer krank, die jugendlichen Heldinnen der klassischen Dramen in unvergleichlicher Weise zur Darstellung. Sie ist mit fürstlichen Ehren bestattet worden. — Miß Lowe, die Herausgeberin des bekannten englischen Weltblattes „The Queen", das sie 30 Jahre lang leitete, ist vor kurzem gestorben. Sie war eine Frau von hervorragender Individualität. Für die ihr obliegende Aufgabe war sie ganz besonders gut vorbereitet, da sie mit ihrem Bruder klassische und moderne Studien von Kindheit auf geteilt und unter seiner Leitung sich für den Journalismus ausgebildet hatte. In Bezug auf die Frauenemancipation liebte sie die Theorie weniger als die That; wo es galt, eine Frau erwerbsfähig zu machen, einem Talent Bahn zu brechen, konnte man ihrer Hilfe gewiß sein. Sie starb mitten in ihrer Arbeit, ein Schicksal, das sie sich immer gewünscht hatte. — In Berlin starb Ende Juni Frau Dr. Henriette Abarbanell, die sich durch ihre Beteiligung an den Wohlfahrtsbestrebungen der Hauptstadt ein dauerndes Andenken gesichert hat. Ganz besonders hervorragend war ihre Thätigkeit auf dem Gebiet der Armenpflege, der sie ein großes praktisches Verständnis entgegenbrachte.

Digitized by Google

Noch ein Wort für den Hebammenberuf.

Von einer Hebamme.

Mit besonderer Freude las ich im Januarheft dieser Zeitschrift ein Aufsatz über meinen Beruf aus der Hand einer Frau, die wohl in den schwersten, ernstesten und doch so glücklichen Stunden nicht gerade verständnisvolle Hilfe gehabt hat und deswegen ein warmes Wort für die Hebung des Berufs einlegt. Das giebt mir den Mut, auch einiges über die in vieler Beziehung nicht berechtigte Abneigung gegen diesen Beruf zu sagen und an die deutschen Frauen die Bitte zu richten, mit mir für eine Hebung dieses Standes einzutreten.

Der schwerwiegendste Grund gegen das Ergreifen dieses Berufs ist wohl, daß er die Frau oder das Mädchen der gebildeten Stände bis zu einem gewissen Grade von der Gesellschaft ausschließt. Sie ist nicht mehr „salonfähig", sie nimmt nicht mehr in derselben Weise wie vordem an der Geselligkeit der Kreise, denen sie ihrer Familie und ihrem Bildungsgrade nach angehört, teil; denn viele nehmen Anstoß daran, mit einer Hebamme zusammen zu kommen. So ist es kein Wunder, daß eine Mutter, die ihre Tochter erwerbsfähig machen will, sie solchen Demütigungen nicht aussetzen mag; daß eine Witwe, die schon ohnehin viel zu tragen hat, nicht die Kraft und den Mut hat, gegen solche Vorurteile anzukämpfen und daß schließlich ein Ehemann aus denselben Gründen seiner Frau untersagt, diesen Beruf zu ergreifen, auch wenn durch die Ausübung desselben der finanziellen Not der Familie abgeholfen werden könnte.

Ein zweiter Grund liegt in der geringen Honorierung dieser verantwortungsvollen Arbeit. Eine Dame, die diesen Beruf ergreift, muß, wenn sie gut darin vorwärts kommen will, auch äußerlich Dame bleiben; bei der größten Einschränkung und Sparsamkeit gebraucht sie selbstverständlich mehr, als die Frau aus dem Volke. Übt sie als Ehefrau oder unterstützt durch das Elternhaus den Beruf aus, so sind die finanziellen Sorgen nicht so groß; steht sie aber allein, ist sie gar Witwe mit unversorgten Kindern, so gehört bei der durchschnittlichen Honorierung schon eine sehr große Praxis dazu, um ausreichend zu verdienen; denn gerade der Beruf legt der Hebamme auch Beschränkungen auf, da sie, der peinlichen Sauberkeit halber, die an ihrem ganzen Körper herrschen muß, nicht jede Arbeit in ihrem Haushalt selbst verrichten darf. Man denke sich, eine Hebamme würde gerufen in dem Moment, wenn sie Kartoffeln schält oder den Ofen gereinigt und geheizt hat; da können mit dem besten Willen die Hände nicht so aussehen, wie sie aussehen sollten, um einer Gebärenden Beistand zu leisten. Nimmt sie aber, um solche Mißstände zu vermeiden, sich die unentbehrliche Hilfe ins Haus, so werden dadurch die Ausgaben vergrößert, und der Beruf ist deshalb, wie die Dinge heute noch liegen, für manche unmöglich, die vielleicht Freude daran und Geschick dafür hätte.

Besonders dringende Abhilfe verlangen die Zustände bei den Gemeinde-Hebammen. Auf dem Lande hat jedes kleine Dorf, auch wenn in der nächsten Umgebung noch mehrere ebenso kleine Dörfer liegen, seine besondere Hebamme. Diese hat natürlich ihr Haus, ihren Stall, häufig auch Feldarbeit zu besorgen; denn wegen der wenigen Geburten (es giebt Hebammen, die deren nur 5 bis 10 im Jahre haben) kann sie doch die Arbeit nicht lassen. Da trifft sie denn oft der sehr eilige Ruf zur Geburt vielleicht, während sie ihr Feld bestellt oder im Kuhstall arbeitet, und mitten aus der Arbeit muß sie fort und einer Frau helfen. Wie dann, wenn überhaupt noch Zeit dazu ist, die Desinfektion gehandhabt wird, weiß jeder, der Einblicke in die Hebammenarbeit gethan hat. Kann man sich dann wundern, wenn das Wochenbettfieber und die zahllosen andern Erkrankungen im Wochenbett auf dem Lande nicht in dem Maße abnehmen, wie man es nach der Durchführung der Semmelweiß'schen Theorien und der Einführung der Anti- und Aseptik erwarten dürfte? Ich be-

Digitized by Google

obachtete, daß zur Zeit der Feldarbeit die meisten Hebammen wegen Fieberanfällen zur Desinfektion in die Landeshebammenanstalt geschickt wurden; die Hände dieser Hebammen redeten die deutlichste Sprache, aber von den Hebammen selbst wurde sie selten verstanden; ein gutgemeinter Rat oder eine kleine Rüge rief sogar einen Sturm von Entrüstung hervor. Mir ist ein diese Verhältnisse charakterisierendes Erlebnis unvergeßlich. Im Sommer 18.. wurden die Schülerinnen der Xschen Hebammen-Lehranstalt nach bestandenem Examen entlassen. Eine derselben — es war mit die Beste und Gewissenhafteste des Jahrganges — kehrte ins Elternhaus zurück, aufs Land. Die Mutter hatte eine große Milchwirtschaft, der Vater hatte das Feld zu bestellen, natürlich war Arbeit in Hülle und Fülle da, und die langentbehrte Tochter mußte helfen, wo es fehlte, auf dem Felde und im Hause. Fünf Wochen später kam ich während meines Urlaubs in die Nähe ihres Dorfes und besuchte sie. Sie erzählte mir unter Thränen, daß sie zwei Geburten unter diesen erschwerenden Umständen geleitet hätte. Der Ruf zur ersten kam, während sie auf dem Felde arbeitete. Ihre Hände, auf die ich bei jeder Hebamme zuerst sehe, trugen deutliche Spuren gröbster Arbeit und hatten nicht das Aussehen, das von Hebammenhänden verlangt werden muß. Sie sagte mir auch: entweder Hebamme sein oder Feldarbeit thun, beides geht nicht. Ich riet ihr natürlich, wenn ihre Eltern und die Gemeinde das nicht einsehen wollten, fortzugehen. — Etwa zehn Minuten von diesem Dorf entfernt liegt ein zweites, das auch seine Hebamme hat. Die Anzahl der Geburten in beiden Dörfern würde gerade reichen, um einer Hebamme genügend Arbeit zu schaffen und sie so unabhängig zu stellen, daß sie zum Lebensunterhalt nur ihren Hebammenberuf brauchte.

So wie hier wird es gewiß noch an vielen anderen Orten sein. Da drängt sich einem immer wieder die Frage auf, warum werden die Hebammen nicht so gestellt, daß sie nur vom Beruf leben können? Man vertraut ihnen das Köstlichste, das Leben der Mutter und des Kindes an, und, belastet mit dieser schweren Verantwortung, hat manche Hebamme nicht genug zum Leben. Sicherlich würden durch bessere Honorierung der Hebammen ihre Leistungen gehoben, und welch kostbares Gut an Menschenleben würde dadurch indirekt dem Staate erhalten.

Ein weiterer Grund der Abneigung gegen den Hebammenberuf liegt in dem Umstande, daß sich leider noch viele unlautere Elemente in diesem Beruf finden, sodaß eine gebildete Frau sich fürchtet, zu ihnen gerechnet zu werden. Es wird ja viel gethan zur Hebung des Standes; die Hebammen selbst schließen sich zusammen in Vereinen und arbeiten, von ärztlicher Seite unterstützt, mit aller Kraft an der Besserung ihrer Lage, aber ich glaube, solange nicht viele andere Elemente, die schon durch ihre Erziehung und ihre Bildung durchgreifend veredelnd wirken, in diesen Beruf kommen, wird wesentliche Besserung nicht erreicht werden. Ich weiß, es giebt auch unter den jetzigen Hebammen viele tüchtige, tapfere und edeldenkende Personen, aber da sie meistens aus niederen Kreisen kommen, haben sie nicht das richtige Verständnis für eine höhere Auffassung ihres Berufes einerseits und für die Bedürfnisse ihrer gebildeten Patientinnen andererseits. Erst wenn eine bessere Vorbildung und ein vollständig makelloser Lebenswandel zum Eintritt in die Hebammen-Lehranstalten verlangt wird, ist es möglich, daß der Stand das wird, was er sein sollte. —

Ein letzter Grund gegen den Eintritt in den Hebammenberuf ist die Furcht vor der Ausbildungszeit. Daß diese Monate keine leichten sind, gebe ich zu, wer aber deswegen den Beruf aufgiebt, hat auch nicht die dafür nötige physische und sittliche Kraft. Zwei Momente sind es, die in dieser Zeit einer Frau aus gebildetem Stande schwer fallen. Zuerst erwähne ich die unserem Körper ungewohnte schwere, grobe Arbeit. Das Putzen und Scheuern muß aber gelernt und durchprobiert werden; es erhöht den Reinlichkeitssinn und schärft das Auge, den geringsten Schmutz wahrzunehmen. Freilich werden in den verschiedenen Anstalten auch in dieser Beziehung verschiedene Ansprüche gemacht. Viel schwerer ist meines Erachtens das enge Zusammenleben mit so verschiedenartigen Elementen, unter denen man als gebildete Frau kaum eine Gesinnungsgenossin findet. Die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, der von vielen geteilte Schlafsaal, wo sich die Herzen in oft unerquicklichen Gesprächen Luft machen, das alles ist unter Umständen schwer zu ertragen, und nur der Gedanke, daß es in absehbarer Zeit ein Ende hat, richtet den sinkenden Mut wieder auf. Wenn sich heute eine Frau aus den gebildeten Kreisen für diesen Beruf entscheidet, ist meistens Schweres dem Entschluß vorausgegangen; finanzielle Verluste oder traurige Familienverhältnisse, oft beides zusammen haben den Entschluß zur Reife gebracht, und in dieser trostlosen Gemütsstimmung erscheint vieles in der Lehrzeit noch schwerer, als es im Grunde genommen ist. Doch wenn man selbständig werden will, so muß man früh lernen, mit jedermann auszukommen und sich zu fügen. Die Zeit des Lernens vergeht schnell, die Arbeit interessiert immer mehr, je länger man in derselben

Digitized by Google

steht; freilich tritt die große Verantwortlichkeit des Berufes auch immer ernster an einen heran, je mehr der Kursus seinem Ende zugeht. Wenn nun endlich das Ziel erreicht ist, so sollte man nach bestandenem Examen noch einige Zeit zur weiteren Ausbildung benutzen, entweder als Volontärin an einer Klinik oder an einem Wöchnerinnen-Asyl, oder besser noch als Festangestellte an einem dieser Institute. Kommt man sofort vom Examen in die Privatpraxis, so verliert man in dem Gefühl der großen Unsicherheit den Mut zu energischem Auftreten, das sehr oft unbedingt nötig ist. Hat man aber, nicht mehr als Schülerin, sondern als Hebamme einige Zeit in einer Anstalt zugebracht, so bekommt man eine ganz andere Fertigkeit und Sicherheit. Ich selbst habe zwei Jahre als Oberhebamme an der Anstalt gewirkt, in der ich meine Ausbildung erhalten habe, ehe ich mich entschloß, mich als Hebamme niederzulassen. Diesem zweijährigen Fortbildungskurs, wenn ich mich so ausdrücken darf, verdanke ich sehr viel, was mir meine jetzige Laufbahn erleichtert. Die Hebammen wünschen ja selbst eine bessere Ausbildung; so lange der Staat dieselbe noch nicht allgemein einführt, sollte die Hebamme aus den gebildeten Kreisen sich diese selbst in der erwähnten Weise verschaffen; dann wird sie auch höhere Honoraransprüche stellen können. Hoffentlich kommt noch die Zeit, wo jeder Familienvater diese Arbeit nicht nach der landesüblichen Taxe, sondern nach seinen Einkünften honoriert, so daß die Gutgestellten für die Armen mitsorgen.

Doch nicht allein mit Geld sollte der Hebamme vergolten werden, sondern Liebe, Vertrauen und Achtung sollte ihr auch entgegengebracht werden. Sie giebt bei ihrer Arbeit das Beste, was sie besitzt; sie muß immer liebreich, teilnahmsvoll, freundlich und heiter, und vor allem auch geduldig sein, und das ist nicht leicht, wenn sie nicht immer wieder von außen den Schatz, aus dem sie giebt, erneuert. Darum, deutsche Frau, wenn du dich in deiner schweren, aber doch so glücklichen Stunde nach einer gebildeten Frau sehnst, so hilf ihr auch, wenn die Zeit vorbei ist, und vergilt ihre Liebe. Nimm sie in deine Familie auf, schließe sie nicht vom geselligen Leben aus, laß sie es nicht fühlen, daß sie „nur eine Hebamme" ist, wie es heutzutage noch so oft heißt. Bedenke, wie wohlthuend es wirken muß, wenn sie, die doch dieselben Bedürfnisse wie du selbst hast, nach dem Miterleben oft unsagbaren Elends einmal ganz andere Eindrücke aufnehmen, wenn sie im näheren Verkehr alle den gebildeten Menschen interessierenden Fragen besprechen, Ansichten austauschen und erweitern kann. Der Alleinstehenden, sei sie Witwe oder unverheiratet, schenke deine besondere Teilnahme, sie entbehrt mehr, denn das beständige Zeuge sein des größten Glücks läßt sie die Einsamkeit besonders schwer empfinden. Nur wenn du dich so zu der gebildeten Hebamme stellst, werden gebildete Frauen in größerer Zahl bereit sein, diesen Beruf zu ergreifen.

Und nun zum Schluß noch einige Worte über die geburtshilfliche Thätigkeit der gebildeten Frau am Bette der Frau aus dem Volke. Daß sie dort, sowohl in sanitärer als auch in ethischer Beziehung mehr leisten und helfen kann, als eine ungebildete Hebamme, das liegt ja völlig auf der Hand. Man muß die qualvollen Stunden des Leidens — und auch häufig des Sterbens — als Pflegerin mit durchgemacht haben, um ganz davon durchdrungen zu sein, daß alle, die an der Lösung der sozialen Frage arbeiten, auch besonders für die Beseitigung der einer Familie durch Wochenbett erwachsenden Notstände eintreten sollten. Wieviel schlecht geleitete Geburten, wieviel unrichtig abgewartete Wochenbetten tragen Schuld an der dauernden Krankheit der Mutter und dadurch auch am Elend der später geborenen Kinder. Darum, ihr deutschen Frauen, die ihr euch in der Zeit des Wochenbettes pflegen und schonen könnt, thut euch zusammen, gründet Wöchnerinnenheime, in denen die bedürftige, die arme Frau, wenn häusliche Verhältnisse es wünschenswert machen, ihrer Niederkunft unter sachgemäßer Pflege entgegengehen kann; gründet im Verein mit Hebammen, denen die Sorge um das Wohl der armen Frau am Herzen liegt, Wöchnerinnenvereine, welche die arme Frau in den Stunden der Not kräftig und sachgemäß unterstützen.

Die Ernte ist groß, aber es fehlt an Schnitterinnen; darum auf, deutsche Frauen, helft werben, vorbilden, erziehen; schickt eure Töchter an die ernste Arbeit, auch an unsere Arbeit, so wird der gute Samen, den ihr jetzt ausstreut, aufgehen und Frucht bringen hundertfältig, zum Segen und Heil der deutschen Frauen und Kinder.

„Die deutſchen Frauen in dem Mittelalter.“ Von Karl Weinhold. 2 Bände 3. Auflage (Wien, Carl Gerolds Sohn. Preis 15 Mark.) Weinholds Buch gehört längſt zu den unentbehrlichen Nachſchlagebüchern für jeden, der der Frauenfrage ein ernſtliches Studium widmet. Und das, obwohl es mit der Frauenfrage nichts zu thun hat. Es zeichnet einfach frühere Zuſtände des Frauenlebens mit liebevollem Eingehen auf alle Einzelheiten. Die Kapitelüberſchriften deuten den Gedankengang an: 1. Die Namen. 2. Die Göttinnen. 3. Die Prieſterinnen, weiſen Frauen und Hexen. 4. Das Mädchen. 5. Liebe und Frauendienſt. 6. Die Vermählung. 7. Die Ehefrau und die Witwe. 8. Das Hausweſen. 9. Das geſellige Leben. 10. Die Tracht. 11. Rückblicke. Nichts von Frauenfrage. Und dennoch bietet das Buch für jeden, der ſpätere Zuſtände aus früheren abzuleiten gewöhnt iſt, der die geſchichtliche Bedingtheit aller Entwicklung anerkennt, eine Fülle von Momenten, aus denen ſich Folgerungen für ſpäter ergeben. Nicht nur jene ganz allgemeine Folgerung, daß mit den Zuſtänden, die Weinhold ſo anſchaulich ſchildert, auch die Frau eine andre werden mußte — auch ganz poſitive Waffen liefern beſtimmte Kapitel. Die Forderung nach tieferer Bildung kann kaum beſſer begründet werden als durch den Rückblick auf die höfiſche Zeit, wo Gelehrſamkeit „als Sache der Weiber und Pfaffen galt“; für die Berufsthätigkeit der Frau bietet u. a. das Kapitel „das Mädchen“ wertvolles Material. Daß aber „der reiche Schatz von Lieb' und Treue, den der Buſen einer Frau bewahren kann“, hier beſonders getreulich verzeichnet worden iſt, möchte für manche Frauenrechtlerin, die im Eifer des Gefechts dieſe Seite hintanſetzen zu können glaubt, ein heilſames Memento bilden.

„Grundriß der Pſychologie.“ Von Wilhelm Wundt. 2. Auflage. (Leipzig, Wilhelm Engelmann. Preis 6 Mark, gebunden 7 Mark.) In ſeinem Vorwort giebt der Verfaſſer ſelbſt Auskunft darüber, welche Stellung das vorliegende Buch zu ſeinen übrigen pſychologiſchen Werken einnimmt. Die „Grundzüge der phyſiologiſchen Pſychologie“ ſuchen vor allem die Hilfsmittel der naturwiſſenſchaftlichen, beſonders der phyſiologiſchen Forſchung der Pſychologie dienſtbar zu machen und die experimentelle pſychologiſche Methodik nebſt ihren Hauptergebniſſen kritiſch darzuſtellen, während die „Vorleſungen über die Menſchen- und Tierſeele“ in mehr populärer Weiſe über Weſen und Zweck der experimentellen Pſychologie Auskunft zu geben und pſychologiſche Fragen von allgemeinerer philoſophiſcher Bedeutung zu erörtern ſuchen. Der vorliegende Grundriß ſucht die Pſychologie in ihrem eigenſten Zuſammenhang und in ſyſtematiſcher Darſtellung, zugleich aber unter Beſchränkung auf das Wichtigſte und Weſentliche vorzuführen. Dadurch iſt das Buch zu einer vorläufigen Aneignung der ganzen Wundtſchen Anſchauungsweiſe vorzüglich geeignet. Die Anordnung bietet einen großen Vorzug dadurch, daß der Verfaſſer nicht in der üblichen Weiſe den Zuſammenhang der pſychiſchen Gebilde (Bewußtſein, Aufmerkſamkeit, Aſſociationen, Erinnerungsvorgänge, Apperception ꝛc.) bei den Vorſtellungserſcheinungen abhandelt, ſondern ihn erſt nach Erledigung ſämtlicher pſychiſchen Elemente und Gebilde zur Darſtellung bringt. Das Buch kann jedem warm empfohlen werden, der nicht eine oberflächliche Orientierung über, ſondern ein wirkliches Eindringen in die ſtreng wiſſenſchaftliche Auffaſſung der pſychologiſchen Vorgänge beabſichtigt. Die ganz vorzügliche äußere Ausſtattung muß noch rühmend hervorgehoben werden.

„Lene.“ Roman von Nicolaus Krauß. (Berlin W., F. Fontane u. Co. Preis Mark 3.) Eine Dorfgeſchichte, aber keine ſtiliſierte. Ein Bauernmädchen im Egerlande iſt die Heldin, wenn der Name auf eine vom Schickſal hin- und hergeſtoßene, von den Menſchen ausgenutzte und gehudelte Magd paſſen will. Als Grundmelodie erklingt das Lied von der Arbeit, aber nicht im Verzweiflungston des „Sanges vom Hemde“, ſondern befreiend, erlöſend; das Lied von der Arbeit, die den inneren Menſchen hebt und adelt. Verſöhnend klingt auch das Buch aus. Es ſtellt keine Alltagsleiſtung dar.

„Die Lampe der Pſyche“, Roman von Ida Boy-Ed. (Stuttgart, Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger, Preis 4 Mark.) Amor entflieht, als ihn Pſyche mit der Lampe beſchleicht. So flieht die Liebe vor dem Ergründenwollen, dem Viviſecieren der Seele, das nichts auf Treu und Glauben nehmen, nichts unausgeſprochen, unverſtanden ſein laſſen will. Das iſt das Thema, das die Verfaſſerin mit dem gewohnten Geſchick in ſpannender Weiſe zu behandeln weiß. Ihr Held iſt ein Künſtler, eine geniale Natur, die doppelt eiferſüchtig das Recht auf Eigenart, auf freie Entwickelung wahrt. Ob die ängſtlichere, grübelnde Natur der Frau, die ihn vielleicht gerade durch den Kontraſt angezogen hat, bei allem Adel der Geſinnung auf die Dauer die Lampe der Pſyche in den Winkel zu ſtellen vermag, das iſt die Frage, die der optimiſtiſch ausklingende Schluß im Leſer zurückläßt.

„Sittenbilder aus China: Mädchen und Frauen." Ein Beitrag zur Kenntnis des chinesischen Volkes von M. v. Brandt. (Stuttgart, Strecker & Moser.) Das kleine Bändchen bringt allerhand Interessantes über chinesische Sitten und die unwürdige Stellung der Frau, die, natürlich mit himmlischer Sanktion, als ein durchaus untergeordnetes Wesen betrachtet wird und, nach Confucius, der „Regel der drei Gehorsame" unterworfen ist. „Jung muß sie ihrem Vater und älteren Brüdern gehorchen, verheiratet ihrem Gatten, nach dem Tode desselben ihrem Sohn." Genau wie beim Buddhismus, der, ebenso wie der Taoismus, für ein tugendhaftes und gehorsames Leben der Frau dann eine Belohnung anweist: sie wird als Mann wiedergeboren.

„Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität." Von Prof. Dr. Max Runge. 2. Aufl. (Berlin, Julius Springer. Preis 60 Pf.) Die Auffassung Runges über die Frau läßt sich in zwei Worte zusammenfassen: sie ist ihm lediglich das hysterische Geschlechtswesen, nichts weiter. Wir brauchen über die Broschüre kein Wort zu verlieren, da sie von zwei Seiten eine vorzügliche Entgegnung erfahren hat, auf die wir unsre Leserinnen verweisen: durch Frieda von Bülow in Nr. 26 der Zukunft (27. März 1897) und in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift 1897 Nr. 9. Auch die Dornblüthsche Broschüre, die Broschüre eines Nervenarztes! weist die Unhaltbarkeit der Rungeschen Behauptungen nach.

„Wollen und Können in der Malerei." Von Otto Knille. (Berlin W., F. Fontane u. Co. Preis 2 Mark.) Etwas sprunghaft sind diese Betrachtungen, aber vielleicht durch ihren Mangel an pedantischer Grundlichkeit um so wirksamer. Ein wirklicher Könner giebt uns hier wertvolle künstlerische Aufschlüsse. Am „aktuellsten" sind seine Studien über Freilicht, Impressionismus und Phantastik; für manches kräftige Wort darf man ihm hier dankbar sein. Wer wäre nicht einverstanden mit dem Ausspruch: „Die koloristischen Dissonanzen und falschen Werte innerhalb der neuesten Schule, die bei den Freilichtmalern übliche Hypnotisierung durch Bleiweiß, bei den Impressionisten — und leider

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Denken Sie sich, aus einem

Pfund Mondamin zu 60 Pfg. lassen sich 10 Flammris für 4 bis 6 Personen herstellen. Möchte der Preis auch etwas hoch erscheinen, so ist doch wiederum der Artikel dermaßen ergiebig, daß sehr wenig zu einem Pudding gehört, außerdem ist der durch Mondamin erzielte reine und köstliche Geschmack unvergleichlich für diese Zwecke. Hausfrauen sollten dessen eingedenk sein, daß es weder Zeit noch Mühe erfordert und die Zuthaten nicht mehr kosten, als wenn Mondamin statt des gewöhnlichen Mehles gebraucht wird. [18

Johannisbad ✲ Eisenach
Thüringen.

Muster-Naturheilanstalt.

Vorzüglich eingerichtete Anstalt Deutschlands. Den höchsten hygien. Anforderungen entsprechend. Direct am Walde. **Ausserordentliche Erfolge** bei allen chronischen Leiden, besonders **Frauenleiden.** Verbesserte Thure-Brandt-Massage. Arzt und Aerztin in der Anstalt. Bedeutung der Naturheilkunde, illustr. Prospecte, Kurbericht gratis.

Die Direction: **Johann Glan.**

Das Mädchen soll die Grenze der Gelehrsamkeit ebenso fürchten wie die der Unschicklichkeit

von

Käthe Bandow.

Schulvorsteherin

Heft 5 d. Sammlg. pädagogisch. Vorträge, herausgegeben von W. Meyer-Markau.

Jährlich 12 Hefte M 3.60

Einzelpreis	Vortrefflich zur Allgemein-Verbreitung in	Mengenpreise Stück	Pf
1–4 Stück 40 Pf	Frauen- und drgl. Vereinen	5–20	35
		21–40	30
		41 u. darüber	25
	geeignet		

F. Soennecken's Verlag

Bonn • Berlin • Leipzig

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Kolonialwaren-, Kolonial-, Delikatesse- und Drogengeschäften. [7

Handelsinstitut für Damen

[1] von Frau **Elise Brewie,**

gepr. Lehrerin und gepr. Handelslehrerin.

Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.

Kurse und Einzelunterricht. Mäß. Preis.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,

versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Rente oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Drucksachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende.

Berlin W., Mauerstr. 85. [18

manchmal auch bei den Phantaſten — die Jahrmarktstrompetentöne von Violett, Grün und Lila, mit welchen eine neue Ära ausgeblaſen wird, hierzu noch der auffallende Niedergang des Geſchmacks und des Raumſinns gerechnet, deuten auf ein erkranktes Zentrum." Und die Mahnung an die Plein-Airiſten: „Um des Freien willen mache ſich der Maler nicht unfrei" kann man nicht niedrig genug hängen.

„Botaniſch-gärtneriſches Taſchenwörterbuch" von R. Metzner. (Berlin, Robert Oppenheim. 3,60 Mark.) Das handliche Bändchen bringt die lateiniſchen Benennungen der Pflanzen mit deutſcher Ueberſetzung, dazu eine kurze Anleitung zu ihrer Bildung und Ausſprache. Sehr inſtruktiv iſt die im 3. Teil gegebene bildliche Darſtellung der verſchiedenen Formen und Zuſammenſetzungen aller Pflanzenorgane.

Kleine Mitteilungen.

Für Reiſende, welche München berühren oder längere Zeit dort Aufenthalt nehmen, wird uns warm die Penſion von Fräulein Lilly Schramm, Kanalſtraße 27 II, empfohlen. Der Penſionspreis beträgt 4 bis 5 Mark täglich.

Der Verein der Berliner Volksküchen richtet an ſolche Damen, deren freie Zeit es geſtattet, ein Ehrenamt regelmäßig und dauernd einmal oder mehrmals in der Woche zu übernehmen, die Bitte, ihre Kräfte als Ehrendamen der Volksküchen dieſem ſeit 30 Jahren bewährten gemeinnützigen Inſtitut zuwidmen. Es gilt die freiwillige Thätigkeit am Büffet während der Speiſezeit von 11—½2 Uhr und die Kontrolle über Speiſen und Perſonal auszuüben. Abgeſehen davon, daß in dieſem Sommer eine ungewöhnlich große Zahl von Ehrendamen und ſtellvertretenden Vorſteherinnen zu gleicher Zeit Urlaub und Erſatz notwendig machen, fordern die Aufgaben für den Winter eine große Anzahl hilfsbereiter freiwilliger Kräfte. Damen, die gewillt ſind im Verein der Berliner Volksküchen von 1866 thätig mitzuwirken, werden daher gebeten, ſich ſchriftlich an die Vorſitzende des Vereins, Frau Lina Morgenſtern, Potsdamerſtraße 92, zu wenden.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowſchen Reformkorſets,
ſowie der Reformunterkleider.

Wegen einiger neu erhaltener Gebrauchsmuſter, die einen Zuſatz von 4 Seiten erforderten, werden auch die Damen gebeten den Katalog zu verlangen, die den früheren beſitzen. Für Ausführung des Reformkorſets deſſen Vorzüge vor dem alten Panzerkorſet, bereits bekannt ſind, ſpricht das endſtehende Schreiben, eins von hunderten herausgegriffen.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma J. Proskauer,
Leipzig-Lindenau, Merſeburgerſtr. 41.

Frau Nico Petersen-Flensburg ſchreibt am 20. 3. 1897: „Mit Sitz und Ausſtattung des Reformkorſets bin ich ſehr zufrieden, möchten Sie in derſelben Weiſe nach beifolgendem Maße eins anfertigen und an Frau Harry Jepſen, hier ſenden.

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.

Vereinsmitgl. des Allg. Deutsch. Lehrerinnen-Vereins und der Association of German Governesses London, geniessen in der Anstalt 25% Rabatt. **Prospekte frei** durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER**, Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.

Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) — Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [48

Dr. Charles Pecnik, prakt. Arzt, Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit, mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden — weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen.
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Allgemeine Renten-Anſtalt
Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganiſirt 1855.
unter Aufſicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.
Verſicherungsſtand: ca. 42 Tauſend Policen.
Aller Gewinn kommt ausſchl. den Mitgliedern der Anſtalt zu gut.

Rentenverſicherung.
Verſicherte Renten ca. 2 Millionen Mark.
Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Verſicherten oder bis zum Tode des längſt Lebenden von zwei gemeinſchaftlich Verſicherten, ſowie aufgeſchobene, für ſpäteren Bezug beſtimmte Renten.

Hohe Rentenſätze. Alles dividendenberechtigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab.

Lebensverſicherungen werden unter den **günſtigſten Bedingungen** abgeſchloſſen.

Nähere Auskunft, Proſpekte und Antragsformulare koſtenfrei auf dem Bureau der Anſtalt, Tübingerſtraße Nro. 24/26 in **Stuttgart**, ſowie bei den auswärtigen Vertretern. [59

Verlag von August Schupp in München.

Die Frau vor der Wissenschaft.

Von

Jacques Lourbet.

Einzig autorisierte deutsche Übersetzung

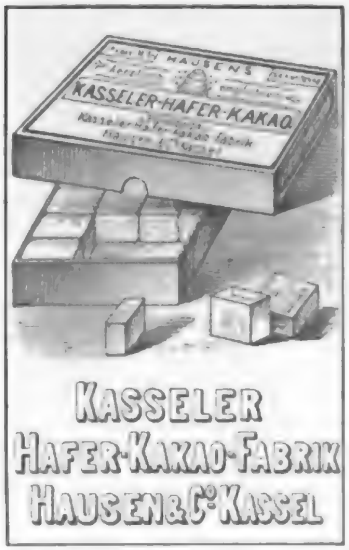
von

Dora Landé.

Preis 2 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag gegen Einsendung von Mk. 2.20

Das Placierungsbureau von Frau Joh. Simon geprüfte Lehrerinnen Berlin W., Lutherstr. 16 vermittelt zur Besetzung neu eintretender, sowie gewünschter Stellenwechsel, Hauslehrerinnen, Erzieherinnen und Gouvernanten. Es werden von Schulvorstehern mehrfach neue Lehrkräfte gesucht. Bitte um gefl. Angabe, welche Fächer Sie unterrichten können. Reine Einschreibegebühr.



KASSELER HAFER-KAKAO-FABRIK HAUSEN & Cº KASSEL

Der in obiger Packung in den Handel kommende **Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** das vorzügl. Nähr- u. Genussmittel der Gegenwart nach Aussage von tausenden v. Aerzten u. Consumenten — wird nur in Cartons à 27 Würfel = 40—50 Tassen in Stanniol à Mk. 1. — verkft. u. ist m. all. Apoth., Drog. u. bess. Colonialw.-Handlg. erhältl.

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallescheſtraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen beſſ. Stände. Penſionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorſteherin.

Familien-Penſion Kniesche
(I. Ranges). [53
Inhaberin.: E. Joachimsthal u. A. Eckert,
Potsdamerstraße 35 II.
Beſte Pferdebahnverbindung. Solide Preise. Empfohlen durch Konſiſtorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast.

Stellenvermittlung des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Lützowstraße 60. [2

Familienpenſion Nordland
München, Schellingstraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage, Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [50

W. SPINDLER
Berlin C. und Spindlersfeld b. Coepenick.

Färberei und Reinigung
von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für Gobelins, Smyrna-, Velours- und Brüsseler Teppiche etc.

Farberei und Wascherei für Federn und Handschuhe.

Färberei.

Siebig Company's FLEISCH-EXTRACT
NUR ÄCHT. J. Liebig
Wenn jeder Topf den Namenszug in blauer Farbe trägt

Wilhelmshöhe bei Cassel. **Gossmann's Naturheilanstalt.**
Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: Dr. med. Missmahl, Dr. med. Walser, Dr. med. (in der Schweiz prom.) Sophie Gomberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: **„Handbuch der Naturheilkunde"** von Dr. med. **Walser** (Verlag Esselin, Reutlingen). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt **„Schweizerhaus"**. Wochenpreis für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35. an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37
Gossmann's Naturheilanstalt.

Abonnementsbedingungen:

Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel **2,— Mark**, bei direkter Zusendung: In Berlin **2,—** Mark; im Inland **2,30** Mark; nach dem Ausland **2,50** Mark.

(„Die Frau" ist in der Postzeitungsliste eingetragen unter Nr. 2437.)

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiber-Straße 34—35.

Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: An die **Redaktion der „Frau"** (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34/35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

4. Jahrg. Heft 12. September 1897.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung. Berlin S.

Charlotte Wolter.

Von

Anton Bettelheim.

Nachdruck verboten.

Ihre freundliche Ladung, der großen deutschen Tragödin in Ihrer Zeitschrift „Die Frau“ zu gedenken, könnte ich mit dem Hinweis auf die kleine Bibliothek, die nach ihrem Heimgang geschrieben und gedruckt wurde, beantworten. Ich könnte mich weiter, wie anderen befreundeten Redaktionen gegenüber, wahrheitsgemäß damit entschuldigen, daß ich der Verewigten, der ich mehr als ein Menschenalter hindurch reiche künstlerische Anregung zu danken hatte, in der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ und „Vom Fels zum Meer“ Totenopfer darzubringen bemüht und verpflichtet war. Ich könnte endlich auf die Armseligkeit jedes geschriebenen Wortes mich berufen, wenn es gilt, schauspielerische Leistungen zu verlebendigen und Ihrem Leserkreise raten, das Bild, die Erscheinung der Künstlerin durch die Portraits und Büsten von Makart, Tilgner, Canon, Angeli oder die Wiener Meister-Photographien sich zu vergegenwärtigen. Und denjenigen, die sie nie gehört, die traurige Wahrheit nicht ersparen, daß wir Art und Kunst der Clairon sowenig aus den Berichten Voltaires entnehmen können, wie Garricks Charaktere aus Lichtenbergs Londoner Briefen, wie Flecks Wallenstein aus Tiecks dramaturgischen Blättern.

Just weil aber in diesem Sinne die Nachwelt geschiedenen Mimen keine Kränze flicht, wäre es eine lockende Aufgabe für feine Menschenkenner, den Lebenslauf und Lebensgang, den Kameraden- und Gesellschaftskreis bedeutender, typischer Schauspielerinnen zu verfolgen. Die Briefe von Adrienne Lecouvreur sind vor ein paar Jahren neu gesammelt worden. Eine Biographie der

Digitized by Google

Neuberin wäre eines Leſſing nicht unwürdig geweſen. Biographien der Clairon und der Sainte-Huberty hat uns Edmond de Goncourt zu geben verſucht. Die Entwicklung der Rachel beredeten Alfred de Muſſet und Jules Janin. Eine Doppelgängerin der Sarah Bernhardt iſt die Fauſtin Goncourts. Eine warme freundſchaftliche Würdigung von Julie Rettich danken wir ihrer treuen Anhängerin, der lyriſchen Dichterin Betty Paoli. Und eine feine Arbeit über Zerline Gabillon ſteht obenan unter Ludwig Heveſis Büchern. Ein Vergleich dieſer und anderer Schickſale wäre — zumal für die Gemeinde der „Frau" — eine ergiebige, lehrreiche Studie. Sie brächte Beſcheid auf die Frage, ob der Beruf der wahrhaft großen Darſtellerin wirklich — wie dies der jüngere Dumas behauptete — durchweg oder doch faſt durchweg mit Opfern an perſönlicher Würde verbunden ſein müſſe? Sie würde auch mit der alten Klage aufräumen, daß der Schauſpieler der Gegenwart, weil er in unvergleichlich beſſer geordneten Verhältniſſen lebe, als in den Zeiten der „Fahrenden", philiströs, proſaiſch, jedes romantiſchen Reizes bar ſei. Sie würde — wie jede ſachliche ſoziale Unterſuchung — die Wahrheit bekräftigen, daß auch in dieſer Welt des ſchönen und häßlichen Scheines Talent und Charakter nicht immer zuſammengehen, daß es ſehr tugendhafte, talentloſe und höchſt ausgelaſſene und ebenſo begabte Künſtlerinnen, glücklicherweiſe aber auch Meiſterinnen giebt, bei denen — wie bei Julie Rettich — die Tugenden der Hausmutter und die Fähigkeiten einer außergewöhnlichen, geiſtig überlegenen Beraterin ſchöpferiſcher Dramatiker ſich paaren können mit dem raſtloſen Streben einer Heldenſpielerin und Heldenmutter. Die Geltung und Stellung dieſer bedeutenden Frau in der Wiener Geſellſchaft war denn auch eine überragende. Sie war die Vorleſerin und Freundin der Mutter unſeres Kaiſers Franz Joſef, Erzherzogin Sophie. Sie war die Vertraute von Friedrich Halm, in ihrem häuslichen Leben, wie in ihrem Künſtlerberuf ein Liebling der beſten und geſcheuteſten Damen Wiens, einer Iduna Laube und einer Marie Ebner. Zugleich — wie ich in meinem elterlichen Hauſe ſah — die gütige, hilfreiche Beſchützerin jüngerer Künſtlerinnen, wie meiner Schweſter. Mit einem Worte, ein Weſen, deſſengleichen leichter gerühmt als wiedergefunden wird. Als ſie — nach einem heroiſch erduldeten, furchtbaren Krebsleiden — vorzeitig aus dem Leben ſchied, wußte jeder Urteilsfähige, daß eine Perſönlichkeit von ſolcher Univerſalität kein zweites Mal wiederkehren würde. Ihre Volumnia, ihre Lea in den „Makkabäern" trug den Adel ihrer Geſinnung, die Hoheit ihrer in der rechten Bedeutung des Wortes mütterlichen Natur in ſich. Wer die Rettich in ſolchen Aufgaben geſehen, wird den Zauber dieſer fleckenloſen, reinen Weiblichkeit in dauernder Erinnerung feſthalten.

Anders ſtand es mit den dämoniſchen Charakteren, einer Lady Macbeth, einer Orſina, einer Cleopatra, einer Medea, ganz zu geſchweigen der rächenden und raſenden Furien unſerer neueren Dramatiker. So vortrefflich die Rettich am Ende ihrer Tage als Mutter Ute war, eine Kriemhild in Hebbels Nibelungen wäre ebenſo vollkommen außerhalb ihrer Sphäre gelegen, wie Wilbrandts „Meſſalina". In ſolchen Rollen war die Wolter einzig. Und wer ihre Schickſale prüft und bucht, wird nicht verlegen ſein um Erklärungen. Wer hat die Wolter für dieſe Ausbrüche von barbariſcher Wildheit, feurigem Ungeſtüm und ungeberdiger Maßloſigkeit die rechten Töne gelehrt? Das Leben ſelbſt. Ein Leben, das ſie aus den Niederungen der Geſellſchaft nach harten Heimſuchungen und böſen Prüfungen zu Höhen emporführte, wie wenige andere ihres Geſchlechts.

Ein Kölner Kind, ſtammte ſie aus blutarmer Proletarierfamilie. Not und Zufall brachte ſie — wenn ich nicht irre, zuerſt als Balletelevin — auf die Bühne. Und welche Hunger- und Leidensjahre ſie beſtanden, bis ſie auf ungariſchen Schmieren, in Fünfkirchen und Stuhlweißenburg, wenig gewürdigt, kleine Liebhaberinnen ſpielen durfte, hat ſie nur ungern erzählt. So kam ſie, als Zwanzigerin, für Zofenrollen an das Carltheater in Wien. Auch hier von dem Direktor, Neſtroy, und flotten Soubretten,

Charlotte Wolter.

wie der Grobecker, gering oder beſſer garnicht beachtet, wenn nicht gar geradezu verlacht. Sie ſoll aber auch — nach dem glaubhaften Zeugnis Rudolf Valdeks — die wunderlichſte Figur geweſen ſein, ſo lange ſie, die verkleidete Königin, Stubenmädchen vorzuſtellen hatte. Ihre außerordentliche Schönheit war Kennern längſt aufgefallen. Alle oder doch faſt alle hielten ſie indeſſen für ein Bild ohne Gnade, für unbeholfen und geiſtlos. Da gaſtierte 1858 Emil Devrient am Carltheater als Richard III. Und an dieſem Abend wurde die „aushilfsweiſe“ der Wolter zugeteilte Eliſabeth eine Offenbarung für Devrient und den berufenen Kritiker Valdek. Sie ſprach wohl auch Shakeſpeare anfangs ſo unſicher, wie vorher die Poſſen-Mägde.

Aber die gewaltige Natur der Schauſpielerin brach in ihren Bewegungen hervor. Ihre Erſcheinung ſiegte und ihr Organ traf das Ohr der Empfänglichen wie ein Wunder. Hundertmal iſt erzählt worden, wie Laubek unter dieſem großen Eindruck nicht ruhte, bis Laube die Wolter hörte und ermutigte; hundertmal anekdotiſch ausgeſchmückt worden, wie die Wolter nach Brünn ging und dort als Adrienne Lecouvreur zum erſtenmale auf ein ganz unvorbereitetes Provinz-Publikum wirkte; ungezählte Male der Oberſtkämmerer Lanckoronski belächelt worden, weil er trotzdem die Wolter nicht nach Laubes Antrag ſofort engagierte, ſondern erſt nach mehrjähriger in aufſteigender Linie ſich bewegenden Wirkſamkeit in Berlin und Hamburg 1862 an die Burg berief. In all dieſen Durchſchnitts-Biographien wird viel zu flüchtig über den entſcheidenden Punkt hinweggegangen — über den eiſernen Fleiß, mit dem die Wolter als 25jährige nochmals ihre Studien begann; über die ſtaunenswerte Ausdauer, mit der ſie von ihrem erſten Brünner Beſuch 1859 bis zu ihrem letzten Auftreten in Philippis Dornenweg 1896 ihr Pfund gemehrt und ausgemünzt hat. Viel, unvergleichlich viel hat Mutter Natur der Wolter in die Wiege gelegt; ein Profil, deſſen Nachbildung noch unſere Urenkel entzücken wird; eine Stimme, die rühren und werben, liſpeln und grollen, fluchen und ſegnen, jauchzen und ſchluchzen, unartikuliert aufſchreien und — z. B. im Parzenlied der Iphigenie — muſikaliſch accentuieren konnte; Gang, Stellung und Geberde, die der Majeſtät einer auf dem Triumphwagen heimkehrenden Sappho ſo ſicher gerecht wurde, wie dem Tigerſprung der Lady Macbeth in Duncans Mordnacht oder den Verführungskünſten einer Meſſalina. All das diente aber einer Selbſtkritik, einer Selbſterziehung, die nur derjenige voll ermißt, der die Wolter in ihren Anfängen gekannt hat. Ihre Kriemhild in der erſten Aufführung von Hebbels Nibelungen (1863) bleibt einer der mächtigſten künſtleriſchen Eindrücke aller, die jenem großen Burgtheater-Abend beigewohnt. Ihr Aufſchrei an der Bahre des ermordeten Siegfried galt jahrzehntelang als Einbruch feſſelloſen Naturalismus in die klaſſiciſtiſchen, rein wieneriſchen Überlieferungen von Schreyvogel, Anſchütz und Julie Rettich. In Wahrheit ſetzte dazumal die Wolter ohne viel Beſinnen ihre ungebändigte Jugendkraft ein, mit begreiflichem Gelingen, denn ſie überraſchte alle Zuſchauer und Zuhörer, vom Dichter angefangen, durch eine original erſchaffende Phantaſie, durch einen Inſtinkt, der ſein Urbild im Innerſten richtig erfaßt und doch ſelbſtändig umgeſtaltet, unvergeßlich hinſtellte. Hätte die Wolter nichts geſchaffen als jene jugendliche Kriemhild, ſie wäre eine Nummer Eins des Burgtheaters für alle Zeiten. Ihrer Zähigkeit war das indeſſen nur ein Anfang. Wie ſie als Fünfundzwanzigjährige begonnen zu lernen, ſo hörte ſie fortan als Dreißig-, Vierzig-, Fünfzig- und Sechzigjährige nicht auf, umzulernen und zuzulernen. Wohlverſtanden: ohne jemals irgendwem irgend etwas abzulernen. Sie war Original durch und durch. Dankbar für jeden Wink ſachkundiger Kameraden, Direktoren und Dramatiker. Und doch jederzeit ganz auf ſich ſelbſt geſtellt. Zugleich in ſeltener Beharrlichkeit entſchloſſen, die Mängel ihrer Bildung wettzumachen, als muſterhafte Künſtlernatur Schiller und Goethe, Leſſing und Grillparzer, Shakeſpeare und die Modernen bis in ihre letzten Heimlichkeiten zu erfaſſen. Ich geſtehe freimütig, daß ich von keinem Profeſſor der Äſthetik beſſer oder tiefer in das Weſen einer Orſina, Medea, Hermione, Königin Margarethe, Lady Macbeth, Kriemhild eingeführt wurde als von den Darſtellungen der Wolter, ſofern man von ſolchem Nachleben noch den Ausdruck Spiel und Darſtellung gebrauchen darf. Ihre Verteidigung vor verſammeltem Volk angeſichts des eiferſüchtig-

tollen Leontes im Wintermärchen; ihre Viſion der entfeſſelten Bacchantinnen als Orſina; ihre rächende Kriemhild an Etzels Hof —: das und anderes lebt und wirkt als künſtleriſch Ganzes in meinen Gedanken ebenbürtig neben den Dichterwerken ſelbſt fort.

Eine Frau, die das kann, muß auch ein ſonſt mit ſolchem Wort Sparſamer eine Elementarkraft, ein Genie nennen, das mit andern nicht in eine Reihe zu ſtellen iſt. Und ihr Verdienſt wächſt, wenn man ihrer dunklen Jugend, ihrer mühſeligen Anfänge eingedenk bleibt. Was ſie geworden, hat ſie ſich und ſich allein zu danken. Wie ſie das geworden, vermöchte uns — da ſie keine Memoiren hinterlaſſen — nur ein großer Menſchenkenner an- und auszudeuten. Gewiß iſt, daß ihre ſtarke, leidenſchaftliche Natur weit über den Bereich der Kenner hinaus vorurteilsloſe Naturen, edle Frauen und Männer, gewann und feſthielt. Wohl hat ſie niemals in der Wiener Frauenwelt die Nachfolge einer Julie Rettich angetreten. Gleichwohl hat Auguſte v. Littrow-Biſchoff ſchon in den ſechziger Jahren ihre Beziehung geſucht und Charlotte Wolter dem greiſen Grillparzer vorgeſtellt. Und ein echter Ariſtokrat, der Graf O'Sullivan, hat aus reiner Begeiſterung das Kölner Kind des Volkes geheiratet und in dauernder Neigung im beſten Wortſinn zur Gefährtin ſeines Lebens gemacht. Eines Lebens, das erfüllt war von der Pflege edler Sammler- und Kunſtliebhabereien. Sein Einfluß auf die Wolter war in jeder Richtung ein Segen. Künſtleriſch und menſchlich iſt ſie im Verkehr mit ihm gewachſen. Und als er jahrelang vor ſeiner heißgeliebten Charlotte ſtarb und ihr ſeine ganze Habe hinterließ, das Familienhaus des Grafen O'Sullivan mit all ſeinen Bücher- und Bilderſammlungen, hat ſie ihn bis an ihr Lebensende betrauert. Nach ihrer Kunſt hat ſie nichts höher gehalten auf Erden, als ihren Mann. Ein unſcheinbares Zeugnis dieſer Geſinnung ſah ich zufällig, als mich vor Jahr und Tag ein gemeinſamer Freund unvermutet zu der dazumal leidenden Wolter führte. Sie war in ihrem Hietzinger Wintergarten, inmitten ihrer wohlgepflegten Palmen, in angeregtem Geſpräch nur einmal unterbrochen, als ihr, der großen Tierfreundin, ein Flötenvogel gebracht wurde, deſſen Geſangskünſte ſie höchlich beluſtigten. Es währte aber nicht lange, daß ſie zu unſerem Thema zurückkehrte. Der erſte ſtarke Krankheitsanfall hatte ſie vor allem deshalb ſo erſchreckt, weil ſie zum erſtenmale Angſtgefühle hatte, ob ſie fortan ihres Gedächtniſſes ſicher ſein werde? Gerade an dem Morgen des Tages, an dem ſie uns gaſtfreundlich empfing, hatte ſie ſtundenlang die Lea in den Makkabäern wiederholt und ſich, ſchmerzlich bewegt, nicht durchaus feſt im Text gefühlt. Ähnliche Erlebniſſe hatten ſeinerzeit auch den alternden Anſchütz als Vorboten eines nahen Endes ſeiner Künſtlerthätigkeit beklommen gemacht. Die Einfachheit und Aufrichtigkeit, mit der die Wolter von ihrem drohenden Abſchied von ihrem Beruf ſprach, war deshalb doppelt betrübend. „Recht Komödie ſpielen oder gar nicht mehr Komödie ſpielen" — blieb aber ihr letztes Wort. Es war für den gut Aufmerkenden gleichbedeutend mit recht leben oder gar nicht leben . . . .

Nach einer Weile faßte ſie ſich und geleitete uns als wirklich große Dame durch ihr ſtolzes Haus, vom Muſeum mit den vielen ſchönen Wolter-Bildern und -Statuen bis zum ſtattlichen Hundezwinger, von der Familienbibliothek des Grafen O'Sullivan bis zu ihrem Juwelenſchmuck. Inmitten aller Herrlichkeiten und Geſchmeide, umrahmt von allen Perlen, Edelſteinen, Armbändern und Halsketten fiel mir eine Sitzanweiſung auf. Ich fragte nach dem Urſprung dieſer Theaterkarte, im Glauben, daß ſie ſich auf irgend ein Jubiläum der Wolter beziehe. „Dies Billet," ſo lautete die ſchlichte Antwort auf die unerwartete Frage, „hatte mein Mann zur erſten Vorſtellung der

„Hoffmann'schen Märchen" im Ringtheater gekauft. Ein zufälliger Aufenthalt führte ihn erst fünf Minuten nach sieben hin, gerade, als die ersten Flammen aus dem Haus schlugen . ." Der Ton, in dem die Wolter dieser Begebenheit gedachte, war das Gegenteil von komödiantischer Rührseligkeit. Er kam von Herzen und bestärkte mich in der längst gehegten Überzeugung, daß die große Künstlerin auch eine Frau von großem Gemüt sei. An ihrem großen Verstand konnte nur zweifeln, wer sie nie gesehen. Ich hatte sie aber unmittelbar vorher vom alten Burgtheater und dem neuen Regiment reden hören: scharf und streng, sachlich und zutreffend, fachmännisch, wie das nur jemand vom Bau versteht und vermag.

Grundlsee, Ende Juli.

Die Ehefrage und der Beruf.

Sozialstatistische Betrachtungen

von

Henriette Fürth.

Nachdruck verboten.

Durch breite Massen unseres Volkes geht ein tiefes Sehnen, ein Sehnen nach dem Glück und Zusammenhalt der Familie, das im Getriebe modernen Wirtschaftslebens weiten Kreisen verloren gegangen ist. Aus der Fabrik, aus der Werkstatt möchte die Frau wieder zurück in die trauliche Enge des Heims, und aus dieser Enge möchte sie hinausweisen, was unter dem anheimelnden Namen der „Heimarbeit" dem Heim seinen Charakter des Daheim-, des Geborgenseins genommen hat.

Auf der andern Seite der gesellschaftlichen Stufenleiter macht sich, im Gegensatz dazu, der Drang geltend, aus der Enge des häuslichen Daseins hinauszugelangen auf den großen Plan des geschäftlichen, gewerblichen und geistigen Berufslebens; doch sind es hier vorwiegend die unverheirateten Frauen, die nach nutzen- und gewinnbringender Arbeit Umschau halten.

Beide Erscheinungen, so ungleichartig in ihrer Bekundung, entstammen der gleichen Wurzel und sind in ihrer gemeinsamen Ursache zu allgemein bekannt, als daß wir uns mehr als einen zusammenfassenden Hinweis gestatten dürften. Die technische Revolution hat, aus hier nicht weiter zu verfolgenden Gründen, aus der Arbeiterfrau eine erbitterte Konkurrentin des Mannes gemacht und ihr mit der Hausarbeit auch das letzte Restchen Familienleben und häuslichen Behagens genommen; sie hat, indem sie das Gebiet hauswirtschaftlicher Thätigkeit beträchtlich einengte, die Frauen und Töchter des Bürgertums zu einem unnützen und beschäftigungslosen Leben verdammt und dabei gleichzeitig die wirtschaftlichen Grundlagen der bürgerlichen Familie unterwühlt. So, segensreich an sich, ist die technische Revolution der Menschheit zum Fluch geworden, und eifrig sucht man allerorten nach der Zauberformel, die den Fluch zum Segen wandeln soll. Der Weltverbesserer sind viele, der Ideen noch mehr, und besonders im Bereich der Frauenfrage, die heute im Vordergrunde des Interesses steht, hält sich jeder für berufen. Während die einen nach Verbot der Frauenarbeit überhaupt rufen, wollen andre die Frauenarbeit nur eingeschränkt sehen; andre wieder stellen die Ehefrage in den Vordergrund und meinen, daß von ihrer richtigen Lösung die Gestaltung der Frauenfrage abhänge. Auf die beiden ersten Anschauungen soll

später eingegangen werden; die dritte, als die wichtigste und folgenschwerste, ist an erster Stelle zu entscheiden.

Ihre Vertreter unterliegen einem Irrtum. Sie verwechseln Ursache und Wirkung. Die moderne Frauenfrage, so bedeutsam sie ist, ist nicht *Ursache*, sondern *Wirkung* der allgemein bekannten sozial-ökonomischen Zustände. Da diese Wirkung selbstverständlich wieder zur Ursache wird, und da sie ferner auch für den blödesten Verstand offensichtlich ist, hat man sie als ausschlaggebendes Moment benutzt sowohl *für* als auch *gegen* die Frau. Die verringerte Ehemöglichkeit, die für bestimmte Volkskreise zur Kalamität geworden ist, hat die Zungen derer gelöst, die Beruf und würdige Lebensgestaltung für die Frau verlangen, wie sie erst jüngst wieder mit dem ganzen Rüstzeug der Statistik zu einer Waffe *gegen* die Berufs- und Arbeitsgelüste der Frau umgeschaffen werden sollte. *Werden sollte!* Denn gelungen ist es nicht, und der schneidige Kämpe, der den ebenso kühnen als aussichtslosen Beweis versucht hat, daß eine Verheiratungsnot nur auf dem Papier und in der Einbildung verbohrter Frauenrechtlerinnen bestehe, hat nur das unleugbare Verdienst gehabt, die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf den Streitpunkt hinzulenken und hat so die Erkenntnis gefördert, daß die Heiratsnot in der That *noch viel schlimmer* ist, als man vorher annahm. Wir wollen in folgendem versuchen, 1. hierfür den zahlenmäßigen Nachweis zu erbringen, 2. darzulegen, daß die Ehefrage in ihrer ökonomischen Bedeutung sich wesentlich zu einer Witwenfrage zuspitzt, und 3. zu zeigen, wie weit die Frau ein Recht und eine Pflicht der Berufsarbeit hat und daß und warum der Beruf die Ehemöglichkeit nicht beeinträchtigt, sondern sogar erhöht.

Die Ehefrage.

Nach der Volkszählung von 1890 gab es im Deutschen Reich 24 230 832 Männer, 25 197 638 Weiber. Der Frauenüberschuß von nahezu einer Million ist um so bemerkenswerter, als die Knabengeburten mit durchschnittlich 5 vom Hundert die Zahl der Mädchengeburten übersteigen[1]). Es liegt nahe, daß alle, die für die berufliche Ausbildung der Frau eintreten, zur Begründung ihrer Ansprüche in erster Linie auf diese Million überschüssiger Frauen hinweisen, und es ist einleuchtend, daß, wenn es gelingen sollte, die seither angenommene sozialpolitische Bedeutung des Frauenüberschusses als irrtümlich nachzuweisen, damit den Vorkämpfern und Vorkämpferinnen der Frauenrechte ihr stärkstes Beweismittel entzogen würde.

Ein dahingehender Versuch wird im zwölften Band der „Berichte des Freien Deutschen Hochstifts“ unternommen. Der dort abgedruckte „Beitrag zur Frauenfrage“ zeichnet sich nicht sowohl durch die Neuheit der darin ausgesprochenen Gedanken als vielmehr durch die Kühnheit aus, mit der der Verfasser die Zahlen der Reichsstatistik seinen Absichten dienstbar macht. Die Ergebnisse, zu denen er mit dieser Fixigkeit kommt, sind denn auch überraschend genug. Die Million Frauen mehr ist zwar nicht wegzuleugnen, aber, so ungefähr wird gefolgert, da die ganze Frauenfrage wesentlich eine Heiratsfrage ist, und „die weiblichen Stimmen gegen das hohle Gesellschaftstreiben wohl kaum zahlreich laut geworden sein würden, wenn hinter so verbrachten Mädchenjahren für jede *die Ehe als sicherer Abschluß* stände“, so kommen nur die Ehefähigen bei beiden Geschlechtern in Betracht. Bei ihnen aber ist die Sache gerade umgekehrt; die heiratsfähigen Männer überwiegen mit 600 000 die Zahl der Frauen. Wie das? Sehr einfach. Von der physiologischen Ehefähigkeit sieht der Verfasser wie billig ab. Er setzt nur einfach das Heiratsalter für *beide Geschlechter* zwischen das 20. und 40. Lebensjahr, scheidet außerdem Verwitwete und Geschiedene aus, und die Hexerei ist auf folgender Basis fertig:

[1]) 1893 wurden geboren Knaben 992 466
Mädchen 935 798
mehr Knaben . . 56 668
Männlicher Überschuß = 6,1 Prozent.

Alter	Männer			Frauen		
	ledig	verwitwet	verheiratet	ledig	verwitwet	verheiratet
20—21	447 292	42	2 697	413 844	375	45 056
21—25	1 490 362	1 001	163 412	1 174 838	4 871	512 558
25—30	933 207	7 632	900 646	692 928	20 437	1 186 398
30—35	387 462	15 709	1 256 211	332 794	47 842	1 338 572
35—40	196 499	21 950	1 206 850	198 935	82 347	1 202 742
	3 454 822	46 334		2 813 339	155 872	

Kein Zweifel: hier stehen 3 454 822 ledige Männer gegen 2 813 339 ledige Frauen, d. h. also 641 483 Männer mehr als Frauen sind für die Ehe frei. Wie schade, daß bei dieser ebenso neuen als vielverheißenden Entdeckung ein ganz kleiner Umstand unberücksichtigt geblieben ist. Nach eben derselben Statistik, die oben als Beweismittel herangezogen wird, ergiebt sich, daß das Heiratsalter für beide Geschlechter nicht das gleiche ist. Die sich verheiratenden Männer sind durchschnittlich um 3⅓ Jahr älter als die Frauen, eine Wahrnehmung, die auch durch sorgfältig durchgeführte Aufnahmen kleinerer Bezirke bestätigt wird.[1]) Es ist also unzulässig, das Heiratsalter für beide Geschlechter gleich zu setzen, und man müßte, um zu annähernd richtigen Ergebnissen zu gelangen, das Heiratsalter für Männer von 23⅓ bis 43⅓, das für Frauen von 20 bis 40 Jahren setzen. Das ist leider nicht möglich, da, vom 21. Jahre aufwärts, die Reichsstatistik nur über fünfjährige Altersperioden Aufschluß giebt. Es bleibt also nichts übrig, als einen Weg zu suchen, der, mit Vermeidung der gröbsten Fehlerquellen, der Wahrheit möglichst nahe kommt.

Ein solcher Weg ergiebt sich mühelos. Das Heiratsalter beginnt für Männer 3⅓ Jahre später als für Frauen. Setzen wir also den Beginn des Heiratsalters für Frauen auf das 20. und für Männer auf das 25. Lebensjahr, so entfernen wir uns von der Wahrheit um nur 1⅔ Jahre, während Löb in den Berichten das männliche Heiratsalter um 3⅓ Jahre zu niedrig ansetzt. Zu einem einwandsfreien Resultat werden wir so zwar auch nicht kommen, immerhin werden wir keinen so starken Fehler begehen wie Löb, da der Promillesatz der ledigen Frauen vom 40. Jahre aufwärts ziemlich stetig bleibt; 113—108[2]), während der Promillesatz der ledigen Männer vom 35. bis 40. Lebensjahre von 137 auf 103 und vom 40. bis 45. Lebensjahre von 103 auf 86 pro Mille fällt, die Zahl der Verheirateten vom 40. bis 45. Jahre noch um 25 vom Tausend steigt, indes die gleiche Altersklasse der verheirateten Frauen einen Rückgang von 21 vom Tausend aufweist, eine bemerkenswerte Thatsache, die durch die in diesen Jahren häufig eintretende Verwitwung nichts von ihrer Bedeutung verliert, und darthut, daß die Männer dieser Altersklassen vergleichsweise häufiger zur Ehe schreiten als die jungen Leute von 20 bis 25 Jahren. Im Alter von 20 bis 25 finden wir verheiratete Männer 79 pro Mille, Frauen 259 pro Mille, von 25 bis 30 Jahren Männer 489 pro Mille, Frauen 623 pro Mille, d. h. im Jahre 1890 waren verheiratet:

	unter 20	20—21	21—25
Männer	1 080	2 697	163 412
Frauen	32 077	45 056	512 558

Ich meine, das alles spricht deutlich zu Gunsten unserer Annahme eines Unterschiedes von 5 Jahren im Heiratsalter der Geschlechter, und wir wollen nun einmal zusehen, welches Aussehen die Sache auf Grund dieser Unterstellung gewinnt.

[1]) Bei Büher, Statistik von Basel Stadt und Land, waren die Männer durchschnittlich gleichfalls 3⅓ Jahre älter; ebenso ergab eine Privatenquete in ländlichen Bezirken Mitteldeutschlands das gleiche Resultat.

[2]) Stat. d. D. R. Bd. 68, S. 47.

Alter	Männer			Alter	Frauen		
	ledig	verwitwet	geschieden		ledig	verwitwet	geschieden
25—30	933 207	7 632	908	20—25	1 588 682	5 246	815
30—35	387 462	15 709	2 178	25—30	692 928	20 437	3 201
35—40	196 499	21 950	3 315	30—35	332 794	47 842	6 054
40—45	133 822	32 102	3 835	35—40	198 935	82 347	7 418
	1 650 990	77 393	10 236		2 813 339	155 872	17 488
					1 650 990		
				Frauen +	1 162 349		

An Stelle des Überschusses von 600 000 ehefähigen ledigen Männern zwischen 20 und 40 Jahren bekommen wir so ein Frauenplus von mehr als einer Million. Das ist ein so erstaunliches Ergebnis, daß wir uns etwaige einschränkende Faktoren genau betrachten müssen. Vor allen Dingen gilt es festzustellen, auf wieviel sich die $1^2/_3$ Jahrgänge Männer belaufen mögen, die in der That vor dem 25. Jahre heiraten. Wir sind hier auf einen Wahrscheinlichkeitsschluß angewiesen, den wir am besten gewinnen, wenn wir von den 1 937 654 ledigen Männern von 20 bis 25 Jahren ein Drittel mit 600 000 (unter Einrechnung der dann auch in Wegfall kommenden $1^2/_3$ Jahrgänge von 43 bis 45 Jahren, etwa 46 000) in Abzug bringen, bezw. die Zahl der den ledigen Frauen entgegenzustellenden Männer um so viel erhöhen. Wir haben dann immer noch ein Plus von 550 000 ehefähigen Frauen, wobei, was hier nur nebenbei bemerkt sein mag, analog dem in den „Berichten" beliebten und ganz gewiß nicht einwandfreien Vorgehen die Witwen und Geschiedenen unberücksichtigt geblieben sind. Man mag die Sache also drehen wie man will: der Frauenüberschuß besteht — nicht nur, wie Herr Löb meint für die höheren Altersklassen; er macht sich auch in den Altersklassen der sogenannten Ehefähigen in bedenklichster Weise fühlbar, indem er Hunderttausende zur Ehelosigkeit oder mindestens zu einer Eheschließung in vorgerückten Jahren verdammt.

Zur Kalamität wird die erzwungene Ehelosigkeit in den mittleren und oberen Gesellschaftsschichten. Wäre es möglich, die Ehefrequenz dieser Klassen samt den entsprechenden Heiratsaltern aus der Gesamtzahl auszuscheiden, man würde zweifellos zu dem Schluß kommen, daß, *entgegen den Gesamtziffern*, die Ehefrequenz dieser Volksschichten sich ständig verringert, das Heiratsalter der Männer sich erhöht. Wir stehen hier einer Erscheinung gegenüber, die die wirtschaftliche Notlage des mittleren Bürgertums getreulich wiederspiegelt, und es wäre thöricht, wollte man mit Herrn Löb annehmen, daß das wesentlich anders würde, wenn die Töchter dieser Volksschicht auf eine berufliche Thätigkeit verzichteten. Herr Löb und verwandte Geister (ich denke hier auch an Ärzte und sonstige Vertreter liberaler Berufe) schließen so: Jedes Mädchen, das sich einem Beruf zuwendet, drückt dadurch den Preis der männlichen Arbeitskraft, verringert demnach die ökonomische Heiratsfähigkeit des Mannes, also die Heiratschancen des eigenen Geschlechts. Alle Vertreter dieser Anschauung gehen davon aus, daß Frauenarbeit immer und überall preisdrückend wirken müsse. Sie nehmen das als etwas der Frauenarbeit schlechthin Innewohnendes hin und versuchen garnicht erst, darüber nachzudenken, ob dieses preisdrückende Moment ein notwendiges oder aber ein zufälliges und vorübergehendes ist. Dieses Bedenken müßte ihnen aber ganz ernstlich kommen, wenn sie einmal näher zusehen wollten, wer und was denn eigentlich die Preise drückt. Sie würden dann finden[1]) (was wir im letzten Abschnitt noch ausführlicher zu begründen denken), daß es die ungelernte und schlecht vorgebildete Arbeit ist, die der qualifizierten verhängnisvoll wird, und sie würden weiter finden, daß dies Arbeiterinnenangebot sich aus solchen Elementen rekrutiert, die die allmähliche Verschlechterung der Klassenlage oder eine zufällig eintretende persönliche Notlage in die Erwerbsthätigkeit hineinzwingen.

[1]) Wir stellen uns hier auf den Standpunkt der Gegner der sogenannten Frauenfrage und denken nicht an Industriearbeiterinnen.

Wer aber ist das? Die Töchter besserer Stände, deren Vermögensverhältnisse sich unvorhergesehener Weise verschlechtert oder die den Heiratsanschluß verpaßt haben und Witwen! Witwen, die des Versorgers beraubt wurden und sich unvorbereitet der Notwendigkeit gegenübersehen, für sich und vielleicht für unmündige Kinder aufzukommen. Sie sind die nachdrücklichsten Mitbewerberinnen im Kampf um die Existenz, und wer untersuchen will, in welcher Weise die erhöhte Berufsthätigkeit der Frau auf die Ehemöglichkeit einzuwirken imstande ist, der muß sich zuerst mit der Frage auseinandersetzen, in welcher Weise die arbeitsuchenden verwitweten Frauen die Arbeitsgelegenheit beeinflussen.

Die Witwenfrage.

Entkleiden wir die Ehefrage aller idealen Motive, mit denen sie ganz gewiß einhergehen *kann*, so tritt sie uns wesentlich als Versorgungsfrage entgegen. Es muß deshalb sonderbar berühren, wenn ein Beobachter, der auf Sachlichkeit Anspruch erheben will, eine so große Zahl Versorgungsbedürftiger, wie sie die verwitweten Frauen darstellen, bei seinen Betrachtungen über Frauen- und Ehefrage zwar aufführt, aber in ihrer Bedeutung als sozialwirtschaftlicher Faktor gänzlich außer acht läßt.

Im Jahre 1890 gab es im Deutschen Reiche Verwitwete zwischen 20 und 40 Jahren: Männer 46 334, Frauen 155 872. Die Gesamtzahl der verwitweten Männer betrug 774 967, der Frauen 2 157 870. Die Zahl der verwitweten Frauen übersteigt also mit 1 382 903 die der verwitweten Männer. Löb folgert aus diesem ungeheuerlichen Verhältnis der Verwitweten beider Geschlechter, das sich wie 3 zu 1 stellt, daß es die Berufsgefahren der Männer sind, die hier ihren unheilvollen Einfluß geltend machen und daß danach „die Beschäftigungs*art* und *Dauer* fast aller Berufe, nicht nur einzelner *gefährlicher* Berufe, eine Gesundheit und Leben zerstörende sei."

Mit dieser letzten Unterstellung geht Löb entschieden zu weit, denn wollte er folgerichtig bleiben, so mußte er hier hervorheben, daß nicht nur Berufsgefahren, daß auch müßiges Leben, Spiel und Sport gesundheitszerstörend wirken können; er hätte andererseits die Berufsgefahren der Mutterschaft und häuslicher Überarbeit, sowie ferner die Opfer an Leben und Gesundheit in Rechnung stellen müssen, die die im Erwerbsleben stehenden Frauen zu bringen haben. Daß diese Opfer die der männlichen Arbeiter in einzelnen Berufen relativ selbst übersteigen, geht aus einer sorgfältigen Untersuchung von Schüler und Burkhardt über Gesundheitsverhältnisse in der Schweiz hervor. Danach verhielten sich die Erkrankungsfälle der weiblichen Arbeiterschaft zu denen der männlichen in der

	wie
Baumwollspinnerei	128 : 100
Baumwollweberei	139 : 100
Färberei, Bleicherei, Appretur	113 : 100
Stickerei	111 : 100

Das beweist ganz gewiß nicht gegen die Mangelhaftigkeit und Verbesserungsbedürftigkeit der Arbeiterschutzgesetzgebung, wohl aber gegen die Einseitigkeit, mit der bei Löb der größte Teil der überwiegenden Sterblichkeit des männlichen Geschlechts aus dem Berufsleben erklärt werden soll. Die Berufsgefahr ist gewiß nicht gering anzuschlagen, daneben sind aber eine Reihe anderer Momente wirksam, die wir zum Teil schon angedeutet haben. So erhellt aus der allmählichen Abnahme des Knabenüberschusses, der bei den Neugeborenen sich auf 5 Prozent beläuft, und der schließlichen Umwandlung in sein Gegenteil, eine größere *natürliche* Sterblichkeit des männlichen Geschlechts, die auch in den höchsten Altersklassen deutlich hervortritt. Die Volkszählung von 1890 weist für die Altersklassen von 1—15 Jahren einen Knabenüberschuß von 40 320 auf. Von da ab verschiebt sich das Verhältnis zu Ungunsten des männlichen Geschlechts. Schon die Altersklasse von 15—18 Jahren läßt das weibliche Geschlecht einen kleinen Vorsprung gewinnen (1184 Weiber mehr als Männer) und von 15—25 Jahren haben wir schon ein Plus der Weiblichen von 65 633, von 25—40 Jahren 187 101, ein Mehr, daß in den höheren Altersklassen noch ständig

zunimmt. Über 60 Jahre waren z. B. 1890 alt: Männer 1796334, Frauen 2148308; über 90 Jahre 22234 Männer gegen 32077 Frauen.

Ein Teil der größeren Männersterblichkeit ist auch den Wirkungen des Alkohols zuzuschreiben. Ebenso wird der Wanderungsverlust, der von 1885—1890 etwa 300000 für das ganze Reich betrug, wohl zum größeren Teil vom männlichen Geschlecht bestritten. Ferner geht man wohl nicht fehl, wenn man einen kleinen Teil der 1890 vorhandenen Witwen auf die mittelbaren oder unmittelbaren Wirkungen des Krieges von 1870 zurückführt. Auch ist noch zu erwägen, daß, gleiche Lebensdauer für beide Geschlechter vorausgesetzt, bei dem um $3^1/_2$ Jahr verschiedenen Heiratsalter sich mindestens 3 Jahrgänge Witwen als das natürliche Überleben des jüngeren Teils charakterisieren.

Ohne uns auf zahlenmäßige Nachweise einzulassen, die zu erbringen schwer, wenn nicht unmöglich wäre, haben wir somit alles gethan, die im ersten Augenblick furchtbar erscheinende Thatsache einer so großen Anzahl verwitweter Frauen in ihren Ursachen verständlich zu machen, und kommen nun zu der Frage: wie viele von ihnen sind versorgungsbedürftig, beziehungsweise auf Erwerbsarbeit angewiesen und daher Konkurrentinnen des Mannes auf dem Arbeitsmarkt? Nehmen wir an, was ja leider nicht entfernt der Wahrheit entspricht, daß für alle verwitweten Frauen über 50 Jahre durch eigenes Vermögen, Pension, Rente oder erwachsene Kinder gesorgt wäre, so bleiben nach der Zählung von 1890 immer noch 474379 Witwen übrig, die, von den wenigen Prozenten Wohlhabender abgesehen, für sich und häufig für eine größere oder kleinere Kinderschar aufkommen müssen. Sie gerade sind es, die sich zu allen Arbeiten drängen, die zu jedem Preis arbeiten müssen. So lange die Idealgesellschaft noch nicht gefunden ist, die für alle Witwen und Waisen auskömmlich sorgt, wird man es sich gefallen lassen müssen, daß gerade diese sich um Arbeit bemühen, wie immer sie heißen, wie schlecht auch die Entlohnung sein möge. Gerade die Ärmsten und Gedrücktesten sind immer mit dem geringsten Entgelt zufrieden, weil sie, die Nichtangelernten, damit zufrieden sein müssen, weil sie Brot haben müssen um jeden Preis. Wären alle diese Frauen für irgend einen Beruf vorgebildet gewesen, einen Beruf, der selbst durch eine kürzere oder längere Ehezeit unterbrochen worden wäre, sie wären eher in der Lage *durch qualifizierte* Arbeit für sich und die Ihrigen zu sorgen, *für* qualifizierte Arbeit einen entsprechenden Lohn zu verlangen.

Gegenüber diesen 500000 Witwen unter 50 Jahren wollen die vergleichsweise wenigen Tausende[1]) der im Handelsgewerbe und den liberalen Berufen thätigen unverheirateten Frauen wenig besagen (denn anscheinend ausschließlich an sie denken Löb und Genossen, wenn sie von den unheilvollen Wirkungen weiblicher Berufsarbeit reden, nicht aber an die Millionen von Industriearbeiterinnen u. s. w). Ganz anders auch als die der etwa 150000 überhaupt ehelos gebliebenen Frauen wirkt die Konkurrenz der Witwen als preisdrückendes Moment auf den Arbeitsmarkt, wie sie es auch sind, die als ungelernte Arbeitskräfte zuerst von den Unbilden der Konjunktur und dergl. betroffen werden.

Einen interessanten Beweis in dieser Richtung liefern die Arbeitslosenzählungen von Juni und Dezember 1895. An der Arbeitslosigkeit waren verwitwete und geschiedene Frauen mit 19 Prozent des weiblichen Geschlechts überhaupt beteiligt! Die Gesamtzahl der im Jahre 1895 (s. Berufszählung vom 14. Juni 1895) im Hauptberuf und als Dienende erwerbsthätigen Frauen betrug 6578362. Unsere halbe Million Witwen unter 50 Jahren müßte demnach mit knapp 8 Prozent an der Arbeitslosigkeit beteiligt sein. Daß sie statt dessen mit 19 Prozent beteiligt sind, beweist deutlich, daß gerade sie, die mangelhaft Vorgebildeten und Widerstandsunfähigen, am ehesten der Arbeitslosigkeit anheim fallen. Dabei ist als sichere Fehlerquelle mit in Rechnung zu ziehen, daß eine große Anzahl dauernd oder zeitweilig erwerbsthätiger Frauen in den betreffenden Listen garnicht geführt, ihre etwaige Arbeitslosigkeit demnach überhaupt nicht gekannt und mitgezählt wird[2]).

[1]) Wir werden uns mit den betreffenden Zahlen später noch zu befassen haben.

[2]) Besonders bei Näherinnen, Putz- und Waschfrauen kommt das häufig vor. S. statistische Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M., Teil I Seite 149.

Auch wer irgend Gelegenheit hat, mittelbar oder unmittelbar einen Einblick in die Armenpflege zu erlangen, wird überall der Erfahrung begegnen, daß die Versorgung der Witwen die schwierigste und den öffentlichen Säckel am meisten belastende Aufgabe der Armenverwaltung ist.

Viel eher als von einer Ehefrage wäre darum von einer Witwenfrage zu reden. Hier ist Unterbietung am ehesten zu Hause, hier findet jede Art von Lohndruck den geringsten Widerstand. Wer also auf irgend einem Gebiet weiblicher Erwerbsthätigkeit Wandel schaffen will, der thut gut daran, seine Aufmerksamkeit in erster Linie dieser Frage zuzuwenden.

Was aber kann hier geschehen? Wir wollen der Lockung widerstehen, wieder einmal „die soziale Frage“ in ihrer ganzen Breite aufzurollen, indem wir nachweisen, daß auf dem Boden der heutigen Wirtschaftsordnung eine durchgreifende Änderung nicht zu erzielen ist. Will man den Ausbau der Arbeiterschutz- und Altersversorgungsgesetze, der Witwen- und Waisenfürsorge etwa als solch ein Allheilmittel geltend machen, so sei dem gegenüber die Frage gestattet, wie der heutige Staat bei seinen riesengroßen anderweitigen Ausgaben die hierfür nötigen Summen aufbringen will? Wir wollen also dieser Lockung widerstehen und einfach fragen: Was kann heute geschehen?

Ich will ein Beispiel aus der Pädagogik wählen. Jeder Erzieher wird es als seine heiligste Aufgabe betrachten, das ihm anvertraute Kind geistig und leiblich auf eigene Füße zu stellen, es selbständig zu machen und so auszurüsten, daß es eines Tages den Kampf des Lebens bestehen kann. Was würde man von dem Lehrer sagen, der ein normales Kind an Krücken gewöhnte, es auf Krücken statt auf seinen gesunden Beinen herumlaufen ließe? Man würde ihn nicht nur vom moralischen Standpunkt aus schelten, man würde ihn auch fragen: Kannst du, der du das Kind so geschädigt hast, die Gewähr dafür übernehmen, daß nicht irgend ein Ungefähr den Armen seiner Stützen beraubt? Und was dann?

Im gleichen Fall befindet sich das weibliche Geschlecht. Und daß das Unrecht, das man ihm angethan, die Unselbständigkeit und Schutzbedürftigkeit, die man ihm angewohnt, die Unmündigkeit, in der man es zurückgehalten hat, sich auf eine vielhundertjährige Vergangenheit berufen kann, macht die Sache um nichts besser. Man mache endlich das weibliche Geschlecht selbständiger und unabhängiger in jedem Sinn, man rüste es besser aus, um den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens bestehen zu können. Damit wird man dem Wettbewerb auf jedem Gebiet und der Hochhaltung eines guten Lohnes für gute Arbeit besser gedient haben, als wenn man nachweist, daß jedes Mädchen, das darauf verzichtet, die Konkurrentin des Mannes im Beruf zu werden, durch diese Entsagung die Heiratsmöglichkeit für sich oder eine ihrer Mitschwestern um eine Nummer vermehrt.

Der Beruf.

Die Berufszählungen der Jahre 1882 und 1895[1]) ergeben erwerbsthätige Frauen im

	1882	1895
Hauptberuf . . .	4 259 103	5 264 408
Dienende . . .	1 282 414	1 313 954
	5 541 517	6 578 362.

Die Zahl der erwerbsthätigen Frauen hat sich demnach in 13 Jahren um 16 Prozent vermehrt. Das Handels- und Verkehrsgewerbe weist eine Steigerung von 298 110 auf 579 608 d. i. 94,43 Prozent auf, eine Thatsache, die, selbst wenn man die natürliche Volksvermehrung in Anschlag bringt, aufs deutlichste erkennen läßt, daß das Hineintreten der Frau ins Berufsleben in der ganzen Entwicklung unserer Wirtschaftslage begründet ist. Nicht mit etwas Zufälligem oder individuellem Belieben Entsprungenem haben wir es hier zu thun, sondern mit einer Notwendigkeit,

[1]) S. Vierteljahrshefte der Reichsstatistik.

die den Sozialreformer einfach vor die Aufgabe stellt, ihre Härten zu mildern und sie in einer der Gesamtheit dienlichen Weise auszugestalten. Das geschieht aber am besten, indem man die weibliche Erwerbsarbeit an sich wertvoller macht, d. h. die für den Erwerb Bestimmten so ausbildet, daß sie als geschulte Kräfte und nicht als preisdrückende Elemente in den Wettbewerb eintreten.

Bei den sogenannten liberalen Berufen ist solche Schulung eine ganz selbstverständliche Voraussetzung. Den Künsten und Wissenschaften, der Erziehung und teilweise auch der Krankenpflege (obwohl hier das Pflegerinnenmaterial in öffentlichen, besonders aber in Irrenanstalten manchmal bedenklich viel zu wünschen übrig läßt) werden sich nur solche zuwenden, die in der Lage sind, den dort gestellten Anforderungen zu genügen.

Für weite Gebiete der industriellen Arbeit kommt leider qualifizierte Arbeit gar nicht in Frage. Es giebt da eine Menge mechanischer Verrichtungen, für die eine Vorbildung nicht erforderlich ist. Hier wird in der That die konkurrierende Arbeit, aber nicht nur der Frauen, sondern auch der Kinder und Jugendlichen beiderlei Geschlechts dem männlichen Arbeiter verhängnisvoll. Sie wird zu einer Notsache, der man rat- und hilflos gegenübersteht, so lange man nicht durch weitgehende gesetzliche Bestimmungen die Arbeit der Kinder und Jugendlichen, wie auch der verheirateten Frauen wesentlich einschränkt. Nebenbei, weil nur mittelbar hierher gehörig, sei bemerkt, daß eine umfassende gesetzliche Regelung dieser Sache in erster Linie den Betroffenen selbst zu gute kommen müßte. Nicht nur der Verdienst des Mannes würde sich heben,[1]) Familiensinn und Familienleben würden eine wohlthätige Erhöhung erfahren, Kinderpflege und Erziehung ihren natürlichen Verwaltern zurückgegeben werden. Nicht zuletzt würde auch die Gesamtlebenshaltung gewinnen, da die selbst wirtschaftende Frau auch mit bescheidenen Mitteln weiter kommen kann, als wenn sie ihr Hauswesen verlottern lassen muß.

Wir haben in der Industrie ein weites Gebiet vor uns, auf dem ungeschulte Arbeit, Arbeit von verheirateten Frauen und von Kindern, also von solchen, die rechtmäßigerweise gar nicht im Erwerbsleben stehen sollten, die entsprechende männliche, mittelbar aber auch die qualifizierte Arbeit drückt. Auf ähnliche, wenngleich differenziertere Verhältnisse stoßen wir im Handelsgewerbe. (Landwirtschaft und Verkehrsgewerbe kommen für unsre besondere Frage, nach der Einwirkung der weiblichen Berufsthätigkeit auf die Ehemöglichkeit, nicht in Betracht.) Hier ist Raum für so viele. Gelernte und ungelernte Arbeit, gute, mittlere und selbst minderwertige Leistungsfähigkeit kann hier Verwendung finden. Dabei bedeutet der kaufmännische Beruf für viele eine Erhaltung oder selbst Erhöhung des gesellschaftlichen standard of life. Daher kommt es, daß das Kleinbürgertum, zum Teil auch der bessere Arbeiterstand, seine Töchter mit Vorliebe ins Handelsgewerbe entsendet. Viele dieser Mädchen sind gar nicht oder schlecht vorgebildet. Sie bieten ihre Arbeitskraft zu jedem Preis an und schädigen dadurch den besser oder ebenso schlecht vorgebildeten kaufmännischen Arbeiter. Die Folge davon ist, daß man mit großem Geschrei die Beschränkung der Frauenarbeit auch auf diesem Gebiet verlangt. Das ist thöricht oder mindestens kurzsichtig. Unsre Aufstellungen haben uns gezeigt, daß die Ehe das Mögliche (und, wie ich hinzusetzen will, ganz gewiß das Erwünschteste und Natürlichste) für jede Frau ist, sie haben aber auch gezeigt, daß 1. unter heutigen Wirtschaftsverhältnissen eine große Anzahl von Frauen zur Ehelosigkeit verdammt ist, daß 2. mit der Ehe nicht allemal und für immer auch die Versorgungsfrage gelöst ist. Die Ehe ist das Mögliche, der Beruf das Notwendige auch für die Frau. Warum also mit ihrer Hinausweisung aus dem Beruf Undurchführbares verlangen? Viel besser diesem „Übel", wenn man es denn als solches bezeichnen will,[2]) die relativ günstigste Seite abgewinnen. Das geschieht aber am besten dadurch, daß man die berufliche Ausbildung der Frauen ver-

[1]) Im Saar- und Ruhrgebiet, die wenig Frauenarbeit kennen, verdient der Mann so viel, als im schlesischen Bergwerksgebiet Mann und Frau zusammen. S. Neue Zeit 1896/97, Nr. 15, S. 459 u. f.

[2]) Ich vermag diese Auffassung nicht zu teilen; dagegen halte ich es für ein Übel, ein Sittlichkeit und Menschenwürde in gleicher Weise gefährdendes Übel, wenn mittellose Familien genötigt sein sollen, ihre Töchter auf dem Heiratsmarkt auszubieten, sie für den Männerfang abzurichten.

langt und unterstützt. Die gut vorgebildeten Mädchen werden, schon infolge der gesteigerten Ausbildungskosten, bessere Bezahlung verlangen müssen, sie werden auch ohnedies für höhere Leistung höheren Lohn beanspruchen und sich aus lästigen Konkurrentinnen in rechtmäßige Mitbewerberinnen verwandeln. Und den rechtmäßigen Wettbewerb werden die Männer von seiten der Frauen nicht mehr zu fürchten haben wie von seiten des eignen Geschlechts. Wendet man dagegen ein, daß die Zahl der arbeitsfähigen Männer auf diesen wie andern Gebieten genügend groß ist, um allen erdenklichen Anforderungen zu genügen, so streift man damit die Frage der Arbeitsreservearmee und eine Sachlage, die die Frauen nicht geschaffen haben und für die sie ablehnen müssen, die Verantwortung zu tragen, beziehungsweise die Kosten zu zahlen.

Als vollgiltigen Beweis dafür, daß es nicht so sehr die Frauenarbeit an sich als die ungelernte Frauenarbeit ist, die die Preise drückt, führe ich die Thatsache an, daß der Besuch der zweijährigen Handelsschulen für Mädchen ständig zunimmt, daß die dort vorgebildeten Damen durchweg und innerhalb kürzester Zeit, Anstellung finden, und das zu Gehaltssätzen, die denen der entsprechenden männlichen Altersklassen mindestens gleichkommen, sie teilweise selbst beträchtlich übertreffen. Und das nicht, wie man eingewandt hat, weil sie fügsamer und weniger gefährlich in Bezug auf Selbständigkeitsgelüste sind (der Waren- und Produktenhandel wies 1895 126 787 selbständige weibliche Unternehmer auf), sondern weil sie fleißiger, pflichttreuer und besser geschult sind, als die betreffenden männlichen Angestellten. Im Jahre 1895 belief sich die Zahl der in leitenden und verantwortlichen Stellungen befindlichen Frauen auf nur 6776 gegen 80 866 Lehrlinge und untergeordnete Hilfskräfte gegen 92 997 kaufmännisch gebildete männliche Personen in besseren Stellungen; es steht zu hoffen, daß die nächste Berufszählung ein wesentlich anderes Ergebnis aufweist.

Die Furcht, daß durch die berufliche Thätigkeit der Frau die Eheziffer zurückgehen, die Ehemöglichkeit eingeschränkt würde, ist gegenstandslos. Was mindert heute, nicht absolut, aber relativ, die Ehefrequenz? Die Unmöglichkeit, eine Familie ernähren zu können, die Sorge um eine standesgemäße Lebenshaltung. Die Arbeiterklasse, die besonders von den letztgenannten Rücksichten nicht angekränkelt ist, entschließt sich leichter und früher zur Ehe. Der Mann der Bürgerklasse berechnet ängstlich die Kosten der „standesgemäßen" Lebenshaltung; er heiratet deshalb nur, wenn überhaupt, in vorgerücktem Alter, wenn er nicht vorher schon eine vorteilhafte Geldheirat schließen kann.

Bequemt man sich da erst einmal allgemein dem Dogma der Arbeitsnotwendigkeit für beide Geschlechter an, so werden Verhältnisse und Anschauungen um vieles einfacher werden, und die Ehemöglichkeit wird eher zu- als abnehmen. Denn darüber mag man beruhigt sein: jede Frau — und möge sie noch so tüchtig und selbständig sein, wird sehr gern die Bürde des Berufs mit der Würde der glücklichen (wohlgemerkt: der glücklichen) Gattin und Mutter vertauschen. Man frage nur einmal die 420 000 in der Textilbranche und die halbe Million der in der Näherei und verwandten Berufen beschäftigten Frauen.

Und noch eins. Eine kleine Bemerkung, die mit Statistik und wirtschaftlicher Notlage wenig zu thun hat, hier aber doch nicht fehlen darf. Dem Menschen ist die Lust, sich zu bewegen, zu bethätigen, eingeboren. Das merkt man schon an dem Zerstörungstrieb der Kinder, wie an den Schnurrpfeifereien, auf die unbeschäftigte erwachsene Menschen verfallen. Die Frau, besonders die unverheiratete Frau, die ihrem Thätigkeitstrieb im Rahmen des Hauses in zweckdienlicher d. h. also vernünftiger Weise nicht mehr Genüge thun kann, strebt über diesen Rahmen hinaus. So wird die wirtschaftliche Frage zu einer ethischen. Unsre Zeit hat an Stelle physischer Kraftleistung dem geistigen Vermögen den Vorrang eingeräumt: die Frau würde es sich nicht nehmen lassen, an diesem geistigen Wettkampf teilzunehmen, und schaffte man auch Ehemöglichkeit für alle, und wäre gleich die Zauberformel gefunden, die mit einem Schlag alle wirtschaftliche Not aus der Welt schaffte.

Guſtel.

Roman

von

E. Poly.

Nachdruck verboten.

(Fortſetzung und Schluß von Seite 657.)

Ende September iſt's; warmer Sonnenſchein, gefärbte Blätter, die den Herbſt bekunden, lebhaftes Alltagstreiben in den Straßen.

Der Laden in der Ziethenſtraße, der den Namen Chriſtian Netkow in friſch aufgemalten Lettern trägt, ſieht ſauberer und anlockender aus. Das Schaufenſter zeigt eine appetitlichere Auslage und größere Zierlichkeit. In der Mitte ſteht jetzt eine kleine Gipsbüſte des Kaiſers, und rechts und links davon ſind in blauen Gläſern Georginenſträuße ſichtbar. Weiße und roſa Papierunterlagen unter Brot, Käſe und Buttertellern machen alles freundlicher. Ein paar Herings- und Gurkenfäßchen haben grüne Guirlanden. Man wird ſo ſchon von weitem auf das aufmerkſam, was es hier giebt. Das Plakat: „Hier kann gerollt werden", iſt ebenfalls friſch; die Bieranzeigen prangen leuchtend neu, und noch eine andere Aufforderung hat darunter Platz gefunden: „Hier ſind Gelegenheitsfuhren zu haben". Ein Wäglein und ein Pferd ſind dabei abgebildet.

Chriſtian Netkow nutzt ſein Gefährt auch noch zu andern Zwecken aus, zu kleinen Umzügen und dergleichen. Seit er weiß, es paßt jemand ſicher aufs Geſchäft, kann er ſelber länger entfernt bleiben und auf den Nebengroſchen ſehn.

Im ſaubern Kattunkleide, mit einer fleckenloſen Schürze hantiert Dorette im Laden, gleich freundlich gegen alle Kunden, gleich dienſteifrig dem geringſten Verlangen gegenüber. Sie ſpringt hin und her, bückt ſich und ſchnellt empor, wickelt ein, hilft in die Körbe packen, hat auch immer Zeit, das anzuhören, was man ihr zuträgt — von Krankheiten der Kinder, ehelichen Zerwürfniſſen, Härten der Herrſchaften. Sie hört es mit ihrer ſtillen Miene an und hat meiſtens nur ein Kopfnicken zur Erwiderung, aber die Leute meinen jedesmal, ſie habe ihnen unbedingt recht gegeben.

„Jetzt iſt hier doch ein ganz anderes Kaufen!" ſagt eine rundliche Haushälterin aus der Maaßenſtraße. „Man kommt viel lieber — der Menſch will verſtanden ſein, und Sie, Frau Netkow, Sie wiſſen nun ſchon ganz genau, wie ich es gern habe."

„Freilich!"

Ein Straßenarbeiter, dem ſie Bier und durchgebrannten Käſe einhändigt, kneift das linke Auge zu. „Er is doch jut? — na, wenn Sie 's ſagen, muß es doch wohl wahr ſind."

Robert ſtürmt die zwei Stufen herauf; im Begriff, die Thür zuzuſchlagen, ſieht er noch rechtzeitig nach der neuen Geſtalt hinter dem Ladentiſch hinüber und macht ſie leiſe zu.

„Dein Kaffee ſteht in der Küche, und dann habe ich ſchon gewartet, daß du mir Bier aus dem Keller holſt, Robert. Denk' bloß mal, Vater hat es nicht glauben wollen, daß du das machſt und nichts zerbrichſt!"

„Oho!" ſagt der Junge mit Selbſtgefühl, „als ob das 'n Kunſtſtück is. Weißt du, da kann ich noch ganz was anderes."

„Meine ich auch — und bald kann ich dich gar nicht mehr entbehren."

Langſam kommt Paula angeſchlendert, ſie möchte ihre Schultaſche auf den nächſten freien Platz legen, ſtöhnt dann und geht ins Nebenzimmer. Sie iſt gehorſam, weil es nicht anders ſein kann, aber das Widerſtreben drückt ſich in jeder Bewegung aus, ſie leiſtet paſſiven Widerſtand. Die alte taube Eicken,

die nichts hörte und nicht zu viel ſehn wollte, war ihr an dem Platze, den die Neue jetzt einnimmt, angenehmer.

Sie geſellt ſich zu dem Bruder am Küchentiſch, langt nach der braunen Kanne und ſagt gähnend: „Is wohl wieder kalt?“

„Ne!“ giebt Robert, mit beiden Backen kauend, zurück.

„Denn wird er wohl dünne ſein — Stiefmütter gönnen einem nichts Gutes!“

„Du, das is auch nich wahr! Die Eicken hat uns immer das Beſte weggetrunken und gegeſſen — das thut die nich.“

Paula rekelt ſich auf ihrem Stuhl, ſtreckt die langen Füße weithin und ſagt: „Die Eicken war mir lieber, und du biſt'n dämlicher Junge!“

„Oho!“

„Schlag man bloß nich — wird ja wohl nich lange mehr dauern, dann ſchlägt die uns. Die Eicken ſagt, ſie verſtellt ſich jetzt. Und in den Geſchichten verſtellen ſich die Stiefmütter auch erſt immer und dann zeigen ſie ſich, wie ſie ſind.“

„Quatſch!“ ruft Robert und trinkt den Reſt aus ſeiner Taſſe.

„Wollen's abwarten, nicht wahr?“ ſagt eine Stimme von der Thür her.

„Ach —“ Paula wird flüchtig rot und nickt dann trotzig mit dem Kopf. Robert ſchnellt empor.

„Ich — ich glaube es ja gar nich!“

„Wenn du fertig biſt, Paula,“ ſagt die blonde Frau, „ſo komm mit dem Nähzeug, ſollſt eine neue Schürze haben; aber ein großes Mädchen wie du, das kann ſie ſchon ſelber machen. Vater glaubt es zwar nicht recht. Aber wenn du's wirklich fertig bringſt, ſagt er, dann läßt er dich in den Ferien ein paar Tage nach Friedenau —“

„Ne!“ macht Paula erſtaunt, ungläubig. „Zu Tante Nike? Die hat'n ja neulich umſonſt gebeten — ne!“

„Es wird aber doch wohl ſo ſein!“

Paula ſieht die Stiefmutter von der Seite an, halb mißtrauiſch, halb forſchend. Dann wirft ſie den Kopf, daß die Zöpfe fliegen.

„So 'ne lumpige Schürze — was die andern können —“

„Freilich,“ meint Dorette. „Vater denkt, du kannſt nur leſen, und er iſt doch ſo fürs Praktiſche. Nun woll'n wir ihm das einmal zeigen.“

Die Ladenthür geht wieder, Dorette muß zurück; ein paar Minuten ſpäter huſcht Paula mit dem Nähzeug herein und begiebt ſich auf ihren Platz. Die Stiefmutter nickt ihr zu, ganz bedeutungsvoll, und da kommt ein lächelnder Zug um die Lippen des Mädchens.

„Das iſt wohl nicht leicht, bei ſo 'ner Heirat, als zweite Frau?“ fragt eine alte Jungfer, die in einer Gartenwohnung ſchräg gegenüber hauſt. „Mit ſolch großen Kindern! Wie haben Sie ſich dazu nur entſchließen können? Ich habe nie heiraten wollen — und nun gar einen Witwer! Und wenn ſie größer werden, denn fängt's erſt recht an.“

Dorette ſchüttelt den Kopf. „Es ſind ja gute Kinder, die 's auch einſehen werden, daß man es gut mit ihnen meint.“

Paula ſenkt, diesmal völlig rot werdend, den Kopf tief auf ihre Arbeit.

„Fremde Kinder bleiben es aber doch immer.“

Die Perſon ſucht und wählt und tadelt, nimmt zuletzt nur ganz wenig und zählt langſam und vorſichtig die Nickelſtücke auf die Holzplatte hin. „Heut zu Tage iſt das Leben ganz unerhört teuer.“

Dorette iſt gleich geduldig und freundlich. Aber wie ſie der hageren Geſtalt mit den ſpitzen Schultern in dem grauen Tuche nachſieht, das ſie ſo eng um ſich herzieht, da klingt ihr das Wort „fremde Kinder“ wieder in den Ohren nach. Für die muß ſie Nachſicht und Geduld und Güte haben den vollen, langen Tag — und Scheu und Mißtrauen begegnen ihr dafür. Und ſie weiß doch ein roſiges Geſichtchen, das lacht, wenn es ſie erblickt, und zwei weiche, runde Arme, die ſich um ihren Hals legen, und ein winziges Stimmchen, das angeſtrengt dazu ſtöhnt — „oh, oh“ — Und ſo lange hat ſie es nicht gehört! — aber morgen will ſie hinaus, muß ſie hin, da hält ſie nichts mehr — da will ſie dem eigenen Kinde von all der Liebe geben, die ſie in ihrem Innern aufgeſpeichert hat.

So viele Wochen, ſeit ihrer Heirat, hat ſie ihr Guſtel nicht geſehn. Erſt war die Zeit nicht da, dann hat ſie ihren Mann nicht daran zu erinnern gewagt — aber nun, nun droht

ihr die Sehnſucht das Herz zu zerſprengen. Morgen, ja morgen! Und wie viel hat ſie ſchon zurechtgelegt in ihrer Kommode — ein neues Kleidchen ſogar — darin wird Guſtel aber hübſch ausſehn.

Nur zweimal hat ſie eine flüchtige Nachricht bekommen auf Karten, daß alles geſund in Charlottenburg iſt — mehr hat ſie ja ſelber nicht haben wollen. Sie trägt ſie zerknittert in der Taſche. Genug iſt das längſt nicht. Aber morgen!

Paula kommt und zeigt ihre Stiche, und ſie lobt ſie. „Siehſt du wohl, Paula, du kannſt, wenn du willſt!"

„Ich geh auch gerne nach Tante Rike — die hat mich lieb, und ich habe ſie auch lieb".

Dann öffnet ſich die Thür wieder — ein blaſſes, bekanntes Geſicht blickt Dorette entgegen.

„Ach, Sie, Münſterbergen!"

„Ja, endlich mußte ich doch mal kommen und nachſehn. War ja beinah, als wenn wir da draußen vergeſſen wären."

„Es war — ſo viel zu thun! So — in der erſten Zeit."

„Natürlich, wenn man ſich verändert."

Sie legt ihre Handtaſche auf den Tiſch und dann erſt ihre Finger in die ihr entgegengeſtreckte Hand Dorettens.

„Sie ſehn nich aus, als wenn Ihnen was abgeht."

„Das — thut es ja auch nicht," iſt die halblaute Antwort. Aber wie ſie in das Geſicht der Frau blickt, überkommt es ſie mit einem ſchneidenden Wehgefühl. Die hat, was ihr fehlt, die ſieht das Guſtel früh und ſpät und hört ſeine jauchzende Stimme und ſeine weinende. Ach, wenn ſie es nur nicht oft weinen läßt, das liebe, liebe Kind!

Die kleinen, ſtechenden Augen der Wäſcherin wandern in dem Laden herum.

„Ne, das is hier aber ganz nett! Sie müſſen ja nun 'ne wohlhabende Frau ſein!"

„Wir arbeiten, Münſterbergen."

„Thun andere auch. Bloß, daß der eine Glück hat und andere nich. Un ich war doch auch gar zu neugierig. Das Geld hatten Sie mir ja geſchickt — aber, daß Sie ſo lange ausblieben. — Dachte mir gleich, der muß es gut gehn, denn ſonſt hätte ſie ſchon nachgeguckt —?"

Dorette ſieht immer angſtvoll nach den Lippen der Sprecherin und dann zu Paula hinüber. Und endlich zieht ſie die kleine Frau mit ſich in die Stube und trägt dem Mädchen auf ſie zu rufen, wenn Käufer kommen.

„Nu aber!" ſtaunt die Wäſcherin, die polierten Möbel, das hübſche Sofa in der Stube betrachtend.

„Was macht mein Guſtel!"

„Is ja geſund!"

„Fragt es nach ſeiner Mutter?"

„Na, wenn Sie ſo ſelten kommen, wie woll'n Sie das verlangen?"

Der blonde Kopf ſenkt ſich tiefer, und ein Seufzer wird hörbar.

„Es muß gewachſen ſein! Natürlich! ich habe darauf hin" — nein, von dem neuen Kleidchen will ſie doch vorher nichts ſagen.

„Daß Sie das gethan haben und den Mann geheiratet, das war doch 'ne ganz vernünftige Sache," ſagt die Münſterberg.

„Das Wetter iſt ſo ſchön; ich denke immer, wie gut das iſt fürs Guſtel, kann immer draußen ſein."

„Die andern machen es man ſo wild. Da hat es ſich denn auch eine ordentliche Beule gefallen."

„Mein Guſtel!" Dorette ſchreit faſt auf.

„Als ob wir das nich auch gethan hätten. Ne Junfernante, die kann ich ihm ja nu nich halten, und Sie können das doch auch wohl trotzdem" wieder mit dem forſchenden Blick durchs Zimmer — „nich bezahlen."

Ein Schmerz iſt in Dorettens Bruſt, ein förmliches Stechen. Das möchte ſie können und dürfen, wie andere Mütter auf ihren Liebling achten, ihn bewahren vor jeder Härte, jedem Unfall. Und plötzlich ſagt ſie: „Wer — ſieht denn jetzt, wo Sie fort ſind, nach dem Guſtel?"

„Doch die Henke, die die Stube von uns abgemietet hat und den vollen Tag ſitzt und näht."

„Ach ja —" wieder eine Fremde, die das Schwatzen und Jauchzen ihres Kindes hört und es ihm vielleicht gar unfreundlich verweiſt, während ſie ſich ſo ſehr danach ſehnt.

„Morgen komme ich!"

Digitized by Google

Die Münſterberg ſtreicht mit Daumen und Zeigefinger über die Tiſchdecke, um den Stoff zu prüfen. Ihr blaſſes Geſicht iſt unter dem runden, altmodiſchen Strohhut noch bleicher als ſonſt.

„Woll'n Sie mir nich drei Mark geben? — auf Abſchlag — is ja doch bald wieder fällig. Ich muß noch weiter in die Stadt."

Dorette zögert eine Sekunde, dann faßt ſie in die Taſche.

„Münſterbergen, ſein Sie man immer gut mit dem Guſtel."

„I ja doch! Es hat es gut; ich habe es nich ſo bei meiner leiblichen Mutter gehabt."

Paula ruft, es ſind Kunden zu bedienen; die Münſterberg bleibt zurück und beſieht die Möbel einzeln, und dann kommt ſie langſam in den Laden und ſetzt ſich auf einen Stuhl, die Hände im Schoß übereinandergelegt.

Ein Dienſtmädchen beſtellt für den Erſten ihren Umzug, Schließkorb, Kommode und Nähmaſchine — Dorette notiert das für ihren Mann.

Dann tritt Chriſtian Netkow herein, ziemlich wuchtig in Waſſerſtiefeln. Er reicht Robert ſeine Peitſche und den Hut hin, er hat eine kleine Fahrt nach Steglitz gehabt. „Mutter, 's Geſchäft geht. Und 'nen Schnaps kannſt du mir auch einſchenken." Er ſieht die fremde Frau freundlich an.

„Das iſt Frau Münſterberg, eine gute Bekannte."

Dorette mag nicht ſagen: aus Charlottenburg. Es iſt, als ſchnüre ihr etwas die Kehle zu. Sie bringt es nicht heraus.

„Ja, ja! Ich habe doch mal nachſehen wollen."

„Können Sie, kann jeder!" antwortet Netkow. „Wir können uns ſehen laſſen, unſer Hausweſen und uns ſelber, was? Hahaha!"

„Hier iſt ſüßer!" ſagt Dorette, der Münſterberg auch ein Gläschen zuſchiebend, denn ihr fällt ein, daß ſie ihr nichts angeboten hat.

„Und morgen woll'n wir uns 'nen guten Tag machen. Raus nach der Ausſtellung, mit Kind und Kegel. Was, Alte?"

Dorette ſagt nichts; ſie hatte es anders vor.

„Denn warum — über kurz wird einem das Ding vor der Naſe zugemacht, und man hat's gar nich geſehn. Ne, nu warten wir nich länger mehr. Morgen wird's wahr!"

„Hurra!" ſchreit Robert, der ſich hinter Paula geſchlichen hat und an einem ihrer Zöpfe reißt, „Hurra!"

Paula ſchlägt nach ihm, Netkow lacht, die Münſterberg macht eine verbindliche Miene, weil er ihr den zweiten Roſenlikör einſchenkt, und Dorette ſteht bleich und traurig da — ſie hatte ſich eine andre Sonntagsfreude gewünſcht.

Als die Münſterberg ſich von ihr verabſchiedet, fragt ſie leiſe: „Soll ich denn nich mal mit dem Kinde kommen?"

„Nein, ach nein!"

„Mir kann's recht ſein; wir könnten es ja aber für wem anders feins ausgeben!"

„Nein, ach nein!"

Und Dorette huſcht in den Raum, wo die Mangel ſteht und ſinkt auf einen Stuhl, legt den Kopf gegen das Holz und beginnt bitterlich zu ſchluchzen.

* * *

Paula hat beide Arme auf den Ladentiſch geſtemmt und ſieht der dahinter Sitzenden ins Geſicht. In ihren blaſſen, frühreifen Zügen iſt ein forſchender Ausdruck. Dorette hat ein Buch vor ſich, aus dem ſie Zahlen in ein anderes überträgt.

„Das kann ich ſchneller!" ſagt Paula.

Die Frau lächelt. „So hilf mir!"

„Ach — heute nich!"

Dann gähnt ſie. „Vater ſagt, ich ſoll's Buchhalten ordentlich lernen — ich weiß aber noch nich, ob ich's will. Das haſt du ihm wohl eingegeben?"

„Wenn ein Mädchen etwas kann, ſo iſt das gut. Ich wollte, ich hätte allerlei lernen können."

„Vater hat überhaupt jetzt ſo viel Mumpitz im Kopf!" meint Paula, ſich ſtreckend. „Na, wird ſich wohl geben. So'n alter Knopp muß doch auch mal wieder zur Beſinnung kommen!"

Dann ſchwenkt ſie ſich herum und lacht.

„Paula, das haſt du doch nicht aus dir ſelber?"

„Wenn's man wahr is, dann is einerlei, wo es herkommt. Und Vater, der ſo gnitſchig war, und nu nach Ausſtellung und allerlei, das is doch komiſch."

„Geh an deine Schularbeiten auf der Stelle!“ herrſcht Dorette ſtreng.

Paula verzieht den Mund und verſchwindet in dem Raum, in welchem die Rolle ſteht. Weil ſie aber gern hört, was im Laden vorgeht, lehnt ſie die Thür nur an.

Dorette rechnet, dann läßt ſie den Stift ſinken. Sie hat einen ſteten Kampf mit dem Mädchen; glaubt ſie an einem Tage den Trotz beſiegt zu haben, bricht er am andern wieder hervor. Sie leidet darunter, aber ſie mag Retkow nichts ſagen.

„Gu'n Abend.“ Die Eicken iſt eingetreten, ſieht ſich um und ſchreit, weil ſie ſelber ſchlecht hört: „Is ja leer! Sonſt war es doch voller. Is den Leuten hier wohl zu fein geworden?“

Dorette lächelt. „Das iſt nur Zufall, wir können nicht klagen.“

Die Alte hat eine ganze Reihe von Wünſchen, bemäkelt die letzte Butter, die ſie geholt hat und ſagt kläglich: „Ich habe auch zwei ſchlechte Eier gekriegt; ich arme Frau zwei ſchlechte Eier. Wenn das den andern Kunden ſo geht — ne, dann kommen die Leute ja wohl nich wieder! Wo is'n Retkow?“

„Mit dem Fuhrwerk fort.“

„Der is jetzt nur auf der Landſtraße, und wie ich da war, ſaß er mir immer auf den Hacken: ob die Kunden ordentlich bedient würden, und ob die Kinder nich zu kurz kämen. Muß jetzt wohl zufrieden ſein, was?“

„Man thut, was man kann!“

„So'n oller — Knopp! Na ja!“ die Eicken packt den Korb voll. „Un hat mich noch nich mal zur Hochzeit eingeladen, und das verwinde ich nich.“ Sie kneift die Augen halb zu und ruft dann ganz ſchrill: „Hat die junge Frau wohl nich gelitten, was? Der bin ich wohl nich fein genug geweſen? En Braunſeidenes, das habe ich freilich nich — ne, ne!“

Dorette wickelt den verlangten Käſe ein. „Das iſt alles meinem Mann ſeine Sache geweſen.“

„Ja, ſo heißt es dann. Junge Frauen kriegen ältere Männer immer untern Pantoffel.“

Sie bindet ihre Hutbänder auf, öffnet ihr Tuch und ſitzt ganz behaglich da. Dorette legt den Käſe zu den andern Dingen, welche die Eicken langſam und vorſorglich und ſie ſämtlich noch einmal betrachtend in ihren großen braunen Korb packt. „Der Menſch is doch nur zum Quälen auf der Welt“, ſagt ſie dabei ſtöhnend, und dann: „Schreiben Sie's man zuſammen an.“

„Ja, Eicken — da ſteht nun ſchon ſo viel. Mal müſſen Sie doch daran denken — wir müſſen ja doch auch alles bar zahlen.“

„Was?“

Dorette wiederholt ihre Worte noch einmal laut, während das Geſicht der Frau ganz zornrot wird.

„Was, Sie woll'n mich mahnen, hier auf derſelben Stelle, wo ich geſeſſen habe? länger, wie'n Jahr?“

Sie wirft den Korb hin, daß er ins Wanken gerät. „Sie ſind mir 'ne Schöne. Von ſo einer wie Sie laß ich mich lange noch nich mahnen.“ Und ſie ſchlägt klatſchend beide Hände zuſammen.

„So nehmen Sie doch nur Vernunft an,“ ſagt Dorette.

„Ich? die wer'n Sie wohl nötig haben. Die hätten Sie man früher haben ſoll'n. Ja, ja, Madam Retkow'n, das is mein voller Ernſt! Und wenn Sie ſchlau wären, dann ſorgten Sie doch ja dafür, daß die Eicken ihren Mund hält. Denn wenn die ſprechen wollte! ja, ja. Ne andre an Ihrer Stelle, die packte der Eicken den Korb ganz von alleine voll. Hier'n bißchen und da'n bißchen. Na, der Retkow, der wird ja auch zur Beſinnung kommen. So was geht vorüber.“

Dorette iſt ſehr blaß, und es läuft ein Zittern durch ihren Körper, als ſie ſagt: „Jetzt weiß ich's — Sie hetzen das Kind, die Paula, gegen mich auf!“

Der Kopf der tauben Frau bewegt ſich zuſtimmend. „Ich werde noch ganz wen anders aufhetzen. Da ſteh'n Sie nun mit dem Geſicht, als ſind Sie 'ne heilige Genoveſa. Erſt recht ſind Sie's nich — ich weiß es doch beſſer.“ Und dann, mit einem Grinſen: „Ich kenne doch die Henke. So man zufällig habe ich ſie neulich bei der Schultzen getroffen, was ne Couſine von mir is. Un' wie denn ſo was rauskommt. Na ja, nu machen Sie ſich ſelber'n Vers darauf, was — und mahnen werden Sie mich ja ſo bald wohl nich wieder, was?“

Dorette ſinkt auf ihren Stuhl; ſie kann die zitternden Lippen erſt nicht bewegen. Dann

aber ſagt ſie: „Ich brauche Ihr Schweigen nicht zu kaufen; mein Mann hat um das alles gewußt. Ich habe es ihm ehrlich geſagt.“

Die Eicken lacht ſchrill heraus.

„En Mann — na ja, wenn der verliebt is, dann verſpricht er ja alles. Kommt aber anders. Ne, Sie haben den Strumpf bei der Spitze angefangen. Hinterher is es ihm denn doch nich recht, wenn erſt die Leute drüber ſprechen.“

„Die Leute!“ Dorette wiſcht über die Stirn; es thut ihr weh zwiſchen den Augbrauen, ein Kribbeln iſt in ihrem Hirn.

„Ja, wenn's noch tot wäre, das is 'ne andere Sache. Aber Ihres lebt ja, und die Henke ſagt, es is kerngeſund.

„Gott ſei Dank!“ ſpricht Dorette.

„Und denn ſo nah, in Charlottenburg — wenn Sie's noch wo draußen auf'm Lande hätten. Sehn Sie wohl, da kommt man dahinter, und ich werde es ja wohl nich allein bleiben, die es weiß.“ Sie hat nach ihrem Korb gegriffen, ſtellt ihn jetzt aber wieder hin und ſagt plötzlich in ganz verändertem Ton: „Ich habe in Schneidemühl 'ne Schweſter, die nähme es auf. Der kann ich ja mal ſchreiben!“

Dorette hat ſie garnicht mehr gehört. So nah, ja, ſo nah iſt Charlottenburg, jede Stunde kann ſie ihr Kind erreichen und hat es ſo lange nicht geſehn! Es wallt ihr heiß zum Herzen — ſie will einen Entſchluß faſſen. Gleich heute will ſie Retkow bitten — er iſt ja ein guter Menſch, er ſchlägt ihr's nicht ab.

„Sie ſagen ja nichts,“ meint die Eicken.

„Was woll'n Sie denn noch?“ fragt die junge Frau in müdem, gleichgiltigem Ton.

„Ob Ihnen das recht is, wenn meine Schweſter in Schneidemühl das Kind nimmt — für denſelben Preis, den Sie hier geben. Dann haben Sie's aus der Luft, dann kräht kein Hahn danach, und was Retkow is, dem kommt es dann auch ins Vergeſſen.“

Sie lächelt ganz ſüßlich und zuthunlich, trommelt mit den Fingern auf den Rand des Ladentiſches und beugt das Geſicht mit der Raubtiernaſe dicht zu Dorette hin.

„Nein!“

Die Eicken kommt noch näher.

„Woll'n ſich's wohl überlegen?“

„Nein!“

Verblüfft weicht die Frau zurück und guckt befremdet in das lebhaft gewordene Geſicht und die blitzenden Augen der andern.

„Mit Ihnen — und was zu Ihnen gehört will ich nichts zu thun haben,“ ſagt Dorette.

„Na, dann is es ja gut, ganz gut!“ ſchreit das Weib, rafft ihre Sachen zuſammen und iſt mit einem Satz an der Thür und draußen, ehe Dorette zur Beſinnung kommt. Und in dem Raum, wo die Rolle ſteht, erklingt ein verhaltenes Gekicher.

Dorette hat nicht einmal Zeit, das anzuſchreiben, was die Eicken entnommen hat, auch nicht darüber nachzudenken, was ſie ſagte und drohte. Es kommen mehrere Menſchen zu gleicher Zeit in den Laden. Sie muß Rede ſtehen, ſich bücken, hervorlangen, einwickeln — es wird faſt zu viel auf einmal für zwei Hände und zwei Füße, und ſie ruft nach Paula.

Erſt beim drittenmal ſchiebt ſich der Oberkörper des Mädchens durch die offene Thür.

„Was is denn?“

„Helfen mußt du!“

„Habe keine Luſt!“

Sie thut, als hört ſie's nicht, ſie lächelt der fremden Frau zu, vor der ſie ſich ſchämt.

„Nu aber,“ meint die, „da müßten Sie doch eigentlich mehr Gewalt haben, Frau Retkow. Aber freilich, Stiefkinder — da will man nich gleich ſo gegen angehen. Wenn's Ihr eigenes wäre!“

Dorette beißt in ihre Lippen, daß es ſchmerzt. „Ja, ja!“ ſagt ſie.

Da reißt Retkow die Thür auf.

„Mutter, ſie bringen uns den Jungen mit gebrochenem Bein — da, guck nur mal!“

Und das blonde Köpfchen, an das ſie eben gedacht hat, verſchwindet wie hinter einer Wolke.

* * *

„Sie ſind eine tapfere, kleine Frau!“ ſagt der Doktor Stehle, den Retkow in der erſten Beſtürzung gerufen hat, ein paar Tage ſpäter am Bette des Patienten zu Dorette. Und die Schmiſſe in ſeinem runden Geſicht glänzen purpurrot. „Ja, die Weiber! Der kräftige Mann ſetzt ſich in eine Ecke und weint und will nichts ſehen und hören, und Sie faſſen regelrecht an und thun nicht ein Muckerchen.

Wahrhaftig, ganz bewundernswert. Na, und bewundert habe ich Sie ja auch ſchon immer. Daß es aber ein Alter war, der mich ausgeſtochen hat, das habe ich denn doch nicht erwartet, wirklich nicht."

„Robert iſt ſo geduldig und gut," lobt die junge Frau, „ich hätte das garnicht von dem lebhaften Jungen gedacht."

„Na ja, muß doch auch nicht übel ſein, von Ihnen gepflegt zu werden. Kann mir das ganz gut denken!"

„Ich erzähle ihm allerhand Geſchichten —"

„Möchte ich mir auch von Ihnen erzählen laſſen. Na, Sie haben ja nun den Grünkram vorgezogen, und mir hat meine Mutter eine Haushälterin beſorgt. Ich ſage Ihnen, Klythia, die hat Anſpruch auf ſieben Häßlichkeitsprämien. Das iſt eine Kunſt geweſen, ſo was zu finden. Hahaha!"

Robert hebt den Kopf. „Sie ſind mal'n luſtiger Doktor. Daß Doktors ſo luſtig ſind, das habe ich gar nich gewußt!"

„Ja, mein Junge, das kommt auf die Environs an. Ich habe nun mal 'ne Schwäche für griechiſche Naſen. Nun finde ich die in der Küchenregion — hahaha! So, und nun quäle dieſe würdige Frau, die ſo ſchnell zu einem ausgewachſenen Bengel gekommen iſt, nicht allzu ſehr. Guten Morgen!"

Er ſtreckt Dorette die Hand hin, aber ſie thut, als ſieht ſie das nicht, öffnet dienſteifrig die Thür und ſagt: „Vielen Dank, Herr Doktor!"

„Hm! meine Pflicht! Der Junge hat eine gute Natur. Iſt wie ſein Vater, der unbewußt mit mir auch griechiſche Naſen zu entdecken weiß. Morgen, Morgen! Ja, und für die prämiierte Häßlichkeit," er wendet ſich noch einmal in der Ladenthür um, „da ſollt' ich Sie eigentlich verantwortlich machen. Ich ſeh' bald wieder nach. Ihr trefflicher Gatte und Familienvater braucht aber darum nicht zu denken, daß die Rechnung zu hoch wird. Wir ſind ja alte Freunde, was?" Er hat noch immer den Thürgriff in der Hand. „Darum haben Sie doch auch gewiß zu mir geſchickt?"

„Nein, Herr Doktor, das iſt ganz zufällig; Retkow lief gleich weg."

„Ja, ja," er lacht ungläubig, nickt noch einmal und ſpringt mit einem Satze die Stufen hinunter.

„Was? das is der Doktor?" fragt die Eicken im Laden Paula. „Der is ja wie'n junger Jagdhund. Un' was hat er geſagt? Freundſchaft?"

Paula, die unbemerkt einen Knix gemacht hat, wiederholt: „Es wäre alte Freundſchaft, der wohnt doch in dem Hauſe, wo ſie gedient hat."

„Was du ſagſt, ne, was du ſagſt, Pauleken. Sieh bloß man an. Na ja, die kann es mit jungen Herrn und alten Ehekrüppeln — die."

„Muttchen!" ſagt Robert, „was der alles quatſcht!"

„Ja, mein Junge!"

Das Bett des Knaben ſteht in dem Zimmer, wo ſich die Rolle befindet; das Plakat draußen im Schaufenſter iſt einſtweilen abgenommen. Dorette ſitzt ſo, daß ſie den Laden durch die halboffene Thür überſehen kann; Paula hat ihren Platz hinter dem Tiſche; ſie ruft, ſo oft jemand kommt.

„Ich wollte," ſagt Robert, „heute käme mal gar keiner, dann kannſt du mir was erzählen von dem alten Burggeiſt auf dem Ottenſtein. Und wenn ich wieder geſund bin, dann reiſen wir hin, dann klettre ich den Turm rauf!"

„Ja, mein Junge!" Und ſie ſeufzt leiſe; von der grünen, ſtillen Heimat kann ſie wohl erzählen, wiederſehn wird ſie ſie ſo leicht nicht. Will's auch nicht.

„Bim!" macht die Außenthür.

Sie hört ein kurzes Geſprächy im Laden; Paula ruft nicht, wie ſonſt, es mag alſo wohl nur eine ihrer Freundinnen ſein, die im Vorübergehen einmal in den Laden gehuſcht iſt.

„Un' wie die Jungens den Kanarienvogel mit in die Schule gebracht haben," ſagt Robert. „Das iſt luſtig."

Sie hat ihm den Streich ſeit dem Tage, wo er liegt, wohl ſchon dreimal erzählt. Geduldig hebt ſie wieder an und flickt dabei die zerriſſene Hoſe, in welcher der Junge den Sturz von einem Kohlenwagen, auf den er geklettert iſt, gethan hat. Es iſt ein trübſeliger Regentag und ſchlechtes Licht in dem Hinterraum. Nun ſind die guten Tage für das Guſtel auch bald vorbei, nun muß es wieder in dem Waſch- und Plättdunſt hauſen, und mit Geſchichtenerzählen wird ſich die Münſterberg nicht abgeben.

„Das kannſt du gar zu ſchön!“ lobt eben Robert.

„Ja, wenn einer ſo brav ſtill liegt, wie du, da thut ſich's auch leicht.“

Paula lacht drinnen.

„Willſt du auch, daß die mal kommt?“ fragt Dorette.

„Ne — nee!“

Sie hat das Zimmer freundlich zu machen geſucht, allerlei hereingetragen aus der Stube; auch ein paar Aſtern ſtehn auf dem Tiſchchen. Roberts ehrliche Augen betrachten ſie eine Weile, wie ſie wieder ſtill iſt. Dann ſagt er: „Das habe ich gar nich' gedacht, daß du ſo wärſt — wie du ins Haus gekommen biſt. Die Leute haben geſagt, Vater wäre doch'n Fatzke, wir kriegten Haue von dir. Das ſind dumme Menſchen geweſen!“

„Mußt nicht auf ſie hören!“

Paula lacht wieder ganz hell auf.

„Die is luſtig!“ meint Robert.

„Wir ſind's doch auch! Und wenn du erſt wieder laufen kannſt, gieb nur acht —“

„Dann muß Vater —“ er denkt ein Weilchen nach, als will er ganz etwas Beſonderes finden — „dann muß er mit uns mal hin nach Charlottenburg.“

Das Wort durchzuckt ſie, ſie wiſcht über ihre Augen und fragt:

„Warum denn gerade dort hin?“

„Soll ſchön ſein! Biſt du ſchon dageweſen, Muttchen?“

„Ach — ja!“

Nun iſt es ſtill im Laden; dann fängt Paula an zu ſingen: „Wir winden dir den Jungfernkranz, mit veilchenblauer Seide —“

„Still, Paula,“ ruft Dorette hinein, „das ſchickt ſich nicht — wenn Leute kommen!“

„Ach —“ und ſie beginnt wieder, nur etwas leiſer.

„Du ſollſt ſtill ſein!“

„Na, wenn du's nicht hören kannſt,“ und der Singſang verliert ſich in ein Gekicher.

„Bim!“ macht die Ladenthür wieder, Paula ruft nicht, aber nach ein paar Sekunden erſcheint ſie auf der Schwelle und ſieht der Sitzenden frech ins Geſicht. „Da ſind welche aus Charlottenburg, die woll'n nach dir!“

„Aus Charlottenburg!“ Die junge Frau ſpringt auf, wirft haſtig das Nähzeug hin und eilt in den Laden.

Die Münſterberg ſteht da in ihrer ärmlichen Kleidung mit dem blaſſen Geſicht unter dem altmodiſchen Hut, und an ihrer Hand hält ſie ein kleines, blondes Mädchen. Es geht wie ein Ruck durch Dorettens ſchlanke Geſtalt, ſie muß ſich an dem Thürpfoſten ſtützen, dann ſagt ſie: „Münſterbergen — und, und —“

„Ja, ich mußte grade nach Berlin, und da wollt' ich mal ſehn, und das hier, das kennen Sie ja wohl, das Kind von meiner Schweſter —“

„Das Guſtel!“ flüſtert Dorette und gleitet auf die kleine Geſtalt zu und beugt ſich zu ihr nieder, „das Guſtel.“

Mit großen blauen Augen ſieht das Kind ſie forſchend, befremdet an.

„Es — es iſt gewachſen, das Kind, ſeit ich es nicht geſehen habe,“ murmelt Dorette, „ſo lange nicht geſehn —“

Die Knie wollen unter ihr brechen, die Stimme verſagt ihr — da, dicht vor ihr iſt ihr Kind, und ſie wagt nicht, es in ihre Arme zu ſchließen, ihm die hundert lieben Koſeworte zu geben, wie ſonſt — denn Paulas freches, verſchlagen reifes Geſicht iſt ganz nahe, ihre Augen folgen jeder Bewegung.

„Setzen Sie ſich doch, Münſterbergen, ich — ich gebe Ihnen Frühſtück — und dem Kinde auch —“

„Ja, ich bin ſo frei.“

Die Frau ſetzt ſich, das Kind ſteht erſt allein, Dorette anſehend, dann läuft es plötzlich zu ſeiner Pflegerin und verbirgt ſein Geſichtchen in den Falten ihres Kleides.

„Das — Kind — fremdet — ja ſo!“ wiederholt Dorette.

„Ja, wen es nicht oft ſieht.“

Es ſind Leute eingetreten, die bedient ſein wollen; als Dorette damit fertig iſt, ſagt ſie: „Wir haben einen Unglücksfall im Hauſe gehabt — unſer Robert hat's Bein gebrochen.“ Und dann, wie eine Erlöſung kommt ihr der Einfall: „Zu dem woll'n wir hinein gehn, dann hat er Zeitvertreib.“

Paula ſieht ihnen verſchmitzt lächelnd nach.

„Robert — bekommſt Beſuch!“ brüllt ſie hinter den beiden Frauen her.

„Sag mal guten Tag, Guſtel, ſieh, der Robert, der iſt gefallen, dem thut ſein Bein weh, beim Springen iſt er gefallen — Guſtel! Robert, da —“

Sie ſetzt das Kind auf den Bettrand und läuft dann geſchäftig hin und her, Bier und Butterbrot zu bringen. „Robert, iß auch, ſieh, das Guſtel, das mag dich leiden.“

„Nimm's weg!“ ſagt der Junge. „Ich mag keine Mädchen, die noch ſo dumm ſind!“

Nun nimmt ſie das Kind ſelbſt auf den Schoß und ſtreichelt es und wagt verſtohlen einen Kuß auf die Patſchhändchen und ſpielt mit ihm, und das Guſtel lacht. Und die Münſterberg erzählt, welche ſchlechten Zeiten ſind, und daß ihr Mann ohne Arbeit iſt, weil er ſich mal wieder mit dem Polier geſtritten hat, und wie ſie ſich ſchinden muß.

„Un' die alten Knochen woll'n doch gar nich' mehr.“ Und ſie fängt ſogar ein paar mal an zu weinen. „Un' Vorſchuß muß ich wieder haben, ſonſt kann's nich' beim alten bleiben,“ ſagt ſie bedeutungsvoll.

„Patſch! patſch!“ macht das Guſtel und ſchlägt in Dorettens ausgeſtreckte Hand.

„Ich habe ſchon gedacht, Sie wollten jetzt von nichts mehr wiſſen“, ſagt die Waſchfrau, „und da mußte ich nun doch mal ſelber nachſehen.“

„Glauben Sie das nur nicht, es vergeht kein Tag und keine Nacht, wo ich nicht herdenke.“

Sie giebt von dem Backwerk, das Retkow dem Jungen mitgebracht, Guſtel ein Stück; Robert zieht einen ſchiefen Mund.

„Kriegſt wieder friſches!“

„Wenn's man wahr is!“

„Ich muß ſo viel für das Kind flicken“, ſagt die Münſterberg. „Das wird auch nich' bedacht —“

„O doch, Sie werden es gewiß gut gemacht kriegen,“ antwortet Dorette.

Das Kind wird ganz fröhlich, es klatſcht in die Hände.

„Gefällt es denn dem Guſtel hier?“ fragt die junge Frau und ſteht auf und trägt es hinüber in die Stube und läßt es in den Spiegel gucken. „Da iſt noch ein Guſtel! krieg's mal, krieg's!“

Guſtel jauchzt hell auf. Der Freudenlaut durchſchneidet Dorettens Herz — wohl fühlt ſich ihr Kind hier, und ſie muß es wieder fortgehen laſſen mit der fremden, griesgrämigen Frau —

Vom Laden, wo man ſie verlangt, zurückkehrend, ſieht ſie, daß Robert ſich mit dem Mädchen beſchäftigt, er wirft ihm ein Tuch über den Kopf und lacht, wenn es ſich zappelnd befreit. „Kuckuck! Kuckuck!“

Mit einer wahren Herzensangſt verfolgt Dorette den Zeiger an der Uhr — mit jedem Vorrücken einer Sekunde wird die Zeit knapper, die ſie das Guſtel hat.

Und wie nun die Münſterberg aufſteht, ſagt ſie, traurig den Kopf ſchüttelnd: „Schon?“

„Na, Sie kennen doch meinen Alten!“

„Ach!“

„Aber — wir können ja wiederkommen, wenn Sie wollen! ganz bald. Ihr Mann is wohl viel fort.“

Sie nickt — vier andere Augen ſind da, welche ſie überwachen.

„Ich — ich habe nur nicht viel Zeit,“ ſtammelt ſie.

„I wo, wir beide ſitzen Ihnen doch nich' im Wege!“

Ganz hilflos iſt ihr Blick. Das Kind, nach dem ſie ſich ſo geſehnt hat, das ſoll ihr im Wege ſein?

„Nun ſchenk auch mal'n Kuß!“ ſagt die Münſterberg und hebt das blonde Geſchöpfchen hoch. Dorette preßt es an ſich und ſetzt es dann ſchnell nieder und wendet ſich ab. Und dann gehen ſie hinaus, die Wäſcherin ſchwerfällig ſchlürfend, die kleinen Füße trippelnd, und ſie ſteht da und blickt ihnen nach, ſo lange, bis ſie das Straßengewühl verſchlingt. Dann ſchleicht ſie zurück an Roberts Bett und nimmt ihre Näharbeit wieder auf.

„Biſt ja gar nich' ſo luſtig mehr,“ ſagt Robert, „erzähl doch wieder, Muttchen.“

Und gehorſam beginnt ſie. „In Otzen war mal —“

„Gieb mir fünf Groſchen!“ ruft Paula und ſteckt ihr Geſicht durch die Thürſpalte.

„Wozu?“

„Ich brauche ſie doch — für neue Hefte.“

„Sag's Vater, wenn er kommt.“

„Ach der! Du kannſt's doch auch, du haſt mehr zu ſagen, wie der. Willſt's bloß man nich! Die Eicken ſagt, wenn du klug

Digitized by Google

wäreſt, ſo verſiegelteſt du den Leuten den Mund. Ich weiß auch, was ich weiß!"

„Geh augenblicklich auf deinen Platz!"

„Hahaha!"

„Was will'n die?" fragt Robert.

„Laß nur, laß nur. In Otzen war mal ein ganz armer Hirtenjunge, der hatte keinen Vater und keine Mutter mehr" — und heiß fällt's ihr beim Erzählen aufs Herz, daß das blonde Kind, deſſen kleine Hände ſich in die ihrigen gelegt haben, ja auch die nicht hat. Fremd hat es da neben ihr ſtehn müſſen, ganz fremd. Und brauchte doppelte Liebe. Was hat ſie gethan! An ſich nur gedacht, und daß ſie ein Dach über dem Kopfe hätte! Und das Kind, das hat ſie zu einem Waiſlein gemacht, zu dem ſie nur verſtohlen ſchleichen kann —.

„Und einmal iſt der arme Hirtenjunge ganz allein mit ſeiner Schafherde auf der Wieſe im Thal —" Der Regen platſcht an die Fenſter und der Wind heult. In dem Wetter muß das Kind hinaus. Wenn ſie der Münſterberg nur auch die Pferdebahngroſchen gegeben hätte — ſie hat an nichts gedacht. Und nun kann das Guſtel ſich erkälten und krank werden und wird ganz verlaſſen liegen in ſeinem Bettchen mit fieberheißem Kopf und brennenden Lippen — und ſie ſitzt hier bei einem fremden Kinde.

„Schafe," ſagt Robert, „das muß luſtig ſein, wenn einer die hüten kann. Und denn die Hunde, die ſind klug! Ich wollte wohl, ich hätte einen!"

„Brr! ein Deibelswetter!" ſagt Retkow und tritt in die Thür. „Ihr habt's gut, ihr ſitzt hier trocken, und der faule Bengel liegt gar im Bette. Was?" Er lacht übers ganze Geſicht, wie er ſo daſteht.

„Paula, bring' Vater die Pantoffeln!" ruft Dorette.

„Wenn er mir's ſelber ſagt!" klingt die Antwort zurück. Langſam, grinſend kommt das Mädchen mit einem Korbe in der Hand in die Thür. Sie iſt immer hin- und hergeſchlüpft, als die Münſterberg da war, von ihrem Schlafraum in die Küche und wieder in den Laden. Und ſie hat ihr Sonntagskleid jetzt an, wie Dorette mit Erſtaunen ſieht. „Was ſoll ich?"

„Vater ſeine Schuh wegtragen!"

Das Mädchen ſetzt den Arm in die Seite und ſchwenkt mit der andern Hand den Korb.

„Wenn er's mir ſelber ſagt — eher nich!"

„Was ſoll'n das?" fragt Retkow. „Laß mal die dummen Witze."

Paula ſchiebt ſich herein. „Ne — du kannſt's verlangen, du biſt mein Vater — die da — ne —."

„Frauenzimmer," Retkow wird rot im Geſicht. „Ich ſage dir, hab Reſpekt —"

„Ne — den hab ich nicht! Den brauch' ich doch nich zu haben. Die Eicken ſagt auch — vor ſo einer. Un' frag' man bloß mal, wer vorhin hier geweſen is? Beſuch aus Charlottenburg — ja, ich weiß wohl. Un' die Eicken ſagt, was nu wir ſind, die Kinder, die hergehören, die gelten nu nich mehr —."

Retkow ſteht da, wie betroffen, er guckt von Dorette, die blaß, die Hände, denen das Nähzeug entfallen iſt, im Schoß, daſitzt, nach dem frechen Geſicht mit den liſtig funkelnden Augen. Robert hat ſich auf einen Arm geſtützt, halb aufgerichtet.

„Mädchen, du ſchlechtes Mädchen!" ſagt Retkow endlich, ſein Ton iſt ganz heiſer.

„Wahr is doch, wahr is doch! Un wenn du mich auch ſchlägſt —"

Er hat wirklich den Arm erhoben und will auf ſie zu. Da faßt Dorette nach ſeiner Schulter. „Thu's nicht, thu's nicht," ſtammelt ſie, „ich bin's doch, die du triffſt!"

Paula ſcharrt mit den Füßen wie ein ungezogener Junge. „Stiefmütter kriegen die Väter immer rum, das iſt immer ſo!" ſagt ſie. „Un was die rechten Kinder ſind, die müſſen denn aus'm Hauſe."

Sie nickt mit dem Kopfe und hat eine altkluge Miene, und der große Mund enthüllt die ſchlecht ſtehenden Zähne.

„Mädchen, ich ſage dir, mach mich nich toll!" ruft Retkow, „woher haſt du die Dummheiten bloß?" Er ſchüttelt den Kopf.

„Ich weiß es doch nich allein. In der ganzen Straße wiſſen ſie's ſchon, ſagt die Eicken!"

„Dem Weibe ſchlag ich die Knochen entzwei!" brüllt der Mann.

„Wird ſich ſein hüten — die kommt nich wieder. Un wahr is doch, was ſie ſagt."

Immer auf der Schwelle ſtehend, fluchtbereit, mit dem Blick nach der Ladenthür, ſteht Paula da. Und jetzt öffnet ſich dieſelbe, und eine rundliche, ganz modiſch gekleidete Frau tritt ein. „Un da is Tante Rieke!“ ſagt das Mädchen, „und die nimmt mich mit.“

„Ja — das thu ich! Pack man gleich deine Sachen, Pauleken.“

„Hab' ich all gethan!“

„Da is ja die Frau Schwägerin aus Friedenau,“ verſucht der Grünkramhändler mit einem Lächeln hervorzubringen. „Die Ehre haben wir ja lange nicht gehabt.“

„Wüßte auch nicht, was ich hier zu ſuchen hätte!“ ſagt die Frau. „Wenn's nich . . um das arme mißhandelte Ding wäre. Ich habe ja ganz ſchauderhafte Sachen hören müſſen; die Eicken hat bei mir ein paar Stunden geſeſſen und geweint. Da bin ich denn heute raus gekommen und habe mich vorhin ſelber überzeugt.“ Sie ſchlägt die Hände über'm Kopf zuſammen, der Blumenhut bekommt hierbei einen Stoß und gerät in eine ſchiefe Lage. „Meine arme Schweſter, die ihre Kinder ſo lieb gehabt hat, beſonders Pauleken, die muß ſich ja im Grabe umdrehen!“ Sie überſtürzt die Worte in ihrer Wut. Dorette faßt aufs neue nach dem Arm ihres Mannes, ihre Blicke ſind flehend, ihre Lippen zittern.

„Oho! da hätt' ich auch noch'n Wort zu ſprechen —“ ruft Chriſtian Netkow.

„Kannſt du ja; läßt's aber doch gewiß bleiben. Ich nehm' das Kind mit. Ich kann das nicht anſehn, daß meiner Schweſter Tochter unter ſo einer ſtehn ſoll —“

„Nu hört's auf!“ er rückt ihr näher.

„So einer,“ ſpricht die Frau in dem gelblichen Jacket weiter, „wo ſie nur was Schlechtes lernen muß. Denn was die hinter ſich hat —“

„Nu aber raus!“ ſagt Netkow, „nu ganz plötzlich!“

„Komm, Paula!“ Die hat ſchon längſt den Hut auf, den Kragen umgenommen und nach ihrem Korb gefaßt.

Die Ladenthür fällt zu; eine lange Pauſe. Dann ſteht Dorette auf und tritt zu ihrem Manne hin.

„Ich — ich habe damals nicht gewollt, du weißt es,“ ſagt ſie demütig. „Es iſt nun doch rausgekommen —“

Er antwortet nicht, wirft den Kopf in den Nacken, zieht ſeine Stiefel aus und geht in die Küche.

Robert hat den Vorgang nicht verſtanden, er gähnt, „Paula is immer frech“, meint er. „Und nu erzähl weiter, Muttchen! Laß die man hin nach Friedenau. Nu weiter!“

„Und wie der Hirt einmal ſo da ſaß und nachdachte, wie elend er doch wäre und wie verlaſſen — da — kam —“

Dorette iſt es, als wäre ſie das ſelber gar nicht mehr, die da ſpricht, als höre ſie die Stimme einer anderen — „da — kam“ — —

* * *

Zwei Monate ſind herumgegangen, der erſte Dezemberſchnee iſt gefallen. Robert läuft ſchon wieder über Stock und Stein. Der Grünkramladen von Chriſtian Netkow iſt ſo ſauber wie je aufgeräumt, die alten Kunden ſind treu geblieben, und viele neue hat es dazu gegeben. Die junge, ſanfte Frau hinter dem Verkaufstiſch weiß ſie alle zu befriedigen. Nur, daß man ſie täglich fragt: „Sind Sie denn krank? was haben Sie denn nur? Sie ſeh'n nicht gut aus, Frau Netkown! Sie ſollten man mal'n Doktor fragen.“ — „Es wird ſchon vorübergehen! Es wird ſchon werden!“ antwortet ſie dann, und wenn die alten Frauen ihr umſtändlich erzählen von Lungen- und Leberleiden und wer „es im Kopfe ſitzen hat“ und wer in den Nieren, dann drückt ſie ganz leiſe die Hand gegen ihr Herz.

„Laſſen Sie's man nicht ins Gemüte kommen!“ ſagt die alte verbiſſene Jungfer. „Das iſt das Schlimmſte. Sie ſeh'n ſo aus, als wenn Sie einen heimlichen Kummer hätten! Na ja, das Heiraten, das is nich' immer'n Glück. Rein kommt eine leicht, aber raus nicht wieder!“

Still iſt ſie herumgegangen, all die Wochen, ſeit Chriſtian Netkow kein Wort für ſie gehabt hat. Mit zitternden Fingern hat ſie an die Münſterberg geſchrieben und ihr zu kommen verboten und es ſich ſelber verſagt, das ſüße, kleine Geſicht zu ſehn, nach dem ſie doch ein ſolches Verlangen hat. Das iſt wie eine Buße, das iſt eine Pflicht, die ſie gegen den guten Menſchen übt, der ſie in ſein Haus genommen hat und den es doch nun kränkt

daß man über ſeine Frau etwas zu ſagen hat. Wie das werden wird mit dieſem zehrenden Verlangen in ihr und der mahnenden Stimme, daß Chriſtian Retkow nun doch alle erſten Anrechte an ſie hat, das weiß ſie nicht — einmal muß es ihr das Herz brechen, dies Quälen und Grübeln und Selbſtbezwingen.

Retkow iſt auch ein anderer, ſeitdem ſein eigen Kind gegen ihn aufgetreten iſt und ihn verhöhnt hat. Sie hat ihn nur ſelten noch einmal mit irgend einem Kunden lachen hören; mit ihr ſpricht er nur das Nötigſte. Früh morgens iſt er auf und fährt fort nach der Markthalle und den Gärtnern, und tagsüber ſchafft er ſich ab und während ſie am Abend noch bei der Näh- und Flickarbeit ſitzt, ſucht er müde ſein Bett. „Fleißige Leute," ſagen die Nachbarn, „Sie werden es ſchon zu was bringen."

Robert iſt der allein Luſtige und Zufriedene im Hauſe, er hängt ſeit ſeinem Unfall an der treuen Pflegerin, und Dorette ſtreicht ihm oft über das buſchige Haar und ſieht dabei mit einem verlorenen Blick ins weite. —

Sie iſt in der heutigen Morgenfrühe beſonders blaß, erregt, unruhig. Robert iſt noch in der Schule, im Laden drängt man ſich. Gegen ihre Gewohnheit läßt ſie den einen und andern warten und eilt plötzlich mit einer Entſchuldigung hinaus. Oft ſieht ſie nach der Thür, als erwarte ſie wen. Ein paar Fragen überhört ſie und man muß ihr das Geſagte wiederholen.

„Wenn Sie keine Zeit haben," meint ihre Freundin, die rundliche Haushälterin aus der Maaßenſtraße, „denn brauchen Sie es ja nur zu ſagen. 's giebt noch andere, die gerne darauf Rückſicht nehmen, was man will."

„Doch — doch! — Fräulein, ich bin nur — ich habe nur — ich weiß ſelber nicht —" ſtammelt die junge Frau, ratlos, verlegen. „Ich will's gut machen, ich möchte ſo gerne, daß alle zufrieden ſind mit mir — alle —" und ihre Gedanken ſind entſchieden ſchon nicht mehr bei dem Weißkrautkopf, welchen ſie in den Händen wiegt.

Und dem letzten Käufer ſieht ſie mit einem Seufzer der Erleichterung nach, als er die Klinke der Ladenthür erfaßt. Dann horcht ſie. Das iſt die Stimme ihres Mannes, er ſpricht, auf den Stufen ſtehend, mit jemand draußen.

Ihre Augen werden ganz groß, ihr Atem geht hörbar, ſie läßt die Hände ſinken, ſteht regungslos und dann, wie er hereinkommt, macht ſie ihm ein paar Schritte entgegen.

„Chriſtian!"

Sie hat ihn lange nicht von ſelber angeredet, er blickt ganz überraſcht auf.

„Morgen!"

„Chriſtian — ich — ich habe dir was zu ſagen."

Daß es nicht über mangelnde Vorräte iſt, ſieht er ihr gleich an.

„Na, denn raus mit der Sprache."

„All die Zeit her —" ſie macht eine zuckende Bewegung mit den Schultern, „iſt es hier — nicht ſo geweſen, wie es ſein ſollte."

Er blinzelt ſie nach ſeiner Gewohnheit unter den buſchigen Brauen hervor an.

„Ne — ne!" Und dann legt er ſeine breite Fauſt zuſammengeballt auf den Ladentiſch. „Un' willſt wohl ſagen, daß das anders werden muß", ſtößt er hervor. „Freilich, das — das habe ich ſchon lange eingeſehen."

Sie faltet die Hände unter der Bruſt zuſammen.

„Ja — ja! Und wie du es willſt, ganz, wie du willſt!" ſagt ſie mit ergebenem Ton.

„Na — ja — is gut!" Er wendet ſich ab, ordnet an ein paar Flaſchen auf dem Seitenbord, huſtet und wiederholt: „Habe ich ſchon lange eingeſehn."

Sie ſcheint vergebliche Verſuche zu machen, ein beſtimmtes Wort über die Lippen zu bringen, dann ſtreicht ſie über die Stirn, ſieht plötzlich mutiger aus und tritt nah an ihn heran: „Chriſtian — es iſt — wegen — um Vergebung zu bitten!"

„Ach was!" macht er unwirſch, und dann dreht er ſich auf den Hacken herum und ſieht ihr ſcharf ins Geſicht.

„Wann biſt du denn zuletzt da unten geweſen — in — in Charlottenburg?" Sie ſieht auf den Fußboden.

„Die Woche — vor unſerer Hochzeit zuletzt —" Er zählt an den Fingern und ſagt gar nichts. Ein kleines Mädchen kommt, um Senf zu holen; ſie bedient es, und wie es gegangen iſt, ſieht Dorette ihren Mann wieder an, der ſeine Knie reibt.

„Chriſtian — es iſt ganz ehrlich gemeint, glaub es mir. Chriſtian — das Kind iſt da —“ ſie zeigt nach dem Nebenzimmer.

„W—as?“ macht er gedehnt.

„Ja doch, und ſei gut! Nimm's auf! ich habe dich noch um nichts gebeten — ſei gut —.“

„Frau!“

Dann iſt ſie an der Thür und öffnet ſie und zieht Paula leiſe herein und ſchiebt ſie nach ſeinen Knien hin. „Sie hat's eingeſehen, ſie iſt ganz reumütig wieder gekommen.“

Das Mädchen iſt gewachſen, die Zöpfe hat es um den Kopf gelegt, das macht älter. Der freche Ausdruck iſt nicht mehr in den Zügen, die Augen ſind rot geweint, der Mund zuckt. All das Selbſtvertrauen, das ſonſt in dem jungen Weſen ſteckte, iſt gewichen, der Kopf hängt tief auf die Bruſt herab, und die langen Finger bewegen krampfhaft das Taſchentuch.

„Strafe hat ſie ſchon von ſelber“, fügt Dorette hinzu, „ſie hat es ſchlecht gehabt in Friedenau. Nich' mal ſatt!“

Paulas Name hat in der ganzen Zeit nicht genannt werden dürfen, es war ſein Verbot.

„Das — haſt — du gemeint?“ fragt er, ganz überraſcht blickend.

Sie nickt Paula zu, ſie ſoll's benützen, daß der Vater nicht aufbrauſt.

„Sei gut, Vater —“ ſchluchzt ſie.

„Ich konnt's nich' aushalten, ſie war ſo grob, ſie hat mich geſchlagen — Mutter is viel beſſer —“

Er ſchiebt ſie erſt zurück. „Ja — ja —“ ſagt er, zerſtreut.

„Un' ich will nu ordtlich ſein, Vater — ich hab's Mutter verſprochen. Immer ordtlich. Sei man bloß gut. Sie — Tante Rieke hat geſagt, das ſollt' ich man nich' glauben, daß ich hier wieder her könnte — da hätte die neue Frau den Riegel vorgeſteckt. Gar nich wahr is es geweſen. Sie hat geſagt, ſie wollte dich ſo lange bitten, bis du mich wieder nähmeſt, Mutter hat es geſagt, ganz gewiß!“

„Laß man das Heulen!“

„Chriſtian, ſie iſt doch dein Kind!“

„Na denn — ja — aber jetzt geh mir bloß aus den Augen —“ er ſchiebt Paula zur Seite, und Dorette winkt ihr nach dem Nebenzimmer hin. Netkow ſteht auf und macht ein paar Schritte kreuz und quer durch den Laden; dann bleibt er vor ſeiner Frau ſtehen.

„Wenn du es vergeſſen willſt?“ ſagt er langſam.

„Sie iſt doch noch ſo jung, und ſie hatte es nicht aus ſich. Die andern hatten ſie aufgehetzt.“

Dann geht er wieder wuchtig hin und her.

„Und —“ ſie iſt plötzlich ganz gegen ihre Gewohnheit, redſelig. „Das möchte ich auch nicht verantworten, daß ein Kind um meinetwillen aus ſeinem Vaterhauſe vertrieben wäre!“

Er räuſpert ſich.

„Das muß ich ſagen, den Jungen haſt du ordentlich gepflegt, und das freche Ding nimmſt du in Schutz. Du thuſt an meinen Kindern ſo viel, als wenn es deine eigenen wären —.“

„Mein — eigen —“ murmelt ſie und ſenkt den Kopf. Die Thür von der Straße her wird geöffnet. Netkow ſchenkt ſich einen Schnaps ein und geht dann hinaus.

* * *

Es iſt gegen ſieben Uhr abends. Robert ſitzt und rechnet, und Paula hat den Platz im Laden inne, ganz wichtig und vergnügt zählt ſie und giebt heraus. Dorette iſt in dem Mangelzimmer und ſieht Wäſche nach.

Sie denkt an ihren Mann; die Paula hat ihm doch gefehlt, ſie wußte es ja. Er iſt viel zu weichherzig, es ging ihm nach. Daß er nun beide wieder um ſich hat, das wird ihn froher ſtimmen, wenn er auch an der Schande mit ihr zu tragen hat. Sie iſt nun einmal ſeine Frau — und wenn er ſie wegſchickt — Was mag er nur damit haben ſagen wollen, daß es anders werden muß?

Er kann ſie nicht wegſchicken, hat's ja gewußt, was hinter ihr war, und feſt verſprochen, daß er's ſie nicht fühlen laſſen wollte. Will er ſo ſchlecht Wort halten? Sie zürnt ihm gar nicht einmal — er hat ſich das alles leichter gedacht, als es geworden iſt. Und ſie auch! Sie hat nicht mit der namenloſen Sehnſucht gerechnet, die ſie nach ihrem Guſtel empfindet. Sie ſeufzt tief auf; das Wetter iſt ſchlecht, Schnee und Regen durcheinander, und Netkow bleibt lange. Sie weiß nicht, wohin er iſt, aber eine gute, warme Suppe ſoll er finden. —

Sie horcht auf; da hinten herum kommt er heute? Das thut er ja ſelten, ſind aber doch ſeine Schritte. Den Faden durchziehend, blickt ſie auf, als er über die Schwelle tritt. Er trägt etwas — ſie kann aber nicht unterſcheiden, was es iſt. Was ſoll ſie auch fragen, er iſt der Herr und macht alles recht.

„Hundewetter!“

„Ja!“

Direkt kommt er auf ſie zu, beugt ſich nieder — „bringſt's am beſten gleich zu Bette!“

Dann fühlt ſie ein Gewicht auf ihrem Schoß und aus einem Umſchlagtuch, ihr eignes iſt's, ſieht ſie ein Kindergeſicht an, müde, erſtaunt. —

„Guſtel!“ ſchreit ſie auf, und dann, über die kleinen Glieder hin, neigt ſie ſich zu dem Manne herüber. „Chriſtian — da — du — du?“

Es zuckt in ſeinem Geſichte, er wiſcht mit der flachen Hand über ſeine Lippen.

„Na — ja!“

„Du? o du! Und haſt's ſelber — geholt? Sogar — das Tuch da haſt du mitgenommen?“

„Wer denn ſonſt!“

Und ganz atemlos: „Und es ſoll — hierbleiben! Ich konnt's ja nich mehr mit anſehn, wie du dich gequält und gegrämt haſt. Nu is gut — an den beiden andern haſt's verdient — und die Leute wiſſen es ja doch. Und geht die gar nichts an, ob hier zwei oder dreie ſind!“

„Chriſtian!“ Die hellen Thränen ſtürzen ihr über das Geſicht, ſie nimmt das Kind und tritt zu ihm hin und hält es hoch und ſagt: „Guſtel, mein Guſtel, da iſt dein Vater!“

Von Frauen und über Frauen.

Gebt unſern jungen Mädchen der beſitzenden Stände mehr Luft, Licht und freie Bewegung, und es wird anders werden! Befreit das Atmen ihres Körpers von dem Zwange des Korſetts und das Atmen ihres Geiſtes von dem Zwange überſpannter Schicklichkeitsgebote, dann wird Muskel und Nerv ſich ſtärken, und die vielen bleichen Geſichter werden verſchwinden. Ein junger Mann kann ſich nach dem Staubſchlucken in der Schule austoben, ein gleichaltriges Mädchen aber muß zur gleichen Stunde eine augenverderbende und rückgratverkrümmende unnütze Stickerei als Geburtstagsgeſchenk für eine liebe Tante machen oder wird, obgleich muſikaliſch unbegabt, an den Klavierſtuhl gefeſſelt; draußen aber herumzuſpringen wie der Knabe, iſt dem Mädchen verboten, beſonders ſobald es etwas älter wird, denn „es ſchickt ſich nicht“. Beſeitigen wir dieſe Unſitten, und das Weib der beſitzenden Stände wird auch in körperlicher Beziehung leiſtungsfähig genug werden, um den geiſtigen Wettkampf mit dem Manne aufzunehmen! Prof. Dr. Arthur König (Berlin).

*

Wenn es unſre heilige Aufgabe iſt, nicht uns ſelber nur zu leben, ſondern auch auf das zu ſehen, was des andern iſt, und wenn in dieſer heiligen Aufgabe ein Unterſchied zwiſchen Mann und Frau nicht beſteht, o hat jede hierzu befähigte Frau heutzutage die Pflicht, ſich mit der Frauenfrage zu beſchäftigen.

*

Da der Satz: „Die Frau gehört ins Haus“, heute nicht mehr haltbar iſt, muß unſre Richtlinie vielmehr werden: Die Frau muß in der Welt zu Hauſe ſein. Guſtav Gerok.

Etwas Küchenchemie.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Schluß von Seite 649.

Welchen Wert hat nun das Kochen bei den tierischen Nährstoffen? Bei den vegetabilischen sollte es, wie wir gelegentlich des Kartoffelkochens gesehen haben, die Stärkekörner lockern und für den Übergang in Stärkezucker fähig machen. Denselben Zweck verfolgt das Backen des Brotes. Hier ist Kochen resp. Backen die notwendige Vorbedingung. Nicht so beim Fleisch. Gilt doch rohes geschabtes Beefsteakfleisch, nur durch Pfeffer und Salz genießbar gemacht, für besonders nahrhaft. Wenn wir rohes Fleisch von Fischen und Vögeln nicht genießen können, so ist das nur eine Frage des Geschmacks. In seinem Nährwert wird es durch Kochen oder Braten nicht weiter verändert. Aber gerade beim Braten, wo das Fleisch mit geschmolzenem Fett und etwas Wasser erhitzt wird, bilden sich angenehm riechende und den Geschmack anreizende Substanzen, die als anregende Genußmittel das Verzehren erleichtern. Die chemische Analyse zeigt, daß Rindfleisch nach dem Kochen fast genau soviel Eiweiß- oder Proteïnstoffe und desgleichen Fett enthielt, wie nach dem Braten als Beefsteak oder Kotelett, nämlich etwa 34 Prozent Proteïnstoffe und 7,50 bis 8,21 Prozent Fett (bei 56 bis 57 Prozent Wasser). Dagegen befanden sich im gebratenen Fleisch doppelt soviel, nämlich 0,72 Prozent Extraktivstoffe als im gekochten (0,40); d. h. solche Stoffe, die beim Kochen ins Wasser übergehen, weder zu den Eiweißstoffen, noch zu den Fetten gehören und anregend auf den Geschmack wirken. Fehlt ein Teil von ihnen, wie es infolge des Auskochens beim Suppenfleisch der Fall ist, so schmeckt solches Fleisch fade, man muß mit nachträglich zugesetzten Genußmitteln, Salz, Mostrich u. s. w. den Geschmack aufbessern. Aber hinsichtlich seines Nährwertes steht es dem gebratenen Fleisch kaum nach.

Einen Unterschied macht es, wie jeder Hausfrau bekannt ist, aus, ob das Fleisch, das gekocht werden soll, mit kaltem oder heißem Wasser aufgesetzt wird. Setzt man es mit kaltem Wasser auf, so zieht dies bereits einen geringen Teil löslicher Eiweißstoffe aus dem Fleisch aus, die beim Kochen gerinnen und als graue Flocken auf der Suppe schwimmen. Die Hausfrauen pflegen sie abzuschäumen des schlechten Aussehens wegen; sehr zu Unrecht, da es eben nichts anderes als festgewordene Eiweißstoffe sind. Ferner geht dabei ein großer Teil jener Extraktivstoffe in die Suppe über, die dadurch besonders schmackhaft wird. Will man also eine schmackhafte Suppe erzielen, so muß man das Fleisch mit kaltem Wasser aufsetzen. Einen nennenswerten Nährwert hat Suppe nicht. Eine aus einem Pfund Rindfleisch und 190 Gramm Kalbsknochen hergestellte Suppe wies bei der Analyse auf:

95,18 Prozent Wasser,
1,19 „ Proteïnstoffe,
1,48 „ Fett,

1,83 Prozent Extraktivstoffe,
0,32 „ Asche.

Der Hauptbestandteil ist also Wasser, und das eine Prozent Proteïnstoffe ist in der Hauptsache Leim, da ja die eigentlichen Eiweißstoffe gerinnen und abgeschäumt werden. Aber die Extraktivstoffe und der Gehalt an Kalisalzen, die sich in der vorstehenden Analyse als Asche finden, machen die Suppe wohlschmeckend. Kräuter und Gewürze sind weitere Geschmacksverbesserer. Anders, wenn man das Fleisch mit heißem Wasser aufsetzt. Das siedende Wasser bringt sofort die Eiweißpartien an der Oberfläche des Fleischstücks zum Gerinnen, dieses färbt sich augenblicklich grau. Dadurch werden seine feinen Poren verstopft, und die Extraktivstoffe können nicht mehr aus dem Fleische heraus. Liegt der Hausfrau also mehr an einem guten Geschmack des Fleisches, so benutzt sie heißes Wasser. Die Suppe freilich fällt dabei weniger gutschmeckend aus.

* * *

Nach Suppe und Fleisch pflegen wir noch etwas Käse zu servieren. Was ist Käse? Der hauptsächlichste Eiweißbestandteil der Milch, genannt Caseïn. Er verträgt im Gegensatz zum Hühnereiweiß und den andern im Wasser löslichen Proteïnstoffen, die beim Kochen gerinnen, das Kochen, ohne sich zu verändern. Kommt aber nur die geringste Menge Säure in die Milch, so scheidet sich das Caseïn sofort in Flocken ab. Da nun die Milch zu 4 Prozent Zucker enthält, der bereits bei 20—30° Wärme, also an warmen Sommertagen, in Gährung übergeht, falls die Voraussetzungen dafür vorhanden sind, nämlich gewisse Bazillen, von denen die Luft ja wimmelt, in diesem Falle die Milchsäurebazillen, Zutritt erlangen, so verwandelt sich, eben unter dem Einflusse dieses Bazillus, der Milchzucker in Milchsäure, und damit hat sich in der Milch selbst die Säure gebildet, die aus ihr das Ausscheiden des Caseïns, des „weißen Käse," bewirkt. Bei der Käsebereitung im Großen wartet man nicht erst auf das Hineinfallen von Bazillen aus der Luft in die Milch, um diese zum Gerinnen zu bringen, sondern man setzt das sogenannte Lab hinzu, einen Stoff, der sich in der Haut des vierten Kälbermagens findet, und der die Eigenschaft hat, sofort den sämtlichen Käsestoff aus der Milch auszuscheiden.

Nach dem Käse das Dessert. Wir sahen, wie sich die genossene Stärke unter dem Einfluß der Magensäure in Traubenzucker umwandelt, aus dem der Körper seinen Kohlenstoffbedarf zu entnehmen vermag. Die Stärke brauchte ja nur einmal Wasser aufzunehmen um in Traubenzucker überzugehen: $C_6 H_{10} O_5$ (Stärke) + $H_2 O$ (Wasser) = $C_6 H_{12} O_6$ (Traubenzucker). Durch Kochen von Stärke in Wasser unter Zusatz von etwas Säure wird der Traubenzucker fabrikmäßig dargestellt. Er ist stets syrupartig und dient als passender Ersatz für Honig zur Herstellung der Honig- und Pfefferkuchen, sowie der Bonbons, für die er gerade deshalb besonders geeignet ist, weil er nicht so hart wird, wie der Rohrzucker, der, wie der Name es besagt, aus dem Zuckerrohr gewonnen wird, oder richtiger gewonnen wurde, denn heutzutage wird fast unser gesamter Zuckerbedarf nicht mehr aus dem Zuckerrohr, sondern aus der Runkelrübe gezogen. Altertum und Mittelalter hatten nur den Honig zur Verfügung, um ihre Speisen zu süßen. Venetianische Kaufherren brachten zwar bereits zur Zeit der Kreuzzüge das Zuckerrohr nach Europa; jedoch verstand man damals nur den sehr süßen Saft der Pflanze durch Auskochen zu gewinnen, also eine Art Syrup; und erst um 1400 gelang es, daraus den festen Zucker zu erhalten. Noch ein Jahrhundert

ſpäter lernte man ihn durch Raffination verfeinern, d. h. man löſte den bereits gewonnenen feſten Zucker noch einmal, klärte die Löſung, kochte ſie abermals ein und ließ dann den Zucker aus der jetzt ganz klaren Flüſſigkeit auskryſtalliſieren. Die zurückbleibende Flüſſigkeit, die „Mutterlauge," enthält noch ziemlich viel Zucker gelöſt, der nicht mehr auskryſtalliſieren will, und das iſt der Syrup.

Da entdeckte 1747 der Berliner Chemiker Marggraf, daß die Runkelrübe denſelben Zucker enthalte wie das Zuckerrohr, und Achard, ein Verwandter von ihm, verſuchte auch alsbald die fabrikmäßige Zuckergewinnung auf dieſem Wege. Dieſe Rübenzuckerfabrikation iſt ſeitdem auf eine ſtaunenerregende Höhe gelangt, der Zucker durch die Vervollkommnung der Methode immer beſſer und billiger geworden. Noch im Jahre 1836 brauchte man zur Gewinnung eines Zentners Zucker 18 Zentner Rüben, 1842 nur noch 16, 1857 noch 12, 1871 noch 11, und ſeit 1894 braucht man nur noch $7\frac{1}{2}$. Marggraf hatte den Zuckergehalt der Rüben mit 6 Prozent gefunden, durch paſſende künſtliche Düngemittel bringen wir ihn heute auf 14—16 Prozent.

Mit konzentrierten Zuckerlöſungen konſerviert man bekanntlich eingemachte Früchte. Iſt die Löſung aber nur ſchwach zuckerhaltig, ſo geht ſie, wenn ſie längere Zeit an der Luft ſteht, in Gärung über: ſie brauſt auf, und ein Bodenſatz ſcheidet ſich ab; die vorher ſüße Flüſſigkeit aber iſt nun ein „gegorenes Getränk," das berauſchend wirkt. Das Aufbrauſen geſchieht durch Kohlenſäure, die ſich bei dieſem Prozeß bildet, der Bodenſatz iſt Hefe, und die berauſchende Wirkung der gegorenen Flüſſigkeit beruht auf der Bildung von Alkohol. Chemiſch ſtellt ſich der Prozeß des Zerfallens von Zucker in Kohlenſäure und Alkohol ſo dar: $C_6\ H_{12}\ O_6$ (Zucker) $=$ $C_2\ O_4$ (oder 2 CO_2, 2 Moleküle Kohlenſäure) $+$ $C_4\ H_{12}\ O_2$ (oder 2 $C_2\ H_6\ O$, 2 Moleküle Alkohol). Alle Gärung wird durch überall in der Luft vorhandene kleinſte Lebeweſen veranlaßt, in dieſem Fall durch den Hefepilz, Saccharomyces cerevisiae, der in die zuckerhaltige Flüſſigkeit hineinfällt, hier zu wuchern beginnt und dabei den Zucker in Kohlenſäure und Alkohol zerſetzt. Am leichteſten vergärt auf dieſe Weiſe der Moſt, d. h. die ſüße Flüſſigkeit, die man durch Auspreſſen von Weintrauben gewinnt. Das „gegorene Getränk," das dabei entſteht, iſt der Wein. Er kann Alkohol bis zu 16 Prozent enthalten. Sobald ſich mehr bildet, ſtirbt die Hefe ab. Die Weine, deren Alkoholgehalt größer iſt, ſind künſtlich mit Spiritus verſetzt, teils um ſie haltbarer zu machen, teils „um dem uſuellen Geſchmack, den das Publikum mit dem Namen gewiſſer Weinſorten verbindet, immer wieder zu genügen." Deutſche und franzöſiſche Weiß- und Rotweine haben 6—12 Volumprozente Alkohol, ſüdliche Weine, wie Samos, Tokayer, Malaga circa 15 Prozent; Madeira (19,12 Prozent), Portwein (19,82) und Sherry (21,22) ſind bereits mit Alkohol verſetzt. In den ſehr ſüßen ſüdlichen Trauben vergärt nicht der ganze Zuckergehalt, infolgedeſſen enthalten die aus ihnen gewonnenen Weinſorten noch freien Zucker; der Malvaſier bis zu 36,40 Prozent, Tokayer Ausbruch 25,34, Malaga 15,5, Sherry nur noch 2,04. Die ſogenannte Blume des Weines, jenes feine Aroma, das ſich bei ſeinem Lagern immer mehr ausbildet, iſt auf gewiſſe chemiſche Verbindungen ſehr komplizierter Natur zurückzuführen, die zum Teil noch nicht analyſiert worden ſind.

Den Alkohol aus dem Wein als das berauſchende Prinzip abzuſcheiden auf dem Wege der Deſtillation oder Verdampfung gelang ſchon den Arabern im 8. Jahrhundert. Sie bewunderten zuerſt am meiſten die Brennbarkeit dieſes ſcheinbaren Waſſers und gaben ihm den Namen Alkohol. Die Europäer hielten es für den „Geiſt

des Weines," spiritus vini oder kurzweg Spiritus. Den ausgekochten Rückstand nannten sie Phlegma, woher das Schillersche Wort stammt: „Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben." Um 1500 herum erfand man dann, wie es scheint in Süddeutschland, ein Verfahren, Spiritus auch aus Getreide zu gewinnen, den sogenannten Kornbranntwein — obgleich er schon seit Anbeginn nicht aus reinem Roggen, sondern stets aus Roggen und Gerste zusammen gebrannt wurde. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts lernte man aus Kartoffeln Spiritus bereiten. Der chemische Prozeß bei der Getreide- wie der Kartoffelbranntweinbrennerei ist immer Überführung des Stärkegehaltes in Zucker und Vergärung der zuckerigen Lösung, der sogenannten Maische, unter dem Einfluß der Hefe. Die für die Spiritusgewinnung verfügbare Stärke von einem mit Kartoffeln bepflanzten Hektar Land beträgt 2 880 Kilogramm, während ein Hektar Roggen nur 1 040 Kilo Stärke liefert. Das ist der große Vorteil der Kartoffelschnapsbrennerei. Nun liefert die Kartoffelmaische allerdings keinen reinen Alkohol, der wie der aus Most oder Getreide gewonnene einen angenehmen Geruch und Geschmack hat, sondern einen durch die sogenannten Fuselöle verunreinigten. Aber durch Verdünnung auf 50 Prozent Alkoholgehalt (der rohe Kartoffelspiritus hat 80 Prozent Alkohol und 20 Prozent Wasser), Filtration über Holzkohle, die die Eigenschaft hat, Flüssigkeiten zu entfärben und von allen fremdartigen Bestandteilen zu reinigen, und durch Konzentration auf 96 Prozent erhält man schließlich ebenso fuselfreien Alkohol, wie es der Wein- oder Getreidespiritus ist. Die Darstellung von 100prozentigem, also wasserfreiem, „absolutem" Alkohol geschieht durch Hinzufügen von gebranntem Kalk, der ihm den sämtlichen Wassergehalt nimmt.

Verdünnt man den Spiritus wieder, gibt Zucker und irgend eine Fruchtessenz zu, so erhält man Liqueure. Auch kann man den Spiritus auf Pflanzenblüten gießen und nachher wieder abzapfen, worauf er ebenfalls den Geruch und Geschmack der betreffenden Pflanzen angenommen hat. Nicht so einfach ist das bei Cognac, Arrak und Rum. Diese drei werden vielmehr durch direkte Destillation aus vergorenen Flüssigkeiten gewonnen, der Cognac aus Wein — seine gelbe Farbe erhält er von den Eichenfässern, in denen er lagert — der Arrak aus vergorenem Reis, ganz ähnlich wie der Kornbranntwein aus Roggen- und Gerstenmaische, der Rum aus Zuckerrohr. Bei der Destillation sich mit verflüchtigende chemische Verbindungen, wie sie schon dem Weine die „Blume" verliehen, geben auch diesen drei Spirituosen das besondere Aroma.

Von den dreien ist Cognac am wenigsten alkoholhaltig (53,82 Prozent), Rum am stärksten (77,62); Arrak hat 60,74 Volumprozente Alkohol. (Getreidekümmel 33,90; Benediktiner 46,20, dazu aber noch einige 30 Prozent Zucker, der jenen ganz fehlt.)

Ein Nahrungsmittel ist der Alkohol kaum, indes ist er sehr wohl geeignet, bei Kranken, die andere Nahrungsmittel nicht mehr aufnehmen wollen, den Kräfteverfall aufzuhalten. Während der geschwächte Körper Kohlenhydrate, Fette und Eiweißstoffe nur noch schwer zu verwerten vermag, kann er den viel leichter oxydierbaren Alkohol noch zersetzen, in Wärme und lebendige Kraft umwandeln.

Wo in Europa kein Wein mehr wächst, hat man in früheren Zeiten Meth, später Bier herzustellen gelernt. Der chemische Prozeß ist wieder der des Vergärens einer zuckerhaltigen Flüssigkeit, der sogenannten Würze, die man gewinnt, indem man Gersten-

malz (beim Berliner Weißbier Weizenmalz) d. i. gekeimte und dann gedörrte Gerste, in Bottichen mit 50—70° warmem Waſſer übergießt und, um das Getränk ſchmackhaft zu machen, etwas Bitteres zufügt. Dazu dient heutzutage überall Hopfen, der ſeit dem 9. Jahrhundert ſchon am Rhein zu dieſem Zweck angebaut wird. In Oſtpreußen, wohin die Kenntnis des Hopfens erſt viel ſpäter gelangte, bediente man ſich noch das ganze Mittelalter hindurch an ſeiner Statt der Eichenrinde. Die Gärung geſchieht in der Bayriſchbierbrauerei bei 6°—8°, vollzieht ſich ſehr langſam, und die Hefe bleibt unten am Boden der Bottiche liegen; das Bier iſt „untergärig.“ In der Braun- und Weißbierbrauerei vollzieht ſich die Gärung ſehr heftig bei einer Temperatur von 12°—25°, unter ſtürmiſcher Kohlenſäureentwicklung, die die Hefezellen nach oben reißt: Braun- und Weißbier ſind „obergärige Biere.“ Die Nachgärung im geſchloſſenen Gefäß verſieht das Bier mit Kohlenſäure, die übrigens nur etwa zwei Zehntel Prozent dem Gewichte nach ausmacht. Der Alkoholgehalt beträgt 3—3½ Prozent, bei Weißbier nur 2½, bei Porter 5,35. Dann iſt außer beim Weißbier noch etwas Zucker enthalten und geringfügige Aſchenbeſtandteile, der Reſt, 91—92 Prozent iſt Waſſer (Porter nur 87,10).

Oxydierter Alkohol geht in Eſſigſäure über. Die Oxydation, d. h. Veränderung, Zerſetzung durch Aufnahme von Sauerſtoff — alles Verbrennen, Verweſen, Verroſten iſt Oxydation, jenes eine ſehr ſchnelle, unter Feuererſcheinung, dieſes eine ſehr langſame — kann ſchon durch den gewöhnlichen Luftſauerſtoff erfolgen, wenn in die alkoholiſche Flüſſigkeit ein Pilz, Mycoderma aceti, der wie ſo viele Pilze überall in der Luft iſt, hineinfällt. Deshalb wird Bier, das offen an der Luft „abſteht,“ ſauer. Noch heute ſtellt man ſo den Weineſſig dar. Man gießt einen Eichenholzbottich zu zwei Dritteln mit Wein voll, der nicht mehr als 10 Prozent Alkohol enthalten darf. Stärkerer Wein müßte erſt verdünnt werden. In Zweidrittelhöhe ſind Löcher angebracht, durch die Luft zu dem Wein tritt. Etwas ſiedender Eſſig beſchleunigt den Übergang des Weins in Eſſig, in etwa 14 Tagen iſt die Flüſſigkeit vollſtändig in Eſſig übergegangen, ſie wird abgezapft und durch neuen Wein erſetzt. Der Weineſſig enthält 5,37 Prozent Eſſigſäure, gewöhnlicher weißer Eſſig 4,63 und brauner nur 3,53. Auf etwas anderm Wege, durch langſames Tröpfeln von Alkohol über eſſiggetränkte Buchenſpähne bei Luftzutritt — ein Verfahren, das in den zwanziger Jahren aufkam — erhält man einen doppelt ſo ſcharfen Eſſig, den ſogenannten Sprit, der 10,30 Prozent Eſſigſäure enthält.

So wären wir auf unſerer Exkurſion durch die Küchenchemie an der Hand Laſſar-Cohns, ausgehend von der Kartoffel, bis zum Eſſig gekommen, hätten ſomit für unſer Menü ſogar die Hauptingredienzien zu einem ſoliden Kartoffelſalat beiſammen.

Der Inhalt des Laſſar-Cohnſchen Büchleins wäre damit noch lange nicht erſchöpft. Giebt es uns doch nicht bloß die chemiſchen Vorausſetzungen für die Vorgänge bei der Bereitung und Aufnahme der Nahrungsmittel, ſondern auch für all die Hunderte anderer Dinge, mit denen unſer Auge und unſere Hand tagtäglich in Berührung kommen. Und ſelbſt, wenn wir uns auf das Kapitel Küchenchemie beſchränken, ſo können wir aus dem Büchlein noch über vieles Aufſchluß erlangen, worüber wir nunmehr nachzudenken angeregt werden, nachdem uns der Autor einmal in die Werdeprozeſſe aller uns umgebenden Dinge einen Blick hat thun laſſen. Da iſt eben das Mädchen dabei, das Küchengeſchirr zu reinigen, mit Seife und Soda. Laſſar-Cohn erzählt uns die intereſſanteſten Dinge über die mühevollen Verſuche der künſtlichen

Sodabereitung, die seit dem ersten Preisausschreiben der Pariser Akademie im Jahre 1775 solche Fortschritte gemacht hat, daß jetzt 1000 Kilo Kristallsoda zu 60 Mark ab Fabrik verkauft werden, während sie noch 1814 1200 Mark kosteten. Die Geschichte der Seife weiß er bis auf die Zeiten Plinius des Älteren zurückzuführen, der davon spricht, daß man in Germanien durch Kochen von Asche mit Fett eine Salbe bereite, allerdings nur als Medikament, während sie als Reinigungsmittel erst etwa im zweiten Jahrhundert nach Christo in Anwendung kommt. Um das Jahr 1000 hat die Stadt Marseille bereits eine blühende Seifenindustrie, der eine eigentliche Konkurrenz erst in der venetianischen Fabrikation im 15. Jahrhundert erwuchs, von welcher Zeit ab sich die Kunst ihrer Herstellung allmählich über die ganze Welt verbreitete.

Unser Mädchen scheuert nun die Messer und Gabeln am Putzziegel, und wir erfahren in einem erschöpfenden Vortrag, was ein solcher Ziegel ist; und im Anschluß daran ergiebt sich die Kunde von der Herstellung all der Töpferwaren, die uns auf den Regalen und in den Schränken unserer Küche umgeben, ob sie nun aus Steingut oder Glas, Majolika oder Porzellan sind. Die Messer und Gabeln selbst regen uns zum Nachdenken über die Gewinnung von Stahl und Eisen an, und damit über Herstellung aller möglichen anderen Metalle und Metallegierungen, die in unserem Alltagsleben eine Rolle spielen. Inzwischen ist das Mädchen bereits dabei, die gesäuberten Geschirre und Bestecke abzuspülen und abzutrocknen. Und da legt uns unser Buch sogleich eine gründliche Betrachtung nahe über hartes und weiches Wasser, über das Was und Wie der verschiedenen Handtücher, Trocken- und Putzlappen, über das Was und Wie von Wolle, Baumwolle, Seide, Leder ꝛc., über Wäscherei und Bleicherei, Färberei und Gerberei. In der Küche spielt die Feuerung eine der erheblichsten Rollen, und das Büchlein unterrichtet uns über Holz und Kohle, Gas- und Koksfeuerung. Kurz, es ist kaum ein Gegenstand oder ein Vorgang des täglichen Lebens, über den das Buch Lassar-Cohns nicht erschöpfenden Aufschluß gäbe; und mehr als das: es erzieht zum Nachdenken über die uns umgebende allernächste Außenwelt, in der nichts geringfügig genug ist, um nicht auch an ihnen, den Alltäglichkeiten des Lebens erkennen zu lassen, daß die großen allgemeinen Naturgesetze im Allerkleinsten so gut Geltung haben und dort nicht minder interessant sind als im unermeßlichen kosmischen All.

Digitized by Google

Der Brüſſeler Internationale Frauenkongreß.

Von

Eliſabeth Winter.

Nachdruck verboten.

Die ſo ſchnell ſich folgenden internationalen Frauenkongreſſe — Chicago, Paris, Berlin, Brüſſel — legen einem die Frage nach der Bedeutung ſolcher internationalen Verſammlungen für die Frauenſache nahe.

Nationale Verſammlungen haben ohne Zweifel eine große Bedeutung, und zwar nicht nur für die Verbreitung der Idee im allgemeinen. Es gab zwar eine Zeit, wo ſie nicht viel mehr bewirkten. Beſonders die deutſchen Frauen haben ſich lange bei ihren Frauentagen des Gedankens getröſten müſſen, daß die Ideenſaat in den Geiſtern Wurzel ſchlage zu langſamer Weiterentwicklung; ihren Gedanken praktiſche Folgen zu geben, daran hinderte ſie nicht ſelten der Jahrzehnte hindurch für ſie hoffnungsloſe Zuſtand auf deutſchem Boden.

Heute iſt das anders. Man kann langſam mit der praktiſchen Durchführung der einzelnen Gedanken beginnen, die in ihrer Geſamtheit die Idee „der neuen Frau", der Frau, die der Welt im großen iſt, was die Mutter dem Hauſe, verwirklichen ſollen. Mit bewundernswerter Zähigkeit ſahen wir die großen nationalen Frauenverbände an dieſe Arbeit gehen; in Amerika und England beſonders iſt gewaltige Vorarbeit geleiſtet, bis man jetzt den Schlußſtein: das Frauenſtimmrecht, dem Gebäude einzufügen bereit ſteht.

Aber auch Deutſchlands Frauen verdienen alle Anerkennung. Der junge „Bund deutſcher Frauenvereine" kann in den verſchiedenen von ihm begründeten Kommiſſionen auf eine tüchtige Thätigkeit und bereits auf die erſten Erfolge zurückblicken. — Die Erwerbsthätigkeit der Frau iſt durch deutſche Frauenvereine und durch einzelne hervorragende Frauen mächtig gefördert, die Studienfrage faſt unter Dach gebracht worden. Die ſelbſtändige Auffaſſung der Frau hat überall Fortſchritte gemacht; Gretchen am Spinnrad, Gretchen, die in allen Sachen „ja" ſagt, hört ſo auf, der Typus der deutſchen Frau zu ſein.

Ohne Zweifel haben dazu die öffentlichen Frauentage als Erziehungsmittel mächtig mitgewirkt. Die öffentliche Rede zwingt zur Selbſtkontrolle; man darf nichts ſagen, was man nicht beweiſen, nichts verheißen, was man nicht erfüllen kann. Die Debatte bringt alles ſeichte Räſonnement, jede Übertreibung, jede Unwiſſenheit an den Tag; man kann in jedem Augenblick gemahnt werden, die praktiſchen Konſequenzen ſeiner Worte zu ziehen.

Das fällt bis zu einem gewiſſen Grade bei den internationalen Kongreſſen fort, beſonders wenn, wie in Berlin und Brüſſel, die Praxis der Zehnminutenreden ohne Debatten angenommen wird, die freilich ſchließlich mit Recht in Brüſſel durchbrochen wurde. Der Umſtand ferner, daß man ſich Zuhörern gegenüber findet, bei denen man Kenntnis der Einzelheiten des Gegenſtandes, den man behandelt, nicht vorausſetzen kann, zwingt dazu, die Konturen grob zu halten; praktiſche Konſequenzen werden nicht gezogen; Übertreibungen und Auslaſſungen können vom

Digitized by Google

Publikum nicht kontrolliert werden. Das alles stumpft das Gefühl der Verantwortlichkeit ab; Worte von größter Tragweite werden unbekümmerter in die Verhandlung hineingeworfen — wie z. B. in Brüssel das in seiner sozialpolitischen und sittlichen Bedeutung schwerlich durchdachte Verlangen, daß der Staat die Eltern unehelicher Kinder von aller sittlichen und praktischen Verantwortlichkeit entlaste und sie auf die Gesamtheit abwälze (eine Anschauung, gegen die Madame d'Ervieux, Frau Schook-Hauer und Professor Bridel mit Recht protestierten).

Dem allem stehen Vorteile gegenüber. An fremden Zuständen lernt man die eigenen erst recht kennen. Aber freilich kann man diese fremden Zustände aus Zehnminutenreden (es war doch charakteristisch, daß eine Rede von Dreiviertelstunden in Brüssel als unerträglich lang bezeichnet wurde), denen keine Debatten zu gründlicherem Eindringen folgen, nicht annähernd so gut kennen lernen, als aus gedrucktem, sorgfältig gesichtetem Material. Und alles in allem genommen, denke ich, waren die Amerikanerinnen sehr weise, als sie für den großen von Amerika ausgegangenen International Council nur alle fünf Jahre einen internationalen Kongreß ansetzten. Fünf Jahre Arbeit in der Heimat, dann persönliche internationale Fühlung — das erscheint vorläufig durchaus ausreichend für das Bedürfnis der Frauenbewegung.

Fast scheint es auch, als habe man diese Empfindung vielfach gehabt; die im ganzen schwache Beteiligung am Brüsseler Kongreß wies darauf hin. Die belgischen Frauen hatten zwar alles gethan, um den Delegierten der fremden Nationen und sonstigen Teilnehmerinnen einen freundlichen Empfang zu bereiten und ihre Länder in ihnen zu ehren. So war aus Deutschland Frau Lina Morgenstern gleich in das Ehrenpräsidium gewählt worden.

Die Leiterin des ganzen Kongresses, Fräulein Dr. jur. Maria Popelin, Vorsitzende der belgischen Frauenrechtsliga, zeigt einen feingeschnittenen Charakterkopf, dem man den Idealismus ansieht. Das belgisch-französische Element herrschte, wie natürlich, vor; man sah Madame Vincent, Madame Martin, Madame Chéliga, Madame Potonié-Pierre, Mademoiselle Marie Parent, Madame Kergomar u. a. Dieser Umstand sowie die Wahl der Themen — die Frauenrechtsfragen beherrschten das Programm — ließen die Verhandlungen stellenweise einen recht lebhaften Charakter annehmen, besonders als seitens der Vertreterin der „Egalité" der an und für sich recht begreifliche Wunsch ausgesprochen wurde, es möge nach jedem Vortrag wenigstens eine Abstimmung stattfinden, damit man Resultate mit nach Hause nehme.

Die deutschen Rednerinnen (Frau Proelß, Frau Stritt, Frau Morgenstern, Frl. Augspurg, Frau Cauer, Frau Bieber-Böhm) hatten ihre Hauptkraft gegen das Familienrecht des bürgerlichen Gesetzbuchs gerichtet. Unter lebhaftem Beifall wandten sich Frau Proelß und Frau Stritt gegen die unwürdige Stellung, die der verheirateten Frau darin zugewiesen wird. Über die rechtliche Stellung der Frau in ihrem Vaterlande sprach auch Miß Emily Hill. Bei der Behandlung der ökonomischen Lage der Frau beteiligten sich außer Frau Bieber-Böhm, die über die Zulassung der Frauen zu den Berufen sprach, vorzugsweise französische Rednerinnen. Besonders ergreifend wirkten die Schilderungen, die Madame Chéliga, Mitglied der französischen „Union universelle des femmes", von der traurigen Lage der Frauen der Arbeiterklasse gab. Ihre Worte: „Wenn die Frauenbewegung nicht ein Kunstprodukt ohne Bestand werden soll, muß sie in erster Linie die Arbeiterinnenfrage berücksichtigen, die Arbeiterinnen organisieren und die öffentliche Aufmerksamkeit auf die scheußlichen Zustände in den

Vagnos der Frauenarbeit lenken“ fanden lauten Widerhall. Auch die Holländerinnen, durch Frau Drucker als Rednerin vertreten, traten beſonders für die ökonomiſche Hebung der Lage der Frauen ein. Sehr ſchätzbares poſitives Material brachte Louis Frank über die traurige Lage der Arbeiterin in Belgien und Frankreich; er machte eine Reihe von Vorſchlägen zur Abſtellung der gröbſten Mißſtände. Über die Armenpflege ſprachen Frau Morgenſtern, Madame Moriceau, Madame Kergomar u. a.; mit Recht warnte erſtere vor der Art von Almoſen, die Paulſen unter die Rubrik „fahrläſſige Wohlthätigkeit“ bringt.

Unter den Frauen ſah man auch eine Anzahl von Männern, u. a. den Soziologen Novicow, den bekannten Profeſſor der Rechte Bridel, den Advokaten Louis Frank, Jules Alix und den däniſchen Abgeordneten Bajer, der gleich nach der Eröffnung des Kongreſſes auf die Vorteile einer feſten internationalen Organiſation hingewieſen hatte, die an die Stelle der nur loſe zuſammenhaltenden Kongreſſe zu treten hätte. Ob in der That ihre Zeit ſchon gekommen iſt? Und ob der Ausbau der Sache im eigenen Lande, der doch immer die kulturellen Beſonderheiten, die geſchichtlichen Vorbedingungen als Fundament behalten muß, ſoll er nicht einſtürzen, nicht unter einer ſolchen Organiſation jetzt noch leiden würde? Der Tag des abſoluten Kosmopolitismus ſcheint uns doch noch kaum zu dämmern. Durchführbarer erſcheinen die Pläne, die mehrfach in Bezug auf eine internationale Korreſpondenz entwickelt wurden.

Der Berichterſtatter des Figaro — im übrigen nicht viel unterſchieden von den vielen Männern, die die Frauen auch auf ſolchen Kongreſſen nur nach ihrer mehr oder weniger koketten Kleidung abſchätzen, nach den „sourires et regards capables de convertir les plus obstinés“, nach dem Grade, in dem ſie ihnen „séduisantes“ erſcheinen, — ſpricht, wie mir ſcheint mit einigem Recht, ſeine Verwunderung darüber aus, daß bei allen Rechten, die verlangt wurden, eins nicht verlangt wurde, ohne das die anderen nichts ſind: das Stimmrecht. Zwar wurde gelegentlich ſeiner Erwähnung gethan. Der Bemerkung von Frau Stritt, daß die Stellung der Frau nur dann eine andere werden könne, wenn ſie in der Geſetzgebung vertreten ſei, folgte „minutenlanger lebhafter Beifall“. Aber einen Punkt der Tagesordnung bildete die Frage nicht, was um ſo überraſchender erſcheint, als ſeit dem Februar England lebhaft davon bewegt wird und die überaus unwürdige Weiſe, mit der ſich das engliſche Parlament um die dritte Leſung der Bill für das Frauenſtimmrecht herumgedrückt hat, noch als friſche Wunde im Gedächtnis ſtand. Wenn irgend etwas, ſo iſt das Frauenſtimmrecht ein Gegenſtand für internationale Kongreſſe. Denn damit und nur damit wird die Axt thatſächlich an die Wurzel des Übels gelegt.

Digitized by Google

Jugendzeit.

Johannisgedanken

von

Marie Hecht.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar. Rückert.

Nachdruck verboten.

Sommersonnenwende! Wieder einmal ist Frühlingsblühen und Frühlingspracht vorüber. Langsam und gelassen nimmt das Jahr den vollen Kranz vom Haupt, legt den reichen Blütenschmuck ab und blickt still und entschlossen hinaus in die kommenden Tage, die erproben sollen, ob es genug der Kraft gesammelt habe in der fröhlichen, duftigen Frühlingszeit. Sturm und Regen und Sonnenschein hat es ertragen beim Schaffen und Wirken für die junge Saat, die nun kräftig in den Halm geschossen ist, beim Mühen und Sorgen um die Früchte, die der Reife entgegenschwellen. Freudig langt es nach der Sense, sie in sommerlicher Glut, im Schweiße des Angesichts zu schwingen; ist doch sein Arm stark und seine Hand fest. Kein sentimentaler Rückblick auf die entschwundene Zeit voll Frühlingslust und Frühlingsleid. Für die stetige, schöne Entwicklung des Jahres in seinem natürlichen Werdegang paßt es nicht, das Wort des Dichters: „O, wie liegt so weit, o, wie liegt so weit, was mein einst war.“ — Es ist alles, alles sein. — Die Keime, die es gehütet und gepflegt, sind zu stolzen Blütenstengeln und würzigen Kräutern geworden, die zarten Blättchen haben sich zum schützenden, schattenspendenden Laubdach zusammengeschlossen. Mit „vollen Kisten und Kasten“ tritt das Jahr in den Sommer ein. —

Sommersonnenwende! Sie kommt auch in jedwedem Menschenleben. — „Was die Schwalbe singt, was die Schwalbe singt,“ tönt dann nicht mehr von Frühlingsahnen und Frühlingshoffen, sondern von Entfaltung und Vollendung des Seins in der reifenden Schwüle des Sommers, inmitten seiner mächtig pulsierenden Lebensfülle. — Aber in den jugendlichen Herzen müssen unter dem milden Frühlingsstrahl Pflichtgefühl und Gerechtigkeitssinn, Schaffensfreudigkeit und Ausdauer entwickelt sein, daß es nicht heiße, sobald die Sonne sticht und die schwere Sommerarbeit beginnen und der Schatz an Kraft hervorgeholt werden soll: „Alles leer.“ —

Drum die ernste Mahnung des Johannistages, wenn die Feuer flammen auf den Höhen nach der Väter uraltem Brauch: „Nützet die Jugendzeit, ihr jungen, hoffnungsfrohen Menschenkinder; wachet über ihnen, ihr Alten, Bedächtigen, daß ein tüchtiges Geschlecht dereinst in eure Fußstapfen trete, über euch hinauswachse in freudiger Vollkraft.“ —

Leichter ist solche Aufgabe zu lösen gegenüber dem Jüngling, dem das Leben sich fast schon an der Schwelle des Knabenalters öffnet, den es trägt und erzieht, der nur festzustehen hat in dem Ansturm schimmernder Lebenswogen, gegenüber dem Mädchen, das, an der Hand der Notwendigkeit, fast noch ein Kind, die Vorbereitung beginnt aufs — Brotverdienen. Aber jene freundlichen Mädchengestalten, die heiter und fröhlich, ohne den Druck der Sorge und des bittern Lebensernstes im Schutz und Schatten des Elternhauses ihre Jugend verleben, wie steht es mit ihnen? Wie bereiten sie sich vor auf den Tag der Sommersonnenwende? —

Unser Jahrhundert hat eine mächtige Entwicklung, eingreifende Veränderungen fast aller Verhältnisse gebracht. Seine scheidende Abendsonne beleuchtet gar andere Bilder als der junge Morgen. Zu den Aquarellen, den Bleistiftzeichnungen vergangener Tage, stehen in scharfem Kontrast die Augenblicksphotographien, die farbenfrohen Gemälde der letzten Jahre. Bilder aus dem Mädchenleben von einst und jetzt, wie sind sie verschieden! —

I.

Früh, recht früh schon springt die flinke, fröhliche Lotte aus dem schmalen Bett in dem kleinen Stübchen, das sie mit der heranwachsenden Schwester teilt. — Weißgetünchte Wände, an denen als einziger Schmuck ein seltsames Gebilde hinter Glas und Rahmen prangt, ein Blütenkranz, hergestellt aus Körnern und Kernen, Gewürznägeleien und Zimmetstangen, Mutters vielbewundertes Kunstwerk aus ihrer Jugendzeit, ein epheuumranktes Fenster, dessen kurze Mullgardine sich jetzt im Morgenwind bläht, die notwendigsten, allereinfachsten Möbel: das ist Lottens trautes Heiligtum. — Leise, leise, damit Dörtchen nicht erwache, muß das Ankleiden vor sich gehen. Diese Morgenstunde ist Lottens Geheimnis und ihre Lust. Mit dem Strickzeug in den fleißigen Händen — ohne dasselbe wäre Lesen undenkbar — sitzt sie am geöffneten Fenster, und vor ihr liegt das Buch, das herrliche Buch, daß sie einführt in die Zauberwelt der Romantik, aus dem sie die köstlichen Lieder lernt, die in ihr wiederklingen während des ganzen Tages, das Buch mit moralisch belehrendem Inhalt, das der klugen Lotte viel Stoff giebt zum Nachdenken. Bei Tage würde solche Zeitverschwendung von Mütterchen nicht geduldet werden, und Lotte selber könnte sie sich nicht verzeihen. —

Schon sieben Uhr. „Dörtchen, steh' auf. Ich laufe nun hinunter, beim Anziehen der Kleinen und beim Frühstück zu helfen." — Gottlob, die Jungen wären glücklich zur rechten Zeit auf den Schub gebracht; nun schnell mit Besen und Wischtuch in die gute und in Vaters Stube; da richtet die Sonne zu leicht Unfug an beim Reinmachen. — Und dann geht es in den Hühnerstall und nach kurzem Besuch bei der schönen weißen Kuh, ehe die mit den Gefährtinnen hinauszieht auf die Stadtwiesen, in den Milchkeller, und . . . „Kind, heute muß die Kartoffelstärke gemacht werden und Sanne mithelfen, du mußt das Essen schon allein besorgen. Meinst du mit den Bohnen nicht fertig werden zu können, so mag Dörtchen eine Stunde früher aus der Schule kommen und dir schneiden helfen; das thut nichts." — „O, nicht doch, Mutter, ich werde alles beschicken." —

Am Nachmittag führt die flinke Hand die Nadel, Stich um Stich; wie die Nadel fliegt! Vaters Hemden müssen fertig werden. Verstohlen prüft die stolze Mutter des Töchterchens Arbeit. Solche Kappnaht, so schmal und rund, wie ihre Lotte, macht doch kein anderes Mädchen, und der Saum erst, Faden unten und Faden oben im Kreuz aufgenommen, nicht ein einzig mal vom Faden abgewichen; es ist eine Pracht. — „Höre, Lottchen, nun müssen wir es auch wegen der großen Herbstwäsche überlegen." — „Ich dächte, Muttchen, wir wollten am nächsten Montag seifen und einweichen?" — „Ja, sieh mal, Kind, da kommt uns Vaters Geburtstag in die Quere. Wir haben dann nicht Zeit genug, all die Kuchen zu backen." — „Das ist wahr. — Weißt du, dann lassen wir die Wäsche für übernächste Woche, nehmen morgen gleich die Glasäpfel ab — sie sind reif genug — und gehen ans Schälen und Saftpressen und Mußeinkochen." — „Ja, so wird es am besten sein." Und Mutter versenkt sich in eine Berechnung der diesmal zur Wäsche kommenden Tischtücher und Bezüge, aber Lotte hat ihre besondren Gedanken. Das weiße Kleid muß in dieser Woche gewaschen und geplättet werden. Wenn Sanne nicht Zeit dazu hat, nimmt sie selber es vor in später Abendstunde. —

Vaters Geburtstag! Und abends wird getanzt, und abends wird getanzt. Sie singt es halblaut nach allerlei Melodien, und immer klingt es gleich vergnüglich und verheißungsvoll. — Nicht umsonst hat sie am letzten Johannisfest in tiefem Schweigen die neunerlei Kräuter gepflückt und um Mitternacht, als Dörtchen friedlich schlief, von Gänsehaut überlaufen, rückwärts über die Schulter in den Spiegel gesehen. — Es war etwas darin, ganz gewiß, etwas Dunkles, Schattenhaftes. — Aber unsere Lotte ahnt, welche Züge es trägt; ihr Sommertag ist gekommen. —

II.

Ein gedeckter Frühstückstisch in einem behaglich eingerichteten Zimmer. Herr Rat schiebt die Tasse zurück und greift nach der Zeitung. Frau Rat, die den davonstürmenden Knaben ein „Leise, leise" nachgerufen hat, wendet sich dem wartenden

Mädchen zu: „Nehmen Sie die Kanne, Luise, und halten Sie den Kaffee für das gnädige Fräulein warm.“ Zu ihrem Mann, der sich bedeutungsvoll räuspert: „Ach, Alter, laß doch. Das Kind ist wirklich etwas blutarm; da ist Schlafen die beste Medizin. Und wir kamen in dieser Nacht doch wieder erst gegen ein Uhr nach Hause.“ — „Und sind dennoch zur rechten Zeit auf dem Platz, wir beide.“ — „Ja, wir, Liebster, wir sind eben ein anderes Geschlecht.“ — Eine Stunde später guckt Wandas rosiges Gesichtchen zur Küche hinein: „Du, gutes Mamachen, beim Lampenreinmachen; das ist doch eigentlich meine Arbeit.“ — „Nun, Kind, vor der Singstunde hast du nicht mehr Zeit dazu; dann unterbleibt es wieder, und Papa ist abends ärgerlich, wenn die Lampen nicht in Ordnung sind. Nimm noch schnell den Wedel und stäube die Nippes im Salon ab.“ — Der Tochter nachrufend: „Wenn du aus der Stunde kommst, frage doch im Strickgeschäft bei Kleins an, ob die Strümpfe für die Jungen fertig sind. Sie wollten sie schon gestern schicken.“

Um die Mittagsstunde steht Mama wartend am Fenster; die Herren Söhne vertreiben sich die Zeit, bis endlich zu Tische gegangen werden kann, so gut sie eben können. Wanda tritt etwas erregt und atemlos ein: „Papa noch nicht da, das ist gut; ich bin auch so gelaufen, um zur Zeit zu kommen. — Denke dir, Mamachen, Else hat wieder eine reizende neue Arbeit gelernt. Ich sprach ein wenig bei ihr vor, und das hielt mich fest. Aus Brotteig formt sie Blätter und Blumen, die mit einer Masse bestrichen werden, bis der Teig erhärtet, und dann wird alles bemalt und sieht entzückend aus; so zu Wandtellern und Vasen kann man es gebrauchen. Das muß ich gleich versuchen. Zum Bazar gebe ich dann solche Wandteller.“ — „Ist es nicht sehr zerbrechliche und vergängliche Ware, Kind?“ — „Na, natürlich! Aber zum Bazar kommt es ja nicht darauf an; wenn es nur hübsch aussieht.“ — „Hast du die Strümpfe mitgebracht?“ — „Ach Gott, Mama, die habe ich ganz vergessen.“

Am Nachmittag macht Wanda, während im Hinterzimmer die Maschine klappert, auf der die Näherin, da es heute Flicktag ist, arbeitet, ernsthafte Anstalten zum Brennen eines Spruchbrettes. Tante Emmas Geburtstag steht bevor, und sie möchte nicht wieder, wie schon einigemale, mit ihrem Geschenk im Rückstande bleiben. Ehe sie aber recht mit der Arbeit begonnen hat, stürmt Else, die Freundin, herein und ist außer sich, daß Wanda bei dem himmlischen Eiswetter sich im Zimmer vergraben will, bittet und bettelt, bis Frau Rat der Tochter selber zuredet: „Gehe auf ein Stündchen, Kind, dann hast du immer noch Zeit zum Brennen, ehe du ins Lesekränzchen mußt.“ —

Drei Uhr, keine Wanda; vier Uhr! Es ist fast fünf, die Dämmerung hereingebrochen. Da kommt sie endlich, etwas durchkältet, sehr kaffeebedürftig, aber seelenvergnügt, denn es war in der That himmlisch auf dem Eise; Bahn, Wetter, Partner, alles entzückend. — Und nun ist es Zeit sich umzukleiden und in das Kränzchen zu gehen, aber morgen, morgen wird Wanda sehr fleißig sein. —

Der morgende Tag aber stellt genau dieselben Ansprüche an ihre Zeit und an ihr Interesse, und ein Tag reiht sich so an den andern. Wanda ist kein ganz junges Mädchen mehr, eine vollerblühte Jungfrau. Sommersonnenwende ist nahe. Wie hat sie ihren Frühling benützt? —

* * *

Muß es so sein? Nein, es muß nicht so sein. Es giebt Arbeit, es giebt Gelegenheit, tüchtig mit anzugreifen, mitzuhelfen, Ernst und Ausdauer zu beweisen und immer mehr in sich zu stärken auch im heurigen Frühling, auch für die jetzige Jugend. Wanda und ihre Freundinnen wissen es freilich nicht, und ihre Mütter, die garnicht unverständig sind, zerbrechen sich vergebens den Kopf darüber, wie das zersplitternde, oberflächliche Leben ihrer Töchter zu ändern sei. Sie lesen Broschüren über ein weibliches Dienstjahr, besuchen Vorträge, finden die Forderungen sehr richtig und — lassen alles beim Alten. —

Aber da ist Kläre, diese komische Kläre, über die Wanda und Else sich nicht genug wundern können. Sie unterrichtet in der Sonntagsschule und findet Freude daran, mit diesen Kindern, die gewiß immer schmutzige Hände und schmutzige Gesichter

haben, häufig zu verkehren. Sie besucht ihre Mütter, um sich auch mit diesen bekannt zu machen, und wenn eine ihrer Sonntagsschülerinnen krank ist, geht sie regelmäßig zu ihr, der Kleinen vorzulesen und für ihre Pflege zu sorgen, wenn die Mutter auf Arbeit ist. Ein unglaublicher Geschmack, und neulich — das war wirklich übertrieben!

In der vorbereitenden Versammlung zum Bazar hatte Frau Generalin den Wunsch ausgesprochen, daß die jungen Damen schon um 3 Uhr kommen und noch vergnügt mit einander Kaffee trinken sollten, wenn auch der Anfang des Verkaufs erst auf vier Uhr festgesetzt sei, und diese Kläre und noch zwei andere Mädchen erklärten: „Excellenz müssen gestatten, daß wir erst um vier Uhr kommen, wir sind bis dahin in der Sonntagsschule beschäftigt.“ „Meine junge Damen, dies eine Mal, und wenn es noch dazu einem so edeln Zweck gilt, wird man Sie sicher beurlauben.“ „Das wohl, Excellenz, aber wir haben diese Arbeit freiwillig übernommen und möchten nicht gern fort bleiben.“

Und die Trude hat sie auch dazu beredet. Trudens Mutter war dagegen, weil es am Sonntag mit dem Mittagessen so schlecht paßt, aber Klara hat so gebeten; es sei solch ein Mangel an Sonntagsschullehrerinnen; da hat sie es endlich erlaubt. — „Na, was zu viel ist, ist zu viel. Trude geht doch schon zwei bis dreimal in der Woche in die Kleinkinderbewahranstalt, um der Hausmutter zu helfen, mit den Kleinen zu spielen und die Größeren zu beschäftigen.“

Ja, das thut die Trude, und sie und ihre Gefährtinnen haben die freiwillig auf sich genommene Pflicht lieb gewonnen und suchen sie getreulich zu erfüllen. Wenn sie bei mancher Lawntennispartie fehlen müssen, so gewinnt das Spiel an den freien Nachmittagen um so mehr an Reiz, und kommen sie einmal erst spät zu einem solennen Mädchenkaffee, so sind sie dafür dann um so lustiger.

Das Extravaganteste aber hat doch die ernste, gehaltene Anna unternommen, und ihr gegenüber fühlt unsere Wanda sich zu einem förmlichen Protest verpflichtet: „Um Gotteswillen, was fällt dir ein. Im Kinderhort willst du mithelfen? Diese rüden Jungen und Mädchen, vor denen man sich auf der Straße ängstigt, bei der Arbeit und beim Spiel beaufsichtigen? Sie werden dich in der ersten Stunde hinaustrampeln.“ „Das fürchte ich nicht. Ich bin mit den jüngeren Brüdern immer gut fertig geworden. Nun sind sie fort und meine Nachmittage so unausgefüllt. Ich sehne mich nach ernster Arbeit.“ „So tritt doch lieber ins Seminar ein.“ — „Du weißt, ich bin mehr praktisch als geistig beanlagt; eine wissenschaftliche Ausbildung kann ich nicht erstreben. Auch kränkelt Mutter viel; ich muß den Haushalt führen und möchte sie nicht dauernd verlassen.“

Und fröhlich und zuversichtlich setzt Anna ihre Arbeit fort und schließt sich inniger an die Freundinnen an, die gleiches Streben mit ihr zusammenführt, die freudig helfend eintreten, hier in den Kinderhort, dort in die Volkskinderküche, als Begleiterinnen der älteren Damen, die im Gemeindedienst thätig sind, als freiwillige Sekretäre aller derer, die bei der Vereinsarbeit, bei der Stellenvermittlung, bei mannigfachen Schreibereien solch einer Helferin gar sehr bedürfen.

Sie haben sich so viel zu erzählen, diese Freundinnen, zusammen zu lachen über die kleinen drolligen Vorkommnisse in ihrem Berufsleben, mit einander sich zu betrüben über die traurigen Verhältnisse, in die sie dadurch eingeweiht werden, sich in jugendlicher Begeisterung zu geloben, durch Bedürfnislosigkeit, Eifer, Liebe immer geschickter zu ihrem Helferdienst werden zu wollen. Und sie haben auch Fühlung mit den Jugendgefährtinnen, die mit *ihrem* Pfunde wuchern müssen, in strengerer Geistesarbeit sich auf ihr ernstes Lebenswerk vorbereiten. Ihre Wege sind wohl verschieden, aber sie verstehen einander so gut.

Sommersonnenwende! Diese Mädchen brauchen sich am Johannisabend nicht nach den neunerlei Kräutern zu bücken; sie tragen ihn schon an der Brust, den Strauß, aus den guten Gaben ihres Frühlings zusammengefügt, der Kopf ist geschult, die Hände sind geschickt, Tüchtiges zu leisten. Sorgend im Zauberspiegel in dunkler Mitternachtsstunde nach dem ersehnten Gatten zu spähen, fällt ihnen nicht ein. Er

wird ſchon zu ihnen treten im vollen freudigen Tageslicht, ein treuer Gefährte, der Erwählte ihres Herzens. Und käme er nimmer, eine Zukunftshoffnung, ein Zukunftsbild verwirklicht ſich ihnen gewiß. Sie kennen ſeine ernſten, klaren Züge — Arbeit, heiligende, geiſtbefreiende, kraftlöſende Arbeit im Dienſte der Menſchheit. — Was das Leben auch bringen und was es nehmen wird, denen, die recht bereitet den heißeren Arbeitstagen entgegengehen, muß ſelbſt des Dichters Lied in freudigeren Weiſen ertönen:

Nie wird's Herz geleert, nie wird's Herz geleert
Ward's der rechten Liebe voll.

Der Phonograph des Wybrand Longus.

Von

Frits Lapidoth.

Aus dem Holländiſchen von E. Otten.

Nachdruck verboten.

Wybrand Longus, der weltbekannte Inſtrumentenmacher aus der Kalverſtraat, war plötzlich wahnſinnig geworden.

Einige behaupteten, der Verdruß über den Tod ſeiner Frau habe ihm den Verſtand geraubt; andere meinten, das fortwährende Sinnen auf eine Verbeſſerung des Phonographen habe die Krankheit zu Wege gebracht.

Jedoch waren weder ſeine Experimente noch der Tod ſeiner Frau an dem Unheil ſchuld.

I.

Longus war ein Mechaniker erſten Ranges. Sobald er die „franzöſiſche Schule" verlaſſen, kam er zu ſeinem Vater ins Geſchäft und ward dort ausſchließlich zur Ehrfurcht vor der Wiſſenſchaft angehalten. Die Liebe zu ſeinem Fach kam erſt ſpäter, und dieſe Liebe ward leidenſchaftlich, unbeſchreiblich — artete beinahe in Monomanie aus.

Der junge Fabrikant ſchloß ſich in ſein Arbeitszimmer ein und vergaß, von ſeinen teuren Inſtrumenten umringt, alles was nicht in allerdirekteſter Beziehung zur Mechanik ſtand. Mitten in der belebteſten und verkehrsreichſten Straße der Stadt gründete er ſich ein Kloſter, wo er wie ein Einſiedler lebte. Die genialen Gedanken der berühmteſten Erfinder wurden durch ihn verwirklicht; er folgte dem raſchen Entwicklungsgang der Naturwiſſenſchaften, ſich keine Zeit gönnend, um das Leben der Jugend zu leben, von Kindheit an umringt von Forſchern gleich ihm ſelber, alt ausſehend für ihre Jahre, im Gemüte jedoch jung bleibend und friſch und naiv: von liebenswürdiger Einfachheit, ſo einfach, wie nur die es bleiben können, welche ſich ſelbſt genügen, weil ſie nichts anderes vom Leben verlangen als den Genuß, welchen ein ſchönes Streben gewährt.

Seine Inſtrumente waren für ihn nicht in erſter Reihe Handelsartikel, nicht einmal bloß lebloſe Gegenſtände. Es war, als beſtehe zwiſchen jenem Manne und den komplizierten Maſchinen, die ſich in ſeinem Atelier anhäuften, etwas von dem Bande, das den Vater mit ſeinen Kindern verknüpft. Er ſorgte dafür, daß kein Fleckchen, nicht einmal ein Stäubchen, ſie verunreinigte; für ihn arbeiteten ſie mit größerer Genauigkeit und ſchneller als für irgend einen anderen. Vater und Kinder verſtanden einander.

So war Longus denn allmählich ein Fünfziger geworden, ohne von den Menſchen viel anderes zu wiſſen, als daß es unter ihnen ſolche giebt, die herrliche Dinge erſinden und

große Naturrätsel lösen. Niemals hatte er das Wohl und Wehe der Freundschaft, niemals die Wollust und den grenzenlosen Schmerz der Liebe gekannt.

Die, welche ihn außerhalb seines Ateliers sahen, fanden ihn entschieden häßlich. Longus war ein kleines mageres Männchen mit breiten Schultern, langen Händen und Füßen und einer eingefallenen Brust. Es war fast, als hätte der stets geschäftige Mann sich nicht einmal die Zeit gegönnt, ordentlich zu wachsen! Den großen Kopf hielt er vornüber geneigt. Sein Haar war dünn; seine grauen Augen lagen tief in ihren Höhlen; sein voller Bart war mit gar zu wenig Sorgfalt gepflegt, und seine Haut war gelb und trocken.

Im Atelier schien Longus eins geworden zu sein mit dem Instrument, an dem er arbeitete. Ebenso wie man die Formen eines kunstvoll zusammengefügten Instrumentes, mit dem man Wunder herrichten sieht, kaum beachtet, so beachtete man an Longus fast nur seine langen, besonders geschickten und gelenkigen Finger, die über Knöpfe und Schrauben flogen, scheinbar ohne sie überhaupt zu berühren.

Wenn er beschäftigt war, funkelten und sprühten seine grauen Augen dermaßen, daß der Besucher einen Augenblick wähnen konnte, die Kraft, welche seine Maschine in Bewegung setze, müsse von Longus ausgehen.

* * *

Bei dem Instrumentenmacher waren nicht die Kunden am besten angeschrieben, welche die besten Käufer waren, sondern die, welche für seine Arbeit das größte Interesse bekundeten. Eine große Anzahl von Professoren, Studenten und später auch Lehrern besuchten ihn von Zeit zu Zeit, um sich seine Arbeiten anzusehen. So veranstaltete Longus, der viel zu bescheiden war, um jemals eines seiner Instrumente an einem dritten Orte auszustellen, bei sich zu Hause eine permanente Ausstellung. Die Schubfächer seines Schreibtisches enthielten denn auch manchen Brief, der zehnmal mehr wert war, als alle Medaillen oder Diplome der Welt.

Unter den Bevorzugten, denen der Zutritt zu dem Atelier gestattet war, gehörte seit einiger Zeit auch ein Fräulein Betsy Wielers, Lehrerin an einer der städtischen Schulen zu Amsterdam. Sie hatte einmal mehrere Instrumente bei ihm für die Schule bestellt, an der sie den naturwissenschaftlichen Unterricht erteilte. Fräulein Wielers war nicht schön, eine Thatsache, welche von Longus stets unbemerkt geblieben war; dafür hatte er aber auch in einem einzigen Augenblick entdeckt, daß ihr Beruf ihr sehr große Freude mache, und sie darum, nach einem kurzen fachmännischen Gespräch, sehr dringend aufgefordert, nochmals wieder zu kommen. Und sie war wiedergekommen, und zwar mehr als einmal. Wie das kam, wußte er wohl selber nicht; sicher ist aber, daß er sich für sie viel mehr Mühe gab als für irgend einen anderen Besucher. Wenn er es auch sonst manchmal vorzog, sogar in Gegenwart irgend eines berühmten Professors, dies oder jenes besonders empfindliche Instrument zu schonen: für Fräulein Wielers ward auch das Feinste unter dem Feinsten nicht für der Schonung bedürftig erachtet. Manchmal, wenn er hoffte, daß sie kommen würde, beeilte er sich, das Instrument, an dem er arbeitete, zu vollenden, damit er doch ja jedesmal etwas Neues zu zeigen habe. Auch gab er, was er sonst niemals that, ihretwegen manchmal ein Instrument aus den Händen, damit sie selbst dieses oder jenes schöne und besonders interessante Experiment wiederholen könne. Und wenn es ihr dann gelang, so sah er sie mit seinen kleinen grauen Augen mit einem Ausdruck an, der sie verlegen werden und erröten ließ.

Wäre Betsy Wielers kokett gewesen, so würde sie ganz gewiß manchmal absichtlich möglichst lange fortgeblieben sein; aber, besonders anfangs, dachte sie niemals daran, daß Longus nicht nur ein Instrumentenmacher, sondern auch ein Mann von Fleisch und Blut sei, der sich, obgleich zwanzig Jahre älter als sie, doch wohl noch einmal verlieben könnte.

Indessen gerieten die beiden, die bislang nur Empfindungen durchgekostet hatten, die nur einzelnen schmecken, allmählich unter den Einfluß des archi-banalen Gefühles, von dem sogar die geschicktesten Elektriker ihre Gemüter nicht isolieren können: Longus ertappte sich wiederholt darauf, daß seine Demonstrationen

etwas unklar, vor allen Dingen auch etwas langwierig wurden. Die Experimente wurden häufig unnötig in die Länge gezogen, oft sogar wiederholt, und das alles hatte nur den einen Zweck, die Besucherin möglichst lange zu fesseln.

Und Fräulein Wielers passierte es nicht selten, daß sie, zu Hause angelangt, sich nicht mehr genau zu entsinnen wußte, was ihr Freund ihr eigentlich erklärt hatte. Sie durchblätterte dann die neuesten Werke über Mechanik, in der Hoffnung, etwas über das betreffende Thema zu finden, da sie sich allzu sehr geschämt haben würde, hätte sie ihm das nächste Mal gestehen müssen, daß sie nicht aufgepaßt habe. — Eitle Furcht! Ihrem Freunde war es nicht mehr ernst mit seinem Unterricht.

So hatte er sich einmal vorgenommen, das Arsonval'sche Experiment, das dazu diente, die Empfindlichkeit des Telephons zu erproben, in Gegenwart seiner Schülerin vollständig zu wiederholen. Longus, der es stets entsetzlich gefunden hatte, mit lebendigen Tieren zu experimentieren, hatte seinen Widerwillen überwunden. Ein auf galvanische Art präparierter Frosch lag, zitternd vor Schmerzen, auf einem kleinen Brettchen angebunden, die Muskeln einer der Extremitäten bloßgelegt. Telephone, Galvanoskope, Pincetten und noch viele andere Instrumente standen und lagen, sauber geordnet, im Atelier bereit.

Fräulein Wielers war um die gewohnte Zeit eingetroffen. Sie hatten auch wohl etwas hin und her geredet über die Empfindlichkeit des Telephons, aber, als Longus dann wieder allein war, entdeckte der gutmütige, sogar etwas sentimentale Mann das arme Tier, welches sich eine der Hinterpfoten ausgerenkt hatte und noch immer zitternd dalag.

Und während er das Opfer seiner aufkeimenden Liebe von der Folterbank befreite, ward es Longus klar, daß er Fräulein Wielers wohl sehr, sehr lieb haben müsse.

* * *

Der „Einsiedler aus der Kalverstraat" war so blöde, wie es eben nur ein gelehrter Forscher sein kann, der sich schon frühzeitig in sein Atelier eingeschlossen hat. Und dabei stand er nun einer Sache gegenüber, die er niemals hatte vorhersehen können. Die Frau als solche war ihm vollkommen fremd: Longus kannte sie nicht einmal aus Romanen!

Ihm offenbarte sich die Liebe wie ein spontanes Gefühl, wie ein erwachender Instinkt, wie ein Trieb, den er nicht zu erklären im Stande war, dessen unwiderstehliche Macht er indessen wohl empfand.

Es mußte also gehandelt werden; sobald er erst darüber mit sich selber im klaren war, wurde der unerfahrene Mann ungeduldig. Niemals würde er im Stande sein, einen günstigen Augenblick abzuwarten; und doch zitterte er bei dem Gedanken, daß sie seinen Antrag zurückweisen, daß er selbst durch eine Ungeschicklichkeit, die als Unzartheit erscheinen würde, möglicherweise alles verderben könne.

Betsy Wielers war elternlos wie er. An sie mußte er sich also wenden, direkt an sie. Aber wie? Dem Mädchen schreiben? — dazu hatte er nicht den Mut. Sie würde ihm wahrscheinlich gar nicht antworten und gewiß niemals wieder sein Atelier betreten. Dann wäre er eben gezwungen, zu ihr zu gehen; und Longus fand, daß er damit dann ebenso gut gleich beginnen könne. So rechnete er also aus, wie viel Tage wohl verlaufen müßten, ehe er zu einer solchen Kühnheit den Mut haben würde. Ihr in seiner Wohnung von seiner Liebe zu sprechen hielt er für unzart; auf jeden Fall mußte er die Sache so einkleiden, daß ihr die Freiheit blieb, ihm die Antwort auf seine Frage noch einige Zeit schuldig zu bleiben.

Longus rettete sich durch ein Mittel aus der Verlegenheit, das jeder andere — vorausgesetzt, daß außer dem blöden Gelehrten noch ein anderer auf diesen Gedanken hätte kommen können — als unwürdig und im höchsten Grade lächerlich verworfen haben würde.

Es war im Jahre 1880. Der Phonograph war sogar auch für die Naturforscher noch eine große Neuigkeit. Der Instrumentenmacher hatte deren bereits verschiedene angefertigt und suchte nun nach einem Mittel zur Verbesserung dieses interessanten Apparates. Fräulein Wielers folgte seinen Experimenten, die, wie man allgemein hoffte, zu dem gewünschten Resultat führen würden, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Als ſie bei einem ihrer zahlreichen Beſuche das zuletzt präparierte Phonogramm abwickelte, hörte ſie etwas, das ſie abwechſelnd rot und blaß werden ließ. Kaum hörbar flüſterte der Apparat bei dem fortwährenden raſchen „Rikketik“ der Rädchen Betſy ins Ohr, daß Wybrand Longus ſie zu ſeinem Weibe begehre.

Sie lachte nicht. Sie ſind ſtets ernſt, dieſe Gelehrten, ſogar in ſolchen Augenblicken! Longus indeſſen hatte gerade noch Mut genug übrig, um ihr ſeine Hand zu reichen. Und entſchloſſen, ohne ſich auch nur eine Sekunde zu beſinnen, nahm Betſy Wielers dieſe Hand an.

Der Phonograph „rikketikte“ noch eine ganze Weile weiter, allein das Pärchen hörte es nicht. Die Elektrizität hatte dieſe beiden Menſchen vereinigt und doch war dabei nicht einmal ein „coup de foudre“ im Spiel geweſen.

* * *

Sie hatten ſich ruhig zu einander gefügt, dieſe beiden, deren Gemüter niemals zuvor durch Leidenſchaft in Aufruhr gebracht worden waren, die niemals nach Sinnengenuß geſchmachtet, niemals den ſchönen Traum von Liebe und ehelichem Glück geträumt hatten.

Longus hatte die Frau nicht geliebt, bevor er eine Frau lieb gewann; und ſein junges Weib hatte nie darüber nachgedacht, ob ſie wohl jemals eine andere Pflicht würde erfüllen müſſen als die, der ſie jahrelang mit Eifer und Gewiſſenhaftigkeit nachgekommen war. Sie empfanden nicht das mindeſte Verlangen, ſich zu ſtudieren und gegenſeitig ihre moraliſche Kraft zu meſſen. Ihre Seelen wurden nicht glühend zuſammen geſchmiedet, ſondern verbanden ſich raſch und ſo innig mit einander, wie zwei Elemente zu einer chemiſchen Verbindung vereinigt werden. Daher kam es auch, daß ihnen bereits einen Monat nach der Hochzeit ſo zu Mute war, als hätten ſie einander immer angehört. Zuſammen in dem Atelier arbeitend, zuſammen die neueſten Bücher durchblätternd, welche auf ihr Fach Bezug hatten, bereitete es ihnen ein faſt kindliches Vergnügen, ſich von ihrer ſtets wachſenden Neigung zu ſprechen, und zwar durch Vermittlung der Inſtrumente, die ſie zuſammen angefertigt oder geprüft hatten und auf die ſie beide gleich ſtolz waren. Longus' Kinder waren nun auch Betſys Kinder geworden. Sie waren ihr nicht weniger gehorſam als ihm, und gleichwie das Kind von der Mutter zum Vater geht, das Köpfchen voller Grüße für ihn und die Bäckchen noch rot von ihren Küſſen, ſo kamen die lebloſen Gegenſtände, welche ſie hantiert hatte, mit Grüßen und Liebkoſungen von Betſy beladen, zu Longus.

Selten verging ein Tag, ohne daß ſie irgend welche Experimente mit dem Phonographen gemacht hätten. Es war dem Fabrikanten thatſächlich gelungen, das Inſtrument bedeutend zu verfeinern. Nach langem Suchen hatte er eine Kombination gefunden, dank deren er die Zinnfolie, auf die das Phonogramm geſteckt ward, härter machen konnte, ohne dadurch ihrer Eindrucksfähigkeit Abbruch zu thun. Auf dieſe Weiſe konnte man die Phonogramme beſſer aufbewahren, und auch das durch den Phonographen wiederholte Wort gewann an Deutlichkeit. Um Betſy Freude zu machen, nahm Longus dieſen Apparat ſogar mit in die Wohnſtube.

Die junge Frau ließ die Lieblingsmelodien ihres Mannes regiſtrieren, bat alle namhaften Gelehrten, mit denen ſie in Berührung kam, ein paar anerkennende oder ſchmeichelhafte Worte für Longus in das kurze Sprachrohr zu ſprechen, und unterließ es nur höchſt ſelten, dieſen meiſt ſehr förmlichen Phraſen ein herzliches Wort hinzuzufügen.

In einem beſonders geeigneten Augenblick ließ ſie dann den Phonographen für ihren Mann arbeiten. So hörte er z. B. einmal den Glückwunſch eines berühmten franzöſiſchen Naturforſchers, einige Takte aus dem Brautmarſch und endlich die liebe Stimme ſeiner Betſy: „das hat der Phonograph meinem lieben Männchen aufgehoben!“

Dennoch kam ſo etwas nur ſehr ſelten vor. In der Regel fanden ſie es genügend, einander von Zeit zu Zeit einmal mit ſtrahlenden Augen anzuſehen, deren Glanz beredter von innigem Glücke ſprach, als feurige Küſſe es hätten thun können.

* * *

Wochen und Monate flogen vorüber, und ihr Glück ward mit jedem Tage größer; weltlichere Menſchen als es die einzelnen Freunde waren, welche ſie in ihrem Atelier aufſuchten,

hätten es ein wunderliches Paar gefunden, dieſes Ehepaar Longus!

Betſy trug über ihrem einfachen ſchwarzen Kleide einen langen blauen Arbeitskittel. Mit ihren glatten, ſtraff nach hinten gezogenen Haaren, ihren ausgeprägten Zügen und ihrem mageren Antlitz ſah ſie ſehr unweiblich aus; beſonders wenn ſie die Lippen zuſammenpreßte und die Stirn runzelte, ſo wie ſie es bei angeſtrengter Arbeit meiſt zu thun pflegte. Überdies hatte ſie auch in ihrer Sprechweiſe und in ihrer ganzen Haltung etwas Männliches: das hatte die junge Frau aus der Schule mit in das Atelier herübergenommen! Kein Uneingeweihter hätte es auch nur zu ahnen verſucht, daß dieſe beiden Menſchen zwiſchen all dieſen Rädchen und Spillen, elektriſchen Elementen und Leitungsdrähten die höchſte Seligkeit genoſſen, die es auf Erden zu genießen giebt . . . .

Sie hatten nun Hoffnung, auch durch andere Bande als die der ehelichen Liebe mit einander verknüpft zu werden. Man verbot Betſy ſich allzu ſehr anzuſtrengen; und ihr Mann verſuchte noch mehr zu leiſten als gewöhnlich, um ihr möglichſt viel von ihrer Arbeit abnehmen zu können. Anfangs erwies ſich all dieſe Fürſorge als überflüſſig; denn Betſy klagte niemals auch nur über das Geringſte, und Longus glaubte daher annehmen zu können, daß ſie ſich ſehr wohl fühle. Was er indeſſen nicht ſehen konnte, andere aber, die nicht täglich mit ihr in Berührung kamen, ſehr wohl bemerkten, war, daß ſie fortdauernd bleicher und magerer wurde, gleich als werde ſie von einer entſetzlichen Qual zu Grunde gerichtet.

Wenn ſie ſo bei der Arbeit ſaß, in dem hellerleuchteten Atelier, ſchien es, als würden die Rädchen und Stiftchen, mit denen ſie hantierte, von einem Geiſte zuſammengefügt. Es war als ſchaffe dort ein körperloſer Genius . . . . .

Endlich ſahen die Angeſtellten Longus wiederum allein ins Atelier kommen. Er that noch dies oder jenes, aber nur aus Pflichtgefühl, nicht aus Neigung, und überließ ſeinen Untergebenen ſo viel als irgend möglich. Kein Gegenſtand, der ihn nicht an ſeine Frau erinnerte und zugleich die ſtets wachſende Furcht in ihm wach rief, ſie verlieren zu müſſen. Dumpf klangen ſeine Hammerſchläge durch das nun allzu groß erſcheinende Atelier, welches er jeden Augenblick verließ, um nach Betſy zu ſehen. Die klagte noch immer über nichts anderes als entſetzliche Müdigkeit und that ihr Möglichſtes, um ſtets luſtig und guter Dinge zu ſcheinen. Manchmal glückte es ihr; und dann wich Longus' Unruhe für einen Augenblick, doch nur, um ihn, ſobald er etwa eine Stunde allein gearbeitet hatte, von neuem und mit noch größerer Heftigkeit zu überfallen.

Nichts hatte den armen Mann darauf vorbereitet, daß er ſo großes Leid werde tragen müſſen. — Mehrere Wochen ſeeliſchen Leidens hatten den Fünfziger zu einem Greiſe gemacht. Er ſah elend aus; ſeine Hand war nicht mehr ſo feſt als zuvor, und die alte Elaſtizität nahm mehr und mehr ab. Oftmals ſaß er, den Meißel in der Hand, lange, lange Zeit unbeweglich vor ſeiner Drehbank. Mechaniſch trat er dann weiter, und das große Flugrad ſchnurrte, das Stückchen Kupfer vor ihm drehte ſich raſcher und immer raſcher, im hellen Lichte erglänzend. Doch der Meißel formte es nicht.

Dann machte Longus ſich die bitterſten Vorwürfe. Warum hatte er ſie nicht geſchont? Warum war er ihr Henker geworden, er, der ſie doch ſo unſagbar lieb hatte? Zum erſten male dachte er nun an jene Männer, welche gleich Schmetterlingen durchs Leben zu flattern ſcheinen, ohne ſich um das Schickſal einer einzigen der geküßten Blumen zu kümmern, deren Name kaum länger in ihrem Gedächtniſſe haftet, als der Genuß dauert. Welche teufliſche Macht hatte ihn dazu gezwungen, dieſen Genuß von ihr zu verlangen, von ihr, die ihm täglich und ſtündlich ſo viel höhere und größere Seligkeit ſchenkte? Sein Gewiſſen — das ſtrenge Gewiſſen des Mannes, der ſo lange keuſch geblieben war — lehnte ſich gegen ihn auf.

Er fühlte, daß er wahnſinnig werden müſſe, wenn Betſy ſtarb. —

Und immer raſcher und raſcher flog das Flugrad, immer lauter ſchnurrte es, bis es endlich, nach einem heftigen Tritt auf das Pedal, plötzlich ſtill ſtand.

Dann pflegte Longus aus ſeinem düſteren Brüten aufzuſchrecken . . . . .

II.

. . . . . Betsy war gestorben, — fünf Wochen vor dem Tage, an dem Longus gehofft hatte, Vater zu werden. Auf dem unweit von Amsterdam gelegenen Kirchhofe schlief sie im Schatten von Bäumen und Blumen den ewigen Schlaf.

Longus glaubte, daß sie ihre Liebe nicht mitgenommen habe unter die dunkle Erde, in die ewige Nacht. Betsys Liebe schien ihm sogar noch größer geworden zu sein: sie war wild, grausam, verhängnisvoll. Nicht inniger war ihre Seele der seinigen verwandt; aber alles, was er an Unkörperlichem in sich trug, zog sie zu sich hin.

Die Menschen sagten, daß er seine Liebe zur Wissenschaft verloren habe, daß seine geistige Klarheit im Abnehmen begriffen sei, daß der Verdruß allmählich sein Gefühl abstumpfe . . . .

Longus empfand es, wie ihre Liebe es nicht duldete, daß er an etwas anderes als an die verstorbene Frau denke. Gleich als existiere zwischen dem Sein und dem Nicht-Sein ein Gebiet, auf welchem sie einander begegnen könnten, so kam es dem Überlebenden vor, als ziehe das, was an Unkörperlichem noch von Betsy übrig geblieben war, immer mehr und mehr von seiner Seele zu sich hin.

Er hätte sich töten wollen. Mit zwei Leitungsdrähten einer Induktionskurbel in der Hand konnte er den Blitz durch seinen schwachen Körper jagen. Jedoch hielt ihn der Gedanke, daß er sie ermordet habe und für diese Freveltat büßen müsse, solange es Gott gefallen würde ihn die unerträgliche Last des Lebens schleppen zu lassen, wieder und wieder von der Ausführung seines Planes zurück. Auch würde er erst dann würdig sein, sich wiederum mit ihr zu vereinen, wenn er alles aufgeopfert hätte, was ihn glücklich gemacht hatte, bevor er sie gekannt.

Rasch war diese Überzeugung in Longus' Gemüt entstanden und schlug dort nun immer festere und stärkere Wurzeln.

Während er das Geschäft ganz der Leitung seiner Angestellten überließ, zog er sich in seine Wohnung zurück mit allen den Instrumenten, an deren Verfertigung Betsy mitgeholfen hatte. Er machte nichts Neues mehr, suchte nach nichts, studierte niemals. Ebenso ausschließlich wie früher seine Liebe zur Wissenschaft gewesen war, ward nun sein Bedürfnis die Gegenstände zu vergöttern, die ihn in engere Gemeinschaft mit der Verstorbenen bringen konnten.

So lebte er während einiger Monate in fortwährender Extase, die nur dann und wann durch Anfälle entsetzlicher Reue über das, was er seinen Mord nannte, unterbrochen wurden.

Kaum fertig gekleidet, saß er auch schon über einen großen mit Instrumenten und Bruchstücken verschiedener Apparate bedeckten Tisch gebeugt. Unzählige Male wiederholte er dasselbe Experiment, brachte er dieselben Räder in Bewegung, spannte er dieselbe Batterie vor dasselbe Modell.

Ein einziger Apparat war da, den er nur an einzelnen Tagen arbeiten zu lassen wagte: der Phonograph. Wenn er von Zeit zu Zeit empfand, wie sein Verstand und seine Kenntnisse in ganz erschreckender Weise abnahmen, so ließ ihn das zumeist ziemlich kalt. So oft er aber an dem Phonographen arbeitete und daran dachte, wie die Eindrücke auf der Zinnfolie sich durch den wiederholten Gebrauch des Phonographen entschieden abschwächen müßten, und wie der Klang der Stimme seiner Frau dann immer schwächer, ja endlich sogar unhörbar werden würde, schlug er sich in wilder Verzweiflung die Hände gegen den schwachen Kopf, aus Wut über seine eigene Ohnmacht, daß er kein Mittel finden konnte zur Reproduktion des vergänglichen Phonogrammes.

In seinen besten Augenblicken versprach er sich selbst ruhiger werden zu wollen, um nur einmal noch seine Geisteskräfte auf etwas wenden zu können, das sein Fach anbetraf. Oder verbot ihm seine Frau, nach einer Möglichkeit innigerer Gemeinschaft zu suchen? —

* * *

Als der Werkmeister eines Morgens das Atelier betrat, um noch dies und jenes zu vollenden, bevor das Geschäft geöffnet wurde, fand er Longus bereits fleißig an der Arbeit. Sein Prinzipal hatte auf einem großen Tische zwei vollständige Phonographen aufgestellt, mit den er experimentierte.

Das graue Tageslicht fiel durch die Scheiben des Plafonds auf den grauen Kopf und die langen, unangenehm abgemagerten Finger

des Inſtrumentenmachers, einen dunklen Schatten über ſein fahlbleiches Antlitz werfend.

Das Kupfer und das Glas der Leclanché-Elemente, das Metall der ſonderbar geformten Apparate funkelte, und die Fröhlichkeit dieſer glänzenden Gegenſtände bildete einen ſcharfen Kontraſt zu der Düſterkeit und Traurigkeit des Mannes, der ſich mit ihnen beſchäftigte.

Der Eintretende wagte es nicht, auch nur ein Wort an Longus zu richten und machte ſich ſo geräuſchlos als möglich an ſeine Arbeit. Ab und zu tauchte dieſer ſein Taſchentuch in eine Schüſſel mit Waſſer, um ſich die Stirne zu kühlen, auf welcher große Schweißtropfen perlten. Oft entrang ſich ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt.

Er hatte die beiden Phonographen einander ſo gegenübergeſtellt, daß der eine den Schall in den Schallbecher des anderen ſandte, mit welchem ein Telephon verbunden war. Deſſen Membran hatte Longus mit einem Stift verſehen, der auf dem zweiten Phonographen ſchreiben ſollte. Beider Cylinder drehten ſich mit gleicher Geſchwindigkeit. Durch Anbringung einer ſtarken Erſatzbatterie hoffte der Inſtrumentenmacher den hervorgebrachten Schall des einen kräftig genug gemacht zu haben, damit der Stift des anderen genügend ſtarke Eindrücke auf der Zinnfolie hinterlaſſe.

Der Werkmeiſter verſtand wohl, was er ſuchte, und zuckte unwillkürlich die Achſeln: in dieſem Experiment glaubte er den durchſchlagendſten Beweis für die mehr und mehr zunehmende Abſtumpfung ſeines Prinzipals zu entdecken.

Als das Phonogramm des erſten Apparates vollſtändig abgewickelt war, verließ Longus einen Augenblick ſeinen Arbeitstiſch. Er fühlte ſich ſo nervös und ſo überſpannt, daß er ein beruhigendes Mittel anwenden mußte, um das Experiment fortſetzen zu können. Dann hörte man während einiger Zeit nichts anderes, als das leiſe Ticken des Phonographen.

Wenige Minuten ſpäter verließ Longus wankenden Schrittes das Atelier: das Experiment war mißglückt. —

* * *

Von nun an kam er jeden Morgen und arbeitete den ganzen Tag ununterbrochen weiter, wie er es früher zu thun pflegte, ſich kaum die Zeit zum Eſſen gönnend. Jetzt aber ward außer dem Werkmeiſter keiner zum Atelier zugelaſſen. Longus unterwarf die Zinnfolie allerhand chemiſchen Bearbeitungen, verſuchte das Phonogramm direkt, ohne Vermittelung des Phonographen, abzudrucken; einmal auf eine Platte aus dem nämlichen Metall, ein andermal auf ein Wachspräparat oder auf verſchiedene zuſammengeſtellte Platten. Beiläufig brachte er auch einige Verbeſſerungen daran an, die der Werkmeiſter notierte, ſobald er das Atelier auf einen Augenblick verlaſſen hatte. Bald ſchon ward es dieſem klar, daß ſein Prinzipal ſich immer weiter von dem richtigen Wege entferne. Seine Verſuche und Experimente begannen unſinnig zu werden. Manchmal jagte er derartig ſtarke elektriſche Ströme durch die empfindlichen Apparate, daß ſie ihren Dienſt verweigerten und nur mit großer Mühe wieder in Ordnung gebracht werden konnten.

Nachdem er anfangs auf ſtreng wiſſenſchaftlichem Wege und mit viel Methode geſucht und geforſcht hatte, begann er endlich blindlings dieſe und jene Experimente zu machen, in der Hoffnung, auf dieſe Weiſe irgend ein Reſultat zu erzielen. Mit der Zeit ward ſeine Hoffnung auf den Zufall zu einer Art myſtiſchen Glaubens an den Zufall, und endlich wuchs in Longus' krankem Geiſte die Überzeugung heran, daß Betſy ihm gewiß irgend ein Mittel offenbaren würde. Der arme Monoman gelangte allmählich zu der krankhaften Überzeugung, daß das, was mit Hilfe eines gewöhnlichen Phonogramms nicht glücken wollte, durch die ſicher erwartete Vermittelung der Verſtorbenen und unter Anwendung der letzten ihrer Zinnfolie-Platten, welche noch deutlich hörbare Klänge hervorbrachte, entſchieden gelingen müſſe. Nachdem er einen ganzen Tag allein in ſeinem Arbeitszimmer in Seelengemeinſchaft mit der Verſtorbenen gelebt hatte, beſchloß er das entſcheidende Experiment zu wagen.

Sein Enthuſiasmus begann an religiöſen Wahnſinn zu grenzen. Sein Vertrauen war unbegrenzt, ſeine Phantaſie äußerſt kühn; und ſeine Hallucinationen ſtreiften faſt die Eindrucksſtärke der Wirklichkeit. In der Nacht hatte er Betſy geſehen, hatte er ihre Stimme gehört, und Bild und Stimme waren aus einem Phono-

graphen gekommen, der durch ein verbindendes Strahlenbündel ihr Bild auf die Wand warf, ein Bild, das lebte und ſprach!

Sein mühevolles Suchen ſollte belohnt werden. Über den Bereich der Naturgeſetze, weit über die Grenzen der Möglichkeit hinaus würde ſein Genie ſeinen Flug nehmen, um von dort aus neue Wunder zu thun, welche die Welt in Erſtaunen ſetzen und Tauſende zu dem einzig wahren Glauben: „dem Glauben an die Allmacht der Liebe“ bekehren würden.

III.

Das Atelier war dunkel. Die Scheiben des Plafonds und das undurchſichtige Glas der Thür waren mit ſchwarzen Tüchern verhüllt, ſo wie immer, wenn Experimente gemacht wurden, welche auf die Theorie des Lichtes und ähnliches Bezug hatten. Darin lag alſo nichts Außergewöhnliches. Wohl aber war es befremdend, daß der Werkmeiſter Befehl erhalten hatte, an dieſem Tage entweder mit den andern in dem allgemeinen Saale zu arbeiten oder auszugehen, falls er dies vorziehen ſollte.

Auf dem großen Tiſch ſtanden, wie immer, zwei Phonographen und verſchiedene Leclanché-Elemente. Vor dem Schallrohre eines dieſer Apparate war ein Reflektor angebracht, deſſen Öffnung nach der breiteſten der Wände gerichtet war, und vor dieſem Reflektor ſtand ein großer mit weißer Leinewand beſpannter Rahmen.

Longus hatte einen Abdruck von Betſys beſtem Phonogramm um den Phonographen mit dem Reflektor gelegt und war eben dabei ſeine Elemente einzuſpannen.

Er operierte mit der größten Ruhe. Da er glaubte, ſeinen Traum, ſo weit ihm dies möglich ſein würde, in allen ſeinen Einzelheiten verwirklichen zu müſſen, ſo ſpannte Longus die Elemente genau ſo ein, wie er es in ſeinem Traume geſehen hatte: die poſitiven Pole einer breiten Reihe von Leclanchés verband er am rechten Ende eines dünnen eiſernen Stäbchens, welches die Zinnfolierolle des Phonographen durchlief, die negativen am linken Ende. Das Stäbchen ſteckte in einer hölzernen Feder, die den ſich herumdrehenden Teil des Phonographen tragen mußte.

Warum er dieſe Anordnungen traf, wußte er ſelbſt nicht. Augenſcheinlich hatte Betſy es ſo gewollt; es war alſo nicht ſeine Sache über die Folgen nachzudenken, die dieſe Veranſtaltung eventuell haben könnte. Dann ließ er die offenen Zinkcylinder ſinken, nahm das Hörrohr in die Hand, und wartete geduldig, das Geſicht auf die Wand gerichtet.

Hinter ihm tummelte und zitterte es gewaltig. Eine Rauchwolke ſtieg empor und ein ſcharfer Brandgeruch erfüllte den Raum.

Seine Nerven waren bis aufs äußerſte geſpannt.

Da erſchien auf der weißen Leinwand ein Licht . . . . . ein Bild.

Betſy erſchien ihm mit einem Kranz von Orangeblüten auf dem Kopf, im Brautkleide. Freimütig blickte ſie Longus in die Augen. Sie lächelte. Sie öffnete den Mund gleich als wolle ſie zu ihm ſprechen — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Klirrend fiel das Glas der Thür in tauſend Scherben. Die Angeſtellten ſtürmten hinein, ſchreiend vor Angſt und Entſetzen.

Da erloſch plötzlich das Licht, und Betſys Bild verſchwand wieder in der Dunkelheit. Longus ſtürzte bewußtlos zu Boden.

Hinter ihm war das eiſerne Stäbchen glühend geworden, das Holz des Phonographen war in Flammen geraten, die Zinnfolieplatte geſchmolzen, und das Zinn floß über den brennenden Tiſch.

Man hob den Bewußtloſen auf, um ihn in Sicherheit zu bringen. Aber plötzlich erwachte er wieder und brüllend, kreiſchend, ſich mit aller Macht gegen die fünf Männer wehrend, die ihn nur mit großer Mühe feſthalten konnten, ſtieß er einmal übers andere hervor: „Verfluchte Schurken! Ich habe Betſy geſehen und ihr habt mich verhindert ſie zu hören!“

* * *

Der Inſtrumentenmacher ward als „gemeingefährlicher Kranker“ in ein Irrenhaus gebracht.

Dort iſt er nun ziemlich ruhig, und man läßt ihn mit allen ſeinen Apparaten ſpielen. Doch die Leclanchés werden vorſichtshalber ſtets mit Waſſer gefüllt.

Mary Wollstonecraft Godwin.

Von

Plz. Arnstein.

Nachdruck verboten.

Jede große fortschreitende Bewegung, jede Umwertung der Ideen mit Bezug auf die Beziehungen der Menschen in Staat und Gesellschaft hat ihre Märtyrer gehabt, die in tragischem Konflikte mit den überlieferten Meinungen und durch Gewohnheit geheiligten Sitten und Gebräuchen zu Grunde gegangen sind. So war es, als die Scheiterhaufen zur größeren Ehre Gottes zum Himmel flammten, und so ist es bis in unsere Tage geblieben. Ja, das lange qualvolle Martyrium der Neuzeit mit seinen kleinlichen Verfolgungen, seiner gesellschaftlichen Ächtung, seinen drückenden Existenzsorgen und seinem langsamen Hinsiechen ist weit härter als der schnelle, gewaltsame Tod im Rausche einer bis aufs höchste gesteigerten Begeisterung.

Auch die Geschichte der Frauenbewegung weiß von solchen Heldinnen und Märtyrerinnen zu berichten, deren Kämpfe und Leiden den nachstrebenden Geschlechtern die Wege geebnet haben. Eine der ersten und bedeutendsten unter ihnen war die vor hundert Jahren (am 10. September 1797) nach einem stürmischen, leidvollen Dasein gestorbene Mary Wollstonecraft Godwin, die Verfasserin der „Verteidigung der Rechte der Frau".

Mary Wollstonecraft ist am 27. April 1759 in der Nähe von London geboren. Sie war von väterlicher wie mütterlicher Seite irischen Ursprungs. Sie hatte fünf Geschwister, von denen ein Bruder älter, die übrigen, zwei Brüder und zwei Schwestern, jünger waren als sie. Ihr Vater war ein zerfahrener, unfähiger und roher Mensch, der seine Familie tyrannisierte und sein beträchtliches ererbtes Vermögen in allerhand mißglückten Versuchen und Spekulationen verzettelte. Beständig seinen Wohnsitz ändernd, bald Kaufmann, bald Landmann, nirgends stetig und deshalb nirgends reüssierend, so schweifte er ziellos umher, sich selbst und seiner Familie zur Qual.

Marys Mutter war eine kranke und schwache Frau, und da ihr ältester Bruder, der Advokat war, ein selbstsüchtiger, engherziger Mensch gewesen zu sein scheint, so fiel ihr, kaum erwachsen, die Hauptsorge für die jüngeren Geschwister zu. In der That nahm sie sich derselben während ihres ganzen Lebens mit aufopfernder Hingebung und Liebe an. Ihre intimste Freundin war ein etwas älteres Mädchen, Fanny Blood, die unter der Tyrannei eines rohen, dem Trunke ergebenen Vaters lebte und durch ihre Geschicklichkeit als Aquarellmalerin eine Zeit lang ihre Familie erhielt.

Auch Mary, die die Kraft dazu in sich fühlte, hatte den sehnlichsten Wunsch, sich auf eigene Füße zu stellen und nahm daher im Jahre 1778 eine Stellung als Gesellschafterin bei einer Mrs. Dawson in Bath an, einer Dame, die wegen ihrer Launenhaftigkeit berüchtigt war. Aber Mary verstand sie zu behandeln, und nur die Nachricht von der Krankheit ihrer Mutter zwang sie, nach zwei Jahren nach Hause zurückzukehren. Trotz aufopfernder Pflege starb diese bald darauf, und da ihr Vater wieder heiratete, so mußte sie um so mehr jetzt für die jüngeren Geschwister sorgen. Sie suchte zuerst eine Zuflucht bei ihrer Freundin Fanny, durch Handarbeit ihren Anteil am Haushalt verdienend. Ihre jüngste Schwester Eliza heiratete, aber die Ehe war eine unglückliche. Der Gatte Elizas, Mr. Bishop, mißhandelte seine Frau, sodaß diese mit Hilfe Marys aus seinem Hause entfloh und am Ende eine gesetzliche

Scheidung erlangte. Es war als ob das Leben Mary für ihre Rolle einer Vorkämpferin der Frauen hätte vorbereiten wollen; überall in ihrer Familie sah sie Beispiele von männlicher Tyrannei, die auf ihr empfängliches Gemüt einen unauslöschlichen Eindruck machten.

Sie beschloß jetzt zusammen mit ihren Schwestern eine Schule zu gründen, die auch, erst in dem Dorfe Islington, dann in Newington Green bestand und blühte. Hier verlebte sie einige Jahre zufriedener und erfolgreicher Arbeit und verkehrte zugleich mit geistvollen und bedeutenden Leuten. Dr. Johnson selbst, der gefürchtete Diktator der Litteratur, schätzte ihre hohen geistigen Anlagen und behandelte sie mit Güte und Aufmerksamkeit.

Da rief sie im Jahre 1785 ein Ereignis, das an ihr für alle Leiden so empfängliches Herz appellierte, von dem Orte ihrer Wirksamkeit fort. Ihre Freundin Fanny war ihrer Gesundheit halber nach Lissabon gereist, ohne aber dort Genesung zu finden. Mary reiste, ihre Schule im Stiche lassend, kurz entschlossen ihr nach, um sie zu pflegen und verweilte bei ihr bis zu ihrem Tode am 28. November 1785. Dann kehrte sie nach England zurück, um ihre Schule, deren Hauptstütze sie durch erzieherisches Talent und ihre Energie gewesen war, in Unordnung und Verfall zu finden.

Sie gab dieselbe daher auf und nahm eine Stelle als Gouvernante in der Familie von Lord Kingsborough in Irland an. Ein Jahr blieb sie dort und wußte sowohl in hohem Maße ihre gesellschaftliche Stellung zu wahren als auch die Kinder an sich zu fesseln. Ja, der Grund, weshalb sie fortging, soll hauptsächlich der gewesen sein, daß Lady Kingsborough auf den Einfluß, den sie auf ihre Kinder ausübte, eifersüchtig war.

Jetzt folgt eine Periode eifrigen litterarischen Schaffens. Sie legte ihre Erziehungsgrundsätze nieder in einem Pamphlet: „Gedanken über die Erziehung der Töchter", sie setzte ihrer Freundschaft mit Fanny ein Denkmal in der Novelle „Maria", sie schrieb für Kinder „Original-Erzählungen aus dem wirklichen Leben" und übersetzte dabei französische, deutsche und italienische Schriften, u. a. des großen Pädagogen Salzmanns „moralisches Elementarbuch". Mit dem letzteren trat sie in Briefwechsel, und er vergalt ihr später diese Verbindlichkeit, indem er einige ihrer Hauptschriften, sowie ihre Biographie, ins Deutsche übersetzte.

Neben dieser angestrengten schriftstellerischen Thätigkeit fand sie immer noch Zeit, ihre Familie zu unterstützen. Sie schickte ihre jüngere Schwester nach Paris, damit sie sich zur Erzieherin ausbilde, sie brachte die ältere in einem Erziehungspensionat bei London unter, wo sie Lehrerin wurde. Sie schickte einen ihrer Brüder nach Woolwich, wo er sich für die Laufbahn eines Marineoffiziers vorbereitete, und verschaffte dem anderen die Mittel, sich als Landwirt auszubilden und dann nach Amerika auszuwandern. Sie unterhielt außerdem noch ihren Vater, dessen Angelegenheiten jetzt ganz in Verwirrung geraten waren; ja ihre Wohlthätigkeit erstreckte sich sogar über ihre Familie hinaus: sie nahm die Tochter einer verstorbenen Freundin ganz unter ihre Aufsicht und Verpflegung.

Bisher war ihre litterarische Thätigkeit zwar einträglich und nützlich, aber doch nicht gerade hervorragend gewesen. Ihr Name war nur im Kreise weniger Gelehrten und Künstler bekannt. Da erfaßte sie das große welterschütternde Ereignis der französischen Revolution und gab ihrem innersten Denken und Fühlen einen mächtigen Anstoß. Sie trat sogleich auf die Seite der Revolution, und als im Jahre 1790 Edmund Burke, der große Staatsmann und Parlamentarier, seine leidenschaftlichen Anklagen gegen die neuen französischen Machthaber schleuderte, da verfaßte sie eine „Verteidigung der Menschenrechte in einem Briefe an den Sehr Ehrenwerten Edmund Burke", die bei den Liberalen Englands vielen Beifall fand. Bald darauf erschien dann ihr großes epochemachendes Buch: „Die Verteidigung der Frauenrechte" (1792), ein Werk, das die Rüstkammer geblieben ist, aus der alle späteren Kämpfer für die Gleichstellung der Frau ihre Waffen geholt haben.

Die Schriftstellerin tritt auf den Kampfplatz als die Verteidigerin der Hälfte des Menschengeschlechtes, die seit Jahrhunderten unter einem Joche seufze, das sie fast

bis zum Tiere erniedrigt habe. Auch die männliche Ritterlichkeit und Galanterie erscheint ihr nur wie eine Verhüllung der Sklaverei, als ein Binden mit seidenen Fesseln. Die reichen unter den Frauen, so sagt sie, sind der Willkür eines Vaters, Bruders oder Gatten widerstandslos preisgegeben; die ärmeren von unabhängigem Broderwerb ausgeschlossen. Der Fortschritt der Gesamtheit leidet unter der künstlich erhaltenen Inferiorität der Mütter des menschlichen Geschlechts. Dies kann nur anders werden, wenn die Frau zur gleichberechtigten Genossin des Mannes, zu seiner Helferin und Gefährtin erzogen wird, wenn sie nicht länger ein Spielzeug seiner Launen ist. Das sind etwa die Grundideen dieses Buches. Außerdem spricht sie für größere Freiheit der ehelichen Scheidung und berührt in freidenkerischem Sinne auch religiöse Fragen. Das Buch erregte ungeheures Aufsehen und heftigen Widerspruch; die Verfasserin wurde von allen Seiten verketzert und verlästert.

Bald darauf begab sie sich nach Paris, um den Ereignissen der Revolution selbst beizuwohnen. Sie verkehrte dort viel mit ihrem Landsmanne Thomas Payne, dem begeisterten Anhänger des neuen Evangeliums der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und schrieb selbst mehrere kleinere Schriften in ähnlichem Sinne. Hier machte sie auch die Bekanntschaft, die für ihr Leben so verhängnisvoll werden sollte. Sie lernte nämlich einen Amerikaner, Kapitän Gilbert Imlay, kennen und schloß mit ihm eine Verbindung, die, obgleich die kirchliche und staatliche Weihe ihr fehlte, von ihr doch durchaus als eine heilige, unverbrüchliche betrachtet wurde. Die Unterlassung dieser Ceremonie mag einesteils aus den stürmischen Zeiten erklärt werden, die sie fast unmöglich machten, anderenteils auch wohl aus dem Umstande, daß beide darauf keinen großen Wert legten und Mary ihrem erwählten Gatten durchaus vertraute. Jedenfalls nahm sie seinen Namen an und schenkte ihm im Jahre 1794 eine Tochter, welche den Namen Fanny erhielt. Aber sie hatte einem Unwürdigen vertraut, einem Schurken, der frevelhaft mit ihrem Glücke spielte. Imlay scheint ihrer überdrüssig geworden zu sein, ließ sie unter allerhand Vorwänden vielfach allein und reiste nach London. Dorthin folgte ihm Mary im Jahre 1795 — und fand an seiner Seite eine Maitresse. Die Folgezeit ist eine Kette unsäglicher Leiden und qualvoller Aufregung für das arme Opfer männlicher Gewissenlosigkeit. Gern läßt sie sich durch eine scheinbare Versöhnung täuschen und unternimmt für Imlay eine Geschäftsreise nach Norwegen, die sie später in einigen „Briefen" beschrieben hat. Als sie bei ihrer Rückkehr ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt findet, beschließt sie, sich das Leben zu nehmen und springt in die Themse. Bootsleute retten sie, und wiederum tritt eine scheinbare Versöhnung ein, indem Mary sich zu den tiefsten Demütigungen bereit finden ließ. Aber alles war umsonst, und so trennte sie sich schließlich blutenden Herzens von dem Unwürdigen, den sie noch immer liebte, legte seinen Namen ab und wies stolz jede Unterstützung und Hilfe für sich und ihr Kind zurück. Was die leidenschaftliche, stolze Frau in jener Zeit, als es bekannt wurde, daß sie nicht mit Imlay verheiratet gewesen sei, an Zurücksetzungen, gesellschaftlichen Nadelstichen und pharisäischen Verdammungsurteilen zu erdulden hatte, kann sich leicht jeder ausmalen, der die englische Gesellschaft kennt. Zweimal noch machte sie einen Selbstmordversuch und lebte im übrigen in fast vollständiger Einsamkeit, nur im Hause einer Freundin Mrs. Christie, die sie schon in Paris gekannt hatte, verkehrend.

Dort lernte sie im Jahre 1796 **William Godwin** kennen, den radikalsten unter den Schriftstellern jener Zeit, dessen Werk über „politische Gerechtigkeit" das erste Manifest eines konsequenten Anarchismus ist, und dessen Roman „Caleb Williams" noch heute geschätzt und gelesen ist. Gleichheit der Gesinnungen und Anschauungen führte zu Freundschaft und zu Liebe. Obgleich beide theoretische Gegner der Ehe waren, so fügten sie sich doch den gesellschaftlichen Anforderungen und heirateten.

Aber sie wohnten nicht zusammen, da Godwin der Ansicht war, ein ununterbrochenes Zusammensein sei auf die Dauer der wahren Neigung schädlich. Sie besuchten sich vielmehr täglich und behandelten sich als gleichberechtigte gute Kameraden. Jedenfalls war das Verhältnis ein glückliches: nach furchtbaren Stürmen schien Mary endlich doch in den Hafen ruhigen Glückes eingelaufen zu sein. Aber ihr Glück war

ein kurzes. Nachdem sie am 13. August wieder einer Tochter, die sie Mary nannte, das Leben geschenkt hatte, starb sie am 10. September 1797 in den Armen ihres Gatten. Nach ihrem Tode erschien noch ein Buch von ihr, „Maria oder die Leiden der Frau", welches in der Form eines Romans die Mißbräuche männlicher Gewalt behandelt. Alle ihre traurigen Erfahrungen an sich und anderen sind dort mit ergreifender Wahrheit niedergelegt.

Godwin überlebte sie bis zum Jahre 1836 und galt als der anerkannte Führer des äußersten philosophischen Radikalismus auf politischem wie religiösem Gebiete. Zu seinen Schülern und Verehrern gehörte der Dichter Shelley, der poetische Interpret des Kampfes gegen die Fesseln der Tradition auf allen Gebieten des Denkens. Er heiratete in zweiter Ehe Godwins Tochter Mary, die ihn lange überlebte. Die älteste Tochter von Mary Wollstonecraft und Imlay, Fanny, starb im Jahre 1816 durch Selbstmord.

Freundinnen junger Mädchen.

Von

Natalie Scholl.

Nachdruck verboten.

Vor nicht langer Zeit ging ein herzerschütternder Notschrei durch die Blätter. Menschenräubern war es wieder gelungen, unerfahrene junge Mädchen unter falschen Vorspiegelungen ins Garn zu locken und in fernen Ländern ihren Peinigern, die sie an Leib und Seele zu Grunde richteten, auszuliefern. Ein ganzes Heer von Helfern und Helfershelfern hatte sie dabei unterstützt: gewissenlose Agenten, Herbergsväter und -Mütter, Zuhälter und Dirnen; und so geschickt waren sie zu Werk gegangen, daß selbst die Behörde, die ja leider das schändliche Gewerbe der Prostitution duldet. ihnen nicht beikommen konnte. Die „Ehrenmänner" waren nicht nur mit großer Sicherheit aufgetreten, sie hatten es sogar verstanden, sich ein gewisses Ansehen zu geben und sich als Beschützer derer aufzuspielen, die sie ins Verderben, in Schande und Schmach zu führen gedachten.

Manche „frische Ware" wird auf diese Weise alljährlich unter der Flagge der Vermittelung nach dem Osten oder über Holland oder Italien nach Südamerika „exportiert." Je unschuldsvoller und zarter das Opfer, desto höher der Kaufpreis! Daher scheuen die Verführer kein Mittel, um eben aufgeblühte junge Mädchen an sich zu locken. Auf ihre Unwissenheit und Unerfahrenheit spekulierend, machen sie ihnen alle erdenklichen Versprechungen. Sie stellen ihnen hohes Gehalt, gute Behandlung, Familienanschluß mit weitgehendster Selbständigkeit, reiche Geschenke und dergl. in Aussicht, und wissen die Ärmsten so zu bethören, daß sie, oft ohne Wissen der Eltern, ihnen folgen und blind ins Verderben rennen. Sind sie erst in den Händen der Menschenräuber, so ist an ein Entkommen nicht zu denken, Schritt für Schritt geht es dann tiefer ins Elend. Manche suchen, um sich der Schande zu entziehen, den Tod in den Wellen, andere stürzen sich aus den Fenstern ihrer Gefängnisse. Nur selten gelingt es einer, mit Gefahr ihres Lebens zu entfliehen und bei der Behörde Hilfe zu suchen.

Entsetzlich sind die Bilder, die sie von ihrem Jammerleben, ihrer Not und Verzweiflung entwerfen!

Man begreift, daß die unsägliche Qual, verursacht durch Züchtigung, Angst, Betäubung, Zwang, Erniedrigung, solch armes Opfer endlich flügellahm, apathisch, mürbe macht. Mit dem Bewußtsein, seine Ehre und seinen guten Ruf verloren zu haben, tritt jene Seelenagonie ein, die jede menschliche Regung abstumpft. Krank an Leib und Seele, sich selber zum Ekel und zur Last, haben diese Unglücklichen nur den einen Wunsch, durch den Tod erlöst zu werden.

Da fast immer der Vorwand gebraucht wird, den jungen Mädchen, die in dieser entsetzlichen Weise als Opfer fallen, eine gute Stellung vermitteln zu wollen, so ist hier allein erfolgreich einzusetzen. Immer wieder muß es gesagt werden, daß ein junges Mädchen, das Stellung sucht, sich nur an zuverlässige Vermittlungsbureaus wenden sollte, die es jetzt fast überall und in jedem Fache giebt. Auch sollte es niemals in die Fremde gehen, ohne zuvor Erkundigungen einzuziehen über die Familie ihres Brotgebers und deren Stellung in der Gesellschaft. So gut wie von ihm Empfehlungen verlangt werden, kann es selbst solche fordern. Wo das aber nicht direkt geschehen kann oder als ein Mißtrauensvotum angesehen werden möchte, giebt es einen Ausweg, der jeder offen steht: sie wende sich an den Verein „Freundinnen junger Mädchen".

Dieser Verein, obgleich schon seit 1877 bestehend, ist noch immer viel zu wenig bekannt. Wie das kommt? Man ging von dem Grundsatze aus, mit aller Vorsicht zu Werk zu gehen, damit nicht unlautere, eigennützige Elemente sich einschlichen, und damit die christliche Basis, auf der man den Verein aufzubauen gedachte, sich überall dokumentiere. Die Mitglieder wirkten daher mehr im stillen und warben vornehmlich in den Pastoren- und höheren Beamtenkreisen. Und doch hat sich der Verein über Erwarten schnell ausgebreitet. In den 20 Jahren seines Bestehens ist er derartig angewachsen, daß er heute zu einer schützenden Macht geworden ist. Weithin reichen seine Verbindungen. Sie erstrecken sich über den ganzen Erdball und schließen viele Tausende von Mitgliedern ein, die alle Fühlung miteinander haben.

Der Verein „Freundinnen junger Mädchen" wurde 1877 auf dem internationalen Kongreß zu Genf, welcher dem Kampfe gegen die Unsittlichkeit galt, gegründet. Da die Hauptverhandlungen keine durchgreifenden Vorschläge brachten, erwogen die anwesenden Frauen in vertraulichen Besprechungen, was sie zur Abwehr des Übels thun könnten. Josephine Butler empfing hier die Anregung zur Gründung des Sittlichkeitsbundes, und Madame Aimé Humbert trat in herzgewinnender Ansprache für den Schutz der unerfahrenen Jugend ein. Sie gedachte dabei namentlich der Mädchen, die gezwungen sind, des Erwerbes wegen früh das Elternhaus zu verlassen, und die in der Fremde oft rat- und schutzlos den Versuchungen gegenüberstehen. Sie schlug vor, einen „Freundinnenbund" zu gründen und meinte, wenn alle Anwesenden (22 Frauen aus 7 verschiedenen Ländern) sich verpflichteten, weitere hilfsbereite Frauen zu werben und diese wieder Helferinnen gewönnen, so könnte es nicht fehlen, daß sich bald allerorten „Freundinnen" die Hände reichten. Begeistert stimmte man ihr zu, und schneller, als sie erwartet hatte, wurde die „Union internationale des amies de la jeune fille" geschlossen zum Schutze der alleinstehenden Mädchen, gleichviel welcher Nation oder Konfession sie angehören.

Neuchatel, die Heimat der Madame Aimé Humbert, wurde der Hauptsitz des Vereins. Hier befindet sich der Centralvorstand. Außerdem hat jedes Land seinen Nationalvorstand, der wieder die Provinzial- und Lokalvorstände in den verschiedenen Provinzen und Städten ernennt. Jeder Nationalvorstand arbeitet unabhängig von den andern und hat seine eignen Satzungen und Versammlungen. Alle zwei Jahre findet eine internationale Konferenz statt, zu der alle Vorstände Delegierte entsenden. Organe des Vereins sind: 1. die Mitgliederliste, welche alle zwei Jahre erneuert und jedem Mitgliede zugeschickt wird; 2. die „Mitteilungen", eine Vierteljahrsschrift, welche den Mitgliedern Berichte und Anregungen aus den verschiedenen Ländern bringt; 3. der „Ratgeber", ein Büchlein, das für die hilfesuchenden Mädchen bestimmt ist. Es enthält neben Ratschlägen und Aufzeichnungen von Heimathäusern, Herbergen, Jungfrauen- und Sonntagsvereinen, Konsulaten ꝛc. neuerdings auch Adressen von „Freundinnen".

Diesen „Ratgeber“ gaben bisher nur die Freundinnen ihren Schützlingen, nachdem sie ihren Namen und den des Schützlings hineingeschrieben hatten und dadurch gewissermaßen dem Buche den Stempel eines Empfehlungsbriefes verliehen; auf der diesjährigen Konferenz ist jedoch beschlossen, daß er zur weiteren Bekanntgebung des Vereins fortan auch in den Buchhandel kommen soll, damit Ratsuchende Adressen von „Freundinnen“ erfahren.

Die Hilfeleistungen der „Freundinnen“ sind der mannigfachsten Art, je nachdem die Verhältnisse es erfordern. Wünscht z. B. ein Mädchen Auskunft über die Zuverlässigkeit eines Stellenvermittlungsbureaus oder der Familie, in der es Stellung anzunehmen gedenkt, so schreibt die Freundin an ein Mitglied des betreffenden Ortes und zieht Erkundigungen ein. Das junge Mädchen kann auch auf der Reise überall durch die Freundinnen Schutz finden, auf den Bahnhöfen empfangen und weiterbefördert oder über Herbergen ꝛc. unterrichtet werden. Jetzt hat der Verein vor, wenigstens in den großen Städten ständigen Bahnhofsdienst einzuführen, Heimat- und Feierabendhäuser zu gründen und dergleichen mehr.

So ist in den zwanzig Jahren seines Bestehens die Thätigkeit des Vereins erheblich erweitert, das Netz seines Schutzes immer enger gespannt. Erfreulich ist, daß auch die Regierung die wirksame Thätigkeit dieses Vereins anerkennt. Als im März d. J. sich der Reichstag mit der Frage des Mädchenschutzes beschäftigte, sprach auf die Frage eines Kommissionsmitgliedes, ob ein Zusammenwirken der inländischen Vereine, z. B. des Vereins „Freundinnen junger Mädchen“ mit den betreffenden amtlichen Organen stattfinde, der Regierungsvertreter (Legationsrat von Dirksen) es unverholen aus, daß er glaube, versichern zu können, daß die Behörden diesen Vereinen jeden Vorschub leisten würden. Anlaß zu solcher Aussprache gab die Bittschrift des Meißner Bürgers Aßmann, die gegen den Mädchenhandel gerichtet war. Im Auftrage des Reichskanzlers hatte das Auswärtige Amt auf Grund seines Aktenmaterials über die im Auslande bisher unternommenen Schritte einen Bericht ausarbeiten lassen, der mit erschreckender Klarheit zeigte, wie eine wirksame Kontrolle nicht möglich sei, so lange die auswärtigen Länder ihre Beteiligung versagten. Diese zu verständigen und zu gewinnen sei ein Haupterfordernis. Der Regierungsvertreter bekundet: „daß die deutsche Regierung gern bereit sein würde, allen dahingehenden Anregungen zu entsprechen.“ Klingt das nicht wie eine Herausforderung? Und sollten sich nicht die rechten Wege und Mittel finden lassen?

Meisterspruch.

Hochauf die Stirn, weitauf den Blick
Trotz Drangsal und Beschwerden,
Geh täglich deines Wegs ein Stück:
Du wirst ein Meister werden!

Nur mußt du nicht, bist du so weit,
Die Kunst als Handwerk treiben!
Mit Fleiß und Schweiß tracht allezeit
Ein Meister auch zu bleiben!

Richard Zoozmann.

Frauenerwerb im Eisenbahndienst.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Bei den Staatseisenbahnen werden weibliche Personen gegenwärtig im Fahrkarten-, im Abfertigungs- (Güterexpeditions-), im Büreau- und im Telegraphendienst beschäftigt. Es sind etwa 240 Damen im gesamten preußischen Staatsbahnbereich angestellt. Eine Aufnahme in die letztgenannten drei Dienstzweige findet im allgemeinen nicht mehr statt, es werden nur noch ausnahmsweise neue Stellen durch weibliche Kräfte besetzt. Aus den niederen Volksklassen finden gleichfalls eine bedeutende Zahl Frauen ihren Erwerb im Eisenbahndienste, da an 3000 Frauen allein als sogenannte Schrankenwärterinnen angestellt sind; es liegt diesen die Pflicht ob, das Schließen der Barrieren an Straßenübergängen beim Herannahen von Bahnzügen zu bewirken. Ihre täglichen Einnahmen stellen sich wie die der Tagelöhner; zumeist haben sie aber eine freie Wohnung in den sogenannten Bahnwärterhäuschen. Doch werden nur Männer zum Signaldienst selbst zugelassen, dann übernimmt aber häufig die Frau den Barrierendienst. Nach neueren Bestimmungen wird weiter eine Anzahl Frauen bei den Harmonikazügen während der Fahrt zur Unterstützung alleinreisender Frauen und Kinder und zur Reinhaltung der Wagen angestellt.

Für die gebildete Frau kommt heute nur noch die Stellung im Fahrkartenverkauf, dem sogenannten Schalterdienst, in Frage. Zur Anstellung im Fahrkartendienst sind im allgemeinen neben der als selbstverständlich vorauszusetzenden guten sittlichen Führung Bürgerschulkenntnisse erforderlich. Die Bewerberinnen haben sich bei den Verkehrsinspektionen zu melden. Also in Berlin beispielsweise beim Eisenbahn-Direktionsbezirk Berlin, Vorstand der Königlichen Eisenbahn-Verkehrsinspektion.

Die Annahme weiblicher Personen findet unter folgenden Bedingungen statt:

I. Die Bewerberinnen müssen mindestens 20 Jahre alt sein und dürfen 40 Jahre nicht überschritten haben.

II. Es ist ein selbstgeschriebener Lebenslauf, ein Leumundszeugnis der Ortspolizeibehörde und das Gutachten eines Bahnarztes oder Staats-Medizinalbeamten hinsichtlich des Gesundheitszustandes einzureichen.

III. Die erforderliche Schulbildung ist in einer abzuhaltenden Vorprüfung nachzuweisen. Es wird darin verlangt:

a) Das Niederschreiben eines Diktates mit richtiger Orthographie und deutlicher Schrift. (Ganz besonderer Wert wird auf eine gute Handschrift gelegt.)
b) Die Abfassung eines deutschen Aufsatzes nach einem gegebenen leichten Thema.
c) Rechnen einschließlich der Bruchrechnung und Regeldetri mit besonderer Rücksicht auf Münzen, Maße und Gewicht.
d) Die Lösung einiger die politische Geographie betreffende Aufgaben.

Kenntnisse in fremden Sprachen werden nicht verlangt, sind aber immerhin sehr erwünscht.

Ist das Resultat der durch Klausurarbeiten abgehaltenen Prüfung günstig ausgefallen, so findet ein Probedienst von 1—3 Monaten statt, der aber unentgeltlich zu leisten ist. Nach dessen Ablauf wird durch eine abermalige Prüfung festgestellt, ob auch die erforderliche fachliche Ausbildung erreicht ist. Sind Stellen frei, so erfolgt die Einberufung zum Dienst unter vertragsmäßigen Bedingungen und unter Festsetzung der zu bewilligenden Besoldung; doch muß eine Amtskaution von 300 Mark gestellt werden.

Der tägliche Dienst schwankt zwischen 7 und 10 Stunden, d. h. er wiederholt sich regelmäßig, so daß jede Dame denselben Dienst in Ablösung der anderen thut, sowie die Verkehrsverhältnisse dies erfordern. An manchem Tag ist daher auch nur ein siebenstündiger, an anderen wieder ein zehnstündiger Dienst zu absolvieren. Auf einigen Stationen müssen die Damen im Fahrkartenverkauf auch den Abend- und Frühdienst übernehmen, d. h. von etwa abends 8 Uhr bis zum letzten Zuge, also gegen 1 Uhr nachts und vom ersten Zuge

morgens bis gegen 8 Uhr Dienſt thun. Die allgemein zuläſſige Dienſtdauer wird hierbei natürlich nicht überſchritten. Die Beſoldung beträgt zu Anfang 60 Mark pro Monat und ſteigt je nach der Qualifikation und nach dem Dienſtalter in etwa 5 bis 6 Jahren auf 125 Mark monatlich.

Da der Beamtencharakter den weiblichen Gehilfen in der Staatseiſenbahnverwaltung nicht beigelegt wird, ſo fällt damit ihr Anſpruch auf Penſionsberechtigung fort. Doch ſcheint man bei längerer Dienſtdauer wenigſtens eine Art von Altersverſorgung in Ausſicht nehmen zu wollen. Die Damen ſind verpflichtet, der Arbeiterpenſionskaſſe beizutreten, die im Invaliditätsfalle eine zwar nur geringe Penſion, je nach der Dienſtdauer, zahlt, ebenſo wird vom Gehalt eine kleine Summe für die Krankenkaſſe abgezogen. Im Sommer wird ein kurzer Urlaub gewährt. Leider iſt die Ausſicht der ſich meldenden Damen auf ſofortige Einberufung gering; ſie müſſen ſich mit einer Vormotierung begnügen, da augenblicklich beſonders viel Nachfrage nach ſolchen Stellen iſt.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck nur mit Quellenangabe geſtattet.

* **Die 19. Generalverſammlung des Allgemeinen deutſchen Frauenvereins**, die vom 30. September bis 3. Oktober in Stuttgart ſtattfindet, wird vorausſichtlich ſehr rege Teilnahme finden. Auf dem mit der Generalverſammlung verbundenen öffentlichen Frauentage werden ſprechen: Fräulein Auguſte Schmidt, Frau Henriette Goldſchmidt, Frau Helene v. Forſter, Frau Marie Stritt, Frau Jeannette Schwerin, Fräulein Helene Lange. Außer den eigentlichen Vorträgen werden Berichte aus den verſchiedenſten Gebieten der Frauenbewegung gegeben. — Mitglieder und Delegierte, welche Freiquartiere wünſchen, wollen ſich möglichſt bald an Fräulein Marie Niethammer, Stuttgart, Feuerſeeplatz 5a II. wenden.

* **Der Armenunterſtützungsverein zu Siegen** hat, einer Anregung auf der 16. Jahresverſammlung des „Deutſchen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit" in Straßburg folgend, Helferinnen in Siegen angeſtellt und ſomit die Mitwirkung der Frauen bei der Armenpflege veranlaßt.

* **In Poſen** iſt ſeit einiger Zeit eine Gemeindepflegerin zur Hilfeleiſtung in der amtlichen offenen Armenpflege angeſtellt. Seit dem 1. April d. J. iſt dies eine Johanniterſchweſter, der es nach der für ſie ausgearbeiteten Inſtruktion auch obliegt, freiwillige weibliche Hilfskräfte zu gewinnen. Am 1. Juli d. J. war ſie ſchon in der Lage, die drei erſten ehrenamtlichen Gehilfinnen in ihr Amt einzuführen. Eine dieſer Damen iſt die Frau eines Arztes, die zweite die eines Armenrats, die dritte ſeit Jahren Helferin des Poſener Frauenvereins. Alle drei ſind für ihr Amt tüchtig vorgebildet. Die Erfahrungen, die man bisher in Poſen mit der Heranziehung weiblicher Hilfskräfte zur Armenpflege gemacht hat, ſind überaus günſtig, ſodaß die Heranziehung weiterer Gehilfinnen zur Entlaſtung der Gemeindepflegerin von der Verwaltung geplant wird.

* **Die Sache der weiblichen Fabrikinſpektoren** macht Fortſchritte. In Sachſen-Weimar iſt infolge des im Landtage ausgeſprochenen Wunſches eine Fabrikantenwitwe in Apolda mit den Funktionen eines Fabrikinſpektors betraut worden. Auch in Bayern, wo man die Zahl der Aſſiſtenten der Fabrikinſpektoren zu vermehren beabſichtigt, ſoll in das Budget ein Poſten eingeſtellt werden, um einen Verſuch mit der Anſtellung weiblicher Aſſiſtenten zu machen. Die bayeriſche Abgeordnetenkammer hat ſich bekanntlich ſeiner Zeit ebenſo wie die württembergiſche für Anſtellung weiblicher Aufſichtsbeamten ausgeſprochen.

* **Fräulein Hildegard Ziegler** beſtand vor kurzem in Halle a. S. das Doktorexamen. Auf ein Geſuch der geſamten philoſophiſchen Fakultät an das Königlich Preußiſche Kultusminiſterium wurde Fräulein Ziegler ausnahmsweiſe trotz ihrer noch nicht vollſtändigen Semeſterzahl die Zulaſſung zum Examen bewilligt. Ihre Fächer waren: Geſchichte (Examinator Prof. Droyſen), Philoſophie (Examinator Prof. B. Erdmann) und Engliſch (Examinator Prof. Wagner). Ihre Doktorarbeit hatte zum Thema „Das Chronikon Cariones"; ſie wurde gut beurteilt. Nach der mündlichen Prüfung am 4. Auguſt erhielt ſie das Zeugnis, daß ſie das Doktorexamen magna cum laude beſtanden habe. — Fräulein Ziegler iſt der erſte weibliche Doktor in Preußen, der ſich auch der preußiſchen Maturitätsprüfung unterzogen hat.

* **Königsberg i. Pr.** Mit dem Beginn des Sommersemesters wurden an unserer Albertina die ersten außerordentlichen Hörerinnen eingeschrieben. Es sind dies 10 Lehrerinnen, die sich in den hier im Herbst 1895 ins Leben gerufenen „Wissenschaftlichen Fortbildungskursen für Lehrerinnen" auf die Oberlehrerinnenprüfung vorbereiten, und die nun von zweien ihrer Docenten, Prof. Erler (Geschichte) und dem zeitweiligen Rektor, Prof. Baumgart (Deutsche Litteraturgeschichte) zu deren Vorlesungen an der Universität zugelassen worden sind.

* **Das Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft** (Leipzig, Duncker und Humblot, XXI. 3) bringt einen eingehenden Artikel über „Die Fabrik- und Sanitätsinspektorinnen in England" von Helene Simon, dessen Lektüre wir allen, die sich für die Frage interessieren, warm empfehlen. Für die Gediegenheit dieser ersten gründlichen Bearbeitung der betreffenden Frage für deutsche Leser bürgt schon der Name des Herausgebers der Jahrbücher, G. Schmoller.

* **Trunkenheit** wurde vor kurzem in einer gerichtlichen Verhandlung gegen eine Frau, die sie als mildernden Umstand geltend machen wollte, als erschwerender bezeichnet. Wir begrüßen das mit großer Freude, nur wäre dringend eine gleiche Auffassung den Männern gegenüber zu wünschen, dadurch würde viel Elend verhindert werden.

* **Den Dr. juris** hat vor kurzem Frl. Anita Augspurg in Zürich erworben. Vor ihr hat nur eine Deutsche, Fr. Dr. Mackinroth, das juristische Doktorexamen in der Schweiz gemacht. Frl. Anita Augspurg ist Mitglied der Rechtskommission des Bundes deutscher Frauenvereine, so daß der glückliche Abschluß ihrer Studien für die Arbeiten dieser Kommission von besonderer Bedeutung erscheint.

* **Genf.** Die Zahl der weiblichen Studierenden betrug im verflossenen Semester 143, d. h. über 20 Prozent der gesamten Studentenschaft. Das größte Kontingent stellt Rußland und Polen, es folgen Armenien, die Balkanstaaten, Deutschland, Frankreich, Schweiz.

* **Der dritten Lesung der Frauenstimmrechtsvorlage** hat sich das englische Parlament auf eine empörende Weise zu entziehen gewußt, indem es an dem dafür angesetzten Tage die Diskussion über eine Vorlage untergeordnetster Art („The Verminous Persons Bill", eine Vorlage über die Desinfektion der Kleidung von mit Ungeziefer behafteten Personen) gewaltsam hinschleppte, so daß die Bill, die sonst sicher durchgegangen wäre, da sie schon in zweiter Lesung die Mehrheit aller Parteien für sich hatte, garnicht mehr zur Verhandlung kam. Die Londoner „Daily News" bemerkt darüber folgendes:

„Die Debatte — wenn es eine Debatte genannt werden kann — bei der dritten Lesung der Verminous Persons Bill zeigte das Abgeordnetenhaus auf seiner niedrigsten Stufe. Die Witze waren unter dem Niveau einer Wirtshausstube, und die Vertreter des Volkes brüllten vor Lachen, als Sir Francis Powell sich auf seinen Hut setzte. Die Possenreißerei war nicht einmal echt. Die traurige Farce wurde durchgeführt und ein Antrag auf Schluß abgelehnt, weil die Frauenstimmrechts-Vorlage der vierte Punkt der Tagesordnung war. Wir möchten die achtbaren Gegner des Frauenstimmrechts fragen, ob sie es billigen, daß man es mit solchen Waffen bekämpft. Wenn sie eine weit stärkere Teilnahme dafür erregen wollen als bis jetzt besteht, so ist das der rechte Weg dazu. Sie geben vor zu glauben, daß das Abgeordnetenhaus durch das Frauenstimmrecht entwürdigt würde. Wie viel tiefer könnte es sinken als gestern? . . . Das Haus der Abgeordneten hat die Macht und darum das Recht, das Frauenstimmrecht abzulehnen. Aber es sollte es ehrlich und offen thun. Es sollte redlich kämpfen . . . Die politische Befreiung der Frau mag eine gute oder eine schlechte Sache sein. Wir halten sie für eine gute. Aber schlecht oder gut, es ist ungefähr die wichtigste und umfassendste Maßregel, die der Gesetzgebung vorgelegt werden kann . . . Noch ein paar solche Scenen wie gestern, und der Ruf des Hauses würde unwiederbringlich verloren sein."

Solche Scenen zeigen wohl am besten die Schwäche der gegnerischen Argumente.

* **Die Schwedinnen** nehmen unter den „neuen Frauen" keinen geringen Rang ein. Eine Dame aus den höheren Kreisen Stockholms bemerkt: „Unsere jungen Mädchen genießen, wie die Amerikanerinnen, volle Freiheit, mit der jungen Männerwelt zu verkehren. Bis zum 18. Lebensjahre sitzen sie auf der Schulbank unter den Knaben und spielen mit ihnen in den Erholungsstunden; dabei bleiben Zucht und Anstand gewahrt, und oft erwählen die Mädchen ihren Bräutigam aus der Mitte ihrer Schulkameraden. Übrigens sind sie bei ihrer Unabhängigkeit vom Gefühl ihrer Verantwortlichkeit durchdrungen. Die Ehe ist für sie nicht die Befreiung, wie Ibsen sagt. Sie können sich ganz allein eine Stellung schaffen: denn sie finden in den Büreaus der Verwaltungsbehörden und der Ministerien, im Handel und in der Industrie ein Unterkommen. Als Gattin kann die Schwedin selbständig über den Ertrag ihrer Arbeit verfügen; die Civilgesetze räumen ihr genau dieselben Rechte ein wie dem Mann." Auch die

politiſchen Rechte, ſchreibt die „Italie", werden den Schwedinnen nicht lange mehr vorenthalten bleiben. Im Jahre 1893 nahm das Parlament den Antrag auf Erteilung des Stimmrechts an die Frauen mit 58 gegen 56 Stimmen an; da aber hiermit die geſetzlich erforderliche Stimmenzahl nicht erreicht war, ſo wurde der Antrag bis auf weiteres vertagt.

* **Wieviel Arbeiterfrauen** von ihren Männern verlaſſen werden, ſtellte ſich bei einer kürzlich in Brüſſel veranſtalteten Enquête heraus. Von den ca. 8 500 Frauen, die ſich vom 1. April 1889 bis 31. Dezember 1896 als Arbeitsſuchende an der Arbeitsbörſe einſchreiben ließen, waren 4 129 verheiratet. Durch Nachforſchungen bei den Meldebehörden und der Polizei wurde konſtatiert, daß 584 oder 14 Prozent derſelben von ihren Männern verlaſſen waren, und zwar war bei 516 der Mann trunkſüchtig und verſchwenderiſch geweſen, bei 22 war er mit ſeiner Geliebten durchgegangen, bei 19 war er faul und arbeitsſcheu geweſen und nur bei 27 bildete der Lebenswandel der Frau die Urſache.

* **Eine Negerin als Ärztin.** Fräulein Dr. Emma Wakefield, eine Negerin, hat kürzlich von der Behörde des Staates Louiſiana (Vereinigte Staaten) nach Ablegung des letzten mediziniſchen Examens die Erlaubnis zur Ausübung einer ärztlichen Praxis erhalten. Sie iſt ſicher die erſte Frau ihrer Raſſe in den ſüdlichen Staaten und wahrſcheinlich in den Vereinigten Staaten überhaupt, die die Funktionen eines Arztes übernimmt.

* **Totenſchau.** Am 3. Auguſt verſchied unerwartet Frau Marie Niemann-Seebach, deren Leben und Wirken wir noch vor kurzem unſern Leſern vorführen durften (Aprilnummer der „Frau"). Auf dem Dreifaltigkeitskirchhof in Berlin hat ſie an der Seite ihres Sohnes die letzte Ruheſtätte gefunden. Ein Kranz des Kaiſerpaares, Kränze mit den Namen der Königin Marie von Hannover, der Prinzeſſin Friederike, des Herzogs von Cumberland und anderer Fürſtlichkeiten, Kranz- und Blumenſpenden zahlreicher Vereine und perſönlicher Freunde bewieſen die reiche Teilnahme, die ſich die Verſtorbene zu erhalten verſtanden hat. — Die bekannte Schriftſtellerin Mrs. Oliphant iſt vor kurzem geſtorben. Sie liegt auf dem Kirchhof von Eton begraben. Die Königin Viktoria ſchickte einen Kranz mit der Widmung: Ein Zeichen der Bewunderung und Achtung von Viktoria, R. I.

Frauenvereine.

Der Verein Frauenwohl

in Breslau hat mit dem 31. März 1897 ſein 6. Jahr beendet. Die wichtigſte Neuſchöpfung des letzten Jahres iſt ein Mädchenhort, in dem 24 ſchulpflichtige Mädchen Aufnahme gefunden haben. Die Kinder bringen die Nachmittagsſtunden von 1—7 Uhr unter ſachverſtändiger Aufſicht im Hort zu, erhalten dort aus Vereinsmitteln Veſperbrot und werden zu Arbeit und Spiel angeleitet. Dies im Verhältnis zu den Mitteln des Vereins große Unternehmen wurde durch die Güte des Magiſtrats erleichtert, der ihm ein Lokal im ſtädtiſchen Schulhauſe für den Hort zur Verfügung ſtellte und eine Beihilfe von 50 Mark gewährte. Außerdem ſind von vielen Seiten Spenden zugefloſſen. — Unter dem nur Angebahnten ſteht in erſter Reihe eine „Auskunftsſtelle für weibliche Berufsbildung." Es iſt eine Kommiſſion zuſammengeſetzt worden, deren Mitglieder es ſich zur Aufgabe machen, in allen Fragen der Berufsbildung für Mädchen gründliche, genaue und umfaſſende Auskunft zu geben.

Die Mitgliederzahl des Vereins betrug am Ende des Geſchäftsjahres 172, der Kaſſenbeſtand 2062,05 Mark. Den Vorſtand des Vereins bilden: Frau Sanitätsrat Clara Reiſſer, Vorſitzende, Frau Dr. Kleudgen, Frl. Marie Landmann, Frau Oberlehrer Arendt, Frl. Agnes Reinhold, Frau Oberbürgermeiſter Bender, Frau Profeſſor Sombart, Frl. Roſa Urbach, Frau Dr. Wenzig.

Der Frauenbildungsverein

zu Kaſſel hat über das Geſchäftsjahr 1896/97 Erfreuliches zu berichten. Das Vereinsleben hat in jeder Weiſe einen Aufſchwung genommen. Von größter Bedeutung war dafür die Generalverſammlung des Bundes deutſcher Frauenvereine, die, einer Einladung des Vereins folgend, im Mai in Kaſſel tagte. Die Vereinswirkſamkeit in den verſchiedenen Abteilungen: Fachſchule, Kochſchule, Kinderhort, Heim, Kurſe zu beruflicher Ausbildung, war eine ſehr rege. Die Fachſchule wurde im ganzen von 432 Schülerinnen beſucht, die Kochſchule in ihren verſchiedenen Unterrichtskurſen von 226 Schülerinnen, der Kinderhort im Sommerhalbjahr von 84, im Winterhalbjahr von 96 Kindern; im Heim fanden 62 Mädchen und Frauen Aufnahme, an den beruflichen Kurſen nahmen im ganzen 84 Schülerinnen teil. Vorſitzende des Vereins iſt Fräulein Auguſte Förſter. Dem Vorſtand gehören ferner noch folgende Perſonen an: Frau Ida John Wallach, Frau Nanny Wiß, Frau Sophie Rieß, Fräulein Auguſte von Stiernberg, Herr Otto Koch, Herr Guſtav Kiel, Herr Dr. Max Rothfels, Herr Julius Zwenger, Fräulein Friederike Kauffmann, Frau Bertha Sonne.

Bücherſchau.

„Lyndall." Roman aus dem ſüdafrikaniſchen Farmerleben. Von Ralph Iron (Olive Schreiner). Deutſch von Marie Schramm-Macdonald. (München, Fr. Baſſermann. Preis 5 Mark.) Als Verfaſſerin der „Träume" iſt Olive Schreiner auch bei uns längſt bekannt. Der vorliegende, ſchon früher geſchriebene Roman zeigt eine merkwürdige Doppelnatur. Von unverkennbarem Realismus, ja von Humor und Auffaſſungsgabe auch dem Platt-Alltäglichen gegenüber zeugen die Schilderungen der „Boeren" und niedriger Abenteurer wie Bonaparte Blenkins; die übrigen Geſtalten hat die Verfaſſerin mit einem glühenden Idealismus gemodelt, der mit äußeren Möglichkeiten garnicht rechnet und nicht ſelten auch den Leſer über ſie hinwegtäuſcht. Die durchweg in Molltönen gehaltenen philoſophiſchen Betrachtungen, die ſie auf verſchiedene Perſönlichkeiten verteilt, die aber immer Olive Schreinerſche Eigenart atmen, geben dem Buch ſeinen Grundcharakter. Es ſpricht eine Fähigkeit daraus, die Welt sub specie aeterni zu betrachten, die doppelt überraſcht, wenn man hört, daß die Verfaſſerin ein 24jähriges Mädchen war. Lebhafte Schlaglichter fallen auf die Frauenfrage. Epigrammatiſch ſpitzen ſich ihre Betrachtungen darüber zu. Die „höheren Tochterſchulen" ſind ihr „vortreffliche Anſtalten zu praktiſcher Löſung der Frage: ‚In wie kurzer Zeit kann eine menſchliche Seele ausgedörrt werden?'" „Männer und Frauen werden mit gleichen geiſtigen Anlagen geboren. Die Welt erſt beſtimmt die Verwertung derſelben und dadurch den Geiſtesunterſchied zwiſchen Mann und Weib. Zu euch ſagt ſie: ‚Arbeitet!' zu uns dagegen: ‚Scheinet!'" Und glühend iſt Lyndalls Wunſch: „O, wäre ich doch eine von den Frauen, die erſt in der Zukunft geboren werden! Dann wird vielleicht Weib ſein nicht mehr ſo viel bedeuten, wie gebrandmarkt ſein." Als reines Kunſtwerk will der Roman nicht betrachtet ſein; pſychologiſch angeſehen iſt er eins der feinſten und eigenartigſten Erzeugniſſe der modernen Frauenlitteratur.

„Geſunde Nerven." Ärztliche Belehrungen von Dr. med. Otto Dornblüth. (Roſtock, Wilh. Werther. Preis gebunden 2,50 Mark.) Dornblüth hat als Spezialiſt für Nervenkrankheiten eine Fülle einſchlägiger Erfahrungen geſammelt, die er hier in gemeinverſtändlicher Form dem Laienpublikum bietet. Wir möchten vor allem die Mütter auf das kleine Buch aufmerkſam machen. Wenn das, was der Verfaſſer über „Urſachen der Nervenſchwäche" ſagt, thatſächlich von ihnen beherzigt, wenn dem „ſinnloſen nervenzerſtörenden Treiben", das jetzt im Kindesalter bereits beginnt, ein Ende bereitet würde, ſo hätte die heranwachſende Generation ein gut Teil weniger Nervenkrankheiten aufzuweiſen als die jetzige. Leider aber raffen ſich die Mütter unſrer Tage zur Energie des Verſagens in den ſeltenſten Fällen auf.

„Rheinlandstöchter." Roman von C. Viebig. (Berlin, F. Fontane u. Co. Preis 6 Mark.) Der Roman iſt flott und ſpannend geſchrieben. Das Sujet berührt ſich mit Gabriele Reuters „Aus guter Familie." Hier wie dort tritt die auf einſeitig zugeſpitzter Erziehung beruhende einſeitige Entwicklung des modernen Mädchenlebens mit ſeinen Schäden in den Vordergrund. Die Reife und vollendete Objektivität, die aus den „Kindern der Eifel" ſpricht, zeigt der Roman nicht; es ſchaut noch eine leidenſchaftliche, nicht bis zum Darüberſtehen gelangte Anteilnahme an den behandelten Problemen aus den Zeilen heraus. — Von beſonderem Reiz ſind die landſchaftlichen Schilderungen.

„Weib und Mann." Verſuche über Entſtehung, Weſen und Wert. Von Alexander von Padberg, königlich preußiſchem Oberregierungsrat. (Berlin NW. 6. Carl Duncker.) Das Buch beruht auf eingehendem Studium der grundlegenden Werke, ergänzt durch eigene Beobachtung. Der Verfaſſer kommt im ganzen zu denſelben Reſultaten wie Havelock Ellis, den er vielfach anzieht. Am wenigſten genügend iſt das Kapitel über die moderne deutſche Frauenbewegung, und das erſcheint natürlich. Denn die darüber erſchienenen Abhandlungen von Duboc und Guſtav Cohn, die der Verfaſſer, faute de mieux, zu Grunde legt, ſind durchaus einſeitig und ungenügend, da keiner der beiden Männer ſich mit der Frauenfrage aus eigner Anſchauung bekannt gemacht hat, ſondern beide nur auf papierenem Material fußen. Das wenigſte aber, was in der Frauenfrage geſchehen iſt und geſchieht, iſt heute gedruckt, und das Gedruckte iſt nicht immer das wichtigſte. — Im übrigen wird Padbergs Buch als Ergänzung der Frauenfrage-Litteratur vielen willkommen ſein; es ſpricht daraus der Geiſt eines vorurteilsloſen, wohlwollenden und hochgebildeten Mannes, der aus Thatſachen Schlüſſe zu ziehen weiß, ohne ſich durch hergebrachte Ideenaſſociationen beirren zu laſſen.

„Das feſtliche Jahr." In Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Feſten der germaniſchen Völker von Otto Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld. (Leipzig, Friedrich Engelmann. Preis 6 Mark.) Der Verfaſſer hat ſich ſeine Aufgabe nicht leicht gemacht. Er hat ſich in die Litteratur der Feſtbräuche vertieft und ſie mit Fleiß und Geſchick verarbeitet. Das Buch iſt ſo ein Nachſchlagewerk geworden, das jedem, der ſich mit dieſen Dingen beſchäftigt, gute Dienſte leiſten wird. Es iſt ſehr reichhaltig und ſehr ſorgfältig gearbeitet. Die Anordnung des Stoffes nach dem Kalender iſt ſehr praktiſch. Die Darſtellung iſt ſachlich und klar, ohne Phraſen und Redensarten. Die Abbildungen ſind gut gewählt und ſehr zahlreich. Das Buch kann beſtens empfohlen werden.

feld. 2. Aufl. Mit gegen 100 Illuſtrationen. (Leipzig, H. Barsdorf. Pr. eleg. broſch. M. 6, geb. M. 7,50. In feiner Ausgabe 8, bezw. 10 M.) Das originelle Buch, das hier in neuer, billiger Auflage erſcheint, wird ſich viel Freunde erwerben. Es giebt eingehende Schilderungen der Sitten und Gebräuche, die ſich von Alters her an die feſtlichen Zeiten des Jahres geknüpft haben, von denen manches im Laufe der Zeit ſchon vergeſſen worden, anderes ſich gewandelt hat. Der reiche Bilderſchmuck macht die Darſtellung doppelt lebendig. Jeder Monat findet geſonderte Behandlung; von den charakteriſtiſchen Gebräuchen ſcheint dem Verfaſſer keiner entgangen. Selbſt die wenig eigentliche Feſte aufweiſenden Monate zeigen ein ſehr lebendiges Bild; ſo der Auguſt: Glücks- und Unglückstage. — Doggert's Coat and Badge. — Fiſcherſtechen in Ulm, in Leipzig. — Waſſerſpiele. Künſtlerfeſt auf dem Würmſee. — Regatta in Hamburg. — Kirmes in den Niederlanden, in Antwerpen. — Rieſenbilder. — Mariä Himmelfahrt. — Rutenfeſt in Ravensburg. — Eigentümliche Tänze, Holzäpfeltanz, Frohntanz, Milchtanz, Hahnen- und Hammeltanz. — Schäferlauf. — Auguſtſchießen. — Dresdner Vogelwieſe. — Stralower Fiſchzug. — Bartholomäi. — Erntekranz.

Das Buch war ein glücklicher Griff; es wird ſich ſeinen Platz in der deutſchen Familie zu ſichern wiſſen.

Die letzte Nummer des Spemannſchen „Muſeum“ (15. Lieferung des II. Jahrgangs), zu deſſen Empfehlung nichts mehr geſagt zu werden braucht, enthält ganz beſonders vorzügliche Reproduktionen. Beſonders intereſſant iſt Jacques Louis David: der General Bonaparte. Das hier gewählte Bild, die Ölſkizze, nach der David ſpäter das berühmte Bild ſchuf, das Bonaparte auf ſprengendem Roß darſtellt, übertrifft das letztere an künſtleriſchem Wert bei weitem. Das Heft bringt ferner ein liebenswürdiges Bild von Meindert Hobbema: die Waſſermühle, ein Stilleben von Frans Snyders, Marmorreliefs von Niccolò Piſano, einen mutmaßlichen Giorgone: das Concert, und ein Doppelbild der Raffaelſchen Madonna mit dem Fiſch. Der billige Preis von 1 Mark pro Lieferung erſcheint immer wieder erſtaunlich.

„Sir George Treſſady.“ By Mrs. Humphry Ward. 2 Bände. (Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Preis 3,20 Mark.) Mrs. Humphry Wards Romane ſind in erſter Linie künſtleriſche Darſtellungen eines ſozialen Problems, nicht naive Wiedergabe eines Geſchauten. Etwas Modellierung wird daher leicht an den Trägern ihrer Ideen ſichtbar. In den vorliegenden Bänden iſt das beſonders bei Lady Maxwell der Fall, die uns als Marcella Boyce ſchon aus dem früheren Werk der Verfaſſerin bekannt iſt. Lady Maxwell iſt nicht ganz aus den Vorbedingungen erwachſen, die in Marcella gegeben ſchienen; ſie iſt nicht ohne Konſtruktion. Aber das Intereſſe, das die Verfaſſerin an ihr nimmt, die hier ihr modernes Frauenideal verkörpert, teilt ſich dem Leſer mit und macht ihm die ungewöhnliche pſychiſche Wandlung, die Marcella in George Treſſady hervorruft, begreiflich. Im übrigen iſt der reinen Menſchendarſtellung hier mehr Raum gegeben als das ſonſt in den Werken der Verfaſſerin der Fall iſt; ſelbſt Konzeſſionen an die alte Schule, wie der ſühnende Heldentod Sir George Treſſadys werden nicht geſcheut. Überall aber hat man den Eindruck, ſich in beſter geiſtiger Geſellſchaft zu bewegen, an der Hand einer Meiſterin in der Handhabung des Stoffs.

Und das iſt mehr als man von den meiſten engliſchen Romanen der neueſten Zeit ſagen kann. Die Tauchnitz-Edition hat es heute weſentlich ſchwerer als früher ihren Leſern Leiſtungen erſten Ranges zu bieten. So nahm Referent vor kurzem George Meredith: Lord Ormont and his Aminta zur Hand, ohne im Stande zu ſein, über den erſten Band hinauszukommen. Selten hat wohl ein geiſtvoller, feinſinniger Verfaſſer einen ſo gänzlichen Mangel an künſtleriſcher Geſtaltungskraft gezeigt als Meredith in dieſen Bänden. — Etwas mehr Intereſſe bietet: The scarlet Letter by Nathaniel Hawthorne, nur wirkt die große Breite ſtörend.

„Die Frau im öffentlichen Recht.“ Eine vergleichende Unterſuchung der Geſchichte und Geſetzgebung der civiliſierten Länder. Von M. Oſtrogorski. Autoriſierte Ueberſetzung von Franziska Steinitz. (Leipzig, Otto Wigand.) Vor einigen Jahren beſtimmte die Pariſer juriſtiſche Fakultät einen von ihr zu vergebenden Preis für die beſte Bearbeitung des Themas, das vorliegendes Buch, dem der Preis zuerkannt worden iſt, behandelt. Das Buch hat inzwiſchen, erſt in der franzöſiſchen Originalausgabe, dann in der engliſchen Ueberſetzung, eine ſehr günſtige Aufnahme in allen Kulturländern gefunden; die deutſche Ausgabe darf einer gleichen gewiß ſein. Es iſt eine alle Hauptthatſachen umfaſſende, nebenbei anziehend geſchriebene Darſtellung der betreffenden Materie, die eine Fülle ſonſt ſchwer zugänglichen Stoffs in handlichſter Form bietet. Ein kurzer Abriß über die civilrechtliche Stellung der Frau in den Hauptländern Europas iſt angefügt. Das kleine Buch iſt für das Studium der Frauenfrage von höchſter Bedeutung.

„Emlohſtobba.“ Roman oder Wirklichkeit? Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Von Dr. phil. Hermann Lietz. Mit 22 Tafeln in Autotypie. (Berlin, Ferd. Dümmler. Pr. 3 M.) Mit einer myſtifizierenden Einleitung, deren Wert zweifelhaft erſcheint, wird hier ein Schulſyſtem entwickelt und empfohlen, deſſen Wert unzweifelhaft erſcheint. Es ſoll eine Vereinigung geiſtiger und körperlicher Ausbildung bieten, die gerade der Jetztzeit fehlt und die ſich in der rühmlichſt bekannten Anſtalt Abbotsholme bei Derby in England in muſtergiltiger Geſtalt findet. Sie will das Beſte der deutſchen und engliſchen Erziehungsmethoden verbinden. Die Lektüre kann jedem denkenden Pädagogen nur warm empfohlen werden.

„Aus Mitleid.“ Roman von Konrad Telmann. (Berlin, Otto Janke, 2 Mark.) Das nicht eben neue Thema der Vernunftheirat mit einem ungeliebten Mann, der zum Schluß leidenſchaftlich geliebt wird, iſt hier von Telmann geſchickt behandelt, obwohl die Schablone ſich nirgends verleugnet.

„Anleitung zum Studium der französischen Philologie" für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Von Dr. Eduard Koschwitz, Professor an der Universität Marburg (Marburg, N. G. Elwert. Preis 2,50 Mark, gebunden 3 Mark.) Das kleine Buch bietet auf seinen 148 Seiten ein ungemein reiches und für den französisch Studierenden unschätzbares Material. Wer da weiß, wie ratlos man oft vor den verschiedenen Wegen steht, die zum Ziel zu führen scheinen, wird für diesen zuverlässigen Wegweiser dankbar sein. Er orientiert zunächst über das vorbereitende Studium im Inlande, dann über Studienreisen. Dies wichtige Kapitel enthält die wertvollsten Fingerzeige über Art und Einrichtung des praktischen Studiums in der französischen Schweiz, in Paris und dem übrigen Frankreich wie in Belgien. Obgleich in der Hauptsache wohl für den Lehrer bestimmt, ist doch das meiste auch direkt für die Lehrerin verwertbar; manche Ratschläge sind sogar ausschließlich für sie bestimmt. Dem Kapitel über das praktische Studium folgen zwei über das wissenschaftliche, und zwar 1. das historische Studium, 2. die Methodenlehre, mit überaus reichen bibliographischen Angaben. Ein Anhang bespricht noch die Vorbereitung zur Oberlehrer- und Oberlehrerinnenprüfung. Wir können das gründliche und umfassende Werkchen warm empfehlen.

„Die Reformkleidung für Frauen" in Wort, Bild und Schnitt. Ausführliche Anleitung zur Herstellung von Reformkostümen erschien vor kurzem im Verlag der „Europäischen Modenzeitung" (Klemm und Weiß, Dresden.)

„Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung" von Ernst Schultze. (Leipzig, Gg. Freund, Preis 1,80 Mark.) Über diesen das öffentliche Interesse immer mehr beschäftigenden Gegenstand ist hier eine dankbar zu begrüßende Zusammenstellung geboten.

„Die Handschrift." Ein Buch des Charakters. Von E. M. Paulus. Mit 151 Handschriftenfacsimiles. 76 Seiten. 7 Tafeln.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaux und in der Expedition der „Frau" Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Unsere Lieblinge essen es gern.

Ein nahrhaftes und liebliches Gericht läßt sich leicht durch einfaches Kochen der Milch mit Mondamin bereiten. Eine solche Nahrung ist leicht verdaulich und reizt durch den eigenen Wohlgeschmack des Mondamin Kinder und Kranke zu weiterem Genuß. Es ist so ergiebig, daß nur wenig Mondamin zu nehmen ist und stellt sich dabei nicht teurer als gewöhnliches Mehl. Bei Nahrung für Kinder und Kranke ist dieser Vorteil besonders gut angebracht. Mondamin ist überall zu haben in Packeten à 60, 30 und 15 Pfg. [39

Johannisbad ✻ Eisenach
Thüringen.

Muster-Naturheilanstalt. [35

Vorzüglich eingerichtete Anstalt Deutschlands. Den höchsten hygien. Anforderungen entsprechend. Direct am Walde. **Ausserordentliche Erfolge** bei allen **chronischen Leiden**, besonders **Frauenleiden. Verbesserte Thure-Brandt-Massage.** Arzt und Aerztin in der Anstalt. Bedeutung der Naturheilkunde. illustr. Prospecte. Kurbericht gratis.

Die Direction: **Johann Glan.**

An English lady, possessing a French certificate (obtained in France) able to teach thorough English and French, desires post as governess or companion in good German family. Good references.

Theodora Livingstone
poste restante Heidelberg. [37

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao,
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Konditoreien, kolonial-, Delikatess- und Droguengeschäften. [7

Charakterdeutungen
aus der Handschrift à 1 Mark, mit Begründung 2 Mark. [34
Frl. E. L. Nollau, Bonn, Königstr. 39

Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewin,** [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 2 II.
Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mäß. Hon. Stellenvermittelung. Pensionsnachweis

Familien-Pension Knietsche
(I. Ranges). [33
Inhaberin: E. Knietsche geb. A. Ebert
Potsdamerstraße 35 II.
Beste Pferdebahnverbindung. Solide Preise. Empfohlen durch Konsistorialrat Saenger und Sanitätsrat Dr. Settegast

Stellenvermittlung
des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Poststraße 27.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W. Augsburgerstr. 24. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1½—1¾. [2

Familienpension Nordland
München, Schellingstraße 10 I.
Ruhige vornehme Lage. Nähe aller Sehenswürdigkeiten, vorzügliche Küche, mäßige Preise. [30

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Herausgegeben von [10
Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr 24 Nummern 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. Moritz Schäfer.

2. Auflage. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. Preis 2 Mark. Für Liebhaber der Graphologie wird hier in gefälliger, eleganter Ausstattung ein Werkchen geboten, das an der Hand zahlreicher Proben in manchmal etwas drastischer Ausdrucksweise Charakteristiken auf Grund der Handschriften giebt, die im ganzen überzeugend wirken und zu ähnlichen Schlüssen Anlaß und Anleitung geben.

Kleine Mitteilungen.

Die Villa Wilhelma, Erholungshaus des Vaterländischen Frauen-Vereins vom roten Kreuz in Montreux, Bahnhof Territet, in bester, sonniger Lage mit Garten, ist geöffnet von September bis Juni und nimmt erholungsbedürftige Herren und Damen der gebildeten Stände auf, keine Schwerkranken. Pensionspreis 4—6 Francs täglich. Anmeldungen an den Vorstand des Frauen-Vereins Montreux-Clarens.

Das Haus bietet dasselbe wie eine gut gehaltene Pension. Es wird christliches Familienleben angestrebt, ohne die Freiheit des einzelnen zu beschränken. Eine in der Krankenpflege erfahrene Dame leitet das Hauswesen. Es wird Rücksicht auf besondere Diät und Pflege genommen.

Frühstück 8—9½, Mittagessen 1, Abendessen 7½ Uhr. Licht, Feuerung und Wein werden extra, aber mäßig berechnet. Wöchentlich 50 Centimes Service, Trinkgelder werden nicht gegeben. Unbemittelte werden zu ermäßigten Preisen aufgenommen; dieselben haben ihr Gesuch von Ende August an der unterzeichneten Vorsitzenden einzureichen mit Beifügung: 1. eines Empfehlungsschreibens, welches die Bedürftigkeit bestätigt, 2. eines ärztlichen Attestes, welches auch Aussicht auf Heilung durch hiesigen Aufenthalt und Nichtvorhandensein von Tuberkulose ausspricht. Ärztliche Behandlung ist für diese Gäste frei, Medikamente nicht. Was jeder Gast zahlt, wird nur der Unterzeichneten und der das Haus leitenden Dame bekannt. I. A. des Vorstandes die Vorsitzende: Frau v. Sydow, Clarens.

Verlangen Sie den Katalog [14
des
Dr. Anna Kuhnowschen Reformkorsets,
sowie der Reformunterkleider.

Frau Ferdinande Proskauer
in Firma J. Proskauer,

Kurort Bergzabern, Pfalz.
Prachtvolle Lage am Fusse der Vogesen.
Gemässigtes Naturheilverfahren. — Kneipp'sche Kuren.
Vorzügliche Referenzen. - Frequenz stetig steigend.
Gesamtkosten 32—42 Mk. pro Woche.
Vereinsmitgl. des Allg. Deutsch. Lehrerinnen-Vereins und der Association of German Governesses London, genossen in der Anstalt 25% Rabatt.
Prospekte frei durch den langjährigen Anstaltsleiter **ED. TISCHBERGER.**
Verfasser von **„Im Wasser eins"** und **„Kneipen-Kneippen"**, bewährtes Handbuch über das gesamte Naturheilverfahren, leichtverständlich beschrieben, nebst 400 erprobten Kochvorschriften für Kranke. Sämtliche Anwendungsformen in 100 vorzüglichen Abbildungen.
Preis 2 Mk. (Porto 20 Pfg.) Durch den Verfasser und **G. Schuhr's** Verlag, Berlin S.W., Wilhelmstr. 119/20. [18

Dr. Charles Peemik, prakt. Arzt, Alexandrien (Aegypten), schrieb an den Verfasser: „Ihr Werk vereinigt Klarheit in der Darstellung und Anschaulichkeit mit praktischer Handlichkeit, verdient also ein Volksbuch in der weitesten Bedeutung des Wortes zu werden. Und es wird es auch werden — weil es eins der Besten ist, die wir diesbezügliches besitzen."
(In ähnlich. Weise lauten all die zahlreichen freiwilligen Urteile d. Leser.)

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [18
Berlin W., Mauerstr. 85.

Butterick's Moden-Revue
Einmal benutzt — immer verlangt!
Monatlich über 250 Abbildungen
nebst Beschreibungen der neuesten Moden, sowie 1 farbiges und 3 Tondruck-Modenbilder, ferner die neuest. Hüte, Handarbeiten, Modenberichte, Novelle.
Jahresabonnement 3 Mark
bei jeder Agentur für Butterick's Schnittmuster, sowie bei allen Buchhandlungen und Postämtern.
Verlangen Sie per Postkarte Gratis-Probeheft
von Ihrer Buchhandlung, von obigen Agenturen, oder von **Blank & Co.'s Verlag, BARMEN.**

Digitized by Google

Verlag von **August Schupp** in München.

Die Frau vor der Wissenschaft.

Von

Jacques Lourbet.

Einzig autorisierte deutsche Übersetzung

von

Dora Landé.

Preis 2 Mark.

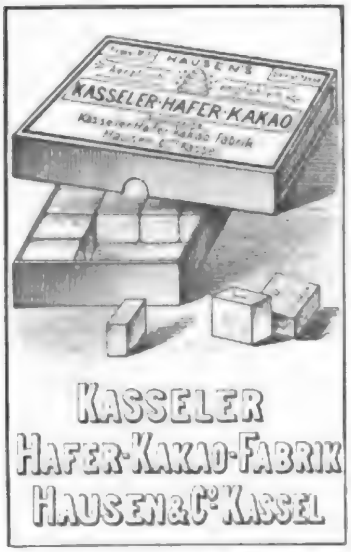
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt vom Verlag gegen Einsendung von Mk. 2,20

Das **Placierungsbureau** von **Frau Joh. Simmel,** geprüfte Lehrerin, **Berlin W., Linkstr. 16** vermittelt die Besetzung von [illegible] für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanzen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2½% des ersten Jahresgehalts. **Keine Einschreibegebühr.** [12



KASSELER HAFER-KAKAO-FABRIK HAUSEN & Cie KASSEL

Der in obiger Packung in den Handel kommende **Hausen's Kasseler Hafer-Kakao** das vorzüglichste Nähr- u. Genussmittel der Gegenwart nach Aussage von tausenden Aerzten u. Consumenten [illegible] wird **nur** in Cartons à ½ Pfund [illegible] Preis à Pfund Mk. 1. [illegible]

Siebig Company's FLEISCH-EXTRACT NUR ÄCHT J. Liebig

[illegible] jeder Topf den Namenszug in **blauer Farbe** trägt.

Internationales Heim,

Berlin SW., Hallescheстraße 17, I. dicht am Anhalter Bahnhof, 1 Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger Vorsteherin.

W. Moeser Hofbuchhandlung.

Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34. 35.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Schellfisch-Kochbuch,

fünfzig in der Praxis erprobte Rezepte

zur

Zubereitung des Schellfisches,

Kabliauen u. verwandter Fische,

von

Elise Hannemann,

Vorsteherin der Kochschule des Lette-Vereins in Berlin.

Preis 60 Pf.

[illegible] durch jede Buchhandlung. Gegen franko Einsendung des Betrages an die Verlagsbuchhandlung erfolgt umgehend **portofreie Zusendung.**

W. SPINDLER

Berlin C. und Spindlersfeld b. Cooperick.

Färberei und Reinigung [3

von Damen- und Herren-Kleidern, sowie von Möbelstoffen jeder Art.

Waschanstalt für Tüll- und Mull-Gardinen, echte Spitzen etc.

Reinigungs-Anstalt für **Gobelins,** Smyrna-, Velours- und Brüsseler **Teppiche** etc.

Färberei und Wäscherei für **Federn und Handschuhe.**

Färberei.

Wilhelmshöhe bei Cassel. Gossmann's Naturheilanstalt.

Idyllische, geschützte Lage, unmittelbar am Habichtswald, anschliessend an den Königl. Park. Das ganze Jahr geöffnet. Aerzte: **Dr. med.** Missmahl, **Dr. med.** Walser, **Dr. med.** (in der Schweiz promov. Sophie Gomberg, Gossmann, Direktor. Zur Belehrung empfohlen: **„Handbuch der Naturheilkunde"** von Dr. med. **Walser** (Verlag Enßlin, Reutlingen). Für bescheidenere Ansprüche: Zweiganstalt **„Schweizerhaus".** Wohnungen für ärztliche Behandlung, Kur, Wohnung und Verpflegung von M. 35.– an. **Prospekte** der Anstalt und des Walser'schen Werkes kostenfrei durch die Direktion von [37

Gossmann's Naturheilanstalt.

Unsere verehrten Abonnenten werden gebeten ihre Bestellung auf „Die Frau" für das 1. Quartal (Oktober Dezember 1897) noch im Monat September zu erneuern; insbesondere ist zu beachten, daß die **Post** bei nicht rechtzeitiger Bestellung bereits erschienene Hefte **nur gegen eine Gebühr von 10 Pf.** nachliefert. Preis pro Quartal durch die Post und den Buchhandel 2 Mark. Bei direkter Zusendung. In Berlin 2 Mark. Im Inland 2,30 Mark. Nach dem Ausland 2,50 Mark.

☛ Alle für diese Monatsschrift bestimmten Sendungen (Briefe, Manuskripte, Bücher u. s. w.) sind, ohne Beifügung eines Namens: **An die Redaktion der „Frau"** (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung) Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34 35, zu adressieren. **Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto (in deutschen Briefmarken) beizufügen.** ☚

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.

☛ **Titel und Gesamtinhaltsverzeichnis des 4. Jahrganges der „Frau" erscheinen mit dem nächsten Heft.** ☚

[illegible]el und (Kl) Inh[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 110 450

HQ
1103
F7
V.4
1896/9

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305